

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

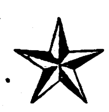

UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE
04636958
2134470304
053 T814 V.19 BD.1 1916/17 MAIN


Digitized by Google



UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE
04636958
2134470304
053 T814 V.19 BD.1 1916/17 MAIN





THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

053
T814
v. 19
1916/17

Digitized by Google

053
T814
v.19
1916/17

Digitized by Google

Digitized by Google

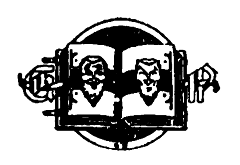
Der Türmer

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Neunzehnter Jahrgang · Band I

(Oktober 1916 bis März 1917)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen



Aufsätze

Digitized by Google

Digitized by Google

Besprochene Schriften

Türmers Tagebuch

Digitized by Google

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Auf der Warte




Digitized by Google

Digitized by Google

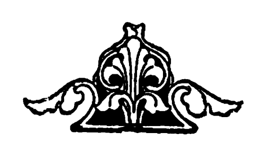
Digitized by Google

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

Briefe

Auf den Beilagen.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

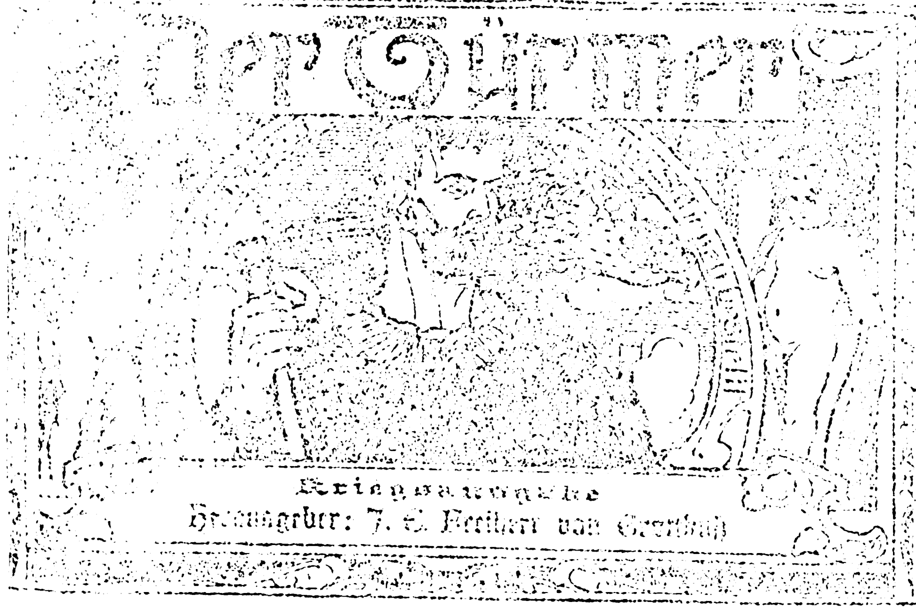


Morgentraum

Hans Thoma

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XXI. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1918 Heft 1

Die Kometenjahre

Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

„Sonnenentborener,
Weit in die Sternenmeere Verlorener,
Ewiger Wiederkehr Erkorener,
Der du uns Dämmernden leuchtend dich nahst,
Sonnenentronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Weltweiser Wanderer, sag, was du sahst!“

Wohl, mich umstarrten die eisigen Fernen,
Schnee sah ich schimmern auf glühenden Sternen,
Wohl, mich umbrausten die Lieder von Sternen,
— Ton ich selber im ewigen Lied, —
Mächtiger tönte das ewige Werde
Schaffenden Geists auf geschaffener Erde,
Heiliger fand ich die große Gebärde,
Wenn sich ein Mensch von der Finsternis schied.

Hinter mir reiße ich durch die Jahrtausende
Flatternde Schleier, breitbrennende, brausende, —

Digitized by Google



Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS



XIX. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1916 Heft 1

Die Kometenjahre

Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

„Sonnenentborener,
Weit in die Sternenmeere Verlorener,
Ewiger Wiederkehr Erkorener,
Der du uns Dämmernden leuchtend dich nahst,
Sonnenentronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Weltweiser Wanderer, sag, was du sahst!“

Wohl, mich umstarrten die eisigen Fernen,
Schnee sah ich schimmern auf glühenden Kernen,
Wohl, mich umbrausten die Lieder von Sternen,
— Ton ich selber im ewigen Lied, —
Mächtiger tönte das ewige Werde
Schaffenden Geists auf geschaffener Erde,
Heiliger fand ich die große Gebärde,
Wenn sich ein Mensch von der Finsternis schied.

Hinter mir reiße ich durch die Jahrtausende
Flatternde Schleier, breitbrennende, brausende, —

Digitized by Google



Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS



XIX. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1916 Heft 1

Die Kometenjahre

Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

„Sonnenentborener,
Weit in die Sternenmeere Verlorener,
Ewiger Wiederkehr Erkorener,
Der du uns Dämmernden leuchtend dich nahst,
Sonnenentronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Weltweiser Wanderer, sag, was du sahst!"

Wohl, mich umstarrten die eisigen Fernen,
Schnee sah ich schimmern auf glühenden Kernen,
Wohl, mich umbrausten die Lieder von Sternen,
— Ton ich selber im ewigen Lied, —
Mächtiger tönte das ewige Werde
Schaffenden Geists auf geschaffener Erde,
Heiliger fand ich die große Gebärde,
Wenn sich ein Mensch von der Finsternis schied.

Hinter mir reiße ich durch die Jahrtausende
Flatternde Schleier, breitbrennende, brausende, —

Digitized by Google

Doch meine sausende
Bahn vergeht mit dem Morgenrot.
Aber wenn ich zur Erde gekommen,
Fand ich die Menschheit ins Helle geklommen,
Fand ich flackernde Fackeln entglommen,
Eh noch die letzten Fackeln verloht!

* * *

Die Runde Kirche hallt die Mitternacht,
Und Cambridge träumt in weichen Wiesennebeln.
Ein Butzenfenster klirrt, im Unschlittlicht
Lehnt Newton aus dem Rahmen sich zum Himmel.
„Nun hat dir Halley deinen Weg gesagt,
Du seltner Gast, und du wirst wiederkommen,
Wenn längst dies Auge sich geschlossen hat,
Und mächtig zwingen dich die ewgen Zahlen,
Die aller Welten ehrne Formen sind!

Denn der unendlich kleinen Änderungen
Verhältnis, das ein Gott mir offenbart,
Das gilt auch dir, und Fundament errichtet
Ist nun dem bunten Widerspiel der Kraft.
Was auch die Analyse wird errechnen
In Tausenden von Jahren, — alles hängt
In den von mir geschmiedeten ewigen Angeln!

Nun neigst du, greiser Himmelswandrer, dich —
Da ist kein Ding, das ander Ding nicht zöge,
Und jedes Sternes grade Bahn sich biegt,
Als ob ein immerwacher Ruf ihn riefe,
Hin nach der hohlen Seite seiner Bahn,
Und fällt mein Foliant, so fällt die Erde,
Die große Erde, auch entgegen ihm!“

Und liebevoll hebt er empor die beiden
Handschriftenbände, klaffend, dickgebaucht,
Darin die müden Nächte von zehn Jahren
Vieltausend Körner ewgen Werts gesät.
Und heute ist das Riesenwerk vollendet,
Der First gesetzt dem großen Bau vom Licht!

Er geht zur Ruh ... und läßt die Kerze schwelen, —
Und Newton wußte doch so viel vom Licht!
Wie war er arm, wieviel galt eine Kerze, —
Und doch vergaß zu löschen er das Licht!
Wie viele Nächte ohne Schlaf, in denen
Sein Geist doch nichts vergaß ... vergaß das Licht!

Digitized by Google

Die Runde Kirche dröhnt die erste Stunde,
Und Cambridge liegt in Wiesennebeln ganz
Ertrunken „wie die eine klassische Stelle
Stumm lebend liegt in einem platten Buch".

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Unschlittkerze brennt sich lautlos nieder,
Heimtückisch greift die rachesüchtige Flamme
Nach jenem Werk, das ihr Geheimnis fand,
Sie rührt nicht an die blöde Gänsefeder
Und nicht das Kuhhorn, drin die Tinte glänzt, —
Nur Newtons Werk verkohlt sie sacht zu Zunder.

Auf steilem Pult verknistert Blatt um Blatt,
Bäumt sich empört, wenn an den Büttenrändern
Die Funken laufen, wölbt sich grimmig auf
Und rutscht als schwarzer Staub das Pult hernieder.

Ganz tot, zehnjährige Arbeit tot, ganz tot! — —

Dann kam der Morgen, und die Asche senkte
Sich schwer verdüsternd auf den großen Kopf,
Aus dem die Tränen kindisch niederflossen —
Newton in Schwermut, Newton ward zum Kind, —

Mich schauderte, — da floh ich in die Sterne!

* * *

Sonnenentborener,
Weit in die Sternenmeere Verlorener,
Ewiger Wiederkehr Erkorener,
Der du uns Dämmernden leuchtend dich nahst,
Sonnenentronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Weltweiser Wanderer, sag, was du sahst!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder Nacht und wieder stille Stube,
Darin ein Ewiger Gesetze sucht!

Ein kahles Zimmer, weiß getüncht und ohne
Den kleinsten Schmuck, der Leben würdig macht.
Das einzge Ornament: der dunkle Streifen
Auf roher Bretterdiele, drauf den Weg
Vom Pult zum Bücherschrank Millionen Male
Kants ruheloser Schnallenschuh gesucht.

Digitized by Google

Nun schiebt der Zwerg, gebückt, unsäglich mager,
Sorglich zurecht das Kissen auf dem Stuhl,
Sein Diener legt behutsam auf die niedre
Von hoher Schulter seinen Zopf und geht.
Kant starrt durchs Fenster auf zu dem Kometen,
Und märchenschön wird jäh der blaue Blick
Des wunderlichen ganz einsamen Mannes,
Des Manns, der handelte wie die Natur,
Keiner Erziehung fähig und bedürftig,
Zugleich notwendig ganz, und ganz auch frei:
„Zwei Dinge sind es, die das Herz des Menschen
Mit immer neuer Ehrfurcht anerfülln:
Du über mir, gestirnter ewger Himmel,
Und du in mir, du sittliches Gesetz!

Dem Wanderer dort oben sind die Wege
Längst vorgezeichnet, nachgerechnet längst,
Doch woher kamst du einst, — das sage mir! —

Ein Singen weht aus dunkelweitem Himmel
Zum kargen Zimmerchen in Königsberg:

Im Chaos kreisten sacht die ewgen Dinge,
Gott gab der Schwere, daß sie Leichtes zwinge,
Da ward ein Kern, da lösten sich die Ringe,
Und war kein Ding, das ander Ding nicht zog,
Und kreisend mit gewaltigen Gebärden
Gebaren glühnde Sonnen glühnde Erden,
Die kreisten auch, und Monde mußten werden,
Bis sich die Welt gemach ins Gleiche wog!

Kein Schauder faßt den schmächtigen kleinen Mann,
Denn so, als ob ein Bruder zu ihm spräche,
Ist ihm der Sternenwelt antwortend Lied.
Tief beugt er sich zur rastlos zitternden Feder.
— — — — — — — — — — — — — — —
Der Diener stört: „Hochedler Herr Professor,
Soeben schicken Green und Motherby ...
Des Herrn Professors Freund, Herr Motherby,
Zu Gnaden, Herr Professor ... sei gestorben.“

Langsam nickt mit dem Kopf der stille Mann
Und läßt ihn unbeirrt auf seinen Schriften:
„Geh Er und laß Er mir die Abendruh!

Digitized by Google

Das Leben lohnt, daß man drum Nachricht habe,
Der Tod ist ganz gewiß, drum nenn ihn nicht,
Was nicht zu ändern, mag ich auch nicht denken,
Denn andres viel zu sorgen hat der Kopf,
In dem Vernunft sich selbst Gesetze findet!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Todstille Nacht hängt auf die Pregelstadt,
Die Kerze zuckt an seines Freundes Bahre;
Doch unbewegten Herzens sitzt und sinnt
Und schreibt der Königsberger Weise weiter.

* * *

Wohl, dich umstarrten die eisigen Fernen,
Schnee sahst du schimmern auf glühenden Kernen,
Wohl, dich umsangen die Lieder von Sternen,
Ton du selber im ewigen Lied,
Sonnenentronnener,
Du vom Schaum der Gestirne Umsponnener,
Menschlichem Schicksal als Führer Gewonnener,
Sag, was dein Auge zum drittenmal sieht!

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie weiß das Mondlicht auf dem Garten liegt!
Bläuliche Schatten werfen die Boskette,
Und bläulich ist der blonde lange Bart
Durchschattet, der auf Darwins Schulter weht.

Nach jahrelanger Forschungsfahrt daheim!
Durch seinen Garten geht er hin und her,
Und glücklich streicht die Hand durchs taugenäßte
Gebüsch und glücklich lauscht sein Ohr hinauf,
Wo aus dem offnen Fenster seiner Kinder
Liebliches Lied herschmachtet: „Home, sweet home!“

Und lächelnd grüßt er Halleys Haarstern auch:
„Du Wandersmann, du bist noch nicht daheim!
Wer weiß, ob jemals du dahin gelangst,
Wohin dein Weg entwicklungssüchtig weist,
Denn deine Art auch ist veränderlich,
Wie des Geschaffnen jede, jede Art!

Entwickelung ist alles, bildungsfähig
Ist alles das, was Gottes Hand verließ.
Im Embryo fand ich in zarten Schleiern,
Als bärg Natur in Hüllen ihr Gesetz,
Das, was vergangene Jahrtausende
Lebendig sahen im lebendigen Licht.

Digitized by Google

Und was vergangene Jahrtausende
Lebendig sahen im lebendigen Licht,
Das fand ich steingeworden in den Schächten
Der alten Berge als ein Testament
Verschollener Jahrtausende an mich!

Und alles fließt und alles wandelt sich.

Da ist kein Ding, das ander Ding nicht zöge,
Und das Lebendige wird stark bewegt
Von Hitze, Kälte, Nahrungsnot und Liebe,
Und seine Spuren drückt ihm jedes ein.

Und ganz wie deine stille Bahn dort oben
Ergebnis ist von tausend starken Kräften,
Die wie ein Spinnennetz das All durchziehn,
So ist der Weg der Art ein ewger Ausgleich,
Der Kampf ums Dasein lenkt die Kurvenbahn,
Zerschmettert fällt das Ungerüstete
Dem Tode zu, das Starke überlebt, ...

Gott gab den beiden, daß sie Starke sind!"

Zwei Knaben lärmen aus der hellen Tür
Hinaus zum Vater: „Vater, es ist dunkel
Im Garten, komm herein ins helle Haus!"

Er streichelt sacht die weichen Lockenwellen:
„Wenn ich die Augen schließe, ist es hell,
So hell in mir, daß selbst am Sonnenmittag,
Wenn ich sie öffne, einen Augenblick
Die Welt mir dunkel scheint vor jener Helle,
Die in mir leuchtet!"

Eines Knaben Mund
Sagt zaghaft halb und halb in Neckerei:
„Du, Vater, bist du damit nicht ein — Dichter?"
Und Darwin lächelt ungewiß — „Vielleicht!" —
— — — — — — — — — — — — — — —

Fackeln schwang ich durch die Jahrtausende,
Sprühende Fackeln, breitbrennende, brausende,
Doch ihre sausende
Bahn verlosch mit dem Morgenrot,
Aber wenn ich zur Erde gekommen,
Fand ich vom Licht, das dem Himmel entnommen,
Neue Fackeln der Menschheit entglommen,
Eh noch die letzten Fackeln verloht!



Digitized by Google

Das innere Ziel

Von Friedrich Lienhard

Wenn man als Elsässer, den Donner der Südvogesen noch im Ohr, über den sommerlich blühenden Friedhof von Weimar wandert, stellen sich ergreifende Empfindungen ein.

Der Weg vom Wasgau nach Weimar ist ein Weg vom Rande zum Kern, vom Grenzland zum Binnenland. Wir können auch sagen, geistig und symbolisch: zum Hochland. So wenigstens ist der Gang eines deutschgestimmten Elsässers, der sich um seines Volkes Kulturgüter bemüht. Er sucht den Geistes- und Herzensbesitz der sinnig in die deutsche Mitte eingebetteten Kulturstätten.

Der deutsche Bürger im gesicherten Inland kann sich gar nicht vorstellen, mit welchen Gefühlen wir Elsässer nach verhalltem Kanonendonner über das weithin blühende Weimar schauen oder durch die Gassen der Stadt Jena mit den vielen Tafeln erlauchter Namen wandeln. Es ist Karfreitagsstimmung aus „Parsifal"; es treibt einem die Tränen ins Auge, wenn man während solchen Ganges beherzigt, daß für den Bestand dieser still emporleuchtenden Geistesstätten, daß für das Land eines Goethe, Schiller, Fichte, Wagner und ähnlicher Geistesfürsten unsre Tapfren draußen bluten und fallen — Tränen der Dankbarkeit, Tränen der Freude, daß auch wir Nichtkämpfer die Ehre haben, Deutsche zu sein. Wenn auch manche Volksgenossen unsre Ideale verunehren, wenn auch Wucherei, Nörgelei, Flaumacherei oder dergleichen im Siebzigmillionenvolke gedeihen mag: — das ist belanglos für die Art, wie unsre Gesamtheit sich bewährt. Aufgeschaut zu den Meistern! An ihren Tempeltoren stehen Fackelhalter genug; auf den hundert Pfaden zu ihren Tempeln wandeln Pilger genug. Hier ist Deutschlands reinste Seele. Hier und bei den vielen wahren Helden draußen und drinnen, die zwar oft geehrt, mehr noch aber in aller Stille aushalten und blutend auf den Rasen sinken, damit Deutschland lebe. Ihr Weg sei unser Weg!

Und so ist uns denn dieser große Krieg vor allem eine Prüfung, Sichtung, Selbstbesinnung auf unsren recht eigentlich *deutschen Geistesbesitz*. Der bloße Verstand bisheriger Nur-Wissenschaftlichkeit hat uns nicht durchwärmt; aber nun geht eine neue Durchwärmung durch unsre Seelen. Mancher hat zittern, weinen, beten und unter Tränen lachen gelernt; eine viel stärkere Lebensdurchblutung, ein ganz neuer Lebens- und Todesbegriff bemächtigte sich der Menschenseele. Wieviel Inniges quillt jetzt von Mensch zu Mensch empor, unmittelbar von Kamerad zu Kamerad, von Mann zu Frau! Und so ergreifen wir auch unser deutsches Geistesgut mit einer neuen Herzenswärme.

Wir *haben* sie noch, wir haben sie mehr als je, die heiligen Stätten Wartburg, Weimar, Jena, Bayreuth, Kyffhäuser, Brocken, Sanssouci — und wie sie heißen mögen! Ja, sie wurden uns teurer als zuvor! Ganz Deutschland wurde

Digitized by Google

ja gezwungen, den Weg zu gehen, den wir noch unter Frankreich geborenen Deutsch-Elsässer zu unsrem Heile durchmachen mußten. Euch Binnendeutschen war bisher euer deutscher Kulturbesitz als Erbgut geschenkt und bequem in die Wiege gelegt: wir aber mußten es erobern. Und nun seid ihr alle in die gleiche wohltätige Zwangslage versetzt: euer Deutschtum mit vollem Bewußtsein behaupten, rechtfertigen, blank putzen zu müssen gegen das Widerdeutsche in uns und um uns! Nun werdet ihr mit neuartiger Festesfreude das Ererbte erleben und wahrhaft besitzen. „Dies ist mein! Und so ist das meine meiner als jemals!" So klingt es am Schluß von „Hermann und Dorothea" nach vorübergebrauster Revolution: so wird es klingen nach vorübergebraustem Weltkrieg!

Als ich vor zehn Jahren „Wege nach Weimar" schrieb, vermutete flüchtiger Blick irgendeine Epigonen-Einführung in Altbekanntes. O nein! Es war genau das Gegenteil; es war genau das, was jetzt hundertfach durchgemacht wird: vertiefte Selbstbesinnung auf ein gemeinsam-deutsches Lebens- und Literaturideal. In irgendeiner Weise wird nach dem Weltkrieg ganz Deutschland Wege nach Weimar wandern. Die äußere Stätte ist nur Anknüpfung, nur Beispiel, nur Veranschaulichung; aber das dahinter waltende Ewige ist zeitlos.

In diesem Ewigen suchen wir das innerdeutsche Geistesziel.

* * *

Worin insbesondere besteht denn nun dieses innerdeutsche Ziel?

Zunächst ist es ein Kennzeichen dieses Geistes- und Herzensbesitzes, daß er in den Tiefen des Menschen einen unbedingt sichern und unberührbaren Friedensort darstellt. Jedem Gralsucher ohne Unterschied des Standes, der Partei, der Konfession, ja der Abstammung ist dieser heilige Hain zugänglich. Das ist als etwas Unbedingtes auszusprechen. Und damit ist etwas Köstliches gesagt. Die innere Freiheit, die sich durch diese Tatsache offenbart, ist eins der kostbarsten — wir dürfen schlechthin sagen: das kostbarste Menschheitsrecht.

Worin besteht dieses Edelgut, das jedem erreichbar ist? Worin besteht zumal jene deutsche Besonderheit, die man, allgemein gesagt, als „deutschen Idealismus" preist oder bekämpft?

Der Denker und Pädagoge Comenius hat ein Büchlein geschrieben: „Der Irrgarten der Welt und das Paradiesgärtlein des Herzens"; der größte epische Dichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, hat in 25 000 Versen die Fahrt Parzivals nach einem vertieft aufgefaßten „Gral" geschildert. Martin Luther stellt in den Kern seines Lebenswerkes eine Kraft, die er nach Paulus und Augustin den „Glauben" nennt und aus der inneren Freiheit des Christenmenschen zu Gott emporblühen läßt. Die Klassiker des Denkens und Dichtens der Neuzeit, Kant, Fichte, Schleiermacher, Herder, Schiller, Goethe und andere, sprechen einmütig von einer in uns wirkenden Gleichgewichtskraft, die sie als unser „höheres Selbst" in immer neuen Bezeichnungen staunend verehren. Goethe formt z. B. in den „Wanderjahren" (I, 10) das Wort: „Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn

Digitized by Google

er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut?"

Was hier Meister Goethe als „herrlich Bewegtes" und „reinen Mittelpunkt" erlebt und prägt, ist genau, aber auch ganz genau dasselbe, was Meister Wolfram den „heiligen Gral", was Meister Luther den „Glauben", Meister Fichte das „Ich" im Gegensatz zum Nicht-Ich preist; es ist das Paradiesgärtlein im Herzensgrunde gegenüber dem Labyrinth der bloßen Außenwelt. Und so ließe sich aus der germanischen Mystik eines Eckhart, Tauler, Böhme, Angelius Silesius und anderen immer wieder das Wissen um ein Geheimnis belegen, das diese führenden Männer als ihres Daseins Kern und Glück empfunden haben.

Und dabei ist nun etwas Wichtiges zu sagen. In bezug auf diesen Geheimbesitz unterscheidet sich der Idealismus von dem modernen Verfahren. Der moderne Massen- und Staatsmensch tritt von außen an die Dinge heran. Er ist seit der französischen Revolution geübt, immer nur Rechte, Rechte, Rechte zu verlangen und diese Rechte und Vorteile von der Außenwelt, vom Staat, von der Gesellschaft zu erzwingen oder zu erlisten. Der Geistesmensch geht einen andren Weg. Er ist darin Aristokrat und setzt sich vor allen Dingen Pflichten; er beginnt mit der obersten Pflicht: er sucht persönlich unabhängig zu werden von jenen Trieben und Genüssen, jenem panem et circenses-Drang, der die Massen beseelt. Sein Drang ist auf das Reich des Geistes, auf das Reich Gottes gerichtet. Über seinem Leben steht kein „Genieß und stirb", sondern das schroff anders geartete „Stirb und werde!" Ihm ist ein Geheimnis aufgegangen: eben jenes Geheimnis vom Sinn und von der Seligkeit eines wahrhaft durchgeistigten und beseelten Menschendaseins, das vom inneren Gral aus durchleuchtet ist.

Die Forderung, sich vor allem dieses innersten Gutes, dieses Schatzes im Acker, zu bemächtigen, gipfelte einst in dem berühmten „Eins ist not" jenes größten Menschheitslehrers, der am unmittelbarsten die himmlische Herkunft der Seele ausgesprochen hat: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Dieser Satz klingt ähnlich bei Schiller: „Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgendeinem (äußeren) Zweck sich selbst zu versäumen?" Und beim Dichter des Faust formt sich die Lebensforderung in das Wort: höchstes Glück der Erdenkinder sei nur — ja, was denn? Was ist der Erdenkinder höchstes Glück? Renten, Reformen, soziale Gesetze, Schutzzoll, Parlamente, Monarchie, Republik, Mitteleuropa — oder was denn? Nein, schlecht und recht die Persönlichkeit!

Persönlichkeit — und weiter nichts!

Denn Persönlichkeit ist der Kern, der alles enthält.

Das ist es, was wir in das Chaos der Meinungen hämmern. Ein Volk, dessen Familien und Schulen, dessen Leben und Literatur durchglüht sind von Persönlichkeitskraft, verliert sich nicht haltlos in den leidenschaftlichen Meinungsstreit um äußere Güter. Seine Volksmassen erleben nicht etwa die fiebernden Rasereien amerikanischer Wahlen und Wetten, nicht den fanatischen Macht- und Geldhunger jener brutalen Trusts und Kartelle, nicht jenen Tanz um das goldene

Digitized by Google

Kalb, der nicht nur etwa England und Amerika verunehrt. Denn seinen besten Menschen ist ein übergeordnetes Ziel aufgegangen, von wo aus nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Umwelt Kraft, Licht und Wärme empfangen. In diesem Suchen und Aufbauen der Seele, in dieser diamantenen Leuchtkraft der Persönlichkeit erkennen unsre Besten

das innerste Ziel.

* * *

Wie verhält sich dieses innere und innerste Ziel zu den äußeren Friedenszielen?

Wir haben gesagt: das Innenreich der Seelenkultur hat unbedingte Selbständigkeit. Das ist eine Grunderkenntnis dieser Denkweise. In uns kann eine Macht lebendig werden, „die keiner Macht der Erde weicht" (Kant). Aber irgendwie muß doch wohl diese Seelenkultur mit dem Außenreich der Zivilisation in Beziehung oder Wechselwirkung treten? Gewiß! Und der Ausgleich zwischen beiden ist ein Kulturproblem ersten Ranges.

Grade der deutsche Mensch hat heftige Entwicklungsstufen durchzuringen, bis er sich zwischen Ichgefühl und Staatsnotwendigkeit, zwischen Innenreich und Außenwelt zurechtgefunden hat. In der Gegenwart drängt die Zivilisationsarbeit nach außen; im klassisch-romantischen Zeitalter war die Kulturarbeit der Darstellung inneren Menschentums gewidmet. Ein Fachmann auf diesem Gebiete, Friedrich Meinecke, sagt in seinen Kriegsaufsätzen: „Unsrer ersten Erhebungszeit von 1813 ging voraus eine Entfaltung des reinen Menschentums von unvergleichlicher Größe. Wer von uns Nachkommen könnte sich rühmen, so keusch und unbedingt das Ziel des Lebens in der inneren Bildung und Vergeistigung der Persönlichkeit gesucht zu haben wie unsre großen Dichter und Denker, die Schöpfer des Humanitätsideals?" (Meinecke, Die deutsche Erhebung von 1914, Stuttgart 1915). Die Jahre 1813, 1848, 1870 zeugten dann den Vaterlandsgedanken. Und im Rahmen des Reichsbaues, oft in Spannungszustand mit den Nachbarvölkern, widmete man sich dem Ausbau der äußeren Lebensbedingungen. Da drohte nun der Seelenkultur Gefahr. „Die großen Gedankengebilde des deutschen Idealismus, aus denen einst die geistigste Kraft der Erhebung von 1813 geflossen war, schienen um die Mitte des Jahrhunderts in voller Zersetzung zu sein. Der neue Realismus verachtete sie als blutlose Metaphysik . . ." Und „gröbere Züge materieller und egoistischer Art begannen das geistige und politische Leben der Nation seit 1870 zu verunstalten. Der Deutsche war in Gefahr, ein Stück seiner Vergangenheit zu verlieren und als Parvenü wieder anzufangen. Man stellte wohl Goethe und Schiller in schlecht gedruckten, goldglänzenden Neuausgaben noch in den Bücherschrank, aber die Lebenstiefen unsrer großen Dichter und Denker versanken in Dämmerung" (Meinecke). Kurz, Deutschland hatte eine Wendung vollzogen. Herzwärmend ragten zwar der Reichsgründer Bismarck, der wahrhaft edelmännische erste Kaiser mit seinen Paladinen hervor; doch außer etwa dem heftig umkämpften Künstlergenie eines Richard Wagners besaß Deutschland keinen Lebensführer von allgemein vorherrschender Geisteskraft. In der dünnen und

Digitized by Google

trockenen Luft gediehen der wissenschaftliche Materialismus, der Heeresdienst, die Organisation der Massen und überhaupt die Arbeitsmethode. Die Weltanschauung des Durchschnittes wurde von der Sozialdemokratie und von Haeckels Naturalismus bestimmt.

Wie nun aber — so fragen wir abermals — verhält sich jenes innerste Edelziel zum Außenreich der Methoden und Maßnahmen, der Parlamente und Parteien? Führt vom Reich der Seele zum Reich der äußeren Macht ein Weg? Gibt es eine Brücke von Weimar nach Sanssouci?

Einmal in der Weltgeschichte gab es ein berühmtes Beispiel, wo sich die Gegensätze zwischen Innen und Außen in zwei Personen gegenübertraten. Es war in Judäa. Der Vertreter des Innenreiches hieß Christus; sein Gegenfüßler war Pilatus. Jener sprach das Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"; der Landpfleger aber vertrat das Römerreich. Jener sprach: „Ich bin die Wahrheit"; dieser zuckte die Achseln: „Was ist Wahrheit?" Hier der Politiker und Soldat, dort der Weise und Heilige. Wo ist die Brücke?

Gewöhnlich sagt man: es ist eben das Besondere der Neuzeit, daß sich die großen Gedanken des Idealismus nunmehr in Form von Riesenmörsern, Tauchbooten, Luftschiffen, staatlichen Großgebilden und dergleichen in Wirklichkeit umgesetzt haben. Das ist aber denn doch mit größter Vorsicht aufzunehmen. Gewiß wird eine geistige Schulung und Selbsterziehung sich auch im Tatgebiet geltend machen. Aber im ganzen ist es nicht richtig, zu sagen, daß unser Zeitalter der großartigen Erfindungen aus den Meistern der Innenwelt einfach so „hervorgegangen" sei. Oft bildet sich vielmehr eine Zeitstimmung in genauem Gegensatz zu der vorhergehenden heraus; so erschien, sehr bezeichnend, unmittelbar hinter dem absterbenden Naturphilosophen Schelling der ihn sofort verdrängende Naturforscher Darwin. Das Deutschland der Riesenmörser ist nicht das Deutschland eines Kant und Fichte, eines Schiller und Goethe, eines Hölderlin und Eichendorff — und will es nicht sein. Befreien wir uns von diesem unreinlichen Denken!

Solange die Mörser donnern, schweigen jene Meister der Innenkultur; sie stehen wie großgestaltete Luftgebilde am Horizont und warten ihre Stunde ab, warten, bis sich der Rauch verzogen hat. Dann kommen sie und sagen ihr hoheitvolles Wort. Sie verhalten sich zur soldatischen und industriellen Arbeit wie der Sonntag zu den sechs Werktagen. Aber sie sind kein Widerspruch, sondern eine Ergänzung: denn erst die sieben Tage der Woche bilden ein Ganzes. Es sind sieben Brüder; einer von ihnen ist der Festtag, der Tag der Meister, der Tag der Innenschau. So sind die Blütenzeitalter des Dichtens und Denkens Festtage der Menschheit. Es sind Orientierungstage: vom Sonntag aus hält man Rückschau auf die sechs verlebten, Ausschau auf die sechs kommenden Werktage. Der Lärm ruht; es sind Stunden der Stille, die dann wohltätig als innerer Kraftvorrat nachwirken in die Arbeitstage. Sie sagen dem gesammelten Gemüt das Evangelium des Schönen, Guten und Ewig-Wahren — das Evangelium vom Reich der Seele, vom Reich Gottes. Sie sind genau so notwendig wie das Einatmen im Verhältnis zum Ausatmen.

Digitized by Google

Jetzt ist in der modernen Welt Werktag; vielleicht das Reinemachen des Sonnabends. Geben wir Deutschen nur ganz offen zu, daß wir, mit dem Ausbau des Reichskörpers beschäftigt, in der Tat nicht mehr das Deutschland von Weimar-Jena sind, sondern das Deutschland von Potsdam-Sanssouci werden mußten. Über diese Entwicklung zu jammern, ist sinnlos; sie zu einer Verleumdung zu benutzen, ist Bosheit. Denn schon wartet, unterirdisch vorbereitet, die notwendige Sonntagsstimmung vor dem Tor; und in den Reichskörper wird einziehen die Reichsseele.

Sobald man diese Zweiheit mit reinlichem Denken auseinanderhält und doch ihre Wechselwirkung würdigt, wird auch die uns jetzt unmittelbar bewegende Frage nach äußerem Landbewerb oder nach der Form des Friedens überhaupt in ein ruhiges Licht gerückt. Es wird dann als eine Sache erkannt, die nicht für sich allein besteht, sondern ihren Wert erst erhält durch die Geistes- und Seelenbeleuchtung, die sich von innen her des äußeren Friedensgewinns bemächtigt. Darauf kommt es an. Die Geistesverfassung, in der unsere leitenden Männer einen starken, aber auch besonnenen Frieden finden: das ist das Entscheidende.

Wer sich, durch treue Arbeit zunächst an sich selber, persönlich gestärkt fühlt durch die Wunder deutschen Geistesgutes und deutschen Herzensbesitzes, dem schaffen die Möglichkeiten äußeren Friedensschlusses nur eine einzige Sorge. Die Sorge nämlich, ob in unsrem Volksganzen zum Schluß des Krieges dieselbe wundervolle Einigkeit Empfindung und Handeln beschwingen wird wie am Kriegsbeginn. Die Sorge, ob der Aufschwung zur Einigkeit stark genug sein wird, auch den Zwiespalt der Meinungen edel und geistesgroß zu überbrücken, ohne notwendige Vielheiten zu verwischen; stark genug, letzte Leidenschaftlichkeiten aus den Erörterungen zu bannen und — nicht zu unterschätzen! — den Übergang aus dem mehrjährigen Schützengrabenzustand in die Stubenarbeit gut zu bewerkstelligen; stark genug, den einfachen, freien und sicheren Ton eines neuen deutschen Lebensgefühls in großzügigem Zusammenschaffen herauszuarbeiten.

Wer alle Blätter und Schriften durchlesen wollte, die der Weltkrieg gezeitigt hat, der käme in ein Chaos, wenn er sich nicht das innere Ziel in einer bis zur Genialität gesteigerten Einfachheit immer wieder vor Augen stellte. Die soziale, die konfessionelle, die Rassenfrage, die Fragen der Erziehung, der Lebensreform (Alkohol, Ernährung, Geschlechtsleben), Frauenfrage, Bühnenreform, Wahlrecht — welch ein Andrang! Mehr als je brauchen wir den dröhnenden Ruf: „Eins ist not!"

Nur ein Genie, ein seelischer Bismarck kann diesem „Eins ist not" neue, siegreich-bezwingende Ausdrucksform für die Gesamtheit geben. Derweil aber haben wir andren die ehrenvolle Aufgabe, Fackelhalter zu sein: Fackelhalter am Tor zur Persönlichkeit.

Wir alle haben Angehörige auf dem Schlachtfeld gelassen; wir sind auf diese Weise enger mit den himmlischen Mächten verbunden. Da möcht' es doch wohl naheliegen, daß etwas von dem sub specie aeternitatis, etwas Ewigkeitsluft, auch in den Ton unsres Meinungsaustausches wehe; daß wir auch darin über-

Digitized by Google

schattet würden von den Geistern der Verewigten, die uns nun körperfrei umschweben. Es ist eine Ehre, eine große Not gemeinsam erleben und ihren Segen spüren zu dürfen: den Segen einer geläuterten Menschlichkeit.

Gott schütze und segne unser Deutschland nicht nur in seinem leibhaften Bestand; Gott beseele Deutschland mit dem edelsten Gut, was die Gottheit zu spenden vermag: mit großen und guten Menschen, mit

M e i s t e r m e n s c h e n!



Heidestille · Von Richard O. Koppin

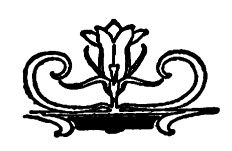
Der Himmel träumt —
die Wolken halten Wacht.
Die Heide schäumt
in Blütenfülle —,
und durch die Stille
schwingt
wie heimatliches Gutenacht
zum Lautenklang
ein weiches Lied.

Der Tag entflieht. —
Schon müder klingt
der Grille
leis harfender Gesang,
und nur in langsam-leisen
Kreisen
dreht auf fernem Hügel
die Mühle
ihre schweren, schwarzen Flügel.

Aus der Schänke
führt lang am Zügel
ein Reiter
sein Pferd zur Tränke —,
sitzt auf und sprengt,
den Zügel verhängt,
weit, immer weiter,
nachtwärts feldein . . .
Nun deckt ihn der dunkle Hain

Voll Sonne gesogen,
in breiten Wogen
die Heide schwingt. —
Kein Vogel singt . . .
Die letzten Schwalben zogen
schon längst nach Haus,
in stille Ställe.

Hoch nur auf dunkler Schwelle
der Mondgeselle
steht,
weltverweht . . .
schaut, lässig zurückgebogen,
um eigenen Glanz betrogen,
müde nach Sternen aus.



Digitized by Google

Deutsches Land – Deutschlands Retter

Von Leo Sternberg

In allen vier rheinischen Kurgebieten vernehmbar, schmetterte wieder der Tubastoß von dem runden Wachtturm zu Rhense — nach Lahnstein hinüber, nach Kapellen hinab, nach Rhense hinein und nach Braubach hinauf. Viermal ward die Wappentrompete blitzend nach den Burgen gedreht, auf deren Zinnen mit dem Einzug der Wahlherren die Hausflaggen hochgegangen waren, die nun bunt in den blauen Augusthimmel wehten.

Eher hatte der Hirt der Christenheit keine Ruhe gegeben.

König Ludwig hatte sich nämlich unterstanden, den durch die zwiespältige Königswahl gestörten Reichsfrieden ganz einfach dadurch wiederherzustellen, daß er nach der Burg Trausnitz ritt, wo der besiegte Gegenkönig gefangen saß, und unter Überspringung aller irdischen Instanzen mit seinem Feinde den Bruderkuß tauschte. Diese unbotmäßige Frömmigkeit sollte das Kirchenoberhaupt, von dem die überspannten Vasallen das Königsamt doch zu Lehen trugen, dulden!

Je mehr er aber ahnen mochte, daß es Mächte gab, die seiner Berechnungen spotteten, um so höher schwoll dem Schuhflickersohn aus Cahors der Haß gegen diese empfindsamen Deutschen überhaupt, die mit der Kleinenkindermoral und plumpen Buchstabentreue ihres Christenglaubens einen politischen Kopf zur Verzweiflung bringen konnten; und er sah, daß sein Gottesstaat nicht anders zu verwirklichen sei, als wenn er den Purpur Karls des Großen ganz von den Schultern Deutschlands hinwegnähme und sein geliebtes Frankreich damit bekleide, das ihm dann den Steigbügel halten sollte zur Oberherrschaft über den Erdkreis.

Wie ein reißender Wolf ging er ans Werk. Sofort wurde die Bannbulle und das Absetzungsmanifest an die Türe der Kathedrale zu Avignon geschlagen und über das unschuldige Deutschland das furchtbare Interdikt verhängt, das alle Kirchen im Lande schloß und selbst den Sterbenden den letzten Trost versagte.

Der gewaltige Schlag war freilich ein Schlag ins Wasser. Erzbischof Balduin von Trier, der weiseste unter den Wahlfürsten, der sofort durchschaute, daß es um Deutschland ging, weigerte sich, die Reichsentsetzung in seinem Erzstifte zu veröffentlichen; die Rechtsgelehrten wiesen die Übergriffe des Pontifex gegen das Königtum in geharnischten Schriften zurück; und die rebellischen Städte stellten die feiernden Pfaffen vor die Wahl: Singen oder aus der Stadt springen!

Aber entschlossen, Himmel und Hölle zur Durchführung seines Zieles in Bewegung zu setzen, holte der Träger des Fischerrings zu dem zweiten Schlage aus. In alle Himmelsgegenden sprengten seine Boten und geheimen Stafetten, um die deutsche Ritterschaft nach Bar-sur-Aube zu einer großen Versammlung zu laden, und gaben siegelbehangene Empfehlungsschreiben ab, in denen jene Gnaden, Freiungen, Zölle, Turnosen und sonstigen „Handsalben" verbrieft waren, durch die die Königsmacherei den ritterlichen Unternehmern allmählich selbst kleine Königsthrone erbaute. Auf sammetbekleideten Tribünen wartete die glänzende Ritterschaft des Kapetingers auf die deutschen Fürsten, die dem französischen

Digitized by Google

König die deutsche Kaiserkrone antragen sollten; wartete zwei Tage, drei Tage über den Termin hinaus ... Niemand erschien!

Da schritt der „Sämann des Unkrauts" zum Äußersten. Ein Breve drohte den Kurfürsten an, daß er als Oberherr der Christenheit selbst einen König auf den Altar erhebe, falls sie nicht unverzüglich zur neuen Kur zusammenträten ... Das half.

Erzbischof Balduin, dessen Werk es war, daß die Versammlung von Bar *eine* Versammlung von leeren Sitzen geblieben, schrieb die Vorwahl in dem Baumgarten von Rhense ohne Widerstand aus. Ließ es ruhig geschehen, daß der welsche Bewerber mit Banketten, Jagden, Festen und Ritterspielen sich in die Gunst der Fürsten einzuschleichen suchte; ließ ihn ruhig Privilegien, Belehnungen und Stadtfreiheiten ausstreuen; überließ den französischen Agenten, die wie die Heuschrecken in die Reichsgrenzen einfielen, getrost das Feld und zog sich in seine Zelle bei den Kartäusern zurück, um sich zu dem schicksalsvollen Augenblicke, wie er immer zu tun pflegte, mit härenem Gewande bekleidet, vorzubereiten und im Gebete zu heiligen. Denn nichts anderes stand auf dem Spiele, als ob Deutschland länger Deutschland bleiben oder sein Zepter in die Rumpelkammer der Geschichte geworfen werden und der französische Name hinfort allein über der Welt leuchten sollte.

Verklärt von dem Glauben an den Sieg des Guten und die Weisheit alles Geschehens trat er aus der Abgeschiedenheit wieder in die Welt und rührte auch jetzt keinen Finger, nicht einmal um den Böhmen, seinen leichtfertigen Neffen, wiederzugewinnen, den die päpstliche Partei mit allen Listen umgarnte. „Auch für die Vorsehung muß Raum bleiben", entgegnete er den händeringenden Warnern.

Die ungeheure Menschenmenge, die aus allen Teilen des Reiches am Ufer des Rheines zusammenströmte, zeigte, welchen heißen Kampf man sich diesmal erwartete. Die Liegeplätze der Reede, wo sich an hohem Maste das Reichspanier aus den Wassern erhob, reichten kaum für die Flotte von Jachten, Prunkbarken und Baldachingondeln, die in der bunten Flaggengala der fürstlichen Hausfarben, Reihe an Reihe an den Ankerketten schaukelte; und unter Möwengeschrei und dem Läuten der Schiffssignale legten sich immer neue Flottillen daneben. Das ganze Stromufer aber war in ein Lager von zahllosen Zelten verwandelt, in das beständig neue Reitertrupps mit ihren flatternden Speerfähnchen einritten. Da sah man die kecken Dienstmannen des Böhmenkönigs mit den großen Adlern auf den Kuvertüren der Pferde, die Ritterschaft der Erzstifte mit ihren wallenden Federn am Helm, den blaugewappneten Hohenzoller mit seinen nürnbergischen Burgmannen, Janitscharen mit Posaunen und Sattelpauken vor baumlangen Bannerträgern einherreitend, Armbrustschützen in grüner Weidmannstracht und die schweren berittenen Ehrenwachen in ihren scharlachroten Kriegsmänteln, die mit geschultertem Spieß einen finsteren Kordon zogen um die teppichbelegte Tribüne, auf der das Gestühl für die Reichswürdenträger als freischwebender Altan errichtet war; und ringsumher — um die Schankzelte, die Stände der Waffelbäcker und die Planwagen der fahrenden Leute — wogte Troß und Volk unter den Sonnenkringeln der mächtigen Nußbäume.

Digitized by Google

Das Volk war von Entsetzen gelähmt gewesen, als die Wahlfanfare grell und scharf die gewohnte Stille zerrissen, die seit dem päpstlichen Kirchenfluch kein rheinisches Glockengeläut mehr unterbrochen hatte. Was für ein Elend würde jetzt wieder anheben! Seit einem Jahrzehnt hatten die Wirren der Reichsspaltung an dem Mark und Blut des Bürgers gezehrt. Schwert und Brand, Fehde und Straßenraub hatten derart gewütet, daß König Ludwig beim Anblick des verheerten Landes von Erbarmen überwältigt im Begriffe stand, die Krone freiwillig niederzulegen. Und nun sollten Truppenaushebungen, Gewalttat, Erpressung und Bürgerkrieg von neuem beginnen und der Strom sich wieder rot färben von vergossenem Blut! Als die Flaggen auf den vier Kurschlössern in die Höhe flogen, hatten sie in der ersten Wut mit den Fäusten hinübergedroht:

„Lump drinnen, — Lump draußen!
Lump draußen, — Lump drinnen!"

Aber so mürbe waren sie geworden und so verlassen waren sie vom Geist des Vaterlandes, daß sie bald die Losung ausgaben, auf den französischen Karl müsse das Los fallen, da nur so endlich Friede werde und für sie, wo die Reichsstädte wie eine Ware von Hand zu Hand wanderten, es ohnehin einerlei sei, welchem Herrn sie gehörten.

Der immer auf Abenteuer ausgehende Böhmenkönig, der sich unter das Volk gemischt hatte, triumphierte. Der Mädchenjäger hatte sich in eine braunverbrannte Pfirsichverkäuferin von römischem Schnitt, wie sie unter der rheinischen Sonne heimisch sind, verliebt und nun einen trefflichen Vorwand gefunden, die schöne Zigeunerin in sein Zelt zu schwatzen, wo die französischen Gesandten die Stimme des Volkes mit eigenen Ohren vernahmen, so daß sie das Spiel schon gewonnen zu haben vermeinten und den edelsten alten Bopparder Hamm auftischen ließen, mit dem sie die freudige Kunde reichlich begossen. Denn die Sommersonne peitschte das Zeltlager mit feurigen Ruten.

Bis dahin hatte der staatskluge Wahlfürst von Trier mit der Aufforderung zur allgemeinen Kur gewartet. Die strengbewachten Zelte, in denen bislang nur Geheimberatungen gepflogen worden, so daß das Lager einer ständigen, in viele Einzeltagungen aufgelösten Ratsversammlung glich, wurden plötzlich geöffnet, und die erlauchten Bevollmächtigten mit ihren Advokaten und Geheimschreibern strömten von allen Seiten herbei, um sich zum Wahlgeschäft zu versammeln.

Aber statt sich zu dem hohen Gestühl zu begeben, wo die Gluthitze des Tages sich trotz des aufgespannten Sonnensegels heiß in die Holzsitze eingebrannt hatte, bewegte sich der feierliche Zug unter Führung des erzstiftischen Ehrenmarschalls nach dem Stromufer hinab, wo der trierische Erzbischof zur Besteigung einer bereitliegenden Barke einlud, die als schwimmendes Konklave vor Wahlbeeinflussung und den Ohren der Lauscher gleichermaßen schützte. Dieser Vorschlag kam allen willkommen. Denn obwohl die Sonne mittlerweile hinabgesunken war, hatte der Abend doch keine Abkühlung gebracht, als wenn die grünen Beeren in den Weinbergen an einem Tage hätten klar werden sollen. Noch strahlte der Boden Glut aus, die Fische sprangen, die Schwalben netzten sich die Brust in der lauen Flut, und jeder lechzte nach der fächelnden Kühle der Wasserfläche, ohne zu ahnen, welche

Digitized by Google



Waffen und Feldfrüchte   Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

mächtige Stimme der Strom zugunsten Deutschlands in die Wagschale werfen sollte.

So schaukelte der schwimmende Königsstuhl denn schwerbeladen der Mitte des Rheines zu, wo der wohltuende Wasserwind sogleich die Lebensgeister auffrischte und Rede und Gegenrede in ununterbrochenen Fluß brachte, bis sich tiefe Dunkelheit auf die Flut senkte, in der man nur noch die Augenblitze der Redenden und das Blinkfeuer des Weines auffunkeln sah, wenn die französischen Legaten bei einer günstigen Stimme sich wieder die Römer füllten. Aber während sich das Zünglein der Wage mehr und mehr nach ihrer Seite neigte, hatten sich das Ufer entlang die zahllosen Mastenlichter der verankerten Flotte entzündet; Walnußbäume, in deren Mitte sich das Volk gedielte Lauben gezimmert und mit Papiermonden erleuchtet hatte, schimmerten wie gelbdurchsonntes Mailaub drüben in der Nacht; die Klänge der Sackpfeife drangen von der weidenversteckten Festwiese her, während am jenseitigen Ufer ein wehmütiger Schiffergesang aus der Ferne antwortete; der Erntemond kam mit seinem Heiligenschein über die schwarzen Berge gestiegen und warf seine funkelnde Brücke über den Strom, daß mancher der würdigen Herren unwillkürlich die Hand in das Wasser tauchte und das flüssige Gold im Fahren durch die tropfenden Finger rinnen ließ ... verloren in die Musik des Plätscherns und der tanzenden Feuer ...

Da richtete sich der Deutschordenskomtur von Koblenz langsam von seinem Sitze auf, wuchs — allein von dem Mondstrahl getroffen — in seinem langen Barte und weißen Rittermantel, als sei der Rheingott an Bord gestiegen, riesenhaft aus dem Dunkel und ergriff das Wort zu einer Rede, bei der es augenblicklich stille ward, wie eine Versammlung verstummt, wenn ein nie gehörter Klang, der dennoch allen im Tiefsten vertraut ist, plötzlich in ihre Welt hereindringt. Denn er sprach nicht davon, ob der Papst der Monarch der Monarchen sei oder nicht, Throne umstoßen und aufrichten und von geschworenem Treueid entbinden könne! Sprach nicht davon, ob die Fürsten sich und ihr Land verunglimpften, wenn sie zuließen, daß ein in Avignon residierender Priester den von ihnen gewählten deutschen König absetze, banne und Ketzer nenne! Er sprach auch nicht davon, daß in diesem Augenblick, wo für alle Zeiten über Deutschlands Freiheit oder Untergang entschieden würde, die Welt den Atem anhielt und auf ihre Antwort warte. Fragte auch nicht danach, ob er sich mit seiner Rede die Anwartschaft auf den Mainzer Kurhut verscherze ... Sondern — er verkündigte ein Wort, das wie Orgeldröhnen von seinen Lippen scholl. Dieses Wort aber hieß „Heimat"; und die dunklen Wasser klopften geisterhaft an die Bodenplanken des Kahnes, als er es hoch vom Schiffsheck herab in ihre Herzen senkte. Vor den Augen der Schiffsinsassen aber, die dem Heimatevangelium zu seinen Füßen lauschten, taten sich trotz der nächtlichen Finsternis, in der nun Stern nach Stern aufging, die ständig sich verschiebenden Seelandschaften des Rheines auf, die silbernebligen Felstheater mit den burgenbehelmten Bergesspitzen, die Doppelketten der geschwungenen Rebenflanken, in deren Sättel sich die Saatstreifen des Hinterlandes herunterbiegen, die Möwensande im breiten Strom und die Wildnis der schwimmenden Wälder, der Mondduft verschwiegener Seitentäler und die reichen Siedelungen der sonnigen Vor-

Digitized by Google

lande — ihr Fahrzeug mit eingeschlossen, in dem sie als ein Stück der Landschaft durch das traumhafte Bild des Stromtals selber dahinglitten.

Und sie begriffen, daß diese Liebe zu allem, was sie umgab, die Liebe zum Vaterlande sei; daß ein Fremdling, der ihre Sprache nicht spreche und mit ihren Wurzeln nicht wurzle im Land, auch von dieser Liebe nichts in sich trage; und daß mit dem deutschen Reiche, wenn es einem Ausländer überliefert werde, auch jeder einzelne von ihnen aufhöre zu sein, da die Geschichte der Heimat, die sie hier anblickte aus Stapelplatz und Feste, Schilfbucht und Volksgewühl, nichts anderes sei als die Geschichte jedes Kiesels am Wellensaume und jeder Brust, die die Heimatluft atmet.

Die aber wollten sie nicht preisgeben. Plätschernd schwankte die Barke mit den Schweigenden dahin, und selbst Herzog Leopold, des Kaisers unversöhnlicher Feind, dem die abgebrochene Speerspitze in der Seite steckte, saß in seinen grauen Reitermantel geschlagen und fühlte die kühle Nachtluft wie ein heilkräftiges Bad den Schmerz der ewig brennenden Wunde beruhigen. Der reuige Pfalzgraf betrachtete die gewaltige Pyramide seiner trotzigen rheinischen Feste drüben mit neuen Augen und fühlte zum erstenmal, wie sie tief aus diesen Fluten heraufwachsend, ihm das stolzgeschwollene Herz mitzog. Der verliebte Böhme dachte der Küsse seiner pfirsichfrischen Rhenserin und umschlang das ganze Land in seinem rassigen Kinde ...

Die französischen Abgesandten aber waren, sich der Schwere des feurigen Weines nicht versehend, eingeschlafen und erwachten erst, als die Fürsten den Schwur getan, daß der deutsche König Ludwig ihr König bleiben und Frankreichs Stamm niemals auf den deutschen Thron gelangen solle, und eben aufrechtstehend mit erhobener Hand auf das gerettete Deutschland einen Heilruf zum Sternenhimmel emporschickten, in den die aufschreckenden Franzosen, die nur von Rhein und Wein etwas vernommen hatten, in ihrer Umnebelung selber miteinstimmten.



In letzter Sonne · Von Helene Brauer

Die Föhrengestalten gleißen
Im Kupfergeschmeid,
Schmiegen die schmalen Schultern
Ins sonnerieselnde Kleid.

Haben vergessen zu rauschen,
Ein Schauer nur hebt ihr Haar;
Stumm bringen sie ihre Schöne
Der Sonne dar.



Digitized by Google

Der Brief des Januschauers
Von Mantis

In der ihm eigenen Art, offen und derb, hat Herr v. Oldenburg-Januschau erklärt, daß unsere Kriegsfürsorge, soweit die Ernährung in Betracht kommt, nichts tauge. Er begründet diese Ansicht auch so einleuchtend, daß ihm selbst gut freisinnige Leute zustimmen, obwohl sich wahrscheinlich niemand mehr gegen diese Zustimmung sträuben wird als der Januschauer. Die Tatsache aber muß festgestellt werden, weil sie die schwache Seite der Oldenburgschen Ausführungen erkennen läßt.

Im wesentlichen bleibt Herr v. Oldenburg negativ in seiner Kritik, die sich wohl dahin zusammenfassen läßt, daß nach seiner Überzeugung der „Kriegssozialismus" vollständig versagt hat. In dieser Auffassung werden sehr viele mit dem Schloßherren von Januschau übereinstimmen; ebenso darin, daß bisher eigentlich alle staatliche Tätigkeit sich darauf beschränkt hat, die Erzeuger der Lebensmittel zu verärgern und eine endlose Reihe von Maßnahmen zu treffen, die sich nur auf die Verteilung der Lebensmittel beziehen. Den Grundfehler erblickt der Briefschreiber darin, daß man gleichmäßig für alle Deutsche, für die 65 Millionen Menschen sorgen will. Das ist eine beachtenswerte Wahrheit. Aber — und schon hier muß die Kritik gegen Herrn v. Oldenburg einsetzen — diese allgemeine Fürsorge durch Rationierung ist notwendig. Gesteht man das zu, so werden auch manche Nachteile in den Kauf genommen werden müssen, obwohl ich ganz offen gestehe, daß bureaukratischer Übereifer sich allzusehr betätigt hat. Nie ist der Amtsschimmel so eifrig geritten worden als während des Krieges, und zwar meist von Leuten, die früher selber zu den „Regierten" zählten, denen aber ihre Vollmachten wohl etwas die nüchterne Überlegung benahmen, daß die Kunst des Regierens darin besteht, sie möglichst unauffällig und unbemerkbar zu üben.

Es ist klar, wir leiden unter den Folgen eines falschen Systems. Die Regierung hat sich viel zu lange gesträubt, gegen den Kettenhandel vorzugehen, und fast noch länger versagten die Gerichte bei Anklagen wegen Kriegswuchers. Doch die Ursachen, die letzten Gründe liegen noch tiefer. In den ersten Tagen des Krieges wurden in Festungen usw. Anordnungen der militärischen Befehlshaber erlassen, die — für Lebensmittel — einen Preisaufschlag von 25 v. H. zuließen. Ein übriges taten die Einwohner, die gar nicht genug zusammenraffen konnten. Es wurden „Liebhaberpreise" bewilligt, die auch heute noch Staunen erregen könnten. Die Landwirte beteiligten sich sehr rege an der Preissteigerung. Frühkartoffeln wurden damals im Handumdrehen zu 10 ℳ der Zentner angeboten; die Empörung der Hausfrauen glitt ab an der durch das Beispiel der wuchernden Kaufleute geweckten Habsucht der Landwirte. Es sind damals Preise und Löhne gezahlt worden, die alle Vorstellungen übertrafen. Wohl ist bald Wandel geschaffen worden; doch der Kriegswucher blieb. Kein Bazillus zeigt eine derartige Vermehrungsfähigkeit wie der des Wuchers; und es gibt nur sehr wenige, die ihm widerstehen. Ich zähle nicht zu denen, die über die Verhältnisse in der Landwirtschaft urteilen, ohne sie zu

Digitized by Google

kennen, ebenso wenig neige ich zu Verallgemeinerungen. Ich weiß, welche Schwierigkeiten die Landwirte zu überwinden haben, weil es an kräftigen Arbeitern fehlt, wie abhängig sie von dem Übermut der jungen Burschen sind, welche hohen Preise der Landwirt für alles zahlen muß, was er braucht, wie sehr er abhängig ist von der Gunst des Wetters. Das alles steigert die Selbstkosten sehr beträchtlich. Trotzdem und alledem gibt es nur zu viele Landwirte und Landarbeiter, die für die Nöte der Städter kein Verständnis besitzen, eine kleine Preistreiberei nur zu gern mitmachen. So notwendig der Bund der Landwirte ist, er legt sich, wie vielen scheint, zu sehr darauf, daß er jedes Verhalten der Landwirte verteidigt, daß er zu wenig in den Vordergrund stellt, wie klug es wäre, jetzt wirklich den Stadtbewohnern Entgegenkommen zu zeigen, jeder Hamsterei dadurch vorzubeugen, daß man die Erzeugnisse in möglichst geringen Mengen abgibt. Man braucht nur an die Butter zu denken. Tatsächlich gibt es viele Familien, die Butter (und Milch) heute so reichlich erhalten wie in der Zeit des Friedens. Andere, die nicht allerlei „so nebenher" zu geben imstande sind, gehen leer aus. Das schafft die Verbitterung, über die mit Recht geklagt wird.

Ginge es nach Herrn v. Oldenburg, so würden die Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse noch mehr steigen; die Vermögenden würden noch mehr hamstern, die Verhältnisse würden unhaltbar werden. Der Staat kann die Summen gar nicht aufbringen, die erforderlich wären, um der Arbeiterschaft und den Leuten mit geringem Einkommen dann das „Durchhalten" zu ermöglichen. Auch Herr v. Batocki ist praktischer Landwirt. Er hat einen Aufruf an die Landfrauen gerichtet, der gewisse Dinge nur berührt und streift, aber doch eben erkennen läßt, daß es notwendig ist, den Landbewohnern ins Gewissen zu reden. Denn sie leben dort alle mehr oder minder reichlicher als die Städter, sie nähren ihr Gesinde und die Gefangenen viel besser, als es in der Stadt einem Angehörigen des Mittelstandes möglich ist. Niemand neidet den Landbewohnern die größeren Rationen, aber ohne Rationierung geht es auch dort nicht ab, weil sonst bald unerträgliche Zustände in den Städten eintreten müßten. Wohl kann man die Anhäufung der Massen in den Großstädten bedauerlich finden, während des Krieges aber läßt sich dagegen wenig tun, müssen die Verhältnisse hingenommen werden wie sie sind. Es wird eine der segensreichen Folgen des Krieges sein, daß der Wert der eigenen Scholle Hunderttausenden sehr eindringlich zu Gemüte geführt worden ist, daß eine Abwanderung auf das Land einsetzt, die für die Zukunft unseres Volkes sehr segensreich werden muß. Vorderhand aber handelt es sich darum, daß die städtische Bevölkerung zu erträglichen Preisen ernährt wird. Die Arbeit der Frauen auf dem Lande in allen Ehren — kein Lob kann zu groß sein dafür —, doch auch in den Städten müssen Zehntausende von Frauen Männerarbeit verrichten. Nicht soll die eine neidisch auf die andere schauen, vielmehr soll heute das Gefühl der Gemeinsamkeit Stadt und Land umschlingen.

Der Vorschlag des Herrn v. Oldenburg, man möge alles dem freien Handel überlassen, scheitert mit einem Worte an der menschlichen Unzulänglichkeit. Tausende raffen seit zwei Jahren Vermögen zusammen — wie man weiß, nicht ohne Schuld des Staates —, Hunderttausende kennen kein anderes Ziel, als es

Digitized by Google

ebenso zu machen. So entstehen die fortgesetzten Preistreibereien, die Verteuerungen von Lebensmitteln, die reichlich genug vorhanden sind (wie das Obst), daß sie annähernd wenigstens zu Friedenspreisen verkauft werden könnten. Unter der Last der Karten und vielen Verordnungen seufzt heute wohl jeder. Doch sie sind ein notwendiges Übel, obwohl ohne weiteres zuzugestehen ist, daß auf diesem Gebiete des Guten zuviel geschieht.

In einem Punkte freilich hat Herr v. Oldenburg vollständig recht: die Kriegsgesellschaften sind ein Krebsschaden, der so schnell wie möglich beseitigt werden sollte. Nicht deshalb, weil man ihnen die Formen kaufmännischer Geschäfte gegeben hat, sondern weil die „Provisionen" zu hoch sind, dort das Geld mit vollen Händen geradezu vertan wird. Das Kriegsernährungsamt muß das Recht besitzen, in jenen Gesellschaften sehr nachdrücklich aufzuräumen und muß davon schonungslos Gebrauch machen. Es muß aber auch dafür gesorgt werden, daß die Kriegsverwaltung sparsamer wirtschaftet. Vielleicht wird es dann von selber und allmählich besser, vielleicht wirkt der Brief des Herrn v. Oldenburg auch auf die Landwirte erzieherisch in der Richtung, daß sie bei sich selber mit der Besserung beginnen, wenn ihnen durch Festsetzung von Höchstpreisen für Futtermittel das Leben erträglicher gemacht wird. Vielleicht auch übernehmen es die Handelskammern, auf Industrielle und Kaufleute einzuwirken, daß sie auf die eigentlichen Kriegsgewinne nach dem Vorbilde von Krupp verzichten. Nicht eine einseitige Besserung tut uns not; jeder mag in sich gehen und sich der großen Zeit, in der wir leben, dadurch würdig erweisen, daß er den Krieg als einen unverschuldeten Unglücksfall betrachtet, der Opfer an liebgewordenen Gewohnheiten, an Geld, Gut und Arbeitskraft fordert, nicht aber den Anlaß bieten darf zu einer Bereicherung. Solange jedoch unter Zustimmung nur zu vieler die Ansicht in der Öffentlichkeit vertreten wird, man solle denen, die durch ihre Erfindungen und ihre Arbeit — sie besteht häufig genug nur in dem Schreiben von Briefen und Ferngesprächen — uns die Kriegführung und das Durchhalten ermöglichen, auch reichlichen Gewinn nicht schmälern durch Kriegsgewinnsteuer oder ähnliche Maßnahmen, herrscht noch kein feldgrauer Geist hinter der Front. Wäre er wirklich vorhanden, so hätte es nicht so arg werden können.



Reiterkrieg · Von Paul Lingens

Vormarsch um Wilna

Und reiten, reiten ... Herbstlich fällt das Laub.
Die Pferde schleppen müd sich durch den Staub.
Und über Stoppelfelder bläst es kalt
Und Krähen krächzen: Es wird Winter bald.

Und reiten, reiten durch den langen Krieg
Und immer hoch den Kopf: zum Sieg, zum Sieg.
Und reiten — einer stürzt, bald da, bald hier — —
Die Fähnlein flattern: Heut' noch leben wir!



Digitized by Google

Und Gräber reden, Und die Toten fordern —

Von H. Voß

Sonntag! Hinaus aus den engen Steinmauern der Stadt, hinein in den großen, gewaltigen Gottesdom, die Natur!

Auf den Straßen feiernde Menschen, aber nicht wie in Friedenszeiten. Die strahlenden Farben fast ganz geschwunden. Trauergewänder, feldgraue und blaue Uniformen beherrschen das Straßenbild. Dazwischen die vielen Verwundeten und die Krüppel. Wer möchte jetzt nicht Heilandshände haben, Hände, die sich heilend legen auf Seelenwunden, kranke Glieder und blinde Augen — —

Stiller werden die Straßen, vor dem Tor kaum ein Mensch. Gedanken gehen, Gedanken kommen. Einundzwanzig Monate Krieg. Sie haben uns die Augen geöffnet, daß wir sehen, was wir sonst gar nicht oder nur verschwommen sahen, und die Ohren, daß wir hören, was wir nicht hörten oder nicht hören wollten. Sie haben uns das Herz weit gemacht. Nun ist Raum für Tausende in Liebe, Mitleiden, Mitempfinden, Miterleben, wo sonst nur wenige Auserwählte einen Platz hatten. Alles ist so viel klarer und wahrer, in uns, um uns. Wir lernten das Tieferschauen, Tieferdenken. Wir lernten erleben, d. h. Natur und Dinge, Geschehnisse und Menschen so in uns einschließen und verarbeiten, daß eine Welt in unserm Innern entsteht, von der aus wir wieder die Fäden hinauszuwerfen vermögen, um Beziehungen herzustellen. Reißt auch einmal ein Gewebe, ist auch einmal das Muster von einem häßlichen dunklen oder von einem in zu schreienden Farben gehaltenen Faden durchwoben, es soll uns nicht irremachen. Aus allen Schauern und Schrecken des Krieges, aus allen Irren und Wirren der Menschen leuchten doch ewigen Lichtes Strahlen geruhig und sicher, wie stille, unverrückbare Sterne. — Gedanken gehen, Gedanken kommen. Ein leiser Wind streicht über kahle Felder, dunkle Tannen, entlaubte Bäume, ein leiser verfrüht gekommener Frühlingswind. So still und friedlich die Lande, als ob es in der weiten Welt keine wilden, Völker mordenden Kriege gäbe. Und doch, auch hier hat der Krieg seinen Einzug gehalten. — Behutsam öffnet sich die schwarze, eiserne Pforte; geräuschlos schließt sie sich wieder, und — Gräber reden.

In Reih' und Glied, und immer wieder in Reih' und Glied die gleichen Hügel, die gleichen Kreuze und derselbe Blumenschmuck auf jedem Grab. Soldatengräber!

Hier liegen sie nun in Reih' und Glied, wie sie einst draußen standen, marschierten, stürmten. Wie viele hier schon schlafen den letzten, stillsten Schlaf!

Leise spielt der Wind mit Blumen und Kränzen, ein geisterhaftes Raunen geht durch die Äste der Birken und Trauerweiden, und Gräber reden: Es starb den Heldentod für das Vaterland der Kriegsfreiwillige, der Landwehrmann, der Reservist, der Unteroffizier und so fort und immer fort. Sie kamen alle schwer krank, todwund in die Heimat zurück, in der Heimaterde ruhen sie nun aus. ○

Digitized by Google

all das blühende Leben, das seine Bestimmung noch nicht erfüllt haben konnte, dahin, dahin! Mußte es sein? —

Es gab eine Zeit vor dem Krieg. Da vergaß auch das deutsche Volk seine Bestimmung. Da verlor es die Richtlinien, die ihm seine besten Männer gewiesen. Es gab eine Zeit voll Irren und Wirren, es begann der Tanz um das goldene Kalb. Das deutsche Volk war nahe daran, für ein Linsengericht sein heilig Erbteil — Wahrhaftigkeit und Treue — dahinzugeben. Und dann kam der Krieg. Wißt ihr noch, wie uns die Feinde umstellten, wie sie uns jagen wollten wie wehrloses Wild? Aber einmütig war unsere Erhebung, ein eiserner Wille zum Siege beseelte alt und jung. Wir waren, von Feinden ringsum in Bande geschlagen, auf einmal Kinder der Freiheit. Trotz der Wucht der Zeit wandelten wir auf lichten, reinen Höhen, uns, unser Leid, Not und Tod über der hehren Idee „Vaterland“ vergessend. Lachend, singend sind wir in den Kampf gezogen, todwund kehrten wir heim, aber mit einem Siegesleuchten in den Augen. Das war ja noch die alte friedliche Heimat, von keines Feindes Fuß zertreten, von keines Feindes Hand verwüstet. Wir hatten sie mit unsern Leibern geschützt, die liebe alte Heimat. Aber ihr, ihr Daheimgebliebenen! Seid ihr noch dieselben Menschen, die uns einst beim Auszug geleiteten? Hat denn nicht auch hier drinnen der Krieg die Menschen gebessert, geläutert für alle Zeiten? — —

Und die Toten fordern!

Für euch liegen wir hier unten, für euch gaben wir Blut und Leben. Weh dem Volke, das die Forderungen seiner Toten vergißt! Wenn ihr je ein Recht hattet auf selbstisches Glück und Genießen, jetzt habt ihr es nicht mehr. Eisern ist die Zeit, und eisern seien die Menschen! Wir Toten haben es euch mit unserm Blut erkauft, daß ihr bewußt stolze Deutsche sein könnt. Eure Taten müssen beweisen, ob ihr den Namen Deutsche verdient. Wir Toten sind euch vorangegangen, ein leuchtendes Beispiel der Opferwilligkeit, der Pflichttreue, der selbstlosen Liebe, ihr Lebenden habt uns zu folgen. Weh euch, ihr Deutschen, wenn ihr die Forderung eurer Toten vergeßt!

Scheidend küssen Sonnenstrahlen den stillsten Garten. Zwei Gräber tauchen sie in warme Glut. Auf dem einen steckt ein schlichtes Holzkreuz, mit dem Tintenstift ist der Name darauf geschrieben, ein welker Heidekranz umrahmt ihn. Auf dem Grab zwischen frischen Frühlingsblumen ein grauer, von Sturm und Regen verwitterter Helm. Erst gestern ist der stille Schläfer heimgeholt worden aus fremder, russischer Erde. Rußland — wie vieler Schicksale werden noch dort erfüllt werden? Auch deines, auch das meine?

Zwei Gräber taucht die scheidende Sonne in warme Glut. Auf dem Gedenkstein des andern, einem großen, wenig behauenen Felsblock, leuchtet in goldenen Lettern: „Hier ruhen die Helden S. M. Schiff .....“ Ein Massengrab, und in ihm deutsche Männer, die bis zum Letzten, Äußersten ihre Pflicht taten, für euch, für euch! — —

Die Toten fordern!

Und ihr drinnen, ihr Mütter, Frauen, Bräute, wir wollen nicht eure Tränen, euren Schmerz, wir wollen eure Taten! „Wer nicht lächelnd opfert, opfert nicht!“

Digitized by Google

Deine Toten fordern, vergiß es nicht, deutsches Volk, denn deine Toten haben ein Recht auf dich! —

Die Sonne schwand, und Dämmerung breitet sich über die Lande und über den stillsten Garten.

Geräuschlos schließt sich das dunkle Tor.

Völkerschicksal schreitet weiter mit eherner Gewalt über die Erde.

„Und schwer und ferne
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. — Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber."



Der Herbst · Von A. v. Hatzfeldt

Berge sind sein und Abende in der klaren Luft,
Die saftigen Früchte und ein letzter Duft
Von späten Rosen
Und die Heimatlosen,
Die auf fremden Straßen ziehn,
Sein sind die Stunden am roten Kamin,
Und die Vögel sind sein,
Die nach südlichen Nestern fliehn,
Die Sonne und die Süße im reifenden Wein,
Wälder, die brokaten stehn in ihrer goldnen Pracht,
Die das Verschwenden des Sommers müde gemacht,
Die bunten Gärten sind sein und der große Wind
Und all die Armen, die jetzt ohne Häuser sind.

Am Abend sagst du zu mir:
„Möchtest du wieder wie in Sommertagen
Dies selige Verschwenden in den Händen tragen,
Und möchtest du wieder im Sommer stehn
In deiner Kraft und reifem Lieben
Und wieder mit ihr die Abendwege gehn,
In ihren Worten ausruhn und still sein, ganz still,
Oder ist alles schon so von dir getrieben,
Daß deine Seele nicht daran denken will?
Oder ist dir alles so nah und so leuchtend wie einst,
Daß du allein sein willst und manchmal weinst?"



Digitized by Google

Für die heimkehrenden Kriegsteilnehmer

Von S. Aufhäuser (Berlin)

Wenn die Kriegsteilnehmer nach beendetem Feldzug heimkehren werden, um möglichst bald wieder einen Platz im Wirtschaftsleben zu finden, dann dürften sich dabei Schwierigkeiten ergeben, denen durch entsprechende gesetzgeberische Maßnahmen rechtzeitig vorgebeugt werden sollte. Einmal wird im Zeitpunkt der Demobilisierung das Zurückfluten auf den heimischen Arbeitsmarkt eine systematische Organisation der Arbeitsverteilung notwendig machen, die heute noch fehlt, und dann lastet zunächst auf dem Heimkehrenden die finanzielle Bürde, die sich im Verlaufe des Krieges bei ihm angehäuft hatte. Alle diejenigen, die schon vor dem Kriege von der Hand in den Mund leben mußten, sehen sich nach Friedensschluß vor die harte Aufgabe gestellt, ihre Erwerbstätigkeit nicht nur aufzunehmen, um zu leben, sondern um vor allem die in der Kriegszeit entstandenen Verbindlichkeiten abzahlen zu können. Wird dabei berücksichtigt, daß ein Monate und Jahre dauerndes Leben im Schützengraben auch seelisch und physisch nicht spurlos verläuft, so ist es nur ein billiges Verlangen, daß der Staat dort hilft, wo die Widerstandskraft des einzelnen im Kampf um die neue Existenz zunächst unzureichend ist.

Aus dieser Erkenntnis heraus kommt aus den Reihen der Privatangestellten immer dringlicher der Ruf nach bestimmten Demobilisierungsmaßnahmen. Diese Bewegung findet ihren Ausgangspunkt in einer vom Bund der technisch industriellen Beamten gemachten Denkschrift, die im März des dritten Kriegsjahres an die gesetzgebenden Körperschaften gelangt ist und inzwischen in der gesamten Organisationsbewegung der kaufmännischen und technischen Angestellten, wie in der sozialen Presse in vielen Vorschlägen ihren Niederschlag gefunden hat. Es ist der lebhafte Wunsch der Beteiligten, daß vor allem Maßnahmen getroffen werden, um dem heimkehrenden Krieger die drückendsten materiellen Sorgen abzunehmen oder wenigstens zu mildern. Diesem Zwecke sollen dienen: die Darlehensgewährung aus öffentlichen Mitteln zu günstigen Bedingungen, die gesetzliche Erleichterung bei der Abtragung von Mietsschulden, die befristete Weiterzahlung der Kriegsunterstützung für die Dauer eines Monats nach der Entlassung aus dem Heeresdienst und ähnliche Maßnahmen.

Vor allem aber auch soll dem aus dem Felde heimkehrenden Angestellten eine gewisse Atempause gewährleistet werden zwischen dem Kampf auf dem Felde und dem Kampf um die künftige Existenz. Die Organisationen wollen den von ihnen vertretenen Volksschichten das Umherirren nach Beschäftigung ersparen und die Weiterbeschäftigung der Kriegsteilnehmer bei der früheren Firma gesetzlich zugesichert wissen. Deshalb wird auch für das deutsche Angestelltenrecht eine Kriegsbestimmung verlangt, durch die grundsätzlich die in Österreich verfügte Unkündbarkeit der Dienstverträge innerhalb der Kriegsdienstzeit festgelegt wird. Neuerdings wird diese Forderung auch durch Kaufmanns-

Digitized by Google

gerichte unterstützt. Sie sehen in einer derartigen Novelle den Ersatz für den Mangel jeglicher Kriegsbestimmungen im geltenden Arbeitsrecht. Die Rechtsunsicherheit, die heute noch über die Einwirkung der Kriegsdienstleistung auf den Dienstvertrag besteht, kann nur durch ein entsprechendes Notgesetz behoben werden. Es wäre ein wenig erhebendes Erlebnis, wenn nach beendetem Kriege mit Deutschlands Feinden der Krieg im Lande mit einer Fülle von Prozessen der Kriegsteilnehmer gegen ihre Arbeitgeber beginnen sollte. Und schließlich bricht sich auch immer mehr die Auffassung Bahn, daß der Arbeitgeber, der die Arbeit des Angestellten vor dessen Einberufung in Anspruch genommen hat, in erster Linie dazu berufen ist, den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Angestelltenexistenz mit zu ermöglichen.

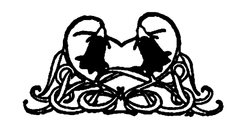
Es war richtig, wenn die österreichische Regierung dieses nicht ganz einfache Problem der Wiedereingliederung der Kriegsteilnehmer in das Wirtschaftsleben jetzt schon frisch angefaßt hat, und es wäre falsch, in Deutschland erst dann eine Lösung zu versuchen, wenn der Friede bereits „ausgebrochen" ist.



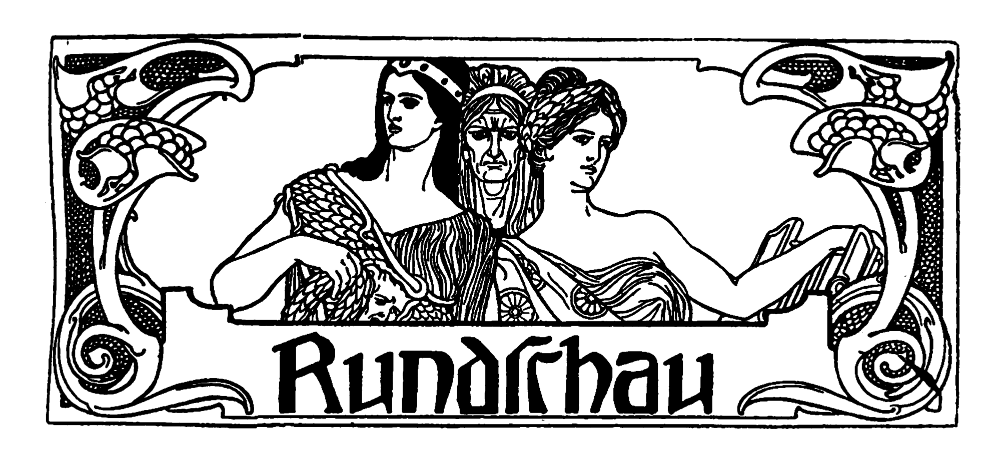
Das ist der Krieg · Von Thilo Kieser

Das ist der Krieg! Im halbzerschoß'nen Städtchen
Nach heißem Kampfspiel gönnte man uns Rast;
Nicht Kinder sahen wir, noch Frau'n und Mädchen,
Geflohn war alles in bestürzter Hast.
Einsam schritt ich durch trostlos öde Mauern
Und meinte, in den Ecken müsse kauern
— Schon der Gedanke hat mich tief gepackt —
Das grause Elend, blutig, nackt.

Doch wo ich auch betrat ein stilles Haus
Und sah mich um in den vier kahlen Wänden,
Niemand ging ein und niemand schlich hinaus,
Und niemand frug nach hilfsbereiten Händen.
Zuweilen aber, wenn ich mich verstieg,
Sah ich das Buch der Bücher aufgeschlagen,
So lag's wohl selten nur in guten Tagen;
Da sagt' ich mir — und jeder Zweifel schwieg —:
Gott, Gott, wie sucht man dich, — das ist der Krieg!



Digitized by Google



Die Logik der Amerikaner

Die Amerikaner haben ihre eigene Logik. Sie haben ihre eigenen Anschauungen und Sitten. Ein genauer — und bewährter — Kenner dieser Logik, Anschauungen und Sitten schildert sie in der „Kreuzzeitung“:

Wenn man in ihr Land kommt, erscheint einem alles fremd, so daß der Deutsche das Gefühl hat, noch mehr Gleichartigkeit und Verwandtschaft mit romanischen Völkern, wie Franzosen und Italienern zu haben, obgleich doch die amerikanische Nation in der Hauptsache mit uns eng verwandten Blutes und protestantisch ist. In fast allen Punkten weichen die Auffassungen der Angloamerikaner von den unserigen ab. Und kommt man erst auf Politik zu sprechen, so erweist es sich meist als unmöglich, eine Brücke zu finden, zumal man allgemein Deutschland für ein despotisch regiertes Staatswesen hält und es auf eine Stufe mit Rußland stellt.

In der neuesten Zeit hat sich nun eine Auffassung über die von Deutschland in Aussicht genommenen Absichten nach dem Kriege eingebürgert, die so wunderbar und bizarr ist, daß sie noch alles andere in den Schatten stellt. Zunächst ist man fest davon überzeugt, daß Deutschland geschlagen wird, wenn auch, dank seiner vortrefflichen Armee — das erkennt man wenigstens an —, erst in ein paar Jahren. Was aber dann? Dann wird Deutschland völlig verarmt und zerstört sein, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege. Was wird darauf das Bestreben der Deutschen sein? Sie sind von Natur ein Räubervolk und werden in der Welt Umschau halten nach einem Lande, dem sie seine Reichtümer abnehmen können, damit sie wieder zu Geld und Wohlstand kommen. Da nun die anderen europäischen Länder ebenfalls ziemlich ausgemergelt sein dürften, wird sich ihr Blick auf den reichen Onkel Sam richten, und sie werden sich entschließen, ihn zu berauben. Dies werde ihnen um so leichter fallen, als Amerika zu Wasser wie zu Lande so gut wie ungerüstet sei, und den kriegsgeübten deutschen Land- und Seesoldaten würde es nicht schwer fallen, eine solche Nation zu besiegen. In dieser Erkenntnis arbeite die Union jetzt auch kräftig an der Verstärkung ihrer Land- und Seerüstung; sie sehe ein, daß sie bald auf Tod und Leben mit den räuberischen Teutonen zu kämpfen haben werde.

Was soll man zu solchen wilden und krankhaften Phantasiesprüngen sagen? Von derartigen Gedanken lassen sich vielleicht zentralafrikanische Negerstämme leiten, die den Kriegspfad beschreiten, um einem Nachbarstamme seine Habe abzuknöpfen. Wir aber sollten nach diesem Kriege einen Argonautenzug in die Neue Welt unternehmen — trotz der vielen Feinde, die wir haben, trotz des Umstandes, daß wir auf dieser Fahrt an der englischen Tür vorbeimarschieren müßten? Welch ein hirnverbrannter Gedanke! Aber selbst Leute wie Roosevelt, der zwar ein ziemlich närrisches Subjekt, aber doch einer der hervorragendsten Staats-

Digitized by Google

männer des Landes ist, vertreten solche Ansichten. Er hat einem französischen Berichterstatter erklärt, die größte Gefahr für Amerika sei das nach dem Kriege zu erwartende deutsch-österreichisch-japanische Bündnis. Diese Aussicht bilde auch den wirklichen Grund der jetzigen amerikanischen Rüstungen. Wilson trete auch dafür ein, aber er sei in dieser Hinsicht nicht so zuverlässig wie Hughes, der energischer sei. Das sollten sich auch die Verbandsmächte merken.

Die kühne Fahrt des Handels-U-Bootes „Deutschland" hat auch in Amerika wieder Respekt vor den deutschen Leistungen erweckt. Solche Bravourstücke werden nirgendwo mehr applaudiert als in Amerika, diesem Lande des Sportes und der körperlichen Übungen. Aber man darf diesen moralischen Erfolg nicht zu hoch bewerten, wie es der schwedische Marineoberdirektor v. Eckermann getan hat, der aus dieser Bewunderung einer glänzenden nautischen Leistung sympathische Gefühle für Deutschland heraushörte und sich zu der Meinung verstieg, die meisten Amerikaner seien jetzt für Deutschland. Das ist leider eine vollkommene Illusion. Sonst wäre es ja auch nicht zu erklären, daß so gut wie die ganze angloamerikanische Presse deutschfeindlich ist, und heute mehr als je zuvor, und der amerikanische Kongreß ebenfalls, bis auf ein paar Dutzend Mitglieder von meist irischer Abstammung. Eckermann verwechselt Respekt und Sympathie. An Respekt vor uns hat es den Amerikanern nie gefehlt; sie schätzen uns sogar oft noch höher ein, wie wir uns selber. Sonst könnten sie ihre deutschfeindliche Stellung auch nicht mit der These begründen, wir müßten geschlagen werden, weil wir sonst die Herren der Welt und alle zivilisierten Völker unserer Knechtung unterwerfen würden. „Was für ein kriegerisches Volk, diese Teutonen!" ruft die amerikanische Presse aus. „Mit der rechten Hand halten sie die Briten und Franzosen am Kragen, und mit der linken erwürgen sie die Russen." ... „Was Alexander dem Großen, Julius Cäsar und Napoleon I. mißlang, die Gründung einer Weltherrschaft, versucht jetzt Wilhelm II. von neuem. Ganz recht, daß sich die ganze Welt erhebt, um solche Tyrannei abzuwenden!"

Wie unbegründet solche Auffassungen auch sind, — Mangel an Respekt verraten sie ganz gewiß nicht. Es kommt noch immer darauf hinaus, wie Moltke schon vor 40 Jahren sagte: „Wir haben an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen." So steht es heute noch mit den Amerikanern, und immer weisen sie zur Begründung der Notwendigkeit unserer Niederlage darauf hin, daß wir so tüchtige, verwegene und gefährliche Kerle seien. Wenn unsere Gegner siegten, so sei die Lage für schwächere Nationen schon deshalb angenehmer, weil weder England noch Frankreich oder Rußland so stark seien, um für sich allein eine dominierende Stellung einzunehmen; Deutschland aber werde als Sieger die ganze Welt unterdrücken und knechten.

Neben solchen Darlegungen werden zugleich die größten Albernheiten über uns verbreitet. So liest man in amerikanischen Blättern, die deutschen Chemiker hätten Mittel entdeckt, um Stroh als Nahrungsmittel verwendbar zu machen, und England habe sich darauf entschlossen, alle nach Deutschland exportierten Strohhüte als Kriegskonterbande zu konfiszieren. Solche Mitteilungen werden aber nicht als Scherze verbreitet, sondern sehr ernsthaft, und der amerikanische Leser wälzt sich darüber vor Entzücken. — Er freut sich überhaupt über alles Ungewöhnliche und „Spleenige". So wird jetzt die Geistlichkeit einer Kirche in Dayton sehr belobt, weil sie den „andächtigen" Zuhörern erlaubt hat, während des Nachmittagsgottesdienstes zu rauchen, da Rauchen keineswegs sündhaft sei. Die Kirche ist jetzt immer übervoll, aber der Geistliche kann wegen des entsetzlichen Qualms kaum sprechen. Das ist so ein kleines Beispiel, um auf Grund des Satzes: „In minimis natura maxima" zu zeigen, wie der Amerikaner überhaupt geartet ist, auch in der Politik. Was uns anormal erscheint, dünkt den Amerikanern oft normal, was wir nicht billigen, löst bei ihnen nicht selten förmliche Begeisterung aus. Wir verstehen uns im ganzen recht wenig, daher die vielen Mißverständnisse, obgleich die deutsche Diplomatie doch alles getan hat, um Amerika zufriedenzustellen, so daß sie Herrn Wilson mit Recht zurufen könnte: „Ich habe schon so viel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrigbleibt."

Digitized by Google

Vlamen gegen „Belgien“

Im Laufe dieses Krieges, den unsere Gegner „zum Schutze der kleinen Nationen“ führen, hat manche dieser kleinen Nationen in unserem Lande ihre anklagende Stimme gegen ihre russischen oder ihre englischen Bedrücker erhoben. Den eigenartigsten Eindruck, schreibt A. Schowalter in den „Zeitfragen“, hat wohl die Tatsache gemacht, daß im Deutschen Reichstagsgebäude ein „Belgier“ seine völkische Sache gegen seine eigene bisherige Regierung verfocht.

Dieser tapfere Vlame lehnt es aber mit Entschiedenheit ab, ein „Belgier“ zu sein, er kennt Belgien nur als die Firma seines Bedrückers, als die künstliche Fessel, mit der auf den Vorteil ihres Landes, eines fremden Landes, bedachte Diplomaten die Entwicklung seines Volkes abgeschnürt haben. Er ist Vlame, reiner Vlame, nichts als Vlame und hat wider Belgien die schwersten Anklagen auf dem Herzen. Denn dieses Belgien ist ihm der Verwüster seines Volkstums. Die Geschichte hat bewiesen, daß in dem belgischen Teige, den englische und französische Köche angerührt haben, der französische Sauerteig alles durchsäuert und das Vlamentum nur unwillkommener Beigeschmack ist. Die volksbewußten Vlamen scheiden heute scharf zwischen dem Staate, dem sie bis jetzt zugeteilt waren, und dem Volkstume, dem sie angehören. Nicht für den belgischen Staat, sondern für ihr Volkstum kämpfen sie. Die Lösung von diesem Staat erscheint ihnen als die einzige Rettung ihres Volkstums; und ihre Volksgenossen, die noch im Felde stehen, sehen sie als Kämpfer gegen ihre nationale Sache an. Daraus erklärt sich die auf den ersten Blick befremdliche Tatsache, daß nationale Elemente ihren Staat im Angesicht der „Feinde“ preisgeben; der Staat ist ihnen nicht das Volk. Für ihr Volk geben sie ihr Herzblut, für ihren Staat haben sie nichts übrig.

Der belgische Staat muß sich schwer an den Vlamen versündigt haben, wenn diese jetzt dieses Staates Todesgefahr als die Rettungsstunde ihres Volkstumes ansehen und ausnützen. Und diese Sünden bilden die vlämischen Beschwerden. Wie einst im 16. Jahrhundert die deutsche Nation ihre Beschwerden von Reichstag zu Reichstag schleppte, so hat nun dieser niederländische Stamm erst dem erwählten Parlamente des eigenen Landes, dann dem Statthalter, den der Eroberer eingesetzt, dann dem Rate der Völker, der im Haager Schiedsgericht vereint ist, und schließlich auch dem Deutschen Reichstage und der deutschen Öffentlichkeit seine Beschwerden vorgelegt.

Es ist nicht das erstemal, daß die Vlamen um die Erhaltung ihres Volkstumes gegen das Franzosentum kämpfen müssen. Einer der Rufer im Streite der Gegenwart, Hendrik Conscience, hat den Kampf des 12. Jahrhunderts in seinem „Löwen von Vlaandern“ geschildert, und ich habe in der Vorrede zur deutschen Ausgabe dieses weltbekannten Romanes im Jahre 1898 (München, Georg W. Dietrich) bereits darauf hingewiesen, daß das nicht nur ein nationaler, sondern auch ein sozialer und wirtschaftlicher Kampf war. Genau so ist es auch heute. Was ehemals die Leliaarts (Lilienfreunde) waren, sind heute die Franskiljons, und was als Klauwaarts, Verehrer des vlämischen Löwen mit seinen drohend gegen Frankreich erhobenen „Klauen“, verspottet wurde, sind heute die Vlaminganten. Der Kampf, der einst mit den Goedendags der Weberzunft und den Schlachtbeilen der Fleischer geführt wurde, wird heute mit Volksversammlungen und Protesten, Anträgen und Beschwerden geführt. Die Mittel haben sich gewandelt, das Ziel ist geblieben.

Nur hat es diesmal viel länger gedauert, bis das Volk aufgewacht ist zum Kampfe. Es war abgestumpft unter dem Mangel an Selbstvertrauen und Führung, unter wirtschaftlicher und geistiger Not. Da erhob sich die Losung: „Die Geschichte ist das Volk“, und andere setzten daneben die Losung: „Die Sprache ist das Volk.“ Conscience begann damit, dem Volke seine Geschichte zu beleben, Jan Frans Willem und Johannes Baptista David schufen Pflege-

Digitized by Google

schulen für die Volkssprache, und im Parlamente nahm Eduard Coremans den Kampf auf für die Gleichberechtigung des Vlamentumes vor dem Gesetz und auf dem Gebiete der Verwaltung.

In unsagbar mühsamem und erbittertem Kampfe wurde so Schritt für Schritt vlämisches Volkstum wieder aufgebaut. Aber je länger je mehr sahen die „Vlaminganten" ein, daß sie auf diesem Wege nicht zum Ziele kämen, und schon vor dem Kriege hatten sie eine Auflösung des belgischen Staates in seine beiden nationalen Bestandteile: ein wälisches (fälschlich: wallonisches) und ein vlämisches Land gefordert, höchstens durch Personalunion verbunden. Solange der Zwitter Belgien besteht, gilt seine Fürsorge der Erhaltung der Vormachtstellung Frankreichs in Belgien, beherrscht französische Sprache und französische Bildung die „Gesellschaft", regieren französische Beamte, dienen des Staates Finanzmittel insonderheit der Entwicklung der wälischen Gebiete, wie Industriegegenden an und für sich die Lieblinge „moderner", nur auf äußeren Reichtum bedachter Staatsfürsorge sind, und bleiben die Vlamen die unterste Schicht des Volkslebens, die Heloten des Franzosentumes.

Unter dem Drucke der gesellschaftlichen und politischen Machtstellung der Franskiljons haben die Walen auf wirtschaftlichem Gebiete einen gewaltigen Vorsprung erlangt, den die Vlamen unter den Verhältnissen, wie sie vor dem Kriege bestanden und bei der unveränderten Wiederherstellung des belgischen Staates wiederkehren würden, einzuholen keine Hoffnung haben. Darum tragen die Vlaminganten ihre Beschwerden in alle Welt hinaus und suchen naturgemäß Hilfe auch bei uns, insbesondere ihren niederdeutschen Brüdern. Ein Vlame, der seit dreißig Jahren selbst im Kampfe steht, hat kürzlich in einer Streitschrift, „Vlaanderns Weezang" (Vlaanderns Klage, Antwerpen 1916), voll zorniger Leidenschaft in Zahlen nachgewiesen, wie ungerecht die Vlamen in Belgien behandelt würden. Ein paar Beispiele: die 230000 „wallonischen" Einwohner der Provinz Luxemburg haben 1200 km Staatseisenbahnen, die 950000 Vlamen in der Provinz Antwerpen nur 600; von 1830 bis 1880 wurden 1115 km Staatseisenbahnen in den wälischen Provinzen mehr gebaut, als in den vlämischen, dünn bevölkerte wälische Striche haben doppelgleisige Eisenbahnen, Antwerpen—Gent durch das Waesland eine eingleisige. Namen (Namur) mit 350000 Einwohnern hat mehr Postämter als Westvlaandern mit seinen 850000 Einwohnern, weil mehr „Wallonen" in höheren Stellungen untergebracht werden müssen. Hennegau hat 42 Fachgewerbeschulen, Ostvlaandern deren nur 6. Von den Gehältern für höhere Beamte bezogen im Jahre 1909 die Wälschen 1948600 Fr., die Vlamen 853000 Fr.; dabei müssen die letzteren zwei Sprachen kennen, die ersteren nur eine, weil man wohl ohne Kenntnis der vlämischen Sprache Minister, aber ohne Kenntnis der französischen Sprache noch nicht Türhüter im Ministerium werden kann. In der Landesregierung kommt ein Vlame auf drei Wälsche, die zehn Staatsgymnasien in der Wallonei haben lauter wälsche, die zehn in Vlamenland sechs wälsche und vier vlämische Direktoren; in der staatlichen Gemeinde-Landbank sitzen nur wälsche Direktoren; selbst in den großen Landesarbeiterkolonien, die alle im vlämischen Lande, fast an der holländischen Grenze liegen, habe ich Direktoren getroffen, die kein Wort Vlämisch verstanden. Für den Volksschulunterricht der drei Millionen Walen zahlt der Staat doppelt soviel, wie für den der vier Millionen Vlamen. Die Landessparkasse hatte Ende des Jahres 1906 zum Bau von Arbeiterhäusern in der Provinz Hennegau 32476030 Fr. ausgeliehen, in der fast ebenso großen Provinz Ostvlaandern nur 4338079 Fr.; davon in Charleroi 13800000 Fr., in der mehr als fünfmal so großen Arbeiterstadt Gent 1681000 Fr. usw. Die Blüte, die die wälschen Provinzen diesen Bevorzugungen verdanken, ist zum Teil auf vlämische Opfer zurückzuführen; denn die Staatsmittel stammen zum großen Teile aus der Grundsteuer, deren Hauptertrag wieder aus den vlämischen Gebieten fließt. Die Vlamen haben denn auch ausgerechnet, daß bei einer Teilung Belgiens sie nicht nur von den Staatsschulden nichts zu bezahlen, sondern von den Walen noch etwa 1½ Milliarden Franken zu fordern hätten.

Digitized by Google

Und dieses Geld könnten die Vlamen für die wirtschaftliche Hebung ihres Volkes notwendig gebrauchen. Denn das wirtschaftliche Elend ist groß und findet vor allem seinen Ausdruck in der Kinderarbeit und in der Hausindustrie. Belgien ist berühmt durch seine Spitzenindustrie, die fast lauter Vlamenarbeit ist. Und das gerade ist eine Arbeit um Hungerlöhne. Sie fordert jahrelanges Lernen, Übung von Jugend auf, vom 7. oder 8. Lebensjahr an, sonst bringt es die Arbeiterin überhaupt nicht mehr zu einer Handfertigkeit, die ihr das tägliche Brot sichert. Es ist ohnedies noch kärglich genug. Denn mehr als 2 Fr. verdient auch eine sehr tüchtige Arbeiterin im Tage kaum, und dafür liefert sie vielbewunderte Kunstwerke. Nur an Stapelware wird mehr verdient. Wo sich irgendwie andere Arbeitsgelegenheit ergab, hat denn auch die Spitzenstickerei bald aufgehört und ist tiefer ins Land gewandert, immer ausschließlicher von den Walen zu den Vlamen. Aber auch viel andere Hausindustrie ist Sklavenarbeit; noch mehr Sklavenarbeit, weil sie nicht einmal die Freude am vollendeten Werk kennt. Im belgischen Parlamente hat der belgische Abgeordnete Kamiel Huysmans am 17. Februar 1914 in diese Zustände hineingeleuchtet. Da sind vlämische Zigarrenheimarbeiterfamilien, die mit sechs Personen in der Woche zwischen 6 und 9 Fr. verdienen; und da müssen schon Kinder von 4, 6 und 8 Jahren mitarbeiten. Es gibt vlämische Stuhlflechter, die 5 Cts. (4 ₰) in der Stunde, solche, die aber auch nur 8 Cts. im Tag verdienen; unter den letzteren sind 6, 7, 8 und 9 Jahre alte Kinder. Eine vlämische Leineweberin weist nach, daß sie es mit ihren vier Kindern zusammen in 14stündiger Tagesarbeit nur auf 1 Fr. bringt. Es gibt vlämische Tagelöhner auf dem Lande genug, die in der Woche 6 bis 7 Fr. (und Kost) verdienen und mit ihren meist sehr starken Familien „verleben“. Und wenn sie in die Stadt arbeiten gehen, so haben sie meist sehr weite Wege und mangels einer gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit kaum Zeit zum Essen und Schlafen. „Gelernte“ Arbeiter mit höheren Löhnen zu werden, haben sie zumeist gar keine Gelegenheit, da Fachschulen im vlämischen Gebiete fehlen oder ihren Unterricht nur in französischer Sprache geben. Diese wirtschaftliche Knechtschaft macht das Volk auch geistig unfrei.

So sieht der „Vlamingant“ den unaufhaltsamen Niedergang seines Volkstumes vor Augen, solange dessen Vermögen von der Firma Belgien verwaltet wird; das Herz blutet ihm darob, und er schreckt vor dem Äußersten nicht zurück, um eine Wandlung zu erzwingen und sein Volk zu retten. Die tapferen Männer, die sich heute durch ihre Zusammenarbeit mit dem deutschen Sieger frei zu ihrem mißhandelten Volke bekennen und damit Hab und Gut, Namen und Stellung, ja selbst das Leben aufs Spiel setzen, sind nicht Verräter oder Überläufer, sondern die eigentlichen Verfechter ihrer völkischen Sache vor der ganzen Welt, vor der Welt des germanischen Gesamtbewußtseins insonderheit. Mögen die Freunde kleiner, aber in der Geschichte großer und in ihrer Eigenart starker Völker auf ihre Klagen hören!



Holland und wir

Die Frage, wie es in Holland und wie Holland zu uns steht, untersucht Dr. Julius Bachem, der seit 40 Jahren alljährlich bei Verwandten in der niederländischen Residenz verweilt, im roten „Tag“:

Wenn man sagt, daß Holland ehrlich neutral sei, so heißt das in keiner Weise, daß Holland deutschfreundlich ist. Nein, die Stimmung ist nach wie vor in breiten Schichten des holländischen Volkes eine Deutschland abgeneigte. Das erscheint auch ganz erklärlich, so unerwünscht es sein mag. Wir haben uns in Friedenszeiten und auch noch in diesen Kriegszeiten viel zu wenig um unsere niederdeutschen Stammesgenossen gekümmert. Um so mehr die

Digitized by Google

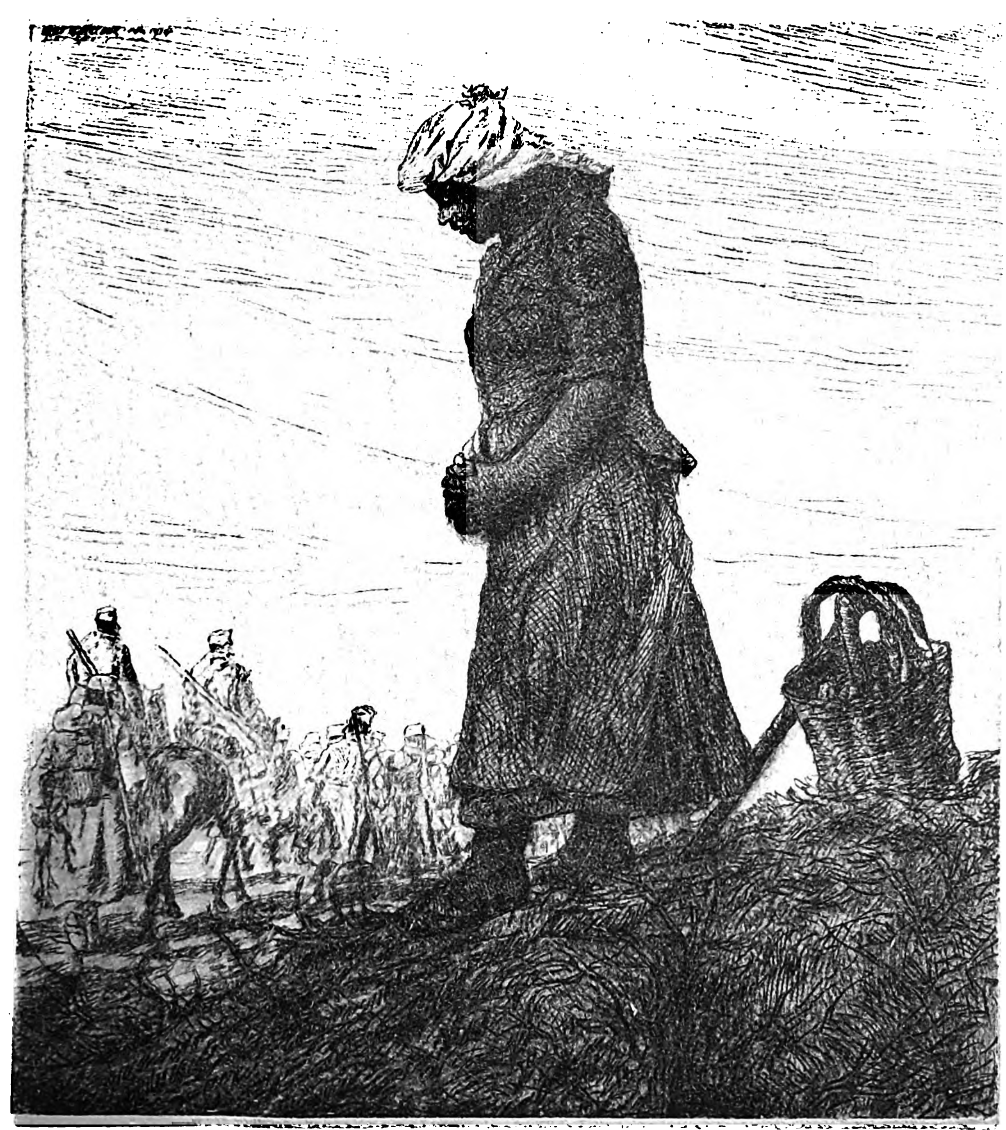
andern, die uns heute als erbitterte Feinde gegenüberstehen, die Franzosen und namentlich die Engländer. Überall ist für den aufmerksamen Beobachter französisch-englischer Einfluß wahrnehmbar. Und in letzter Zeit hat namentlich auch englisches Geld hier wie anderswo eine Rolle gespielt. Mit Bestimmtheit wird in eingeweihten Kreisen versichert, daß mehrere der am ausgesprochensten deutschfeindlichen Blätter von England aus „kontrolliert" werden, wie der technische Ausdruck lautet. Englischer Einfluß erstreckt sich sogar auf einzelne Buchhandlungen. Nur dadurch wird auch die starke Verbreitung der verlogenen französisch-englischen Greuelliteratur erklärlich. Englische Agenten kann man an manchen Stellen in Tätigkeit sehen, wobei auch, wie das so zu geschehen pflegt, den Auftraggebern nicht selten mehr angekreidet wird, als verausgabt worden ist.

Aber auch abgesehen von diesen Momenten ist die unfreundliche Gesinnung breiter Volksschichten gegen Deutschland leicht erklärlich. Ich sehe dabei von den alldeutschen Taktlosigkeiten und Herausforderungen ab, mit denen nicht gerade selten auch die Holländer geärgert worden sind. Die Holländer wollen eben von niemand verspeist werden, sondern bleiben, was sie sind, und haben dazu auch allen Grund. Böses Blut hat ferner in Holland zu Anfang des Krieges der notgedrungene Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien gemacht und bei den Holländern Befürchtungen wachgerufen, die allerdings jeder Begründung entbehrten. Weiter kommt hinzu die Abneigung der Niederländer gegen alles, was man unter dem Sammelnamen Militarismus begreift, als dessen Verkörperung ihnen das Deutsche Reich erscheint. Kaum in irgendeinem andern Lande ist die antimilitaristische Stimmung so stark wie in Holland. Die straffe und unerbittliche militärische Disziplin, wie sie im deutschen Heere von alters her besteht, ist dem Holländer nahezu unfaßbar, zweifellos aufs äußerste unsympathisch, so sehr man sie bewundern mag. Der Niederländer hat ein hochentwickeltes, man kann sagen überspanntes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl. Aller Zwang ist ihm zuwider: „Ick laat my niet dwingen" ist das dritte Wort des Holländers aller Volksklassen, besonders der unteren. In diesen artet das Freiheitsgefühl bei geeigneten Anlässen leicht in Ungebundenheit, ja in Unbotmäßigkeit aus, die den militärischen Autoritäten viel zu schaffen gemacht hat und zu schaffen macht, seit der Zwang der Verhältnisse auch die Holländer genötigt hat, dem Heerwesen eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. ...

Wie in den anderen neutralen Staaten, ist auch in Holland die Volksstimmung keine einheitliche. Sie pendelt zwischen verbissener Abneigung gegen alles Deutsche und ausgesprochener Deutschfreundlichkeit. Das gilt von allen Volkskreisen, selbst von den Hochschulkreisen. In Leiden z. B. gibt es Professoren, welche die Deutschen nicht erwähnen können, ohne sie mit der üblichen Bezeichnung „Mof" zu belegen, und selbst wo einem wissenschaftlich hervorragenden Deutschen Anerkennung gezollt worden ist, geschieht es mit der Wendung: „Dat is een knappe (tüchtiger) Mof." Andere Hochschullehrer machen aber auch auf dem Katheder aus ihrer warmen deutschfreundlichen Gesinnung kein Hehl. Auch in der Presse ist die ganze Skala vertreten, von dem fanatisch deutschfeindlichen „Telegraf", der sich rühmt, die verbreitetste große Tageszeitung zu sein, bis zur ausgesprochen deutschfreundlichen „Toekomst" und dem objektiven „Nieuwe Rotterdamsche Courant", dem publizistisch am höchsten stehenden holländischen Blatte. Was aber allein die Hauptsache ist: die regierenden Kreise sind nicht deutschfeindlich, sondern ehrlich neutral, an der Spitze der Ministerpräsident Cort van der Linden, ein ebenso befähigter wie begabter Staatsmann, ganz der Mann, den Holland unter den gegenwärtigen Verhältnissen braucht, und der denn auch des allgemeinen Vertrauens sich erfreut. ...

Neuerdings haben die englischen Gewalttätigkeiten gegen die holländische Fischerflotte es zuwege gebracht, daß sich auch in solchen Volkskreisen, welche man keineswegs als „prodeutsch", wie hier der landläufige Ausdruck lautet, ansprechen kann, eine scharf antienglische Stimmung geltend macht. Das niederländische Selbstgefühl und auch das Handelsinteresse

Digitized by Google



Ave Maria Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

der Niederländer ist durch Englands Brutalität aufs tiefste verletzt — vom Königspalast bis hinab zur Fischerhütte. An energischen Protesten in der Presse wie in den zunächst betroffenen Kreisen der Bevölkerung hat es nicht gefehlt, und auch die Regierung tat alles, um ihnen Nachdruck zu geben. Wenn bei dieser Gelegenheit deutsche Blätter mit einer gewissen Handbewegung sich abfällig darüber äußern, daß Holland es bei bloßen Protesten bewenden lasse, so versäumen diese Blätter leider zu sagen, was Holland denn tun solle und tun könne, um seine Rechte wirksamer zu wahren. Soll es etwa die Admirale de Ruyter und Tromp stolzen niederländischen Angedenkens mit einer gewaltigen Armada aussenden, um die englische Flotte zu zerschmettern? Und wie soll Holland seine Kolonien, den Reichtum des Landes, schützen, auf welche so viele lüsterne Blicke gerichtet sind und welche England an erster Stelle gewiß jederzeit im Kriegsfalle unter seine Botmäßigkeit zu bringen geneigt sein würde, wenn auch nur, um sie an andere Interessenten zu verhandeln. Man sollte auch in einzelnen deutschen Blättern nicht so in den Tag hineinschreiben. ...



Eine drohende Gefahr

Die Vogelstraußpolitik gegenüber den Geschlechtskrankheiten ist dank der Arbeit der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten einer realeren Betrachtung gewichen. Auch hier hat sich der Krieg als der große Umwerter und Umlerner gezeigt. Die Zahl der Geschlechtskrankheiten ist gewachsen. Von Peters in seinem Buche „Das Hohelied der Kraft“, in Vaertings Buch „Wie ersetzt Deutschland am schnellsten die Kriegsverluste durch gesunden Nachwuchs?“ und in den Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft gegen die Geschlechtskrankheiten sind erschreckend hohe Zahlen genannt.

Solange noch der Krieg selbst durch die Trennung der Geschlechter die Ausbreitung der Krankheiten in der engeren Heimat verhindert, solange im Feindesland durch entsprechende Einrichtungen sich eine Herabsetzung der Zahlen ermöglichen läßt, solange der Soldat als solcher noch unter der Kontrolle der Militärbehörden steht, läßt sich eine Weiterverbreitung vielleicht verhindern. Zweifellos sorgen die Militärbehörden nach erprobten Grundsätzen, die viel weiter gehen, als die der zivilärztlichen Maßnahmen, daß möglichst wenig ungeheilte Männer in die Heimat und in die Familien zurückkehren. Es ist ein seit langem durchgeführter Grundsatz, daß jeder Soldat, der zur Entlassung kommt, auch auf Geschlechtskrankheiten untersucht wird, aber bei der Demobilmachung läßt sich dieser Grundsatz vielleicht nicht so durchführen, wie es wünschenswert wäre. Auch stößt die Untersuchung der geschlechtskranken Kriegerfrauen in der Heimat auf Schwierigkeiten.

Über die Bedeutung der Krankheiten für Leben, Gesundheit und Nachkommenschaft braucht man kein Wort zu verlieren. Im Herrenhaus hat Exzellenz von Bissing darauf hingewiesen. Es handelt sich hier gar nicht um die Frage, ob der Abolitionismus recht hat, ob die Anhänger der staatlichen Bordelle recht haben, um zwei extreme Anschauungen zu kennzeichnen, sondern wir stehen auf Grund des Zahlenmaterials vor der Tatsache als Factum brutum. Auch die Aufklärung ist eine zweischneidige Waffe. Sie kann der Denunziation Tor und Tür öffnen und den Ehefrieden stören. Es ist ganz richtig: ein Teil der Soldaten kommt ununtersucht, ein andrer ohne Krankheitserscheinungen nach Hause, die sich erst später zeigen, wenn er daheim ist. Grade diese Fälle werden typisch sein. Die Merkblätter werden auch nicht alle Fälle verhüten, so segensreich sie sind.

Man hat vorgeschlagen, an die Landesversicherungsanstalten Fürsorgestellen anzugliedern. Nur ein Teil der heimkehrenden Soldaten kann hier beraten werden. Der Namens-

Digitized by Google

nennung aller während des Krieges an Geschlechtskrankheiten Erkrankten steht der § 300 des Reichs-Strafgesetzbuches entgegen, und die Schweigepflicht des Arztes erstreckt sich auch auf die beim Heer angestellten Ärzte. Es dürfte schwer sein, das Gesetz zu ändern und eine Behandlungspflicht einzuführen. Auch ist nicht dafür gesorgt, daß die Behandlung lediglich durch Ärzte stattfinden wird. Ein Teil der Kranken wird sich in nichtfachgemäße Behandlung begeben. Daß die Zahl der Geschlechtskranken mit dem Friedensschluß zunehmen wird, ist sicher. Die Hauptgefahr liegt also in der zukünftigen Volksgesundheit. Auch die Schutzmittel sind nicht absolut einwandfrei, weil sie gleichzeitig empfängnisverhütend wirken können. Die Volksvermehrung darf durch die Schutzmittel nicht leiden. Auch hier fehlt noch die gesetzliche Regelung im Frieden. Bleibt also nichts übrig, als die Behandlung der Geschlechtskranken durch fachgemäße Art, durch die Ärzte. Die Geschlechtskrankheiten sind alle heilbar. Durch rechtzeitige Behandlung lassen sich alle Folgen verhüten. Die Aufklärung kann dazu beitragen, den Geschlechtskrankheiten das Odium des Heimlichen zu nehmen. Die sexuelle Abstinenz ist eine radikale, nicht durchführbare Forderung. Deshalb sind hygienische Vorbeugungsmaßregeln notwendig. Nach dem Kriege wird eine Ehenot sich zeigen. Vielleicht steigt die Zahl der Prostituierten.

Die planmäßige Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ist von Neisser, Blaschko, Pannwitz u. a. gefordert. Sie liegt im Interesse der Volksgesundheit, wie die Bekämpfung des Alkoholismus und der Tuberkulose. Der Krieg hat das Verständnis für soziales Denken gestärkt. Das ganze Volk muß an der Bekämpfung der drohenden Gefahr teilnehmen. Die Drahthindernisse der Heimlichkeit und Heuchelei sind zu beseitigen. Bei der Rückkehr der Truppen dürfen die Geschlechtskrankheiten nicht eingeschleppt werden. Wesentlich ist die Ermittelung der Krankheitsfälle, und dieser wichtige Punkt hat zur Schaffung von Beratungsstellen geführt, die allgemein zugängig zu machen sind. Die Ärzte dieser Beratungsstellen sollen sich, wie bereits im Oktober 1915 bei einer Besprechung im Reichsversicherungsamt unter Vorsitz seines Präsidenten, Exzellenz Kaufmann, verlautbart wurde, der Behandlung der Kranken enthalten. Sie sollen aber die Notwendigkeit einer solchen feststellen und den Kranken auf die ärztliche Hilfe verweisen. Die Leistung dieser erfolgt durch die Krankenkasse, durch die Versicherungsanstalt oder privat. Solche Beratungsstellen sind bereits eingerichtet. Die Militärbehörden haben ihre Mitwirkung zugesagt, wenn der Erkrankte seine Einwilligung gibt, sich beraten zu lassen. Es werden daher alle Heeresangehörigen auf die Beratungsstellen aufmerksam gemacht. Auch können Krankheitsverdächtige nach der Demobilmachung zurückbehalten werden. Auch ohne ein reichsgesetzliches Verbot der Behandlung Geschlechtskranker durch Nichtärzte ist durch die Beratungsstellen ein Weg gewiesen, der drohenden Gefahr der Geschlechtskrankheiten wirksam zu begegnen. Die Beratungsstellen sind in der Lage, die Erkrankten zu der Behandlung zu bewegen. Die öffentlichen Interessen, die auf dem Spiele stehen, müssen über alle Bedenken hinweghelfen; sachliche Gesichtspunkte müssen hier den Vorrang haben. Bei Volksseuchen sind stets Zwangsmittel am Platze gewesen, wo die Belehrung und Aufklärung nicht ausreichte. Die Beratungsstellen erfüllen aber ihre Aufgabe auch, ohne daß die Geschlechtskrankheiten als solche unter die Seuchengesetze fallen. Die Einrichtung der Beratungsstellen läßt sich durchaus unauffällig gestalten. Der Zwang, den die Reichsversicherungsordnung ausüben kann, bezieht sich lediglich auf Kassenmitglieder. Die Beratungsstellen sollen aber allen offenstehen, soweit sie nicht vorziehen, sich privatim behandeln zu lassen. Solange wir nicht eine gesetzliche Anmeldepflicht für Geschlechtskrankheiten haben, sind die Beratungsstellen ein Weg, um die drohende Gefahr der Geschlechtskrankheiten einzudämmen. Neisser stellte u. a. folgende Forderungen auf: Einrichtung der Beratungsstellen, Übernahme der Kosten durch die Landesversicherungsanstalten, Verständigung der Stellen mit den behandelnden Ärzten. Durch die Einrichtung der Stellen werden alle anderen Maßnahmen auf dem Gebiete der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht


Digitized by Google

aufgehoben. Den Ärzten sind die Gesichtspunkte bei der Einrichtung von Beratungsstellen zugegangen.

Der größte Reichtum eines Landes ist die Bevölkerung. Die Nation hat das lebhafteste Interesse daran, daß die Bevölkerung gesund ist. Die drohende Gefahr der Geschlechtskrankheiten kann durch die geschilderten Maßnahmen abgewehrt werden.

Oberstabsarzt Dr. Neumann



Der Verband für deutsche Theaterkultur

Am 27. August ist in Hildesheim ein „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" gegründet worden. Die entscheidenden Punkte der nach vielstündigen Beratungen festgelegten Satzungen liegen in den Abschnitten zwei und drei und lauten: „Der Verein bezweckt den Zusammenschluß aller Deutschen zur Hebung und Förderung des deutschen Theaters als Pflegestätte der Kunst im Geiste deutscher Bildung und Gesittung. Er will vor allem das Theater allen Schichten des deutschen Volkes zugänglich machen, das Verständnis für die nationale Bühnenkunst und ihre Bedeutung wecken und Mißstände im Theaterwesen bekämpfen.

Diese Zwecke sucht der Verein insbesondere zu erreichen 1. durch Sammlung und Bereitstellung von Mitteln; 2. durch Förderung des staatlichen und städtischen Eigenbetriebs (Stadttheater, Städtebundtheater, städtische Orchester), Einrichtung und Förderung von Volksbühnen, Verbands- und Landschaftstheatern; 3. durch Förderung einer umfassenden Theatergesetzgebung; 4. durch Veranstaltung von Vereinsvorstellungen, Vereinsvorträgen und -vorlesungen, Einrichtung von Büchereien und Bücherumlauf, Verbreitung von Schriften; 5. durch Erzielung verschärfter Maßnahmen gegen die rein geschäftlichen Unterhaltungsbühnen ohne höheres Kunstinteresse. Der Gesamtausschuß kann die Herausgabe einer Verbandszeitschrift und eines Verbandsjahrbuches als Vereinsgabe beschließen."

Zum Sitz des Vereins wurde der Gründungsort Hildesheim bestimmt. Der Mindestjahresbeitrag beträgt für Einzelmitglieder 3 ℳ, während er für angeschlossene Vereine einer besonderen Abmachung vorbehalten bleibt. Dann wählte die Schlußversammlung noch einen aus dreißig Mitgliedern bestehenden Ausschuß, bei dessen Zusammensetzung vor allem darauf Bedacht genommen wurde, die in der langen Aussprache hervorgetretenen Richtungen, die verschiedenen Stände, Volksschichten und Landesteile, die verschiedenen Religionsbekenntnisse und politischen Parteien zur Vertretung zu bringen.

Aus alledem geht hervor, daß es sich bei dieser Gründung um einen Kompromiß handelt — man verzeihe das Fremdwort, da kein deutscher Ausdruck den Beigeschmack des Unzureichenden, um nicht zu sagen Charakterschwachen hat, der dem Fremdwort anhaftet. In der Tat hatte sich bei der geschlossenen vorbereitenden Sitzung gezeigt, daß unter denen, die dem Hildesheimer Werberuf gefolgt waren, die schroffsten Gegensätze in der Auffassung über das heute vom Theater Geleistete, wie das erstrebenswerte Ziel bestanden. Freilich, in der Verurteilung des Schundes waren sich alle einig. Die Bekämpfung der blöden Posse, des lediglich schlüpfrigen Unterhaltungsstückes, der seichten Operette war allen von vornherein freudig anerkannte Pflicht. Aber dort mußten sich die Geister scheiden, wo sie gerade in Deutschland immer auseinandergehen: bei der Forderung, daß die deutsche Bühne „deutsch" sein solle. Es war natürlich eitel Spiegelfechterei, die man einem Kreise von unterrichteten Männern und Frauen hätte ersparen sollen, wenn der „deutschvölkischen" Seite vorgehalten wurde, man könne doch nicht Shakespeare, Molière, Calderon oder gar den alten Sophokles von der deutschen Bühne fernhalten, weil sie keine Deutschen gewesen seien. Denn das wissen

die Herren von der anderen Seite ganz genau, daß es auch dem leidenschaftlichsten Alldeutschen noch niemals eingefallen ist, die Verdrängung dieser universalen Dichter von der deutschen Schaubühne zu verlangen, wenn auch vielleicht der eine und andere geltend gemacht hat, daß gerade jetzt während des Krieges ein so ausgesprochenes Genie des Franzosentums, wie Molière, nicht unbedingt gepflegt zu werden brauchte. Wohlverstanden: während des Krieges.

Also derartige Mätzchen hätte man sich sparen können. Überhaupt zeigte sich auch hier wieder jene eigentümliche Angst vor dem bösen Alldeutschen, die auf politischem Gebiete, wo Mißverständnisse möglich sind, noch allenfalls erklärt werden kann. Auf geistigem Gebiet aber hat Alldeutschtum noch nie etwas anderes bedeuten wollen, als wozu sich seit zwei Jahren alle Deutschen bekennen, wenn sie „Deutschland, Deutschland über alles“ singen. Und da sollten wir doch das Mißverstehen und Falschdeuten unseren Feinden überlassen. Aber der Burgfriede, der leidige Burgfriede! Hätte er uns die wechselseitige Achtung der verschiedenen Überzeugungen wirklich gebracht, so könnten Aussprachen zur Klärung gelangen. So, wie Burgfriede aber nun einmal verstanden wird, kann es in seinem Zeichen eben nur zu — Kompromissen kommen. Man darf nur andeuten, nicht klar aussprechen; man macht die Zugeständnisse nicht aus der Überzeugung, daß auch der andere Anspruch auf Geltung hat, sondern um einig zu scheinen.

Nun, wir haben diese Zugeständnisse gemacht, auch wir, die wir für eine deutsche Schaubühne im nationalen Geiste seit Jahren eintreten und nie einen Zweifel darüber gelassen haben, wo wir die Schäden sehen. Ich will auch jetzt ganz offen gestehen, weshalb ich für meine Person diese Zugeständnisse gemacht und die Wahl in den Ausschuß angenommen habe.

Es sind zwar in diesem Ausschuß auch zwei Theaterdirektoren, Mitglieder des Bühnenvereins, andererseits Obmann und Syndikus der Deutschen Bühnengenossenschaft gewählt worden. Aber so stark die beiden Letztgenannten die Verhandlungen beeinflußt haben, bleibt doch bestehen, daß der neugegründete Verein zur Förderung deutscher Theaterkultur vor allem ein Zusammenschluß des deutschen Theaterpublikums ist. Da ich die Überzeugung habe, daß dieser Charakter in der Zukunft immer klarer wird herausgearbeitet werden müssen, wenn der Verein überhaupt Sinn haben und praktische Arbeit leisten soll, schien mir die vorsichtige Haltung der Satzungen ungefährlich.

Denn es trat eine deutsche Volksgruppe, die bislang dem Theater entweder nur feindlich gegenüberstand oder sich stillschweigend von ihm fernhielt, derartig bedeutsam und mit einem so starken Verlangen nach Beteiligung hervor, daß nach meiner Überzeugung diese Gelegenheit nicht vorübergehen durfte, ohne den grundsätzlichen Zusammenschluß mit Millionen zustandezubringen, die im Grundsätzlichen vom Theater dasselbe verlangen müssen, wie wir Nationalen. Ich meine die Katholiken, die die Vertreter ihrer bedeutendsten Organisationen zur Tagung entsandt hatten. Da in gleicher Weise auch die evangelischen Frauen- und Arbeitervereine mittagten und in den Ausschuß eintraten, erkennen wir nämlich in der ganzen Bewegung den Vormarsch jener, die im Theater nicht bloß eine Angelegenheit der Ästhetik, sondern in gleichem Maße auch eine Sache der Ethik sehen. Nur diese letztere Richtung hat Ursache, mit dem heutigen Theater unzufrieden zu sein. Man mißverstehe mich nicht. Es gibt in unserem Theater unendlich viel Unästhetisches, und das schlägt meistens auch der Ethik ins Gesicht, aber es ist nicht zu leugnen, daß jene Leute, die nur den ästhetischen Maßstab an die Bühne angelegt wissen wollen, in der Tätigkeit einer beträchtlichen Zahl deutscher Bühnen auf ihre Kosten kommen. Denn selbst dort, wo sie gegen die gebotene Kunst und auch die Art der Darbietung ästhetische Bedenken haben, können sie dieser Bühnenarbeit wenigstens die Teilnahme ihres Geistes, wenn auch nicht die ihres Herzens schenken.

Es wurde im Verlauf der Verhandlungen auf zwei Gegenstücke dazu in Frankreich und England hingewiesen. In Frankreich sei das Ergebnis auf eine Umfrage über die Zukunft

Digitized by Google

des französischen Theaters dahin zusammenzufassen, daß man mit einer Zunahme des charakteristischen französischen Unterhaltungsstückes, also vor allem des Ehebruchschwankes und des Thesendramas, zu rechnen habe. Das würde schon durch die Nachfrage für den Export der Theaterware hervorgerufen werden. Außerdem würden die aus dem Felde heimkehrenden Krieger vor allem nach Amusement verlangen. Der englische Fachmann habe einen noch weiteren Abstieg der Bühne vorausgesagt, weil nach dem Kriege für ideale Zwecke kein Geld vorhanden sein würde und darum das Theater, um bestehen zu können, den niedrigsten Instinkten werde schmeicheln müssen. Demgegenüber verwies der Redner auf die ideale deutsche Art, die sich darin bekunde, wie hier sich einige hundert Frauen und Männer trotz aller Kriegsnot versammelt hätten, um über die Hebung des deutschen Theaters zu beraten.

Es tut uns Deutschen auch heute noch wohl, wenn wir so mit unserem Idealismus gestreichelt werden, und es ist ja auch etwas Wahres daran. Ich aber verschließe mich nicht der Erkenntnis, daß auch in diesem Falle unsere Feinde die schärferen Realpolitiker sind, und gerade weil ich ein unerschütterlicher Idealist bin und an den Endsieg des Guten glaube, halte ich es für die erste Pflicht, alle Wirklichkeiten ungeschminkt anzusehen, um danach die Arbeit einzurichten.

Durch alle Vorträge und durch die Ausführungen fast aller Redner bei der grundsätzlichen Aussprache, zog sich der Kampf gegen das Geschäftstheater, das Verlangen nach der aus öffentlichen Mitteln erhaltenen Bühne. Von staatlichen Theatergesetzen, von städtischen Theaterausschüssen erwartet man kräftigste Unterstützung.

Ich stelle diese in meine Rechnung nicht ein. Das Theatergesetz, das wir vom Staate zu erwarten haben, wird nach meiner Überzeugung höchstens die soziale Frage des Schauspielerstandes ordnen. Das ist sehr viel, hat aber mit der geistigen Hebung der Bühne an sich gar nichts zu tun. Wenn ich gut unterrichtet bin, gibt es schon jetzt einige vom höheren Standpunkte ausschließlich als Amüsiertheater einzuschätzende Theater, an denen die soziale Seite in guter Ordnung ist. Auch im deutschen Bühnenverein spielt der eine und andere Leiter solcher Bühnen, z. B. des Berliner Metropol-Theaters, eine große Rolle. Von den Städten erwarte ich nichts. Ich zweifle nicht an ihrem guten Willen, aber an ihrem Können.

Wir wollen uns da doch keiner Täuschung hingeben. Auch bei einem günstigen Friedensschlusse, den wir alle erhoffen, werden sich Staat und Städte einer ungeheuren Schuldenlast gegenübersehen. Nicht nur die unmittelbaren Kosten der Kriegsanleihen rechnen da mit, es kommen hinzu die ungeheuren Aufwendungen aller Gemeinden während des Krieges, kommt hinzu der notwendige Wiederaufbau des im Kriege Verbrauchten (Kriegsmaterial, Eisenbahnen usw.). Die Versorgung der Invaliden, die Hilfeleistung für alle in ihren Daseinsbedingungen aufs schwerste Erschütterten wird ungeheure Forderungen stellen, die, wie auch der größte Idealist zugeben muß, als notwendig vor allem auch noch so Wünschenswerten vorgehen müssen. Ich bin überzeugt, daß es nach dem Kriege allen Gemeindevertretern schwer fallen wird, auch nur dieselben Summen für ideale Zwecke aufzuwenden wie bisher. Und zuallererst wird der praktische Rechnergeist, der unter diesen Umständen zum Siege kommen muß, beim Theater Abstriche machen. Man wird nüchtern erwägen, welcher Theaterdirektor der Stadt am wenigsten kostet und trotzdem das Theater durchhält. Denn auch darüber gebe ich mich keinem Zweifel hin, auch bei uns wird nach der ungeheuren Anspannung der Nerven ein Rückschlag eintreten müssen, und wenn schon in Friedenszeiten jene Zustimmung fanden, die da meinten, einem durch seine geschäftliche Arbeit den Tag über in Anspruch genommenen Volke sei nicht zuzumuten, am Abend sich mit einem ernsten Kunstwerke zu befassen, so wird das nach dem Kriege erst recht der Fall sein.

So liegen die tatsächlichen Verhältnisse selbst dann, wenn es nicht, wie vor hundert Jahren, aus Gründen der Staatspolitik willkommen sein wird, wenn „die Völker sich amüsieren“. Aus alledem ergibt sich, daß unser Theater nach dem Kriege erst recht ein

Digitized by Google

Geschäftstheater sein wird, d. h. die Theater werden Privatunternehmungen bleiben, bei denen das in ihnen angelegte Kapital verzinst sein will. Und dieses Kapital wird, wie überall, als Gesetz diktieren, die höchstmögliche Verzinsung herauszuwirtschaften. Wie das geschieht, ist diesem Kapital — das lehrt uns doch das Erleben im Kriege alle Tage — gleichgültig. Dagegen wird auch aller Idealismus der Bühnenleiter nicht aufkommen können. Das einzige, was unsere öffentlichen Mächte, Staat und Gemeinde, an wirksamer Hilfe hier beitragen können, ist eine Steuerbelastung des gewöhnlichen Amüsiertheaters, um dadurch für dieses die Gewinnaussichten herabzusetzen.

Sind diese Aussichten nun wirklich so schmerzlich, wie sie nach den Erfahrungen der Hildesheimer Tagung meistens angesehen werden? Nein, das Geschäftstheater kann im Gegenteil sogar die willkommenste Form sein, sobald es gelingt, auf dem Theatermarkte dem Gesetze zum Siege zu verhelfen, das ihn im übrigen Geschäftsleben bereits errungen hat: nur mit guter Ware ist auf die Dauer ein Geschäft zu machen.

Der viel mißbrauchte Satz: „Das Volk hat das Theater, das es verdient", ist mit der Abänderung „das es ernstlich will", durchaus zutreffend. Ernst ist eben nur der Wille, der bereit ist, mit allen Kräften für seine Durchführung einzustehen. Wir dürfen uns da keiner Täuschung hingeben. Das Theater wäre in Deutschland dem nationalen Geiste nicht so entfremdet worden, wenn die nationalen Kreise 1. politisch und literarisch genügend erzogen wären, um die dem deutschen Volksgeiste entsprechende Bühnenliteratur zu erkennen; 2. wenn sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften für diese Literatur einträten, 3. wenn sie dem Wesensfremden ihre Unterstützung entzögen, d. h. wenn sie kein Theater besuchten, das ihnen wesensfremde oder gar Schundstücke anbietet, oder in seiner ganzen Arbeitsweise auf sie undeutsch wirkt.

Ich weiß, die Rechnung ist nicht ganz so einfach, wie sie hier aussieht; es müssen einige Punkte eingestellt werden: 1. die ungeheure Suggestion, die von Berlin als Theaterstadt auf das übrige Deutschland ausgeübt wird, 2. daß die deutschvölkisch Empfindenden — wir wollen den Gegnern die Freude machen, dieses Wort aufzunehmen — vielfach zu zerstreut im Lande wohnen, während die — sagen wir nun logisch — Nichtdeutschvölkischen in den Städten beisammensitzen und also als Theaterpublikum eine ihren prozentmäßigen Anteil an der Gesamtbevölkerung weit übersteigende Zahl aufbringen. Darüber wird nachher noch zu sprechen sein.

Zu untersuchen, wie es gekommen, daß die nationalen Kreise in der bestimmenden Teilnahme an der Entwicklung der Literatur und vor allem des Theaters verkürzt wurden, würde uns zu weit abführen; die Tatsache besteht schon lange. Bereits die „Literaturrevolution" der achtziger Jahre betonte die Notwendigkeit, dem deutschen Geiste in der Literatur zum Siege zu verhelfen. Das Gegenteil wurde erreicht, zum Teil weil die soziale Bewegung, der sich damals keiner entziehen konnte, ins Internationale mündete. Noch Ende der neunziger Jahre konnte man in deutschvölkischen Kreisen immer wieder hören: wir müssen Realpolitik treiben, das Kulturelle kommt von selbst. Das war ein schlimmes Verkennen, um so verhängnisvoller, als unsere Frauenwelt am politischen Leben zu geringen Anteil hatte, um davon erfüllt zu werden, die bewußt nationale Führung auf den Kulturgebieten aber fehlte. In dieser Hinsicht wirkt auf diesem Gebiete für die weitesten Kreise bestimmend die Tagespresse mit dem Teil „unter dem Strich", wie es im Zeitungsdeutsch heißt. Für dieses Feuilleton aber versagt heute noch vielfach auch die sogenannte nationale Presse. Selbst in führenden Blättern klafft ein unüberbrückbarer Widerspruch zwischen der Weltanschauung des politischen Teiles und der des Feuilletons. Nur langsam entschließt sich überhaupt die nationale Presse dazu, diesem Teil die von seiner Wichtigkeit gebotene Sorgfalt und den notwendigen Geldaufwand zuzugestehen. Wir erleben es immer wieder, daß alle die von der im politischen Teil bekämpften Presse gebrachten Notizen über Theater und Literatur von der nationalen

Digitized by Google

Presse kritiklos abgedruckt werden, daß also auf diese Weise Reklame gemacht wird für das, was vielleicht einige Tage später in einem grundsätzlichen Aufsatze bekämpft wird.

Auf der anderen Seite fehlt die zielbewußte und nachdrückliche Werbearbeit für die wesensverwandte Literatur. Ich betonte schon das Übergewicht Berlins. Die Berliner Presse ist im ganzen Reiche verbreitet. Alles in Berlin (wo auch sämtliche Provinzzeitungen ihre Berichterstatter oder Korrespondenzbureaus haben) Geschehende bekommt eine ungeheuerliche Bedeutung schon lediglich durch diese äußeren Umstände. Was in der Provinz geschieht, dringt nur unter besonders günstigen Umständen über den engumgrenzten Ortskreis hinaus. Diesem Zustande müßte mit verdoppelter Energie entgegengearbeitet werden.

Die Folge aller dieser Zustände ist, daß die nationalen Kreise entweder sich überhaupt um das zeitgenössische Literaturleben nicht kümmern oder, wenn sie sich daran beteiligen wollen, der Arbeit der Andersgearteten erliegen.

Für das Theater liegen die Verhältnisse heute so: Grundsätzliche Gegner des Theaters haben wir nur in einem verhältnismäßig kleinen Teil der evangelisch-orthodoxen Bevölkerung. Die Landbevölkerung, auch in ihren gebildeten Schichten, kann keinen bestimmenden Einfluß auf das Theater gewinnen, weil sie zu wenig Gelegenheit zum Theaterbesuche hat. Von dem Volksteil, der in den Städten regelmäßige Gelegenheit zum Theaterbesuch hätte, empfinden die Katholiken die Bühne als ihnen feindlich. Man wird auch zugeben müssen, daß selbst in unserer klassischen Literatur nur wenige Dramen vorhanden sind, bei denen der Katholik nicht irgendwelche Widerstände seiner Weltanschauung überwinden muß, um zum Genuß zu kommen. Aber auch der gläubige Protestant wird in der neueren Literatur, soweit sie auf der Bühne zur Aufführung gelangt, einen ihm feindlichen Geist verspüren. Die Moderne ist unchristlich, wo nicht gar dem Christentum feindlich.

Die theoretischen Vertreter der Moderne behaupten nun, sie ständen unbefangen dem literarischen Schaffen gegenüber und würden jeder Weltanschauung auf der Bühne Heimat gewähren, wenn sie nur dichterisch-künstlerisch vorgetragen würde. Die Herren überschätzen ihre Unvoreingenommenheit. Sie würden bei jedem betont christlichen Werke über Tendenz zetern, während sie einen Wedekind zum mindesten „interessant“ finden, obwohl er seinen sexuell pathologischen Anschauungsunterricht so schulmeisterlich und tendenziös wie möglich vorträgt.

Es ist zuzugeben, daß in den letzten Jahrzehnten verhältnismäßig wenige Dramen erschienen sind, die christliche Weltanschauungsprobleme in positiv christlichem Geiste behandeln. Wie kann sich aber auch ein Dichter zu einer solchen Arbeit versucht fühlen, wenn ihm ein Blick auf die tatsächliche Bühne die Unmöglichkeit zeigt, zur Aufführung zu gelangen? Genau so liegt es mit dem Nationalen. Jedes freudige oder stolze Ausleben des nationalen Geistes wird als grobe Tendenz, als Hurrapatriotismus verketzert. Selbst eine ganz lehrhaft vorgetragene entgegengesetzte Tendenz hat wenigstens die Aussicht, um ihrer selbst willen „interessant“ gefunden zu werden, auch wenn die Art der dichterischen Verarbeitung abgelehnt wird. Es gibt nun aber in Deutschland Millionen Deutsche, die anders denken. Sie finden für ihr Empfinden in unserem Theater, wenigstens soweit neue Literatur in Betracht kommt, keine Aussprache. Dichter, die ihre Anschauung verkünden, kommen entweder nicht zu Worte oder werden durch die feindliche Kritik zu Fall gebracht. Es bedarf dazu gar keiner Cliquen, keiner Verschwörungen; so wie sich die Verhältnisse herausgebildet haben, geschieht das jetzt ganz von selbst.

Da gibt es nur eine Gegenwehr: die Organisation des Publikums. Die Berliner Freie Volksbühne hatte auf ihrer Fahne eigentlich nur das Wort „Kunst“ stehen. Ihre Führer verstanden aber unter Kunst natürlich das, was ihrer Natur künstlerisch entsprach. Das verlangten sie von den Theatern, denen sie ihre Besucherscharen zuführten. Soweit neuere Literatur in Betracht kam, waren das damals in den neunziger Jahren Stücke mit modern-sozialer Tendenz


Digitized by Google

Was die freie Volksbühne konnte, können die Vertreter jeder Weltanschauung. Im vorigen Winter hat die evangelische Geistlichkeit von Stuttgart einen lebhaften Einspruch gegen Max Schillings „Mona Lisa“ erhoben und bei der Gelegenheit über die Haltung des Theaters in ethischer Hinsicht überhaupt den Stab gebrochen. Wenn diese evangelische Geistlichkeit in Stuttgart und Umgebung auch nur zehntausend Menschen organisierte — da sämtliche erwachsene Familienmitglieder in Betracht kommen, ist das nicht viel —, deren jeder sich für Jahresbeiträge von zwanzig, fünfzehn, zehn und fünf Mark für jährlich zehn Theatervorstellungen verpflichtete (die Preisverschiedenheit gilt für die verschiedenen Plätze), so hätten die Herren die Möglichkeit, hundertmal im Jahre die Theater zu füllen oder doch wenigstens so zu besetzen, daß der Besitzer des Theaters mit einem Geschäft rechnen kann. Damit ist ihnen die Macht gegeben, in den Spielplan bestimmend einzugreifen. Nicht nur hinsichtlich der Auswahl des bereits im Spielplan Stehenden, sondern auch für Neuheiten. Ein gleiches können in Köln die organisierten Katholiken, ein gleiches, wenn auch in bescheidenerem Maße, an jedem Orte jede von einheitlichem Willen beseelte Gesellschaft. Es ist gar kein Zweifel, daß in dieser Hinsicht die positiv gerichteten Elemente des Staates in den meisten Fällen einig werden vorgehen können. Und gerade hier erreichen sie beim Geschäftstheater zuallererst ihre Absicht. Der Direktor des Geschäftstheaters bietet das, was ihm seine Einkünfte sichert. Aber mit Reden und Protesten ist nichts getan, es muß gehandelt werden.

Was ich hier vortrage, ist eine ganz nüchterne Rechnung. Es habe jeder, soweit er dafür Geldmittel aufbringen kann und will, an das Theater dieselben Ansprüche, auch im Geistigen und Seelischen. Für Staat und Städte bliebe dann noch die Aufgabe zu erfüllen, den Unbemittelten das Theater zugänglich zu machen in besonderen Aufführungen. Aber die anderen mögen ihren Genuß bezahlen, wie sie es bislang getan haben. Die Bekämpfung in Wort und Schrift allein hat keinen Zweck. Überhaupt ist alles „Anti“ unfruchtbar. Die Betonung des Eigenen, das opferwillige Eintreten für diese Überzeugung, darauf kommt es an, das schafft Werte.

Noch eins. Ich weiß sehr wohl, daß auf diese Weise für das Höchste der Kunst, der neuzuschaffenden Kunst zumal, auf dem Theater nicht mehr geleistet wird als bisher. Auf das Erstehen einer großen neuen Kunst hat kein Publikum Einfluß. Das ist Sache des Genies. Und zu allen Zeiten wird auch das besterzogene und gebildetste Publikum eine wahrhaft neue Kunst nicht *verlangen* können. Die große neue Kunst muß neuartig wirken und wird deshalb immer auf Widerstand stoßen. Verlangen kann das Theaterpublikum nur, wonach in ihm bereits das Bedürfnis geweckt ist. Aber für diese große neue Kunst wird wenigstens ebensoviel Platz übrig sein, wie unter den jetzigen Verhältnissen, wenn jene Kreise des deutschen Volkes, denen bisher das Theater nach ihrer Behauptung nicht entspricht, von ihm sich ihr Recht ertrotzt haben werden.

Nun auf zur Tat, der Worte sind genug gewechselt!

Karl Storck



Mode und Kultur

Unter diesem Titel gab Dr. **Norbert Stern** ein Werk heraus, von dem der erste Band voriges, der zweite Band dieses Jahr erschien (Klemm & Weiß, Dresden-N.). Das Werk steht im Zusammenhang mit der seit dem Kriege endlich ins Rollen gekommenen deutschen Modebewegung, bzw. dem bereits im Frühjahr 1915 zu Frankfurt a. M. ins Leben getretenen *Modebund*. Es will der deutschen Frau die Augen aufmachen über Kapitel der Modefragen, die bis jetzt eigentlich noch nie erschöpfend besprochen wurden.

Digitized by Google

Was die deutsche Frau über Mode erfuhr, das war das Reklamegewäsch unserer durchweg schlechten Modeblätter, oder es waren Entrüstungsschreie, die durch ihre Parteifärbung von vornherein an Wirkung einbüßten. In Sterns Werk wird das Thema zum ersten Male in zusammenfassender und grundlegender, man möchte beinahe sagen wissenschaftlicher Weise unverblümt objektiv besprochen. Das ist's, was lange not tat. Deshalb sei die zwar etwas umfangreiche, aber gut lesbare zweibändige „Mode und Kultur" den deutschen Frauen zu fleißigem Studium aufrichtig empfohlen. Sie ist durchaus geeignet, in weiten Kreisen Nutzen zu stiften.

*

Das alte Sprichwort: Kleider machen Leute, hat nur als halbe Wahrheit Geltung. Entscheidend bleibt immer, wer in den Kleidern steckt. Man beurteilt nach dem Anzug den Menschen, der ihn trägt, — nicht seinen Schneider. Die Verantwortlichkeit für seine Erscheinung kann niemand auf den Schneider oder das Modejournal oder die Mode überhaupt abwälzen. Man weiß, wie gewisse Moden sich nicht durchsetzen. Die Annahme einer Mode fällt somit immer auf das Publikum.

Mode ist Kulturspiegel. Wenn eine Frau sich wie eine Dirne kleidet, so kann man es wagen, sie als solche anzusprechen. Wenn viele Frauen sich so kleiden, auch solche, die sich eines ehrbaren Rufes erfreuen, dann muß man annehmen, daß dieser Vielen geheime Wünsche in Widerspruch mit ihrer Ehrbarkeit stehen. Die Frauenrechtlerei mit ihrem Bemäntelungsprinzip der Unsittlichkeit, ihrem dilettantischen Idol des Sichauslebens, ihrem unklugen Eifer, die Grenze zwischen sittlichem und unsittlichem Frauenleben möglichst zu verwischen, hat es glücklich so weit gebracht, daß vielen Frauen der Begriff ehrbar gleichbedeutend mit altmodisch geworden ist. Die heutige Frau treibt zwei Polen entgegen: der Arbeitsbiene und der Straßendirne. Die Rolle der Frau im Hause wird immer kleiner. Es gibt heutzutage schon nicht wenig Männer, die kaum einen andern Frauentypus kennen lernen, als den der Arbeiterin, die sich in die Berufe der Männer drängt, und den der käuflichen Frau, die sich zur Ware macht.

Diese Typen spiegeln sich in der modernen weiblichen Mode erschreckend wider: der eine Teil der Frauen vernachlässigt sich bis zur Lächerlichkeit, der andre hascht im marktschreierischen Plakatstil der Kokotte nach Erfolgen zweifelhafter Art. Keine Frage, im Modegeschmack der letzten Jahre ist eine unerfreuliche Vergröberung eingetreten, besonders hinsichtlich der Erotik. Stern sagt sehr richtig: „Wenn die einst goldumränderte feinsinnige Einladungskarte der weiblichen Kleidung zum schreienden Plakat der unzweideutigsten Raffungen und Schlitzungen ausartet, dann gerät die Mode in Gefahr, sich und ihr ganzes Geschlecht lächerlich zu machen." Und wie sagt der kluge Fiesko zu Julia Imperiali? „Lassen Sie mich Ihre Kammerfrau sein! Sehen Sie — (an ihrem Busen beschäftigt) dieses verstecke ich weislich. Die Sinne müssen immer nur blinde Briefträger sein und nicht wissen, was Phantasie und Natur miteinander abzukarten haben ... Die beste Neuigkeit verliert, sobald sie Stadtmärchen wird."

Das A und O aller Modekunst bleibt der Takt. Wenn die Frauen hierin versagen, so haben die Modeateliers schweren Stand. Früher waren Fürstinnen für die Mode tonangebend, heute sind es die Damen der Halbwelt. Die Gesellschaft hat sich ihrer Machtstellung in Modefragen begeben. Eine Gruppe von Pariser Firmen, längst nicht mehr rein französische, sondern galizische Firmen, „erfindet" die Mode und führt sie bei den großen Rennen durch Halbweltdamen der Öffentlichkeit vor. Diese Kokottenmoden, die die vornehme Gesellschaft Frankreichs seit Jahren bereits nicht mehr mitmachte, kamen dann (ebenso wie in der Kunst der Schund des Pariser Herbstsalons!) als echte Pariser Moden nach Deutschland. Wunderbarer Anblick, wenn unsere feisten Bürgersfrauen in engen, lasziv geschlitzten und hauchdünnen Gewändern auf hohen, mit blitzenden Steinen besetzten Stöckelschuhen, einen kecken „Klosettpinsel" auf dem Hut, unternehmend daherwatschelten! Unvergeßliche Eindrücke, diese Erscheinungen von 1913 und 1914! Größer als die Gemeinheit war freilich die

Digitized by Google

Komik. Übrigens lassen auch unsre Moden von 1916, was Takt betrifft, noch ziemlich viel zu wünschen übrig.

Die Frage des Taktes erstreckt sich nicht allein auf das Kapitel Erotik. Ein taktvoll gekleideter Mensch wird z. B. auch den Standesunterschied zu betonen wissen. Wie taktlos, wenn sich das Dienstmädchen wie die „Gnädige" kleidet. Wie lächerlich, wenn in einem Metzgergeschäft eine „Dame" in einer Brokatbluse den Wurstdarm füllt! Wie schrecklich waren die Pleureusen auf den Köpfen der weiblichen Arbeiterbevölkerung! Alle diese Taktlosigkeiten haben uns vor dem Ausland schwer geschädigt.

Dazu kam ein fataler Surrogat-Luxus. Er ergab sich von selbst aus dem Bestreben der untern Klassen, es den obern gleichzutun. Immer unergründlicher wurden die Materialien: Wolle, die keine Wolle, Seide, die keine Seide ist. Unechte Stoffe, unechter Schmuck. Stern bezeichnet ganz richtig die Sucht, Unechtes als Echtes vorzutäuschen, als Hochstapelei, und tut durchaus recht, falschen Kleiderluxus dem Verbrechen der Münzfälschung gleichzustellen. Denn Luxus stellt eine höhere Art des Geldes dar, er ist „Repräsentation der Habe". Jede bewußte Irreführung ist hierin betrügerisch.

Der falsche Luxus treibt auch zu dem ungesunden Autotempo des Modewechsels. Die Billigkeit der Stoffe verführt zur Anschaffung vieler Kleider. Der Luxus schwankt bedenklich von der Qualität in die Quantität. Um die Anschaffung einer überflüssigen Menge zu rechtfertigen, muß die Mode rasch wechseln. Es bleibt keine Zeit mehr, ihr eine materialsolide, formechte, künstlerische oder gar individuelle Note zu geben. So entsteht jene Massenkonfektion, die ihren gewissen Schick und Schmiß hat, aber von dem, was die Mode sein soll und sein kann, immer weiter abströmt.

Konfektion ... Sie ist das Schlagwort, das zunehmend das europäische Modeleben beherrscht. Als die Konfektion in Paris Fuß faßte, war das Schicksal der Pariser Mode eigentlich schon entschieden. Wenn heute in führenden deutschen Modekreisen eine Los-von-Paris-Bewegung einsetzt, so wendet sie sich kaum mehr gegen den französischen Geist der Mode, sondern gegen einen internationalen Ring von Konfektionären, der seine Ware unter der Flagge Pariser Mode absetzt.

„Die geschmackvollen unter den Konfektionären — und es gibt deren eine ganze Menge — scheinen das Unzuträgliche der ‚feinen' Fertigkleidung selbst einzusehen. In ihren Arbeitsräumen fangen sie seit einigen Jahren schon an, Maßarbeit mit Konfektionsarbeit zu verbinden. Das sind erst recht Halbheiten. Die Eleganz meidet Stätten, in denen es nach Schablone riecht." (Stern.) An Stelle der Pfusch- und Schnellarbeit muß wieder durchdachtes Handwerk treten.

Vielleicht geht Stern etwas zu weit, wenn er aller Konfektion den Krieg erklärt. Die billige Massenfabrikation fertiger Kleider ist für einen großen Teil der weiblichen Bevölkerung — vom Ladenmädchen bis zur Beamtin — ebenso unentbehrlich, als wie die Volksküche oder der „billige Mittagstisch". Im Bureau oder Laden macht sich eine Waschbluse und ein schlichter Rock ungleich besser als eine Salontoilette oder jene bohememäßige Takelage, wie sie heutzutage besonders bei Bibliothekarinnen beliebt ist. Der arbeitenden Frau, wenn sie ihre Gedanken ihrem Berufe erhalten will, bleibt keine Zeit zu wirklich stil- und sinnvoller Toilette. Wo sich die Konfektion auf sachliche Einfachheit beschränkt, hat sie unbestritten ihren Wert.

Aber dem großen Heer der mehr als genug Zeit habenden Frauen — besonders der verheirateten Frauen — der besseren Stände liegt ohne Zweifel die moralische Verpflichtung ob, die Modefrage in die Hand zu nehmen. Hier gilt Sterns Ruf: „Frauen heraus! Ihr seid von der Kultur als Bewahrerinnen der guten Sitte, als Pflegerinnen der Volkszucht, als verantwortliche Schildträgerinnen von Geschmack und Takt aufgestellt. Vernachlässiget nicht eure hohen Kulturaufgaben! Duldet keine Kleidung, die Maske und Kulisse ist! Bedenket,

Digitized by Google

daß eine Mode, die mehr scheinen will, als sie ist, als hochstaplerisch angesehen werden muß! Belehrt eure weiblichen Dienstboten, daß es nur eine komische Wirkung erzielt, wenn sie in einer scheinfeinen Konfektionsmode die Dame spielen wollen! Bemängelt es, wenn ihr von deutschen Frauen hört, die ihren höchsten Stolz dareinsetzen, für Pariserinnen gehalten zu werden! Wendet euch ab von jenen Frauen, denen es ein gewisses perverses Vergnügen bereitet, in ihrer kokottenhaften Mode für Kokotten angesprochen zu werden. Vermeidet alles Auffällige an eurer Toilette! Denn was auffällig ist, wirkt aufdringlich und roh."

Frauen heraus! Ja, ganz gewiß liegt der Schwerpunkt der deutschen Modebewegung darin, ob die Frauen sich an ihr beteiligen werden, das heißt, ob es gelingen wird, die Mode wieder zu einer Gesellschaftssache zu machen. Das Beispiel von Paris lehrt den, der denken will, etwas. Der Moderuhm geht dort zurück, weil die Pariser Gesellschaft zurückgeht. Die modernen Republiken sind kein Resonanzboden für elegante Kultur. Galizien und Amerika haben den Markt erobert. Die Mode hat sich von der Gesellschaftssache in eine Geschäftssache verwandelt. Es hätte keinen Zweck, das geschäftliche Zentrum von Paris nach Frankfurt zu verlegen. Das heißt natürlich, vom rein geschäftlichen Standpunkt aus wäre es an sich schon erfreulich. Aber eine Besserung nach der kulturellen Seite hin wäre mit dieser Verlegung allein noch nicht gewonnen. Die Modekultur kann nicht von einzelnen Schneidern und Schneiderinnen aus der Erde gestampft werden.

Ein soziales Problem! Erst wenn wieder eine Gesellschaftsform auftaucht, in der die Frau — und zwar eine Mehrzahl von Frauen — Zeit und Talent hat, weder als Arbeitstier in einem Berufe, noch als ewige Dilettantin in irgendeiner Kunst, weder als in ihren Wirtschaftspflichten versimpelnde Hausfrau, noch als mit allen Lastern liebäugelnde Mondaine, sondern im vollen Sinn des Wortes als würdige Herrin des Hauses und des dem Hause verbundenen geselligen Kreises zu walten und zu wirken, als eine gewissermaßen offiziöse Kulturmacht, — erst dann kann wieder eine rein weibliche Mode einsetzen.

Wollen wir hoffen, daß dieses Ideal, für das Norbert Stern in seiner „Mode und Kultur" mit scharfen Waffen zum Turnier zieht, sich irgendwie erfülle! Und bald!

Mela Escherich



Die Künste im Lehrplan unserer Mittelschulen

Daß seit Kriegsbeginn in einer noch stets wachsenden Unzahl von Aufsätzen, Broschüren und dickleibigen Werken eine Umgestaltung unserer Schule, besonders der Mittelschule (Gymnasien, Realschulen, höhere Mädchenschulen, Lyzeen) verlangt wird, ist um so bedeutsamer, als man doch sicher nicht behaupten kann, die Erfahrungen draußen im Felde selbst hätten die Schulvorbereitung unserer Jugend als untüchtig erwiesen. Vor dem Feinde hat sich Lehrer- und Schülerschaft aller deutschen Schularten glänzend bewährt. Sie hat einen sittlichen und geistigen Idealismus und dabei eine körperliche Leistungsfähigkeit bewiesen, die höchster Bewunderung für allezeit sicher sind. Man wird in der Hinsicht auch zwischen den auf humanistischen oder Realschulen Vorgebildeten keinen Unterschied aufzeigen können.

Dennoch diese allgemeine Forderung nach Umgestaltung unseres Schulwesens, die weit über die Schulkreise hinaus den Willen unseres Volkes bewegt.

Dasselbe Erlebnis, was unser junges Geschlecht über alle Erwartung hinaus leistungsfähig gemacht hat, ist auch die Ursache dieser Erscheinung. Nie noch ist eine Nation so vor die Frage gestellt worden, ob sie national fühlt. Es sind nun zwei Jahre her, zwei lange Jahre, in denen Ströme von Blut manches ausgelöscht haben, was zuvor unverwischbar schien,

Digitized by Google

zwei Jahre auch, deren zermürbender Länge vieles Schöne nicht standgehalten hat. Aber die eine Überzeugung ist doch dem deutschen Volke in allen seinen Gliedern geblieben, daß es sich in diesem Kriege letzten Endes um Dinge handelt, die politisch nicht zu umschreiben sind. Diese Erkenntnis ist es, die, ob bewußt oder instinktiv, auch jenen Volkskreisen die Zähigkeit verleiht, die durch noch so berechtigte politische Erwägungen über die ungeheuren Opfer nicht hinwegzutrösten wären.

Es geht ums Deutschtum.

Diese Erkenntnis, die nicht als vom Verstand erschlossenes Wissen, sondern blitzgleich als Offenbarung über uns kam, erhellte uns alles Undeutsche als Feind, und zwar als den gefährlicheren inneren Feind, zeigte uns andererseits jede Stärkung des Deutschtums als Hilfe für diesen Krieg und darüber hinaus für alle Zukunft. Auf eine Stärkung des Deutschtums zielen denn auch im Grunde alle Forderungen nach einer Umgestaltung der Schule, mögen sie im einzelnen scheinbar noch so abliegende Wege gehen. Auch das Gefühl vom Werte des Deutschtums in erster Reihe für uns, aber damit auch über sie hinaus für die ganze Welt, ist keine Sache der Erkenntnis gewesen. Es war nicht nur das Einzigschöne jener Augusttage von 1914, sondern es war ein Wunder, wie in der Stunde der höchsten Prüfung dieser Wert des Deutschtums uns bewußt wurde. Die diese Werte aufhellende Geistesarbeit auf deutscher Seite hat ebenso wie die Verunglimpfung unserer Feinde dieses Bewußtsein im ganzen Volke nicht etwa erst geweckt, sondern nur bestätigt und nachgewiesen, was in jedem wie ein elementares Naturempfinden aufgelebt war.

Darin unterscheidet sich jenes Augusterlebnis von dem, was nach ihren Bekundungen den anderen Völkern zuteil geworden ist. Daß Engländer, Franzosen und Italiener jetzt auch einen Hochstand ihres Patriotismus erleben, liegt außer jedem Zweifel. Aber es ist eigentümlich, wie sie dafür durchweg auf ihre Rechte aus der Vergangenheit pochen. Dem Deutschen ward etwas anderes zuteil. Der Patriotismus, der bei uns auflebte, ist etwas, was es zuvor bei uns nicht gegeben hat. Es reicht nicht aus, von Vaterlandsliebe zu sprechen, es handelt sich um einen viel geistigeren Wert, um ein Etwas, das nach diesem Erlebnis selbst dann nicht zugrunde gehen könnte, wenn den Feinden ihre Absicht, uns zu vernichten, gelänge. Darum durchschauen wir auch ohne alle realpolitische Klugheit die Lügenhaftigkeit ihrer Phrase, wonach ihr Kampf nicht dem geistigen Deutschland, sondern nur dem Staatengebilde Bismarcks gelte. Wir aber fühlen, daß der Kampf im Grunde gerade diesem geistigen Deutschtum gilt, das uns auf einmal eigentlich als Zukunftsland erscheint. Indem uns bewußt wurde, daß wir diese in uns liegenden Kräfte des Deutschtums noch gar nicht ausgebildet, ja daß wir sie vernachlässigt haben, ist es uns, als sollten wir von unserer Verpflichtung an die Zukunft abgeschnitten werden, als sollten wir untreu gemacht werden gegen unseren heiligsten Beruf.

Wir empfinden diesen Beruf um so dringender, als wir eine Schuld wettzumachen haben. Darum wirken auch die Stimmen jener so verärgernd, die ängstlich mahnen, man solle doch ja nicht das Ausländische ablehnen. Wir fühlen, daß diese Leute unseres Erlebens nicht teilhaftig geworden sind, daß sie nicht unsere Bluts- und Seelenbrüder sind. Denn was wir wollen, richtet sich ja gar nicht gegen das Fremde, weiß im Grunde nichts von Bekämpfung der anderen, sondern ist eitel Liebe zur eigenen Art, will nur die Bejahung dieses Deutschen. Daß wir dabei vielfach dreinschlagen müssen, geschieht nur, um diesem Eigenen den Platz zu schaffen, der ihm schon immer gebührt hätte. Man muß die Händler, die falschen Geister erst aus dem Tempel hinaustreiben, wenn man darin andächtig beten soll. Aber der jene hinaustreibt, tut es nicht aus Haß gegen die Händler, sondern aus Sehnsucht nach dem reinen Gebet.

So liegt es auch mit diesen Bildungsbestrebungen, die sich natürlich zuerst an die Schule halten. Es ist nicht Haß gegen die bisherigen Schulformen, der alle diese Bestrebungen eingibt, sondern das Verlangen nach dem ersehnten Idealbilde. Wenn gegen manches, was

Digitized by Google

in der Schule ist, losgeschlagen wird, wenn es aus ihr hinausgetrieben werden soll, so geschieht es, um dem Platz zu machen, was nach unserm Gefühl darin sein müßte. Und wir möchten auf einmal in diese Schule alle jene Kräfte hineintragen, die nach unserm Gefühl dem Deutschen dienen.

Da drängt sich uns die Überzeugung auf, daß vor allem eine Kraft bislang nicht ausgenutzt worden ist: die Kunst. Und auch hier verschärft die ungerechtfertigte Anwesenheit des Fremden das bittere Gefühl, daß wir dem uns Eigenen seinen Platz nicht gewahrt haben. Weil wir in den letzten Jahrzehnten ringsum im deutschen Land fremde Kunst in lächerlichem Maße verbreitet und maßlos überschätzt erduldet haben, erwacht mit doppelter Schärfe die Gewissensprüfung, ob wir im Eigenen etwa diese Kräfte nicht besitzen, wenn aber, warum wir sie nicht zur Wirkung gebracht haben und wie wir es in Zukunft tun können.

Man sieht schon daraus, daß die Frage der künstlerischen Erziehung, genauer der Einstellung der Kunst unter die Erziehungskräfte unserer Schule, jetzt von einer ganz anderen, viel bedeutsameren Seite an uns herantritt, als in den letzten Jahrzehnten, in denen sie ja auch die beteiligten Kreise lebhaft beschäftigte. Was bisher eine Angelegenheit der ästhetischen *Lebensverschönerung* war, ist jetzt zur Sache der *nationalen Lebensgestaltung* geworden. Erst dadurch ist sie wahrhaft bedeutend, und erst jetzt kann die Arbeit auch im höchsten Sinne wirklich fruchtbar werden.

Daß die folgenden Betrachtungen von der Musik ausgehen, rechtfertigt sich nicht nur dadurch, daß die Musik als *Kraft für geistige Bildung* bis jetzt in der Schule nicht ausgenutzt ist — es wurde hier höchstens ein Fertigkeitsunterricht für Gesang erteilt —, sondern auch deshalb, weil die Musik im deutschen Bildungsleben eine Sonderstellung einnimmt und von allen Künsten den Höchstgehalt an Deutschtum ausgebildet hat.

Die Geschichte zeigt da eine ganz eigentümliche Wandlung. Das klassische *Altertum* sah in der Musik in erster Reihe ein Bildungsmittel. Darum suchten die großen Philosophen sie für die Erziehung des Staatsbürgers nutzbar zu machen, ja aus diesem Gesichtspunkt heraus in die künstlerische Entwicklung der Musik selbst einzugreifen. Im *Mittelalter* hat die Kirche in der klugen Erkenntnis der Macht der Musik über das menschliche Gemüt sie als einzige Kunst zum wesentlichen Bestandteil des Gottesdienstes gemacht. Die Kirche mußte darum von ihren Dienern verlangen, daß sie in musikalischen Angelegenheiten Bescheid wüßten, und so ist die Musik zu einem Teile des pflichtmäßigen Wissensstoffes für jeden Gebildeten geworden. Es ist dahingekommen, daß die Musik im Mittelalter als Wissenschaft angesehen wurde, die in einer Summe von Lehrsätzen genau so gut zu erwerben war, wie jede andere.

Diese folgenschwere Verkennung der Musik als Kunst, demnach als Sache eines besonders veranlagten Könnens, mußte in ihrer Einseitigkeit einen Rückschlag herbeiführen. Man kann wohl sagen, daß wir für das Verhältnis Musik und Schule allmählich in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfallen sind. Ich glaube, der entscheidende Wendepunkt liegt im Eindringen des Virtuosentums in die Musik mit der italienischen Oper. Erst dadurch, daß die Musik so ins Theater kam, konnte sich jene Gattung von Liebhabern entwickeln, die mit ihrem Urteil für den äußeren Erfolg in einer Kunst entscheidend sind, auf deren gleichwertige Ausübung sie von vornherein verzichten müssen. Der Virtuose, wie er mit der Oper aufkam, verschob die Musik ins Gesellschaftliche. Die Gesellschaft entschied den Erfolg des Virtuosen, konnte aber gar nicht auf den Gedanken kommen, selber sich diese Kunst zu eigen zu machen und bedurfte, da das bloße Gefallen für den Erfolg ausschlaggebend war, auch keines begründeten Wissens. Auch die Instrumente gerieten als Soloinstrumente in diese Virtuosenentwicklung. Die Musik selbst als nur ausgeübte Kunst, geschweige denn als schöpferische, wurde so verwickelt, daß sie niemand mehr als einen Teil der notwendigen Bildung in Anspruch nehmen konnte, vielmehr jeder ihre Beherrschung als das Ergebnis einer besonderen Übung, ja einer besonderen Naturanlage anerkennen mußte.


Digitized by Google

Im letzten Drittel des achtzehnten und im ersten des neunzehnten Jahrhunderts hat man nach meinem Gefühl das feinste Verhältnis zur Musik als Kunst gehabt. Die schwierigen Tänze der vornehmen Gesellschaft brachten eine bedeutende Schulung des rhythmischen Gefühls; zum Spielen eines anspruchsvolleren Instrumentes oder zur Ausbildung der Gesangsstimme kam selbst in der höheren Gesellschaft und erst recht im Mittelstande nur, wer große Neigung dazu verspürte. Der pflegt aber im allgemeinen auch wirklich begabt zu sein, und so war es selbstverständlich, daß er sich auch gründliche Kenntnisse verschaffte.

Eine der an sich wertvollsten Erscheinungen unseres Musiklebens, die Entwicklung des Chorgesanges, öffnet dann seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dem Dilettantismus Tür und Tor. Anfangs war man auch hier noch streng. Man vergleiche, wie ernst Zelter mit den Mitgliedern der von ihm begründeten Berliner Singakademie theoretische Studien trieb und überlege, daß die Mitglieder der von ihm ins Leben gerufenen Liedertafel, dem Urbild unserer Männerchöre, Vom-Blatt-Sänger sein mußten, was natürlich mit der Verbreitung der Chöre nicht durchführbar blieb.

Bei der sozialen Entwicklung erscheint danach den von unten heraufkommenden Ständen das Instrumentalspiel im Hause als ein Zeichen gesellschaftlicher Vornehmheit. So wird es zu einem bequemen Scheinmittel der Bildung. Das sich immer weiter verbreitende Klavier vor allem ermöglicht eine nach außen hin täuschende musikalische Spielfertigkeit ohne wirkliche musikalische Bildung, ja ohne eigentliches musikalisches, z. B. theoretisches Wissen. Aber gerade diese einseitige Entwicklung führt dazu, die Musik immer mehr als eine Sache des Könnens — ich „kann“ Klavierspielen — erscheinen zu lassen. Dieses Können bedingt eine besondere technische Übung. Wer als „musikalisch“ gelten will, muß diese technische Übung haben. Jeder, der die Verhältnisse wirklich durchschaut, weiß, daß weitaus die meisten unserer klavierspielenden Damen über ein äußerliches Klavierkönnen nicht hinwegkommen, weil sie vom inneren Bau der von ihnen gespielten Stücke, vom eigentlich Musikalischen gar keine Ahnung haben.

Der Sprachgebrauch hat sich dahin entwickelt, daß der sich als „musikalisch“ bezeichnet, der ein Instrument spielt. An sich bedeutet diese Auffassung einer Kunst als einer Sache des Könnens und der besonderen Veranlagung einen Wert. Aber wir brauchen uns bloß sprachlich vorzustellen, wie ganz anders die Frage: „Sind Sie literarisch?“ wenn sie überhaupt möglich wäre, gedeutet werden müßte, um zu sehen, daß hier bei der Musik eine Einseitigkeit vorliegt. „Sind Sie literarisch?“ würde vom Sprachgebrauch her mit musikalisch übertragen bedeuten, ob der Betreffende Literatur in Vers oder Prosa hervorbringe oder doch mindestens sich irgendwie fachmännisch mit Literatur abgebe. Die verdeutlichende Frage: „Haben Sie Empfindung, Verständnis für Dichtung?“ würde dagegen jeder Gebildete als eine Beleidigung ansehen, während ihm das Geständnis, er sei unmusikalisch, sehr leicht fällt.

Jedes Glied der gebildeten Kreise würde es auch als Beleidigung auffassen, wenn man von ihm nicht voraussetzte, daß er mit den Werken der bedeutendsten Dichter vertraut sei und obendrein über die Bedeutung dieser Dichter für die Kunst, für unser gesamtes Leben doch wenigstens einigermaßen Bescheid wisse. Für die Musik stellt niemand diese Ansprüche. Selbst für die bildende Kunst ist es anerkanntes Erfordernis der sogenannten allgemeinen Bildung, daß man wenigstens so tut, als ob man die verschiedenen Stilarten unterscheiden könne, daß man die wichtigsten Namen und Werke der Kunstgeschichte kennt. Es muß schon eine ganz kümmerliche Hausbücherei sein, in der sich nicht eine Literaturgeschichte findet. Auch die Kunstgeschichte steht bereits im ganz kleinen Bücherschrank. Man kann dagegen in vielen, selbst wohlhabenden und für sehr gebildet sich ausgebenden Häusern, in denen ein Flügel nicht nur als Prunkstück aufgestellt ist, sondern auch zu einzelnen Hausmitgliedern in einem leidenden Verhältnis steht, nicht die kleinste Musikgeschichte finden. Dieselben Leute, die sich hier ausdrücklich als musikalisch bezeichnen und damit als Teilhaber der Kunst an-

Digitized by Google

spruchsvoll auftreten, haben sehr oft keine Ahnung von der Entwicklung und vom Umfang der von ihnen geübten Kunst.

Diese ganz seltsamen Verhältnisse wurzeln letzterdings in der Stellung, welche die verschiedenen Künste in der Schule einnehmen. Da haben wir das eigentümliche Verhältnis, daß die Literatur in der Schule nicht mehr als Kunstübung, sondern lediglich als Bildungsfach steht. Man lernt nicht mehr Versemachen, was früher wenigstens im Lateinischen geübt wurde. Aber das Wissen von der Literatur und die genießende und diesen Genuß gewissermaßen wissenschaftlich begründende Beschäftigung mit Literatur ist für jeden Pflicht. Bildende Kunst und Musik dagegen erscheinen mit Zeichnen und Singen als rein technische Fächer. Die Schule bildet alle ihre Besucher zu Zeichnern und Sängern aus. Daß da bei den meisten fast nichts erreicht wird, ist eine Sache für sich. Wir haben in den letzten zwei Jahrzehnten eine Vertiefung des rein technischen Zeichenunterrichts erlebt, die für den Schüler als Ziel die Befähigung erstrebt, die von ihm in der Welt gesehenen Erscheinungen in die Fläche der Zeichnung zu übertragen. Ja vielfach setzt der Zeichenunterricht schon auf der untersten Stufe heute so ein, daß für das innerlich Vorgestellte eine sinnliche Ausdrucksform gefunden werden soll. Auch hier geht uns das Erreichte zunächst nichts an. Tatsache ist, daß der Zeichenunterricht ein wahrhaft künstlerisches Ziel hat. Dagegen sieht der Unterricht eine Verwendung des Wissens von der bildenden Kunst als Bildungsstoff, in kunstgeschichtlicher oder ästhetischer Schulung, im allgemeinen nicht vor.

Viel schlimmer steht es mit der Musik. Hier stecken wir noch mitten in den Reformbestrebungen des Gesangsunterrichts, der im allgemeinen noch auf der niedersten Stufe eines papageienmäßigen Erlernens einer Anzahl von Liedern steht. Man denkt kaum daran, den Schüler in der Kenntnis von Noten, Tonarten usw. so weit zu fördern, daß er sich selbständig einen Gesang zu eigen machen kann, geschweige denn daran, daß er mit dem Tonmaterial selber etwas zu gestalten versucht. Die Erziehung zum Wissen von der Tonkunst, sei es durch Vermittlung der Kenntnis von Tonwerken oder durch kulturgeschichtliche und geschichtliche Betrachtung des hier Geleisteten, fehlt vollkommen.

Ich kann hier nicht untersuchen, wie es gekommen ist, daß die Künste in unseren Schulen so verschieden behandelt werden, die Literatur eigentlich durchaus als Wissenschaft, die anderen Künste einseitig als Technik. Dagegen ist die Frage nicht zu umgehen, ob diese historisch gewordene Schulstellung der Künste den Forderungen einer nationalen Bildung entspricht.

Fragen wir zunächst, mit welcher der Künste es bis jetzt auf der Schule am besten steht, das heißt, durch welche sie uns — da wir doch für das Leben lernen — am besten für dieses Leben bildet, so ist es unzweifelhaft die Literatur, also das Fach, bei dem das technische Können zum mindesten nicht ins eigentlich Künstlerische gesteigert wird. Aufsatz und Sprechübungen bezwecken doch nur die Schulung mit dem Material der Literatur, der Sprache, nicht aber deren Verwendung als Kunst. Dagegen erreicht die Schule auf diesem Gebiet durch die eingehende Beschäftigung mit Literaturwerken eine gewisse Bildung des Geschmacks und des Urteils in literarischen Dingen. Als logische Ergänzung gibt sie dazu ein theoretisches Wissen von dieser Kunst im Unterricht über die Kunstformen der Literatur und die Kenntnis des in ihr Geschafften als Literaturgeschichte.

Man mag über unseren Deutschunterricht, in dem das alles behandelt wird, denken wie man will, Tatsache ist es doch, daß dieses allgemeine Wissen der Gebildeten in der Literatur uns gegen jene wahnwitzigen Sprünge der Kunstentwicklung schützt, wie wir sie auf dem Gebiete der bildenden Kunst haben. Mögen sich auch die Literaturmoden noch so sehr jagen, hier ist doch in jedem Gebildeten ein gewisser fester, unantastbarer Besitz, ein Gefühl von sicheren Werten vorhanden, mit denen man nicht ohne weiteres spielen kann. Es läßt sich heute die Öffentlichkeit zwar gefallen, wenn Rembrandt und Renoir, Michelangelo und Rodin von einer gewissen Kritik ihr gleichzeitig wie Gleichwertige vorgehalten werden. Wer ein

Digitized by Google

Gleiches mit Shakespeare und Gerhart Hauptmann, Goethe und Zola versuchen wollte, verfiele dagegen tötender Lächerlichkeit. In der Musik kann man freilich mit solchen Dingen gar nicht erst kommen, weil dafür die Voraussetzungen im Besitztum der allgemein Gebildeten überhaupt fehlen. Das Verhältnis der Schule zur Literatur hat sich also, bei aller Kritik im einzelnen, in seiner grundsätzlichen Anlage bewährt. Jedenfalls wird hier niemand eine Ausdehnung der Beschäftigung ins Kunsttechnische wünschen.

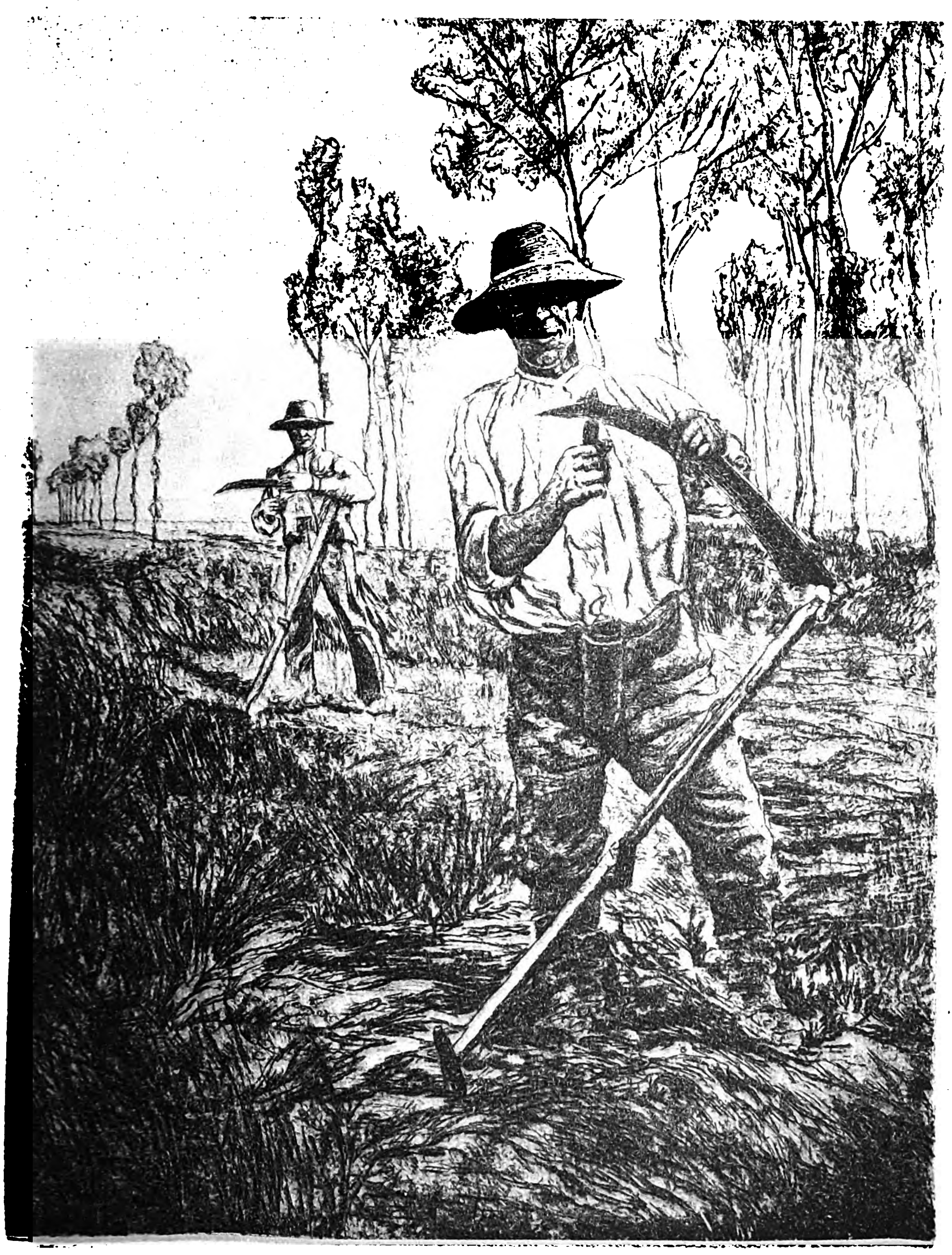
Umgekehrt wird niemand für die anderen Kunstfächer die Preisgabe dieses Kunsttechnischen befürworten, und zwar gerade vom Standpunkt des Lebens aus. Jeder sieht sich im späteren Leben hundertfach vor der Gelegenheit, ja Notwendigkeit, irgend etwas zeichnerisch festzulegen. Wer noch in der früheren Methode des bloßen Nachzeichnens von Vorlagen aufgewachsen ist und nicht weiß, wie er die einfachste perspektivische Aufgabe lösen soll, nicht imstande ist, auch nur einen Tisch oder Stuhl anschaulich wiederzugeben, kann den Vorzug der heutigen Methode ermessen. Welch hohen Gewinn aber bedeutet es für uns, auf der Reise eine Landschaft, ein Bauwerk zeichnerisch festhalten zu können. Keine noch so gute gekaufte Abbildung kann den Bildungswert einer solchen selbstgefertigten Zeichnung aufwiegen, die gerade das wiedergibt, was uns persönlich in diesem Augenblicke besonders wertvoll war.

Was ferner im Leben auch der bloße Besitz eines auswendig gelernten Liederschatzes bedeuten kann, erfahren unsere Feldgrauen jetzt alle Tage. Es kommt hinzu, daß jeder mit dem einfachsten Liede in gewisser Art künstlerisch tätig ist und an sich den Segen dieser engen Beziehung mit der Kunst erfährt. Das ist nur in der Musik möglich, und so ist es ganz selbstverständlich, daß wir dieses Gut der Schule nicht nur nicht preisgeben können, sondern vermehren müssen. Der Gesangsunterricht muß eine wirkliche Schulung zum Singen werden, durch die jeder in die Lage versetzt wird, ein ihm in Noten vorliegendes einfaches Lied aus eigener Kraft zu erlernen.

Aber auch mit einer solchen Vervollkommnung des Technischen können wir uns nicht zufriedengeben. Es muß unbedingt die Forderung aufgestellt werden, daß auch bildende Kunst und Musik als Bildungsfächer in die Schule aufgenommen werden, wie es mit der Literatur bereits geschehen ist. Nur an der einseitigen Vorzugsstellung, die man bisher der Literatur in dieser Hinsicht eingeräumt hat, liegt es, wenn nicht allgemein eingesehen wird, daß bildende Kunst und Musik im späteren Leben eines jeden Gebildeten eine ebenso große Stellung einnehmen, wie die Literatur. Ja nach der ganzen Anlage des deutschen Volkes ist unstreitig die Musik die Kunst, für die wir am meisten Empfänglichkeit besitzen, die darum auch am nachhaltigsten und segensreichsten auf uns einwirken könnte. Darum müßten wir für diese Kunst gebildet werden, oder genauer, wir müßten in die Lage versetzt werden, die ungeheuren Bildungswerte der Musik für uns fruchtbar zu machen.

Unser Wissen vom geistigen Schaffen des deutschen Volkes ist nur kümmerliches Stückwerk, wenn es sich, wie es jetzt im allgemeinen bei den sogenannten Gebildeten der Fall ist, auf die Literatur beschränkt. Von den Anfängen unseres Auftretens, von der germanischen Vorgeschichte mit ihrer glänzenden Bronzekunst an bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts, gibt die bildende Kunst ein reicheres Bild von den Fähigkeiten des deutschen Volkes, als die Literatur. Und für das siebzehnte und halbe achtzehnte Jahrhundert, die für die allgemeine Vorstellung von unserer Geistesgeschichte schwarze Blätter sind, legt die Musik das Zeugnis einer ungebrochenen, ja ganz gewaltigen Schaffenskraft ab. Aus der deutschen Musik des siebzehnten Jahrhunderts wachsen heraus die beiden gewaltigen Riesen Joh. Seb. Bach und Georg Friedr. Händel, deren ungeheures Lebenswerk vollbracht ist, bevor mit Klopstocks frühestem Schaffen die deutsche Literatur wieder anfängt, eine ernst zu nehmende Kunst zu sein. Und der Geniereihe Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Schumann, Brahms, Bruckner, Liszt, Wagner ist überhaupt nichts an die Seite zu stellen. Ist es zu verantworten,

Digitized by Google



Kriegsveteran

Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

daß der deutsche Gebildete, wenn er nicht besondere Studien treibt, von der Schule her davon so gut wie nichts weiß? —

Die bildenden Künstler und die Fachwissenschaftler dieses Gebietes haben keine Organisation, die mit Nachdruck der bildenden Kunst die ihr gebührende Stelle in der Schule erkämpfen könnte. Für die Musik hat die internationale Musikgesellschaft bei ihrem dritten Kongreß 1909 in Wien folgenden Beschluß gefaßt: „An die Regierungen aller Kulturstaaten wird die Aufforderung gerichtet, in dem Geschichtsunterricht an Mittelschulen auf die Hauptphasen und hervorragendsten Meister der Tonkunst Rücksicht zu nehmen mit Hinweis auf die kulturelle Bedeutung der Musikpflege und die Fortschritte der Musikwissenschaft. Auch in den Bürgerschulen oder den diesen gleichwertigen Schulen sollte wenigstens auf einige Tonheroen der betreffenden Länder in der Heimatkunde aufmerksam gemacht werden, so z. B. in Deutschland und Österreich auf Bach und Händel und die Meister der klassischen Wiener Schule (Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert), von denen biographisch-künstlerische Geschichtsbilder gegeben werden sollten. Zur Illustration sollten einzelne historische Beispiele, besonders bei internen Aufführungen von Liedern und Kammermusikstücken herangezogen, sowie Gelegenheit geboten werden, populären Konzerten mit sorgfältig ausgewähltem Programm beizuwohnen. Hierdurch würde der Veredelung des Geschmackes und der Reinigung der Sitten Vorschub geleistet werden."

Der Professor der Musikgeschichte an der Wiener Universität, Guido Adler, der damals unter Zustimmung einer internationalen Gesellschaft diesen Antrag eingebracht hat, begründet ihn im diesjährigen „Jahrbuch der Musikbibliothek Peters" (Leipzig 1916) jetzt vom nationalen Standpunkte. Der Aufsatz hat in der musikalischen Fachpresse bereits eine ganze Reihe von Auseinandersetzungen hervorgerufen, die sich vielfach ins einzelne verlieren und fast eher dazu geeignet sind, vom praktischen Versuch abzuhalten.

Ich glaube, der Fall liegt nicht so schwierig, und auch hier wird sich zeigen, daß wenn der ernsthafte Wille vorhanden ist, auch der Weg zur Verwirklichung sich finden wird.

Ich brauche nach dem Vorangehenden nicht mehr auf den erzieherischen Wert eines solchen Unterrichts einzugehen, sondern versuche nur noch den Weg zu weisen, wie ich mir seine Einführung denke.

Wir können die Schule nicht mehr mit weiteren Unterrichtsstunden belasten. Wir können aber innerhalb des jetzigen Lehrplanes eine Zeitverschiebung vornehmen. Es ist wohl allgemeine Ansicht, daß bisher in unserer Schule die Bedeutung des Unterrichts in der Fremdsprache überschätzt worden ist. Die wichtigste Erkenntnis, die uns der Krieg gebracht hat, muß sein, daß für uns Deutsche der tiefste Bildungshort im Deutschen liegt. Hinter der möglichst eindringlichen Kenntnis dieser deutschen Kräfte hat alles andere zurückzutreten. (Ich spreche hier natürlich nur von der historisch-philologischen Seite des Unterrichts, die mathematisch-naturwissenschaftliche braucht darüber nicht verkümmert zu werden.)

Neben der eingehenden Beschäftigung mit der deutschen Muttersprache, deren wahre Kenntnis uns von selbst gegen die Fremdtümelei in unserem Wesen schützen würde, sind die Bildungsmittel für uns als Staatsbürger (innere wie äußere Politik) die Geschichte, für den Bürger des deutschen Geistesstaates die Kulturgeschichte. Es ist schon mehrere Jahre her, daß Bestimmungen erlassen worden sind, „im Geschichtsunterricht die Kulturgeschichte zu berücksichtigen". Es wird in ihnen eine eingehendere Behandlung der Kulturgeschichte empfohlen. Auf das Nähere aber gehen leider diese Bestimmungen nicht ein, wenn auch das eine oder andere Lehrbuch, z. B. H. Brettschneiders „Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte" nach der Richtung viel Stoff beibringt, den man in älteren Schulbüchern umsonst suchen wird.

Man hat die Kulturgeschichte als „Geschichte des inneren gesellschaftlichen Lebens der Menschheit in seiner sozialen und geistigen Entwicklung" umschrieben. Ich glaube, gerade wir


Digitized by Google

Deutsche müssen einsehen, daß diese **innere Geschichte** unseres Lebens an **bewußtem Deutschgehalt** viel ergiebiger ist, als die meisten Abschnitte unserer politischen Geschichte. Die merkwürdige Entwicklung, in die wir durch die Stammesgegensätze politisch geraten sind, erschwert es selbst dem geschichtlich Geschulten, die nationale Linie scharf herauszuarbeiten. Man denke, um nur ein Beispiel zu erwähnen, daran, daß in diesem Jahre, in dem Deutschland und Österreich auf Sein und Nichtsein miteinander verbunden sind, die fünfzigsten Gedenktage für alle jene Ereignisse wiederkehren, die notwendig waren, um im Kriege gegen Österreich überhaupt jenes Deutschland zu schaffen, das heute dem Staate Österreich seinen Kampf ermöglicht. Je länger dieser Krieg dauert, um so klarer wird, daß für die Zukunft die innerlich begründete nationale Zusammengehörigkeit noch unendlich bedeutsamer sein wird als bisher, und daß sie weit über alle politische Umgrenzung entscheidend wirken wird.

Es muß also alles darangesetzt werden, den Werdegang und die Hilfskräfte dieses nationalen deutschen Geistes uns zum lebendigen Besitztum zu machen. Der Geschichtsunterricht muß also so umgestaltet werden, daß neben der politischen Geschichte auch die Geschichte des deutschen geistigen und seelischen Lebens eingehend behandelt werden kann. Diese Kulturgeschichte wird bei der Jugend der zu Unterrichtenden zum größten Teil als Geschichte der künstlerischen Betätigung des deutschen Volkes erscheinen. Schon daraus ergibt sich, daß die Geschichte der verschiedenen Künste nicht auf verschiedene Unterrichtsfächer verteilt werden darf, sondern daß sie alle der Kulrurgeschichte einzugliedern sind. Das gilt auch für die Literaturgeschichte, die vom deutschen Unterricht loszulösen ist, während diesem natürlich die Beschäftigung mit den Literaturdenkmälern verbleibt.

Wir würden dann folgendes Verhältnis erhalten: Im **Geschichtsunterricht**, der seiner Stundenzahl nach wesentlich erweitert werden müßte, erscheint die Kulturgeschichte als fest umrissener, in der ihm gehörigen Stundenzahl gesicherter Unterrichtsgegenstand. Er umfaßt als wesentlichen Stoff die Betätigung des deutschen Geistes auf künstlerischem Gebiete, also vorzugsweise Literatur, bildende Kunst und Musik. Dieser Unterricht in der Geschichte der Künste erhält seine praktische Ergänzung ins „Anschauliche“ in anderen Fächern. Für die Literatur enthält der deutsche Unterricht diese Ergänzung schon jetzt in der Beschäftigung mit den wichtigsten Werken der Literatur. Für die bildende Kunst gewährt die Möglichkeit dieser Ergänzung der Zeichenunterricht. Es ist selbstverständlich, daß bereits im Geschichtsunterricht wichtige Denkmäler und Abbildungen gezeigt werden. Der Zeichenunterricht gibt die Möglichkeit des Vergleichs, indem dem Schüler hier gezeigt wird, wie die verschiedenen Meister der verschiedenen Zeiten die gleiche Aufgabe unterschiedlich gelöst haben. Der Zeichenunterricht würde eine Art praktischer Stilgeschichte vorführen können, wie sie jetzt Wölfflin in seinem Buche „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“ wissenschaftlich gegeben hat. Besuche von Bildersammlungen, Besichtigung künstlerischer Bauwerke, die sich ja glücklicherweise auch in den kleinsten deutschen Städten finden, wecken bei richtiger Einstellung für das ganze Leben eine künstlerische Betrachtungsweise.

Die Musikgeschichte erfährt ihre Ergänzung im Gesangsunterricht, in dem es leicht ist, alle wichtigen Stilperioden praktisch zu erproben. Es können sehr leicht einige gregorianische Choralsätze eingeübt werden, die Einstudierung einiger streng kontrapunktischen Chöre — es gibt da auch köstlich unterhaltsame Stücke — führt sofort in das Wesen der Kontrapunktik ein. Von da ab bis zur Neuzeit verstehen sich die Möglichkeiten von selbst. Die instrumentale Ergänzung ist zu einem guten Teil aus der freiwilligen Mitarbeit der musikalisch begabten Schüler, die sich an jeder höheren Schule finden, zu gewinnen. Die Möglichkeit des Besuches wertvoller Konzerte ist bei den heutigen Verhältnissen für die Schüler der höheren Klassen überall zu erreichen. Es bedarf für alles das nicht häufiger Veranstaltungen; ein einziger gut vorbereiteter und vor allem nachher gut ausgenutzter Konzertbesuch bringt hier ungeahnte Förderung.


Digitized by Google

Außerordentlich zahlreich sind auch die Wechselbeziehungen zwischen den Künsten, die fruchtbar gemacht werden können. Die ganze deutsche Lyrik ist verwachsen mit dem deutschen Liede. Was heute in unseren Schulen über den Minnesang, das Volkslied und das Kirchenlied gesagt wird, bleibt ein kümmerliches Stückwerk, weil diese Kunst ohne Musik Stückwerk ist, das so niemals ins Leben getreten ist. Das Problem Oper und Drama ist gerade aus der deutschen Kunstgeschichte nirgendwo zu streichen. Die bloße Erwähnung von Lessings „Laokoon" zeigt uns die Möglichkeiten, die Verbindung zwischen Dichtung und Malerei aufzuweisen. Es hat seine guten Gründe, wenn gerade die deutsche Malerei zu allen Zeiten sich um Vermittlung auch eines geistigen Gehalts, um sinnliche Gestaltung des von den Dichtern im Worte Dargestellten gemüht hat.

Natürlich setzt ein derartiger Unterricht auch die entsprechende Vorbereitung unserer Lehrkräfte voraus. Was unsere Universitäten bis jetzt an Kulturgeschichte bieten, liegt außerhalb des für die spätere Schulpraxis Geforderten. Und auch unsere kunst- und musikwissenschaftlichen Kollegien bieten nichts von dem, was der künftige Lehrer unserer Mittelschulen für seinen Unterricht brauchen kann. Aber es würde keinerlei Schwierigkeiten bereiten, unsere Universitätsvorlesungen nach dieser Richtung hin zu ergänzen, genau wie die Schöpfung von kulturgeschichtlichen Lehrbüchern für unsere Mittelschulen eine zwar schwierige, aber auch außerordentlich dankbare Aufgabe darstellt.

Aber wären die Schwierigkeiten auch noch so groß, sie müssen überwunden werden, denn es handelt sich um die Erziehung des deutschen Volkes zum Bewußtsein seines eigenen Geistes, also um die Grundlage einer großen deutschen Zukunft.

Karl Storck



„Das Hohe Lied vom Leben und Sterben"

(Zu unserer Notenbeilage)

Schleiermachers Wort, daß die Religion uns begleitet wie eine heilige Musik, verträgt auch die Umkehrung. Gewiß gilt in hohem Maße von aller Kunst die Verwandtschaft mit den innerlichsten Wirkungen der Religion. Aber bei der Musik tritt sie am stärksten hervor, weil hier die unmittelbare Einwirkung aufs Gemüt jene innere Bewegtheit hervorruft, die das Empfinden nicht im Alltäglichen versinken läßt, wie sie auch verhindert, daß ein starkes Empfinden alltäglich werde. Wir erfahren es jetzt im Kriege, wie die Gewöhnung ans Furchtbare abstumpft und jene, die als Daheimgebliebene am unmittelbaren Erleben des furchtbaren Geschehens nicht teilhaftig werden, müde und schwach macht. Es ist die immer wieder bewährte Wirkung einer in wahrhaft empfundener Gotteskindschaft betätigten Religionsübung — sei es im gemeinsamen Gottesdienste, sei es im Gebete des einzelnen —, daß diese Empfindung vom Geschehen nicht veralltäglichen kann, da durch jene unser Empfinden zu tieferer Versenkung, zu höherem Aufschwung gezwungen wird.

Lehrreich ist nun die Beobachtung, wie, während in anderer Kunst das Leichte, Zerstreuende, also wohl vom starken Empfinden der Zeit Ablenkende bevorzugt wird, in unseren Konzerten während der Kriegszeit die ernste Musik nicht nur die tiefsten Wirkungen, sondern auch die stärkste Anziehungskraft ausübt. Ich finde es ganz natürlich, daß dabei die Zuneigung zum Bekannten, Altbewährten noch mehr hervortritt als in Friedenszeiten, daß man weniger gewillt ist, Neuem sein Ohr zu leihen. Auch beim Gebet bewähren sich die altvertrauten, als goldene Zehrpfennige aus der Kindheit geretteten am wirksamsten. Andererseits sollten jene, denen die Verwaltung und damit doch auch die Bereicherung unseres Musikbesitzes obliegt, die Stimmung der Zeit wahrnehmen, um ernsten Werken, die sonst mit dem Widerstand

Digitized by Google

der äußeren, mehr aufs Vergnügliche gerichteten Lebenshaltung zu rechnen hätten, Gehör zu verschaffen, aus Gerechtigkeitsgefühl gegen diese Werke, aus Liebe zur Menschheit, der sie Trost und Stärkung bringen können.

Aus diesen Erwägungen werbe ich in diesem zu Beginn einer neuen Konzertspielzeit erscheinenden Türmerhefte durch die Notenbeilage und das begleitende Wort für ein großes Werk Waldemar von Baußnerns, das vorerst nur als Manuskript vorliegt, aber die öffentliche Aufführung eben in dieser Zeit stärkster innerer Belastung geradezu gebietet.

Sein Schöpfer ist ein wohlbekannter Komponist. Auf seine großzügige Vollendung von Peter Cornelius' herrlichem Musikdrama „Gunlöd" habe ich schon früher im Türmer (10. Jahrg., Heft 7) nachdrücklich hingewiesen. Seine heitere Oper „Horant und Hilde" ist im letzten Winter mit schönem Erfolg in Leipzig aufgeführt worden. Zahlreiche Kammermusikwerke, Sinfonien und Lieder erweisen ihn als einen der wenigen Musiker unserer Tage, die neben dem gesamten Rüstzeug eines in linearer Stimmführung wie farbiger Orchestrierung hochgesteigerten Könnens sich die Spiel- und Singfreudigkeit urmusikalischer Art und damit auch die Fähigkeit zu sinnfälliger, den Sinn ergötzender Melodiebildung vereinen.

Das Hohe Lied vom Leben und Sterben, für Einzelstimmen, gemischten Chor, großes Orchester und Orgel ist nicht erst im Kriege entstanden. Das 1911 begonnene Werk konnte der Komponist, der damals noch der Großherzoglichen Musikschule in Weimar vorstand — heute leitet er das Hochsche Konservatorium in der Mainstadt Frankfurt —, zum Teil dank einem ihm zu diesem Zwecke bewilligten halbjährlichen Urlaub schon 1913 vollenden. Dennoch übertrifft das Werk an innerer Aktualität alle jene größeren musikalischen Schöpfungen, die bislang als „Kriegsmusik" hervorgetreten sind. Man kann das beinahe schon aus dem Titel schließen. Denn was wir erleben, nun seit zwei Jahren in Mitleiden und Mitfreuen uns zu eigen machen, ist „das Hohe Lied vom Leben und Sterben", gerade weil wir staunend erfahren — wer denkt nicht an die das Todeslied sich selber singenden Jünglinge von Langemark —, wie die höchste Entwicklung des Lebenswillens sich im freudigen Sterben zu offenbaren vermag. Was aber hat die draußen, indem es sie zur Lebensüberwindung befähigte, zu Besiegern des Todes gemacht? Daß sie sich selber vergessen konnten, daß sie sich selber nicht mehr als einzelne, sondern als Teile eines Ganzen sahen, die weiterleben mußten, wenn dies Ganze lebte, denen aber auch ein körperliches Leben Tod bedeuten würde, wenn jenes Ganze zugrunde ginge. Es ist die Kraft, die immer, aber auch die nur allein dem Tod den Stachel zu rauben vermag: das Gefühl des Einmündens in ein Ganzes, das nicht sterben kann. Dieses unsterbliche Ganze sehen die verschiedenen Weltanschauungen anders an. Der innere Vorgang bleibt überall derselbe; er ist der Grundgedanke auch der Dichtung in Waldemar von Baußnerns „Hohem Lied".

In dieser Dichtung liegt die erste, ich möchte sagen auffälligste Schönheit des Werkes, was um so merkwürdiger ist, als es sich nicht um eine Dichtung, sondern um eine Sammlung von Gedichten verschiedener Dichter handelt. Nicht in dieser Zusammenstellung, aber in dem Empfinden, das den Komponisten auf diesen Weg führte, liegt eine stilgeschichtlich bedeutsame Tat, die von glücklicher Wirkung für eine Kunstgattung werden könnte, die schon immer ein rechtes Schmerzenskind für den ästhetisch empfindenden Menschen gewesen ist. Je reifer nämlich durch die Entwicklung der deutschen Oper von Gluck bis Wagner das Stilgefühl für das Musikdramatische entwickelt worden ist, um so mehr mußte das Oratorium in seiner überlieferten Form als Zwitter wirken. Es ist ganz unmöglich, die Widersprüche zu überwinden, die zwischen den oft auch äußerlich stark belebten dramatischen Vorgängen und der denkbar starren und undramatischen Erscheinungsform des Oratoriums klaffen. Andererseits ist in rein musikalischer Hinsicht die Form des Oratoriums so reich, gewährt sie schon in den Ausnutzungsmöglichkeiten des Chores, wie als einzige natürliche Gelegenheit zum orchestral begleiteten lyrischen in sich geschlossenen Gesangsgebilde, so viel besonders vom Musikdrama

Digitized by Google

niemals zu Erreichendes, daß wir wohl begreifen, wenn trotz der jedem fühlbaren Zwiespältigkeit der Form immer wieder in ihr geschaffen wird. Frühere Versuche — vor allem der Meister der Ballade, Karl Löwe, hat sich darum gemüht —, die Form selber umzugestalten, sind gescheitert.

Im vorliegenden Werke Baußnerns ist ein Weg beschritten, auf dem gleich der erste Gang zum Ziele geführt hat. Wir haben im Grunde eine Kantate größten Stils. Wie in ihr lösen sich Einzelgesänge, Duette und Chöre in den verschiedensten Zusammenstellungen ab; rein orchestrale Stücke kommen als Neues hinzu. In dieser Form liegt auch etwas äußerlich Dramatisches. Denn es ist ganz natürlich, daß wir das Herauslösen einer Einzelstimme aus einer Gesamtheit geistig begründet wissen wollen, um so mehr, wenn die Einzelstimme musikalisch irgendwie im Gegensatz zum Chor geführt ist. Entscheidend für die Stilreinheit des Werkes ist die Begründung dieses Herauslösens des einzelnen. Alle äußere Dramatik drängt nach dem Theater. Die innere Dramatik ist dagegen gerade für unser deutsches musikalisches Empfinden, das aus der Sinfonie Beethovens heraus geschult ist, sinfonisch. Man denke an das Wort Wagners, der den Unterschied der Beethovenschen Sinfonie gegenüber der ältern darin sah, daß diese Seelenzustände schilderte, während die Beethovensche sie entwickelte. Alle Entwicklung ist dramatisch. Je mehr diese Entwicklung im rein Seelischen bleibt, um so mehr wird ihr Ausdruck rein lyrisch, rein musikalisch sein können. Wir haben unter Bachs Kantaten Stücke, in denen auf diese Weise ein gewaltiges Weltbild entrollt wird. Seine Kantate über „Eine feste Burg ist unser Gott" gehört in diesem Sinne zu den gewaltigsten Dramen der Weltliteratur.

Ich möchte durch eine kurze Besprechung des Werkes von Baußnern zeigen, wie hier aus einem Baumaterial rein lyrischer Gedichte das Gebäude eines erhabenen Seelendramas errichtet worden ist. Der Held des Dramas ist der Mensch: nicht ein Individuum, sondern die Gattung Edelmensch, genauer vielleicht Edelmann. Aber auch er ist nur Verkörperer, Träger der Idee, wie aus Leben Sterben wird und aus dem Sterben Leben. Darum tritt auch mit vollem Recht der Mensch als Einzelerscheinung im Werke nicht scharf herausgearbeitet hervor, sondern immer nur als Teil der Menschheit, die sich selbst ihr Hohes Lied vom Leben und Sterben singt. Da war es der erlösende Formgedanke des Künstlers, daß er für sein inneres Schaffen nicht an die Kantate anknüpfte, sondern im Grunde eine Sinfonie geschrieben hat, die erste Sinfonie, in der alle Formgattungen des menschlichen Singens als natürliche Einheit mit allen Möglichkeiten des instrumentalen Musikausdruckes zur vollkommenen Einheit verschmolzen sind.

Einige wuchtige Takte leiten den ersten breit angelegten Chor ein; der „Gesang der Geister über den Wassern", den Goethe am Staubbach im Lauterbrunnental erlauschte (1779), verkündet das Gesamtbild des Menschengeschicks:

„Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!"

In ihren weichen, vollen Tönen läßt die Baßklarinette dem Gesang ein gefaßt abwärtsschreitendes Thema folgen, das im Verlaufe des Werkes oft wiederkehrt und als eine Art Leitmotiv dieses Todesgedankens bezeichnet werden könnte, als der Geist der Ergebenheit in das Schicksal eines ewigen Kommens und Gehens, Steigens und Fallens. Aber da bäumt sich aus der Masse der Einzelmensch (Baritonstimme) empor zur wehzerrissenen Klage. Dem Schmerz sein Recht! Das dritte in der so überschriebenen Hebbelschen Gedichtreihe („Alle Wunden hören auf zu bluten") gießt die übervolle Schale des bittersten Wehs, des zerknirschten Ohnmachtsgefühls aus:

„Denn das ewige Gesetz, das waltet,
Will die Harmonie noch im Verderben,
Und im Gleichmaß, wie es sich entfaltet,
Muß ein Wesen auch vergehn und sterben."

Und wieder die klagende Weise der Baßklarinette. Doch jetzt wird sie von lichten Stimmen weich und zart abgelöst. Das Heilbad, in dem der am Leben zerschmetterte Faust Genesung findet, steht jedem offen. Wie es Goethe in der Eröffnungsszene des zweiten Teils seines „Faust“ sich denkt, singt der Chor („Wenn sich lau die Lüfte füllen“) „einzeln, zu zweien, dreien abwechselnd und gesammelt“ das Trostlied der Natur bis zum ermunternden Schlusse:

„Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.“

Der in Schmerz erdrückte Mensch vernimmt den Gesang. Eichendorffs herrliches Lerchenlied gibt seinem Empfinden die Worte:

„Ich hörte in Träumen
Ein Rauschen gehn.
Sah die Wipfel sich säumen
Von allen Höhn.
Ist's ein Brand, ist's die Sonne?
Ich weiß es nicht,
Aber ein Schauer voll Wonne
Durch die Seele bricht.
Die gebunden da lauern,
Sprengt Riegel und Gruft ...“

Ein musikalisch wundervoller Zug ist es, wie hier der Chor dem Halbwachen zuspricht: „Leise bist du nur umfangen, Schlaf ist Schale, wirf sie fort!“

Der Mensch folgt der Mahnung. Ein sinfonisches Zwischenspiel zeigt uns sein Emporstreben aus der nebligen Taltiefe hinauf zur klaren Gipfelhöhe, wo er den strahlenden Triumphgesang anstimmt: „Da schweb' ich nun in den saphirnen Höhen.“ In dithyrambischem Schwung, der von den tiefsten Schauern der Ergriffenheit vor der „Herrlichkeit, die in dem Einsamen der dunklen Ewigkeit der Allerhöchste ausgedacht“ hinaufführt zur jauchzenden Glückeswonne, wetteifern alle Stimmen des Chores, des Orchesters und der Orgel mit Schillers mächtigen Worten aus der „Herrlichkeit der Schöpfung“:

„— Der große Lobgesang
Tönt auf der Laute der Natur! In Harmonien,
Wie einen süßen Tod verloren, preist
Den Herrn des Alls mein Geist.“

Damit schließt des Werkes erster Teil. —

Wir sind auf der Höhe, im Leben der Tat. Das große Orchestervorspiel zum zweiten Teil bekundet dieses bald fröhliche, bald trutzige Schaffen gegen die herabziehenden Mächte der Melancholie. Das Vorspiel mündet in das als Chor gesetzte „Schnitterlied“ K. F. Meyers, das die Stimmung restlos zum Ausdruck bringt:

„Wir schnitten die Saaten — —
Von donnernden dunkeln Gewittern umdroht —
Gerettet das Korn! Und nicht einer, der darbe!
Von Garbe zu Garbe ist Raum für den Tod. —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!“

Und wie zur Arbeit, geht's zur Freude:

„Zum Reigen! Zum Tanze! Zur tosenden Runde! —
Von Munde zu Munde ist Raum für den Tod. —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!“

Gegen diese kraftvolle Energie bewußter Lebensmacht vermag im anschließenden Orchesterstück das wiederholt erklingende Todesmotiv nicht aufzukommen. Bald aber weicht die trotzige Kampfstimmung der ruhigen Sicherheit eines gefestigten Besitzes. Es entwickelt sich auf dem Höhepunkt des Lebensgefühls die Liebe. Ein holder Zwiegesang (auf Anna Ritters

Digitized by Google

„Süße Rast am Wegesrand“) verkündet: „Auch in uns will die Natur Selig sich vollenden.“ Freilich, der Mann kann sich nicht so unbefangen der Liebe hingeben. Seine Liebe bleibt bang:

„Sprich, warum mit Geisterschnelle
Wohl der Wind die Flügel rührt,
Und woher die süße Quelle
Die verborgnen Wasser führt?“ (Mörike.)

Aber das Weib kennt keinen Zweifel. Gerade, daß sie dem Geliebten alles dankt, macht sie glücklich: „So dien' ich dir! Nicht in erkaufter Treue, Ich diene dir, weil ich nicht anders kann.“ (A. Ritter.) Der Chor aber wächst hier in die Stellung des Chores der antiken Tragödie hinein und verkündet in Hebbels tiefgründigen Versen:

„Es grüßt dich wohl ein Augenblick,
Der ist so überschwellend voll,
Als ob er dich mit sel'gem Glück
Für alle Zukunft tränken soll.“

Aber gerade der strebsame Mensch findet nicht die Ruhe im Genuß.

„Uns dünkt die Freude Altarwein,
Am Heiligsten ein sünd'ger Raub.
Zieht Gottes Hauch durch unser Sein,
So fühlen wir uns doppelt Staub.“

So ringt sich der Mensch von seinem Glücke los: „Laß, o Welt, o laß mich sein! Locket nicht mit Liebesgaben —“ Mörikes von unbekanntem Weh durchblutetes Gedicht endigt in einer stillen, marschartigen Trauermusik. Ist die Liebe gestorben? Ist es nur die Erkenntnis, daß die ganze Erde einem Friedhof gleich ist, an dessen Pforte, mögen drinnen die Gräber auch mit Blumen zugedeckt sein, doch das Memento mori (Gedicht von Julius Petri) steht? In einem stillen, traurigen Weh klingt das Orchesternachspiel aus, in dem jetzt das Motiv der schmerzvollen Ergebenheit die Übermacht gewonnen hat.

Der dritte Teil setzt mit erneuter Kraft ein. Trotzig und hart versucht der Mensch sich aufzubäumen gegen die Erkenntnis; es ist vergebens, und schließlich beugt er sich in Demut vor der gewaltigen Macht. Von der Orgel klingt der Choral „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“. Es ist die Stelle, bei der unsere Notenbeilage einsetzt. Wir können darum hier auch die Art der musikalischen Gedankenarbeit verfolgen. Das ganze Werk ist auf acht Hauptthemen aufgebaut, die unverändert und in mannigfachen Umgestaltungen das Ganze durchziehen und zur Einheit binden. Man könnte sie als ins Sinfonische übertragene Leitmotive auffassen, da sie nicht nur eine rein musikalische, sondern auch eine poetische Bedeutung haben, die aus dem Textzusammenhang hervorgeht, in dem sie beim ersten Auftreten stehen. Man darf sich aber diese Verwendung ja nicht lehrhaft denken. Die Themen sind an sich ausdrucksvoll, eben so geprägt, daß sie dem lyrischen Stimmungsausdruck des Gedichtes entsprechen; und da diese Gedichte untereinander zu einer seelischen Entwicklung verbunden sind, behalten die der Dichtung entsprechenden Themen in der musikalischen Parallelentwicklung die zuerst gewonnene geistig-seelische Bedeutung. So finden wir hier im Zwischenspiel zwischen dem Orgelchoral und dem Einzelgesang eine Erinnerung an die Melodie auf die Hebbelschen Verse: „Ja ein Weh gibt's, das man nicht ertrüge, wenn es nicht sein eignes Maß zerbräche“ aus dem ersten Teil. Und so gibt dieses instrumentale Vorspiel den Stimmungsgrund, aus dem die leidenschaftliche Klage des Gesanges von den Krähen herauswächst. In diesem Gesang selbst finden sich wieder zwei Rückerinnerungen an diesen Schmerzgesang Hebbels, während die kurze Instrumentalstelle vor „Nun stehst du bleich zur Wanderschaft verflucht“ auf einen nachfolgenden heroischen Trauermarsch verweist. In „Weh dem, der keine Heimat hat“ aber begegnet uns das Thema der Ergebenheit in den Tod, das so häufig im Werke wiederkehrt.

So ist der Mensch durch eigenes Erleben zu jener Erkenntnis gelangt, die am Eingang des Werkes im „Gesang der Geister über den Wassern“ verkündet wurde, und die der Chor jetzt wiederholt: „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen

Digitized by Google

wie gleichst du dem Wind!“ Der Mensch selber aber sieht nun in der Erde das „gedrängte Meer unzähliger Gräberwogen, das so viele Schifflein kummerschwer in sich hinuntergezogen“ hat (Gottfried Keller). Das nun einsetzende Orchesterzwischenspiel ist eine heroische Trauermusik großen Stils. Ein besonderer Bläserchor, der vorher aus weiter Ferne immer näher herangekommen ist, einigt sich dem vollen Werk der Orgel und des Orchesters. Ein einstimmiges Rezitativ der Streicher kündet von der vollen Ergebenheit des Menschen: Aus Todesgrauen, aus ingrimmigem Widerstand, ist Todessehnsucht geworden. Ein fünfstimmiger Chor, zu dem Viola alta und Viola tenore als sechste und siebente Stimme hinzutreten, spricht es in ruhiger Weise aus:

„Wie wohl wird's tun,
Wenn ich, vom wüsten Lärmen
Entfernt, in dunkler Kammer werde ruhn,
Da keiner Sonne Strahlen mich erwärmen,
Wie wohl wird's tun!“ (W. von Polenz.)

Da entwickelt sich aus den allmählich ganz stillgewordenen Klängen neue Bewegung. Wie in frischem Leben rafft sich der Mensch zu kräftigem Aufstiege empor. In der „Todesvision“ (R. M. von Stern) offenbart sich ihm die Form dieses neuen Lebens:

„Treib mich ins Meer, ins Meer, du heil'ger Strom!
Nicht heischt mein Herz mehr Uferglück und Landung,
Weil wellenwiegend ich das Weltmeer sah.“

So kann nun der Chor diesem Kämpfer zurufen, dessen Selbstwille in das große Wollen des Alls und der Gottheit eingemündet ist: „Du strömst dahin, wo alle Ströme münden, Sei tapfer, Herz, und sag' zu dir: es sei!“ Immer jubelnder, sicherer, zuversichtlicher wird der Gesang:

„Ich fühle schauernd, wie in kalte Reinheit
Der trübe Golfstrom warmen Lebens fließt,
Und alles, alles jauchzt empor in Einheit,
Weil du, mein Herz, dich in das Meer ergießt!“ — — —

Was ich hier vermitteln konnte, ist nur ein schwaches Abbild der blühenden Lebensfülle dieses durch geistigen Gehalt und schöne Formung gleich ausgezeichneten Werkes. Möge sich bald die große Chorvereinigung finden, die ihm zum lebendigen Dasein verhilft.

Karl Storck



Zu unseren Bildern

Fritz Gärtner

Vor etwa fünf Jahren trat ein junger Deutschböhme, Fritz Gärtner, mit einer großen Sammelausstellung von Ölgemälden, graphischen Blättern und Plastiken, die er unter dem Gesamttitel „Arbeit“ vereinigt hatte, die Wanderung durch Deutschlands Städte an. Und trotzdem damals die l'art-pour-l'art-Ästhetik noch in voller Blüte stand, wurde Fritz Gärtner allenthalben nicht nur die liebende Zustimmung der Kunstfreunde, sondern auch die Anerkennung der Kritik in seltener Einmütigkeit gespendet. Die Arbeiten des jungen Künstlers wirkten durch ihre Natürlichkeit so überzeugend, daß man sich ihm bereits gefangen gegeben hatte, bevor man recht zum Bewußtsein kam, daß hier ein Künstler auf seine Art in Weltanschauung machte.

Wenn diese sich zu dem Satz: „In der Arbeit ruht das Heil, der Segen, die Schönheit“ verdichten ließ, so wurde dem Beschauer seiner Kunstwerke doch in keiner Weise der

Digitized by Google

naive Genuß getrübt, der jedes einzelne dieser Bilder als ein Stück Leben hinnahm, wie es zuvor der Künstler als ein solches gesehen und festgebannt hatte. Denn nicht so waren diese Bilder entstanden, daß Gärtner zu einem vorher erkannten Lehrsatze draußen die Beweise gesucht hätte, sondern was ihn im Leben am stärksten bannte, ihm den tiefsten Eindruck machte, ihm am schönsten dünkte, hatte er gemalt; und weil er ein ganzer Mensch war, ein gerade gerichteter, einfacher, ohne die vielen Relativitäten des modernen, hatte ihm das Natürlichste am Menschen gefallen: seine Arbeit in und an der Mutter Erde.

So hatten jene ersten Bilder fast durchweg die Bauernarbeit zum Gegenstand, der Begriff natürlich so weit als möglich gefaßt und alle jene Erscheinungen der Natur in sich schließend, die für das Werken des Bauern von Bedeutung sind. Persönliche Schicksale brachten es dann mit sich, daß der Künstler, der bis dahin in München gelebt hatte, in das westfälische Industriegebiet verpflanzt wurde. Auf Schloß Mallinckrodt ist ihm eine Werkstatt erbaut, deren nächste Umgebung wohl noch Acker, Matte und Wald bilden, wo aber rund am Horizont die ungeheuren Schlote rauchen und das Abendrot von der Glut der Hochöfen abgelöst wird. Es wäre seltsam gewesen, wenn Gärtner sich nicht auch hier zum arbeitenden Menschen hingezogen gefühlt hätte. Als er zum zweitenmal — es war im Frühjahr 1914 —, mit einer großen Sammelausstellung durch unsere Kunstsäle zog, nannte er sie „Erde und Eisen". Neben der Landarbeit stand die Industrie, neben der freien Natur das kühn errechnete Gebilde der Eisenkonstruktionen moderner Verkehrs- und Fabrikbauten.

Wir hatten für den Türmer eine umfangreiche Veröffentlichung vorbereitet, die dieses trotz der Jugend des Künstlers schon so reiche Lebenswerk in allem Wichtigen veranschaulicht hätte, als der Krieg Geist und Gemüt so mit seinem Erleben anfüllte, daß die richtige Teilnahme für diese Kunst beim Leserkreise nicht vorauszusetzen war. Die äußere Anpassung unserer Zeitschrift an die anders gearteten Bedürfnisse des Krieges benahmen uns auch den geeigneten Rahmen, so daß wir diese Bilder zurückgestellt und einstweilen nur ein Bild aus dem Kreise der vielen veröffentlicht haben (Bei der Dreschmaschine im 1. Septemberheft). Jetzt erzwingt sich der Künstler aus dem Inhalt der Zeit heraus die Beachtung zu einem Werke, das im besten Sinne zeitgemäß ist.

Auch Fritz Gärtner ist zum Heere einberufen worden. Daß bei ihm der Dienst der Waffen den der Musen nicht völlig würde verdrängen können, war bei einem Künstler, dessen Schaffen so ganz vom Erleben der Umwelt genährt wird, vorauszusehen. Daß es ihm aber gelingen würde, so bald und in so ausgiebigem Maße mit der Waffenarbeit die künstlerische zu vereinigen, muß selbst den überraschen, der schon von früher her für seinen Tätigkeitsdrang höchste Bewunderung hegte. Es erscheint in diesen Wochen bei Hanfstaengl in München unter dem Titel „Feld und Heimat" eine Mappe mit fünfzig Radierungen aus der Kriegszeit. Zwei Ausgaben sind geplant. Neben der Vorzugsausgabe für 300 ℳ — nur 25 Exemplare auf Japan — werden 100 Stück einer zweiten Ausgabe zu 150 ℳ veröffentlicht.

Persönlichkeit ist doch alles. Bei der ungeheuren Ausdehnung der heutigen Kampfhandlung würde es auch einem Genie der Synthese unmöglich sein, eine Vorstellung vom Ganzen des Geschehens zu vermitteln. Für die Kunst, vor allem für die deutsche Kunst, kann das nur von Vorteil sein, denn das Augenerlebnis des Künstlers wird nirgendwo über das im Grunde unbedeutende Episodentum hinauskommen, wenn er nicht durch die Kraft des seelischen Erlebens uns im kleinsten Ausschnitt eine Ahnung des riesigen Ganzen zu vermitteln vermag. Wie das mit der realistischen Wiedergabe des Gesehenen möglich ist, hat Ludwig Dettmann in überwältigender Weise gezeigt.

Auch Fritz Gärtners Radierungen geben uns das Erlebnis des Krieges, treu seiner Natur, wie wir sie aus seinem bisherigen Lebenswerke kennen. Auch hier hat er die Arbeit gesehen: das Neue, das der Krieg in die beiden ungeheuren Arbeitsgebiete des Ackerbaues und der Industrie hineinbringt, die alten Wege, auf denen jene beiden in dieses neue Leben

Digitized by Google

hineingelangen. Auch jetzt ist das alles nicht gewollt, gesucht, sondern einfach gesehen und mit der Hast der fliegenden Radiernadel im Augenblick festgehalten. Ich mag hier nicht die ganze Reihe der Blätter aufzählen, sondern verweise nur auf die vier von uns ausgewählten Bilder, die einigermaßen den Umfang des dargestellten Gebietes umschreiben.

„Waffen und Feldfrüchte" wirken wie ein Programm, und zwar als trostreiches. So umwälzend der Krieg in das Leben eines jeden eingreift, vermag er ihn doch nicht aus seiner Schollenhaftigkeit zu lösen. „Ave Maria" — so mag es tausendmal gewesen sein. Die Männer ziehen hinaus, die Frau steht als Arbeiterin auf dem heimatlichen Felde. Ihr Gebet zieht mit ihren Wünschen jenen nach, die nun für lange keine Heimat haben und doch mit allem, was sie sind, die Heimat schützen. Überhaupt die Kriegerfrauen. Sie führen das Männergerät, führen es mit doppelter Anstrengung, und zwiefach lastet die Müdigkeit. Und doch ist gerade sie es in der durch sie bedingten Ruhe, die das seelische Band zwischen draußen und daheim nicht zum Lockern kommen läßt. Neben den Frauen sind es die Alten, die „Veteranen" früherer Kriege, die jetzt durch ihre Friedensarbeit mitkämpfen und mitsiegen. „Nächtlicher Etappendienst" zeigt dann die vom Krieg bedingte Arbeit hinter der Front. Daß Tausende, Millionen unseres Volkes jetzt in der Arbeit anderer werken mußten, daß der Bauer mit dem Handwerker und dem Industriearbeiter schaffen mußte, diese dem Landwirt halfen, daß die vielen Kopfarbeiter und Schreibmenschen zum Spaten und zum Handwerkszeug greifen mußten, kann nicht ohne Segen bleiben für unser wechselseitiges Verstehen und für die gegenseitige Schätzung der so verschiedenartigen Arbeit, in die der Beruf uns stellt.

So kann noch nach einer ganz anderen Richtung für uns zur Wahrheit werden, was als Leitspruch aus Fritz Gärtners Lebenswerk zu lesen ist: In der Arbeit ruht der Segen. Diese Radierungsmappe „Feld und Heimat" aber werden wir dauernd zum Wertvollsten rechnen, was dieser Krieg unserer deutschen Kunst an unmittelbarer Ausbeute gebracht hat.

Ich benutze die Gelegenheit, auf zwei große Steindrucke Fritz Gärtners hinzuweisen, die in der bekannten, von uns schon oft empfohlenen Sammlung der farbigen Künstlersteinzeichnungen des Verlages B. G. Teubner in Leipzig erschienen sind: „Kriegssaat" und „Kriegsernte". Auf dem ersten Bilde schreiten die ausziehenden Truppen an einem säenden Bauern vorbei, auf dem zweiten sehen wir eine große Zahl von Frauen bei der Kartoffelernte. Es gehört zum Segen unserer Zeit, daß wir diese Arbeit mit ganz anderen Augen ansehen, als früher. Die Bilder gehören zu den ganz großen Blättern 100 × 70, kosten je 6 ℳ und würden besonders für Schulzimmer einen schönen Schmuck abgeben.

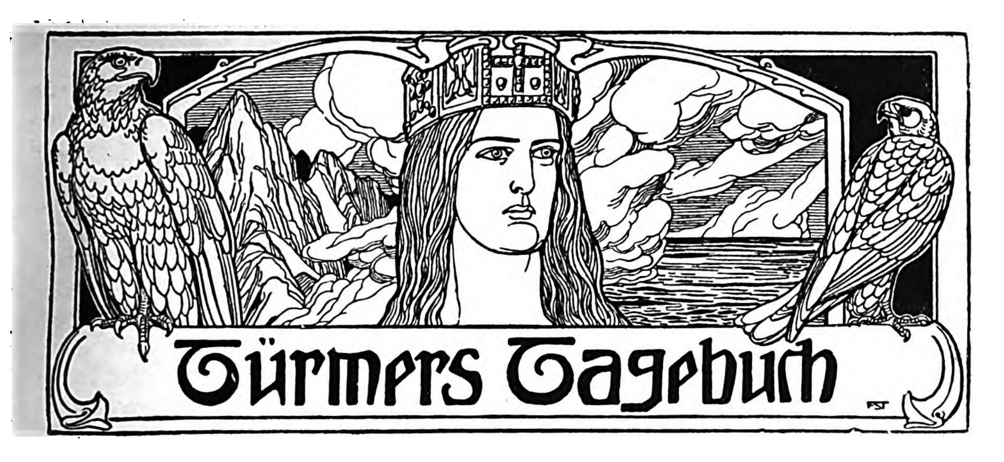
* * *

Wir eröffnen das Heft und damit den Jahrgang mit Hans Thomas „Morgentraum". Ich habe bei einer früheren Gelegenheit erzählt (vgl. 2. Januarheft 1916), daß der Altmeister sich die Unruhe der Kriegszeit mit einer Tätigkeit beschwichtigt, in der das überlegende Sinnen des weisen Alters mit dem planlos dem Augenblick hingegebenen Spiel des Kindes sich begegnet. Er hat seine schwarzen Steindrucke auf Holz aufgespannt und sie „koloriert". Die Farbe wird hier reines Spiel, vergleichbar jener Freude am Ton, wie sie die Variationenform in der Musik zeigt.

Diesen Morgentraum hat Thoma schon vor zwanzig Jahren geträumt. Jedenfalls ist das Gemälde, das wohl dem Steindruck voranging, der in der Haltung der Figur und im Vordergrund der Landschaft als ein Spiegelbild des gemalten Bildes wirkt, 1895 entstanden. Aber Träume sind vieldeutig, und nicht nur der Beschauer sieht jetzt mit anderen Gefühlen in das Bild hinein, auch der Meister hat jetzt anderes gesonnen und zusammengesponnen als jenes erste Mal. Die blaue Blume der Sehnsucht ist nun für uns alle die eine: der holde Friede, den ein gütiger Himmelsbote herniederbrächte auf die in schauerlicher Glut brennende Welt. Möchte doch diese selige Morgentraumdeutweise bald in vollen Akkorden den hell gewordenen Tag strahlend erfüllen!

R. St.

Digitized by Google



Der Krieg

Jetzt erst kommt alles das, was wir schon im August 1914 kommen sahen: jetzt beginnt die wirkliche große Gefahr. Darum, mahnt Naumann in der ‚Hilfe', müssen wir uns in allen unseren Gedanken an den Anfang versetzen, nochmals von neuem versprechend und gelobend, daß wir dem Vaterlande treu sein wollen in allen Dingen und mit allen Kräften.

‚Als der Krieg anfing, wurde viel gute Ermahnung und Aufrichtung unter das Volk gegossen, nach unserer Ansicht damals zu viel, denn es wurden die allerhöchsten und allerletzten Kräfte schon wachgerufen, ehe es nötig war. Wir wurden schon ermahnt, alles zu opfern, in einer Zeit, als die Opfer noch klein waren, und wir wurden aufgerichtet, ehe wir noch niedergefallen waren. Jetzt aber sieht es schon anders aus: die Opfer sind im Wachsen, und die Zahl der Toten und Verletzten wird groß! Jetzt hat der Krieg jede Familie erreicht, und der schwere Ernst der gesamten Lage umgibt uns von allen Seiten. Das ist der Zeitpunkt, an dem die sittlichen Kräfte zum zweiten Male geweckt werden müssen, jetzt mit aller Eindringlichkeit.

Ihr wißt, was vorgegangen ist. Nach zweijährigem Schwanken hat die rumänische Regierung sich zu der Meinung bekannt, daß die mitteleuropäische Sache verloren sei und daß die Verteilung österreichisch-ungarischer Länder nun beginne. Nur unter dieser Voraussetzung hat der rumänische Einbruch nach Siebenbürgen einen Sinn. Jene rechnenden Gauner halten uns für schlachtreif; das ist kein kleines Vorkommnis, denn dieses Urteil der neutralen Begehrlichkeit wird fast in aller Welt als ein gewisser Abschnitt einer ersten Kriegsperiode angesehen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß vielleicht noch weitere Abwendungen erfolgen. Das haben wir nicht verhindern können trotz der ungeheuren Anstrengungen dieser zwei Jahre! So also sieht trotz unserer Besetzung weiter belgischer, französischer und russischer Landgebiete das Urteil der Grenznachbarn aus!

Daß die Rumänen nicht wert sind, als unsere Richter und Beurteiler aufzutreten, ist wahr, denn sie sind in ihren führenden Schichten ein innerlich hohles Volk, aber gerade ihre Charakterlosigkeit macht sie zum Spiegelbilde, wie ein äußer-

Digitized by Google

liches und rein weltliches Auge die Dinge ansieht. Die Außenseite erscheint so, wie sie in Bukarest betrachtet wird. Wer nur das sieht, was man verstandesmäßig feststellen kann, der kommt zu dem Schlusse, daß trotz unserer glänzenden Siege von 1914 und 1915 jetzt im Jahre 1916 unsere Gegner so herangewachsen sind, daß auch die stärksten Anstrengungen kaum noch ausreichen, sie von allen Fronten abzuhalten. Solche Erkenntnis ist für uns nicht angenehm, und es wird uns schwer, sie auszusprechen, aber die rumänische Kriegserklärung überhebt uns der Mühe: der Blindeste sieht, was sie bedeuten soll. Sie bedeutet, daß das oberflächliche Welturteil uns als aufgebraucht ansieht.

Und was machen wir?

Was wir machen, hängt von dem ab, was wir denken. Wenn wir ebenso äußerlich denken wie die Rumänen, so ist unsere Zuversicht schwach, denn dann können wir zwar immer noch sagen, daß die rumänische Regierung sich verrechnet habe und daß von ihr viele für uns günstige Umstände nicht eingesetzt worden sind, aber wir gründen uns dann in den schweren Zeiten, die wohl kommen werden, auf gar nichts anderes als auf eine äußere Wahrscheinlichkeitsrechnung, bei der der Fehler ebensogut auf unserer Seite sein kann wie auf der feindlichen. Diese Betrachtungsweise reicht jetzt nicht aus. Der Tag ist da, wo wir an die innerlichen Kräfte glauben müssen.

Es genügt nicht, sich auf Ziffern von Menschen und Munition zu verlassen, weil wir in beidem überboten werden können. Schon bisher war die alte Rechnung ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn' für uns zu wenig, weil es drüben mehr Augen, Zähne, Gewehre und Kanonen gab. Mitteleuropa hat schon bis heute noch etwas anderes in seinem Krieg mitgebracht als Ziffern und Material; wir haben aus wenigem viel gemacht! Das aber muß in Zukunft noch stärker geschehen als bisher! Der Wille als Kraft, die Entschlossenheit als sichtbar werdende Gewalt, das muß nun Volksglaube sein. Das Geheimnisvolle, daß es nichts Höheres in der Welt gibt als den guten Willen, das müssen wir erfahren und zeigen. Gelingt uns das nicht, so bricht die unheimliche Gewalt der Gegenkräfte und Bosheiten über uns herein. . .

Die Freiheitskriege sind in vergrößertem Maßstabe wiedergekehrt. Es handelt sich um unsere deutsche Lebensfreiheit und um Ruhe und Ordnung des Erdteils. Wenn die rumänische Selbstsucht tatsächlich die letzte Entscheidung der künftigen Verhältnisse Europas herbeiführen sollte, wenn der vereinigte Plan der vereinigten Einbrecher uns niederringen sollte, so würden nicht wir und unsere Kinder allein den Verlust haben, sondern die Weltgeschichte selbst würde in einen traurigen Sieg schnöder Einzelinteressen auslaufen. Das läßt sich nicht mit der Ansicht vereinigen, die wir Deutschen trotz aller konfessionellen und sonstigen Verschiedenheiten gemeinsam von der Weltregierung haben. Wir sind gewöhnt, an ein Walten der ewigen Vernunft inmitten verworrener und blutiger menschlicher Kämpfe zu glauben. Das ist uns nicht immer leicht geworden, aber es ist das ein Erbe unserer frommen Vorväter und unserer großen Denker. Unsere frommen Vorfahren haben in den unbeschreiblichen Nöten des Dreißigjährigen Krieges den Glauben an Gottes Hilfe nicht verloren, und ihr Glaube hat sie nicht betrogen. Das damals zertretene Volk


Digitized by Google

hat sich wunderbar wieder aufgerichtet. Aus dem Schutte und den Ruinen entstand in langer mühsamer, treuer Arbeit ein Volk und Reich, wie keiner es sich damals denken konnte. Das aber, was nun von vielen treuen Geschlechtern unserer Vorfahren erlangt und errungen wurde, wird jetzt wieder in Frage gestellt. Da gilt es den alten zähen Glauben an die Notwendigkeit der Deutschen innerhalb der Menschheit wieder zu gewinnen. Dieses Volk muß seine freie Bewegung in der Welt erhalten, unser Volk muß bleiben!

So gehen wir dahin, einer der allergrößten und allerletzten Entscheidungen entgegen. Wir geben unseren Bundesgenossen noch einmal die Hand, wir geben sie uns untereinander, und dann stellen wir im Einverständnis mit dem Kaiser vertrauensvoll das beste Heer, das es bisher je gab, unter Hindenburgs erfahrene Führung. Die Monate, welche vor uns stehen, sind die Probe, was am Deutschtum ist und was es kann."

Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, unsererseits Rumänien zur Entscheidung zu zwingen? Nach unseren großen Erfolgen gegen Rußland im Hochsommer vorigen Jahres und namentlich nach der Niederwerfung Serbiens gegen Schluß des Jahres hätten wir, meint die „Kreuzzeitung", damit vielleicht den Anschluß Rumäniens an die Mittelmächte erreichen können. Vielleicht auch später in dem einen oder anderen Augenblick. „Aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, erscheint es uns doch fraglich, ob nicht jede Klärung dem Zustande der Unsicherheit vorzuziehen war, der nunmehr beendet ist. Der Kampf zwischen den beiden Mächtegruppen muß nun einmal restlos ausgekämpft werden. Und für unsere Gegner bildete Rumänien gewissermaßen eine große Reserve, die sie immer wieder hoffen ließ. Nun liegt diese letzte Karte auf dem Tisch, und wir werden sehen, welchen Wert sie hat. Wir aber mußten ständig mit dem Ausbruch Rumäniens aus seiner Neutralität rechnen und mußten es bewachen. Das kostete uns Truppen, die zur Untätigkeit verdammt waren."

Als Rußland nach seinem letzten Türkenkriege die Hilfe der Rumänen mit der Wegnahme des beßarabischen Teils der Moldau belohnte, sah König Karol den Vorteil seines Landes in einem Bündnis mit den Mittelmächten zur Erhaltung des Kräftegleichgewichts am Balkan. Der Bukarester Friede des Jahres 1913, erinnert Dr. Karl Mehrmann, bedeutete den Übergang von der alten Gleichgewichts- zu der heutigen Vormachtspolitik. „Das Haften am bestehenden Zustand wurde aufgegeben; denn die Wiederherstellung des status quo ante erwies sich nach den Siegen der Bulgaren, Serben und Griechen im Jahre 1912 als unmöglich, und so ergriff Rumänien die Gelegenheit, sich im Balkankriege des Jahres 1913 als Bundesgenosse Serbiens und Griechenlands auf Kosten Bulgariens zu bereichern. Wie es die militärische Entscheidung durch seinen Eintritt in den Kampf gebracht hatte, so betonte es seine Vorrangstellung, die es am Balkan erstrebte, und sein Bemühen, die Geschicke der Halbinsel durch die Balkanstaaten selbst entscheiden zu lassen, dadurch, daß es den Friedensschluß in der eigenen Hauptstadt, in Bukarest, herbeiführte. Fortan betrachtete sich Rumänien so wie als Wächter der unter seiner Leitung geschaffenen Ordnung am Balkan auch als Bollwerk gegen jeden großmächtlichen Einfluß auf der Halbinsel.

Digitized by Google

Die österreichisch-ungarische Regierung hatte frühzeitig instinktiv die Gefahr gespürt, die dem Bestand der habsburgischen Monarchie ebensosehr aus dem Großmachtsbestreben Rumäniens entstehen konnte, wie sie ihr schon aus dem Größenwahn Serbiens drohte. Sie näherte sich daher sofort nach dem Abschluß des Bukarester Friedens dem von Rumänien besiegten Bulgarien, während die Berliner Regierung zugleich die Verbindung mit Bukarest durch den bekannten Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und König Karol aufrecht erhielt. Aber trotz des äußerlichen Fortbestehens des Bündnisses Rumäniens mit den Mittelmächten wurde schon in den nächsten Monaten deutlich, daß die von dem Königreich an der Donaumündung eingeschlagene Richtung dieses Rußland näher brachte.

In Petersburg wie in Bukarest befürchtete man von dem um die Wende des Jahres 1913 sichtbarer gewordenen Zusammenschluß Deutschlands und der Türkei eine Sperrung der Dardanellenstraße und damit die Abschneidung Südrußlands und Rumäniens vom Mittelmeer. Diese Besorgnis führte zu gemeinsamen russisch-rumänischen Vorstellungen in Konstantinopel. König Karol mochte sich persönlich für stark genug halten, verhüten zu können, daß aus diesem Zusammengehen in einem bestimmten Einzelfalle eine Gefährdung der rumänischen Beziehungen zu den Mittelmächten erwüchse. Die Folgezeit hat bewiesen, daß der erste Schritt an die Seite Rußlands schließlich doch zum vollständigen Übertritt auf die Seite der Gegner Deutschlands und Österreich-Ungarns führen sollte. Es ist schließlich überall nur der erste Schritt, der Überwindung kostet.

Der zweite war das Versagen der rumänischen Bündnispflicht, als der Weltkrieg ausbrach. Auch dieser Schritt wurde noch unter der Regierung des ersten Königs getan. Für jedes rein sachliche Urteil ist es selbstverständlich, daß weder die wirtschaftliche und die Verkehrsfreiheit Rumäniens noch sein Vorrang unter den Balkanstaaten durch Festhalten am Bündnis mit Mitteleuropa gefährdet worden wäre, ebensowenig die Absicht dadurch bestärkt worden wäre, dem gesamten Balkan die Selbständigkeit seiner Entwicklung zu sichern. Aber diejenige politische Tendenz, die glaubte, die durch den Bukarester Frieden geschaffene Ordnung auf der Halbinsel sowie die Verkehrsfreiheit in den Dardanellen nur an der Seite Rußlands behaupten zu können, lebte sich im Zwang ihrer Gefühlspolitik immer mehr in den Gedanken hinein, daß die Erfüllung des nationalen Traumes nicht gegen Rußland in Beßarabien, sondern gegen Österreich-Ungarn in der Bukowina und in Siebenbürgen zu suchen sei. Da König Ferdinand nicht die Kraft fand, dieser Entwicklung zu widerstehen, sah er sich zum Bruch mit der von seinem Oheim empfangenen Tradition und mit den bisherigen Verbündeten genötigt."

Dieser Ferdinand ist schon immer ein unsicherer Kantonist gewesen und hat sich mit Väterchen Bratianu vielleicht schon seit langem besser verstanden, als wir in unserer Unschuld ahnen wollten. Bratianu hatte auch längst keine Wahl mehr, da er sich und seinen Staat schon bald nach Ausbruch des Krieges an Rußland verkauft hatte. Daß es ihm gleichwohl gelang, sein Prestige auch uns gegenüber leidlich aufrechtzuerhalten, beruhte, wie Professor Dr. Frhr. v. Dungern im „Tag" nachweist, hauptsächlich darauf, daß er sich von den beiden lauten Wortführern Frankreichs und Rußlands, dem prinzipienlosen, persönlich gewalttätigen Bojaren

Digitized by Google

Filipescu und dem käuflichen Emporkömmling Jonescu, offiziell fernhielt, und zwar, in raffinierter Weise, immer energischer, je näher die Stunde rückte, in der er die Früchte der Propaganda dieser beiden Männer für sich pflücken wollte. „Das Haupt-Sprachorgan und Parteiblatt Bratianus, die ‚Indépendance Romaine‘, ist zu Anfang des Weltkrieges weit dreibundfeindlicher gewesen als in letzter Zeit: Dennoch stand Bratianus Absicht von Anfang an fest. Seine Entfernung vom Ministerium wäre die einzige Möglichkeit gewesen, Rumänien auf andere Wege zu lenken. Bratianu hatte, als er das Ministerium übernahm, sich keinen Kriegsminister an die Seite gestellt, sondern selbst die Leitung des Kriegsministeriums in die Hand genommen. Er hat es geschehen lassen, daß die Armee, die im Herbst 1914 und noch lange überwiegend königstreu, d. h. deutschfreundlich war, langsam völlig russifiziert, daß in den Kasernen und Offiziersschulen russische Propaganda gemacht, daß russische Regimentsmusik eingeführt wurde; daß russische Offiziere Einsicht in alle militärischen Angelegenheiten, auch in die geheimsten, bekamen; daß offen an der unteren Donau Kaianlagen gebaut wurden, neuen russischen Anlagen auf den gegenüberliegenden russischen Ufern gerade gegenüber, für den kommenden russischen Einmarsch. Dagegen hat der weitblickende, verschlagene Lenker der rumänischen Geschicke von vornherein dafür Sorge getragen, daß sein Minister des Äußern, Herr Porumbaru, ihm nicht im Wege sein konnte; nicht bei der Durchführung seiner Pläne, und später nicht als Teilhaber an den geträumten Erfolgen. Denn dieser Porumbaru, ein kleines, gesprächiges Männchen, war eine anerkannte Null und brachte den größten Teil seiner Amtszeit im Kaffeehaus im Kreise untergeordneter Journalisten zu.

Wohin Bratianu zielt, das hat er im Winter 1912 einem fremden Politiker gegenüber klar zum Ausdruck gebracht, in einer Unterhaltung, die er selbst später einmal in einer Senatsverhandlung zitiert hat: Rumänien sollte die entscheidende Stimme unter den Balkanvölkern bekommen, und zwar dadurch, daß es sein Gebiet vergrößerte. Er hat mit dem Sieg der russischen Masse gerechnet und hat sich an die Idee mit solcher Hartnäckigkeit geklammert, daß er auch nie hat glauben wollen, Bulgarien könne einmal, Rußland zum Trotz, mit uns gehen, und als diese Konsequenz seines Glaubens an die russische Allmacht fehlschlug, war er Rußland gegenüber schon zu stark gebunden, um auch die Prämisse seiner Rechnung fallen zu lassen, und hat nun die Notwendigkeit zu rumänischer Ausdehnung nur noch schärfer gefaßt: nur noch dringender glaubt er heute Rumänien für die Zukunft kräftigen zu müssen, damit es auch dem vergrößerten Bulgarien die Spitze bieten könne. Verzicht liegt nicht im Charakter der Männer seines Schlages. Lieber reißen sie ihr Land mit sich in den Strudel der Vernichtung, als ihre ehrgeizigen Träume aufzugeben. Einen Augenblick hat auch Bratianu erschrocken gezögert, als im vorigen Herbst Serbien in Trümmer ging. Aber daß es ihm damals zu seiner eigenen Überraschung gelang, sich die Macht zu erhalten, hat ihm einen neuen Aufschwung gegeben. Nur ist seitdem aus dem verschlossenen ein verschlagener, aus dem unaufrichtigen ein bewußt betrügerischer Diplomat geworden. Niemals war Rumäniens Schicksal in so üblen Händen.“

Mit Recht erklärte der Abgeordnete Dr. Stresemann in seiner auf dem national-

Digitized by Google

liberalen Vertretertage in Thüringen gehaltenen Rede (nach dem Berliner „Deutscher Kurier"), es wäre töricht, zu verneinen, daß die letzten Kriegserklärungen an Deutschland einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. „Nicht deshalb, weil sie uns an unserem Siege irgendwie zweifeln lassen, sondern wegen des moralischen Eindruckes der Mißerfolge unserer auswärtigen Politik. In einem Augenblick, wo Einigkeit mehr als je nottut, wäre es falsch, an Persönlichkeiten Kritik zu üben. Aber es drängt sich dem einzelnen mehr und mehr die Überzeugung auf, daß das gesamte System unserer auswärtigen Politik grundlegende Fehler in sich birgt. Diese grundlegenden Fehler bestehen einmal in der beschränkten Auswahl der für unsere Diplomatie bisher zugelassenen Persönlichkeiten, weiter in der Auffassung, durch eine Politik des Entgegenkommens und der Konzessionen Erfolge zu erzielen, die dem brutalen Vorgehen unserer Gegner in weit höherem Maße beschieden waren als unserer Politik, und vor allem in unserer Unfähigkeit, die öffentliche Meinung anderer Völker zu erkunden, zu beeinflussen und zu benützen. Die Presse und die Parlamente der Welt sind gegen uns beeinflußt, weil uns, und zwar vielfach aus gesellschaftlichen Vorurteilen, diejenige intime Fühlung mit ihren Vertretern gefehlt hat, die die Träger anderer Mächte besaßen. . . Eine Reform an Haupt und Gliedern wird nach dem Kriege nicht zu umgehen sein. Heute können wir nur mit tiefer Bewegung feststellen, daß die Anstrengungen unserer Soldaten weiter verstärkt werden müssen, um gegenüber dem an allen Fronten einsetzenden Ansturm einer gewaltigen Überzahl von Feinden den Endsieg zu sichern. . .

England ist Träger und Führer dieses Weltkrieges. Nichts wäre für uns verhängnisvoller, als daran zu zweifeln, daß England alles tun wird, um uns in die Knie zu zwingen. Dasselbe England, das heute bereits seine Kriegskosten auf 70 Milliarden Mark berechnet, das während des Krieges zu der von ihm früher bis aufs Blut bekämpften allgemeinen Wehrpflicht übergegangen ist, das fast alle Völker der Welt gegen uns ins Feld führt, das mit Milliardensummen seine Freunde und Verbündeten unterstützt, das den Wirtschaftskampf gegen uns mit rücksichtslosester Konsequenz bis zur Zerstörung der letzten Mark deutschen Eigentums in englischen Landen führt, würde uns auf Jahrzehnte hinaus zu einem Bettlervolk machen, wenn ihm der Sieg gelänge. Wir können mit der Anwendung unserer schärfsten Kampfmittel nicht warten, bis auch der letzte Neutrale unter Englands Druck gegen Deutschland ficht. Das alles wird zu erwägen sein, wenn der Reichstag erneut zu diesen Fragen Stellung nimmt.

Ich will nicht dem parlamentarischen System das Wort reden, obwohl manche Vorwürfe, die wir dagegen erhoben haben, sich nach dem Ergebnis der Kriegführung und der Volksstimmung in Ländern, in denen es herrscht, nicht mehr erheben lassen. Schon ist von führenden deutschen Parlamentariern mit Recht darauf hingewiesen worden, daß es auf die Dauer nicht angängig sei, die großen Parteien des Reichstages nicht auch in den beiden Ministerien durch Parteimitglieder vertreten und dadurch den Zusammenhang zwischen Regierung und Reichstag gewährleistet zu sehen. Mir erscheint es in Übereinstimmung mit ähnlichen Vorschlägen aus unseren Reihen als Mindestmaß jedenfalls notwendig, daß ein

Digitized by Google



Nächtlicher Etappendienst

Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

parlamentarischer Beirat aus den Vorsitzenden der großen Parteien gebildet wird, der das Recht erhält, unter Zurverfügungstellung aller erforderlichen Akten in dauernder Verbindung mit den führenden Persönlichkeiten der Reichsregierung über den Gang der auswärtigen Politik zu wachen. Wenn alsdann diese über alle Vorgänge genau unterrichteten Parteiführer sich mit der Politik der Reichsleitung einverstanden erklären, so wird dies auf das ganze Volk beruhigend wirken, umgekehrt aber haben sie auch die Möglichkeit, Schädliches zu verhüten und sich einen Rückhalt am Parlament zu sichern, wenn sie die Überzeugung gewinnen sollten, daß wir einen falschen Kurs steuern. Grundsätzliche Bedenken dürften übrigens einem solchen System um so weniger entgegenstehen, als die Regierung dem Führer einer politischen Partei bereits eine derartige Stellung seit Kriegsbeginn zugewiesen hat und es nur darauf ankäme, daß die ihm gegenüber zuteil werdende weitgehende Unterrichtung über die gegenwärtige auswärtige Politik auch Führern anderer Parteien zugestanden wird. . .

Gegenüber den großen Zukunftsfragen unseres Volkes und Vaterlandes müssen die Folgen der inneren Politik klein erscheinen. Wenn der Dachstuhl brennt, zankt man nicht über den Stil der künftigen Inneneinrichtung! Zunächst gilt es, weiter zu siegen und alle Mittel zum endgültigen Sieg bereitzustellen. Ist aber die äußere Freiheit des Vaterlandes erstritten, dann kann und muß allerdings meiner Auffassung nach der Kampf um die innere Freiheit beginnen. . . Die gegenwärtigen innerpolitischen Verhältnisse lassen einen freiheitlichen Hauch gänzlich vermissen. Die Anwendung von Zensur und Schutzhaft erinnert an die schlimmsten Zeiten Metternichscher Reaktion und ist eines Volkes, das diesen Krieg geführt hat, unwürdig. Es gibt ein gewisses Offiziosentum, das am liebsten den ganzen Weltkrieg streng vertraulich und unter Ausschluß der Öffentlichkeit behandeln möchte. Diese Art Bevormundung wird sich das selbstbewußte Geschlecht, das aus dem Schützengraben in die Heimat zurückkehrt, nicht mehr bieten lassen. Ein großes freiheitliches Empfinden wird über unser Vaterland fluten und ihm wird man mit Reaktion nicht begegnen können. . .

Jetzt heißt es: ‚Hie Hindenburg und deutsches Schwert!‘ Welche Herzstärkung für jeden Deutschen: diese Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef und — wohl zu würdigen! — seinen treuen Ludendorff zum Generalquartiermeister! Unsere Feinde, meinen die ‚Berliner Neuesten Nachrichten‘, werden sich inzwischen einen Jubelvers zusammenzureimen suchen auf die Melodie: Der letzte verzweifelte Versuch! Gewiß wäre es noch wirkungsvoller gewesen nach außen, wenn schon vorher, wenn nicht nach dem Auftreten eines neuen Feindes und der darin liegenden neuen Drohung eine Kraft unvergleichlichen Ranges und unübertroffener Bedeutung in das Zentrum der militärischen Dinge gerückt worden wäre. Aber das deutsche Volk heißt ihn in jedem Augenblick willkommen; und unsere allverehrte Exzellenz wird den Feinden Deutschlands noch zeigen, daß sie Zeit und Platz findet, zu wirken und zu schaffen. Wir für unser Teil haben unsere Überzeugung dahin ausgesprochen: Daß wir auch in der Anwendung aller unserer Kriegsmittel eines Tages noch zur Unbedingtheit kommen werden — ‚so sicher, wie nun Hindenburg im Osten kommandiert‘. Damals war dem Feldmarschall das Oberkommando über die

Digitized by Google

ganze Ostfront, bis in die Gegend von Tarnopol, übertragen worden. Jetzt sind wir noch einen Schritt weiter. Unsere Feinde sind uns im übrigen ja auch durchaus voraus in bezug auf häufigen und nun gar erst auffallenden Wechsel in hohen militärischen Ämtern und Stellen. . .

Die Kriegserklärung Rumäniens hat nicht nur ihre militärischen, sondern auch ihre politischen Hintergründe. Und zwar auch nach der kritischen Seite hin. Dies gilt es hervorzuheben, damit nicht zu flüchtiger Erbauung unserer Feinde ein falsches oder unberechtigt ungünstiges Licht falle auf den General der Infanterie von Falkenhayn, den bisherigen Generalstabschef unseres Feldheeres. Er hat nach der Marne-Schlacht die neue Ordnung im Westen und den dauernden Ausgleich zwischen Westfront und Ostfront geschaffen, in dessen Verlauf der von Siegglanz umstrahlte, mit Baron Conrad zusammen beschlossene Durchbruch von Gorlice-Tarnow dasteht und die mit alten und neuen Verbündeten gemeinsam durchgeführte Niederwerfung Serbiens und Montenegros bis zum Ochrida-See und bis zum albanischen Durazzo hinunter. Ob dann in Falkenhayns Entwürfe vor Verdun nicht schon die Politik hineingespielt hat, lassen wir dahingestellt sein. Daß sich unseres Erachtens irrige politische Erwartungen an den Plan von Verdun hefteten, darüber sind wir nicht im Zweifel. Und daß die oberste Heeresleitung in Sachen rücksichtslosester Anwendung aller Kriegsmittel nicht andere Entscheidungen traf, als im Dezember vorigen Jahres und im Mai dieses Jahres, das war uns unverständlich. Rücksichten auf Rumänien und ähnliche Staaten gab es damals in Hülle und Fülle. Und Rumänien ist heute unser Feind. Nun beginnt die eingeborene Notwendigkeit der Dinge sich durchzusetzen. Der Anfang ist da. Der Fortgang wird folgen."

Der „Frankfurter Zeitung" blieb es vorbehalten, das Ereignis, das solcher Auslegungskünste doch billig überhoben sein durfte, nach ihrer besonderen Art auszudeuten und auszumünzen:

„Es mochte aufgefallen sein, daß der Kaiser dieser Tage die Ostfront bereist hat, ohne der Übung gemäß vom Chef des Generalstabes begleitet zu sein, und die Meldung, daß sich der Reichskanzler ins Große Hauptquartier begeben habe, schien auf besondere Geschehnisse hinzudeuten. Trotzdem kommt die Nachricht vom Rücktritt des Generals v. Falkenhayn zum mindesten in diesem Augenblick vollkommen überraschend. Vor kurzer Zeit war eine grundlegende Umgestaltung der Befehlsverhältnisse an der Ostfront erfolgt. Man mochte damals oder, um es offen zu sagen, schon sehr viel früher eine noch sehr viel weiter gehende Lösung als höchst wünschenswert betrachtet haben, aber nachdem die Neuordnung geschehen war, konnte die Öffentlichkeit schwerlich mit einer abermaligen Veränderung in nächster Zeit rechnen. Und doch ist der neue Entschluß des Kaisers und der ihn beratenden Männer nichts anderes, als die letzte und wertvollste Konsequenz einer Entwicklung, die mit dem ruhmvollen Aufstieg des halbvergessenen Hindenburg begonnen und zu einem historischen Faktum geführt hat, dem der Kaiser unlängst in den Worten Ausdruck gab: ‚Sie sind zu unserem Volksheros geworden.' Die äußeren Ehrungen, die diesem großen Mann zuteil geworden sind, bedeuten wenig, und die militärische Rolle, die Hindenburg in langen Monaten des Stellungskrieges gespielt hat —

Digitized by Google

so trefflich er auch unsere Front mit wenig Truppen beschützte — schien nicht allzu groß zu sein, an dem gemessen, was diesem Feldherrn geradezu voraus bestimmt zu sein schien. Auch der ihm kürzlich übertragene Oberbefehl im Osten war jenes Letzte nicht, was zur restlosen Vollendung der Einheitlichkeit in der Führung der deutschen und darüber hinaus auch der verbündeten Heere geschehen konnte und geschehen mußte. Eine einheitliche, durch keine Reibung gehemmte Leitung dieses Riesenorganismus, zu dem unsere Armeen angeschwollen sind, erforderte, daß der Mann, dem die größte Aufgabe zugefallen war, auch die Macht bekam, im Wichtigsten zu entscheiden: in der Truppenverteilung und in der Bestimmung des Schwerpunktes der militärischen Operationen. Es ist unmöglich, daß zwei Männer, temperamentvoll, unabhängig voneinander und örtlich weit getrennt, in entscheidender Stunde den Befehl führen. Die Kräfte hemmen einander, anstatt sich zu steigern. In diesen schweren Tagen, in diesem weltgeschichtlichen Augenblick höchster Belastung unserer Fronten, war es ein unabweisbares Bedürfnis, daß alles geschähe, was unsere Kraft versammle und zum Höchsten erhebe. Hindenburg-Ludendorff, das ist die Einheit, um die sich alle Deutschen und alle, die an deutscher Seite diesen großen Krieg erlebt haben, willig und mit frohem Herzen versammeln, bereit, aufs neue zu kämpfen, und vom Glauben erfüllt, daß der Sieg unser Preis sein wird. Wer die Entwicklung dieser Dinge zu sehen vermochte, weiß, daß nun auch eine Klarheit über manche Fragen geschaffen ist, in der sicher und ungestört zu sein, auch für die politischen Leiter unseres Reiches von höchstem Werte sein muß."

Inzwischen hat das Blatt einen zweiten Artikel gebracht, in dem der Sinn dieser etwas dunklen Andeutungen durch weitere Ausführungen deutlicher wird. Es heißt da, Hindenburg sei mit seiner Ernennung zum Generalstabschef in den Kreis der wenigen Männer getreten, die man die Reichsleitung nenne. Im Grunde möge er schon längst an der Entscheidung der großen Fragen des Reiches praktischen Anteil gehabt haben. Jetzt aber bilde er mit dem Reichskanzler und dem Kaiser die Spitze. Der Kreis sei also enger geworden und das sei gut so. „Man kann hoffen und muß fordern, daß künftig unserer Reichsleitung jeder Zweifel an ihrer Kraft erspart bleiben wird." Die genannten drei Männer trügen die ganze Last der Verantwortung und einen bei aller Besonnenheit Kräftigeren als Hindenburg werde man in unseren Reihen schwerlich finden.

Gegen diese Deutung des Wechsels in der Leitung des Generalstabes möchte die „Kreuzzeitung" denn doch einige Einwendungen erheben: „Die Deutung läuft auf den Versuch hinaus, jede etwaige künftige Kritik an der Politik der Reichsleitung als auch gegen die Persönlichkeit Hindenburgs gerichtet hinzustellen und auf diese Weise seine Autorität gewissermaßen als schützenden Schild vor der Politik der ‚Reichsleitung' aufzubauen... Die öffentliche Meinung wird sich aber in allen Fragen, die einen geringen oder stärkeren politischen Einschlag haben, niemals an den Generalstabschef halten können, schon weil sie gar nicht weiß, wie dieser bei den internen Beratungen dazu Stellung genommen hat, sondern nur an die Stelle, die die verfassungsmäßige Verantwortung zu tragen hat. Deshalb kann aber auch der Umstand, daß eine

Digitized by Google

Persönlichkeit von der Autorität Hindenburgs die Stellung des Generalstabschefs bekleidet, kein Grund sein, Bedenken gegen die Kriegspolitik der ‚Reichsleitung‘, deren Äußerung sonst Pflicht wäre, zu unterdrücken.“

Die Ausführungen der „Frankfurter Zeitung“, bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“, müssen in der Tat einen überaus peinlichen Eindruck machen, besonders, weil das Frankfurter Blatt es über sich gewonnen hat, der Reichsregierung eine Auffassung und eine Absicht zu unterstellen, die ihrer Autorität sicherlich nicht dienlich sein kann. „Wenn bekanntlich vielfach über Mangel an Vertrauen geklagt worden ist, so möchten wir gerade solche Artikel, wie die der ‚Frankfurter Zeitung‘, als ein Musterbeispiel dafür nehmen, wie Mangel an Vertrauen hervorgebracht werden kann. Die ‚Frankfurter Zeitung‘ treibt ein Spiel mit der Ausmünzung der militärischen Autorität und der Volkstümlichkeit Hindenburgs für ihre kriegspolitischen Zwecke, welches allen denen durchsichtig ist, die den Meinungsstreit des letzten Jahres verfolgt haben. Wir glauben, daß dieser Vorstoß des Blattes aber zum Gegenteil seines Zweckes führen wird, jedenfalls in einem großen und wachsenden Teile der deutschen Bevölkerung. Auch mit Rücksicht auf die Person Hindenburgs macht das Manöver einen Eindruck, der nicht gerade sympathisch genannt werden kann. Wenn die ‚Frankfurter Zeitung‘ sagt: ‚daß nun auch eine Klarheit über manche Frage geschaffen ist, in der sicher und ungestört zu sein, auch für die politischen Leiter unseres Reiches von höchstem Werte sein muß‘, — so fragen wir, in welcher ‚Frage‘ denn die Persönlichkeit und die Tätigkeit des Generals von Falkenhayn den Eintritt von Klarheit verhindert habe. Das sieht danach aus, als ob die ‚Frankfurter Zeitung‘ in Wirklichkeit gar nicht glaube, was sie neulich so pathetisch ausführte: daß die nunmehrige Einheitlichkeit der Kriegführung den Personenwechsel zum Zwecke habe. Sondern das Blatt denkt an andere ‚Fragen‘...

Bedauerlich und zu mißbilligen erscheint uns auch die Aufnahme ohne Kommentar von Äußerungen der neutralen, insbesondere der schweizerischen Presse durch die deutsche Presse. Aus Bern wurde berichtet, man erblicke in dem Personenwechsel den Beweis dafür, daß die deutsche Kriegführung sich nunmehr hauptsächlich gegen Osten richten werde und die Politik des Reichskanzlers gesiegt habe. Erstaunlicherweise erscheinen ähnliche Äußerungen zugleich in Österreich-Ungarn. Aus Budapest wurde gemeldet: ‚Wiener Kreise fassen die Ernennung Hindenburgs dahin auf, daß die Politik des Reichskanzlers die Oberhand gewonnen hat. Es ist allbekannt, daß der Reichskanzler in einer im November vorigen Jahres gehaltenen Rede die Meinung ausdrückte, daß man gegen Rußland mit der größten Stärke auftreten müsse.‘ Die Ernennung Hindenburgs bildete den Anfang hierzu. Unseres Erachtens kann es den einschlägigen Faktoren der deutschen Reichsregierung nicht gleichgültig sein, daß aus Österreich-Ungarn und der einzigen neutralen Macht, welche auch deutschgeschriebene Presse hat, derartige verwirrende und bedenkliche Gerüchte in die Öffentlichkeit gelangen. Eine halbamtliche Erklärung diesen vagen und deshalb um so bedenklicheren Auslandsgerüchten gegenüber liegt unseres Erachtens so nahe, daß man ihr bisheriges Ausbleiben bedauern muß. Nicht zuletzt im Hinblicke auf den zurückgetretenen Chef des Generalstabes, dessen Führung des

Digitized by Google

Krieges zwei Jahre hindurch die Anerkennung des Allerhöchsten Kriegsherrn gefunden hat."

Auch die „Vossische Zeitung" (Georg Bernhard) weist „den Versuch, den Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Bollwerk vor die politische Reichsleitung zu stellen", scharf zurück:

„Es ist selbstverständlich, daß die deutschen und verbündeten Heere nicht ohne politische Gesichtspunkte zu führen sind. Der Krieg ist ein Instrument der Politik. Und die Heerscharen müssen nach einem politischen Willen geleitet werden. Auf diese Kriegspolitik muß selbstverständlich der Chef des Generalstabes einen entscheidenden Einfluß haben. Und man darf sicher sein, daß der Kaiser als oberster Kriegsherr seinem Generalstabschef diesen entscheidenden Einfluß einräumt. Aber Kaiser und Generalstabschef unterliegen auch für ihre politischen Entschließungen nicht unserer Kritik. Dem Volke und dem Parlament ist der Reichskanzler auch unter den veränderten Verhältnissen die einzige verantwortliche Persönlichkeit. Er allein hat die Verantwortung zu tragen für alles, was vorher geschehen ist, und für alles, was kommen wird. Er allein untersteht auch der parlamentarischen Kritik. Er muß entweder die Verantwortung auf sich nehmen oder er muß dem Kaiser seinen Abschied einreichen, wenn er glaubt, sie nicht tragen zu können. Trägt er sie aber, so muß er sich jede Kritik gefallen lassen, die um der Sache selbst willen geübt wird. Und wenn seine Freunde — vor denen er hier schon des öfteren gewarnt worden ist — es jetzt so hinstellen, als ob ‚nunmehr erst Klarheit über manche Frage geschaffen ist, in der sicher und ungestört zu sein, auch für die politischen Leiter des Reiches von höchstem Wert sein muß', so entsteht doch die Frage, wie der Kanzler es bisher mit seiner Verantwortlichkeit für die Geschicke des Deutschen Reiches vereinbaren konnte, sich so lange Störungen, die ihm hinderlich waren, gefallen zu lassen. Wir sind weit entfernt davon, so etwas von ihm zu glauben. Um so mehr befremdet es uns, daß gerade diejenigen solche Märchen auftischen, die die Legitimation zu haben glauben, sich als seine besonderen Freunde auszugeben."

Ein starkes Stück ist es ja, was sich das Frankfurter Blatt da geleistet hat, und dem Herrn Reichskanzler hat es damit sicherlich keinen Dienst erwiesen. Das deutsche Volk aber wird sich auch durch solche trüben Künste seine freudige Zuversicht nicht vergällen lassen, daß Hindenburg künftig nicht nur der „Russenschreck", sondern ein Schreck aller unserer Feinde sein wird. Dennoch soll auch an dieser Stelle die Mahnung nicht fehlen: keine Wundertaten von den neuen Führern zu erwarten, sondern nur das Mögliche. Das ist aber schon so viel, daß es uns genügen muß. Denn solchen Führern kann vielleicht manches möglich sein, was wir heute vielleicht nicht einmal zu hoffen wagen . . .



Digitized by Google



Feldgraue! Schreibt an den Türmer!

Schreibt, wie es Euch ums Herz ist! Frisch von der Leber weg! Schreibt in den Grenzen, die notwendig und die Euch selbst am besten bekannt sind. Aber ohne Rücksicht auf Äußerlichkeiten, wie etwa sprachliche Abfeilung oder dergleichen Formsachen. So rührend solche Rücksicht von Eurer Seite ist, — Ihr habt sie wirklich nicht nötig!

Wertvollste Anregungen hat der Türmer aus Schreiben von Euch schon empfangen und in den Dienst unserer Sache gestellt. Es können aber immer noch mehr sein. Keine Aussprache von Euch bleibt ungewertet, wenn auch nicht jede unmittelbar verwertet werden kann.

Wir sind so sehr aufeinander angewiesen — im Kriege, aber auch nach dem Kriege —, daß unser Zusammenstehen gar nicht eng und fest genug sein kann. Und keiner von Euch, welcher Richtung er auch in seinem „Zivil" angehören mag, tue dem Türmer das Unrecht an, irgendwelche kleinlichen Vorurteile der Partei oder Klasse bei ihm vorauszusetzen. Wir werden — auf lange hinaus — lebenswichtigere Sorgen haben —:

„Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland!" Gr.

*

Unser Reichskanzler

Mit dieser Überschrift erscheint in einer bekannten illustrierten süddeutschen Zeitschrift ein biographischer Aufsatz, der sich schon durch die eingehende Schilderung von Familienverhältnissen als näher oder intimer unterrichtet zeigt. Deswegen ist es lehrreich, den leitenden Staatsmann in diesem Spiegel zu erblicken und die neueste Geschichte von da aus bewertet zu lesen. Eines Kommentars bedürfen die Ausführungen nicht, die ihre im hohen Maße ungetrübte Unbefangenheit aus sich selbst beweisen, am bezeichnendsten, wenn sie gegen die Witzblätter Verwahrung einlegen: daß der Kanzler keineswegs so spindeldürr gewachsen sei, als es jenen beliebe, ihn zu zeichnen. Hören wir aber den Biographen:

Über Land und Meer 1916. Nr. 47.

„Dem Reichskanzler wurde es durchaus klar, daß in England alle Fäden der Entente zusammenliefen und fester oder lockerer geknüpft wurden. Er legte daher auch seinerseits das Hauptgewicht darauf, England sich anzunähern und von dort aus die Netze, mit denen Deutschland umsponnen wurde, zu entwirren. Das war um so nötiger, als die russische Politik allmählich völlig wieder unter die Räder des Panslawismus geriet. Rußland wollte auf dem Balkan die ausschlaggebende Macht werden und kam darum immer mehr in Gegensatz zu Österreich-Ungarn und schließlich auch zu Deutschland. Im Jahre 1912 wurden die vielbesprochenen Versuche zu einer Art Abkommen mit England gemacht. Der Versuch glückte nicht völlig. Aber schon im Jahre darauf wurden die Verhandlungen mit England, wenigstens zu einem Kolonialausgleich zu gelangen, vom Londoner Botschafter Fürsten Lichnowsky mit gutem Glück aufgenommen. Und während der Balkan-

Kriege gingen England und Deutschland in sehr erfreulicher Weise zusammen. Im ganzen gelang es der Bethmannschen Diplomatie, sich mit ihrer ruhigen, bestimmten und zuverlässigen Art ein sicheres Vertrauen bei den verschiedenen Ländern zu schaffen. Es ist ein tragisches Verhängnis, daß gerade Bethmann Hollweg, trotz seiner Versuche, zu einem Ausgleich zu gelangen, den Krieg führen muß. Man kann sich denken, wie schwer ihm das geworden ist.

Unsere Minister, Staatssekretäre und Kanzler sind kaum je eigentliche Redner gewesen. Selbst Bismarck nicht, bei aller Durchschlagskraft seiner Worte. Seine Reden wirkten eigentlich mehr, wenn man sie las, als wenn man sie hörte. Sein Organ war wenig günstig. Fürst Bülow wurde von manchen als guter Redner angesehen, aber seine Reden waren, gerade wenn sie wirkten, mehr harmlos vorgetragene Plaudereien mit manchem Zitat und mancher feinen Pointe, wie er ja ein über die Maßen entzückender und geistreicher Plauderer ist.

Ganz anders Bethmann. Die Witzblätter sind gewohnt, ihn als spindeldürr zu zeichnen, als müsse er fast umfallen, wenn er einen kräftigen Hieb austeilt. Aber er hat nicht ohne Grund bei den schweren Ulanen gedient. Er ist eher in seiner hohen Gestalt und starken Breitschultrigkeit dem Fürsten Bismarck zu vergleichen.

Schwer ist auch die Rüstung seiner Rede, in der er einherschreitet. Die Worte stürzen aus seinem Munde nicht heraus, wie die Tropfen einen leichten Bergfall hinab. Die Wucht der Wirkung seiner Rede sieht der Kanzler lediglich im Inhalt, weniger in ihrer einschmeichelnden Form.

Zuweilen hat er ganz große Momente, wie neulich, am 5. Juni, gegen die Piraten der öffentlichen Meinung. Die Hammerschläge hatten da einen ehernen Klang, daß die Funken stoben und die Millionen Stimmen förmlich mitklangen, die hinter den Worten standen."

*

Irreführung und Schönfärberei

Die „Kreuzzeitung" schreibt unter dem 4. September:

Als die Wogen der Begeisterung über die Fahrt der „Deutschland" hochgingen und man sich von dieser Leistung, gestützt auf Äußerungen des amerikanischen Botschafters Gerard und eines schwedischen Beobachters, besonders günstige Wirkungen auch auf die Stimmung in Amerika zu Deutschland versprach, haben wir vor solchen Hoffnungen immer wieder, zuletzt noch ausführlicher in unserer Sonntagsnummer, gewarnt. Wie wenig auch jetzt von dem so oft behaupteten Stimmungsumschwung in Amerika die Rede sein kann, wird durch nichts besser bewiesen als dadurch, daß beide Parteien, die sich im Kampfe um das Amt des Präsidenten gegenüberstehen, ihre Deutschfeindlichkeit so scharf betonen, wie das in den heute früh mitgeteilten Reden von Wilson und Roosevelt geschieht. Es läuft deshalb auf eine Irreführung hinaus, wenn der Vertreter des Wolffschen Bureaus in seinen Funksprüchen immer wieder den Eindruck zu erwecken sucht, als hätten wir große Liebe in den Vereinigten Staaten, und als brenne man dort darauf, endlich eine andere Politik gegen England einzuschlagen. Man sollte meinen, daß diese Methode der Schönfärberei durch die Erfahrungen dieses Krieges genugsam bloßgestellt worden wäre und deshalb endlich aufgegeben werden könnte. Trotzdem betreiben sie die Vertreter des Wolffschen Bureaus nicht bloß in Amerika. Heute berichtet das Bureau aus Warschau über die Kundgebung eines polnischen Klubs und teilt den Inhalt der dabei angenommenen, gegen Rußland gerichteten Erklärung mit. Damit wären, wie man denken sollte, die Aufgaben des Berichterstatters erfüllt. Der Berichterstatter des Wolffschen Bureaus fügt aber noch hinzu, die Erklärung ließe erkennen, daß die Wünsche „der" Polen auf eine baldige Proklamierung eines polnischen Staates gerichtet seien, „um ihnen eine tätige Beteiligung an dem Kampfe gegen Rußland zu ermöglichen". Also nicht

Digitized by Google

etwa wollen „die“ Polen gegen Rußland kämpfen, um dadurch zu einem polnischen Staate zu gelangen, sondern sie wünschen diesen Staat, um gegen Rußland kämpfen zu können! Das ist so ungereimt, wie der Stil des ganzen Satzes. Wir fürchten, daß wir uns wieder einmal einer argen Illusion hingeben würden, wenn wir wirklich glauben wollten, daß die Polen, die vor dem Kriege unter russischer Herrschaft lebten, von einem so kriegslustigen Haß gegen Rußland erfüllt seien, wie diese Wolffsche Meldung es uns glauben machen möchte. Wir würden in der Politik weiterkommen, wenn wir uns endlich dazu entschließen könnten, Menschen und Dinge nüchtern so zu sehen, wie sie sind.

*

Methoden

In einem Aufsatze „Kriegsziele“ im „Leipziger Tageblatt“ sagt der Reichstagsabgeordnete Junck u. a.:

Zu gleicher Zeit mit der letzten Antwort der Reichskanzlei ging zensuriert (!) eine Mitteilung durch die Presse: in Rom habe Lord Northcliffe erklärt, die Entente mache erst dann Frieden, wenn der Deutsche Kaiser gefangen nach England gebracht worden sei. Und heute lesen wir im „Manchester Guardian“ über „Belgische Friedensziele“, wie mit göttlicher Unverfrorenheit, oder besser: mit englischer Unverschämtheit von deutschen Entschädigungen an Belgien, sogar in Gestalt deutschen Gebietes, gesprochen wird. Das ist Wahnsinn, hat aber Methode. So hoch stecken eben unsere Feinde ihre Kriegsziele. Höher geht's nimmer. Ist es dann überhaupt möglich, sie durch Anfeuerung noch weiter zu treiben oder ihren „Widerstand“ zu stärken? Kommt bei solcher Geistesverfassung unserer Feinde ernstlich in Betracht, wenn einmal eine deutsche Feder sich vergäße und in der Bemessung deutscher Ansprüche zu weit ginge? Sicher nicht. Die Zeit, wo es sich noch verlohnte, Rücksichten auf die Stimmung des Auslandes zu nehmen, — die Zeit ist nunmehr vorüber, nachdem Deutschland mehr als zwei Jahre kämpft. Daß es jetzt um Sein oder Nichtsein geht, wissen die Völker nachgerade voneinander. Übrigens wähne man doch nicht, daß nicht z. B. die Engländer genau davon unterrichtet wären, wie die Stimmung in Deutschland ist; namentlich darüber, daß es auch bei uns Meinungsverschiedenheiten gibt, ebenso wie wir ganz gut wissen, wie es drüben steht, wenn schon es natürlich einem Insellande leichter ist, die Mitteilungen, die über die nassen Grenzen gehen, zu beaufsichtigen und zu beeinflussen. Allein, für genügende wechselseitige Nachrichtenvermittlung sorgt Neutralien, ohne daß ein Zensor das verhindern könnte.

Aber einmal zugegeben, daß die Freigabe vielleicht nichts schaden würde: würde sie denn nützen? Allerdings! Man scheint nicht zu wissen, wie unheilvoll die Unmöglichkeit, sich öffentlich auszusprechen, wirkt, wie auf diese Manier die besten Freunde, die sonst in vaterländischen Dingen durchaus eines Sinnes sind, auseinandergerissen werden! Der leidige gegenseitige Verdacht der Flau- und Scharfmacherei gedeiht ja gerade in solcher Luft, und nichts beeinträchtigt den Willen zum Durchhalten mehr als der Zweifel und die Unsicherheit, wie wohl der andere denke. ... Die Einigkeit bricht sofort durch, sobald man einmal Gelegenheit hat, frei miteinander zu reden.

*

Ein geschichtliches Verhängnis?

Eine sehr ernste, sehr nachdenksame Mahnung im „Reichsboten“:

„Es scheint ein geschichtliches Verhängnis unseres Volkes zu sein, daß in den Zeiten schwerster Not, in seinen sogenannten Schicksalsstunden, wo sich dem Patrioten die Sachlage völlig eindeutig und handgreiflich darstellt, gar zu oft bewußt oder unbewußt Verwirrung und Zwiespältigkeit angerichtet wird und wir selbst bei größten militärischen Erfolgen keine unsern Opfern und Leistungen entsprechenden Früchte ernten dürfen. Müssen wir es doch auch

Digitized by Google

gegenwärtig erleben, daß von gewissen Seiten von einer Niederringung Englands **abgemahnt** und statt dessen eine Verständigung mit England empfohlen wird, damit wir sobald wie möglich wieder **Handelsbeziehungen** zu England anknüpfen könnten.

Ob sie wirklich die in Händlerkreisen erwartete Förderung erfahren, wenn England geschont wird, dürfte sehr fraglich sein. Dagegen ist sicher, daß das Wohl unseres Vaterlandes aufs allerschwerste geschädigt würde. Wenn Englands Seeherrschaft nicht gebrochen wird und England **keine erhebliche Einbuße an Macht erleidet**, werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach in zehn Jahren, wenn nicht **früher**, wieder angegriffen. England ist zähe in der Verfolgung seiner Ziele. Das lehrt die Geschichte. **Es wird seine sonstigen Interessen, wie wichtig sie auch sein mögen, vorläufig zurückstellen und sich Rußland und Frankreich warmhalten.** Es wird seine Diplomatie hauptsächlich auf die Gewinnung **neuer Bundesgenossen** einstellen und namentlich **Amerika** zu verführen suchen. Die Wilden in den Kolonien Englands und Frankreichs werden wehrhaft gemacht werden. Rußlands fast unerschöpfliches Menschenmaterial vermag Millionen über Millionen Soldaten gegen uns zu liefern, wenn England das Geld für ihre Ausbildung und Ausrüstung hergibt. Was jetzt noch mangelhaft ist, wird verbessert. In etwa zehn Jahren dürften die Feinde eine ansehnliche U-Boot- und Luftflotte **haben und Essen und Kiel ebensogut bombardieren können, wie wir jetzt Paris und London.** Wenn England nicht besiegt wird, wird es auch **die flandrische Küste nicht in Deutschlands Besitz kommen lassen**, und damit würde ein erheblicher militärischer Vorteil für uns verloren sein. ... Jetzt ist Deutschlands Schicksalsstunde."

*

Die brutale Lehre

Mancher lernt's nie, aber auf die Gefahr hin —. Zum Überfall Rumäniens schreibt die „Kreuzzeitung":

Die Pazifisten und alle die guten Leute, die die Beziehungen der Völker auf dem Boden des Rechts begründen zu können glauben, haben hier wieder einmal die brutale Lehre erhalten, daß das Recht gar nichts gilt, wenn man die Macht zu haben glaubt, es gewaltsam umzustoßen. Wo hätte sich der Vierverband in diesem Kriege an das Recht gehalten, wenn es sein Vorteil war, sich darüber hinwegzusetzen und er die Macht dazu hatte! Dennoch weiß er und wissen seine Diplomaten sehr gut, daß das Rechtsgefühl einen Stimmungswert hat, und demgemäß handeln sie, indem sie ständig als Anwälte des Rechts auftreten und sich als seine eifrigsten Beschützer aufspielen. Daran sollten wir lernen! Immer noch verstehen wir nicht mit der öffentlichen Meinung zu arbeiten, obwohl wir doch nachgerade genugsam erfahren haben, wie sehr eine Diplomatie, die sich um die öffentliche Meinung nicht kümmert, in die Hinterhand kommt. Hielten wir es nicht für angängig, auf der Erfüllung des Vertrages zu bestehen, der uns mit Rumänien verband, so wäre es doch wohl zweckmäßig gewesen, die moralischen Verpflichtungen dieses Vertrages vor aller Welt nachdrücklichst zu unterstreichen und damit den Treu- und Rechtsbruch scharf hervorzuheben, den Rumänien durch den Anschluß an unsere Gegner begehen würde. Noch in anderer Hinsicht aber sollten wir vom Vierverbande lernen. Er weiß den Eindruck zu erwecken nicht nur, daß das Recht, sondern auch daß die Kraft auf seiner Seite ist. Seit zwei Jahren haben wir Belgien und einen großen Teil Frankreichs fest in Händen, seit Jahresfrist stehen unsere Heere tief im Innern Rußlands, seit mehr als einem halben Jahre sind Serbien und Montenegro erobert. Und doch wissen unsere Gegner durch Worte und Taten immer wieder die Meinung hervorzurufen und zu erhalten, daß sie die Stärkeren seien. Sie scheuen

Digitized by Google

dabei nicht im geringsten die Blamage, gelegentlich durch die Ereignisse widerlegt zu werden und scheuen noch weniger das Verdikt der öffentlichen Meinung. Nehmen wir nur die englischen Völkerrechtsverletzungen gegen die Neutralen, gegen Griechenland, Holland, die Schweiz, die skandinavischen Staaten, ja gegen Amerika. Gewiß haben sie manchen Unwillen, manche Erbitterung gegen England wachgerufen. Aber große Schmerzen hat das England nicht bereitet, wohl aber ihm einen Anschein von Kraft und Macht gegeben, der dem ganzen Vierverbande zugute gekommen ist. Demgegenüber erinnern wir nur an die Beobachtung eines deutschen Geschäftsmannes über den tödlichen Streich, den unsere Nachgiebigkeit in der U-Bootfrage unserem Ansehen in Rumänien versetzt hat. Die öffentliche Meinung ist eben mit ihrem Urteil schnell bei der Hand, für sie ist der Schein maßgebend, und so schließt sie aus unserer Vorsicht und Behutsamkeit auf einen Mangel an Kraft.

*

Ein „offenes Geständnis"

Der bayerische Ministerpräsident Graf Hertling erklärte dem Vertreter der „New York World", Karl von Wiegand, wörtlich:

„Ich gestehe offen zu, daß ich, bis die Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn nicht faktisch vollzogen war, nicht daran geglaubt hätte."

Ohne Ministerpräsident zu sein, und ohne über die Auskünfte eines Ministerpräsidenten zu verfügen, haben manche Leute den Überfall Rumäniens mit voller Bestimmtheit vorausgesehen und vorausgesagt, und zwar gerade vor der „faktisch vollzogenen Kriegserklärung". Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß auch ich so vermessen war. Was zu leugnen ich um so weniger in der Lage bin, als mir die Tatsache jederzeit nachgewiesen werden kann. Mit Italien ging's mir — leider! — ebenso. Gr.

*

Moderne Tartüfferie

Bis zum Kriegsausbruch war von Washington aus oft zu hören, daß die nordamerikanische Union die göttliche Mission habe, für Völkerfreiheit und Weltfrieden zu sorgen. Die Weltfriedensbestrebungen gingen im wesentlichen von der Union aus und fanden in dem früheren Präsidenten Taft einen begeisterten Vertreter. Präsident Wilson trat anfangs in seine Fußtapfen. Bei der Gründung des Stahltrusts im Jahre 1901 verkündete Carnegie, der damals auf seinen Anteil 1200 Millionen Mark herausbezahlt erhielt und seither wegen seiner Schenkungen als größter Wohltäter aller Zeiten gefeiert wurde: „Wir werden die besten und billigsten schnellfeuernden Geschütze, die besten, billigsten und schnellsten Dampfer der Welt haben und dadurch früher oder später der Welt den Frieden gebieten. Es wird der Stahl, der die Kriege der Neuzeit so blutig, fürchterlich und entsetzlich machte, dem Kriege den Krieg erklären, den Krieg besiegen und aus der Welt schaffen. Das ist der Gruß der Union an das neue Jahrhundert!"

Diese Ankündigung Carnegies erscheint gegenwärtig in neuem Licht. Die Union liefert den kriegführenden Vierverbandsmächten Gewehre, Geschütze und sonstigen Kriegsbedarf und macht dabei ein glänzendes Geschäft. Nach Angabe amerikanischer Blätter sollen die Vierverbandsmächte seit Kriegsbeginn bis zum Jahre 1917 für 12 Milliarden Mark Kriegsbedarf bestellt haben. Die Union liefert, was sie liefern kann, verlängert den Krieg ins Unabsehbare und macht ihn, um mit Carnegie zu sprechen, „blutig, fürchterlich, entsetzlich". Ist endlich das Geschäft abgewickelt, dann wird die Union sich ihrer göttlichen Mission erinnern und dem Kriege den Krieg erklären, den Krieg besiegen und der Welt den Frieden gebieten.

Eine solche Politik ist nur möglich in einem Lande, wo eine organisierte große Geldmacht besteht, die Parteikassen füllt und die Volksvertretung aushält, die Presse besticht und durch sie die öffentliche Meinung beherrscht und ihre Interessen zur geheimen

Digitized by Google

Richtschnur der ganzen inneren und äußeren Politik macht. Wie die Engländer nach dem Kriege für ein neues liberales Seekriegsrecht eintreten wollen, so wird die große Geldmacht in der Union nach Abwickelung ihrer Geschäfte gestatten, daß die Union ihre Weltfriedensbestrebungen wieder aufnimmt und als Weltfriedensstifter auftritt.

Japans Kriegsbedarfslieferungen an den Vierverband im Werte von annähernd einer Milliarde Mark lassen sich begreifen. Die Vormacht der gelben Rasse beschafft eifrig neue Waffen, damit die Mächte der weißen Rasse sich zerfleischen. In der Union sollte man Bedenken tragen, Hand in Hand mit der gelben Vormacht zu arbeiten, die aus dem Kriegsgeschäft finanzielle und politische Vorteile zieht und sichtlich erstarkt.

Tartüff war ein armer Schlucker gegenüber den Führern der organisierten Geldmacht in der Union und ihren Gefolgsmännern in Washington. Indessen ist die Tartüfferie schließlich noch immer unterlegen, wo sie mit Heldenmut, Todesverachtung und Christensinn zu kämpfen hatte. P. D.

*

Ein Feldgrauer über „ehrenvollen" Frieden

Eine bemerkenswerte Zuschrift aus dem Felde veröffentlichen die „Lübeckischen Anzeigen":

Im Felde, 29. August 1916.

Wenn man sich auch schon bei uns längst über nichts mehr wundert, so ist man schließlich doch neugierig, zu erfahren, was jetzt hinter unserm Rücken getrieben wird. Man schreibt immer in den Zeitungen, welche Dankbarkeit und Hochachtung man für das Heer hat, und doch sieht es aus, als ob man die Heeresangehörigen um den Lohn für ihre Leistungen bringen will. Sein größtes Interesse ist ein ruhmreicher, gesicherter Frieden, und doch wagen einige Kreise von einem ehrenvollen Frieden zu reden, der doch nichts weiter hieße, als es bleibt alles beim alten. Will man uns denn nachher noch einmal hinausschicken? Wer zwingt uns zu einem ehrenvollen Frieden, der doch nur dann geschlossen werden darf, wenn uns kein anderer mehr winkt. Oder leiden „die Ehrenvollen" an Begriffsverwirrung?

Pro gloria et patria steht auf unseren Geschützen, die täglich Tod und Verderben speien. Pro gloria et patria sind wir vor zwei Jahren hinausgezogen, für Ruhm und Vaterland halten wir aus, und das, was wir für Ruhm und Vaterland erdulden und erlitten, soll uns bei unserer Heimkehr, die in einem ruhmreichen Frieden erfolgen soll, die Brust erfüllen.

Womit wollte man einen Frieden vor uns rechtfertigen, der uns zu all dem Ungemach, welches wir bisher auszustehen hatten, noch für unser Wirtschaftsleben unabsehbare Schwierigkeiten brächte? Das Wohl der Millionen erfordert einen ruhmreichen, sicheren Frieden und nicht drei Milliarden neue Steuern mit der Grundlage zu neuen Kriegen.

So manches Auge richtet sich besorgt nach den Vorgängen in der Heimat und fragt, was wird der Nutzen von all dem Blut sein? Ist man denn wirklich nur bestimmt zum Kämpfen und zum Sterben, oder darf man auch die Hoffnung hegen, daß sich unser Leben nach dem Kriege wirtschaftlich besser gestaltet als vorher?

Wenn wir Nordfrankreich und noch manches andere behalten, ist es nicht mehr wie recht und billig. Können unsere Feinde unsere Kriegskosten nicht mit klingendem Metall bezahlen, so mögen sie es mit Grund und Boden tun, der für unser Volk notwendiger und wertvoller ist, damit sich die im Lande ansiedeln können, die sonst als Kulturdünger hinausziehen. Ein für das Reich wertvoller und dem Auge sichtbarer Nutzen wird auch den Heimkehrenden zum Vorteil sein und sie für das entlohnen, was sie litten und leisteten. Deshalb wollen wir gerne etwas länger hierbleiben, als in vier oder fünf Jahren abermals hinauszuziehen. Erringen wir einen guten Frieden, dann wird man uns schon ehren, dafür sorgen unsere Waffen. Ein Kanonier.

*

Digitized by Google

Wie die englischen Arbeiter über den Frieden denken

Mit Zweidrittelmehrheit, berichtet die „Kreuzzeitung“, hat der englische Gewerkschaftskongreß, der größte, der je abgehalten wurde, die Veranstaltung eines internationalen Gewerkschaftskongresses am Orte der Friedensverhandlungen, die vom amerikanischen Arbeiterbunde angeregt worden war, abgelehnt. Der Grund war, daß man nicht mit den Abgeordneten des Vierbundes zusammen tagen könne. Einer der Gewerkschaftsführer, Thorne, erklärte, eine Beratung über den Frieden dürfe nicht stattfinden, ehe nicht Deutschland aus Frankreich und Belgien vertrieben sei. Neunundneunzig vom Hundert der Arbeiter würden sich gegen eine Regierung erheben, die Frieden schließen wolle, ehe das geschehen sei. So denkt man in der englischen Arbeiterschaft, die doch nichts weniger als der eigentliche Sitz des Chauvinismus ist! Das ist eine neue Beleuchtung der Hoffnungen, mit England zu einer Verständigung zu gelangen, ehe eine durchschlagende militärische Entscheidung gefallen ist. In der deutschen Arbeiterschaft, soweit sie unter sozialdemokratischem, namentlich linkssozialdemokratischem Einfluß steht, sollte diese Haltung der englischen Gewerkschaftler zu denken geben. Aber der „Vorwärts“ findet Beruhigung bei dem einen Drittel der Kongreßmitglieder, das für die amerikanische Anregung gestimmt hat, und sieht darin ein untrügliches Zeichen dafür, „daß auch (!) in den englischen Gewerkschaften die Opposition gegen die ‚Durchhalter‘ auf dem Marsche ist“. Wenn die Erörterungen in der englischen Presse den Eindruck erwecken konnten, daß die Ernährungsfrage und die hohen Preise für die täglichen Lebensbedürfnisse in England neuerdings eine stärkere politische Bedeutung gewonnen haben, so zeigt der Beschluß des Gewerkschaftskongresses, wie auch die Tatsache, daß wohl noch andere Arbeiterfragen, die Teuerungsfrage anscheinend aber kaum auf ihm verhandelt wurde, daß wir die Bedeutung dieser Frage auf die Masse der Konsumenten vorläufig nicht allzu hoch einschätzen dürfen. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß die durchschnittliche Erhöhung der Kleinhandelspreise für Nahrungsmittel seit Kriegsbeginn in der Augustnummer der „Board of Trade Labour Gazette“ auf nur 60 v. H., und die durchschnittliche Verteuerung der gesamten Lebenskosten auf nur 40—45 v. H. berechnet wird. Inzwischen — die Berechnungen gehen wohl nur bis Anfang August — mag ja eine stärker fühlbare Verschärfung eingetreten sein. Immerhin haben die jetzigen englischen Nöte für uns nur die Bedeutung von Fingerzeigen dafür, in welcher Richtung gewisse Hoffnungen für uns liegen.

*

Deutsche Diplomatie

Im „Vorwärts“ zu lesen:

Die deutsche Auslandspolitik war früher von den Verhandlungen des Reichstages so gut wie ausgeschlossen. Der jeweilige Staatssekretär gab in der Budgetkommission einige mehr oder weniger inhaltlose „Aufklärungen“, einige untergeordnete Wünsche wurden geäußert, und damit war in der Regel die Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes beendet. Ein Umschwung trat erst ein nach der Marokkoaffäre und der anschließenden Algeciraskonferenz. Immer deutlicher forderte der Reichstag eine Reform des diplomatischen Dienstes, die schließlich zugesagt wurde, aber bei Ausbruch des Krieges noch keinerlei greifbare Resultate gezeitigt hatte. Soviel steht fest: unter den politischen Parteien Deutschlands herrscht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß der diplomatische Dienst des Reiches dringend einer Reform bedarf. Das Eingreifen Rumäniens in den Weltkrieg gibt nun der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ Anlaß zu folgenden Bemerkungen:

„Die deutsche Diplomatie feiert wieder ein Leichenbegängnis erster Klasse. Das wievielte? Wir wollen's nicht nachzählen, es sind zuviel. Lichnowsky in London machte

den Anfang, hielt Grey, den passionierten Angler, für den zweiten Parsival, den ‚reinen Toren'. Italien war die Steigerung, die ‚einwandfreie neutrale' Haltung dieses lieblichen Bundesgenossen war selbst nach dem unübersteigbaren Treubruch am 1. August 1914 ein offiziöses geflügeltes Wort. Über den Treubruch Rumäniens schwieg man, und der bisherige Gesandte in Bukarest hat sich redliche Mühe gegeben, begangene Fehler wieder gutzumachen. Aber was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Man hatte, trotz Kiderlen, vor dem Kriege so gut wie alles versäumt....

Es ist ja sehr schön, moralisch einwandfrei dazustehen, aber die Tugend ist kein politischer Begriff. Wenn ein ehrlicher Mensch unter lauter Spitzbuben moralische Vorträge hält, so macht er sich lächerlich. ..."

*

So kommt man auf den Hund

Unsere allerneueste Gemeinheit war das friedliche deutsche Handels-Unterseeboot, vertreten durch die „Deutschland". Aber wir haben unsere Gemeinheit schon wieder einmal übertroffen, und das — will viel sagen! — „De Nieuwe Courant" erzählt:

„In den ‚Times' vom 27. Juli konnte man unter der Überschrift ‚Ein U-Boot durch die Niederländer beschlagnahmt' einen unfreiwilligen Scherz lesen. Der Amsterdamer Reuter-Korrespondent hatte gemeldet, es sei ein deutsches Tauchboot von den Holländern in Beschlag genommen worden, als es im Begriffe stand, Waren über die Maas zu bringen. Ein Tauchboot, um Waren über die Maas zu bringen? fragt der ‚Nieuwe Courant'. Es muß mit den geographischen Kenntnissen des City-Blattes ungemein schlecht bestellt sein, setzt er hinzu. ‚Wir haben uns die Mühe gegeben, die in dem Reutertelegramm angeführte Nummer des ‚Telegraaf' vom 6. Juli nachzulesen und fanden, daß sich die Sache ganz anders verhält. Es handelt sich dort um eine Korrespondenz aus Venrey, in welcher allerdings von einem Tauchboote die Rede ist, und die wiederum auf eine voraufgegangene Meldung verweist. Letztere befindet sich in der Nummer vom 22. Juli des ‚Telegraaf' und bespricht einen neuen Schmugglertrick. Ein Fischer aus Heyen hatte ein unter Wasser liegendes Boot entdeckt, das, wie aus der Untersuchung hervorging, Schmuggler durch einen zu diesem Zwecke abgerichteten Hund über die Maas ziehen ließen. Dieses Boot verfrachtete geschmuggelte Waren, die nach Deutschland gebracht werden sollten. Am 25. Juli machte der Venrey-Korrespondent die Mitteilung, es sei ein zweites ‚Tauchboot' derselben Gattung aufgefunden worden. Die Folge war, daß am nächsten Tage Reuter der Welt die aufregende Kunde von dem deutschen Tauchboot machte, das die Maas mit Waren an Bord unter Wasser durchschwimme und die ‚Times' setzten eine sensationelle Überschrift über diese Meldung."

Die Sache läßt sich noch anders ansehen: Der arme hungrige Hund, der ein deutsches „Tauchboot" mit geschmuggelten Waren für das hungrige deutsche Volk über die Maas ziehen muß.

Es kommt ja immer darauf an, wie man dergleichen auf sich wirken läßt. Der eine nimmt's als heiteren Blödsinn, das ist es ja auch tatsächlich. Der andere nimmt's symbolisch.

Ich möchte aber meinen, daß die apokalyptischen Reiter heute nicht mehr nur symbolische sind. Gr.

*

Friedenswerbungen im Feldheere

Das „Laubaner Tageblatt" veröffentlicht folgenden Feldpostbrief:

Kohlfurt, 20. August 1916.

An die Redaktion der „Görlitzer Volkszeitung" Görlitz.

Auf der Durchreise vom Reservelazarett 5 Stuttgart nach der Ostfront bekam ich ein Blatt Ihrer Zeitung zu lesen mit der Aufforderung zu Unterschriften für den Frieden. Ich lege Ihnen nun die Frage vor: „Hat es dem Vaterlande noch nicht Leben und Blut genug gekostet in

diesem Kriege? Wissen Sie noch nicht, wie jedes solche Wort vom Auslande ausgelegt wird? Wer muß diesen verfluchten Quatsch bezahlen?" — Doch nur wir an der Front mit unserem Blut und Leben. Lesen Sie einmal ein feindliches Blatt, dann werden Sie sich sehr bald von der Auffassung unserer Gegner überzeugen. Ich wünschte Ihnen weiter nichts, als einmal so einen feindlichen Angriff mit allem, was drum und dran ist, mitzumachen. Da würde Ihnen das Friedensgequassel bald vergehen. Wie glauben Sie denn, daß der von Ihnen vorgeschlagene Frieden aussehen kann? Bei uns an der Front heißt es kurz: „Erst kämpfen und siegen!" Bis dahin aber den Schnabel halten.

Ein Feldgrauer,
welcher für sein Vaterland kämpft.

Die sog. „Görlitzer Volkszeitung" erhält hier — bemerkt die „Deut. Tageszeitg." — die richtige Antwort auf ihre Aufforderung zu Unterschriften für den Frieden. Warum wurde dieser Brief eigentlich nicht in der „Görlitzer Volkszeitung" bekanntgegeben, für die er doch bestimmt war? Er wurde dort wohl ganz richtig als „ungeeignet" befunden. Dieser Brief ist übrigens auch ein bemerkenswertes Zeugnis für die verderbliche Friedensagitation in der Feldarmee, wo sie bei schwachen Charakteren außerordentlich gefährliche Folgen haben kann.

*

Wie ist es möglich?

Ein kräftig Sprüchlein sagt die „Wacht", das Blatt der katholischen Jugendvereine, den „Lumpen" von Kriegswucherern:

„Wie ist es möglich? Freilich nicht, daß es solche Lumpen überhaupt gibt — elende Judasseelen wird es immer geben —, nein, daß solches Gesindel ungestört seinem ganz ordinären Erwerb, oder besser Taschendiebstahl, nachgehen kann. Auf der Bühne des Weltgeschehens schauen wir staunenden Auges das Größte und Heiligste, das je unsere Seele berührte und ergriff. Hinter den Kulissen aber hören wir die bekannten Silberlinge klirren, um die eine alte, schmutzige Judasgesinnung sich am eigenen Volke vergreift. Wo ist der Strick, der solchen Schurken das Handwerk legt! Für das Vaterland und sein wahres Heil Opfer zu bringen und Entbehrungen zu tragen, ist Ehre und Dankbarkeitspflicht für jeden guten Deutschen, aber für dieses schuftige Gesindel auch nur einen Pfennig zu opfern oder sich einen Bissen abzuziehen, hält jeder ebenso für ein Verbrechen am Wohle seines Landes. Der Feind hat wenigstens eine Entschuldigung. Er glaubt im Interesse und zum Wohle seines Volkes zu handeln und tut das im Wahn und Rausch überschäumenden Hasses. Aber die Scharrer und Würger handeln mit der eisigkalten Ruhe berechnender Selbstsucht. Wehe, wenn die heimkehrenden Krieger Rechenschaft fordern! Und sie haben ein Recht darauf, über jede Art von Hinterlist und Heimtücke zu Gericht zu sitzen, womit man ihre hohe Gesinnung und ihren heiligen Opfermut beschmutzte...."

*

„Du gutmütiges Schaf!"

„Die gewaltige Zeit, in der wir leben, schüttelt die Großen und die Kleinen. Wenn Orkane wehen, fühlen auch die niedrigsten Sträucher, daß es Winde gibt. Diese gewaltige Zeit berechtigt jeden ehrlichen Mann, zu reden und zu warnen und zu zeigen, woher die Donnerwetter ziehen. Fest ins Auge blicken sollen wir der großen Zeit, damit wir uns zu ihrer Höhe erheben und ihren heiligen Willen vollbringen. Sie wird stoßen den, der sich nicht rühren will; sie wird zerstoßen den, der gegen sie anrennen will. Es ist eine wunderbare Zeit, worin wir geboren sind. Wenige Menschen sind besonnen und kraftvoll; die meisten, auch viele gute, gehen in neblichter Irre umher.

Es werden aufstehen solche, die unter schönen Scheinen von Gerechtigkeit und Milde, unter schönen Namen von deutscher Treue und Sitte dich wieder in das alte Elend hineinlocken und hinein-

Digitized by Google

gaukeln wollen; die dir mit den heiligen Worten Milde, Menschlichkeit, Christlichkeit das stolze Herz brechen wollen, daß du lieber dienest als herrschest. Siehe, solche sind unter scheinbaren Vorwänden Aussäer der Zwietracht und Lähmer deines Zornes und deiner Macht. Auch wird deine alte Pest nicht fehlen, deutsches Volk, jenes kakelnde und schnatternde Geschlecht der Vielseitigen. Kaum wird dein Schwert rot sein von dem Blute deiner Peiniger, so werden sie Mäßigung, Mäßigung! schreien und dir mit Halbheit und Jämmerlichkeit die Seele füllen wollen. Wehe dir, wenn du das geringste glaubst von dem, was diese predigen, und dreimal wehe dir, wenn du kleinmütig ablässest von dem Kampf, ehe er durchgestritten ist! Ergreife das Glück, welches Gott dir geben will; ergreife die neue Zeit, aber die neue deutsche Zeit und nicht die neue französische Zeit!

Du gutmütiges Schaf hörst dich von den eitlen und übermütigen Fremden jeden Tag dummes deutsches Vieh nennen und meinst, sie rühmen die Tugend der Sanftmut und Geduld an dir! Wahrlich, ich sage dir, zu lange, zu lange wandelst du in diesem Irrtum. Auf, ermanne dich! Fasse dir eine deutsche und männliche Zuversicht und sieh über das Kleine hinweg, und du wirst Großes gewinnen!"

So — Ernst Moritz Arndt in seinem „Geist der Zeit". 1814 —!

*

An den Presse-Pranger!

Unter dieser Überschrift liest man in der „Kreuzzeitung":

Das Oberkommando in den Marken hat dieser Tage durch die Presse Name und Wohnung einer Reihe ehrvergessener Frauen in Groß-Berlin veröffentlichen lassen, die in schamloser Weise ihre nationale Würde fremden Kriegsgefangenen gegenüber in den Staub zogen. Einmütig brachten die Zeitungen die Notiz unter der Stichmarke: „An den Pranger!" und jeder Wohlgesinnte wird es der Behörde und den Blättern Dank wissen, daß vor aller Öffentlichkeit solch Weibervolk gekennzeichnet wird, das die vaterländische und die eigene Ehre so schmählich vergißt. Auch besteht die Hoffnung, daß durch solch An-den-Pranger-stellen unserer Tage das Gift derartiger Entsittlichung nicht weiter um sich frißt. Damit, daß die Organe der öffentlichen Meinung diesen Justizdienst besorgen, machen sie sich um das Wohl der Allgemeinheit wohlverdient.

Wie aber nun, wenn in dieser ernstesten und verantwortungsreichsten Zeit unseres Vaterlandes bestimmte Organe der Presse, die noch dazu gemeinhin im Kleide der Wohlanständigkeit zu wandeln pflegen, öffentlich das Anstandsgefühl weitester Kreise beleidigen? Da bleibt nichts anderes übrig, als sie an den Presse-Pranger zu stellen!

In der „B. Z. am Mittag", Nr. 12 vom Sonntag, den 27. August 1916, befindet sich in der Abteilung „Kleines Feuilleton" unter der Stichmarke: „Wenn die Nacht beginnt ..." folgendes entartete Produkt:

„Unter dem Metropoltheatertitel: ‚Wenn die Nacht beginnt ...' hat O. A. Alberts eine Reihe von 12 amüsanten Bildern über Tauentzienbummel, Stoffersparnis, Butterpolonaise und Automangel vereinigt, die Rudolf Nelson in der ihm eigenen flüssigen, melodiösen Weise vertont hat. Erstaufführung in Nelsons Künstlerspielen am Kurfürstendamm vor überfüllten Sekttischen. Auf der geschickt hergerichteten Bühne eine Reihe liebenswürdiger Darstellerinnen, die in bester Laune ihre Lieder singen und ihre Beine schwingen. Allen voran Betty Darmand, die ehemalige Commère der Behrenstraße, die hier auch ihren früheren Partner, den unverwüstlichen Martin Kettner, wiedergefunden hat. Dann die originelle Käte Erlholz als „veronale Berta", Trude Troll, die hübscher ist, je weniger sie anhat — und sie ist zuweilen sehr hübsch! — und Mia Werber mit einigen vorzüglichen Liedervorträgen. Von den Herren fällt neben Kettner, der sich von Robert Steidl den grauen Hut geborgt hat, Erich Schönfelder auf, der in jeder Type — so besonders als Eierkäufer mit dem Kohlkopf in der

Digitized by Google

Markttasche oder als Kaulquappe mit gewürfelten Hosen — seinen Mann stellt. In der Garderobe summte man schon etwas von der ‚beginnenden Nacht‘, und das ist immer der zuverlässigste Erfolgbarometer.“

Hier bleibt nichts anderes übrig, als dafür zu sorgen, daß der Sturm öffentlicher Empörung solche niedrigen Machwerke wegfegt! Das anständige Berlin weiß sich außer Gemeinschaft mit einem derart perversen Publikum „vor überfüllten Sekttischen“, während draußen Tausende und aber Tausende unserer edelsten Männer und Jünglinge auch für diese ... Sorte ihr Blut verspritzen sollen, und ungezählte edle Frauen und Jungfrauen den Ehrennamen der „germanischen Heldin“ neu bewahrheiten. Die Presse aber rückt überwiegend — dessen sind wir gewiß! — mit einem laut vernehmlichen Ruck von solcher Schmiererei ab, die vor In- und Ausland unser gesundes Volksempfinden weit ekelhafter beschmutzt, als es ein einzelnes ehrvergessenes Frauenzimmer je zu tun vermag. Ihr bleibt in solchem Fall nur die traurige Pflicht übrig, auch ein sonst kollegial behandeltes Blatt an den Presse-Pranger zu stellen!

*

Wirtschaft!

Mit welchen Gefahren die scham- und schrankenlose Preistreiberei und Wucherei unser Volk bedroht, wird von den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ aufgezeigt. Es kann gar nicht scharf genug ins Licht gerückt werden:

Zurzeit ist der Staat der größte Auftraggeber. Er bewilligt mit vornehmer Gebärde die Riesenpreise, die die bestaunten Riesengewinne ermöglichen. In den ersten Monaten des Krieges befand er sich vielleicht in einer Notlage. Er mußte froh sein, alle Bedürfnisse rasch eindecken zu können. Inzwischen war aber Zeit und Gelegenheit genug zur Organisation. Heute ist es die Pflicht der Verantwortlichen, mit Kaufleuten kaufmännisch zu verkehren. Heute sollten krasse Überforderungen, die zu ganz unerhörten, ganz unzulässigen Profiten führen, nicht mehr geduldet werden. Wir mißgönnen der Industrie und dem Handel größere Gewinne als in normalen Zeiten nicht grundsätzlich. Wir wünschen sogar, alle seine Glieder könnten an dem rinnenden Segen von oben teilnehmen. Aber die Kirche muß im Dorf bleiben, jedes Erträgnis in vernünftigen Grenzen. Auf beiden Seiten hat man zu erwägen, daß öffentliche Gelder verausgabt werden und daß eine Steigerung der Kriegskosten ins Blaue hinein die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung übermäßig belastet. Es ist zu früh für eine Kritik der Einzelheiten. Auch begehrt niemand nach Sensationen. Nur im Interesse gesunder Wirtschaftspolitik und unserer Volkssittlichkeit ist es nötig, dem schrankenlosen Geldverdienen einen Riegel vorzuschieben. Je höhere Preise die Behörden bewilligen, desto höhere Preise hat selbstverständlich auch der bürgerliche Käufer zu zahlen. Die Industrie wäre ja töricht, wenn sie in keinem Fall eine Ausnahme machen wollte. So diktiert also der Staat den Preisstand. Fahren seine Beamten fort den Kriegslieferanten Gewinne wie bisher zu ermöglichen, so verteuern sie dadurch die Lebenshaltung des ganzen Volkes, schaden ihm also doppelt. Auch die Kriegsbereitschaft der Nation, der freudige Entschluß zum Durchhalten leidet, wenn ohne Not und ohne Unterlaß Waren und Lebensmittel verteuert werden. Und wem kann man's ernsthaft verargen, wenn ihn die allgemeine, bedenkenlose Preistreiberei die unangebrachten, leicht zu begrenzenden Bombengewinne einzelner dazu anspornen, nun auch sein Schäfchen ins Trockene zu bringen! Die deutsche Seele leidet Gefahr. Um der Raffsucht nie dagewesene Triumphe zu verschaffen, dazu steht dieser Krieg uns zu hoch, und das sittliche Empfinden der Nation soll sie uns nicht zugrunde richten.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

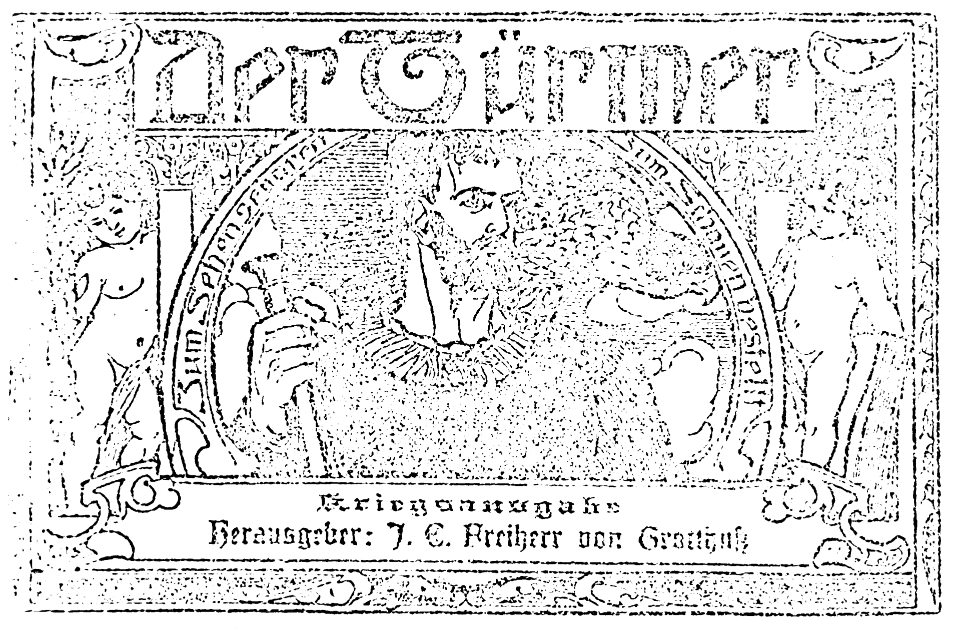
Digitized by Google



Chor der Mädchen (Aus dem „Totentanz“) Hans Meyer

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Zweites Oktoberheft 1916 Heft 2

Der Krieg nach dem Kriege

Von Submarinus

Der Boykottverband soll also Ernst werden. Wir hielten ihn für eine weitere englische Ausnutzung des Krieges, um den Vasallen die händlerischen Schlingen enger um den Hals zu legen, ihnen für englische Waren künftig die Preise nach Englands Belieben hochschrauben. Wir hielten ihn auch für Drohung, Bluff, Hetzerei, alles mögliche. Meinten nur nicht, daß das vereinbar mit Friedensschlüssen sei, wähnten so, daß das eine notwendig das andere aufheben müsse. So sind wir nur alle Stümper. Auch die, die die Blindheit ihrer Landsleute hageldick nachweisen. Wir hängen alle in Paragraphen, Völkerrecht, Präzedenzfällen, Anstandsbegriffen, Vertrauensseligkeiten, Verständigungsgründen.

Solange die „Alliierten“ nur auf ihren Konferenzen handelspolitische Zukunftsmusik berieten, konnte man es so auslegen: Da England sieht, daß es den Krieg nicht gewinnt, will es wenigstens so zu guter Stunde vorbauen gegenüber dem Zuwachs Deutschlands an technischem, industriellem, allgemeinem Ansehen und an materieller Machtstellung. Ist es mit Antwerpen nichts, bleibt dafür England in Calais, Athen, Lissabon. Haust du meinen Juden, hau' ich drei andere dafür, dies Muster auf das Merkantile übertragen. Doch auf diesem Gebiete würden das — so dachten wir — diplomatische Spinnengewebe bleiben, die gegenüber dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte nicht halten können. Die [illegible]

Digitized by Google



[illegible] der [illegible] Hans Meyer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Zweites Oktoberheft 1916 Heft 2

Der Krieg nach dem Kriege

Von Submarinus

Der Boykottverband soll also Ernst werden. Wir hielten ihn für eine weitere englische Ausnutzung des Krieges, um den Vasallen die händlerischen Schlingen enger um den Hals zu legen, ihnen für englische Waren künftig die Preise nach Englands Belieben hochzuschrauben. Wir hielten ihn auch für Drohung, Bluff, Hetzerei, alles mögliche, meinten nur nicht, daß das vereinbar mit Friedensschlüssen sei, wähnten so, daß das eine notwendig das andere aufheben müsse. So sind wir nur alle Stümper, auch die, die die Blindheit ihrer Landsleute hageldick nachweisen. Wir hängen alle in Paragraphen, Völkerrecht, Präzedenzfällen, Anstandsbegriffen, Vertrauensseligkeiten, Verständigungsgründen.

Solange die „Alliierten“ nur auf ihren Konferenzen handelspolitische Zukunftsmusik berieten, konnte man es so auslegen: Da England sieht, daß es den Krieg nicht gewinnt, will es wenigstens so zu guter Stunde vorbauen gegenüber dem Zuwachs Deutschlands an technischem, industriellem, allgemeinem Ansehen und an materieller Machtstellung. Ist es mit Antwerpen nichts, bleibt dafür England in Calais, Athen, Lissabon, haust du meinen Juden, hau' ich drei andere dafür, dies Muster auf das Merkantile übertragen. Doch auf diesem Gebiete würden das — so dachten wir — diplomatische Spinnengewebe bleiben, die gegenüber dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte nicht halten können. Die Sache

sieht aber anders aus, seit England auch diese Freiheit zerstört, die die deutsche Theoretik, die Sonderung des Machtpolitischen vom Handelspolitischen, für eine selbstbedingte hielt; seit England seinen politischen Drakonismus auch für einen imperialistischen Wirtschaftsbau verwendet, der weder ein Luftschloß ist noch ein Spinnengewebe aus Abmachungen, die nur in der psychischen Erregung williges Entgegenkommen finden. Der Krieg nach dem Kriege hat schon jetzt begonnen. Die Einfügung in diesen zweiten Imperialismus arbeitet in Rio und Santos nicht zielentschlossener als in Bern. Es war nicht die gewöhnliche Kindsköpfigkeit der Pariser Zeitungen, als sie nach der tyrannisch schroffen Abweisung der Milderungen, die die benötete Schweiz durch die Pariser Unterhandlungen mit England-Frankreich zu erlangen suchte, ihr höhnend nachriefen, daß ihre berühmte Neutralität sich wohl einbilde, eine zweiseitige, auch nach Deutschland, bleiben zu können! Die von der Entente überwachten Einfuhrtruste der Neutralen waren noch für den ersten Krieg gestaltet gewesen. Der zweite duldet keine Halbheiten und Neutralitäten mehr.

Auch der Verfasser dieser Zeilen war des Wahnes, die englische Klugheit werde nach ihrem enttäuschten Versuch, Deutschland durch die Ententewaffen niederzuwerfen, mit dem statt dessen nun machtvermehrten Deutschland, einem in Willen und Klugheit gemündigten, nicht länger zu düpierenden und nicht länger angreifbaren, in ein vernunftmäßiges, beiderseitig nützliches Verhältnis treten können. Es werde die Hoffnung aufgeben müssen, Deutschland noch durch die unmittelbare Besiegung seiner Kräfte zur Strecke zu bringen oder durch die mittelbare Niederbindung seiner Energien mittels deutscher selbstmörderischer Parteidoktrinen. O nein, England gibt kein letztes Ziel auf. Seine Vernunft ist zäher, beharrlicher, standhafter, als daß sie auf eine so bald anpaßliche Weise einsichtig wird. Es heißt sein Rückgrat beleidigen, wenn man es nach dem von foreigners mißt. Seine Klugheit ist nicht zehnmal, sie ist hundertmal, tausendmal härter und dabei beweglicher, aktiver, gedankenfrischer als die kontinentale. Germania delenda. Es geht ums Ganze, geht um die „Existenz", wie die Stolzen wörtlich die Lebensgewöhnung ihres Völkervorrangs nennen. Nichts von Vertrag, Verständigung; das knirschende „Nieder die Deutschen!" in den Zähnen, bringt das Herrenvolk der Insel, das sonst seine Schachfiguren, fremde und irische, kanadische kämpfen ließ, nun selber dem Kriegsgott die blutigsten Opfer, fielen zu einer drittel Million seine verwöhnten Jünglinge und Männer in den erfolgarmen Tagen an der Somme. England haßt Deutschland nicht in dem verblendeten Sinne der Franzosen, es nimmt dagegen als natürlich an, daß die Deutschen es jetzt hassen müssen, daß sie nicht ruhen können, bis sie das ihnen Zugedachte vergolten haben. Und bis sie die volle Unabhängigkeit von England haben. Drum legt auch England den Verständigern, Versöhnern, den mit Einräumungen, Kolonien, Verträgen Zufriedenen keinen wirklichen Wert bei, die in Deutschland arbeiten und von so sehr viel des redlichen deutschen Vertrauens, daß man sich darauf dann gefahrlos verlassen könne, geleitet sind. Es wartet nicht ab, was diese zustande bringen, weil es nach seiner umgekehrten Naivität hier nur Unmöglichkeiten sieht. Zwei geschiedene Denkwelten, die sich keine in die andere versetzen. Für England gibt es keine Welt zu teilen, gibt es kein Leben zu zweien, keinen

Digitized by Google

noch so großen Vorteil, den ihm dabei Deutschland läßt und gönnt. Es gibt nur, daß der Mitbegehrende, Aufstrebende vernichtet wird, vom Aufgebot der ganzen Welt, Verbündete, Neutrale, Willige, Gezwungene, erdrückt, zum Verzappeln gebracht, erdrosselt, stillgestellt, vernichtet. Im Krieg, nach dem Krieg, bis ans Ende.

Das kann freilich nicht ohne Hemmnisse, die zu überwinden sind, geschehen. Da sind die besonderen Industrie- und Finanzinteressen, die in der Politik des Sir John Simon zusammenlaufen, verstärkt durch Prinzipienleute des Freihandels und durch Arbeitergruppen, die schlechtweg den billigsten Markt haben wollen. Das nationale Element ist aber in der geschichtlichen Erziehung der englischen Volksgesamtheit sieghafter, vollends wenn es so innerlichst befriedigend die Verheißung, Deutschland wird kaltgemacht, nahesieht. Die Northcliffe-Presse, die das Wort German nicht mehr, nur noch Hun kennt, hat schon weit Schwierigeres durchgepeitscht, so z. B. die Wehrpflicht, und ist aus der Machtprobe abermals stärker, erfolg- und gewinnvermehrt, hervorgegangen. — Ähnlich steht es mit den Handelsinteressen der Dominions; der nationale Wille ist stärker, das weitere wird eingerenkt, die Losung gegen die Deutschen ist der wirksamste Hebel, um die Kolonien, wie noch nie, in den allenglischen Gedanken zu wenden und zu zwingen. Nachdem jahrzehntelang die deutschen Berechnungsoptimisten die Lossagung der Dominions vom Mutterland, deren Verselbständigung nach dem Muster der mit Deutschland „befreundeten" Vereinigten Staaten prophezeiten.

Gegen die Neutralen, soweit sie nicht schon selbstwillige Helfer sind, soll der Kriegszustand, die Geltendmachung der Kriegsnotwendigkeiten nach dem Frieden weiterdauern.

England, zumal als Mitgebieter über die Entente, hat zahlreiche Gewalt- und Schreckmittel wider sie in seiner Hand. Sie brauchen Kohlen oder andere Bodenschätze und tropische Naturerzeugnisse, man wird sie davon absperren, wenn sie zögern, gemeinsame Sache zu machen. Die Länder und Satrapien der Alliierten umfassen den größten Teil des Erdplaneten. Der Verkehr und die Schiffahrt der Neutralen sollen der Durchsuchung nach dem Kriege unterworfen bleiben, wie ihnen schon angekündigt ist. Sie werden Deutschland nichts zuführen dürfen, und sie werden gezwungen bleiben, den gleichen Druck auf Deutschlands Verbündete, solange sie es sind, zu üben. Sie werden an England gewisse Erzeugnisse der Mittelmächte liefern müssen, wie u. a. Zink aus Rheinland und Belgien und die vielgenannten Farbstoffe. Im übrigen ist geplant, mit einer wirklichen nachhaltigen Gründlichkeit und natürlich auch rechtlichen Unbekümmertheit die chemischen deutschen Überlegenheiten in England einzuholen, wobei man auch auf die vielen in Deutschland studierten Japaner, und nicht nur diese, rechnet.

Auch Professor Gustav Schmoller hat kürzlich von einem friedlichen, harmonischen Verhältnis Englands gegenüber Deutschland geschrieben, das seiner realpolitischen Klugheit entsprechen werde. Man kann letztere sehr hoch bewerten und sie doch noch unterschätzen und dadurch falsch berechnen. In ihr ist eine unbeugsame Triebfeder, die der englische Nationalcharakter ist, diese Legierung aus Niedersachsenfestigkeit — denn die Angelsachsen sind vor 1500 Jahren eingewanderte Niederdeutsche aus dem „nassen Dreieck" — mit normännischer listiger, roher,

Digitized by Google

schonungsloser Härte, geübt und mit allen rechtlosen Mitteln vertraut gemacht durch eine mehrhundertjährige, mit dem Bukaniertum und dem Menschenhandel der gefeierten Francis Drake usw. beginnende Weltunterjochungsgeschichte. Die Worte des hochgeschätzten Schmoller lassen vermuten, daß über Englands sehr reale Absichten und Maßnahmen nicht genügende Nachrichten in Deutschland bekanntwerden, oder zu einseitige, die die Vorstellung von seinen Vergeblichkeitsgefühlen, seinen Zeppelinängsten, Unterseebootängsten, von seinem Einlenken aus Einsichten nähren. Das läßt dann den im Auslande Lebenden und um sich Blickenden leicht als einen Hineinredner in die deutsche Erörterung erscheinen, wenn seine Ansicht die ist, Deutschland würde das wenigst Kluge tun, indem es den geringsten Teil seiner gewonnenen realen Machterstreckung angesichts der ihm zugedachten Lage aus der Hand ließe, um so sich einige nebensächliche Widerstände und Schwierigkeiten zu ersparen. Oder indem es durch solche verhängnisschwere Verzichte Englands Abstandnahme von seiner Hartnäckigkeit erkaufen wollte — um später die Masken mit bitterer Bereuung fallen zu sehen. Deutschland sollte sich auf alles andere eher verlassen als auf eine künftige Durchkreuzung der altüberlegenen und unerbittlichen englischen Diplomatie durch die seinige. Ist diese zu einer aktiveren Wendung entschlossen, so wäre es die geeignetste, aber auch die höchste, letzte Zeit, sie an der Solidarität der wirklichen Neutralen einzusetzen, die der englischen Vergewaltigung gegenüberstehen. Und Deutschland sollte der klareren Folgerung aus der Tatsache fähig sein, daß Englands Tyrannisierung der Neutralen schon jetzt daran ist, ihnen vor allen Dingen die Zufuhr von Rohstoffen nach Deutschland auch nach dem Kriege zu verbieten. Daß etliche da meinen können, die Rohstoffe zu gewinnen aus von England eingeräumten deutschen Kolonien oder solche Kolonien länger, als bis sie schön musterhaft aufgeschlossen sind, behalten zu sollen, ist eine Unbegreiflichkeit. Wahrhaft, es ist doch immer die Offenheit Englands, die Deutschlands beste Vorsehung spielt. Ohne sie möchte Deutschland doch noch dahingleiten, früher oder später, zu dem besiegten, verkleinerten, um die schätzereichsten Grenzländer beschnittenen Kleinbürger- und Bauernstaate zu werden, — was ihm zwar unter Umständen eine langlebige, genügsam sittliche Gesundheit geben kann, aber in dieser Form doch wohl nicht der Wunsch seiner bedeutenden und nationalgesinnten Volkswirtschaftler ist.



Soldatengrab · Von Thilo Kieser

Mitten im Feld
Ein verlassenes Grab, —
Warst du ein Held,
Dem die Stätte man gab?

Ein Kreuz windschief,
Keine Waffe dabei; —
Ob nach dir rief
Einer Sehnsucht Schrei?

Wer du auch bist,
Ob ein Freund oder Feind,
Deine Seele ist
Nun dem Weltgeist vereint.

Ich neid' dir den Tod
Und das Plätzchen allhier, —
Ums Morgenrot
Vielleicht folge ich dir …



Digitized by Google

Das Herz
Von Fritz Müller

Als das Trommelfeuer den dritten Tag um ihn prasselte, hatte sein Musikerherz eine Johann-Sebastian-Bach-Vision. Der Himmel wölbte sich zu einem Dom. Die alte Orgel in der Leipziger Thomaskirche löste sich aus einem Pulvernebel. Johann Sebastian griff in die dünnen gelben Tasten. Die Granaten traten an zu einem Choral. Und mitten aus dem Choral stieg ein Lied, ein silberfarbig Lied. Er lag mit angeschlagenem Gewehr im vordern Graben und horchte angestrengt über den Gewehrschaft weg. Ah, jetzt wurde es ganz deutlich:

Bist du bei mir,
Geh' ich mit Freuden
Zum Sterben und zu meiner Ruh',
Ach, wie vergnügt
Wär' so mein Ende:
Es drückten deine lieben Hände
Mir die getreuen Augen zu.

Er war auf einmal arg dankbar. Daß ihm der alte Bach gerade jetzt mit seinem Lieblingsliede aushalf! Mit dem Liede, das er seiner getreuen Bachin zu Lob und Preis selbst gedichtet hatte. Aus seiner Musik heraus, in seine Musik hinein. Ein gläubig Kind am Meerstrand spielt mit Muscheln. Aus einer rollt ihm eine süße Perle zu. Das Kind war Bach, die Perle war das Lied „Bist du bei mir". Das Lied hub mit geschlossenen Augen an. An einer Stelle in der Mitte schlug es sie auf, groß, strahlend: „Ach, wie vergnügt ..." Was für eine Kraft von diesem Wort ausströmte! Vergnügt, im Sterben noch vergnügt — großer Bach, jetzt weiß ich es, aus welchem Born dein Werk in deine großen Kinderhände rauschte — „Ach, wie ver—"

Eine Granate riß hinter dem „ver" die zweite Silbe fort in die Lüfte. Der Soldat zersprang. Was sterblich an ihm war, verpulverte mit der Silbe „ver". Ein zuckend Herz fiel aus dem Körper in den Sand, hüpfte umher und suchte nach der zweiten, abgerissenen Silbe —

„Ach, wie ver—, ach, wie ver—, ach, wie ver—" ... und fand sie nicht, und fand sie nicht ...

Nun ist es aber ein Gesetz des Herzens: Was ihm beim Sterben abgeschnitten wurde, danach muß es suchen, suchen. Und nicht eher kann es sterben, kann eher nicht zur letzten Ruhe kommen, bis es seinen letzten Gedanken in dieser Welt vollendet hat, bis das abgerissene Ende sich in die verzackte Reißnaht des zurückgebliebenen Trümmerstückes wieder eingefügt hat.

Also wanderte das Herz. Zwischen dem Sturmgelände wanderte es kreuz und quer durch das Kampfgetöse. Einzuwickeln suchten es die Pulvernebel. Aber das zuckende Herz zerteilte sie, also murmelnd: „Ach, wie ver—, ach, wie ver—;

Digitized by Google

wie heißt es doch, wie heißt es doch?“ Der Granatenrauch aber konnte keine Antwort geben.

Da kamen pfeifende Kugeln und wollten es durchlöchern. Sie wußten nicht, daß die Kugel noch nicht gegossen ward, die einem Herzen, welches sucht, den Garaus machen könnte. Und sie waren baß erstaunt, wie ihre mörderische Kraft knapp vor dem zuckenden Herzen in die Knie sank, sich verneigte, in den Staub fiel.

Das Herz aber suchte weiter und kam in die Feindesreihen. Den zielenden Feinden im Graben ward es dunkel vor den Augen:

„Kamerad, vor unserm Graben hüpft was Flammendes entlang, das sieht wie ein — wie ein Herz aus, Kamerad!“

„Ach, wie ver—, ach, wie ver—“, zuckte das Herz fragend alle Flintenläufe entlang. Niemand verstand es. Nur da und dort senkte sich ein Flintenlauf wie grüßend.

Das Herz aber suchte weiter und kam an die deutsche Grenze. Soldaten standen dort auf Wache. Es dämmerte.

„Kamerad, mir ist, als spränge dort immer etwas gegen den Stacheldraht an.“

„Vielleicht ein Frosch, he?“

„Kann ein Frosch denn glühen?“

„Aha, vielleicht ein Feuersalamander — komm, wir wollen näher gehen.“

„Ich kann nicht, ich habe Angst, es sieht wie ein — wie ein Herz aus.“

„Ach was, ich werde mit dem Bajonette danach stechen, komm.“

Aber da tat das suchende Herz einen letzten großen Sprung durch den Stacheldraht in die Heimat hinein. Das Bajonett stach in den zitternden Draht.

„Es ist gar nichts da, es war nur eine Täuschung.“

„Nein, Kamerad, da hängt ein großer roter Tropfen an dem Zinkstachel.“

„Das ist doch nichts Besondres, das bist du doch gewöhnt ...“

„Mir ist so sonderbar zumute, Kamerad.“

„Wie denn?“

„Mir ist, als habe ich irgend was vergessen, etwas Liebes.“

„Deine Braut?“

„Ich weiß nicht.“

„Oder deine Mutter?“

„Ich weiß nicht, ich kann's nicht finden, ich muß suchen, suchen ...“

Sie starrten beide in das Dunkel und wußten nicht, daß, wem immer ein suchendes Herz über den Weg läuft, selbst suchsüchtig werden muß nach etwas Liebem.

Das Herz aber suchte weiter und kam in eine deutsche Stadt. Es hatte geregnet. Die Straßen waren glitschig. Das Herz rutschte aus und fiel in einen Kartoffelkeller. Ein Händler saß darin, sortierte und rechnete nach, wie hoch die Kartoffelpreise noch steigen könnten.

Digitized by Google

„Weißt du vielleicht, wie das Lied weitergeht?“ fragte das Herz.

Der Kartoffelhändler sah gar nicht auf im Rechnen. „Vier Mark zwanzig, vier Mark vierzig, vier Mark sechzig — welches Lied?“

„Eine Zeile beginnt so: ‚Ach, wie ver—‘, aber weiter weiß ich nicht.“

„Ich auch nicht — vier Mark siebzig, vier Mark achtzig, vier Mark neun—“

„Ach, vielleicht kannst du dich doch besinnen?“

Der Händler schaute auf und sah das rote Herz auf den Kellerstufen zucken. „Komisch,“ dachte er, „daß diese Dinger reden können.“ Dann wandte er sich wieder dem Sortieren und dem Rechnen zu: „Vier Mark neunzig — vier Mark fünfundneunzig —“

„Hast du dich besonnen?“ sagte das geduldige Herz.

„Warte mal, ich hörte einst in einem Tingeltangel jemand singen: ‚Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen‘ — vielleicht war es das — Fünf Mark zehn — fünf Mark zwanzig — fünf Mark fünfundzwanzig —“

„Ach nein, das ist es nicht“, sagte das zuckende Herz und hüpfte betrübt die Kellertreppe wieder hinan. Rechnend sah ihm der Händler nach:

„Fünf Mark dreißig — fünf Mark fünfunddreißig — hm, merkwürdig, mir ist, als wenn ich was vergessen hätte — was war es doch? — wie? der Näherin im vierten Stock einen Sack Kartoffeln umsonst vor die Türe stellen? — nein, was einem doch manchmal für blödsinniges Zeug einfällt — fünf Mark und — fünf Mark und? — zum Donner auch, wo bin ich in der Rechnung stehen geblieben? — das dumme Herz hat mich ganz aus dem Geleise gebracht ...“

Das Herz aber suchte weiter und kam an ein Tor, in das viele Menschen strömten. Unbemerkt von diesen ward es mitgerissen. Es kam in einen großen Saal. Dort hielt einer einen Vortrag. Bei jedem dritten Satze donnerte er mit der geballten Faust auf die Kathederleiste. Aber auf einmal überschlug sich die Hand mitten im Donnern und schaute schreckgeöffnet in den Saal.

Dort war in der dritten Reihe ein leerer Stuhl. Nein, leer war er nicht. Etwas Länglichrundes lag darauf, und eine Flamme brannte still und steil hinauf. Und er erkannte, daß es ein Herz war. Er machte in seinem Donnervortrag eine Pause und fragte den Saaldiener:

„Wie kommt das Herz in meinen Vortrag?“

„Ich weiß nicht, Herr Professor“, stotterte der Diener.

„Hat es überhaupt Eintritt bezahlt? Fragen Sie einmal.“

Da drängte sich der Saaldiener in die dritte Reihe und fragte das Herz, ob es eine Eintrittskarte bezahlt habe.

„Nein, ich habe nichts bezahlt“, sagte das Herz.

Darauf rückten sie links und rechts vom Herzen ab. Es saß ganz allein und brannte weiter, still und steil.

„Was wollen Sie dann überhaupt in diesem Vortrag?“ flüsterte der Saaldiener, während der Professor vorzutragen anhub.

„Ich habe etwas vergessen,“ flüsterte das Herz zurück, „etwas Liebes war es, und ich dachte, der Professor könnte es in seinem Vortrag erwähnen — hören Sie, hören Sie, ich glaube, jetzt eben sagt er's.“

Digitized by Google

„Ach, wie ver— vernagelt wären wir," donnerte der Professor am Katheder, „wenn uns dieser Krieg ..."

„Ach nein," flüsterte das suchende Herz traurig, „ach nein, das war es nicht — ich habe mich geirrt — nein, nein, Sie brauchen mich nicht hinauszuwerfen, ich schlüpfe schon von selbst hinaus." Und unter den Bänken hinweg, zwischen harten Stiefeln hindurch huschte es hinaus auf die Straße. Unterm donnernden Katheder aber saßen noch eine Stunde lang die Leute. Und während da droben nach jedem dritten Satz die Fäuste weiter trommelten, mußten sie immer denken: „Was war es doch, was war es doch, was wir vergessen haben ...?"

Aber das Herz suchte weiter und kam in eine Stube. Ein Mädchen saß darin und weinte, weil ihr Liebster gestern mit dem Regiment hinausgezogen war.

„Warum weinst du?" fragte das zuckende Herz.

„Ach, wie ver—lassen bin ich!" schluchzte das Mädchen.

„Nein, das ist es nicht", sagte das Herz.

„Doch, doch, das ist es!" rief das Mädchen fast ärgerlich. „Ich werde doch noch wissen, worum ich mich gräme."

„Hast du auch etwas verloren?"

„Ja, meinen zweiten Teil. Aber ich sehe schon, du hast ihn nicht, gehab' dich wohl!"

Als das Herz hinausgegangen war, trocknete das Mädchen plötzlich seine Tränen. Tapfer ging's an seine Arbeit. Nur von ferne schimmerte ihr Leid herüber: „Mir ist, als habe ich vergessen ..."

Das Herz aber wanderte weiter, immer an den Ufern des verlornen Satzes. Weidenzweige schleiften halb im dunklen Wasser, daß man sie nicht sehen konnte. Und das nimmermüde Herz ging um, ging weiter um.

Es kam in ein Kinderzimmer. Junges Zappelvolk umwimmelte die Mutter. Sie brachte Kartoffeln, Brot und Wasser.

„Milch bekam ich leider keine mehr, Kinder."

„Schon gut, Mutter, wir trinken Wasser."

„Die Henne hat kein Ei für uns gelegt, Kinder."

„Dann wollen wir wenigstens gackern", lärmten die Kinder durcheinander und neckten sich.

„Und Butter hat es keine mehr gegeben, Kinder."

„Wir haben solchen Hunger, Mutter, daß uns das Brot auch so schmeckt."

„Daß ihr mir's so tapfer tragen helft, Kinder, ach, wie — ach, wie —"

„Mutter, Mutter, dort hüpft ein Herz!"

„Ja, ja," sagte die Mutter lächelnd, „es wird das meinige sein, denn ach, wie — wie freu' ich mich, daß ihr so fröhlich und zufrieden bleibt in diesem Krieg!"

Draußen auf dem Gang murmelte das hinausgeschlüpfte Herz: „Schön war es, aber noch nicht ganz, wonach ich suche, suche ..." Drinnen aber in der Küche saß die Mutter sinnend. „Mir ist, als ob ich was vergessen hätte", murmelte sie. Und zum erstenmal, seitdem ihr Mann gefallen war, ging sie ein wenig unbeschwerter durch den Arbeitstag.

Digitized by Google

Das Herz aber wanderte weiter und kam in eine Kirche. So feierlich war's ihm zumute, daß es durch die Kirche schwebte. Jetzt hielt es senkrecht über einem marmorroten Taufstein. Flamme schlug zur Flamme, Blut und Stein rannen ineinander.

„Mutter," sagte ein Kind im Kirchengestühl, „Mutter, sieh, dort über dem Taufstein schwebt etwas, das sieht fast wie — wie ein Herz aus."

„Es ist ein Herz, Kind."

„Aber Herzen sind doch glatt und schön und glänzend, Mutter, während jenes dort bekümmert aussieht und voll Falten ist."

„Ein Herz ist, was ein Mensch ist, Kind: bekümmert und zerpflügt vom Leben. Du mußt jetzt still sein, die Musik beginnt."

Spitzbogig wölbte es sich über der erwartenden Menge. Die alte Orgel löste sich aus dem Kirchendüster. Ein altes Männchen griff in die dünnen gelben Tasten. Die Kinder traten an zu einem Choral. Aber aus der Orgel kamen keine Töne.

Verwirrt war das alte Orgelmännchen zu dem Dirigenten hinübergetrippelt. Er wisse nicht, was mit der Orgel sei, brachte er heraus, sie gebe keinen Ton von sich.

„Dann wollen wir ohne Orgel mit dem kleinen Lied von Bach beginnen," sagte der Dirigent, „vielleicht geht's später doch. — Bscht, Kinder: ‚Bist du bei mir' ..." Aus hundert Kehlen und Kehlchen stieg's hinauf, was der alte Bach seiner getreuen Bachin zu Lob und Preis in die Musik hineingedichtet hatte:

Bist du bei mir,
Geh' ich mit Freuden
Zum Sterben und zu meiner Ruh',
Ach, wie vergnügt
Wär' so mein Ende:
Es drückten deine lieben Hände
Mir die getreuen Augen zu.

„Mutter," flüsterte das Kind im Kirchengestühl, „Mutter, das Herz fliegt auf die Orgel zu — jetzt — jetzt ist es bei der großen Pfeife hineingeschlüpft — schau, schau, Mutter, die Flamme lodert noch heraus — ganz still und steil!"

Das alte Orgelmännchen flog zum Dirigenten: „Die alte Orgel zittert wie — ach, wie vergnügt — ich glaub', jetzt geht sie — bitte, bitte, noch einmal das Lied von Bach!"

Die alte Orgel brauste auf wie ein ferner Schlachtgesang. Unsagbar rührend rang sich das silberfarbige Lied aus ihrem Innern.

Bist du bei mir —

hub es klingend an.

„Mutter," das Herz ist drin bei ihr", flüsterte es im Gestühle unten.

Ach, wie vergnügt
Wär' so mein Ende ...

strömte es in sieghaften Wellen durch die Menschen von dieser Orgel, in deren Herzgrube sich ein erlöstes Soldatenherz zur Ruhe niederließ.

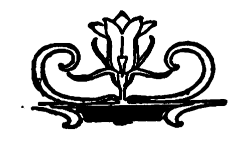

Digitized by Google

Seitdem ist diese Orgel berühmt. Von weither strömen sie, die voller Schmerzen sind, bekümmert und zerpflügt vom Leben, hören dieser Orgel zu voll Andacht, stehen auf und gehen ferner durch ein Leben voller Schmerz und Arbeit — ach, wie vergnügt.



Die zweite Front · Von Reinhold Braun

Brüder, wir von der zweiten Front,
In unserm lieben deutschen Zuhaus,
Wir stehn mit euch und halten aus!
Die paar Kleinlinge und krüppligen Hetzer,
Die paar undeutschen, faden Schwätzer,
Die sich ums Kleinste den Tag zerwimmern,
Die nicht verstehen, ihr Leben zu zimmern,
Stark und aufrecht, und die Not zu zwingen
So ganz mit der Seele, die nicht mehr schwingen
Im großen, eisernen Schwung der Zeit,
Sind nicht unser in ihrer Jämmerlichkeit! —
Doch wir von der zweiten Front:
Mag Himmel und Erde bersten,
Die zweite Front steht fest zu der ersten,
Der großen, die keine Hölle bezwingt,
Und deren Preis an die Sterne klingt!
Brüder, wir wachen, Brüder, wir stehn
Mit euch, und sollt' es noch schlimmer gehn;
Wir schaffen für euch und eure Kraft
Und eure Siegesheldenschaft!
Und schleicht die finsterste Not herein,
Wir werden euch Kameraden sein,
Schwertlos Kämpfende, hell Ringende,
Das Schwere und Schwerste Bezwingende!
Wir haben auf eure Treue gebaut!
Nun sei's, daß ihr unserer Treue vertraut! —
Ihr dort, wir hier: ein einziges Heer! —
Brause an, du Hölle, du zischendes Meer!
Ob die Wasser hoch zum Versinken gehn,
Deutschland wird stehn!



Digitized by Google

Die Ewig-Heiteren

Von Hans von Kahlenberg

Mir begegnete ein Amerikaner, der herumreist, um sich zu belehren, welcherlei Sorte Menschen in dieser schweren Notzeit Europas die Hotelpaläste der Luxuskurorte füllt. Er findet diese Studien äußerst lehrreich: Man sieht, wer Geld hat und wer keins hat, wer am Kriege verdiente und wen er schädigte. Ich gebe Ihnen die Liste — Suvretta-Haus, Engadin Kulm und New-Palace, Bürgenstock, Waldhäuser Vulpera und Flims, Bellevue au Lac — aber prüfen Sie, wo Sie wollen! Mein Schema paßt immer! Sie sind überall die gleichen! — Gewisse Namen, östlich und „ausländisch", ob sie als Ursprung, nach jetzt beliebter Manier, Zürich oder Bern einzeichnen! Zürich oder Bern waren für sie tatsächlich Durchgangsstationen, — sonst kommen sie von weiter her. Aus dem Osten, aus Polen, Galizien, aus Budapest. Diese erstellen den Hauptanteil der Gäste; sie sind wohl, sie sind laut, sie sind gut genährt. Sie kamen mit Sack und Pack, häufig auch mit kräftigen, kerngesunden Söhnen, im besten — beinah hätte ich gesagt Schützengraben-Alter, die in Lausanne oder in Genève studieren; sie sagen nicht Genf, selbst wenn sie in der Vertraulichkeit Deutsch sprechen. Außer Deutsch sprechen aber alle noch eine andere Sprache — polnisch, russisch? Sie essen, sie essen beständig, in den altberühmten Bündner Konditoreien, wo man noch zehnerlei Sorten Gebäck, köstliche mürbe und süße Kuchen bekommt, essen sie, löffeln sie Schlagsahne und Eis. Gerade Sahne, der Rahm, wird mit Betonung, mit besonderer Energie eingenommen, — es gibt so viele Leute, die ihn heutzutage entbehren müssen, hier ist er gelb, dick und fettreich. Fast alle diese Leute geben ihre Nationalität als Österreicher an; Österreich geht es vielleicht soeben nicht gut, Österreich hat Görz verloren und die Russen drängen in Galizien vor, sie lesen hier ihre österreichischen Zeitungen, — — desto besser, — glänzend geht es *ihnen*! Zwischen diese mischen sich heuer auffallend zahlreich Rumänen, einige Griechen und Levantiner, sehr exotisch, schwarze, schwere Augen, schwarze Haare, — trotzdem besteht eine Art Familienähnlichkeit, ob einer sagt, er sei aus Kairo, aus Smyrna oder aus Wien. Erkläre die Ähnlichkeit, wer mag — sie ist vorhanden. Sie besteht sogar, wenn die betreffenden, sehr eleganten Herrschaften mit drei oder vier Schoßhündchen — auch die Hündchen verzehren Sahne und Kuchen, sitzen auf Stühlen während des Konzerts am Afternoon-Teetisch — aus Paris notieren. Monsieur oder Mister, Baron und Ritter, die Familiennamen sind die gleichen, mit dem Klang von Gold und Silber, dem Blumenduft und Edelsteingefunkel darin. Diesen „Franzosen" oder „Amerikanern" fehlt es an nichts, trotz Verdun oder Mexiko oder trotz etwaigem pazifistischen Idealismus. Denn sie lesen Inferno und J'accuse, lesen die Humanité oder Demain. Erstaunlich sprachgewandt alle, wechseln sie die Journale aus wie Blätter des internationalen musikalischen Programms: Es leben die Lustigen! Lakmé, Dollarprinzessin. Das Gebet. (Daneben steht: Valse [?] von Darson.) Oberon — ja auch! Trotz-

Digitized by Google

dem auch, unvermeidlich, „Wagnière“. Um sie walten die klugen, schwarzgekleideten Schweizer Saaltöchter — weniger Kellner als sonst; auch die Schweiz hat ihre waffenfähigen Söhne nötig. Man spendete an einem Tag, am Bundesfeiertag, in einem einzigen solchen vergoldeten und blumengefüllten Vestibül fünftausend Franken für kranke Schweizer Wehrleute. Durch diesen ungeheuerlichsten Luxus einer zwei Jahre währenden Mobilisation gestattet und verbürgt ihnen die Schweiz ja ihren Luxus, zahlt sie diese Affen- und Rattenpinscherchen, zahlt ihre Brillanten und ihre Silberfuchsstolas. Man quittiert gern mit dem Centime für den Tausendfrankschein, und man hat's ja dazu — — in Nisch (ausgerechnet in Nisch!), in Lodz, in Paris, in Sankt Petersburg oder in Neuyork! Vom Luxus des einen Zehntels — vergessen wir nicht! — leben die übrigen neun Zehntel der Welt, darum ist dieser Luxus ein heiliges, ein sakrosanktes Ding. Wehe dem, der in einem feindlichen oder spöttischen Sinn daran rührt! Ist der Zusammenhang wirklich gar nicht herstellbar, wenn man unter der halb gelöffelten Pfirsich in Eis-Creme oder dem zurückgeschobenen Sektglas die Zeitung mit den Worten: Thiaumont, Fleury, Stochod oder Tolmein liegen sieht? Da beschreibt ein Reporter im blumigsten Feuilletonstil die Schlacht an der Somme, die „Schlacht in den Ähren“ — zwischen zertretener Brotfrucht und verwüsteten Gärten, damit man hier im Frieden der Lärchenwälder und des heiter blauen Himmels feines Gebäck und fehllose, aus Seidenhülsen geschälte Primeurs erhält? Und man erhält sie — noch. Immer noch. Wird sie auch im nächsten Kriegssommer und im darauffolgenden erhalten. Wenn man sie zahlen kann.

Engländer und Deutsche, d. h. Deutsche mit deutschen Namen, die beiden großen Gegner, fehlen fast gänzlich unter dem heutigen eleganten Reisepublikum. Ich möchte ebenso annehmen, daß die anwesenden „Franzosen“ nun, zur Zeit der Kreuzzüge etwa, noch nicht in ihren jetzigen „Ahnenschlössern“ in Frankreich residierten. Österreichischer Hochadel, die bekannten, unvermeidlichen russischen großen Namen aus Monte-Carlo und aus Cannes; sogar ein leibhaftiger Fürst, der Prinzgemahl der Niederlande, hielt sich in Pontresina auf! Man sagt, daß die Schweizer, aus Patriotismus, noch nie soviel gereist sind wie in diesem Jahr. Zuzutrauen wäre eine solche praktischste Form der Unterstützung einer einheimischen, schwer leidenden Industrie einem so werktätigen und so vernünftigen Volke. Sie verdiente nur Hochachtung. Die behäbige Gediegenheit von Sankt Gallen, von Zürich, von Basel, der Millionärstadt, ist reichlich vertreten, bildet wohl doch das eigentliche Schwergewicht diesmal. Auch im Land gibt es Leute, die Geld verdienten; man möchte auch einmal unter sich, ohne den Touristenstrom sein, möchte Gast anstatt Wirt sein.

Die Herberge Europas mehr denn je! Das diesjährige Europa, l'Europe qui s'amuse, dürfte meinem neugierigen Amerikaner, wenn er sich einigermaßen auf Rassephysiognomien versteht, eigentümlich homogen erscheinen. Ich denke mir, wenn die Welt untergeht, der letzte, der übrig bliebe, wäre weder der träumende Poet noch der messende Gelehrte, sondern der Jobber, der zwölf Uhr fünfzehn gewettet hätte gegen den anderen, der auf zwölf Uhr setzte. Und diese gewonnene Viertelstunde wäre für den Sieger immer noch ein guter Moment.



Digitized by Google

Die Schrecken des Friedens

Von Erich Schlaikjer

Allerhand pazifistische Gestalten von sehr verdächtigem Aussehen fangen an, sich unter das Volk zu mischen und ihre obskure Weisheit herumzuflüstern. Die Gefahr ist ja längst vorüber! Warum schließen wir keinen Frieden? Die frivolen Kriegsverlängerer handeln aus persönlichem Eigennutz. Wir sind die wahren Volksfreunde. Wir tragen den Friedensvertrag bereits in der Brusttasche. Schließt Frieden um jeden Preis! Ist der Frieden von vornherein auch noch so vergiftet und krank — er ist immer noch besser als der Krieg. Kennt ihr nicht die ungeheuren Schrecken des Kriegs? usw.

Nun soll willig eingeräumt werden, daß die moderne Waffentechnik den Krieg unter Umständen zu einer Hölle macht. Wer nach der Weise erbärmlicher Theaterstücke die moderne Schlacht mit einem jovialen „Immer feste druff" abtun wollte, verdiente als Schriftsteller in der Tat gehenkt zu werden. Der Krieg ist entsetzlich. Er ist sogar noch viel entsetzlicher, als die im allgemeinen klägliche Phantasie der Pazifisten auszusprechen vermag. Die Verlogenheit liegt nur darin, daß der Frieden an sich schon etwas Gutes sei. Ein menschliches Herz, das von schwerer Trauer betroffen wurde, läßt sich das gern einreden, und eben darum sind jene verdächtigen Gestalten so gefährlich. Die Wahrheit aber ist, daß der Frieden so gut seine Schrecken hat wie der Krieg, und daß ein trügerischer und betrügerischer Frieden für unser Land einen Fluch bedeuten würde.

Vor ungefähr vier Jahren machte ich mit zwei Kriminalschutzleuten einen Gang durch das unterirdische Hamburg. Als wir die engen Gassen des Verbrechertums erreichten, befiel meine Seele bereits ein Grausen, an dem ich heute noch trage. Die freie Luft Gottes kam hier niemals hin, und die Sonnenstrahlen erreichten nur, all die schmutzigen menschlichen Ausdünstungen stinken zu lassen. Wenn ich an meinen blütengeschmückten westlichen Vorort dachte, war mir, als sei ich plötzlich in eine Hölle verschlagen. Die entsetzliche Luft setzte sich in Nase und Lunge fest und drückte jede Lebensäußerung herab. Und doch befanden wir uns noch in der freundlichen Oberwelt, im Vorzimmer der Hölle, die Hölle selber lag in des Wortes buchstäblicher Bedeutung unter der Erde.

Wir stiegen in einen der ältesten Verbrecherkeller Hamburgs hinab. Die Hand mußte sich beim Hinuntersteigen an den klebrigen, schmutzigen Mauern festhalten. Dann standen wir in einer Höhle, die von einer dunstigen Petroleumlampe erhellt wurde. Auf einer Art von Podium saßen einige Verbrecher, die eine schreckliche Musik verübten. Der Wirt war ein solider Mann, der 15 Jahre im Zuchthause verbracht hatte. Aus einem nach hinten gelegenen dunklen Raum kroch allerhand menschliches Geschmeiß an uns heran und bettelte um Schnaps. Der Schnaps war hier Inhalt und Blüte des Lebens. Betrunkene Frauenzimmer, die von Verbrechen und Unzucht lebten und in irgendeinem dunklen Winkel auf der nackten Erde wie ein schmutziges Bündel lagen, wurden plötzlich wach. Schnaps! Sie krochen und bettelten, sie schmeichelten und machten unzüchtige

Digitized by Google

Gebärden. Schnaps! Es hätte sich keine menschliche Gemeinheit ersinnen lassen, die hier nicht für Schnaps zu haben gewesen wäre. Man hätte ihnen nach Belieben ins Gesicht speien dürfen, wenn man nur immer Schnaps dafür bezahlt hätte. Einer der verkommenen Männergestalten stellte sich Interessenten zum Geprügeltwerden zur Verfügung. Sie konnten sich nach Gefallen an ihm austoben; nur Schnaps mußten sie dafür zahlen. Was an diesem schauerlichen Orte der Schnaps etwa noch übrig ließ, wurde vom Ungeziefer gefressen. An den kahlen, schmutzigen Wänden waren roh hingeschmierte Szenen aus dem Verbrecherleben zu sehen. Auch der Lustmord und die Lustmörder fanden hier ihre Sänger. Ein Gehenkter, der die Zunge herausstreckte, ist mir besonders in der Erinnerung haften geblieben.

Weiter! Wir krochen wieder die Treppe empor und kamen in eine große Destillation. Der Lumpenhund von einem Besitzer war in seinem Schandgewerbe zu einem schwerreichen Mann geworden und schmückte in einer vornehmen Sommerfrische als Villenbesitzer den abgelaufenen Frieden. Da er als Produzent den Zwischenhandel ausschaltete, konnte er den Schnaps in besonders großen Portionen verabreichen. Das war der Trick, der ihm die harten Taler scheffelweise eingebracht hatte.

Vor dieser Destillation sammelten sich in der grauen Frühe die Verbrecher in Massen an. Um 5 Uhr wurde geöffnet, aber um 4 Uhr standen sie schon da und zitterten an allen Gliedern dem Schnaps entgegen. Wo gebiert der Krieg etwas, das so gemein wäre, wie dieser Wirt, der gelassen hinter der Tonbank den Schnaps einschenkte und uns in ein Extrakabinett führte, wo sein feuerfester Geldschrank stand, und wo man einen edlen Rheinwein trinken konnte? Wo gibt es im Krieg irgend etwas, das so entsetzlich und vor allem so würdelos wäre, wie das Leben dieser entmenschten Schnapsgestalten? Und doch hatte der Frieden sie gezeugt, und die Segnungen des Friedens erläuterten ihre jammervollen Gestalten!

Noch einmal: Wir verkennen keinen Augenblick das Entsetzen des Krieges und würden eher unsere Feder zerbrechen, als daß wir uns eine Beschönigung zuschulden kommen ließen. Wenn man aber diese Schrecken benutzen will, um einem von vornherein verpfuschten Frieden das Wort zu reden, erheben wir Widerspruch. Der Krieg ist furchtbar — das ist unbestritten. Wer aber die große, tiefe Schöpferkraft des Kriegs zu leugnen wagt; wer seine heroische Größe in einem nassen Jammer zu ertränken versucht; wer auf der anderen Seite den Frieden als einen unter allen Umständen beneidenswerten Zustand hinzustellen wagt; wer ihn in eine freundliche Kulturerscheinung umfälscht und aus tendenziösen Gründen seine eiternden Fäulniserscheinungen übersieht — nun, der mag in Gottes Namen viele vortreffliche Eigenschaften haben, aber die Wahrheitsliebe ist gewiß nicht darunter.



Digitized by Google

Eine Anordnung des Unterrichtsministers · Von Max Jungnickel (Musketier)

Soeben höre ich: Der Herr Unterrichtsminister will ein künstlerisches Erinnerungsblatt für gefallene Lehrer in der Schulstube aufhängen.

Das ist ein so schöner Gedanke.

Aber manchmal hab' ich kein richtiges Zutrauen.

Wenn's nur kein Bilderbogen wird, der nach Bestellung riecht und nach Druckerpresse.

Ich gedenke hierbei an das Gedenkblatt für gefallene Krieger von Doepler.

Warum müssen denn Rosen auf dem Gedenkblatte sein?

Und einer, den eine Kugel getroffen hat, und eine Frau, die so schön süß aussieht mit ihrem Lorbeerkranz?

Hold muß so ein Erinnerungsblatt sein; Tränen muß man darauf finden und versöhnende, liebliche Geigenstriche.

Und nun ein Erinnerungsblatt für gefallene Lehrer.

Da muß eine Himmelstür gemalt werden; eine blaue, sternenumglitzerte Himmelstür.

Und die muß halb geöffnet sein.

Und vor der Himmelstür muß einer stehen im grauen Rock, die Flinte umgehängt, in langen Stiefeln.

Und den lieben Gott muß man halb sehen, wie er hinter der Himmelstüre steht.

Und er will dem Grauen, der zur letzten, holdesten Herberge kommt, die Vaterhand entgegenstrecken.

Das Erinnerungsblatt für gefallene Lehrer muß ganz eine holde, liebliche Geste der Versöhnung sein.

In Friedenstagen hat er immer den engeldurchsungenen Spruch gesagt: „Liebet euch untereinander."

Und dann ist er trotzdem hinausgezogen und hat geschossen, bis er sein Blut hingab.

Es muß innig sein, das Blatt, und hold, weil's eben für eine Schulstube ist mit Sperlingen am Fenster.

Und weil so viel kleine Schulkinderaugen das Erinnerungsblatt angucken.

Weil soviel Lesebücher und Bibelbücher da sind, die der Herr Lehrer so gerne hatte.

Und dann muß das alles fehlen: Musketier und Gefreiter und Unteroffizier und Leutnant usw.

Denn das sind Namen, die nicht deutsch sind, und von denen viele kaum eine Vorstellung haben.

*

Es gibt im Hessenlande einen lieben Meister: der Otto Ubbelohde. Der kann so was zeichnen. Nicht der Herr Doepler oder sonst wer mit dem grellen Farbentopf.

Digitized by Google

Und dann sollen keine Lorbeerkränze auf dem Blatte sein.

Die Linde ist der deutsche Baum.

Und das Gänseblümchen, das im Grase sitzt, das kennt deutsche Wanderlieder und Wind und Sonnenschein und den blauen Himmel, der in deutsche Gassen strömt.

Und die Gedenkzeilen dürfen nicht so stolz und kalt sein.

Es klingt gewiß schwungvoll und hurraumschrien, wenn drauf steht: „Der Musketier Johannes Schmidt starb am 30. August 1916 den Heldentod fürs Vaterland."

Aber wieviel schöner ist's, wenn drauf steht: „Unser lieber Herr Lehrer Johannes Schmidt ist nicht wiedergekommen."

Und dann ganz klein, auf der Rückseite, Datum und Schlacht, wo der Schulmeister gefallen ist.

Aber gut und herzlich muß das Erinnerungsblatt sein, das der Herr Unterrichtsminister malen oder zeichnen lassen will; sonst soll's lieber nicht aufgehängt werden.

Das Soldbuch des gefallenen Lehrers im Schulstubenschrank; oder das Eiserne Kreuz —, wenn das den Kindern gezeigt wird, das ist mehr wie alle, alle Erinnerungsblätter zusammen.

Heervolk . Von Leo Sternberg

Und die Bauleute hatten jeder sein Schwert um die Hüfte gegürtet und baueten. Nehemia 4, 18

Wir sind gespornt... Die gesattelten Pferde
Stehen zusammengekoppelt... Mit der Linken
Bestellen wir Acker und Erde —
Und halten mit der Rechten die Klingen
Gefaßt... Wer blieb zurück!

Wir stehen als Wächter auf den Zinnen
Des Baugerüsts; als Posten auf den Wällen
Der Schienen und Schächte; mit gegürteten Sinnen
Am Werke des Friedens, erwartend das Trompetengellen,
Das uns reißt zur Schlacht.

Die Rosse scharren... Was der Spaten
Berührt, wird Eisen... Zu Schanzen werden die Schollen,
Die unser Pflug umbricht... Es fliegen Taten
Aus der Klausnerzelle hervor... Zur Waffe wird unser Wollen —
— Gott hämmert ein Volk.



Digitized by Google

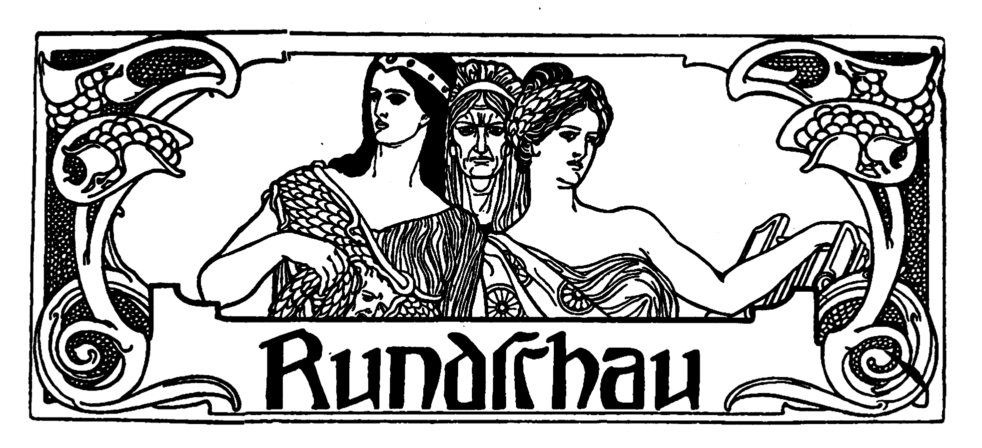


Geizhals (Aus dem „Totentanz“)

Hans Meyer

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



Wie ein Staatsmann sein soll und wie er nicht sein soll

Dieser Frage wird in einem Aufsatze der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Korrespondenz“ (Berlin) lehrreich nachgegangen:

„Worauf sich ein leitender Staatsmann zuallererst verstehen muß, ist praktische politische Seelenkunde. Menschen, Völker und ihre Machthaber so behandeln, wie sie wirklich sind, nicht aber, wie sie sein sollten, oder wie sie der reinen Einfalt harmloser Ehrlichkeit erscheinen, gehört zur Ausstattung des echten Staatsmannes. Unser zweiter Reichskanzler, Caprivi, war ein so unheimlicher Dilettant, daß er an die Spitze seiner staatsmännischen Weisheit das wirklich ehrlich gemeinte — nicht etwa verblüffende — Bekenntnis stellte: ‚Meine Politik ist eine sehr einfache. Ich bin der Meinung, daß auch in der auswärtigen Politik zu den wirksamsten Mitteln Wahrheit und Offenheit gehört.‘ Wie konnte eine solche Politik bestehen gegenüber der Politik der Verschlagenheit und Verlogenheit, des Bluffens und Verblüffens, die gerade von unseren Feinden gegen die deutsche ‚Staatskunst‘ Caprivischen Gepräges gehandhabt wurde, gegenüber der Heuchelei und Spiegelfechterei der englischen Staatslenker, gegenüber der moralfreien Gemütsbeschaffenheit der britischen Diplomatie, die jenseits aller ‚Wahrheit und Offenheit‘ bleibt! Die Staatskunst der Engländer meisterte nur die souveräne Sicherheit der Menschenbehandlung und Menschenbeherrschung, die Bismarck eigen war. Die britische Diplomatie sucht ihre Überlegenheit vornehmlich darin, ihre Absichten durch Worte zu verbergen und mißverstehen zu lassen. Disraeli hat gesagt: ‚Unser Einfluß kann sich dann am stärksten geltend machen, wenn die treibende Kraft nicht erkannt wird.‘ Da muß die Rolle des Simpels spielen, wer glaubt, von anderen erwarten zu dürfen, daß sie, wie er selber, der Gemütsmensch, nur aus lauter Ehrlichkeit, Anstand und Wahrheitsliebe handeln. Der Caprivismus der ‚Einfalt, Einfachheit und Ehrlichkeit‘ stellte das Gegenteil der Kunst Bismarcks dar. Über sie schreibt Fürst Bülow in seiner ‚Deutschen Politik‘: ‚Fürst Bismarck, der seine Mit- und Gegenspieler, ausländische Diplomaten und Souveräne, wie fremde Nationen aus persönlicher Anschauung und durch seinen Aufenthalt im Ausland, mehr noch aus genialer Intuition genau kannte, der nicht nur die Dinge und Tatsachen, sondern auch die Menschen verstand, in die Gefühle und seelischen Bewegungen der Menschen hineinsah und sie bis in die innerste Faser des Herzens durchschaute, war ein Meister in der Kunst der Menschen- und Völkerbehandlung. Wie der erfahrene Angler für jeden Fisch den richtigen Köder zur Hand hat, wußte er Völker und Menschen nach ihrer Art zu nehmen, zu behandeln und zu führen. Ich habe ihn sagen hören: Die Diplomatie ist Arbeit in Menschenfleisch. Er verfiel dem Ausland gegenüber nie in den didaktischen Ton und erörterte fremde

Digitized by Google

Verhältnisse auf Grund intimer Vertrautheit mit der fremden Mentalität uud nur da, wo er die Wirkung seiner Worte genau berechnen konnte.' Wer von solcher Kunst nichts weiß und gar wähnt, sie dadurch ersetzen zu können, daß er seine Ehrlichkeit stets vor sich auf dem Präsentierteller trägt und seine Karten offen auf den Tisch ausbreitet, sollte die Hände vom Steuerruder eines großen Staates lassen. Wie, wenn nun gar die Redlichkeit noch redselig, die Ehrlichkeit gefühls- und rührselig veranlagt ist und mit dem ‚Unsinn der Sympathien der Völker' — so hat sich Bismarck einmal ausgedrückt — wirtschaftet? Eine diplomatische Ehrlichkeit, obendrein mit romantischer Gefühlspolitik belastet, die auf anderer Ehrlichkeit wie auf seine eigene schwört, wird heillos über den Löffel barbiert und sündigt wider Willen an seinem Volk und Vaterland, das so der Feinde Falschheit wehrlos preisgegeben ist. Über die Gefahren der Redseligkeit leistet sich Fürst Bülow in seiner ‚Deutschen Politik' eine gute Bemerkung; er schreibt: ‚Ein ungeschicktes Wort, eine unüberlegte Wendung können unter Umständen mehr Schaden tun als ein verlorenes Gefecht. Es ist die Frage, ob unglücklich gewählte Worte nicht mehr Unheil anzurichten vermögen als unvorsichtige Schriftstücke oder selbst Taten, und ob der lateinische Spruch Verba volant, scripta manent nicht eher umzudrehen wäre.'"



Die deutsche Sprache in der Welt

Wie vorher bis zu diesem Kriege ist die Bedeutung der Weltsprachen als politischer Machtposten so außerordentlich in Erscheinung getreten. Die „Voss. Ztg." behauptet nicht zuviel, wenn sie die moralische Maskierung des Kampfes Englands zur Erhaltung seiner Vorherrschaft auf dem Erdenrund als nur möglich auf dem Grunde sprachlicher Weltmachtstellung erklärt. Es ist daher von Interesse, aus einer Gegenüberstellung des neuesten statistischen Materials festzustellen, wie eigentlich die Tatsachen liegen. Eine richtige Muttersprachenstatistik gibt es nicht. Die „Voss. Ztg." hält sich deshalb an die Einwohnerziffern in erster Linie: Im Jahre 1911 hatte das britische Weltreich 434 286 850 Bewohner, deren offizielle Landessprache also Englisch ist. Etwa 56 300 000 Weiße mit englischer Muttersprache sind darunter. Sie machen die Summe der Menschen aus, die die britischen Inseln und die britischen Kolonien in ihren Grenzen sammeln. Nehmen wir an, daß von der (1910) 81 732 Millionen zählenden Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika etwa 71 Millionen Englisch als Muttersprache haben, so ergibt das zusammen rund 127 000 000. Wir Deutschen stellen diesen Ziffern gegenüber: die Gesamteinwohnerschaft Deutschlands und seiner Kolonien mit etwa 99,7 Millionen, dann (nach einer Statistik in H. Wehlbergs Buch „Der Deutsche im Auslande", 1914) Deutsche im übrigen Europa mit 17,1 Millionen, im übrigen Asien 53 500, im übrigen Afrika 41 918, in Nord- und Mittelamerika 11 Millionen, in Südamerika 435 200, in Australien und Ozeanien 109 150. Das ergibt alles in allem die Gesamtsumme: 128 400 000 Deutsche. Derartig betrachtet, scheint das Verhältnis erstaunlich günstig für das Deutschtum und die deutsche Sprache. In Wirklichkeit jedoch müssen wir leider auf unserer Seite bedeutsame Abstriche machen. Denn, abgesehen davon, daß viele Landsleute draußen in englischer Umgebung auf den Gebrauch des englischen Idioms angewiesen sind, beruhen die mannigfachen Verknüpfungen des Weltverkehrs in erdrückender Überzahl auf dem internationalen Reise- und Geschäftsenglisch. Dazu kommt, daß die Engländer es von jeher verstanden, auf der sprachlichen Weltbeherrschung eine politische Weltmacht aufzubauen. Es bedeutet also immerhin noch eine gewaltige Zukunftsaufgabe für unser Volk, die deutsche Sprache als Weltsprache, im Ausmaße des Englischen zumindest, durchzusetzen.



Digitized by Google

Kriegsgedanken über Katholizismus, Deutschtum, modernes Leben

Wenn Deutschlands Feinde die zahlreichen Untersuchungen, die seit dem Ausbruch des Krieges über „Deutsches Wesen" und „Deutschen Geist" angestellt worden sind, als Ausgeburten pharisäischen Hochmutes bezeichnen würden, so könnte man sich darüber nicht sonderlich wundern. Aber sie sollten daran denken, daß solche Betrachtungen auch aus dem sittlich hoch zu wertenden Streben nach Vervollkommnung hervorgehen können. Bei der zahlreichen Gegnerschaft, die Deutschland besitzt, wäre ja eine Erörterung darüber nicht so ferneliegend, ob das deutsche Wesen nicht Grund und Veranlassung zu solcher Gegnerschaft biete. Untersuchungen über völkische Eigenart des Germanentums sind aber nicht etwa seit Ausbruch des Krieges erst angestellt worden. Schon bei Schiller und Goethe, bei Hegel, Schelling, Fichte finden sich Versuche zu einer Begriffsbestimmung des deutschen Charakters. Und Lessing meint, fast sollte man sagen, des Deutschen Charakter bestehe darin, keinen eigenen haben zu wollen. Es hat Zeiten gegeben, in denen man es sogar als den wesentlichen Vorzug des Deutschen erachtete, daß er der ganzen Welt Erbe sein wolle, indem er alle Vorzüge in sich aufzunehmen und in sich zu vervollkommnen strebe. Wie es indessen berechtigt ist, beim einzelnen Menschen von einer besonderen Physiognomie und einem besonderen Temperament zu sprechen, so weisen auch die einzelnen Völker in körperlicher Erscheinung und seelischem Gebaren besondere Eigenart auf, welch letzteres sich sogar, wie Wilhelm Wundt neuestens noch darzulegen versuchte, in der Philosophie der einzelnen Nationen bekundet.

Man darf deshalb das Bemühen, den deutschen Geist und das deutsche Wesen in einer kurzen Begriffsbestimmung auf eine genaue Formel zu bringen, nicht als eine nutzlose Spielerei bezeichnen. Aber ebenso wird man auch Meinecke zustimmen können, wenn er in einer Abhandlung über germanischen und romanischen Geist im Wandel der deutschen Geschichtsauffassung kürzlich noch schrieb, man glaube zu träumen, wenn man die sich wandelnden Urteile über deutsche Art höre. Eine in wissenschaftlicher Weise sichergestellte und allgemein anerkannte Begriffsbestimmung, die kurz und packend die grundwesentlichen Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters zusammenfaßt, gibt es bislang noch nicht. Als verhängnisvoll für die deutsche Eintracht und Einigkeit muß aber erachtet werden, wenn unter den Versuchen derartiger Fassung gerade im Verlauf der Kriegszeit und des Burgfriedens noch solche hervorgetreten sind, welche in folgerichtiger Ableitung den deutschen Katholiken die Teilnahme am deutschen Geist und deutschen Wesen abzusprechen kein Bedenken tragen. Unglaubliche Kurzsichtigkeit, eine solche Kluft zwischen großen Gruppen des deutschen Volkes aufzureißen, zu einer Zeit, wo das Bewußtsein geschlossener Einheit aller Deutschen entscheidend für Sein und Nichtsein der Nation ist.

Da aber mit einer oberflächlichen Überkleisterung von bestehenden Gegensätzen sehr wenig genützt ist, dürften einige kurze Erwägungen am Platze sein, ob Äußerungen eine Berechtigung haben, die darauf hinauslaufen, Deutschtum und Protestantismus als gleichbedeutend, deutsch = protestantisch und romanisch = katholisch als selbstverständliche Gleichung hinzustellen. Wertvolle Aussprüche zur Beurteilung, wie weit solche Schlagworte eine Berechtigung beanspruchen können, bieten zwei Schriften, die vor einiger Zeit erschienen sind und allgemeine Beachtung verdienen. Ich meine einmal das Buch „Vom innern Frieden des deutschen Volkes" (Verlag von Hirzel-Leipzig), das der Direktor der Bibliothek des preußischen Herrenhauses Dr. Thimme mit einer Anzahl Mitarbeiter herausgegeben hat. Mitarbeiter aus den entgegengesetzten Lagern haben sich da zusammengefunden: Protestanten und Katholiken, Positive, Liberale und Freireligiöse, Konservative und Demokraten, Vertreter der verschiedenen Volksstämme, Klassen und Berufe. Der Herausgeber sagt von den Beiträgen, daß

Digitized by Google

jeder Mitarbeiter sich bemüht habe, einmal die wertvollen, für das Ganze unentbehrlichen Kräfte aufzuzeigen, die in der eigenen Gruppe, Partei oder Glaubensgemeinschaft enthalten sind, dann aber auch die eigentümlichen Kräfte zu begreifen, zu verstehen und zu würdigen, die der entgegengesetzten Richtung eignen, diejenigen, denen man bislang kühl und fremd, oft feindlich gegenüberstand, nach Wesensart und wirklichem Wollen kennen zu lernen. Also in Zukunft kein oberflächliches Aburteilen auf Grund vorgefaßter Meinungen mehr! Mit dem Eindringen in die Psyche des andern soll aber verbunden sein ernste, unnachsichtige Selbstprüfung und Einkehr bei sich selbst, damit jeder sich bewußt werde, wieviel Unvollkommenheit und Bedingtheit ihm selbst anhaftet, wie sehr er auf die Milde und Nachsicht des andern angewiesen ist.

Das andere Buch, das hier in Betracht kommt, hat der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Pfeilschifter mit einer Reihe Mitarbeiter unter dem Titel „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“ im Verlage von Herder-Freiburg veröffentlicht. Über dieses Buch trägt ein Mann, wie Exzellenz Harnack, kein Bedenken, in den Preußischen Jahrbüchern zu sagen, daß er ihm nicht allein in der Kriegsliteratur einen hervorragenden Platz zubillige, sondern daß diesem Werke „eine bleibende Stelle in der Deutschen Geschichte zukomme, indem dasselbe wie kein anderes eine Selbstcharakteristik des Katholizismus in Deutschland biete“. In ganz ähnlicher Weise äußert sich noch ein anderer Berliner Universitätslehrer, Geheimrat Troeltsch, indem er diese Selbstcharakteristik in der neuen Zeitschrift „Deutsche Politik“ als eine in aller Katholizität zugleich sich aussprechende „kerndeutsche Gesinnung und Art“ bestimmt. Auch in der bekannten „Historischen Zeitschrift“ verbreitet sich Geheimrat Troeltsch über das Pfeilschiftersche Buch, und zwar mit folgenden Worten: „Das katholische Kriegsbuch — das ist das vorliegende — verdient alle Beachtung der Historiker und Politiker. Es kann nach allen Seiten zu gerechterem und besserem Verständnis des Katholizismus und besonders des deutschen helfen und den Modus vivendi erleichtern, der doch das einzige ist, was in diesen unsäglich schwierigen Dingen erreicht werden kann. Das Buch ist die Darstellung der Kriegsauffassung, des politischen Denkens und der deutschen Kultur vom Standpunkt der katholischen deutschen Minorität und nimmt auch stets Bezug auf die nichtkatholische deutsche Majorität, zu der sich das Buch eine feste programmatische Stellung und Anerkennung auf der Grundlage der bürgerlichen, nicht dogmatischen Toleranz, der christlichen Liebe und der christlich gebotenen Vaterlandsliebe gibt, unter gleichzeitiger starker Betonung der katholischen Geschlossenheit und Sonderstellung und der Zugehörigkeit zur internationalen Weltkirche. Diese Stellungnahme erscheint gar nicht als etwas Künstliches und Diplomatisches, sondern äußert sich mit großer Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit. Der deutsche Charakter ist so echt wie möglich.“ Für die Bewertung der Selbstzeugnisse, welche in den beiden Büchern sich finden, dürften die Worte von Harnack und Troeltsch wohl eine ganz besondere Bedeutung beanspruchen.

Es ist nicht meine Absicht, eine vollständige Inhaltsangabe der beiden erwähnten Werke hier zu bieten. Prächtige Ausführungen finden sich da über das Allgemeinmenschliche in deutscher Art und Kunst, über die Gottesverehrung, wie sie in der Ganzheit des deutschen Volkes lebt, über die idealen Werte in der deutschen Philosophie, über die Ausgestaltung der sozialen Kultur in Deutschland. Das alles, was über diese Lebensgebiete mit kräftigen Zügen in großen Umrissen gezeichnet, möge man in den Schriften selbst lesen! Hier soll nur kurz darauf hingewiesen werden, wie die Beziehungen des Katholizismus zur modernen Kultur, das Verhältnis der katholischen Deutschen zum nichtkatholischen Volksteil an erwähnten Stellen geschildert wird.

Ein Jesuit ist es, welcher es übernommen hat, darzulegen, daß zwischen der deutschen Kultur und dem Katholizismus kein innerer Widerspruch besteht. Der bekannte Pater Lippert führt aus, die Kultur des deutschen Volkes umfasse zwar ein ungeheuer reiches und vielgestaltiges Leben, aber dieser ganze Reichtum quelle und wachse wie ein organisches Gebilde aus Wurzeln heraus, die verhältnismäßig einfach und übersichtlich liegen; ja eigentlich nur aus einer

Digitized by Google

oder vielleicht aus zwei Pfahlwurzeln, die geraden Weges sich hinabsenken in die Tiefe der deutschen Seele. Wohl kaum eine andere Zivilisation sei in dieser streng einheitlichen Weise hervorgewachsen aus der Art und dem Charakter des Volkes, wie die deutsche, und verdiene deshalb auch vor allem, eine „Kultur", nicht bloß eine „Zivilisation" genannt zu werden. Dieser Charakter sei aber etwas Ursprüngliches, das keiner weiteren Erklärung fähig, eine feste und dauernde, durch Jahrhunderte hindurch immer wieder rein hervorbrechende Bestimmtheit des Denkens und Strebens, des Empfindens und Wirkens, wie sie eben für das deutsche Wesen eigentümlich sei; darauf ruhe dann auch zuletzt die unverlierbare Einheit der deutschen Stämme: eine Kultureinheit auf seelischem Einheitsgrund, mit psychischen Einheitsmaßen. Und diese Eigenart der deutschen Kultur glaubt P. Lippert mit dem Worte „Idealismus" bezeichnen zu müssen. Mit diesem Worte soll das Formal- wie das Materialprinzip dieser Kultur bezeichnet sein, ihre Methode und ihr Motiv, ihr Weg und ihr Ziel, ihre Form wie ihr Inhalt. Formal als selbstvergessene Hingabe an eine Sache und eben diese Sache; ihr Gegenstand und Inhalt überschreitet eben nach jeder Richtung den engen Kreis des Besonderen, des Zufälligen, des Begrenzten. In solch ehrlichem ernsten, selbstlosen und selbstvergessenen Hingegebensein an das Ideal findet P. Lippert den übereinstimmenden Grundzug der deutschen Seele und der ethischen Forderung des Katholizismus. „Das deutsche Wesen", sagt Lippert, „ist dem Katholizismus so vielfach und nahe verwandt, bietet den katholischen Gedanken und Idealen einen so empfänglichen und kräftigen Boden, daß — menschlich gesprochen — es ein unersetzlicher Verlust für die katholische Kirche wäre, wenn ihr je dieses Volk entfremdet und entrissen würde. Aber auch diese Kirche kommt nicht mit leeren Händen zum deutschen Volke. Man hat auch von protestantischer Seite die Kirchenspaltung als das größte Unglück Deutschlands bezeichnet, dann aber doch gemeint, nachdem die Spaltung einmal geschehen, hätte die Gegenreformation nicht die völlige Loslösung von der Kirche Roms verhindern sollen. Aber nicht etwa bloß vom katholischen, sondern auch vom kulturhistorischen und kulturpsychologischen Standpunkt aus müssen wir es als ein Glück bezeichnen, daß der unerschöpfliche Vorrat von reinstem Idealismus, über den die katholische Kirche verfügt, immer noch Wege findet, um den Adern des deutschen Volkes sich mitzuteilen. Möchte diese Zufuhr niemals unterbunden werden! Denn solange der Idealismus unseres Volkes nicht erschöpft wird, dürfen wir an unsere Zukunft glauben. Ebensolange kann der deutsche Name nicht ausgelöscht werden aus dem Buche des Völkerlebens, ist der Idealismus doch etwas Siegreiches und Unsterbliches." Auf diesen Grundgedanken hat auch der Berliner Philosoph Paulsen einmal aufmerksam gemacht, und dieser Gedanke ist wert, kraftvoll durchdacht zu werden.

Ob in der katholischen Weltanschauung eines Staatsbürgers etwas liege, was ihn minder geeignet mache, an dem modernen Leben kraftvoll und mit Überzeugung sich zu beteiligen, oder ob der Katholizismus, unbeschadet seiner Selbständigkeit, freundnachbarliche Beziehungen zum modernen Leben grundsätzlich zu unterhalten bereit sei, untersucht der Bonner Universitätsprofessor Dr. Arnold Rademacher. Die Stellung der katholischen Kirche zur weltlichen Kultur bestimmt er dahin, daß die Kirche, wie das Christentum überhaupt, nicht unmittelbar weltliche Kulturaufgaben zu erfüllen das Ziel habe, daß sie aber solchen Aufgaben nicht nur nicht entgegenstehe, sondern ihnen, wie in der Vergangenheit auch in der Gegenwart mittelbar reiche Förderung angedeihen lasse. Die katholische Dogmatik habe mit sichtlicher Liebe das Verhältnis von Natur und Gnade zum Gegenstande tiefgehender Spekulation gemacht, um das Menschliche und Göttliche in der geschichtlichen Verwirklichung des Weltplanes und in der Erziehung des Menschengeschlechtes gegeneinander abzugrenzen. Nach katholischer Auffassung bilde die Natur die Grundlage der Gnade, aber nicht in der Weise, wie ein Stockwerk auf dem anderen ruhe oder wie ein Gewölbe von Pfeilern getragen werde, sondern in der organischen Weise, wie das Lebensprinzip sich der chemisch-physikalischen Kräfte des Stoffes bemächtige, nicht um sie zu vernichten oder auszuschalten, sondern um sie zu erheben und zu


Digitized by Google

höheren Funktionen zu befähigen. Wie auf dem natürlichen Gebiete Freiheit und Kausalität, Teleologie und Naturgesetzlichkeit sich nicht gegenseitig ausschlössen, sondern die eine jedesmal durch die andere sich verwirkliche, so verbänden sich auf dem übernatürlichen Gebiete Sichtbares und Unsichtbares, Diesseitiges und Jenseitiges, Menschliches und Göttliches, Zeitliches und Ewiges, Weltablauf und Vorsehung, Entwicklung und Offenbarung zu einer organischen Einheit. Indem der Katholizismus auf die Vermählung von Natur und Übernatur, Humanität und Christentum ausgehe, bilde er ein kulturförderndes Element im Menschen- und Völkerleben, indem er einerseits zur Aufrichtung seiner Weltanschauung im Einzelmenschen und im ganzen Volke eines gewissen Kulturbestandes als tragfähiger Unterlage für das Gottesreich bedürfe und andererseits manche Lehren und Forderungen mittelbar der Entfaltung edlen Menschtums dienen. Was aber so grundsätzlich aus der katholischen Denkweise für die Entwicklung der menschlichen sich Günstiges ergebe, zeige im deutschen Katholizismus auch seine Bewährung durch tatsächliche Stellungnahme. Den Beweis erbringt Rademacher im einzelnen auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lebens, in der Arbeit für die Hebung der Volkssittlichkeit, in der Betätigung für die soziale Förderung aller Volksklassen. „Wenn dem deutschen Geist, wie wir zu hoffen Grund haben," so schließt Rademacher seine Ausführungen, „im Plane der Vorsehung eine Mission auch für das Christentum vorbehalten ist, so wird der Katholizismus seinen Teil zur Erfüllung dieser Mission gern beitragen. Der Katholik ist optimistisch genug zu vertrauen, daß das Christentum auch heute noch die Kräfte besitzt, das gesamte Menschheitsleben wie mit einem Sauerteige zu durchdringen und so einstmals eine harmonische Einheit von christlicher und weltlicher Kultur, wie sie einem Augustinus vorschwebte, heraufzuführen."

Das Verhältnis zwischen Katholizismus und Protestantismus im heutigen Deutschland sowie die Richtlinien für Wahrung des konfessionellen Friedens behandeln der Regensburger Domdekan Dr. Kiefl und der Münstersche Prälat Dr. Mausbach. Ersterer legt dar an der Hand der Wissenschaft, daß aus innerer Entwicklung heraus das Verhältnis der Konfessionen zueinander ein viel besseres geworden, als es noch vor einem Menschenalter war. Nicht als ob die Konfessionen sich je auf einem unklaren, charakterlosen Vermittlungsboden treffen könnten, als wären es keine tiefgreifenden religiösen Lebensinteressen gewesen, um die sie jahrhundertelang auf Leben und Tod gekämpft haben. Aber der nämliche Standpunkt, den die Geschichtsphilosophie von Hegel und Schelling aus erreicht hatte, daß die Konfessionen in ihrer patriotischen und humanitären Aufgabe einander notwendig ergänzen, wird in der durch die Schule Ritschls angebahnten Phase der protestantischen Theologie, welche sich an Luthers spekulatives System nicht mehr gebunden fühlt, von theologischem und allgemein wissenschaftlichem Ausgangspunkte her gewonnen. Kiefl erinnert daran, wie ein namhafter protestantischer Theologe zugesteht, daß bis auf den heutigen Tag im Katholizismus die innere lebendige Frömmigkeit und ihre Aussprache ganz wesentlich augustinisch ist, und daß Augustinus' Frömmigkeit und Theologie wiederum eine „Wiedererweckung" der Paulinischen Lehre von Sünde und Gnade, Schuld und Rechtfertigung, Prädestination und Freiheit sei. „Hatte die protestantische Polemik", sagt Kiefl, „bisher vom lutherischen Kirchenbegriff aus den Katholizismus als antipaulinisch bekämpft, so wird ein wesentlich apostolisches Element in ihrer Grundverfassung ihr hier nachdrücklichst zugesprochen." Noch an andere Erscheinungen, welche eine unbefangenere Schätzung des Katholizismus andeuten, erinnert Kiefl, so das erhöhte Interesse für das Studium des Mittelalters, besonders auch der mittelalterlichen Philosophie, wie auch die liebevolle Vertiefung in die mittelalterliche Mystik, die Einreihung der Hagiographie in eine ausgezeichnete Stellung in der Geschichtswissenschaft, alles Dinge, die als Beweis dafür angesehen werden dürfen, daß in dem Verhältnis der Konfessionen in Deutschland schon vor dem Kriege eine ganz neue Zeit erschienen ist gegenüber den vergangenen Jahrhunderten. Daß selbstverständlich kein Einsichtiger der religiösen Wissenschaft wie auch dem religiösen Unterricht daraus einen Vorwurf machen wird, daß sie die Wahrheit und das Recht

Digitized by Google

des eigenen Bekenntnisses nachzuweisen und mit geistigen Waffen zu verteidigen suchen, wie es nicht minder im Wesen des Christentums liege, daß jede Konfession eine gewisse Werbekraft zu entfalten sucht, darauf macht Mausbach besonders aufmerksam und hebt hervor, daß hier alles auf die Form ankomme. „Man wähle zunächst“, sagt er, „die Formen nach der Sitte unserer Zeit und nach dem Gemeingefühl des Volkes, in dem wir leben; nicht nach dem kriegerischen Brauch und Instinkt derberer Zeiten. Es wäre viel gewonnen, wenn schon unsere Jugend von vornherein an diesen christlichen und vaterländischen ‚Anstand‘ gewöhnt würde, wenn sie strenge angehalten würde, im ganzen Verkehr im Ernst und Spiel, alle verletzenden Schimpf- und Spottworte gegen das, was anderen heilig ist, zu meiden. Vor allem darf der Geist und Inhalt der Auseinandersetzungen nicht gegen die geschichtliche Wahrheit, wie sie von der heutigen Wissenschaft erkannt wird, verstoßen. Es ist falsche Pietät, unhaltbare Anklagen weiterzuschleppen oder bei der Schilderung und Charakteristik der Konfessionen auf der einen Seite nur das Gute, auf der anderen nur das Schlechte herauszukehren; ganz gleich, ob dies in gelehrter Darstellung oder in volkstümlicher Rede und Dichtung geschieht. Und da das Ziel alles Kampfes der Friede, der Zweck aller christlichen Apologetik das Heil der Seelen und der Aufbau des Reiches Gottes ist, so kann der wahre Glaubenseiferer nicht von Erfolg und Sieg im Geisteskampfe reden, wenn er nur friedliche Gewissen gestört und schwankende zum Abfall gebracht hat, ohne daß er sie mit neuer religiöser Glaubenskraft und Frömmigkeit erfüllt hätte.“

Großen Reiz würde es haben, noch eine Übersicht zu geben über die Anschauungen, die von den Schriftstellern in genannten Büchern über die Eigenart des deutschen Katholizismus vertreten werden. Es würde das aber eine eigene Abhandlung erfordern. Im Zusammenhange mit obigen Ausführungen dürfte es sich indessen verlohnen, auf eine kleine, unter dem Titel „Der deutsche Gedanke bei Ketteler“ erschienene Schrift von Johannes Mumbauer (Volksvereinsverlag in München-Gladbach) hinzuweisen. Mumbauer hat vor einigen Jahren im Köselschen Verlage in einer dreibändigen Auswahl alles Wichtige und dauernd Wertvolle der Kettelerschen Schriften zusammengestellt. Diese Auswahl in Verbindung mit dem bei Herder in Freiburg erschienenen Köthschen Lebensbild von Ketteler bieten eine treffliche Einführung in die Kettelerschen Gesamtanschauungen. In der jetzt erschienenen kleinen Schrift will Mumbauer einen führenden Geist innerhalb der deutschen Nation zu Worte kommen lassen, welcher vom Boden der katholischen Weltanschauung aus und im Lichte der katholischen Ideen den deutschen Gedanken vertreten, entfaltet und gefördert hat, nämlich den scharfgeschnittenen Charakterkopf auf dem Mainzer Bischofsstuhl, Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler als deutsch-völkischen Propheten. Läßt man die kleine Schrift auf sich wirken, so wird man Mumbauer nur zustimmen können, wenn er sagt: „Ketteler war ein ganzer deutscher Mann, so kernhaft deutsch, wie nur wenige seiner Zeitgenossen sich dessen rühmen können. Ja, ich sage noch mehr: er war und ist ein deutsch-völkischer Prophet. Und wenn er jetzt aus dem Grabe und aus seinen Schriften seine volle und klare Stimme ertönen läßt, so möchten wir manchmal glauben, er habe für unsere Tage, für die Zeit der höchsten nationalen Entscheidungen gesprochen. Manches, was seinen Zeitgenossen nicht ganz verständlich war, erweist sich im Lichte der Gegenwart als ein tiefes Schauen in deutsche Notwendigkeiten, als echte völkische Weisheit. Ketteler ist für uns keine bloße historische Figur, noch weniger ist er veraltet, er lebt und spricht auch als Patriot zu uns, zu dem heutigen Geschlecht ... Es leuchtet uns heute noch, in den schwersten und größten Tagen unseres Volkes, aus dem ‚ganzen Manne‘ Ketteler der deutsche Gedanke im Schimmer der ewigen Wahrheiten mahnend, tröstend, stärkend, erhebend entgegen.“ **Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Faßbender**



Digitized by Google

„Galeotto“

(Dem Andenken Echegarays)

Mit José Echegaray, dessen Ableben unter dem 15. September gemeldet wurde, ist eine Erscheinung aus der europäischen Geisteswelt geschwunden, von der mit Recht gesagt werden durfte, daß sie in der Gegenwart nicht ihresgleichen hatte. War doch dieser edle Spanier, was man ein „Universalgenie“ nennen konnte: Mathematiker, Ingenieur, Politiker, Nationalökonom, Verwaltungstechniker und Dichter, auf jedem der Gebiete aber Meister.

Seinen Zenith hat dieser Stern als Dichter erreicht, die hellsten Strahlen entsandte er mit seinem „Galeotto“ („El gran Galeotto“). Die Gedankenwelt des tiefangelegten Dramas, wie überhaupt die dichterische Persönlichkeit Echegarays erschließt das ihm gewidmete Kapitel in den „Problemen und Charakterköpfen“ von J. E. Freiherrn von Grotthuß (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 14. Tausend):

„Galeotto“! Wer ist Galeotto? Eigentlich der Vermittler zwischen Lanzelot und Ginevra in der Artussage, in übertragenem Sinne aber der Artusroman als das Buch, welches in Dantes Göttlicher Komödie zwischen Francesca von Rimini und Paolo den Kuppler macht. Soll doch „Galeotto“ zu Dantes Zeiten ein Sammelname für Liebesvermittler überhaupt gewesen sein ...

„Es war ein sonniger Frühlingstag,
Die Luft war lind und heiter;
Sie lasen das Buch vom Lanzelot,
Dem tapferen Artusstreiter.

Der lächelnd dem Tode ins Auge geschaut,
Der kühnste unter den Rittern —
Als er vor seiner Königin stand,
Tät' er erröten und zittern.

— — — — — — — — — — — — —

Doch für den blöden Lanzelot
Ein Klügerer ward zur Stelle:
Der König Galeotto war's,
Ein gar gefäll'ger Geselle.

— — — — — — — — — — — — —

Und als sie in Lanzelots Armen lag
Die schönste der Königinnen,
Als sie dem König die Treue brach,
Schlich Galeotto von hinnen ...

Das war die Geschichte von Lanzelot,
Dem kühnen Artusstreiter.
Sie lasen zusammen das alte Buch —
Die Luft war lind und heiter.

Sie atmeten tief und seufzten bang.
Es schürte des Herzens Flammen
Das Buch — ihr Galeotto ward's —
Und führte die beiden zusammen.

Und ihre Blicke suchten sich —
Die Luft war lind und heiter
Und ihre Lippen fanden sich —
Nun lasen sie nicht weiter ...“

(Lindau)

So ward das Buch zum Kuppler, und ein Kuppler ist der Held des Dramas, der große Kuppler „el gran Galeotto“ genannt nach dem Galeotto des Buches. Und wer ist nun dieser große Kuppler?

„Ja, der in meinem Drama die erste Rolle spielt. Der Riese des Jahrhunderts — die öffentliche Meinung — das Ungetüm mit tausend Köpfen und tausend Zungen. Und jede von diesen Zungen spielt in meinem Stücke ihre Rolle, freilich eine äußerst kurze — ein einziges Wort. Noch weniger — ein bloßes Lächeln hinter dem Rücken eines anderen. Noch weniger — ein bloßer Blick, aber ein solcher, der mehr ausspricht, als der längste Satz!“

Es ist der junge Dichter Ernesto, der in dieser Weise den Gedanken auseinandersetzt,

Digitized by Google

den persönliche Erlebnisse in ihm wachgerufen haben; den Gedanken, der nicht nur seinem, sondern auch dem Echegarayschen Drama selbst zugrunde liegt.

Ernesto ist ein junger Mann, der von den guten Taten seines Vaters lebt. Der hat den Kaufmann Don Julian, als dieser einstmals am Rande des Verderbens stand, durch Aufopferung seines ganzen Vermögens gerettet. Dafür hat nun Ernesto bei dem dankbaren väterlichen Freunde und dessen Gattin die liebevollste Aufnahme und Pflege gefunden. Bedenklich ist nur der Umstand, daß Don Julian ein alter Herr, seine Gattin dagegen kaum zwanzig Jahre alt ist. Da nun Ernesto auf der weiten Gotteswelt nichts anderes zu tun hat, als seinen dichterischen Plänen nachzuhängen, so ist es kein Wunder, daß der müßige junge Mann den größten Teil des Tages dazu verwendet, der schönen jungen Frau die Langeweile zu vertreiben. Als treuer Ritter macht er mit ihr täglich lange Spaziergänge in der Stadt, begleitet er sie jeden Abend in die Oper, und von dort wieder in vorgeschrittener Nachtstunde nach Hause. Das geschieht in aller Einfalt und Unschuld. Keiner von beiden denkt sich etwas Schlimmes dabei, und Don Julian wäre der letzte, an diesem harmlosen Verkehr Anstoß zu nehmen. Aber die Leute, die Leute! „Die ganze Welt" weiß mit Entrüstung von einem unsittlichen Verhältnis zwischen Ernesto und Theodora zu erzählen, nur sie selbst haben keine Ahnung von einem solchen und auch Don Julian weiß nichts davon. Aber — wozu hätte man denn seine guten Freunde, seine lieben Verwandten?! Ernesto wird von dem Neffen Julians, dem boshaften, schlauen Pepito, mit einem harmlosen Berichte aus dem Wirkungskreise des großen „Galeotto" bedacht, was in ihm moralische Entrüstung und den oben geschilderten dramatischen Plan hervorruft — Julian von seinem Bruder Severo, Theodora von ihrer Schwägerin Mercedes ins Gebet genommen. Zunächst ist unser bisher so glückliches Kleeblatt über die wohlgemeinten Warnungen im höchsten Grade empört, aber die Saat ist ausgestreut, und kein Körnlein des großen Sämanns „Galeotto" fällt auf unfruchtbaren Boden.

Ernesto trennt sich von seinem väterlichen Freunde. Die Trennung hat jedoch die Wunde nicht geheilt.

„Ich weiß, daß ich ihr (Theodora) unrecht tue mit meinem Argwohn" bemerkt Julian zu seinem Bruder, „wenigstens bis jetzt. Ich bin vor Theodora der eifersüchtige Narr, der Quälgeist, der Tyrann — und er der Edle und Großherzige, der um ihretwillen ihr Haus mit einem Käfig vertauscht hat! Mit dem Glorienschein des Märtyrers hat jeder junge Mann einen Freipaß zu allen Frauenherzen, und in diesem Kampfe muß er gewinnen, was ich verliere — das liegt ja auf der flachen Hand. Und so wird allmählich die Welt mit ihren Lügen zum Kuppler zwischen beiden, und je kräftiger sie beteuern: ‚Wir lieben einander n i c h t!' desto eher werden sie einander in die Arme sinken."

Ernesto hat sich entschlossen, seiner Heimat ganz den Rücken zu kehren, eine Absicht, die Julian verhindern will. Da erfährt er, daß sein junger Freund noch einen Ehrenhandel auszufechten hat. In einem Café hat man in schnöder Weise die Frauenehre der Donna Theodora verunglimpft. Ernesto war Zeuge des Gesprächs. Statt aber, wie es sich gebührte, Julian von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen und ihm die Verteidigung der Ehre seiner Gattin zu überlassen, hat Ernesto sich selbst zum Ritter der verheirateten Dame aufgeworfen, ein Umstand, der natürlich dem Klatsch neuen, reichlichen Stoff zuführen muß. Julian eilt in grimmer Freude, Ernesto zuvorzukommen.

Nun hat aber auch Theodora von dem bevorstehenden Duell Kenntnis erlangt. Sie wagt das Bedenkliche, sie besucht Ernesto in seiner Wohnung, um ihn von dem Zweikampfe zurückzuhalten, der mittlerweile von ihrem Gatten ausgefochten wird. Die Umstände wollen es, daß man diesen, tödlich verwundet, in die Wohnung Ernestos bringt. Dessen Versuch, Theodora zu verbergen, erhöht nur das Verdächtige der Lage, in welcher sie von ihrem Gatten erblickt wird. „Wer ist das? Theodora? Hier!?" stöhnt der Unglückliche, schier zusammenbrechend unter der Last seiner körperlichen und geistigen Qualen.

Digitized by Google

Hat „der große Galeotto" nicht recht gehabt? Es ist nun sonnenklar — sie lieben einander! „Die ganze Welt", die sich die abenteuerlichsten Geschichten erzählt, weiß es; sie wußte es schon lange, sie wußte es schon zu einer Zeit, als diese Liebe noch gar nicht vorhanden war. Nun aber müssen sie ihre Neigung eingestehen. Als Theodora von ihrer Schwägerin erfährt, daß Ernesto den Verleumder in einem zweiten Duell erschlagen hat, da ruft sie lebhaft: „Der Mutige! Der Tapfere!" „Hüte dich," warnt sie Mercedes, „es gibt keinen kürzeren Weg zur Liebe als die Bewunderung." Das sei der erste Schritt, so fange es an. Und als sich Theodora darüber beschwert, daß ihr Gatte sie mit seinem Verdachte gekränkt habe, da belehrt sie Mercedes: „Gekränkt? Das ist der zweite Schritt! Wer eine Frau gekränkt hat, der kann sicher sein, daß er aus ihrem Herzen binnen kurzer Zeit verschwindet." Und nachdem ihr die Bedauernswerte verzweiflungsvoll gesteht, daß sie nach alledem, was man ihr über ihre eigenen Gefühle mitgeteilt, selbst nicht mehr wisse, was sie von ihrer Ehre zu halten hat, da kann die gute Schwägerin doch nicht umhin, ihr wenigstens beizubringen, daß Ernesto sie, Theodora, wie ein Wahnsinniger liebe.

Ernesto ist gekommen, um Abschied zu nehmen. Der kranke Julian hört seine Stimme im Nebenzimmer. Mit dem Tode ringend, erscheint er auf der Szene: „Jetzt will ich die Wahrheit wissen — ob in euren Herzen nur das Licht der Freundschaft leuchtet oder das Feuer der Liebe brennt? Ernesto hierher! Noch näher! (Er hält mit der Rechten die vor ihm kniende Theodora fest, und mit der Linken faßt er Ernestos Arm.) Schaut euch in die Augen! Näher — näher! (Er zwingt die beiden mit den Gesichtern aneinander.)

Theodora fährt mit einem Angstschrei zurück.

Ernesto reißt sich von Julian los.

Julian: Sie lieben sich! (Zu Severo und Mercedes, die ihn stützen.) Habt ihr's gesehen? Sie vermögen nicht, einander ruhig in das Auge zu schauen! (Er reißt sich in einer letzten krampfhaften Anstrengung aller seiner Kräfte von Severo los und schwankt auf Ernesto zu.) Verräter! Doch bevor ich sterbe, will ich dir das Schandmal auf die Stirn drücken! (Er holt zum Schlage aus.)

Ernesto (springt mit einem Schrei zurück und will im nächsten Augenblick instinktiv auf Julian losstürzen).

Severo (stützt den leblos zusammengesunkenen Julian und streckt Ernesto abwehrend die Hand entgegen): Ich übernehme die Verantwortung — in einer Stunde stehe ich zur Verfügung!

Julian stirbt, und Severo ist im Begriff, die unglückliche Frau seines Bruders von der Dienerschaft auf die Straße hinausführen zu lassen, „wohin sie gehört", als Ernesto die ohnmächtig Umsinkende in seinen Armen auffängt. „Niemand", erklärt er, „soll es wagen, an diese Frau zu rühren! Sie ist mein! Komm, Theodora, die Welt treibt dich in meine Arme! Und ihr könnt mit dieser letzten Neuigkeit durch alle Straßen laufen! Doch wenn euch jemand fragen sollte, wer uns beide einander in die Arme führte, dann mögt ihr allen Lästerzungen einen Spiegel vor die Augen halten, einen einzigen Spiegel für ganz Madrid! Ja — und der Himmel wird dereinst richten zwischen euch und uns!" (Er preßt Theodora in seine Arme und wendet sich mit ihr zum Ausgang.) —

Also doch?

„Galeotto" hat sein Werk vollbracht. Wie der sterbende Julian die Gesichter des jungen Mannes und der jungen Frau aneinandergezwungen, so hat die Welt, die öffentliche Meinung, das Ungeheuer mit tausend Armen und tausend Zungen, die Herzen der beiden gewaltsam zusammengefügt. Ja, ihr Los ist ein hartes, für sie werden die Rosen der Liebe nicht süße Düfte, sondern verderblichen Gifthauch atmen — das fühlen wir deutlich am Schlusse des Dramas. Aber ist dieses Los ein so gänzlich unverdientes, sind die beiden wirklich so ganz unschuldig, wie Paul Lindau das in seiner Bearbeitung des Dramas darzustellen sucht?

Digitized by Google

Die „gute Sitte", die viel bespöttelte, hat ihre Berechtigung, die nicht minder tief begründet ist als irgendein anderes Gesetz. Sie ist die Hüterin der Sittlichkeit, sie ist gewissermaßen die irdische Verkörperung der Bitte des Vaterunsers: „Und führe uns nicht in Versuchung!" Kein Mensch steht so hoch, daß er nicht fallen könnte — in den Abgrund des sittlichen Verderbens. Und ist es nicht strafwürdig, wenn wir es unternehmen, das schützende Geländer abzubrechen, das eine weise Weltordnung in der Form dieser „guten Sitte" um unsern zwischen Abgründen so schmal sich hinschlängelnden Lebenspfad gezogen hat? Und wenn wir selbst uns wirklich auf den Höhen des Lebens schwindelfrei fühlen, — mit welchem Rechte dürfen wir darum die Schranke, die den Schwachen schützt, niederreißen? Selbst dann, wenn für Ernesto und Theodora wirklich jegliche Gefahr ausgeschlossen gewesen wäre, hätten sie doch kein Recht gehabt, die Forderungen der Gesellschaft mit Füßen zu treten. Oder hätten wir nur das zu schonen, was uns persönlich Vorteile bringt? Das läge vielleicht im Sinne einer Ibsenschen Frau Nora, Echegaray denkt anders darüber.

„Nehmen wir selbst an," bemerkt Pepito in einem Monolog des dritten Aktes, „daß ihre Gefühle wirklich so beschaffen sind, wie die beiden selbst behaupten. Was weiß die übrige Welt davon? Hat die Menschheit einen Schuldschein unterschrieben: Ich verpflichte mich, von jedem just nur das Allerbeste zu glauben? Dieser Glaube ist ein schweres Kunststück, wenn man zwei junge Leute immer beieinander sieht, im Theater, auf der Promenade, manchmal sogar weit draußen im Stadtpark. ‚Es ist nicht wahr', schwört Ernesto, beinahe niemals sei er mit ihr im Park gewesen! Beinahe niemals? Also manchmal doch? ‚Ein einziges Mal!' Ein einziges Mal? Das genügt vollständig. Denn wenn sie jenes einzige Mal von hundert Leuten dort gesehen wurden, dann ist es geradesogut, als ob sie volle hundertmal dort gesehen wurden. ‚Ich habe sie unlängst im Park gesehen!' sagt der erste. ‚Ich auch einmal', sagt der zweite. Und eins und eins macht zwei. Denn man kann die Zeugen nicht verhören und konfrontieren, damit es herauskommt, daß es das gleiche Mal war. ‚Ich habe das Paar auch im Park gesehen', kommt ein dritter, und so geht es fort über vier und fünf bis hundert! Und die Leute zählen und addieren alle ganz ehrlich und im besten Glauben ..."

Ich meine, daß diese Ausführungen nicht unberechtigt sind. Und dann — ist denn das Paar, das so kühn die Stützen der guten Sitte wegwirft, wirklich so ganz — schwindelfrei?

Im zweiten Akte setzt Don Julian seiner Gattin die Pläne auseinander, die er für seinen lieben Ernesto ersonnen hat. „Hast du noch gar nicht daran gedacht," fragt er sie, „daß wir auch eine Frau für Ernesto brauchen?"

Theodora (erstaunt): „Eine Frau?"

Und nachdem Julian noch bemerkt, daß Ernesto seine Gattin wohl kaum in sein, Julians, Haus führen könne, antwortet

Theodora (in Gedanken): „Gewiß, das heißt, natürlich nicht. Doch wenn er auch hier nicht mehr ist, wir brauchen ihn deshalb nicht weniger (sie stockt leise) zu lieben. Und wenn er wirklich glücklich wird (sie blickt vor sich hin), wir beide werden es wohl auch sein — gewiß! Und wenn er Kinder hat — einen Knaben (ihre Miene erhellt sich), und wir ein Mädchen —, die sollen einander haben! Ja, von Herzen sollen sie sich lieben und zu einem Paare werden!"

Ernesto gesteht seinerseits im letzten Akte, daß er Theodora seit jeher geliebt habe und sie in alle Ewigkeit lieben werde, daß seine Liebe aber nicht jene von der Straße sei: „Meine Liebe kniet auf den Stufen des Altars, und nicht begierig streck' ich meine Hände aus, sondern betend vor dem Bilde der Madonna!"

Ja, das mag nun alles sehr ehrlich gemeint sein, wer kann hier aber sagen, wo die reine Liebe aufhört und die andere anfängt?

Nach alledem wären also die bösen Lästerzungen vollkommen im Recht gewesen, sie hätten ein gutes Werk getan, indem sie drei Menschen durch ihre Tätigkeit in das Verderben gestürzt haben, und alle diejenigen, die jede Blöße ihres Nächsten, jeden Verstoß gegen die

Digitized by Google

„Form" zu den boshaftesten Verleumdungen ausnutzen, könnten durch das Drama in dieser Gepflogenheit nur bekräftigt werden?

Die Größe Echegarays zeigt sich uns erst dann im vollen Lichte, wenn wir an die Untersuchung dieser Frage gehen. Es ist seine dichterische Gerechtigkeit, seine wahrhaft tiefe sittliche Anschauung, die sich hier in bewunderungswürdiger Weise kundgibt. Wohl haben die drei Helden unseres Stückes eine schwere tragische Schuld gegen die Gesellschaft zu sühnen, wohl hat die „gute Sitte" ihre unbestreitbare Berechtigung, wohl erscheinen auch die bösen Mächte der Mißgunst und Verleumdung in dem Stücke sittlichen Endzwecken untertan — das aber ist alles nur Voraussetzung einer wahrhaft christlichen, harmonischen Weltanschauung, in welcher das Böse ebenso wie das Gute im Dienste einer ewigen Weisheit und Allmacht steht. Ist das Böse darum aber nacheiferungswürdig, weil es, entgegen seinen bewußten Absichten, doch sich dem großen Plane eines allgütigen Meisters fügen muß? Dann wäre ja auch Mephisto ein Heiliger, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft". Die Schuld der Gesellschaft, die aus Gedankenlosigkeit oder aus Lust an der Verleumdung einem jungen Menschenpaar, das bis zum Eingreifen der „öffentlichen Meinung", des „großen Galeotto", nur in einem rein freundschaftlichen Verkehre stand, ein unsittliches Verhältnis, einen schnöden Treubruch andichtete, bleibt in ihrer ganzen Wucht bestehen und ist vom Verfasser durch den Gang der Handlung mit aller Schärfe gekennzeichnet worden. „Ist denn," — so fragt Don Julian seinen Bruder Severo mit vollstem Rechte — „ist denn die sogenannte ‚Liebe' in dieser schmutzigen Welt das einzige Band, das zwischen einem Mann und einer Frau bestehen kann? Gibt es nicht Freundschaft, Dankbarkeit, Seelenharmonie? Oder sind wir schon so weit mit unserer Bildung und Zivilisation, daß sich zwei junge Leute nur mehr im Schmutze finden?"

Gewiß ist es ein niedriger Zug, eine häßliche Schwäche, wenn ein Mensch von seinem Nebenmenschen nur das Schlimmste vorauszusetzen vermag, und diese Niedrigkeit verdient auch dann Abscheu und Verachtung, wenn sie unbewußt dahin wirkt, daß andere größere, tatsächliche Vergehen vermieden werden — dadurch, daß menschliche Schwäche sich selbst eine Schutzwehr in der guten Sitte aufrichtet. Was vom Standpunkte der Gesamtheit in seinen Endzwecken als heilsam und notwendig erscheinen muß, das ist vom Standpunkte des einzelnen in seinen Ursachen verwerflich, und deshalb hat auch Severo recht, wenn er seinem Bruder auf die obige Frage antwortet: „Du nimmst die Sache von der falschen Seite. Stell' dich einmal auf die andere, ich meine auf den Standpunkt der Gesamtheit. Was wäre die Folge, wenn sich jeder Hausfreund und jeder Cicisbeo hinter dem Freibriefe einer edlen Seelenfreundschaft verschanzen dürfte? Die ‚reinen Herzensharmonien' wären bald so zahlreich wie die Spatzen auf den Dächern."

Da wir selbst schwache Menschen sind, und unsere Nebenmenschen auch nur Fleisch und Blut, so müssen wir dieser Unzulänglichkeit unserer angeborenen Natur Rechnung tragen und sowohl die Versuchung als auch den Anlaß zu irrigen Urteilen vermeiden. Da wir ferner nicht nur Produkte vorausgegangener Geschlechter, sondern auch unlöslich mit der Gesamtheit der Mitlebenden verbunden sind, ja zu dieser Gesamtheit in einem durchaus abhängigen Verhältnisse stehen, ihre Wohltaten genießen und unseren Lebenszweck in der Arbeit für sie erblicken müssen, so ist eine wahre Sittlichkeit des einzelnen mit Hintansetzung der Rechte und Gesetze der Gesamtheit ein Ding der Unmöglichkeit. Unternehmen wir es dennoch, auf dem hohen Rosse subjektiver Moral über die Umzäunungen und Schutzwehren zu setzen, welche die menschliche Gesellschaft zu ihrer Sicherheit vor den Abgründen des Lebens errichtet, dann werden Roß und Reiter von der Tiefe verschlungen. Das dürften die letzten Konsequenzen sein, die wir aus dem Drama des großen Spaniers ziehen müssen.

Paul Lindau hat in seiner Bearbeitung des meisterlichen Werkes den Gedanken des Dramas, wie Professor Alexander Grawein in Czernowitz sehr geistvoll und treffend nach-

Digitized by Google

gewiesen hat, zum mindesten ganz einseitig aufgefaßt und wiedergegeben. Gerade die eigentliche Größe der Dichtung, jene letzte Harmonie der guten und bösen Kräfte, die sich alle der dichterischen Gerechtigkeit unterordnen, hat Lindau vollkommen vernichtet. Von der großartigen Auffassung der geringgeschätzten und doch so segensreichen „guten Sitte“ ist bei Lindau kaum ein Hauch zu spüren, und damit dem Stücke die wirkliche Tiefe genommen. Von der unbewußten, schlummernden Liebe in den Herzen der jungen Leute, von jenen verstohlen glimmenden Funken, die in der durchsichtigen Darstellung Echegarays ebensogut in verbrecherischer Liebe aufflackern, wie zum milden Feuer idealer Seelenfreundschaft sich verklären können, durch die in ihren Rechten gekränkte Gesellschaft aber zur vernichtenden sündhaften Flamme angefacht werden, — von alledem hat Lindau in seiner Bearbeitung wenig genug ahnen lassen. In seinem „Galeotto“ erscheinen vielmehr Ernesto und Theodora als vollkommene Tugendbolde, die von dieser bösen Welt schuldlos verfolgt werden, eine Darstellung, die ebenso unwahrscheinlich wie undichterisch berührt, da ja doch die Tragödie den Menschen erheben soll, wenn sie den Menschen zermalmt. Diese Wirkung aber erreicht der echte „Galeotto“ in so hohem Maße wie nur irgendein Trauerspiel der besten klassischen Dichter. Mit Schaudern erkennt der Zuschauer, welche verderblichen Früchte die schändliche Verleumdung nicht nur, sondern auch das gedankenlos ausgesprochene Urteil über den Nebenmenschen zeitigen kann, aber mit Erhebung fühlt er, daß selbst das böse Prinzip eine Aufgabe im Dienste des Guten zu erfüllen hat. Aus der schon vorhandenen, wenn auch unbewußten Neigung der beiden Helden gewinnt er die Überzeugung von der Notwendigkeit und Berechtigung der Sitte, die dem Entstehen und Umsichgreifen verbrecherischer Leidenschaften vorbeugt, und in dem tragischen Ausgange der Beteiligten erblickt er eine harte, aber doch eine warnende Sühne für deren sittliche Überhebung und trotzige Auflehnung gegen ein wohltätiges Gesetz.



Die Romantiker

In einem Bande „Romantische Novellen“, der soeben im Berliner Ullstein-Verlage erscheint, schreibt Wilhelm Schmidtbonn:

Ein Nebelgebilde, aber bunt und tönend, geträumt, nah, daß man in verzückte Augen sieht, und unirdisch fern, als sei das nicht mehr unsere Welt: so schreitet seit Jahrtausenden der Zug der Dichter am hämmernden Werkplatz der Menschen vorbei. Wenige der Hämmerer sehen auf. Geschieht's, so ist es, weil einer narrenhaft aufgeputzt unter den Scharen geht. Manche der Schreitenden lassen ein niegesehenes Leuchten hinter sich. Dann lassen die Hämmerer im Schweiß ihr Werkzeug fallen, strecken, von einer Ahnung berührt, die Hände aus — aber der Rätselhafte ist längst fortgezogen.

Nie aber schritt eine himmlischere Schar im Zuge mit als die Bruderschar der Romantiker: lockig, die Augen zum Himmel gekehrt, den Widerschein des Lichts auf den Stirnen, leidenschaftliche Rede auf den gerundeten, blutgefärbten Lippen, die Hände oft auf das schlagende Herz gelegt, als ob das Herz behütet werden solle, aus dem Kerker der Brust ins ungemessene Blau aufzufliegen; die Füße durch das Gras taumelnd, als seien es Füße von Trunkenen, aber nie vom ungesehenen Ziel auch nur um Wegesbreite abweichend. Einige lösen sich, wie die weißen Kugelblumen, von der Verschwärmtheit des Gefühls getragen, vom Gras der Erde ab und schweben zu den Wundern der unendlichen Höhe auf. Andere, vom inneren Wein des Blutes betäubt, verbrannt, gehen abseits, lassen den Zug der Brüder vorüber, brechen nieder im Gestrüpp, verwesen mit den Blumen.

Es hat immer romantische Dichter gegeben. Ja, es ist das eigentliche Wesen des Künstlers überhaupt, romantisch zu sein, der Wirklichkeit abgeneigt, unvernünftig, verschwenderisch,

Digitized by Google

von dunklen Trieben bedrängt, in den Gesichtern der Tränen verstrickt, von inneren Tönen gehetzt und gehoben, eine Blume anjauchzend, blind vor den Schätzen und taub in den Genüssen der Menschen. Aber nie, vor der Nüchternheit der Aufklärung fliehend, den politischen Trank der französischen Revolution in das Blut der Kunst schüttelnd, hat sich ein Geschlecht so ungehemmt dem romantischen Gefühl der Befreiung von aller erdhaften Beschwertheit hingegeben wie die ewig jünglingshaften Männer um etwa 1800—1830, die die Literaturgeschichte die Romantiker nennt.

Jean Paul nennt das Romantische „das schöne Unendliche". Novalis erklärt: „Romantisieren heißt dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben." Das herkömmliche Symbol der Romantik ist die „blaue Blume" als das Symbol aller Sehnsucht, alles Heimwehs nach einer gottnäheren Welt geblieben. Im ersten Kapitel von Novalis' Roman „Heinrich von Ofterdingen" wächst sie auf: „Eine Art von süßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit aller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Rührung. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu ändern anfing; die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blau ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süßes Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete."

Aber ein mehr bedeutendes Sinnbild der Romantik gibt doch jener Schauspieler in Wien, der in nächtigen, abgelegenen Gassen zu fliegen versuchte. Es mochte den Menschen komisch sein, wenn er die Füße von der Erde aufhob und gleichzeitig mit den Armen wie mit Flügeln in die Luft schlug. Aber einer erzählt, es wäre dem Mann gelungen, einige Meter zu fliegen. Und was wissen wir, ob dieser Mensch, von seiner ekstatischen Sehnsucht zu den Sternen getrieben, in einer günstigen Stunde nicht wirklich hätte die Kraft in sich zwingen können, ihn durch die Luft zu tragen? Es war schließlich nur die Frage nach der Kraft seiner Ekstase. Das Hinauswollen über das, was als Grenze der Menschnatur erscheint, das Vertrauen auf für den Verstand verborgene, aber daseiende Kräfte (nicht technische, sondern Gefühlskräfte — wie arm sind wir Besitzenden heute gegen die Hoffenden und Gläubigen damals!): kein anderes Gefühl bestimmte so sehr den Herzschlag des romantischen Menschen. Novalis war überzeugt von der Möglichkeit, daß der Mensch, außer seiner Natur, verlorene Glieder restaurieren könne. Er machte lange den bitteren Versuch, sich selbst nur durch seinen Willen zu töten.

Es ist gewiß kein Zufall, daß das Geschlecht der Romantiker gerade aus deutscher Erde hochwuchs. Das Verträumte, Verschwärmte, zu allem Dunklen und Seltsamen magisch Hingezogene, das Empfinden dieser Welt als eines Aufenthalts auf einer Postwechselstation, während das Ziel, die Heimat, fern ist und nur durch einen Glanz sich ankündet, den nur helle Augen erkennen, der ewig verzückte Gedanke, das ewig verzehrende Hinverlangen nach dieser Heimat: das alles bezeichnet ebenso das deutsche wie das romantische Urwesen. Aber jeder Rasse ist die romantische Neigung als großer Bestandteil ihrer Anlage gegeben. Darum haben die deutschen Romantiker mehr als die deutschen Klassiker (zu ihrer Zeit) Liebe bei anderen Völkern gefunden. Darum haben die Romantiker selbst, wenn sie auch zuerst die alte deutsche

Digitized by Google

Sage und das ganz verschüttet gewesene deutsche Volkslied wie Wunder ihres eigenen Herzens ausgruben und neu schmückten, doch auch Calderon, Cervantes, Shakespeare mit dem höchsten Maß der Liebe begrüßt und als Brüder in das Haus des Deutschtums aufgenommen,

So wenig sind die Romantiker in irgendeinem abgegrenzten Stück Erde zu Haus, daß es im Gegenteil zum romantischen Wesen gehört, nirgendwo eine Ruhestatt zu haben. Darum sind die Romantiker auch mit ihrem Körper immer auf Reisen. Im ruhelosen Urtrieb der Nomadenvölker, denen immer neue Ferne das endliche Glück zu enthalten scheint.

Weil die große Urheimat anderswo ist, darum erscheint den Romantikern die Welt, wie sie ist, und selbst ihr Dichten in dieser Welt eitel. Darum drängen sie danach, sich über sich selbst in ihrem Kunstwerk hinauszuheben. Sie ironisieren ihr eigenes Pathos, weil es ihnen nicht Genüge tut, weil es ihnen hinter dem tausendfach stärkeren und seltsameren Klang der fernen Welt, von der alle Kunst nur ein Widerschein ist, allzusehr zurückbleibt. So, in der Kunst die Ruhe nicht findend, werfen sich die Romantiker mit glühenden und gierigen Stirnen an das Herz der Religion, der bunten, mystischen, südlich sinnlichen katholischen Religion.

Die Literaturgeschichte lehrt: Nicht große Dichterwerke sind den Händen der Romantiker gelungen, im Gegenteil, fast nur Halbvollendetes ist uns überblieben; zumal im Drama, um das sie mit besonderer Inbrunst rangen, angezogen von der Buntheit und dem spiegelhaften Weltabbild (hinter dem man auch das Urbild jener letzten, fernen Welt suchen konnte), haben sie versagt. Und doch haben wir Hölderlins unbegreiflich trauerschöne, mit Sehnsucht überfüllte Gesänge, doch haben wir die schwärmerischen Waldlieder Eichendorffs, doch haben wir die lieblichen und brunnentiefen, heute nur allzu unbekannten Novellen und Märchen der Tieck, Arnim, Brentano, die gespenstischen Phantasien des E. T. A. Hoffmann. Freilich, in vielem andern überwiegt bei den Romantikern immer das Gefühl. Aber das gerade ist ihr unausschöpfbarer Reiz. Darum sind keine geliebteren Dichter. Wie man denn das Vollendete bewundert und ehrt, aber den Suchenden, Irrenden, allzu Kühnen, Vermessenen, Besessenen, niemals ans Ziel Kommenden als den wahren Menschenbrüdern das gequälte Herz hinschenkt. Man badet bei den Romantikern nicht am fest und schön gestalteten Ufer, sondern draußen im erregt unbegrenzten und darum ungeformten Meer. Hier ist Verschwendung, Maßlosigkeit, Verlangen, Gott zu ergreifen, nachtwandlerische Besessenheit, Urtiefe der Kinder, Hoffnungsseligkeit, Gläubigkeit, Feuer, Jugend. Hier fehlt Ruhe, Vernunft, Besorgtheit, Berechnung, Sparsamkeit, Gefaßtheit, Zuverlässigkeit. Der feste Schritt ist lobenswert — aber Blumen um die Stirn und Trunkenheit des Herzens: das ist Gottesnähe. Das Halbvollendete hat die Glut des Schmiedens, das Fertige ist oft starr. In dem Suchenden ist alle Kraft lebendig, der, der gefunden hat, sitzt oft tot da. Trotz alles Gefundenen Suchende bleiben Kleist und Goethe, die man immer mit den romantischen Brüdern zugleich nenen soll: jünglingshafte Männer, unvollendete Vollendete. Prinz von Homburg, Penthesilea und endlich der Faust: die Großwerke der deutschen Romantiker.

Tieck, der nach der ruhelosen Kampfzeit eines Lebens, aus den Qualen ewigen Verzweifelnwollens und ewigen Neuanfangs zur gelassenen Heiterkeit kam. Der Theaterleiter in Dresden, der nicht die Bilder des eigenen Inneren in den dramatischen Rahmen zu schließen vermochte, der dafür in Calderon sein Blut ausschüttete und Rettung fand. Der Sohn eines Seilers als Vorleser am Hofe Friedrich Wilhelms IV. Ein ewiger Jüngling. Glänzend, geschickt, fügsam. Ein in allem kleineres Abbild Goethes.

Arnim, der Ritter, von männlicher Schönheit, alles Deutsche inbrünstig liebend, der Sittliche, Treue, Milde, Keusche. Er hält sich von den exotischen Prächten, er sucht einsam das Wunder im tief aufquellenden Lied des einfachen deutschen Menschen.

Brentano, der Kaufmannslehrling, der nicht Kaufmann, der Student, der nicht Gelehrter wird. Der Schweifendste von allen, Freundschaft und Liebe durchrasend, nach Wundern gierig, von Wundern überwältigt und krank. Goethes Mutter schrieb schon dem Knaben pro-

Digitized by Google

phetisch ins Stammbuch: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht von der Erde." Er, der sich an tausend Menschen anhing, mußte lassen von seiner Luise Hensel. Er ward ein Mönch, wenn auch außerhalb des Klosters, verwarf sein bisheriges Leben und seine Arbeit, saß lange Jahre versunken im Anschauen der ekstatischen Jungfrau Katharina Emmerich, die die geahnte Fernwelt in sich zu sehen vermochte. In Ehrenbreitstein geboren, in Aschaffenburg gestorben, war er selbst wie ein blühender Weinstock, aus seinem Schieferberg gelöst und über die Erde wandernd. Der von den Menschen geliebteste der Romantiker. Seine Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl, die erste aller deutschen Dorfgeschichten, die heute noch meistgelesene und fruchtreifste aller Erzählungen der Romantik. Freiligrath sagt davon:

„Er warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächtigen Blitz: die Leidenschaft im Volke."

Unsere Tage sind in den Sturz neuer Romantik hineingeraten wie in das Leuchten einer Kometenbahn. Der entfernt gewesene Blutstrom rauscht wieder. Jener heiße, unersättliche Puls klopft wieder. Eine himmlisch leichte Luft bringt uns Befreiung. Nach den Jahren des allzu erdhaften Naturalismus suchen die Füße wieder über der Erde zu schweben. Die Hände greifen in die Atmosphäre nach unirdischen Farben und Tönen. Das Materielle ist nichts, der Geist ist alles. Die Umwelt nicht länger, das Innengesicht einer unbekannten, fernen Welt ist Altarbild.

Mit dieser neuen Erregung der Geister ist nicht gemeint das, was man vor einigen Jahren die Neuromantik nannte. Da war nur ein äußerer Zusammenhang des Kostüms. Der Aufdrang zum Jenseitigen, das nicht irgendwo über uns zu sein braucht, dessen Abglanz und Fernklang wir in der Dunkelheit unserer Brust suchen müssen: ist das gemeinsame Zeichen. Spiel, Vermessenheit, Inbrunst suchen sich wieder Gott zu nähern. Wir werden fliegen, Gottessöhne, auf der Erde stehend, und doch so viel weiter und zu so viel wunderbareren Verborgenheiten als die Flieger auf ihren Maschinen. Endlos ist der Raum unserer Seele.



Industrievergiftung

Angesichts der Bedeutung der heimischen Erzeugung für die Volksernährung weist Gartendirektor A. Janson in der „Frankfurter Zeitung" auf einen Umstand hin, der unsere Bodenerträge denn doch trotz absoluter und verhältnismäßiger Zunahme in steigendem Maße nachteilig beeinflußt. Das ist die Zunahme der Städte und der Großindustrie und damit der pflanzenschädlichen Abgase. Vornehmlich ist es der Schwefel in Roherzen und Kohle, der zu schwefliger Säure verbrannt wird. Dieses Gas ist das gefährlichste aller Pflanzengifte, das nach Untersuchungen von Wislicenus noch bei Verdünnungen bis zu 1:500000 schädigend wirkt, bei solchen von 1:80000 bis 1:150000 luftverdünnt noch blitzschnell das Gewebe tötet. Die Vergiftung erfolgt derart, daß die luftverdünnte Säure eingeatmet wird. Im Gewebe findet sie bei der Kohlensäure-Assimilation freigewordenen Sauerstoff zugleich mit Wasserdampf des Verdunstungsvorganges, Stoffe, welche die schweflige Säure sofort in die hochgiftige Schwefelsäure verwandeln. Diese tötet je nach Gunst und Ungunst der Verhältnisse den Lebensträger der Pflanzen, das Plasma, schleichend oder auch blitzschnell; schweflige Säure ist, weil die Assimilation dann stillsteht, bei Mangel an Licht (also nachts) und bei Kälte unschädlich. An Giftigkeit für das Pflanzenleben kommen dieser Schwefelverbindung nur die weitaus selteneren Abgase von Ziegeleien, Glas- und Porzellanfabriken gleich, welche die gefährliche Kieselfluorwasserstoffsäure enthalten. Wohingegen schweflige

Digitized by Google



Die apokalyptischen Reiter I: In den Krieg

Hans Meyer

Digitized by Google

Digitized by Google

Säure aus jedem Schornstein, als Abdampf der Hochöfen, Stahlwerke, Schiffsfeuerungen, Lokomotivschuppen, Gießwerke, vieler chemischer Fabriken frei wird.

Man ist versucht, die Großstädte vornehmlich mit der Schuld zu belasten, indem man an die zahllosen Hausfeuerungen denkt. Gewiß sind auch sie nachteilig; aber da die Wohnräume nur im Winter geheizt werden, im Sommer viel mit Gas gekocht wird, Schäden aber in der Hauptsache nur im Sommer entstehen können, ist die Giftwirkung der Großstädte als Wohnstädte gering, zumal weil sich das Abgas über große Flächen und auch zahlreiche Kleinschornsteine verteilt. Der sommerliche Tagesverbrauch für Haushaltungszwecke an Kohlen, einschließlich Brikett, Torf, beträgt etwa 1,17 kg für jede Person, so daß eine Stadt von der Größe Frankfurts täglich 53 Doppelwaggons verbrennt. Welche Riesenmengen gleichzeitig große Industrieunternehmungen verheizen, möge daran erkannt werden, daß eine norddeutsche Wollwäscherei, die 3000 Arbeiter beschäftigt, für sich allein täglich 24 Doppelwaggons verfeuert. Die neuerbauten Elektrowerke Golpa bei Bitterfeld, derzeit das größte elektrische Werk der Erde, verarbeiten täglich sogar 80 Waggons, eine Menge gleich dem Verbrauch eines Sommertages in einer Großstadt von 600000 bis 650000 Einwohnern an Haushaltsfeuerung. Zudem verbraucht dieses gleich vielen Großindustrien die billige aber auch 3½mal so schwefelreiche Braunkohle, so daß diese Werke die schweflige Säure einer Stadt von etwa 2—2¼ Millionen Einwohner ausatmen. Nicht aber wie letztere aus rund 120000 Kleinschloten, sondern aus 9 Riesenschornsteinen, deren Abgassäulen von etwa 2 m Durchmesser noch nach 5 km alles Pflanzenleben auf die Dauer vernichten.

Die Abgase töten das lebende, an der Ernährung der Pflanze arbeitende grüne Gewebe oder verzögern in den milderen Fällen das Wachstum. Demgemäß wird durch solche Abgase jedwede gärtnerische, landwirtschaftliche, forstliche Pflanzenerzeugung gemindert. Nicht nur nimmt beispielsweise die Menge der Kartoffeln und von Heu, von Körnerfrüchten und Rüben ab, sondern auch der Stärke- und Zuckergehalt, der qualitative Wert wird erheblich verringert. Bei Forstpflanzen nehmen Zuwachs und Güte des Holzes ab, bei Gartenpflanzen deren Wüchsigkeit und Schönheit. Großwerke, wie das obengenannte, entziehen im Laufe weniger Jahre bis zu 60 und 80 qkm Land der landwirtschaftlichen Nutzung.

In ausgesprochenen Industriebezirken gibt es schon heute kaum mehr eine einzige gesunde, von Rauchgasen verschonte Pflanze, zumal Lichtentzug, Rußwirkung die Schäden vergrößern. Als langjähriger Sondersachverständiger dieses Gebiets bearbeitet der Verfasser allein derzeit Rauchschadenfälle im Betrage von 3,2 Millionen Mark.

Das Bedenkliche ist das riesenhafte Anwachsen der Schäden mit dem Zunehmen der Industrie. Wie groß jetzt bereits der jährliche Ausfall ist, möge aus folgenden Schadenschätzungen hervorgehen. Ausfälle an Roggen 320000 dz, Weizen 140000 dz, Spelz 16000 dz, Gerste 125000 dz, Hafer 270000 dz, Wiesenheu 1100000 dz, Kartoffeln 1600000 dz. Der Geldausfall beträgt etwa 80 Millionen Mark. Mit sonstigen landwirtschaftlichen, gärtnerischen, forstlichen Verlusten verliert Deutschland 150 bis 160 Millionen Mark jährlich; 1890 betrugen die Ausfälle noch etwa 28 Millionen Mark, 1900: 65 Millionen, 1910: 116 Millionen, 1925 dürften sie, wird nicht für Abhilfe gesorgt, 300 Millionen Mark betragen.

Im Interesse unserer Ernährung sollte alles geschehen, um diese Rauchgasschäden zu verringern: durch allgemeine Einführung der Rauchverzehrungseinrichtungen und deren Verbesserung, einer Sache, deren sich das Reich tatkräftig annehmen sollte, durch Zwang, daß diese Einrichtungen nicht nur getroffen, sondern auch benutzt werden, was heute vielfach unterlassen wird, durch Ausnutzung der Wasserkräfte und deren Umwandlung in Elektrizität.



Digitized by Google

Otto Greiner †

Aus München kommt die überraschende Kunde vom Tode des erst siebenundvierzigjährigen Graphikers Otto Greiner. Hat der blonde Germanenriese die herbere deutsche Luft nicht mehr zu vertragen vermocht, nachdem er seit fast zwanzig Jahren in Rom gelebt hatte? Greiner war in Leipzig geboren gleich dem ein Jahrzehnt älteren Max Klinger, dem er sich künstlerisch aufs engste anschloß. Greiner war ursprünglich Lithograph und hat auch als Künstler im Steindruck und den verwandten graphischen Künsten sein Bestes gegeben. Er hat das handwerkliche Können auch als Zeichner bis ins letzte ausgebildet und steht in der Art, wie er mit Stift, Griffel und Radiernadel den menschlichen Körper herausmodelliert, Karl Stauffer-Bern noch näher als Klinger.

Wie bei diesen beiden, hat man auch bei Greiner das Gefühl, daß im Grunde ein Plastiker in ihm steckte, dem das geradezu greifbare Herausmodellieren des Körpers viel näher lag als die Radierung und Zeichnung, deren eigenartigste Reize in der Leichtigkeit und im Andeuten liegen. Auch geistig stand er Klinger nahe. Gleich diesem war auch ihm die Graphik das Ausdrucksmittel des Geistigen, gewissermaßen die dem bildenden Künstler verliehene eigene Art, seine Gedanken, seine Weltanschauung auszusprechen. Im Inhalt dieser Gedankenwelt unterscheidet sich freilich Greiner sehr von Klinger, denn für ihn gab es nur ein Thema: die Macht des Weibes. In dem vierten Blatt des Radierzyklus „vom Weibe" bietet der Teufel ein in Schönheit strotzendes Weib feil. Hell beleuchtet hat er es auf einem erhöhten Felsen zur Schau gestellt, um den sich nun wie die brandenden Wogen eines aufgewühlten Meeres die Männer drängen. Und ob es brünstige Gier, gewalttätige Kraft, schmutzige Vergeiltheit oder schönheitstrunkene Verehrung ist, — sie alle kämpfen mit aller Gewalt um den Besitz.

Das Blatt wirkt als Angelpunkt von Greiners Kunst, dessen größtes und berühmtestes Werk „Odysseus und die Sirenen" im Besitz des Leipziger Museums ist. So lebhafte Farbigkeit hier auch angestrebt ist, fühlt man doch, daß das eigentlich Malerische Greiner ebenso versagt ist wie Klinger. Offenbart sich nicht in dieser Tatsache, daß ihm auch die eigentliche Sinnlichkeit abgeht? Die naive Sinnlichkeit des heißen Blutes meine ich, die untrennbar ist von warmer blühender Schönheit. Der Gesamtinhalt von Greiners Werk, wie das stete Streben nach der schönsten Körperform, scheinen dem zu widersprechen. Aber ob sich nicht in diesem immer gleichmäßig gerichteten Wollen gerade der Mangel eines naiven Besitzes enthüllt? Es ist ein Überwiegen des Geistigen; diese Phantasie ist mehr Gedanke als Gesicht; ihre Gebilde sind erdacht, nicht geschaut. Greiner steht hier in einer Reihe mit manchen deutschen Künstlern, mit denen er dann auch die Sehnsucht nach dem Süden teilt, als wäre dort die wärmende Schönheit zu finden, die sie als fehlende Ergänzung zu der ihnen verliehenen gedanklichen Strenge ersehnen. Aber der Süden hat noch keinem geholfen, wenn er nicht die Anlage mit hinunterbrachte. Wir können nur wünschen, daß die deutschen Künstler selbst auf diesen — Mangel stolz werden, wenn es denn ein Mangel sein soll. Fühlen sie ihn als solchen, so werden sie diesem Gefühl in ihrer strengen nordischen Form Gestalt leihen, und es wird auf diese Weise ein Ausdruck der Sehnsucht zustandekommen, der wahrhaftiger, ergreifender und darum auch schöner sein wird, als eine im Süden angeeignete Schönheitsschwelgerei, die kühl bleibt, weil sie nicht Natur geworden ist. K. St.



Digitized by Google

Ein deutscher Kupferstecher

(Zu unseren Kunstbeilagen)

Des siebzigsten Geburtstages des Kupferstechers Hans Meyer müßten wir auch dann dankbar gedenken, wenn wir ihn nur als vollkommenen Meister seiner Technik und nicht als schöpferischen Künstler zu werten hätten. Denn es ist Hans Meyers großes Verdienst, die Technik des Kupferstiches durch hingebungsvolle Arbeit wieder zur Höhe gesteigert und in ausgedehnter Lehrtätigkeit weiter vermittelt zu haben. Und wenn es auch den Anschein hat, als sollte dem eigentlichen Kupferstich keine rechte Zukunft mehr blühen, so ist Hans Meyers Wirkung auf diesem Gebiete doch auch der Radierung zugute gekommen, der ein beträchtlicher Teil seines eigenen Schaffens gegolten hat.

Die Einwirkung der sozialen Verhältnisse auf die bildende Kunst ist entwicklungsgeschichtlich noch nicht systematisch genug dargestellt worden. So notwendig die Kunst für das menschliche Leben ist, der Besitz von Kunstwerken bleibt immer ein Luxus. Und wenn es wohl auch in den ärmsten Zeiten immer noch einzelne reiche Leute gibt, so werden doch die Vermögensverhältnisse der Gesamtheit auf jene Gebiete der Kunst sichtbaren Einfluß ausüben, die mit der opferbereiten Teilnahme weiterer Kreise zu rechnen haben. Das Ölgemälde ist immer ein einmaliges, und es findet sich selbst in gedrückten Verhältnissen noch immer der einzelne, der es erwerben und so dem Künstler sein Dasein ermöglichen kann. Entscheidend aber werden die gesamten Verhältnisse einwirken auf die Art der Reproduktion, durch die ein großes Kunstwerk den vielen, die an ihm teilhaben möchten, wenn auch nur in einer Ersatzform, zugänglich gemacht wird, und auf alle jene Kunstarten, die das allgemeinere Kunstbedürfnis durch künstlerische Originalarbeiten zu befriedigen suchen.

Nun ist, so überraschend das im ersten Augenblick auch klingen mag, heute das Bedürfnis nach bildender Kunst nicht so groß, wie vor einigen Jahrhunderten. Man kann sagen, daß dieses Lebensbedürfnis nach bildender Kunst im gleichen Maße abgenommen hat, wie die Fähigkeit des Lesens gewachsen ist. Das gedruckte Wort gibt nicht nur die Belehrung, sondern auch zum großen Teile die Erbauung, die frühere Geschlechter im Bilde suchten. Das Mittelalter muß zur Plastik ein ganz anderes Verhältnis gehabt haben, als die heutige Zeit. Die Bildwerke in den Wölbungen der Kirchenportale waren der Zeit, die sie schuf, nicht nur ein Schmuck, sondern geradezu die in Anschauung gebrachte Bibel und anderen heiligen Schriften. Wenn das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert den Holzschnitt und Kupferstich zu so außerordentlicher Entfaltung gebracht haben, so war das die Folge der durch das ganze Leben hochgesteigerten geistigen und seelischen Bedürfnisse, die nur ganz wenige durch Lesen von Büchern stillen konnten. Die einzelnen Stichblätter mußten natürlich billig verkauft werden, da sie im Mittelstande und wohl noch tiefer hinab ihre Abnehmer fanden. Sie mußten also in beträchtlicher Zahl verkauft werden, wenn die Künstler von der mühseligen und zeitraubenden Arbeit sollten leben können.

Die Kunst der Radierung, bei der der Ätzstoff dem Künstler einen großen Teil der Handarbeit abnahm, war ein erwünschtes Verbilligungsmittel der Arbeit. Die große Kunstliebe und Sammellust der wohlhabenden und gebildeten Kreise im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert begünstigte dann die prachtvolle Entfaltung aller dieser kostbaren, künstlerisch so hochstehenden Vervielfältigungsarten, sowohl für die Wiedergabe von Kunstwerken aus anderen Techniken, in denen es nur ein einziges Original gab, wie auch für Originalarbeiten in diesen Techniken des Kupferstiches und der Radierung. Nach der Französischen Revolution und dem anschließenden napoleonischen Kriegszeitalter setzte dann jene allgemeine Verarmung ein, die eine Verbilligung der für Verbreitungszwecke arbeitenden Kunsttechnik zum Gebote machte.

Die Lithographie hat nicht alles erfüllt, wozu sie imstande gewesen wäre, weil sie zu einseitig vom Handwerk mit Beschlag belegt wurde. Auch der Kupferstich wurde durch den

Digitized by Google

von vornherein weit unkünstlerischen Stahlstich verdrängt, weil dieser größere Auflagen und damit billigere Einzeldrucke ermöglichte. Im Kupferstich selbst folgte dem ärmlichen Konturenstich, der nur die Umrisse gab, mit wachsendem Wohlstand der Kartonstich, der doch wenigstens einigermaßen modellierte. Beide machten verhältnismäßig wenig Arbeit, und darin lag die Ursache ihrer Billigkeit.

Es liegt nun aber in der Natur der Verhältnisse, daß der Mensch immer aus der Not eine Tugend zu machen sucht, und so wurde die aus finanziellen Gründen geübte Sparsamkeit bald zu einer ästhetisch wertvollen Einfachheit umgestempelt. Nun, das hört von selber auf, sobald die Vorbedingungen sich verändert haben. Schlimmer ist es, daß mit dem Mangel an Übung auch das technische Können schwindet. So mußte Hans Meyer tatsächlich vielfach wieder Neuland anbauen oder doch wenigstens verschüttetes Gelände freimachen. Übrigens ist er eigentlich auch heute der einzige wirklich bedeutende Kupferstecher, den wir haben.

Die Tage des Kupferstiches scheinen indessen gezählt zu sein. Es liegt in der Natur der Sache, daß für Originalarbeiten der Künstler immer eher zur Radiernadel, als zum Stecheisen greifen wird. Die Radiernadel gibt ihm größere Freiheit, steigert die malerischen Möglichkeiten und erspart auf der anderen Seite viel an reiner Handarbeit. So ist das eigentliche Gebiet des Kupferstiches die Wiedergabe nach Bildwerken anderer Technik, also vorzugsweise nach Gemälden. Hier nun aber ist ihm in den mechanischen Wiedergabeverfahren ein übermächtiger Wettbewerb entstanden. Die Photographie und die auf ihr begründeten Wiedergabetechniken ermöglichen nicht nur eine viel raschere und billigere, sondern auch eine für alles Äußere viel genauere Wiedergabe. Die subjektiven „Fehler" des Kupferstechers sind hier ausgeschlossen, allerdings auch alle subjektiven Vorzüge. Nicht nur, daß eine Photographie als Erzeugnis der Mechanik niemals an sich Kunstwert haben kann, ist sie auch im Vergleich zum Kupferstich begrenzt in der Fähigkeit für Licht und Schatten. Gegen die Weiße des Papiergrundes im Kupferstich ist auch die lichteste Helle der Photographie immer bereits gefärbt; gegen die Gewalt des Schwarzes der tiefgeschürften Kupferstichstellen ist die Dunkelheit in der Photographie ausdruckslos. Aber wenn man bedenkt, daß ein einziger Kupferstich nach einem Originalgemälde oft die jahrelange Arbeit eines fleißigen Mannes in Anspruch nimmt, wird man doch aus höheren Gründen der künstlerischen Ökonomie einer Neubelebung des Kupferstichs für die Reproduktion nicht das Wort reden. Denn vom bloßen Handwerk auf diesem Gebiete haben wir nichts. Der Künstler aber wird sich doch mit Vorteil für ihn selbst, wie für die Kunst dem Originalschaffen widmen und Werke hervorbringen, die keine Übertragungen sind, sondern von vornherein aus dem Geiste der Technik empfunden. Hans Meyers eigenes Lebenswerk ist für diese Entwicklung ein Beleg.

Am 26. September 1846 zu Berlin geboren, kam Hans Meyer vom Gymnasium als Achtzehnjähriger an die Berliner Akademie der Künste und gleichzeitig in das Atelier des an dieser als Lehrer wirkenden Kupferstechers Eduard Mandel, des Schöpfers so manches trefflichen Stiches nach Raffael. Sieben Jahre blieb er da und errang mit seinem letzten hier geschaffenen Kupferstich nach Velasquez' „Infantin Margarete von Spanien" den Preis der Michael-Beer-Stiftung. Den dadurch ermöglichten einjährigen Aufenthalt in Italien verlängerte ein Zuschuß des Kultusministeriums auf anderthalb Jahre. Hans Meyer hat damals die Wanderung nach Rom noch zu Fuß gemacht, wie er später einmal von Rom nach Neapel zu Fuß wanderte. In inniger Liebe hat er an Italien, seiner schönen Natur und auch seinem, wo es sich unbeeinflußt von üblen politischen Treibern auslebt, so gefälligen Volke zeitlebens gehangen. Für die meisten seiner Gemälde hat er die Motive aus Italien geholt (z. B. Olevano, Villa Falconieri), und auch in seinen Radierungen tragen die landschaftlichen Hintergründe oft italienischen Charakter. Als er nach Berlin zurückgekehrt war, stach er das Bildnis Moltkes nach dem Gemälde Julius Schraders und nutzte den Erlös dazu, schon 1877 wieder für ein Jahr nach Italien zu pilgern. Dieses Mal zeichnete er in den Stanzen des

Digitized by Google

Vatikans Raffaels Deckenbild „Die Poesie“, die er nach der Heimkehr für den Kupferstich in Angriff nahm. Die Arbeit war noch nicht vollendet, als das Kultusministerium den jungen Künstler 1878 beauftragte, Morettos prachtvolles Bild „Anbetung der heiligen Maria und Elisabeth“ aus dem Berliner Museum zu stechen.

Bis zum Jahre 1884 nahmen die beiden großen Blätter die meiste Arbeitskraft des jungen Meisters in Anspruch. Daneben freilich hat er zahlreiche kleine Platten für das Stammbuch der Nationalgalerie verfertigt und auch für die Publikationen der königlichen Museen mancherlei gearbeitet. Gerade mit dieser Tätigkeit belebte Hans Meyer bei uns in Deutschland aufs neue die Kunst des Radierens und die Freude an ihr bei Künstlern und Liebhabern. Die überragende Stellung des Künstlers auf diesem Gebiete wurde dadurch anerkannt, daß er 1883 als Lehrer an die Hochschule für die bildenden Künste in seiner Heimatstadt berufen wurde, der er nunmehr seit dreiunddreißig Jahren seine allgemein anerkannte und ihm von vielen zu Ruf gekommenen Schülern warm verdankte Lehrgabe gewidmet hat.

Im Jahre 1883 waren noch die Bildnisse des Kronprinzenpaares nach den bekannten Gemälden Angelis und ein Bildnis des Historikers Waitz, des Herausgebers der „Monumenta Germaniae“ erschienen. 1886 kam van Dycks „Dame mit dem Handschuh“ dazu. 1887 erfolgte der große staatliche Auftrag, Geselschaps riesige Bilder „Krieg“ und „Frieden“ aus der Herrscherhalle des Zeughauses in Kupfer zu stechen. In zehnjähriger angestrengter Tätigkeit hat der Künstler diese riesigen Aufgaben vollendet, die er sich noch dadurch erschwert hatte, daß er den runden Kuppelfries als gerades Friesband den beiden Hauptbildern unterlegte. Die beiden prachtvollen Werke Geselschaps, denen die Stimmung unserer Zeit wieder die verdiente Würdigung verschaffen sollte, haben so durch Meyers Kupferstiche die künstlerisch ebenbürtige Übertragung aus der monumentalen Form in die des Wandschmuckes für Schule und Haus gefunden. Die mit höchstem technischen Vermögen und hingebendster Sorgfalt geschaffene Arbeit fand die äußere Anerkennung durch die Verleihung der goldenen Staatsmedaille bei der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1899.

Neben diesen großen Übertragungen gingen zu allen Zeiten eigene Schöpfungen des Künstlers her, vor allem waren die Reisen für Öl- und Temperabilder, Aquarelle, Guasches und auch Radierungen ergiebig. Das bedeutsamste Ergebnis dieser schöpferischen Veranlagung des Meisters ist sein „Totentanz“, zu dem ihm die Anregung kam, als er 1891 durch ein Leiden gezwungen war, das Wildbad im Württembergischen Schwarzwald aufzusuchen. Im Laufe von zwanzig Jahren sind über vierzig Bilder entstanden, die in eigenartiger Weise das seit einem halben Jahrtausend unsere bildende Kunst immer wieder beschäftigende Problem aufnehmen, die so mannigfachen wunderbaren und wunderlichen Wege, auf denen der Tod an den Menschen herantritt, nachzugehen und, was wir mit dem Verstande niemals werden begreifen können, mit der Kraft des Gefühls uns zum Lebensbesitz zu machen. Denn wie der Künstler im Vorwort zur großen Buchausgabe von dreißig dieser Bilder sagt: „für den ernsten, auf ein längeres, nicht ganz verfehltes Leben zurückblickenden Menschen, hat der Gedanke des Todes nichts Abschreckendes“.

Neben dieser Buchausgabe, die dreißig Zeichnungen im Lichtdruck wiedergibt (Berlin, Verlag von Boll & Pickardt; geb. 10 ℳ), sind achtzehn Blätter auch als Radierungen erschienen und vom Künstler zu beziehen. Je drei der 72 × 53 cm großen Blätter sind zu einem Heft vereinigt, das in den verschiedenen Druckabstufungen je 100, 60 oder 30 ℳ kostet. Der Künstler hat in nachdenklichen Versen den Gehalt seiner Blätter umschrieben. Sie bedürfen aber solcher Erklärungen nicht, sondern haben die nur dem Bilde eigene Kraft, mit einem Schlage ein hier meist tragisches, zumeist aber im Geiste einer höheren Versöhnung aufgefaßtes Geschehen uns miterleben zu lassen.

Das erste Blatt zeigt uns den Tod, wie er sein Reich, also die ganze Erde, überblickt. Dann sehen wir ihn das Kind, das kaum die ersten Schritte ins Leben getan hat, in sein stilles

Digitized by Google

Reich hinüberziehen. Zu Schnittern gesellt er sich als Schnitter; aus einem Mädchenreigen findet er trotz der verbundenen Augen die Schönste für sich heraus. Mit etwas höhnischem Empfinden für die an ihrem kümmerlichen Leben hangenden Kranken bietet er selbst dem Kurgast den Trank der Heilquelle. Den sich keine Ruhe gönnenden alten Bauer zwingt er zur Rast, den müden Wanderer führt er in die gute Herberge; den kraftstrotzenden Holzfäller erschlägt der vom Tod mit leichter Hand in die falsche Richtung geworfene Baum; dem Ritter tritt er als gewappneter Gegner gegenüber; die Zirkusreiterin bedient er als Clown beim gewagten Reifensprung; der Braut hält er den Spiegel; den Totengräber läßt er in der selbstgeschaffenen Grube Ruhe finden.

Oft tritt der Tod den Menschen auch willkommen an. Gern folgt ihm der greise Mönch, der der Welt längst abgestorben ist. Dem armen schmachtenden Gefangenen bringt er die ersehnte Freiheit; dem von schwerem Erleben Zerissenen, der vor der Erinnerung umsonst in die Einsamkeit floh, bringt er das Vergessen; dem alten müden Weiblein zeigt er, daß am Ende keiner noch vergeblich auf ihn hat warten müssen. Auch der Steinklopfer legt den Hammer gern aus der zerschundenen Hand. Gewalttätiger tritt er an den Papst heran, um ihn vor den zur Rechnungsablegung zu rufen, den er auf Erden vertrat. Als unbarmherziger Lotse vereitelt er das Ringen der Schiffer mit den aufgewühlten Sturmeswogen; in ingrimmigem Hohn reißt er den Geizhals von seinen Schätzen und holt im Schlemmer das vollgesogene Tier zum Würmerfraß. Der kecke Narr verlernt vor ihm sein Sprüchlein und der kühne Bergsteiger wie der arme Blinde gelangen unter seiner Führung ans letzte Ziel.

Neue Arbeit für den Tod bringen die Luftschiffer, im Verhältnis zu denen der dahinrasende Radfahrer eine leichte Beute ist. Im Kleide des Weichenstellers, der nur dem zitternden Hunde Entsetzen einflößt, lenkt er zwei Züge ineinander. Dem Selbstmörder redet er gleißnerisch zu, um ihm die letzten Bedenken zu beheben. Leise schleicht er sich hinter die Staffelei, während der Maler schönheitsselig die Sonne verfolgt, wie sie über dem blühenden Waldtal zur Rüste geht. Das letzte Blatt zeigt den Bettler, der die ihm an der Schwelle des Krankenhauses versagte Aufnahme beim mitleidigen Tode findet. Er ist die Zuflucht der Armen, ihr einziger wahrer letzter Freund.

Ein tiefes Künstlergemüt hat in dieser Blätterfolge sein Weltbekenntnis abgelegt. Aus der ruhigen Ergebenheit in das dem Menschen bestimmte Geschick erwächst ein leiser befreiender Humor, der überlegen lächelt über die allzu Lebensgierigen und voll Güte die vom Leben Gepeinigten tröstet. Wir machen recht nachdrücklich auf die Buchausgabe dieses Totentanzes aufmerksam, die für jeden Kunstfreund ein schönes Festgeschenk darstellt.

Neben zwei Bildern aus dieser Folge bringen wir noch zwei Nachbildungen nach großen Zeichnungen, deren eine der Künstler am ersten Tage nach der Kriegserklärung in Angriff nahm, während die andere in diesen Tagen die letzte Vollendung erfährt. Auch in der Auffassung dieses oft behandelten Bildvorwurfs der apokalyptischen Reiter bekundet der Siebzigjährige eine eigene Auffassung. Die wilden Würgengel haben an abgelegenem Orte geruht. Jetzt hat sie die Kriegstrompete aufgescheucht. Allen voran jagt der Tod voll rasender Gier auf die reiche Beute. Das zweite Blatt ist noch Zukunftsbild. Aber es wird ja Wirklichkeit werden. Der holde Friede wird wieder einkehren und die entsetzlichen Gewaltigen verdrängen. Müssen sie nicht müde sein ihres furchtbaren Tuns? Möge uns allen bald die Erfüllung des Wunsches werden, den sich der Künstler zum 70. Geburtstage in dieses Friedensbild hineingezeichnet hat. Ihm selbst lohnte ein in hingebender Arbeit verbrachtes, mit dem anvertrauten Pfunde wucherndes Leben mit der Fähigkeit, in so starker Weise als Greis am Leben der Zeit Anteil nehmen zu können.

Karl Storck



Digitized by Google

Ein Meister der kleinen Form

(Zu unserer Notenbeilage)

Georg Göhler (geboren 29. Juni 1874 zu Zwickau) nimmt in unserem heutigen Musikschaffen eine besondere Stellung ein durch seine Fähigkeit zur kleinen und kleinsten Liedform.

Unsere ganze moderne Musik leidet am Übermaß der Ausdrucksmittel, sowohl hinsichtlich der gewählten Form wie — drücken wir es ganz trivial aus — des Aufwandes an Noten. Man hat völlig vergessen, daß erst die Ausgeglichenheit im Verhältnis zwischen Inhalt und Form ein Kunstwerk vollkommen macht. Das gilt schon für jene Kunst, die eine fertige Form übernimmt und in sie den Inhalt gewissermaßen hineingießt. Wird eine zu große Form gewählt und reicht der ursprüngliche Inhalt nicht aus, so bleibt ein Teil der Form leer oder die Füllung muß verdünnt werden. Ist die gewählte Form zu klein, so wird sie gesprengt.

Es liegt ein Beweis für das Entscheidende des Gehaltes in der Kunst darin, daß der letztere Fall fast immer zu einer Weiterentwicklung, einem Fortschritt der Kunst geführt hat. Denn wenn so der Künstler die Form zerbrach, gehorchte er der „Notwendigkeit" und bekannte sich damit unwillkürlich zu dem Gesetz, daß eigentlich jeder Inhalt eine besondere, ihm allein gehörige Form gebiete. Es ist zweifellos, daß der wirklich vollkommen erlebte künstlerische Inhalt auch immer zu dieser ihm entsprechenden Form gelangt. Wo das nicht der Fall ist, liegt der Grund in einem Mangel des Erlebens. Wir müssen uns darüber klar sein, daß es für ein wirkliches Neues im Erleben noch gar kein entsprechendes Können der Form geben kann, daß in solchen Fällen die Form immer ein Erkämpftes ist. Die uns seltsam berührende Tatsache, daß die Zeitgenossen einen Mozart als zu schwierig und zu neuartig ablehnten, beruht darin, daß der außerordentlich neuartige Gehalt der Mozartischen Musik selbst in überlieferte Formen etwas völlig Neues hineinbrachte.

Wir können das freilich nicht mehr fühlen, da seither die Formen selber so gedehnt und zersprengt wurden, daß immer die jeweils ältere als ein fester Typus wirkt. Aber nun leiden wir an der Tatsache, daß gewissermaßen die Formlosigkeit das oberste Formgesetz ist. Und so seltsam es klingen mag, ist es doch Tatsache, daß eigentlich niemals mehr formale Musik geschrieben worden ist, als heute, wo keine einzige feste Form anerkannt wird. Das Formale liegt allerdings nicht mehr in der architektonischen Richtung einer geschlossen aufgebauten Figur, sondern im Spiel mit Farben. Ließ die alte Kontrapunktik um eine feste Linie andere ringsumher spielen, so wird jetzt um eine möglichst unbestimmt gehaltene Linie ein buntes Farbenspiel aufgeführt. Da so der Halt einer festgefügten Form fehlt, gerät alles in die Breite.

Die charakteristische Erscheinung unserer ganzen modernen Musik ist darum der Mangel an wirklich überzeugender Thematik. Selbst die glänzendsten Vertreter der Moderne sind schwach als Erfinder thematischen Materials. Erst in der Bearbeitung vermögen sie etwas Eigenes zu geben. Darum wirkt diese Musik auch nicht durch ihren Gehalt, sondern durch ihre „Stimmung", wie eben der ganze Impressionismus. Für alle Schwächeren ist das verhängnisvoll. Sie übernehmen die zerfließenden Stimmungselemente natürlich rein äußerlich, und da ihnen der Persönlichkeitsgehalt fehlt, entstehen Gebilde, denen jede „Notwendigkeit" für diese Art der Erscheinung abgeht. Man sieht das am deutlichsten an der großen Mehrzahl der modernen Lieder. Sie fangen an und hören auf, ohne daß man recht weiß, wie und warum. Es könnte in der gleichen Art noch lange weitergehen, wie man auch schon vorher hätte abbrechen können; auch verschlägt es nichts, wenn man die Melodielinie oder sagen wir richtiger die Notenlinie, unter der die Worte stehen, anders herumbiegt. Günstigenfalls erweckt das Lied in uns eine schwebende Stimmung, die uns nur so lange festzuhalten vermag, als wir das Lied hören. Man kann nichts mitnehmen, weil nichts Festes da ist. Es gibt eben nur Impressionen, die sich in dauernder Bewegung befinden, stets von neuen abgelöst werden.

Digitized by Google

Ich mußte hier etwas weiter ausgreifen, weil daraus hervorgeht, daß es von grundsätzlicher Bedeutung ist, wenn ein Künstler hingeht und statt verschwebende Stimmungen zu einem Augenblicks eindruck aufzurufen, nach einer möglichst festen Form strebt, die ganz als gedrängter Ausdruck eines Empfindens dauernd haftet. Es ist also ein Zurückdrängen der Musik aufs Thematische, denn das Thema ist der Urstoff musikalischen Empfindens. Aus ihm erwächst das natürlichste musikalische Gebilde, die Melodie. Die Melodie ist ihrem Wesen nach rein lyrisch. Wo sie die ihr willkommenste Verbindung mit dem gesungenen Worte findet und so zum Liede wird, entspricht ihr am besten das rein lyrische Gedicht, das gar nicht schildert, nicht in Stimmungen auflöst, sondern Hinaussingen ist der Empfindungen eines übervollen Herzens.

Wenn ein Künstler, wie Georg Göhler, gleichzeitig den wissenschaftlichen Beruf erkürt — er hat 1896 mit einer musikgeschichtlichen Studie an der Universität Leipzig den Doktortitel erworben — und dann durch eine ausgiebige Dirigententätigkeit selber werktätig ins öffentliche Musikleben eingreift, überdies aber als scharfsichtiger Kunstpolitiker zu den Triebkräften dieses Lebens kritische Stellung nimmt, so ist es natürlich, daß auch sein eigenes Schaffen von diesem Zielbewußtsein zeugt. Es kommt hier auch eine literarische Bildung hinzu, die bei unseren Komponisten nicht die Regel ist. Aus dem allen ergibt sich auch für das Schaffen ein grundsätzlicher Zug selbst dann, wenn er vom Künstler selbst nicht beabsichtigt ist und ihm auch gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein braucht.

So finden wir bereits als Op. 2 Georg Göhlers „fünfunddreißig indische Liedchen" (wie alle Werke des Komponisten, erschienen im Verlage von C. A. Klemm, Leipzig, Chemnitz). Adolf Wilbrandt hat diese Gedichtchen, die die Urverwandtschaft indischen Fühlens mit dem deutschen überall bekunden, in knappe deutsche Verse gebracht. Die meisten dieser Kompositionen bewegen sich zwischen zwölf und zwanzig Takten. Keines ist länger als zwei kleine Notenoktavseiten. Es sind plötzliche Ausbrüche bebenden Empfindens oder der bis ins letzte zusammengepreßte Ausdruck einer den ganzen Menschen erfüllenden Empfindung. Da ist kein Wort zu viel. Nichts von Beschreibung, nichts wird ausgemalt, nichts begründet, nur ein Gefühl spricht sich mit elementarer Gewalt aus.

Göhlers Melodie erwächst wie von selbst aus der möglichst eindrucksvollen Deklamation der Verse. Die Klavierbegleitung trägt den Charakter, als könnte der Sänger das Klavier einer Leier gleich im Arm halten. Die Gestalt des Dichterrhapsoden, wie wir uns Archilochos und Arkaios vorstellen, wird lebendig. Entweder stützen Akkorde den Gesang, oder die aufs höchste gesteigerte Empfindung teilt sich zuerst der bebenden Hand mit, die einige Takte lang in den Saiten wühlt und sucht, bis dann die Stimme sieghaft einfällt und das erlösende Wort verkündet. Oder auch da und dort wird ein Lichtlein aufgesteckt, das blitzgleich die Umwelt erleuchtet, durch deren Mitleben das in der Sängerbrust gefesselte Lied herauserlöst wird. Es ist erstaunlich, wie dank diesem Zusammendrängen des Ausdrucks aufs notwendigste auch das kleinste Gebilde zu einer großen Linie kommt.

Die Lieder Göhlers tragen fast alle diesen Charakter, der zum Volkslied hindrängt. Wir finden denn auch in ihrer Reihe einige der köstlichsten italienischen Volksliedchen, die Paul Heyse verdeutscht hat, und dann drei sehr charakteristische Stücke von Martin Greif, dessen besondere Fähigkeit ja darin lag, eine weite Stimmung in den engsten Rahmen weniger Worte einzuspannen. Besonders reizvoll erwächst auf diese Art das Duett zur kleinen dramatischen Szene, in der das Empfinden zweier Menschen gegeneinander anspringt, um sich zur Einheit zusammenzuschließen.

Man kann sich denken, wie eine solche Natur gepackt wurde, als ihm der schmale Gedichtband „Der kleine Rosengarten" von Hermann Löns in die Hand fiel. Traugott Pilf schreibt in seinem jüngst bei Diederichs, Jena, erschienenen Lebensbilde des unvergleichlichen Schilderers deutscher Heide über diese Gedichtsammlung: „Diese 113 Volkslieder hat Löns im

Digitized by Google

Jahre 1911 in etwa zwei Wochen unter sehr sonderbaren Lebensumständen niedergeschrieben, über die ich an dieser Stelle hinweggehe. Irgendwo aus der Heide und aus dem Leben der Dörfer, der Städte, aus den umherflatternden Menschenseelen selbst hat er diese Lieder genommen, aber nicht von Menschen. Er weiß es selbst nicht, wie es kam und woher sie erklungen sind. Sie sind zu ihm geflogen, wie der Wind weht, wie der Blütenstaub zieht, wie der Staub von den Roggenähren über Felder und Wege fliegt, wie der Vogelsang irgendwoher tönt, wie aus unbestimmter Ferne eine Menschenstimme klingt, wie eine Seele weint und lacht, scherzt und bittet und betet, zürnt und streichelt. Alles, alles ist darin, und was nicht darin zu sein scheint, das kann man hineinlegen und immer neu wieder herausholen. Und alles ist an jedem Tage anders, wie die Sonne und der Mond jeden Tag anders und doch immer dieselben sind, wie der Mensch und die ganze Natur jeden Tag anders sind und doch immer dasselbe."

Wir haben in unserer neueren Lyrik in der Tat nicht wieder den Fall, daß einer so darauf losgesungen hat, einfach weil er nicht anders konnte. Darum sind diese Gedichte so ganz und rein lyrisch, so vollständig frei von allem, was irgendwie an Reflexion erinnern könnte. Man kann solche Gedichte nicht lesen, denn sie singen von selbst. Als sie dem für diese Art besonders veranlagten Göhler in die Hand kamen, da drängten sich ihm von selbst die Melodien auf. In wenigen Tagen waren „53 Gedichte von Hermann Löns" vertont (in drei Heften: Mädchenlieder, Soldaten- und Wanderlieder, Duette). Da Göhler ihnen die Daten der Entstehung beifügt, können wir das genau verfolgen. Am 1. Juli 1915 sind acht, am 10. sieben, am 25. wieder sieben Lieder entstanden. Wir haben die eine Periode in den letzten Tagen des Juni bis in die ersten des August 1915, und dann wieder im März und April des nächsten Jahres. Es ist immer wieder einige Tage Pause, dann bricht der aufgehäufte Strom durch.

Die sorglose Art des Dichters ist auch die des Komponisten. Beide dürfen sorglos sein, weil sie unter Zwang handeln. Die Lieder sind aus einem Vor-sich-hinsingen entstanden. Manche sind so einfach, daß man sich ein Weniger an bewußter Kunst kaum denken kann. Freilich bringt auch da irgendeine kleine selbständige Wendung in der Begleitung, eine rhythmische Verschiebung einem sofort ins Bewußtsein, welch großes Können hier am Werke ist. Da und dort versteckt sich ein Tanz, hier und da eine ganz leise angedeutete Tonmalerei, die uns sofort ins Bild bringt. Selten nur stört ein Anklang an ein Fernliegendes (z. B. Nr. 18 Carmen); fast immer spüren wir hier jene Originalität am Werke, die nicht auf Eigenart bedacht zu sein braucht, weil sie sich eigenartig fühlt.

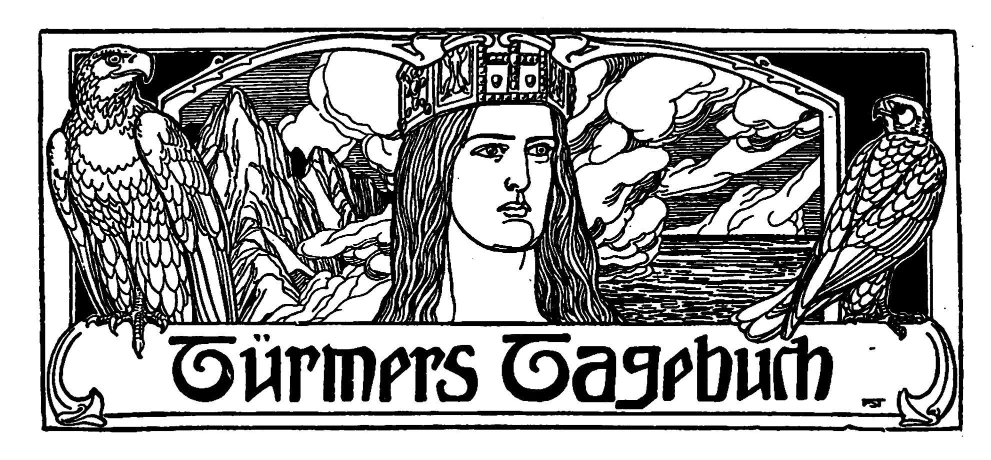
Ich empfehle alle diese Lieder aufs angelegentlichste — die wundervollen „fünf Sesenheimer Lieder Goethes" muß ich doch noch besonders nennen — für den Gesang im Hause. Es ist ein beglückender Reichtum wirklich quellender Musik in ihnen enthalten, ein durchaus neuzeitliches Empfinden und Fühlen in jenem Wohllaut der sinnlichen Schönheitslinie, der zu allen Zeiten die beglückendste Eigenschaft der Musik gewesen ist.

Wohl aus seiner Tätigkeit als Leiter des Riedel-Vereins fünf anderer Chöre gewann Göhler die Anregung zu zahlreichen Männerchören, in denen vielfach auch sein kräftiger Humor zum Ausdruck kommt. Auch hier begegnen wir z. B. in den sechs Gedichten von Martin Greif diesen auf den engsten Raum zusammengedrängten Gebilden, die trotzdem von überzeugender Ausdruckskraft sind. Wie durch verhältnismäßig kleine Verschiebungen ein Stimmungswechsel und damit eine ganze Entwicklung vorzuführen ist, zeigt die prachtvolle Bearbeitung unseres alten Volksliedes „Es waren zwei Königskinder". Die „Neun Soldatenlieder" von Hermann Löns werden hoffentlich draußen viel gesungen.

Zum Schluß ist noch an Georg Göhlers Musikschriftstellerei zu denken, in der er als ausgesprochener Gegner der Richtung Strauß eine scharfe Feder führt. Selbst jene, die ihm hier grundsätzlich entgegenstehen, müssen ihm zubilligen, daß er selbstlos einem erkorenen Ideale dient, wie er in seiner Gesamthaltung als Vertreter des echten deutschen Idealismus wirkt. K. St.



Digitized by Google



Der Krieg

Herrn von Bethmann Hollwegs mit Spannung erwartete große Rede zur Wiedereröffnung des Reichstags stützte sich auf die Zuversicht und wurde von ihr getragen, daß der unvergleichliche Opfermut unserer Krieger an der Front das Feld auch gegen die unerhörten Artillerievulkane, die wütenden Massenstürme der vereinigten Feinde siegreich behaupten werde. Dies Heldentum ist über Worte von uns Nichtmitkämpfern erhaben. Aber heiß griff es uns allen doch ans Herz bei Hindenburgs schlichtem Soldatenwort: „Hut ab vor jedem einfachen Grenadier!"

Indessen — der Soldat kann und soll nicht alles leisten. Er darf erwarten, daß die hinter der Front, die nicht mit der Waffe kämpfen, alle, ohne Ausnahme, ihm jedes nur immer abwendbare Opfer ersparen. Er darf erwarten, daß in der Heimat die — im Vergleich — doch nur geringen Opfer auch im möglichen Höchstmaße gebracht werden. Er darf erwarten, daß jeder, ohne Unterschied des Ranges, mit seiner Person, seinem Ehrgeiz, seinen Eifersüchteleien, seinen Empfindlichkeiten hinter die Sache des mit Vernichtung bedrohten Volkes und Vaterlandes zurücktritt.

Wie aber steht es damit?

Ein gerechtes Urteil kann sich nur auf Tatsachen gründen. Auch wenn sie dem Richter und den Parteien bekannt sind, müssen sie bei der Verhandlung doch wieder aus den Akten festgestellt werden. Es sei also gestattet, auch hier zuvor ein Aktenstück auszubreiten, ein sehr bekanntes zwar, — aber es kommt auf den Wortlaut an. Und es ist — ein historisches Aktenstück.

Professor Coßmann veröffentlichte in den von ihm herausgegebenen „Süddeutschen Monatsheften" folgenden Briefwechsel zwischen dem Großadmiral v. Tirpitz und dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg:

An den Reichskanzler.

St. Blasien, den 6. August 1916.

Ew. Exzellenz

beehre ich mich, von folgender Angelegenheit in Kenntnis zu setzen:

Digitized by Google

Nach einer mir zugegangenen Mitteilung des mir persönlich unbekannten Professors Coßmann in München hat der Professor Veit Valentin aus Freiburg i. B. am 21. Juli vormittags diesem gegenüber in Gegenwart eines anderen Herrn Verdächtigungen gegen mich in bezug auf angeblich falsche Angaben seinerzeit in der U-Boot-Angelegenheit ausgesprochen. Hierbei hat er zu erkennen gegeben, daß er zurzeit im Auswärtigen Amte sei.

Diese Unterredung ist protokollarisch aufgezeichnet worden. Professor Valentin hat diese Behauptungen am selben Tage abends auch in Gegenwart des Professors Erich Marcks wiederholt. Nach von mir eingezogenen Erkundigungen bei der Universität Freiburg ist Professor Valentin seit längerer Zeit diätarisch bzw. kommissarisch im Auswärtigen Amt angestellt.

Ähnliche Verdächtigungen meiner Person, und zwar besonders in bezug auf Angaben meines Vertreters im Bundesratsausschuß bei Beratung des Etats 1916 über die Zahl der verfügbaren U-Boote, sind mir von den verschiedensten, darunter auch sehr hohen Stellen, zum Teil unter Berufung auf amtliche Informationen, zu Ohren gekommen. In einer dieser Angelegenheiten habe ich mich bereits genötigt gesehen, mich unmittelbar an Seine Majestät zu wenden.

Da ich in dieser ernsten Zeit keine anderen Mittel anwenden möchte, mich derartiger infamer Verdächtigungen zu erwehren, beehre ich mich, Ew. Exzellenz zu ersuchen, das Erforderliche gegen den Professor Veit Valentin bzw. gegen den sonstigen Schuldigen zu veranlassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Exzellenz ergebener
gez. v. Tirpitz,
Großadmiral.

Die Antwort des Reichskanzlers lautet:

Großes Hauptquartier, 22. August 1916.

Ew. Exzellenz

beehre ich mich, auf das gefällige Schreiben vom 6. dieses anbei Abschrift einer Aufzeichnung des Leiters der Zentralstelle für Auslandsdienst, Botschafters außer Diensten, Freiherrn v. Mumm, sowie einer Äußerung des Professors Valentin über die von Ew. Exzellenz gegen ihn erhobene Beschwerde zu übersenden. Professor Valentin hat bei dieser Gelegenheit gegenüber dem Botschafter Freiherrn v. Mumm betont, daß seine vor seinem Dienstantritt am 21. Juli dieses Jahres in München gemachten Äußerungen in einer privaten vertraulichen Unterhaltung gefallen seien und mit seiner Tätigkeit bei der Zentralstelle in keinerlei Zusammenhang ständen. Aus der Aufzeichnung des Freiherrn v. Mumm wollen Ew. Exzellenz entnehmen, daß mir übrigens über den Professor Valentin auch hinsichtlich dieser seiner Tätigkeit keine Disziplinarbefugnisse zustehen würden. Ich habe Professor Valentin mitteilen lassen, daß seine Äußerungen, die Angaben des Staatssekretärs v. Capelle über die Zahl der verfügbaren U-Boote seien wesentlich von denen Ew. Exzellenz abgewichen, den Tatsachen nicht entsprechen, daß vielmehr die von Ew. Ex-

Digitized by Google

zellenz genannte Zahl der frontbereiten U-Boote die gleiche gewesen sei, wie die von dem Herrn Staatssekretär des Reichsmarineamts angegebene.

Eine weitergehende Aufklärung herbeizuführen, bin ich nach Lage der Sache außerstande.

gez. v. Bethmann Hollweg.

Professor Valentin hat über seinen Fall ausgesagt:

Berlin, den 11. August 1916.

Zu der Beschwerde Sr. Exzellenz des Herrn Großadmirals v. Tirpitz habe ich zu bemerken: Ich befand mich am 21. Juli dieses Jahres in München auf einer Reise nach Berlin, um meinen Universitätslehrer Professor Erich Marcks zu besuchen. Auch ging ich zu Professor Coßmann, einem alten Bekannten von mir. Professor Coßmann empfing mich in Gegenwart eines anderen Herrn im Redaktionszimmer der „Süddeutschen Monatshefte“. Ich erzählte ihm, daß ich im Winter einen Auftrag vom Auswärtigen Amt gehabt hätte und jetzt wieder nach Berlin ginge. Darauf begann er ohne weiteres: „Wir in München haben, nachdem wir von der gegenwärtigen Reichsleitung fortgesetzt angelogen worden sind, das Vertrauen zu ihr völlig verloren; wir vermögen nur in einem neuen System, bei dem allein der Name Tirpitz bedeutet, die Möglichkeit einer Rettung Deutschlands zu erblicken.“

Ich erwiderte Coßmann, daß ich diese Auffassungsweise völlig ablehnen müsse, daß ich ihn für falsch informiert halte und erzählte unter anderem — (was mir im Winter aus zuverlässigen parlamentarischen Kreisen bekanntgeworden war) —, daß die Angaben des Staatssekretärs v. Capelle über die Zahl der verfügbaren U-Boote von denen seines Amtsvorgängers wesentlich abgewichen wären.

gez. Dr. Veit Valentin,
a. o. Professor an der Universität Freiburg i. B.

Wie ein Scheinwerfer leuchtet dieser Schriftwechsel in eine Welt von Intrigen und Verleumdungen hinein, die wohl weiten Kreisen in Deutschland, aber doch nicht den breiten Massen bekannt waren. Großadmiral v. Tirpitz spricht in seinem Briefe an den Kanzler von „infamen Verdächtigungen“. Dieser zutreffende Ausdruck erinnert die „Deutsche Tageszeitung“ an den Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, der mit den der Sachlage nicht entsprechenden Worten überschrieben war: „Infame Treibereien.“ „Wir haben seit langen Monaten schon vergeblich erwartet, daß die ‚Nordd. Allg. Zeitung‘ einmal die infamen Treibereien gegen den Großadmiral v. Tirpitz kennzeichnete und verurteilte. Schon damals, als der Großadmiral v. Tirpitz noch im Amte war, wurden jene infamen Verdächtigungen von Mund zu Mund weitergegeben. Reichstagsabgeordnete beriefen sich auf ‚unanfechtbare‘ Quellen, denen zufolge Großadmiral v. Tirpitz in der von Valentin kolportierten Weise sich gegen die Wahrheit vergangen haben sollte. Als der Großadmiral dann aus dem Amte geschieden war, wurden alle diese Stimmen lauter und noch viel zahlreicher: ein Mann, der solches getan hätte, könnte doch unmöglich im

Digitized by Google

Amte bleiben, er sei eine Gefahr für das Land und noch schlimmeres. Wir werfen die Frage auf: eine wie große Zahl von Politikern, von Beamten, von hochstehenden Persönlichkeiten u. a. m. hat sich in ihrem Urteil über die Person des Großadmirals und über die von ihm vertretene Sache durch jene infamen Verdächtigungen entscheidend beeinflussen lassen? Diese Zahl ist erschreckend groß gewesen. Und das nannte man dann nachher ‚nüchterne Überlegung und gegenseitiges Abwägen aller einschlägigen Faktoren‘ ...

Dieser Briefwechsel mag dem deutschen Volke zeigen, mit welchen Waffen seit Jahresfrist und länger gegen den Großadmiral v. Tirpitz gekämpft wird. Er zeigt auch die erschreckende Tatsache, daß ein Zufall nötig war, um dem Großadmiral überhaupt die Möglichkeit zu einem Versuche zu geben, vorzugehen und um Veranlassung des Erforderlichen gegen Schuldige zu verlangen. Man überlege sich, was es bedeutet, wenn inmitten eines Krieges um das Dasein des Deutschen Reiches mit solchen Mitteln und auf einem solchen Gebiete gegen einen der verdientesten Deutschen mit allen Mitteln der Infamie gearbeitet wird.“

An dem Briefwechsel zwischen dem Großadmiral v. Tirpitz und dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg fällt den „Hamburger Nachrichten“ rein äußerlich die verschiedenartige Form auf, in der er gehalten ist: „Nicht so sehr, daß Großadmiral v. Tirpitz mit einer warmen Höflichkeitswendung schließt, während der Reichskanzler einfach seinen Namen unter den Text seines Briefes setzt, sondern daß auf die kräftige Verwahrung des Großadmirals gegen ‚infame Verdächtigungen‘ der Reichskanzler recht kühl mitteilt, er habe Professor Valentin sagen lassen, seine Äußerungen entsprächen nicht den Tatsachen, könne aber sonst nichts machen, da er keine Disziplinarbefugnisse über den Professor habe, und auch keine weitergehende Aufklärung herbeiführen. Das ist eine sehr magere Genugtuung für einen Staatsmann und Offizier wie Tirpitz, der sich mehrere Jahrzehnte lang um das Deutsche Reich Verdienste erworben hat, wie sie unter Leistungen unserer Staatsmänner seit 1890 ihresgleichen suchen. Wenn der Reichskanzler keine Disziplinarbefugnis gegen Professor Valentin hat, so stehen dem verantwortlichen Reichsminister doch wohl andere Mittel ausreichend zur Verfügung, um einen Tirpitz vor Verdächtigungen zu schützen. Nach seinen Äußerungen vom 5. Juni hätte man schärfere Verurteilung des Geredes über Tirpitz erwarten können. Da der Reichskanzler in seinem Schreiben übrigens den ‚Dienstantritt‘ des Professors Valentin erwähnt, so muß der Professor doch in irgendeinem Dienstverhältnis zum Auswärtigen Amt stehen. Es wäre wünschenswert, daß über dies besondere Dienstverhältnis Aufklärung geschaffen würde. Jedenfalls dürfen wir wohl erwarten, daß der Privatvertrag, durch den Professor Valentin mit dem Auswärtigen Amt verbunden ist, nunmehr gelöst werden wird, denn ein Geschichtsprofessor, der durch solche Äußerungen, wie sie Valentin über Tirpitz getan hat, sich charakterisiert, kann kaum wissenschaftlich wertvolle Dienste leisten.“

„Der leitende Staatsmann“, meint die „Unabhängige National-Korrespondenz“, „hat im Reichstage eine den Kennern der Verhältnisse ganz unver-

Digitized by Google

ständliche, jedenfalls eine ganz unstaatsmännische Empfindlichkeit gegenüber persönlichen Angriffen bewiesen, die auf ihn selbst gerichtet waren. Aus der Antwort des Kanzlers auf die Beschwerde des Großadmirals v. Tirpitz muß leider entnommen werden, daß Herr v. Bethmann sehr viel weniger empfindlich, ja völlig gelassen und ‚desinteressiert' sich zeigt, sobald Verleumdungen gegen andere in Frage stehen, mögen diese anderen auch gestern noch seine ersten (freilich ‚nachgeordneten') Mitarbeiter gewesen sein. Darum ... beherrscht uns das Gefühl, als gehe es so nicht weiter und als müsse in diesen Zuständen schleunigst ein Wandel eintreten, soll sich unseres Volkes nicht eine hohe und voll berechtigte Erregung bemächtigen. Die demonstrativ gleichgültige Haltung, welche der Herr Reichskanzler dem schwer verleumdeten Großadmiral gegenüber einzunehmen für gut befindet, in einer Angelegenheit, welche noch dazu an Wurzel und Kern des nationalen Daseinskampfes greift; die Verweigerung nicht nur einer weitergehenden, sondern eigentlich jeder Genugtuung für die Verfehlungen eines Mitarbeiters des Auswärtigen Amtes; die zwar nicht ausgesprochene, aber zwischen den Zeilen deutlich genug erkennbare Inschutznahme des Weiterträgers der Verdächtigungen, dessen Entlassung bzw. ‚Kündigung' durchaus im Können des Herrn v. Bethmann gelegen hätte; schließlich die Vermeidung jeden Ausdrucks des Bedauerns über das Vorgefallene und die ohne Begründung angekündigte Ablehnung weiterer Aufklärungen — — das alles wirkt wie ein Schlag ins Gesicht der deutschen Öffentlichkeit; wie eine unerträgliche Verletzung unseres nationalen Empfindens. Denn das deutsche Volk sieht im Großadmiral v. Tirpitz keineswegs einen nachgeordneten Staatssekretär von gestern, sondern seine Hoffnung, den Mann seiner Zukunft, seinen Hindenburg zur See; nicht nur den großen Organisator seiner herrlichen Flotte, sondern auch den Mann, der unsere Küsten und Handelshochburgen im Weltkriege unangreifbar gemacht und ohne den der weltgeschichtliche Seesieg am Skagerrak nicht denkbar gewesen wäre; kurz, den Träger jener Politik, die uns nach der Überzeugung der weitüberwiegenden Volksmehrheit allein den Endsieg und allein die Rettung bringen kann. Gegen diese Politik ist mit erbärmlichen Mitteln nur allzu erfolgreich gewühlt worden."

Die vielfach erhobene Forderung, daß die Regierung Anlaß nehmen möge, durch eine amtliche Untersuchung die Untergründe und Hintergründe all der monatelangen „infamen Treibereien" gegen den Großadmiral v. Tirpitz aufzuhellen, wurde heftig abgelehnt. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sah sich im Gegenteil veranlaßt, an der Spitze ihres Blattes in betontester Form jener naheliegenden Forderung gegenüber folgendes zu erklären:

„Wie liegt die Sache? In einem Privatgespräch, das Professor Valentin mit Professor Coßmann geführt hat, hat sich Valentin zur Abwehr heftiger, auch die Wahrhaftigkeit des Herrn v. Bethmann Hollweg anzweifelnder Vorwürfe gegen die Politik des Reichskanzlers auf unrichtige Angaben bezogen, die tatsächlich über die Zahl der verfügbaren U-Boote im Umlauf waren, und dabei fälschlich diese Angaben auf den Großadmiral v. Tirpitz zurückgeführt. Wie aus dem von Herrn Professor Coßmann veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem Großadmiral v. Tirpitz und dem Reichskanzler

Digitized by Google

bekannt ist, hat dieser in seiner Antwort auf die Beschwerde des Herrn v. Tirpitz loyal anerkannt, daß die amtlichen Zahlen des Großadmirals mit denen übereinstimmten, die der Staatssekretär v. Capelle später gegeben hat.

Um das Verlangen nach einer Untersuchung zu rechtfertigen, wird nun behauptet, es fände ein planmäßiges Treiben gegen den Großadmiral v. Tirpitz statt. Dies ist eine ganz willkürliche Behauptung, der nichts anderes zugrunde liegt, als der bekannte sachliche Gegensatz in der Frage der Führung des U-Boot-Krieges. Wenn dabei in verschleierter Weise angedeutet wird, amtliche Kreise beteiligten sich an einer Kampagne der Verdächtigung gegen den Großadmiral v. Tirpitz, so weisen wir diese Versuche, die Stimmung erneut zu vergiften, mit aller Schärfe zurück." —

„Sehr interessant" erscheint es der „Täglichen Rundschau", „wieder einmal zu sehen, welcher Art die Anlässe sein müssen, die auch die ‚Norddeutsche' einmal etwas mit ‚aller Schärfe' aussprechen lassen. Da sie einen so starken Ton anschlägt, darf man wohl feststellen, daß mindestens im Falle Valentin es vor dem Forum der europäischen Öffentlichkeit erwiesen ist, wie wirksam ein Mann, der dem Auswärtigen Amt sehr nahesteht, sich an jener Verdächtigungskampagne beteiligt hat, gegen deren ‚anderweitige' Ausstrahlungen Tirpitz bei S. M. dem Kaiser schon vor Monaten vorstellig werden mußte. Daß die ‚Norddeutsche' es sich leistet, die Feststellung eines monatelangen Treibens gegen Tirpitz ‚eine ganz willkürliche Behauptung' zu nennen, kann nur beweisen, daß sie in diesen Monaten nicht gehört hat, was die Spatzen von den Dächern pfiffen. Wenn sie endlich glaubt, es rühmend hervorheben zu müssen, daß der Reichskanzler in seinem Schreiben an Tirpitz ‚loyal anerkannt' habe, daß Herr v. Tirpitz nicht gelogen habe, so fragt man sich erstaunt, ob das Regierungsblatt es denn für im Bereich der Möglichkeit liegend hält, daß ein Kanzler des Deutschen Reiches in einem solchen Falle nicht loyal der Wahrheit die Ehre gäbe. Was bleibt da zu loben? Eben die absolute Selbstverständlichkeit dieser von der ‚Norddeutschen' wie etwas Außerordentliches betonten Loyalität hat uns zu der Feststellung veranlaßt, daß die Belehrung des immer noch dem Auswärtigen Amt zugeteilten Herrn Valentin durch Herrn v. Bethmann für Herrn v. Tirpitz nur eine sehr magere Genugtuung sein könne. Durch den Erguß der ‚Norddeutschen' wird sie nicht fetter."

Die „Kreuzzeitung" verzeichnet, daß es der „Nordd. Allg. Ztg." „wieder einmal gelungen sei, durch Unterstellungen und durch die Unwahrhaftigkeit ihrer Polemik die Gegensätze nach Möglichkeit zu verschärfen. Wir dächten, ein Blatt, das der Regierung nahesteht, hätte andere Aufgaben. Die Methode, dem Gegner, um ihn vor der Öffentlichkeit herabzusetzen, Motive zu unterstellen, wie die, daß er die ‚Stimmung vergiften' wolle, gehören überhaupt nicht in die Zeit des Burgfriedens, am allerwenigsten aber in ein Organ, das im In- und Ausland als Sprachrohr der deutschen Regierung gilt.

Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' bezeichnet die Behauptung, es fände ein planmäßiges Treiben gegen den Großadmiral v. Tirpitz statt, als ganz willkürlich. Ihr liege nichts anderes zugrunde, als der bekannte sachliche Gegen-

Digitized by Google

satz in der U-Bootfrage. Das ist doch ein kühner Versuch, die Öffentlichkeit über die wahre Sachlage zu täuschen. Für uns ist die Grundlage jener Behauptung neben der von Professor Valentin weitergegebenen Verdächtigung das Schreiben des Großadmirals v. Tirpitz an den Reichskanzler gewesen ... Ehrlicherweise hätte das Blatt sich mit diesen Behauptungen des Herrn v. Tirpitz auseinandersetzen müssen. Aber es hielt es wohl für klüger, sie der Öffentlichkeit nicht ins Gedächtnis zurückzurufen. Wenn von einem hohen Reichsbeamten ‚unter Berufung auf amtliche Informationen' nicht einmal und vereinzelt, sondern wiederholt und sozusagen allerorten behauptet wird, daß er zum Zwecke seiner persönlichen Politik amtlich unrichtige Angaben sogar im Bundesrat gemacht habe, so ist das ein Zustand, der u. E. allerdings nach amtlicher Aufklärung geradezu schreit. Uns erschien sie als ‚ein Gebot der Reinlichkeit unseres politischen Lebens'. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' für solche Reinlichkeitserfordernisse kein Verständnis hat."

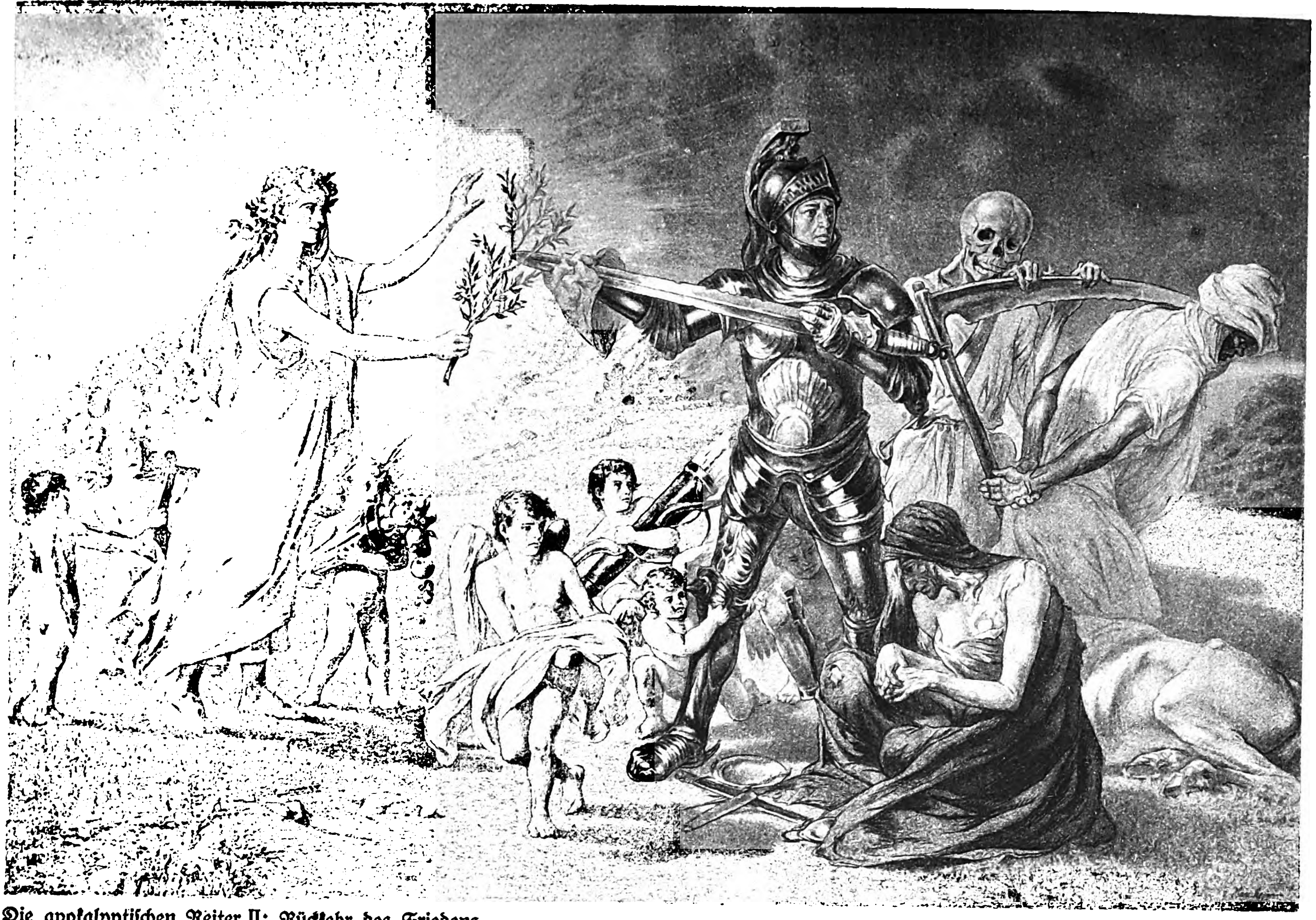
Wenn der Versuch unternommen wird, die Angelegenheit sozusagen als eine Bagatelle hinzustellen, so ist das allerdings eine etwas hagebüchene Zumutung. Wenn weiter die Verleumdungen gegen Tirpitz mit Angriffen gegen den Reichskanzler auf eine Stufe gestellt werden, so darf darauf hingewiesen werden, was die freisinnige „Vossische Zeitung" darüber sagt:

„Wir haben leider nicht gefunden, daß dieselben Leute, die im Gespräche oder in ihrer publizistischen Tätigkeit erfreulicherweise bemüht waren, sofort jede Tatsache, die gegen den Reichskanzler gesprochen wurde, richtigzustellen, dem gleichen Zwang zur Wahrhaftigkeit gegenüber den Ausstreuungen über Herrn v. Tirpitz unterlagen."

Ferner aber, ergänzt die „Deut. Tagesztg.", sind diese Verdächtigungen des Großadmirals mit Angriffen, wie sie beispielsweise Herr Kapp gegen den Reichskanzler gerichtet hat, materiell in keiner Weise auf dieselbe Stufe zu stellen: „Denn Herr Kapp hat auch nicht mit einer Silbe die persönliche Ehre des Reichskanzlers angetastet, während die Angriffe gegen Herrn v. Tirpitz amtlich wie persönlich ehrenrührigster Natur sind. Endlich scheinen gewisse Blätter geflissentlich zu übersehen, daß Professor Valentin die verleumderische Behauptung über den Großadmiral v. Tirpitz auf ‚zuverlässige parlamentarische' Gewährsmänner zurückführte. Das kann doch nur heißen, daß Reichstagsabgeordnete eine derartige infame Verdächtigung über Herrn v. Tirpitz ausgesprochen hätten. Es ist überaus befremdlich, daß es gewissen Blättern ganz unerheblich zu sein scheint, wenn deutschen Reichstagsabgeordneten derartige Handlungen zugeschoben werden. So befremdlich, daß man unwillkürlich versucht wird, etwas anderes hinter dieser Gleichgültigkeit zu suchen."

Nicht minder entschieden wendet sich der nationalliberale „Deutsche Kurier" gegen diese Versuche, die Tatsachen zu verschieben: „Man stellt es so hin, als werde seitens der Anhänger des Großadmirals v. Tirpitz mit falschen Maßen gemessen. Wenn der Reichskanzler sich gegen Angriffe gewehrt habe, so habe man seine Verteidigung sehr kühl aufgenommen und die Art seiner Verteidigung als über-

Digitized by Google



Die apokalyptischen Reiter II: Rückkehr des Friedens

Hans Meyer

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

trieben aufgeregt hingestellt, nun aber, wo der Großadmiral v. Tirpitz angegriffen werde, verlange man amtliche Untersuchung und zeige eine Entrüstung, die man an anderen Stellen habe vermissen lassen. Gegenüber einer solchen Darstellung muß daran erinnert werden, daß in diesen beiden Fällen ein grundlegender Unterschied besteht. Der Reichskanzler hat, sobald er sich angegriffen fühlte, nicht nur durch die ihm ergebene deutsche Kanzlerpresse jeden seiner Gegner sofort angreifen lassen, sondern er hat weiter die Tribüne des Reichstags und die ‚Nordd. Allg. Ztg.' jederzeit sofort benutzt, um sich von Angriffen und Verdächtigungen zu reinigen. ... Demgegenüber ist festzustellen, daß dem Großadmiral v. Tirpitz, der, wie wir wissen, landaus, landein seit seinem Abgange in der unerhörtesten Weise mit Schmutz beworfen worden ist, dieselbe Möglichkeit, halbamtlich oder amtlich verteidigt zu werden, von dem Reichskanzler nicht gewährt wurde. Es bedurfte erst der Veröffentlichung der ‚Süddeutschen Monatshefte', um dem deutschen Volke mitzuteilen, daß die Verdächtigungen des Herrn Professors Veit Valentin sachlich nicht berechtigt wären. Wenn der Herr Reichskanzler ein so stark ausgebildetes Gefühl für die Notwendigkeit der Zurückweisung politischer Angriffe hat, so mußte dieses Gefühl ihn veranlassen, dem Großadmiral v. Tirpitz dieselbe Verteidigung zuteil werden zu lassen, für die er die ‚Nordd. Allg. Ztg.' in jedem einzelnen Falle, der in Betracht kam, für sich in Anspruch genommen hat. Das ist der Kern der Sache, den keine Sophistik verwischen kann."

Seltsame Andeutungen findet man in den „Berliner Neuesten Nachrichten": „Während des bekannten Kampfes des Großadmirals v. Tirpitz und ganz besonders nachher — nach seinem Scheiden auf Grund von Überzeugungen, über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit noch die Geschichte vernehmlich sprechen wird, wurden aus jenem Ring heraus, der die Wilhelmstraße umgibt, wie ein trüber Hof, den wir um den Mond herum im Nebel liegen zu sehen pflegen, die unwahrsten, unwahrhaftigsten und kränkendsten Behauptungen gegen den scheidenden Großadmiral verbreitet, als ob andere den Unterseebootkrieg besser gewußt haben würden zu rüsten, als ob wir noch nicht einmal ein Dutzend ernsthaft gebrauchsfähiger Unterseeboote zur Verfügung hätten, als ob der Staatssekretär v. Capelle Zahlen und Daten des Organisators unserer Flotte habe ‚desavouieren' können. Amtlich wurde das Gegenteil festgestellt; aber aus dem Ring der Geschichtenerzähler und schnellen Federn um zwei bekannte Häuser in der Wilhelmstraße herum flossen unaufhörlich gegenteilige Gerüchte, Zahlen, Daten. Einem großen Teil dieser offiziös sich überkugelnden Lästerer an der Leistung unserer Flottenarbeit wurde erst durch die Seeschlacht am Skagerrak ‚das Maul gestopft'. Ein anderer Teil verharrte bei seinen unbegreiflich wahrheitswidrigen Behauptungen betreffs der Unterseeboote. ...

Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' wendet sich gegen die Behauptung, daß ein ‚planmäßiges Treiben' gegen den scheidenden Großadmiral v. Tirpitz stattgefunden habe. Nun — seit Jahren dampfte jedem, der gelegentlich in der Wilhelmstraße Flottenfragen zu besprechen hatte, ein Zorn und Haß gegen den Organisator unserer Flotte und besonders gegen sein Nachrichtenamt entgegen.

Digitized by Google

Da wir die Politik als Politiker ansehen, nehmen wir das den in Frage kommenden Herren gar nicht einmal übel. Nur sagen wir freilich erstens: daß das damalige Reichsmarineamt recht hatte mit seiner Politik, da seit der Krügerdepesche, seit der Bagdadbahn und der zweimaligen Ablehnung englischer Bündnisversuche eine starke und folgerichtige deutsche Flottenpolitik nicht mehr vermeidlich, daß sie nunmehr das dringlichst Gebotene war; und zweitens meinen wir, daß der frühere Staatssekretär v. Tirpitz während des Krieges doppelt und dreifach recht hatte mit seinen Auffassungen der Gesamtlage. Darum bleibt in doppelter Beziehung unentschuldbar, wenn man die Auffassungen des Admirals v. Tirpitz — ganz besonders nach seinem Scheiden — mit Unwahrheiten, mit falschen Daten und Zahlen und mit unwahrhaftigen Behauptungen bekämpft hat, als ob er falsche Daten und Zahlen angegeben habe."

Nach den früheren Leistungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wundert sich die „Post" nicht mehr, daß das offiziöse Blatt „auch im Falle Valentin die größte Ungeschicklichkeit begeht, die hier nur irgendwie begangen werden konnte. Die Aufgabe eines halbamtlichen Organs scheint uns jedenfalls bei der gegebenen Sachlage wesentlich anders gestellt zu sein, als sie das Blatt in der Wilhelmstraße auffaßt. Tatsache ist, daß ein Mann, der in Beziehungen zum Auswärtigen Amt steht, unwahre und verleumdende Erzählungen über den Großadmiral v. Tirpitz ausgestreut hat. Wenn sich an diesem Tatbestand, den man je nach persönlicher Auffassung als wesentlich oder unwesentlich betrachten mag, nun abermals der Streit um die U-Bootfrage mit allem Drum und Dran zu entzünden droht, so hätte es dem halbamtlichen Organ wohl angestanden, mit beruhigenden Worten dieser neuen Erregung entgegenzutreten. Zuallererst wäre einmal nötig gewesen, die selbstverständliche Verurteilung, die dem Verhalten Professor Valentins gebührt, hinreichend deutlich zum Ausdruck zu bringen. Wenn die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' ‚Versuche, die Stimmung erneut zu vergiften, mit aller Schärfe zurückweist', so wendet sie sich entschieden an die falsche Adresse. Die ‚scharfe' Zurückweisung des halbamtlichen Blattes hätte ganz entschieden Herr Valentin verdient! Es ist doch bei weitem tadelnswerter, wenn eine im Dienste des Auswärtigen Amtes stehende Person gegen einen so hochgestellten Mann wie Tirpitz Verdächtigungen in Umlauf setzt, als wenn ein Teil der Presse an diesen Tatbestand irgendwelche Feststellungen und Folgerungen knüpft. Bei alledem kann man nur wünschen, daß die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' endlich einmal eine Taktik einzuschlagen lernt, die einigermaßen Anspruch auf politische Geschicklichkeit und Würde machen kann. Den Stellen, deren Anschauung sie zu vertreten und für die sie zu werben hat, würde sie dann sicher weit bessere Dienste leisten können, als in ihrer jetzigen tölpelhaften und überheblichen Manier."

Auch gegen die Ausführungen mehr innerpolitischen und persönlichen Charakters in der großen Reichstagsrede des Kanzlers macht das dem bekannten Parlamentarier Freiherrn Oktavio von Zedlitz nahestehende Blatt „schwerwiegende Bedenken" geltend: „Es war vorauszusehen, daß der Zwist, der seit Jahresbeginn immer leidenschaftlicher durch die deutsche Öffentlichkeit geht, vom Kanzler

Digitized by Google

auch dieses Mal nicht beiseite gelassen werden würde. Wirklich brachte es Herr v. Bethmann Hollweg nicht über sich, seinen ‚Unwillen‘ und seine ‚Verachtung‘ über die ‚Treibereien‘ zu verhehlen, die angeblich darauf hinausliefen, dem Kanzler zu unterstellen, daß er ‚aus einer unbegreiflichen Schonung, aus veralteter Verständigungsneigung oder gar aus dunklen Gerüchten, die das Licht des Tages scheuen‘, gegen jeden Feind nicht jedes irgendwie gebrauchsfähige Mittel anwendete. Wenn Herr von Bethmann Hollweg so sprach, wenn er es dabei nicht an stimmlichem Nachdruck und an deutlicher Bezeichnung der Adresse, an die er sich wandte, fehlen ließ, so handelte er gewiß aus dem guten Recht heraus. seine Politik zu verteidigen, wie er es für wirksam hält; ob freilich damit der wünschenswerte Erfolg, die möglichste Einigung der auseinanderstrebenden Elemente zu vollbringen, nähergerückt wird, begegnet schwerwiegenden Bedenken. ‚Treibereien‘ der genannten Art — wenn es solche gibt — verdienen, vom höchsten Beamten des Reiches ignoriert zu werden; sachliche Gegensätze aber, die in der Überzeugung ehrenwerter und patriotischer Männer wurzeln, sind sachlicher Auseinandersetzung wert. So wird es leider nicht fehlen, daß die abermalige Verknüpfung dieser beiden Begriffe, die schon so viel Erregung hat aufsprudeln lassen, erneute Unruhe erregen wird. Noch immer harren wir also des erlösenden Wortes, das die Bahn für einen geeinten Volkswillen bis zum Ziel des Krieges reinfegt.“

Nacheinander — so äußert sich die „Tägliche Rundschau“ — sprach der Kanzler in wohlgeordneter Rede über unsere äußere Politik jüngsten Datums, über unsere militärische Lage und ein weniges über unsere Kriegswirtschaft.

„Die Geschichte der rumänischen Kriegserklärung ist wirklich so lügenhaft zu erzählen, wie sie wahr ist. Aber das, was gewisse Leute gern hätten hören wollen, gerade das rührte der Kanzler mit keinem Wörtchen an. Er unterstrich stark, wie vorzüglich wir über die Entwicklung und den Gang der Dinge von Anfang an bis zuletzt unterrichtet gewesen seien. Aber keine Silbe über die bei jenen gewissen Leuten danach vielleicht noch brennender gewordene Frage, ob man einer Sache, die man so deutlich sich entwickeln sah, am Ende hätte zuvorkommen oder sie vermeiden können.

Nun kommt das Betonteste dieser Kanzlerrede: ‚Von England.‘ Wir machten darauf aufmerksam, daß in dem Organ der Regierung in diesen Tagen ein neuer, hellerer Ton aufklang, als von England die Rede war, daß auch in der ‚Norddeutschen‘ in betonter Weise England als der Feind über alle Feinde gekennzeichnet wurde. Sollte das nicht ein Auftakt gewesen sein zu den heutigen Worten des Kanzlers über England? Über England, ‚den selbstsüchtigsten, hartnäckigsten, erbittertsten Feind‘. Und nun wie Bekenntnis die vor Erregung zitternden Worte, daß ein Staatsmann, der sich scheue, ‚gegen diesen Feind jedes taugliche, den Krieg wirklich abkürzende Mittel zu gebrauchen, verdiente gehängt zu werden‘. Man horcht hoch auf. Welche Folge von Vorstellungen lösen diese Worte an dieser Stelle nicht aus: U-Bootkrieg, Tirpitz, Bachmann, Behnke, Falkenhayn, Zeppelin, Coßmann, Valentin. Der Reichskanzler spricht von dem Unwillen und der Verachtung, die ihm ‚die immer wieder

Digitized by Google

verbreitete Behauptung erweckt, als ob nicht gegen jeden Feind jedes irgendwie gebrauchsfähige Mittel angewendet würde'. Trotz des starken Tones dieser leidenschaftlich vorgetragenen Worte dürften auch sie nicht glätten, was hier kraus war. Es wird danach noch Leute geben, die zwar bedingungslos dies Bekenntnis des Kanzlers zur Anwendung ‚jedes tauglichen, den Krieg wirklich abkürzenden Mittels' als zu einer unbedingten Notwendigkeit unterschreiben, die aber dennoch in Zweifeln darüber bleiben werden, was alles denn als ein solches wirklich taugliches Mittel zu gelten habe. Diese letzte Zweifelsfrage des Zweifelnden ist ihnen auch nach diesen Kanzlerworten unbeantwortet."

Die „Deutsche Zeitung" bezeichnet die Rede des Reichskanzlers als einen „geschäftlichen Vierteljahresbericht": „Bisher hatte jede Kanzlerrede doch irgendeinen Fortschritt in den Zielen, ein sehr langsames Schreiten, aber immerhin ein Schreiten gebracht. Diesmal: Stillstand. Des Kanzlers innere Struktur ist zu wenig diplomatisch, als daß er ernsthafter darüber hinwegzutäuschen unternehmen möchte. Aber nun sieht und empfindet der Hörer auch um so deutlicher Stillstand; oder noch mehr.

Über Rumänien erfahren wir nichts Neues von Bedeutung. Unser gekauftes Getreide erhielten wir nur durch sehr energischen Druck. War da denn nicht Zeit und Gelegenheit, alsbald noch energischer nachzugreifen? König und Ministerpräsident logen um die Wette. Wir wußten es, wie es schien, seit dem Fall von Lemberg; und fanden doch keinen Augenblick, um unsererseits vorzugehen. Die billigen Einwände kennen wir; wir verwerfen sie aber. Eine Diplomatie freilich, die die politischen Dinge durch eine moralische Brille von Großmutters Lehnstuhl aus ansieht, die auf die Gemütsbedürfnisse ihrer Leiter zugeschnitten ist, die lieber drei Kriegserklärungen zu ungünstigster Stunde entgegennimmt, als zu günstiger Stunde mit einer einzigen droht, ist genau so unerörterbar, wie sie unbelehrbar ist.

Zweimal suchte der Reichskanzler seiner Rede etwas diplomatische Ironie beizumischen; gerade an diesen beiden Stellen aber kam er rednerisch etwas ins Stolpern. Ein ‚fragwürdiges Licht' schienen ihm die rumänischen Königs- und Ministerlügen auf die hochgeehrte Zivilisation zu werfen, für die der Vierverband so tapfer ficht. Ganz gewiß! Aber was hilft alles nachherige Klagen! Besonders, wenn man es vorher gewußt hat!

Nachdem Herr von Bethmann Briands letzte Kriegsrede (mit Rumäniens ‚Hoheit' und ‚Adel') gestreift hatte, kam er auf die Somme-Schlacht zu sprechen. Wir unterschreiben jedes Wort der Ehrung; aber nach jedem Satze des Kanzlers fragten wir uns, ob statt edel klingender Worte des Kanzlers vornehmste Aufgabe nicht diplomatische Taten wären, die unsern Kriegern den Kampf erleichterten oder zum mindesten weitere Erschwerungen fernhielten?

Darauf ging der Kanzler zu Bekenntnissen über gegen England, unsern ‚selbstsüchtigsten' Feind. Da wir unsererseits immer nach Gerechtigkeit streben, haben wir schon vor etwa drei Monaten durchschimmern lassen, daß man amtlich gegenüber England jetzt von natürlicheren Auffassungen beseelt zu sein scheint. Aber mancher kommt mit allerwichtigsten Erkenntnissen leider recht spät, mancher

Digitized by Google

zu spät; mancher geht auch mit an sich richtigen Erkenntnissen nicht an die Dinge heran, sondern um die Dinge herum. ‚Der Staatsmann verdiente gehängt zu werden, der gegen diesen Feind nicht jedes taugliche, jedes den Krieg wirklich (rednerisch dick unterstrichen) abkürzende Mittel anwenden wollte' — so hat der Kanzler gestern ausgerufen. Wie nun aber, wenn diese Worte nicht nur jetzt ausgesprochen, sondern auch vor einem Jahre oder vor anderthalb Jahren ausgeführt worden wären?

Zum Schluß schweiften des Kanzlers Blicke zu den Aufgaben der kommenden Friedenszeit hinüber — ein Versuch, der seltsam berühren muß in einem Augenblick, wo die schwerste Zeit des Krieges für uns begonnen hat und gleichmäßig der Instinkt der breiten Volksstimmung wie der Verstand der politisch Gebildeten fragt: Ob unsere amtliche Politik nicht ernstlich Schuld trage an dem steten Anwachsen dieser Schwere und Verbreiterung des Krieges. Aber halt! Es hatten ja ‚Berliner Tageblatt' und ‚Frankfurter Ztg.' vor kurzem angeregt (Verbindungsstelle: Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes): Der Kanzler solle mit umwälzenden inneren Reformen herausgesprungen kommen, um den Kritikern seiner auswärtigen Politik sozusagen das Maul zu stopfen. Wir stellen fest, daß der Schluß der Kanzlerrede nicht ganz ohne Konsequenz mit diesen aus echter Vaterlandsliebe und nicht etwa aus beschämenden Parteiinteressen geflossenen Anregungen war. ‚Freie Bahn für alle Tüchtigen, das ist die Losung' — und ‚vorurteilsfreie Durchführung' sicherte der Kanzler, der also auch dann sein Amt weiterzuführen gedenkt, dem Reichstag und dem Volke zu. Mit vorstehender innerpolitischen Losung sind wir nun einmal im weitesten Maße einverstanden. Verwaltungsreform, Durchfreiheitlichung des gesamten Beamtenorganismus, Lösung der bureaukratischen Starre (aber nicht nur im inneren Verwaltungsdienst, sondern ganz besonders auch im auswärtigen Dienst und vor allem in der auswärtigen Zentrale in der Wilhelmstraße), das ist viel wichtiger, als gefährliche Versuche ...

Genug davon! Wir hätten gestern gern Überzeugendes und Packendes von Kriegswillen und Kriegsplan des Kanzlers, von erfolgreicher Diplomatie und zukunftsreicher auswärtiger Politik gehört; als Ersatz für diese Lücken konnten wir das Lob unserer unvergleichlichen Truppen und des Herrn Kanzlers Friedensträumereien nicht nehmen. Da stak manches Künstliche und für unser Gefühl manches Ungerechte drin. So unbefriedigt schieden wir noch von keiner Kanzlerrede während des Krieges."

Was sollen unsere sich opfernden Krieger an der Front denken, wenn ihnen solche graue Elendsstimmung aus der Heimat entgegenweht? Und — aus Gründen, die nicht erst erörtert zu werden brauchen —: noch immer keine Möglichkeit, keine Aussicht erfrischender und befreiender Reinigung und Durchlüftung dieser stinkenden, erstickenden Atmosphäre. Darf — kann das so weitergehen?

Jedes Opfer für Volk und Vaterland, aber nicht für den Wahn von Einzelnen!



Digitized by Google



Wie stehst du hoch, mein Volk!

(Hindenburg gewidmet)

Wie stehst du hoch, mein Volk,
In Kampf und Not und Tod,
In Opfern ohnegleichen!
Die Hölle muß dir weichen.
Aus Höllenqualm
Steigt hoch dein Psalm:
Gott fürchten wir,
Sonst nichts dahier!

Dich rühmt nur deine Tat,
Du selber rühmst dich nicht.
Du hast dich nicht vermessen,
Du würdest gern vergessen,
Was sie getan — —
Wohlan, stürmt an!

Wir brechen euren Sturm,
Wir löschen eure Glut!
Geht auch die Welt in Brände,
Dann reichen sich die Hände,
Wie Gott es meint,
Der Feind dem Feind:
In anderm Land
Die Bruderhand.

J. E. Frhr. v. Grotthuß

*

Belehrung unserer Feinde

Immer wieder muß man in deutschen Zeitungen Kritiken der feindlichen Kriegführung lesen, die um so bedenklicher sind, je mehr sie den Nagel auf den Kopf treffen. Ist es unsere Aufgabe, den Feinden immer wieder nachzuweisen, welche Fehler sie gemacht haben, und wie sie zu vermeiden waren? Ist das nicht eine Belehrung, wie sie es künftig besser machen können?

Gegen diese unbewußte, aber darum nicht minder unangebrachte Erziehung unserer Feinde zu besseren Leistungen gegen uns hat sich schon einmal unsere Heeresverwaltung deutlich ausgesprochen. Es würde nicht schaden, wenn die Warnung wieder einmal und noch etwas deutlicher an die Herren „militärischen Mitarbeiter“ erginge, die ohne Zweifel Wissen und Einsichten haben, sie aber für sich und — für uns behalten sollten.

*

„Wer stößt in Rolands Horn?“

Unter dieser Überschrift ertönt in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ ein Hilferuf „vor dem zwölften Glockenschlage“:

„Ratlos fragen wir noch einmal bei dem Herrn Reichskanzler an: Ob das Deutsche Reich und Volk nicht zu schade ist, daß man dergestalt mit sehenden Augen das Schiff seiner Zukunft in einen vernichtenden Taifun treiben lassen darf. Denn das Zweite ist ja auch klar: daß, wenn erst einmal alle neutralen Staaten um uns herum wirtschaftlich dem englischen Konzern zwangsweise angeschlossen sein würden, der politische Anschluß zum Zweck beschleunigter Beendigung des verzehrenden Weltkriegs sehr nahe läge. Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ folgerte aus dem bekannten haßerfüllten Aufsatz der eng-

Digitized by Google

lischen ‚National Review' des Herrn Maxse mit seinen ‚Züchtigungs'-Plänen wider das kriegführende Deutschland: daß wir durchhalten müßten ‚bis zum bitteren Ende'. Der Aufsatz war offenbar vor allem für die Beratungen der sozialdemokratischen Reichskonferenz und zur Unterstützung der Scheidemann-Gruppe geschrieben. Obwohl auch wir der Scheidemann-Gruppe von Herzen den Sieg wünschen, müssen wir doch hervorheben, daß zu Zwecken der inneren Politik die ‚Nordd. Allg. Ztg.' wohl einmal sich englischer Haß-Artikel annimmt. Wo bleiben aber die drängenden Interessen der auswärtigen Politik? Und daneben werfen wir die Frage auf: Ist es denn nicht die Pflicht der deutschen Reichsregierung, nachdem ihr das deutsche Volk Gaben und Opfer, fast über Menschenverstehen, zum Kampf gegen den Feind dargereicht hat, dies tapfere, treue, opfer- und todesfrohe, vom Herrn Reichskanzler selber in einer innerpolitischen Debatte hoch gelobte Volk aufzurufen zu einem ‚siegreichen Ende', anstatt zu einem ‚bitteren Ende'?"

Nach einem Aufruf „an den Kaiser und die deutschen Bundesfürsten, an die Minister aller Bundesstaaten, an die Generalität und Admiralität" schließt das Blatt:

„Wo immer in deutschen Landen auswärtige Politik verstanden, erkannt, mit geschultem Blick verfolgt oder mit natürlicher Empfindung ergriffen wird, da steigt zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, aus Hunderttausenden von vaterlandstreuen Herzen ein Notschrei zum Himmel. Wer sieht einen Ausweg? Wer weiß einen Rat? Blättert in der Bibel und sucht euch Trost aus frommen Sprüchen vom Harren und von Wundern! Lest die Geschichte Friedrichs des Großen und wartet auf das ‚Mirakel des Hauses Brandenburg'! Schlagt Schillers ‚Tell' auf — und lest ‚an jenem Abend nicht mehr weiter', sobald ihr bei der Stelle angekommen sein werdet: ‚Wann wird der Retter kommen diesem Lande?'"

*

Wenn England siegte —

Was uns bevorstände, wenn England siegte, wird in einem von der „Köln. Ztg." veröffentlichten Flugblatt geschildert:

„Es gibt historische Notwendigkeiten, die unabwendbar sind wie Erdbeben und Vulkanausbrüche. Eine solche war der Untergang der Ostgoten in Italien durch die Heere Justinians, eine solche die Vernichtung Karthagos durch die Römer. Auch hier hieß es: Entweder — oder! Eine Verständigung der streitenden Parteien war angesichts ihrer Gegensätze, angesichts der erbarmungslosen Energie des Stärkeren, d. h. des Klügern und Zähern, ausgeschlossen von vornherein. Kein Diplomat, kein Staatsmann hätte an der Vernichtung der Ostgoten, an dem Fall Karthagos durch Verhandlung etwas ändern können. So liegen die Dinge auch heute: entweder wir besiegen England oder es besiegt uns! Ein Drittes gibt es nicht. Was es aber für Folgen hätte, wenn wir besiegt würden — von einem solchen Gegner wie England —, das ahnt die Mehrzahl unseres Volkes noch immer nicht. Und doch ist es ein verhängnisvoller Irrtum, die Reden englischer Minister und Abgeordneter, die nach unserer Niederwerfung den deutschen ‚Militarismus' vernichten, Krupps Werke in die Luft sprengen, den Kaiser nach St. Helena verbannen wollen, für eitel Prahlerei zu halten. England wird im Fall seines Sieges noch ganz anders handeln. Sink, burn and destroy war noch immer seine Losung. Nur seine Mittel waren von Fall zu Fall verschieden. — Und auch darüber darf man sich um Gotteswillen nicht täuschen: in dem Entschluß, Deutschland so auf die Knie zu zwingen, daß es widerstandslos Englands Bedingungen annimmt, daß es als Konkurrent auf dem Weltmarkt ausgelöscht wird für immer — in diesem Entschluß sind in England alle Volksschichten einig, vom ersten Seelord bis zum untersten Werftarbeiter in Newcastle on Tyne. Daß aber ein solcher Sieg Englands die Katastrophe des Deutschen Reiches bedeuten würde, die nie wieder

Digitized by Google

gut gemacht werden kann, das kann gar nicht scharf genug betont werden. Das Deutsche Reich würde nicht nur in seine Bestandteile aufgelöst werden: unser Volkstum selbst wäre in seiner Fortdauer auf das schwerste gefährdet, zumal angesichts der von Osten herandrängenden russischen Lawine. Ein solcher Sieg Englands würde nicht nur den Bankerott unserer Großindustrie und unseres Seehandels bedeuten; ein solcher Sieg Englands wäre auch der Ruin unseres gesamten Mittelstandes, in all seinen Schichten. Besonders unser gewerblicher Mittelstand würde das erfahren, da ein solcher Sieg Englands jede Erstattung unserer Kriegskosten durch unsere Feinde gänzlich ausschließen, ja unsere eigenen Kriegslasten auf Menschenalter hinaus ins Ungeheuerliche steigern würde. Das Los unserer Handarbeiter aber, der Groß- wie der Kleinindustrie: es wäre eine Verelendung, durch die sie um 80 Jahre zurückgeworfen würden, in jene Zeiten, als in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts, zumal in Schlesien und in der Lausitz, das englische Maschinengarn das deutsche Handgarn verdrängte und der Hungertyphus Tausende dahinraffte."

*

Es wirkt also!

Aus Rotterdam wird dem „Tag" berichtet, was ein belgischer Reeder über die Wirkung eines der letzten Zeppelinangriffe auf London erzählt. Danach hat dieser Angriff eine ungeheure Aufregung in der Bevölkerung hervorgerufen. Alles hat sich in die gut verteidigte Londoner Luftzone zurückgezogen. „Wenn die Deutschen ihre Angriffe auf die mit Menschen voll gepreßte Festung London fortsetzen, dann könnte die Panik einen entsetzlichen Umfang annehmen. Vorläufig glaubt man an die ‚Unverletzbarkeit' Londons; wird aber diese Überzeugung vernichtet, so käme es zu Ereignissen, die den sehr zahlreichen Kriegsgegnern das Heft ausliefern würden. Mit der Offensive in Nordfrankreich sind die breiten Schichten sehr unzufrieden. Sie vergleichen die kärglichen Erfolge mit den schweren Verlusten und gelangen zum Schluß, daß ein so kostspieliges Unternehmen nie und nimmermehr den Sieg bringen kann. Seit dem 31. August spielen sich wieder am Scharing-Croß-Bahnhof die traurigsten Szenen ab; täglich treffen Verwundete der ungemein populären Londoner Regimenter ein, und die Erzählungen der sehr niedergedrückten Soldaten stehen in schroffem Gegensatz zu den billigen Redensarten der Berichterstatter. Mancher ist über den ‚Zeitungsschwindel' empört. Man spürt in England den Krieg mehr denn jemals."

*

Das unverletzliche London

Überraschend und zugleich belehrend erscheint den „Hamburger Nachrichten", daß bei den Zeppelinangriffen auf die englische Westküste und die Umgegend Londons von den Flüchtlingen mit Vorliebe die innere Stadt London aufgesucht werde, die ihnen als besonders sichere Zuflucht gelte —:

„Das ganze deutsche Volk hat immer, wenn unsere Zeppeline über London erschienen sind, gerade diese Kunde mit besonderer Genugtuung aufgenommen in der Hoffnung, daß diese Stadt, der Kessel, in dem das Kriegsunheil mit kalter Berechnung gebraut worden ist, von dem all die Lügen und die Verleumdungen unseres deutschen Vaterlandes, unseres Kaisers, unseres Volkes aufdampften, durch das Kriegsmittel, das uns Graf Zeppelin, nächst Hindenburg und neben Tirpitz der volkstümlichste Mann dieser Zeit, geschaffen hat, schwer und nach Verdienst hart und schonungslos gezüchtigt werde. Und nun erfahren wir, daß die Engländer London als sicheren Unterschlupf vor Zeppelinbomben aufsuchen, daß sie aus der Bannmeile der Stadt und den östlichen Landschaften zu Tausenden in das Innere von London ziehen, weil sie fest an die Unverletzlichkeit Londons, an das ‚sichere London' glauben. Das Innere Londons, wo die Regierung

Digitized by Google

der Grey, Asquith, Lloyd George und der übrigen Kriegshetzer, wo das Parlament, das jeden Völkerrechtsbruch, jede Knebelung der Neutralen, all die von den Regierenden verübten Schändlichkeiten gutheißt, ihren Sitz haben, wo die Eduardische Einkreisung, die Ursache dieses Krieges, ersonnen und planvoll durchgeführt wurde, wo die Bank von England mit dem goldenen Rüstzeug der Entente liegt: das Innere Londons bietet Sicherheit vor einem der wirksamsten deutschen Kriegsmittel zur Bezwingung Englands, erscheint den Engländern als unverletzlich! Daß die City von London tatsächlich sehr wohl angreifbar und auch zerstörbar ist, wissen diese Engländer natürlich. Ihr Glaube an die Unverletzlichkeit schöpft seine Kraft also nicht aus de-Stadt London selbst, sondern aus der Überzeugung, daß die Deutschen die City nicht verheeren werden. Die Unverletzlichkeit hat nicht passiven, sondern aktiven Sinn: London kann wohl, wird aber nicht verletzt werden; die Deutschen werden das nicht über sich gewinnen. Vor der Welt hat ganz England unser Volk als Hunnen, Kinderschlächter, zu jeder Grausamkeit lustige Barbaren verschrien. Aber selbst glaubt dasselbe England trotz seiner verlogenen amtlichen Greuelberichte von deutschen Untaten an die Milde der deutschen Kriegführung. Wir erleben dasselbe Spiel, wie 1870 mit Paris. Auch diese Stadt, die Geibel mit Recht ‚die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd' nannte, sollte für die Deutschen unverletzlich und unantastbar sein. Was damals Paris war, ist heute London, tatsächlich und in wahrstem Sinne: „der Blutschuld Herd". In London sind die Baralong-Mörder in Schutz genommen, ist der feigen, tückischen Besatzung des ‚King Stephen' Lob sogar von hoher Geistlichkeit gespendet worden, von London ist jeder Unglimpf und jeder Schimpf gegen unser Volk, unser tapferes Heer und unsere heldenmütige Flotte geschleudert worden. Was also sollte Deutschland verführen, diese Stadt in ihrem Innern, dem Sitz alles Unheils, zu schonen? Auch Paris mußte 1871 endlich auf eines willensstarken Mannes Betreiben, der den gefühlsseligen Bedenken entgegentrat, die Wucht deutschen Angriffs fühlen und erwies sich bald als durchaus nicht unverletzlich. So hoffen wir, wird den Engländern auch der Glaube an die Unverletzlichkeit der City von London noch jäh genommen werden.

Gerade die innere Stadt mit den darin zusammengedrängten Menschenmassen bietet ein Angriffsziel, das getroffen, den Wunsch nach Beendigung des Krieges dem englischen Volk eindringlich nahelegen müßte. Als der römische Feldherr Titus — die Römer sind ja gegenwärtig bei der Entente als Vorbild in Mode — den Auftrag hatte, Judäa zu züchtigen, rückte er mit seinem Heer vor die Stadt Jerusalem zur Passahzeit, da sie mit zugereistem Volk überfüllt war, zerstörte sie und beendete damit rasch den ganzen Krieg. Und Titus steht in der Weltgeschichte als eine der edelsten Feldherrn- und Kaisergestalten mit seinem Ruhm fest."

*

Briefe des Grafen Zeppelin

In der „Deutschen Tageszeitung", die bekanntlich kürzlich mitteilen durfte, daß sie bis auf weiteres ihr Erscheinen wieder einstellen müsse, und daß ihr Auslandspolitiker Graf Reventlow nur für seine Person unter Präventivzensur gestellt sei, liest man nach genehmigtem Wiedererscheinen des Blattes — unter Präventivzensur —:

„Dr. Jul. Bachem erzählt im roten ‚Tag', er habe von einer sozial hochstehenden Persönlichkeit einen Brief erhalten, in welchem diese ihrem Schmerze darüber Ausdruck gibt, daß Dr. Jul. Bachem sich ‚in einem Augenblick, wo es sich um die ganze Zukunft des Deutschen Reiches für Jahrhunderte handelte, unter den Verteidigern der Regierungspolitik' befunden habe, von deren falscher Führung durch den verantwortlichen Ratgeber Seiner Majestät der Briefschreiber überzeugt sei. Dr. Jul. Bachem meint, es handele sich um die Stellungnahme des Zentrums in der

Digitized by Google

U-Bootfrage, durch welche es dem Reichstag ermöglicht wurde, sich mit einer allgemein annehmbaren Entschließung hinter die Regierung zu stellen. Der Briefschreiber halte diese Stellungnahme des Zentrums für falsch und meine, Dr. Bachem werde wohl ‚die zwei Briefe kennen, die im März und Juli Graf Zeppelin an den Reichskanzler gerichtet habe, und aus denen hervorgehe, daß der Reichskanzler im März entschlossen war, einen Frieden Seiner Majestät unter ungleich günstigeren Bedingungen für den Gegner zu empfehlen, als er in der Reichstagssitzung angedeutet habe, und daß dies nur an der Nichtannahme seitens unserer Feinde gescheitert sei‘.

Dr. Bachem beschränkt sich darauf in seiner Erwiderung auf die Forderung, daß dieser Vorwurf, der geeignet sei, das größte Mißtrauen gegen den Reichskanzler zu erregen, ‚aller und jeder Unterlage entbehre‘, und daß auch aus den beiden Briefen des Grafen Zeppelin in keiner Weise hervorgehe, ‚daß der Reichskanzler zu dem entschlossen war, was jene Kreise ihm zugeschrieben haben‘. Dr. Bachem meint nun, wenn schon eine sozial so hochstehende Persönlichkeit ihrem Mißtrauen gegen den verantwortlichen Leiter der Reichspolitik ohne einwandfreie Begründung Ausdruck gebe, so könne man sich nicht wundern, daß in Kreisen, die keine hervorragende gesellschaftliche Stellung haben, der Reichskanzler als weicher, schwacher Mann erscheine, der besser seinen Platz einem Festeren und Stärkeren abtreten sollte."

*

Ein neuer Zeppelin-Brief

Graf Zeppelin hat sich veranlaßt gesehen, unter dem 5. September folgendes Schreiben an den Herrn Reichskanzler zu richten:

„Hochverehrter Herr Reichskanzler!

Wie ich höre, wird bei der von den Gegnern Eurer Exzellenz betriebenen Agitation immer wieder darauf hingewiesen, es sei auch meine Ansicht, daß aus Schonung für England oder aus dem Wunsche, eine Verständigung mit England nicht zu erschweren, also aus irgendwelchen politischen Motiven von den ‚Zeppelinen‘ nicht der möglichst wirksame und rücksichtslose Gebrauch gemacht wird. Ich habe mich überzeugt, daß die Verwendung der Zeppeline durch irgendwelche politische oder andere Rücksichten in keiner Weise behindert wird. Ich brauche Eurer Exzellenz nicht zu sagen, daß ich an diesem Mißbrauch meines Namens gänzlich unbeteiligt bin und ihn aufrichtig bedaure.

Ich stelle Eurer Exzellenz ergebenst anheim, von dieser Erklärung jeden gewünschten Gebrauch zu machen.

Genehmigen Euere Exzellenz den Ausdruck der vollkommensten Hochachtung, mit der ich zu verharren die Ehre habe als Euerer Exzellenz gehorsamst ergebener

gez. Graf von Zeppelin,
General der Kavallerie."

Die „Nordd. Allg. Ztg." hat die Veröffentlichung dieses Briefes mit einigen Bemerkungen versehen, die wiederum die „Berliner Neuesten Nachrichten" zu einigen Bemerkungen veranlassen: „Wenn zunächst die ‚N. A. Z.‘ sagt, daß die Zeppeline nicht ‚aus Rücksicht auf England und auf Betreiben des Reichskanzlers nicht mit ganzer Kraft eingesetzt werden‘, so trifft das zweifellos zu. Denn seit einiger Zeit werden sie offenbar nach Möglichkeit und nach rein militärischen Gesichtspunkten eingesetzt. Ihr neuerliches Einsetzen wurde aber ausdrücklich in Verbindung gebracht mit der bereits im vorigen Jahr angekündigten Vergeltung für die schändliche Baralong-Tat. Wenn die Überlegung dieser bereits angekündigten Vergeltung so lange gedauert hat und wenn fast ein volles Vierteljahr lang vor Wiederanwendung der Zeppeline gegen England die Zeppeline überhaupt nicht hinübergefahren waren, so ist wohl klar, daß in unserer Vergeltungserklärung zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen wurden, und daß das Wörtchen ‚werden‘ in der Erklärung der ‚Nordd. Allg. Ztg.‘ eine bedeutsame Rolle spielt. Weshalb war Graf Zeppelin seinerzeit nach Berlin gefahren? Um die Parla-

Digitized by Google

mentarier für das Kriegsmittel, das in seinen Luftschiffen steckt, warm zu machen und Widerstände zu überwinden. Dies besagt genug. Noch mehr besagen die ersten beiden Briefe Graf Zeppelins an den Reichskanzler, denen jetzt ein dritter von einem ganz anderen Standpunkt aus gefolgt ist. Über die wirkliche Lage und über das Licht, in dem Graf Zeppelin sie sah, belehren jene beiden Briefe in ganz anderer Weise. Der Zentrumspolitiker Dr. Julius Bachem rief nach ihrer Veröffentlichung. Wenn er sie kennt, wird er von seinem Standpunkt aus den Ruf nicht wiederholen, es sei denn, daß er es in reinem Machiavellismus tut, das heißt in der Gewißheit, daß die Veröffentlichung doch nicht geschieht.... Die Freunde des Kanzlers haben schon in politisch nicht unbedenklicher Weise nach Hindenburgs Ernennung das Bestreben gezeigt, Hindenburg und seinen Nimbus für die Kanzlerpolitik als Deckung in Anspruch zu nehmen. In bezug auf Graf Zeppelin dachte man vielleicht ähnlich. Und so hat man denn obiges Schreiben hervorgerufen." Graf Zeppelin sagt: „Ich habe mich überzeugt, daß die Verwendung der Zeppeline durch irgendwelche politische und andere Rücksichten in keiner Weise behindert wird." Die Frage liegt nahe, meint die „Deutsche Tagesztg.", „wann Graf Zeppelin sich — überzeugt hat, und aus welchen Anlässen oder auf welche Initiativen hin er sich genötigt gesehen hat, sich zu überzeugen. Die Erklärung als Ganzes wie in ihren Einzelheiten macht nicht den Eindruck, als ob sie spontan aus der Initiative des Grafen Zeppelin hervorgegangen sei. Wir hatten diesen Eindruck sofort und erklärten deshalb, es sei wünschenswert, daß die Vorgeschichte der Erklärung bekanntgegeben würde. Für die Beurteilung der Erklärung ist es natürlich von ausschlaggebender Bedeutung, auf welche Weise und von welcher Seite sie zustande gebracht worden ist und zu welchem Zwecke.

*

Das Typische

Wir dürfen uns, schreibt die „Vossische Zeitung", zum Fall Valentin leider nicht der Hoffnung hingeben, daß solche Fälle sich in Zukunft nicht wiederholen werden. Der Herr Reichskanzler weist in seinem Schreiben darauf hin, daß die Äußerung des Professors Valentin „in einer privaten vertraulichen Unterhaltung" gefallen sei. Darin liegt gerade das Typische dieses Einzelfalles. Alle diese Verdächtigungen werden in privaten, vertraulichen Gesprächen verbreitet. Sie gleichen Schalen, die harmlos in irgendeinem Salon präsentiert werden und denen dann giftige Gase entströmen, deren Pestkeime von jedem weitergetragen werden. Einer erzählt es dem anderen, und der dritte erzählt es wieder anderen, und so fort, bis alle Sinne umnebelt sind und alle nicht mehr die Kern- und Hauptfragen der Dinge sehen, die zur Entscheidung stehen, sondern persönlichen Klatsch und Tratsch zur Grundlage ihres Urteils machen. So gelingt es denn manchmal, einen Mann, der bis vor kurzem der Abgott des Vaterlandes gewesen ist, so zu stempeln, daß „nichts gesagt und nichts gesungen wird an seinen Sterbetagen". Kein Urheber aber ist zu fassen, niemand weiß, wo das Gerücht entstanden ist und wer alles an seiner Verbreitung mitgewirkt hat.

Das ist der Fluch der politischen Zensur. Wenn über die Dinge, die uns bewegen, offen und frei gesprochen werden könnte, dann würden solche Gerüchte im Nu zerflattern. Aber so lange die Zensur sich nicht nur auf militärische Dinge beschränkt, wo sie selbstverständlich zum Wohle des Vaterlandes geübt werden muß, sondern sich auch auf dem Gebiete der Meinungen und der Charakteristik von Persönlichkeiten breitmacht, wird die Diskussion in die Niederungen der Geheimniskrämerei gebannt und treibt dort solche duftigen Blüten wie im Fall Valentin.

*

Digitized by Google

Valentins Lager

Aus Süddeutschland wird der „Kreuzzeitung“ von geschätzter Seite geschrieben:

Die Veröffentlichung der „Süddeutschen Monatshefte“ über Professor Valentin hat die Bedeutung eines reinigenden Gewitters gehabt; ihr Verdienst ist es erstens, daß die Art, wie man gegen Großadmiral v. Tirpitz massiv im Dunkeln agitiert hat, nun zur öffentlichen, zur allgemeinen Kenntnis gelangt ist. Zweitens weiß man jetzt, daß die gegen Tirpitz vorgebrachte Anschuldigung ganz grundlos ist, nicht den geringsten Anhalt besitzt. Dabei ist Professor Valentin nur ein kleines Organ großer Kreise. Die Archive werden später aller Welt klar machen, welche Rolle jene Anschuldigung gespielt hat.

Mit einer sehr interessanten Sentimentalität beginnt die „Frankfurter Zeitung“ am 21. September einen Artikel über Coßmann-Valentin mit den Worten: „Während unsere Soldaten rings um Deutschland Tag und Nacht gegen die furchtbarste Koalition aller Zeiten im Kampfe stehen“ — und dann geht es, nach einem ganz leisen, liebenswürdigen Tadel des jugendlichen Professors Valentin, gegen Coßmann und den in München begründeten Ausschuß zur Niederkämpfung Englands los. Unsere Soldaten im Felde brauchen nicht wie ängstliche Damen behütet zu werden. Wenn sie im Kampfe stehen, so wollen sie über die Dinge in der Heimat vor allem Wahrheit haben.

Die von Valentin kolportierte Geschichte ist nicht die einzige Anschuldigung, die im Frühjahr gegen Großadmiral v. Tirpitz vorgebracht wurde. In einem Kreise von Persönlichkeiten in bekannter Stellung und mit bekannten Namen hat der Schreiber dieser Zeilen damals die Behauptung in vollem Ernst und mit nicht geringerer Hartnäckigkeit aussprechen gehört, Tirpitz habe sich den neueren technischen Fortschritten in der Marine entgegengestellt. Natürlich ist diese Behauptung geradezu lächerlich. Bis zum letzten Frühjahr unterstand ja die Marine der Verwaltung von Tirpitz, und in eben dieser Zeit hat sie die großartigsten technischen Fortschritte gemacht. Der Sieg am Skagerrak, der ein Erfolg der persönlich-militärischen und der technischen Leistungen unserer Marine zugleich war, ist von einer Marine erfochten worden, die sich unter der Verwaltung von Tirpitz gebildet hat. Aber so lächerlich jene Behauptung ist, von Leuten, die man als ernsthaft ansehen mußte, ist sie vorgetragen und verwertet worden.

*

Die Vorgeschichte der Tirpitz-Hetze

wird in der „Information“ wie folgt erzählt:

In der Angelegenheit Coßmann-Valentin hat Professor Coßmann in zwei Denkschriften die näheren Umstände auseinandergesetzt, unter denen die vielbesprochenen Äußerungen des Professors Valentin gefallen sind. Für die Vorgeschichte des „Falles Valentin“ sind diese beiden Denkschriften von großer Bedeutung. Das erste Schriftstück wurde von Professor Coßmann am 22. Juli 1916, also bereits einen Tag nach der stattgefundenen Unterredung mit Professor Valentin, abgefaßt. Es ist nur wenige Zeilen lang und enthält außer den bekannten Äußerungen Professor Valentins über die Unterseeboote noch mehrere Mitteilungen über die Politik des Reichskanzlers, die gleichfalls von Valentin stammen sollen. Nicht unerwähnt darf ein Wort bleiben, das Tirpitz nach einer Mitteilung des Professors Valentin im Anschluß an ein Schillersches Wort gesagt hat. Tirpitz steht nämlich nach Professor Valentins Mitteilungen auf dem Standpunkt, daß das Volk ehrlos sei, das nicht alles an seine Ehre setze. Diese Auffassung wird wohl von dem größten Teil des deutschen Volkes geteilt werden. In dem zweiten Schriftstück, das Professor Coßmann am 4. August für eine königliche Behörde verfaßte, geht er auf den Fall Valentin-Tirpitz näher in einigen Ausführungen ein, die zur Klärung des Falles mancherlei beitragen dürften. Unter Weg-

Digitized by Google

lassung einiger, eigenartige Vorgänge berührender Mitteilungen, seien die hauptsächlichsten Angaben des Professors Coßmann wiedergegeben: Am 21. Juli besuchte mich der Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, Professor Valentin, der mit der, zuerst meinem Mitherausgeber Karl Alexander von Müller angetragenen Arbeit betraut ist, ein Werk zur Rechtfertigung der Reichspolitik zu schreiben. Professor Valentin unterrichtete mich, Staatssekretär von Tirpitz habe bezüglich unserer Unterseeboote falsche Zahlen angegeben; das Auswärtige Amt habe .... die richtigen Zahlen festgestellt, die mit den späterhin durch Staatssekretär von Capelle angegebenen übereingestimmt hätten. Diese Äußerung, die zunächst in Anwesenheit des Fabrikbesitzers Theodor Heuß, Mandlstraße 3a, München, gefallen ist, habe ich, ohne Widerspruch zu finden, wiederholt, als mich am Abend desselben Tages Geheimrat Erich Marcks in Begleitung von Professor Valentin besuchte. Fabrikbesitzer Theodor Heuß hat inzwischen — nach der gegenteiligen Erklärung Valentins — die Darstellung Coßmanns bestätigt.

*

Männer auf Thronen

Wenn unsere „Gelehrten“, die als hochgeschätzte Gäste in die Arena der Zeitungsmitarbeit hinuntersteigen, nur nicht die geistesverheerende Angewohnheit hätten, schon aus Einzelfällen Schlüsse und ganze Lehrsätze, gleichsam an der Wandtafel, folgern zu müssen.

So wird jetzt wegen Ferdinands von Rumänien die deutsche Herkunft der Potentaten auf Auslandsthronen als belanglos und für uns wertlos hingestellt. Es ist richtig, König Ferdinand ist das, wofür ihn Blätter wie Dreptatea und Dimineaţa schon bei der Thronbesteigung ansahen, als sie ihm in dreifingerhohem Fettdruck ihr „Traiasca regina!“ Es lebe die Königin! entgegenschrien. Aber darüber darf man doch nicht vergessen, was z. B. König Karl war und daß unweit Rumäniens südlich ein wettinisch-deutsch entstammter Fürst und König regiert, der in diesem mit weſtöstlichen übelsten Politikermustern geistiger Pariser Schule überfüllten Lande eine wahre Herkulesarbeit vollbracht hat Abgesehen davon, was er als das Haupt der glücklichen Klarsicht, Klugheit und unverschnörkelten Geistesenergie, die das Land politisch heute führt, noch sonst bedeutet.

Im übrigen wären diese Fürsten dann nichts „wert“, wenn sie nach Bukarest, Sofia usw. gingen, um dort deutsche Filialenpolitik zu machen. Da wären sie, nebenbei, auch bald am Ende. Daß sie rechte, auf deutsche Art verantwortungsbewußte Monarchen werden, darauf kommt es an, und das ist genügender Wert für uns, da immer deutlicher die Welt sich in die zwei Lager der Verantwortungsstaaten und der Advokatenstaaten scheidet. Daß sie beherzte Männer sind, die nicht gleich wie die Mauern von Jericho vom Höllenlärm käuflicher Zeitungen umfallen, und daß sie ehrenhafte Männer sind, die ihre Verträge halten.

Man hat auch über die Wichtigkeit deutscher Prinzessinnen auf fremden Thronen gesprochen. Darüber ließe sich auch reden, schon weil sie Mütter und Erzieherinnen werden. Mitteilungen über das kerndeutsche Vaterlandsgefühl solcher Prinzessinnen, welches keine englische, französische, russische Sprache, Mode, Nationalität, Verwandtschaft höher stellt, nimmt der „Türmer“ bereitwillig für den Unterzeichneten entgegen. Ed. H.

*

Der Friedenskongreß

Im Septemberheft der englischen „National Rewiew“ wird betont, daß die Verbändlerregierungen mit den vier Staaten des Bundes der Mittelmächte einzeln und getrennt über den Frieden verhandeln müssen, weil das allein für den „Sieger“ vorteilhaft sei und schädliche Weiterungen mit unverhofften Zwischenereignissen vermeide. Die Entente werde sich rechtzeitig im voraus über die Bedingungen einigen, die sie machen will, denn — was ja in der Tat der Himmel

Digitized by Google

weiß — „Erwägungen zwischen Diplomaten werden stets allzu leicht in die Länge gezogen“. Zu ihnen hat sich dann der kriegsmüde Einzelstaat des Vierbunds mit Ja oder Nein zu erklären, und sein Fall ist erledigt bis auf die Ausführungsbestimmungen, wofür ja Besprechungen und genauere Materialien notwendig sind.

Das gleiche Verfahren ist nun, umgekehrt von uns angewandt, von vornherein geboten und geradezu selbstverständlich, der ganzen Sachlage nach. Da es aber immer noch deutsche Politikusse gibt, in deren Köpfen der große allregelnde Friedenskongreß eine Hauptrolle spielt, so seien sie auf jene realpolitisch klare Technik hingewiesen, die man im noch immer den Erfolg vorausnehmenden London empfiehlt, trotzdem England so vieles mehr und eigentlich alles von einem Kongreß zu erwarten hat und England auch die siegreichen Gegner dort in die Besiegten verwandeln würde, so wie es 1814 auf dem Wiener Kongreß Talleyrand gelang. Politische Einsichten verdanken wir stets noch am ehesten dem Umweg über England, so vielleicht auch hier.

Dem könnte sich nur noch das „Bedenken“ der Aktenmäßigen entgegenstellen, daß England und seine Bundesgenossen durch die Londoner Vereinbarung verpflichtet seien, nur gemeinsam Frieden zu schließen. Hierauf ist zu erwidern, daß keine Anerkennung dieser Vereinbarung diplomatisch von unserer Seite ergangen ist. England und Rußland haben uns ihre Vasallen je einzeln auf den Hals geschickt. Diese haben sich als selbständige Kriegführende bei uns angesagt. Entsprechend werden wir es auch in aller Förmlichkeit, doch ruhiger Bündigkeit mit ihnen einzeln fertigmachen. Ed. H.

*

Ein „Curiosum“

In der Juni-Ausgabe von „Chuo Koron“ nimmt Kayaharan Kwazan zu der Frage Stellung, ob Japan eine deutschfreundliche oder deutschfeindliche Politik treiben müsse. Kwazan sieht den Kern der Frage für Japan in den Rücksichten auf die innere Politik. Die Übervölkerung des Landes verlangt Gebiete zur Ansiedlung, und nach deren Erreichbarkeit sind die Richtlinien der äußeren Politik zu ziehen. Das geeignete Klima für japanische Auswanderung bieten die Vereinigten Staaten, Kanada, Südafrika, Südamerika, Australien, Neuseeland. Ungeeignet sind China, Indien, die Malayenstaaten, die Südsee. Von den ersten sind für den Japaner alle verschlossen außer Südamerika, wenigstens vorläufig. Falls sich nun die Vereinigten Staaten nicht zu Zugeständnissen bereitfinden, muß ein neues Gebiet der Auswanderung gesucht werden, und das müssen britische Kolonien sein. Daraus folgt aber der Zwang zur Verständigung mit Deutschland.

Deutschland muß die Initiative zu einer derartigen Weltpolitik ergreifen. ... Australien dürfte für Japans Bedürfnisse genügen. Unternimmt Deutschland die Zerstörung des britischen Reiches ohne Japans Hilfe, so scheidet Japan bei der Berichtigung der Weltkarte aus. Alles Reden von Bündnis oder Nichtbündnis ist für Japan sinnlos, wenn es nicht ein genügendes Gebiet für seinen Bevölkerungsüberschuß in die Hand bekommt.

Ist, was der Japaner hier uns zumutet, etwa nicht ein „Curiosum“? Daß er davon träumt, Deutschland könne sich anmaßen, irgendein Reich — und nun gar das heilige britische! — zerstören zu wollen?!

Des Japaners Gedanke ist ja von seinem Standpunkte aus gar nicht so unverständig. Der Japaner denkt, wie die anderen Völker auch, zuerst an sein eigenes Vaterland und nimmt — mit Erfolg — jede Gelegenheit wahr, ihm zu nützen. Auf die Opfer kommt es ihm nicht an. Deutschland opfert mehr, als ein anderes Volk je opfern könnte, — aber aus Pflichtgefühl und ohne eigennützige Hintergedanken. Dafür hat Immanuel Kant den „kategorischen Imperativ“ und Bertold Schwarz — das Pulver erfunden!

Gr.

*


Digitized by Google

Belgien nach dem Kriege

Das Stockholmer „Aftonbladet“ schrieb vor einigen Wochen in einer politischen Kriegsrundschau:

„In allen Reden der französischen und englischen Minister tritt der heiße Wunsch zutage, Deutschlands Grenze über den Rhein zurückzuverlegen. Die mächtige Entwicklung der rheinischen Industriebezirke hat teilweise ihren natürlichen Ausfahrtsweg über Antwerpen, und die Franzosen folgern ganz logisch, daß Belgien nur sichergestellt werden kann, wenn dieses reiche Hinterland Deutschland entrissen wird. Die Entente ist politisch viel mehr als militärisch im Hintertreffen. Sie hat ihre Stellungen in Frankreich gehalten, sogar vielleicht etwas vorgeschoben; aber während der Zeit hat Deutschland sich ganz heimisch in dem okkupierten Belgien eingerichtet und die vorhandenen natürlichen Verbindungswege verbessert und weiterentwickelt. Ferner hat die deutsche Regierung die vlämische Sprache mit der französischen gleichberechtigt gemacht. Es mag sein, daß die Belgier nicht gern so viel von den Deutschen empfangen; das Faktum bleibt bestehen, daß die Wünsche, die von vlämischer Seite längst vor dem Kriege formuliert wurden, zum großen Teil verwirklicht worden sind. Mit großen Mühen wurde ein vlämisches Volksschullehrerkorps geschaffen, und es würde natürlich nicht so leicht für eine neue franzosenfreundliche Regierung sein, diese Leute, die während mehrerer Jahre die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichteten, einfach vor die Tür zu setzen. Belgiens ökonomische Zusammengehörigkeit mit Deutschland ist stärker geworden, und der Zusammenhang der Vlamen mit Holländern und anderen germanischen Völkern ist deutlicher zutage getreten. **Belgien kann durchaus nicht so wiederhergestellt werden, wie es vor dem Kriege war,** trotz aller Bemühungen und diplomatischen Geschicklichkeit der Entente.“

Nebenher: warum wird von neutraler Seite diplomatische Geschicklichkeit immer nur bei der Entente vorausgesetzt —?

Die Lehre

Zu den Ausführungen der Kanzlerrede zur äußeren Politik bemerkt die „Voss. Zeitung“:

Freilich lehrt der **Fall Italien** ebenso wie der **Fall Rumänien**, daß immer derjenige die Oberhand behält und die Entschließung der Neutralen und der schwankenden Freunde bestimmen kann, der rücksichtslos dann, wenn ihm die Gelegenheit günstig ist, Gewalt und Zwang als Trumpf ausspielt. Gerade aus der Darstellung, die der Kanzler den Dingen gegeben hat, kann man den politischen Lehrsatz ableiten, **daß man den flauen Freund, der abzufallen droht, gleich zu Anfang seiner Neigung zum Vertragsbruch vor die Entscheidung stellen soll,** entweder Freund zu bleiben und Freundschaft zu beweisen oder Feind zu werden. Es drängte sich einem während der Rede des Kanzlers doch die Frage auf die Lippen, ob nicht die Stellung des italienischen und des verstorbenen rumänischen Königs gegenüber ihren Ministern und ihren Parteien wesentlich gestärkt worden wäre, wenn wir von **Anfang an — unter Androhung von Waffengewalt — auf der Vertragserfüllung bestanden hätten.**

*

„Lichtblicke“

In dem „Gemälde unseres unklugen Harrens“ (Fall Rumänien) findet die „Deutsche Zeitung“ einen „einzigen kleinen Lichtblick“:

Der **Baron vom Busche,** unser bisheriger Gesandter in Bukarest (auch kürzlich geehrt durch die Bekundungen des bisherigen bulgarischen Gesandten in Sofia) scheint den Ruf, den er im inneramtlichen Betrieb der Wilhelmstraße von langem her hat, zu rechtfertigen. Jedenfalls scheint Baron Busche die Sachlage klarer gewürdigt zu haben, als Österreich-Ungarns Gesandter, Graf Czernin, oder dessen Wiener Vorgesetzte. In dieser Beziehung hatte die Opposition im ungarischen Reichstag also

recht. Nur verstehen wir nicht, warum unser Gesandter die deutschen Landsleute nicht schon zeitiger veranlaßt hat, sich oder ihre Familien und ihr Vermögen über die Grenze zu bringen. Wollte er, konnte er aber nicht? Wegen der bewährten Berliner Vogelstraußpolitik, die kurz vor Ausbruch des Weltkrieges (Erklärung des Unterstaatssekretärs Zimmermann) gegenüber einem fremden großmächtlichen Gesandten zu bedauern wagte, daß der Deutsche Kaiser ohne Anregung des Auswärtigen Amtes seine Nordlandreise unterbrochen habe?"

*

Englische und deutsche Freiheit

Es ist bei uns während des Krieges viel und nicht ganz ohne Grund über die englische Freiheit gespottet worden, eine bloße Redensart ist sie aber nicht, und in der politischen Kritik betätigt sie sich mit einer selbstverständlichen Gelassenheit, die dem artigen Deutschen einfach über das Begreifen seiner Kleinkinderbewahranstalt geht. Das gibt auch die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" zu verstehen, wenn sie unsern ungesunden Zustand verkniffener innerer Erregung im Anschluß an die große Reichstagsrede Herrn v. Bethmanns eben darauf zurückführt, daß wir diese politische Freiheit nicht haben, daß die politische Erörterung bei uns sich hinter verschlossenen Türen zurückziehen, im Dunkel der Heimlichkeit geübt werden muß. Verhindert wird sie natürlich nicht, aber vergiftet, mit Sprengstoffen geladen —:

„Wir können da nur immer wieder auf die wirklich vorbildliche Freiheit des englischen öffentlichen Wesens hinweisen, das auch mitten im Kriege sich das Recht zur Kritik gewahrt hat. Wir können nicht finden, daß diese Freiheit die englische Machtentfaltung irgendwie gehemmt hat, — im Gegenteil: England hat durch diesen Krieg von neuem bewiesen, daß der eminent politische Sinn dieses Volkes durch Nackenschläge, die nicht tödlich sind, in seiner Widerstandskraft nur gestärkt wird, und daß durch die freieste Handhabung der öffentlichen Kritik der Macht- und Siegeswillen des Volkes zur höchsten Leistung gesteigert wird."

Vielleicht müssen uns aber die Augen über diese einfache Wahrheit noch ganz anders aufgehen, bevor wir sie richtig begriffen und gewürdigt haben? Gr.

*

Wie stimmen diese Bilder zueinander?

1. Alsbald nach der rumänischen Kriegserklärung eine häufende Menge von Telegrammen aus Bukarest, die uns über die Abreise der mittelmächtlichen Gesandten, ihren Salonzug, ihren Aufenthalt in Uleoborg, ihre Ankunft in Haparanda, Empfänge usw. benachrichtigten und sehr beruhigten.

2. In Kleindruck eine Nachricht vom 19. September, also reichlich später: „Wie die ‚Neue Freie Presse' berichtet, wurden nach der ‚Rußkija Wjedomosti' 800 Angehörige der Mittelmächte, die sich in dem deutschen und österreichisch-ungarischen Konsulate in Bukarest versammelt hatten und deren Abreise von den Gesandten verlangt worden war, zurückgehalten, da sie angeblich im Spionageverdachte stehen." Spätere Beruhigungen hierüber sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

3. Vom 24. September. Schilderungen der Abreise des rumänischen Gesandten Beldiman aus Berlin. Seine mündliche Mitteilung, er habe die Abreise nur freiwillig so lange verzögert, weil er vorher die Angelegenheiten der rumänischen Kolonie geregelt habe. —

Noch etwas. Wir haben gewiß nichts einzuwenden, wenn man diesen persönlich hochachtungswerten Gesandten trotz dem Kriegszustand bei seiner Abreise mit besonderen Berliner Aufmerksamkeiten und Blumensträußen ehrte. Immerhin, wenn ich über die Zensur etwas zu sagen hätte, würde ich da einen Wink geben: laßt das aus der Zeitung! Überhaupt die ewigen Salonzüge und Umständlichkeiten der bei Kriegsausbruch abreisenden Gesandten. Die Diplomatie hat

Digitized by Google

jetzt allen Grund, möglichst wenig den Anschein zuzulassen, als ob sie ihre Gedanken vorzugsweise mit Ehrenbezeugungen, Freundlichkeiten, Gesellschaftlichkeiten und sonstigem Status quo erfülle und nur die Völker die Suppe auszuessen haben.

Auch die Erwähnungen vor längeren Wochen aus Athen, die amtlichen Vertreter der Mittelmächte fingen an, um ihre persönliche Sicherheit besorgt zu werden, nebst den neueren Selbstbekenntnissen unseres Gesandten von seiner Zufluchtnahme zu dem Chef der englischen Propaganda in Athen waren vielleicht menschlich, doch in die Zeitung gebracht, wie alles, nicht sehr diplomatisch. Ed. H.

*

Rumänien und die Juden

Die verblendete Politik Rumäniens, die das Land bei einem Siege der Entente nur der panslawistischen Umklammerung ausliefern kann, findet zum gewissen Bruchteil ihre Erklärung auch darin, daß die rumänische öffentliche Stimmung, ob mit Recht sei dahingestellt, in Rußland den mindest nachgiebigen Halt wider die Universalmacht des Judentums erblickt. Wer sich in Rumänien auskennt, wird es bestätigen, wie oft man dort seit dem Jahr 1914 von den Einheimischen sagen hören konnte: „Wenn wir mit den Zentralmächten gehen, kommen wir in die Lage, daß wir den v . . . Juden ‚die Rechte' geben müssen!“ Wiederum mag hier unerörtert bleiben, ob und wieweit diese Voraussicht auch eine Tief-Einsicht darstellen konnte. Aus demselben Abneigungsgrunde endlich vermochte der Wunsch, Beßarabien zu gewinnen, so wenig gegenüber der siebenbürgischen Lockung durchzudringen und wurde auch die Bukowina nicht so sehr begehrt als angeboten. Bei alledem, wie zu betonen ist, liefen diese Gedankengänge und Stimmungen unter den übrigen mit, von entscheidendem Gewicht sind sie nicht gewesen. Wenn bei uns der Miteintritt Rumäniens in den Krieg immer wieder von einem Teil der größeren Zeitungen vorausgesagt wurde, so haben sie damit recht behalten, und es liegt uns ferne, zu meinen, sie könnten diesen Fall minder tragisch genommen haben als die Regierungen. Immerhin tritt nun seit der Kriegserklärung auch der jüdische Wunsch in die sichtbarere Öffentlichkeit, daß der Ausgang des Krieges den rumänischen Stammesgenossen die ihnen bisher verweigerten „Rechte“, wie man dort vereinfacht sagt, verschaffen müsse. „Jetzt, wo Rumänien am Kriege teilnimmt und also sicher auch an den Friedensunterhandlungen beteiligt sein wird, kann also auch die rumänische Judenfrage mit in die Unterhandlungen aufgenommen werden, die man über die gesamte Judenfrage einzuleiten versuchen muß.“ So schreibt der in Holland erscheinende „Joodsche Wachter“ im Verlauf einer Auseinandersetzung, die sich von der „Frankfurter Zeitg.“ wiedergegeben findet. Bis dahin wird es jetzt zwar noch einige Weile haben, der „Friedenskongreß“ ist eine sehr bedenkliche Idee für uns, und die europäische Diplomatie wird sich wohl auch nicht um die einzige jüdische Frage drehen; um so besser ist, sie schon rechtzeitig ins Augenmerk zu nehmen. f.

*

Der Reichstagsausschuß für deutsche Politik

Zu den unheilvollsten und lächerlichsten Erinnerungen unserer an beidem so wohlversorgten alten Reichsgeschichte gehörten bekanntlich die einstigen kollegialen Hofkriegsräte, die eine umstandsvolle obere Entscheidungsbehörde für die im Felde stehenden militärischen Befehlshaber bildeten. Alle Bedenken solcher oder paralleler Art treten jedoch zurück bei der Vorstellung, daß es mit der deutschen Diplomatie unbehelligt so weitergehen könne, und über wenige Punkte besteht eine so weitgehende burgfriedensglückliche vaterländische Einigkeit. Zudem werden die Bedenken wesentlich gemindert. Jene älteren Feldherren wurden verhängnisvoll behindert in ihrem Selbsttrieb zum erkenntnisraschen und verantwortungsfähigen Handeln. Abgesehen erstlich von dem, hat sich zweitens ohnedies schon die gedankliche Zen-

Digitized by Google

tralisation der diplomatischen „Direktiven" an den einen örtlichen Punkt zurückgezogen, der mit dem Sitz des reichstäglichen Überwachungs-, Beratungs- oder Aufmunterungsausschusses zusammenfallen würde. So stimmen auch diejenigen zu, die sonst wenig zu dem Kreise des „Berliner Tageblattes" gehören, wenn dort der fortschrittliche Reichstagsabgeordnete Sivkovich diese nicht erst heutigen Erörterungen erneut dahin zusammenfaßt: „daß die Auswahl der deutschen Diplomaten nicht sowohl nach Adel und Geldbeutel, als vielmehr nach persönlicher Eignung und Kenntnis von Land und Leuten, Welt und Menschen getroffen werden muß. Und es darf in dieser Schicksalsstunde nicht bei Worten bleiben. Außerdem muß sich der richtige Gedanke einer parlamentarischen Mitarbeit an der Leitung der auswärtigen Politik des Reiches zu Taten verdichten. Neben den Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten muß ein gleichartiger Reichstagsausschuß treten, der aber nicht bloß dekorative Bedeutung haben und dessen Einberufung nicht vom guten Willen der Regierung abhängen dürfte."

Über die begleitenden, zum Teil vielleicht leitenden Gesichtspunkte bleibt mancherlei noch zu sagen, doch das ist praktisch das jetzt nicht ebenso Dringliche. Vorderhand genügt zu betonen: es handelt sich um die Regeneration einer Berufsauffassung und -ausübung; denn mehr in dieser, als im persönlichen Begriffsvermögen, liegt das Degenerierte. Sodann muß das Ziel sein, daß das volklich, vaterländisch verstandene nationale Wohl die wahrzunehmende Hauptsache wird. Für die Erfüllung von großfinanziellen Interessen sind auch die verständnisvollen Bemühungen der bestehenden Diplomatie bisher schon eingesetzt worden, so daß es aus dieser Hinsicht eher beim alten belassen werden könnte.

Ed. H.

*

„Alldeutsch = Konservativ"

Gewissen ebenso plumpen wie dreisten Täuschungsmanövern rückt die „Unabhängige National-Korrespondenz" zu Leibe:

Den Leuten, die es „fröstelt", wenn sie die Wogen patriotischer Begeisterung höhersteigen sehen, und denen es weder die Klugheit noch ein restliches Schamgefühl verbietet, die geschichtliche und sittliche Größe dieser Zeit des deutschen Daseinskampfes zu bespötteln, eben diesen Leuten ist natürlich auch die mächtig anschwellende Volksbewegung, welche auf den rücksichtslos-kraftvollen Endkampf wider England abzielt, eine denkbar schmerzliche Erscheinung. Infolgedessen lassen sie (obwohl wiederum ein bescheidenes Maß von Klugheit es ihnen verbieten müßte, Tatsächliches zu ignorieren) nicht davon ab, die einer „Verständigung" bzw. der Schonung Großbritanniens abholde Strömung, die längst auch die breiteren Massen ergriffen hat, als das Werk bestimmter „Cliquen" oder einzelner politischer Parteien zu kennzeichnen. Im „Berliner Tageblatt" wird dieses ebenso durchsichtige wie aussichtslose Manöver neuerdings in der Art geübt, daß immer wieder auf „alldeutsch-konservative" Kreise als die eigentlichen und ausschließlichen Träger der großen, volkstümlichen Bewegung mit dem Finger gewiesen wird; wobei dem Leser natürlich die Wahl bleibt, ob er die alldeutsche oder die konservative Gesinnung als verwerflicher ansehen soll. „Alldeutsch-konservative" Zeitungen sind es, welche die Zwischenträgereien Veit Valentins gegen den Großadmiral v. Tirpitz ungebührlich schwer nehmen, „alldeutsch-konservative" Kreise haben im ganzen Reiche einen „großzügigen Resolutionskrieg" gegen England künstlich in die Wege geleitet, und wenn nur die „Alldeutsch-Konservativen" nicht wären, würde eine neue deutschbritische Intimität den Börsenpolitikern von Berlin und Frankfurt a. M. längst den Schlaf der Nächte haben zurückgeben können. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! In dem gleichen Artikel, in welchem das „Berliner Tageblatt" an dem selbstverständlich „alldeutsch-konservativen" Münchener „Volksausschuß für rasche Niederkämpfung Englands" seine Galle ausläßt und dessen Führer (wie stets in solchen Fällen) innerpolitischer Beweggründe verdächtigt, marschiert un-

Digitized by Google

mittelbar danach der bekannte Urkonservative Bassermann auf, um dafür abgestraft zu werden, daß er England als den niederzuringenden Feind bezeichnet hat! Und in diesen selben Tagen, wo zum Zwecke der Diskreditierung alles Anti-Englische auf die bequeme alldeutsch-konservative Formel zurückgeführt wird, geht durch die Blätter die vortreffliche Rede Pfarrer Traubs, der trotz seines alldeutschen Fanatismus und seiner reaktionären Umtriebe in die freisinnige Landtagsfraktion geraten ist und zu München wohl dem allgemeinen deutschen Empfinden aus der Seele sprach, wenn er sagte: „Es ist unerträglich, daß man über diese einfache Notwendigkeit Deutschlands (der Niederkämpfung Britanniens) nicht mehr reden kann, ohne in den Verdacht eines napoleonischen Eroberers zu kommen." Nur hat D. Traub eines außer acht gelassen: noch weit schlimmerer Verdacht, als dieser, droht denjenigen, die naiv genug sind, England bekriegen zu wollen, der Verdacht nämlich, zu den „Alldeutsch-Konservativen" zu gehören!

*

Katastrophen und Temperamente

Katastrophen hat es in der Erd- und Völkergeschichte viele gegeben. Den Gang der Entwicklung haben sie nicht beschleunigt. Die Entwicklung ist unabhängig von Katastrophen, die Katastrophe abhängig von Entwicklungen. Katastrophen haben so wenig Einfluß auf die Entwicklung, wie das Treibhaus auf das Wachstum außer dem Treibhause. — Bei Ausbruch von Katastrophen glauben zuweilen auch Völker sich neu und höher geboren. Das ist ein herrlicher Rausch, der Wundertaten gebären kann, dem aber das graue Elend folgt, wenn dem Volke die berufenen Führer fehlen. Ein Volk kann berufene Führer haben, aber auch die größten können sich mit ihrem Volke nur aufopfern, wenn sie zu spät auf ihren Posten berufen werden oder ihn zu früh verlassen müssen. Das Phlegma hat sie überdauert: „Verflogen ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." Das Phlegma ist das seßhafteste von allen Temperamenten. So seßhaft ist es, daß es cholerisch wird, wenn es seinen Sessel gefährdet glaubt. Auch ungefährdet wirkt es melancholisch. Gr.

*

Unsere falsche Neutralität

Ja, sie findet sich auch bei uns, und zwar weil wir uns vor Korrektheit und Objektivität nicht zu lassen wissen und selbst dann nicht zum Knüppel greifen, wenn er bei einem noch so bissigen Hunde liegt. Da ist die „Frankfurter Zeitung" mit der „Neuen Zürcher Zeitung" in einen kleinen Streit geraten, weil die Zürcherin sich darüber erboste, daß sie vom kaufmännischen Vertreter der Frankfurterin als nicht geeignet für unsere in der Schweiz internierten verwundeten Krieger bezeichnet worden war. Die „N. Z. Z." wagt darob von „systematischer Hetze" zu sprechen. Die „Konstanzer Nachrichten" leuchten ihr heim: „Unsere in der Schweiz internierten deutschen Brüder würden wenig Gefallen an einem Blatt finden, das fast ausschließlich in Ententeinteressen macht und seine ohnehin fadenscheinige Neutralität immer weniger verschleiert. Schließlich begreift man ja den Schmerz dieses Ententeblattes um den Verlust des Mammons, aber für unsere Krieger in der Schweiz, die eine kräftige Herzstärkung brauchen, ist das Beste gerade gut genug. Und dazu gehört die ‚N. Z. Z.' nicht, wenn sie sich auch noch soviel selbst beweihräuchert und von gewissen Seiten lobhudeln läßt. Leider — es kann nicht oft genug gesagt werden — gibt es in Deutschland immer noch viele Leute, die da meinen, es gehöre zum ‚guten Ton und zur Bildung', die ‚Neue Zürcher Zeitung' zu halten. In ihren Augen ist das Gebrechen, das sie an den ‚Neuen Zürcher Nachrichten' finden, das, daß diese ein katholisches Blatt sind. Auch ein Standpunkt in jetziger Zeit! Derweilen streicht die ‚Neue Zürcher Zeitung' schmunzelnd das Zeitungsgeld von etwa 20000 deutschen Abonnenten ein und lächelt geringschätzig über den guten dummen deutschen

Digitized by Google

Michel, der noch Geld dafür zahlt, daß man aus sicherem Versteck vergiftete Pfeile gegen ihn und sein Vaterland abschießt."

Ja, der deutsche Michel! St.

*

Historikerkomödie in ungeeigneter Zeit

Wir möchten das Leblose nicht zu ausführlich besprechen. Dahin gehört das Objekt unserer Politik: daß in einem Kriege, bei dem alles darauf ankommt, den guten Ausgang zu bedenken, die Gedanken politischer Stellen bei dem literarischen Bilde des Anfangs — das viel bündiger rein vom Ausgang abhängt — weilen.

Eigenartig beachtenswert sind immerhin gewisse Merkmale der jüngst in peinlichen Zusammenhängen genannten Historiker, beide der amtlichen Politik von ihren Kräften widmend. Der eine, Redner des Wedelschen ehrenvollen Friedensausschusses, der sonst so Feinnäsige, Kluge, Politische, mit Recht Geschätzte, — der „keine Erinnerung behält", wenn ihm eine wichtigtuende Vertrauensperson der leitenden Behörde erzählt, daß Tirpitz vor amtlichen Körperschaften in der entscheidendsten Frage der Zeit unwahre Angaben machte. Der andere, der auserwählte Geschichtschreiber der von niemandem, nicht Freunden noch Feinden, bezweifelten „Unschuld" unserer Diplomatie, der flüsternde Gerüchte als zeitgeschichtliche Quellen nimmt — —

O Leute, Leute da oben, schafft Geschichte, rettet sie, statt wie Lots Weib auf das Gewesene als salzlose Säule zu starren! Nicht Aktenreiterei erfordert die furchtbare Stunde, nicht Salzsäulen, sondern Männer. Männer der Voraussicht, Vorwärtssicht, der Taten bewegenden, von Bergen an Sorge befreienden Fähigkeit zu handelnden Entschlüssen. Dann später einmal, nach dem vorübergebrausten Weltensturm, da „denken wir an uns selber noch" und werden sich auch Männer finden, wie Treitschke und Sybel es gewesen sind, die Geschichte der ungeheuren Erlebnisse in Unabhängigkeit zu schreiben.

„Berliner Tageblatt"-Liebe

Kein Blatt umschwärmt und umwirbt heute den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg eifriger als das „Berliner Tageblatt". Die „Kreuzzeitung" glaubt aber nicht, daß der Reichskanzler Neigung haben wird, solchen Sirenenklängen zu folgen. Er werde vielleicht der Tage gedenken, in denen der „Ulk", das „Witzblatt" des „Berliner Tageblatt", den Kaiser zu dem kopflosen Kanzler sprechen ließ: „Schlechter als bisher werden Sie Ihre Sache jetzt auch nicht machen, Bethmann", und in denen es in einem Gedicht „Die Kleber" den Kanzler mit Versen wie den folgenden andichtete:

„Wir sind nur noch Auge, das stiert wie verglast,
Um Gnade bettelnd zum Königspalast —
Wir kleben, wir kleben.

Es stößt der Reichstag nach uns mit dem Besen,
Europa kann unsere Dickhäutigkeit lesen.
Der Botenmeister, der Hilfssekretär
Spottlächeln hinter dem Chef daher.
Wir kleben, wir kleben.

Wir zittern vor jedem Windhauch am Morgen
Und sind am Abend doch wieder geborgen,
Wir haben die Tugend der Apathie,
Wir stolpern immer, doch gehen wir nie.
Wir kleben, wir kleben."

*

Nur so weiter!

Der „D. T." wird geschrieben:

Mehr und mehr stellt sich die Unzulänglichkeit der Maßnahmen heraus, die eine gleichmäßige Verteilung der Lebensmittel bezwecken. Selbst in Friedenszeiten würde es nicht anders sein, obwohl dann die zur Ausführung der Bestimmungen und zur Überwachung nötigen Kräfte vorhanden sein würden, wobei allerdings vorausgesetzt werden müßte, daß jede Mahlzeit in Gegenwart eines beamteten Aufpassers eingenommen wird. Allenfalls läßt sich bei Brot, Mehl und Kartoffeln die Erzeugung bis zu einem gewissen Grade — aber doch nur sehr bedingt — regeln, und die Ernte könnte be-

Digitized by Google

schlagnahmt werden. (Was dabei verloren gehen würde, steht auf einem anderen Blatt.) Aber nun und nimmermehr ist der Verzehr gleichmäßig zu gestalten. Die Größe der Mägen ist verschieden, und die Geschmacksrichtung auch. Der Fleischesser und der Gemüseesser werden sich, unter der Hand natürlich, gegenseitig aushelfen. Der strenge Vegetarier, der Butter grundsätzlich verschmäht, wird seinen ihm zugemessenen Teil im Tauschverkehr abtreten, was ja heute schon geschieht, und mit dem Verzehr von Eiern wird es ebenso gehen. Also wird die Gleichmacherei in der Ernährung Stückwerk und ein Werk des grünen Tisches bleiben. Wenn einmal jeder Deutsche wöchentlich nur zwei Eier und 100 Gramm Butter verzehren und diese Mengen keinem andern abtreten darf, falls er sich nicht strafbar machen will, dann wird eines Tages die Frage erlaubt sein, wieviel derartige Straftaten zur gerichtlichen Aburteilung gelangen werden. Gewiß keine einzige. Woraus allerdings nicht geschlossen werden darf, daß das Volk in unerhörter Einmütigkeit gemäß den Weisungen des Gesetzes gelebt hat.

Nein, es ist viel zuviel organisiert worden und wird weiterhin zuviel organisiert. Tausende von Zentnern Kartoffeln sind ungenutzt verfault, waggonweise wird ranzig gewordene Butter an Seifenfabriken (z. B. an die in Buxtehude) abgeliefert, alle möglichen Erzeugnisse sind durch die Höchstpreise über Nacht aus dem Verkehr wegorganisiert worden, und alles das ist die Folge einer undurchführbaren Gleichmacherei. Wenn der Friede wieder eingekehrt sein wird, werden den schier unzählbaren Verordnungen ebensoviel Mißgriffe und behördliche Schildbürgerstreiche gegenüberstehen. Schon jetzt kann man Bände damit füllen. Offenbar werden durch die Reglementiererei viele Waren vom offenen Markte vertrieben und gelangen in den Schleichhandel. Bei dieser Art von Geschäften, wo — ein köstlicher Juristenwitz ohne Menschenkenntnis! — Käufer und Verkäufer gleichmäßig straffällig werden, ist ein Ertappen nahezu unmöglich. Beide Teile halten den Mund. Und weiterhin hat juristische Auslegekunst den Begriff des Selbstversorgers so eingeschränkt, daß in gutem Glauben angelegtes Geld dem Besitzer verloren geht. Es wird zur Tugend, von der Hand in den Mund zu leben, und man könnte sich damit abfinden, wenn die Hand wenigstens gefüllt würde. Das ist leider oft genug nicht der Fall; nicht aus Mangel an Lebensmitteln, sondern wegen Mangels an Organisation. Die Kartoffel gehört nachgerade zu den weitgereistesten Nahrungsmitteln, und mit ihr wird wohl nächstens das Ei in Wettbewerb treten. In dem Bestreben, allen etwas zu geben, gibt man schließlich jedem nichts. Der Gedanke, Massenspeisungen einzurichten, um Bedürftigen zu helfen, ist durchaus sozial zu billigen. Darüber hinaus sollte man die Privatwirtschaft gewähren lassen; es wird genug Geld verdient, selbst in den Schichten, wo es vor dem Kriege knapp herging. Man müßte sich doch endlich darüber klar geworden sein, wie unmöglich es ist, die Nahrungsmittelerzeugung in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Was man erfaßt, reicht nicht aus, und doch herrscht keine Hungersnot! Da muß doch wohl viel durch geheime Kanäle in den Verbrauch abströmen. Sollte dieser Umstand nicht die Maßgebenden nachdenklich stimmen? Die Teilbarkeit des Vorhandenen, d. h. des offiziell vorhandenen Vorrats, hat seine Grenze. Ist diese erreicht, dann verlohnt sich die Teilung und Verteilung nicht mehr, und wir gelangen auf den Standpunkt der Feuerländer, von denen Darwin erzählt: „Ein Stück Zeug, das man einem gibt, wird in Fetzen gerissen und verteilt, und niemand wird reicher als der andere." Man kann sich vorstellen, wie sehr eine „Decke" von zwei Quadratzoll Größe ihren glücklichen Besitzer wärmt! Aber jeder besitzt eine solche, und das Bewußtsein, nicht schlechter oder nicht besser gestellt zu sein als der Nachbar, hat schließlich auch etwas Tröstliches.

*

Digitized by Google

Prämie für Nahrungsmittelfälschung

Wegen schwerer Nahrungsmittelfälschung war der Bäckermeister Frz. Brion aus Bornim vor dem Potsdamer Schöffengericht angeklagt. Brion, der als Landbrotbäcker bekannt ist, lieferte Brot für ein Geschäft. Beim Anschneiden des Brotes fand ein Käufer kleine Holzstückchen und dicke Klumpen. Auf die Anzeige wurde im Nahrungsmitteluntersuchungsamt eine genaue Prüfung des Brotes vorgenommen und festgestellt, daß das Brot Spelzstreumehl enthielt, das das Brot zum menschlichen Genuß wegen seiner Unverdaulichkeit ungeeignet macht. Der Sachverständige bemerkte, daß auf dieses Spelzstreumehl das Schweinesterben zurückzuführen sei, das man fälschlich der vergifteten rumänischen Kleie zugeschrieben habe. Er bezeichnete die Verwendung des Spelzstreumehls als eine grobe Fälschung und Gefährdung der menschlichen Gesundheit. Der Amtsanwalt beantragte 14 Tage Gefängnis und 200 ℳ Geldstrafe. Das Schöffengericht hielt 200 ℳ Geldstrafe für eine ausreichende Sühne.

Wird immer noch ein hübscher „Reingewinn" übrigbleiben. Es stimmt also: Prämie für Nahrungsmittelfälschung. Wenn auf diese Fälschung sogar das Schweinesterben zurückzuführen ist, so ist nicht anzunehmen, daß der menschliche Magen widerstandsfähiger ist als der Schweinemagen. Aber gleichviel: 200 ℳ sind eine ausreichende — Prämie.

*

Was dabei herauskommt

Der „Tag" hatte auf Grund amtlicher Benachrichtigung die folgende Mitteilung gebracht:

„Die Berliner Preisprüfungsstelle hat festgestellt, daß grobe Verteuerungen bei Kaffeeersatzmitteln stattfinden. Die Preisprüfungsstelle wird künftig jeden Fall zur Anzeige bringen, wo Kaffeeersatz mit mehr als 60 ₰ pro Pfund in den Handel gebracht wird."

Dazu schreibt ein im Wilmersdorf-Berlin lebender Oberbürgermeister:

„In Ihrem Blatte haben Sie mitgeteilt, daß für Kaffeeersatz höchstens 60 ₰ gefordert werden darf pro Pfund und daß die Preisprüfungsstelle jeden Zuwiderhandlungsfall zur Anzeige bringen werde. Gestern hat meine Tochter in Wilmersdorf 1,50 ℳ für ein Pfund ‚Kaffeeersatz' zahlen müssen. Heute ist sie mit der Zeitung in das Geschäft gegangen, wo ihr wieder 1,50 ℳ für das Pfund ‚Kaffeeersatz' abgefordert wurde. Als sie dem Geschäftsinhaber das Blatt vorlegte, erklärte der mit überlegenem Lächeln, die Blätter schreiben viel, bei mir kostet der Kaffeeersatz eben 1,50 ℳ. Meine Tochter begab sich sodann zur Polizei, Wilhelmsaue, wo ihr erklärt wurde: Man wisse von Höchstpreisen für Kaffeeersatz nichts; da würde wohl nichts zu machen sein. — Selbstverständlich ermuntert das mangelhafte Interesse der Polizei nicht dazu, derartige Sachen zur Anzeige zu bringen. Man hat öfters das Gefühl, als ob die polizeilichen Organe gegen das Publikum und für die Geschäftsleute eingenommen seien."

Auch das ist nur ein aufs Geratewohl herausgegriffenes Beispiel.

Halt! „Beispiel" könnte als Ausnahme aufgefaßt werden, während es sich schon mehr um die Regel handelt, wie ja auch der Oberbürgermeister andeutet. Es will schon was sagen, wenn ein Blatt, wie der „Tag", sich zu solchen Veröffentlichungen durch den Druck des Publikums gezwungen sieht! Was dabei herauskommt? — Genau soviel wie bei den unzähligen anderen Beschwerden. Gr.

*

Das Rätsel

Fortgesetzt gehen (wie allen anderen Blättern) dem „Berliner Lokal-Anzeiger" Klagen über Mißstände bei Behörden zu, die zur Bekämpfung von Mißständen eingesetzt sind. Eine Zuschrift aus Coswig in Sachsen vom 8. September lautet:

„Von einem Freunde aus Kopenhagen bekam ich die erfreuliche Mitteilung, daß er

Digitized by Google

mir, mit Rücksicht darauf, daß die Butterknappheit immer größer wird, wöchentlich ein Paket Butter zugehen lassen will. Er hatte dazu auf dem Kaiserlich Deutschen Konsulat die eidesstattliche Erklärung abgeben müssen, daß er für die Butter weder jetzt noch später eine Bezahlung noch irgendeine Vergütung hierfür von mir erhält. Am 16. August ist nun das erste Paket an mich abgegangen. Am 24. August erhielt ich von dem Kaiserlichen Postamt 2 in Berlin die Mitteilung, daß das Paket Nr. ... aus Kopenhagen eingetroffen ist und, da es Butter enthielt, an die Zentral-Einkaufsgesellschaft abgeliefert worden ist. Am 26. August erhielt ich von der Zentral-Einkaufsgesellschaft die Mitteilung, daß die Butter dort abgeliefert worden ist und im ordnungsmäßigen Gange der Geschäfte Abrechnung erfolgen werde. Am gleichen Tage schrieb ich an die Gesellschaft und schickte das beglaubigte Dokument meines Freundes mit und bat um Zusendung der Butter. Am 30. August erhielt ich von der Z.E.G. ein Schreiben mit einer Beilage, worin ich an Eidesstatt erklären mußte, daß ich weder jetzt noch später die Butter bezahle oder meinem Freunde hierfür eine Vergütung zukommen lasse. In diesem Schreiben wurde mir auch mitgeteilt, daß nach Eingang meiner Erklärung die Butter mir ausnahmsweise freigegeben werden solle. Am 2. September habe ich die Erklärung abgegeben und eingeschickt, seitdem habe ich nichts mehr gehört. Am 6. September bat ich nochmals um Zusendung der Butter und sprach die Befürchtung aus, daß solche doch inzwischen verderben könnte. Am 7. September habe ich ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort abgeschickt und habe bis jetzt noch keine Antwort. — Diese behördlichen Weitschweifigkeiten sind doch unhaltbar. Bekommt man schon wirklich von einem Freunde etwas Butter zugewiesen, so wird durch die Z.E.G. dafür gesorgt, daß solche ungenießbar wird. Denn heute sind doch bereits 3 Wochen vergangen, seitdem die Butter aus Kopenhagen abgegangen ist, und bis jetzt ist sie noch nicht hier."

Der gesunde Menschenverstand müßte sich über jedes Pfund Lebensmittel freuen, das auf privatem Wege nach Deutschland eingeführt wird, schon weil dadurch der Verbrauch der inländischen Erzeugnisse entlastet wird. Aber der gesunde Menschenverstand spielt hier längst keine Rolle mehr. Was hier entscheidet, ist ein Rätsel, dessen Lösung wohl nur die — „Wissenden" kennen.

England kann sich jedenfalls keine wohlfeilere Unterstützung seiner Aushungerungspolitik wünschen. Darf man sich da wundern, wenn auch die friedfertigsten Leute zu kochender Wut aufgereizt werden? — Man scheint es noch immer nicht begriffen zu haben, zu welchen inneren und äußeren Folgen das noch führen kann. Man sollte sich doch ein wenig ins Volk mischen und das eine und andere Gespräch andächtig mit anhören. Es bietet sich täglich in jeder Elektrischen, in jeder öffentlichen Anlage, in jeder Wirtschaft genug und übergenug Gelegenheit dazu. Und unsere auf Urlaub oder zur Genesung hier weilenden Feldgrauen sind nicht die letzten, die sich an solchen Gesprächen — gut feldgrau — beteiligen. — Vielleicht haben wir's aber dazu —? Gr.

*

„Kriegswirtschaft"!

Also auch Knochen sollen sich unsere Hausfrauen nicht mehr „pfundweise" kaufen dürfen! Der „Kriegsausschuß für pflanzliche und tierische Öle und Fette" gibt in einer längeren Darlegung über die Speisefettgewinnung, die durch das Wolffsche Bureau, also einer halbamtlichen Stelle verbreitet wird, u. a. folgendes bekannt:

„Die Schwierigkeiten, die sich der Tätigkeit des Kriegsausschusses für Öle und Fette entgegenstellen, sind nicht unbedeutend. Hiezu gehören der gesetzlich übrigens unstatthafte pfundweise Verkauf von Knochen an die Bevölkerung und die unberechtigte Verwendung von Knochen im eigenen Betriebe . . ."

Mag vielleicht, so wird hierzu treffend bemerkt, in einer der vielen gesetzlichen und kriegsausschußlichen Bestimmungen irgendwo

Digitized by Google

ein derartiges Verbot enthalten sein, die Bevölkerung kennt sicher ein solches Verbot nicht. Aus diesen Ausführungen geht nicht hervor, ob die Knochen unter einem Pfunde abgegeben werden dürfen, oder ob es nur nicht gestattet ist, über ein Pfund Knochen zu verkaufen. Wir möchten der Ansicht zuneigen, daß der „gesetzlich unstatthafte pfundweise“ Verkauf von Knochen so zu verstehen ist, daß die Fleischer überhaupt keine Knochen mehr verkaufen dürfen. Wenn nur alles erst durch die Kriegsgesellschaften geht, damit es durch diese in gründlich verteuerter Form dem Volke zugeführt wird. Über viele Maßnahmen der Kriegsgesellschaften hat man schon den Kopf geschüttelt, aber hier scheint es wirklich nötig, daß die „Nervosität der Kritik“, um mit den Worten des Herrn Präsidenten des Kriegsernährungsamtes zu reden, einsetzt.

Mangel an Geduld und Ergebenheit kann man unserem ohnehin schon so schwer heimgesuchten Volke wahrhaftig nicht nachsagen! Auch die eigenen „Kriegsgesellschaften m. b. H.“ nimmt es zu den anderen furchtbaren Opfern und Lasten noch auf seinen Rücken und läßt sich von ihnen zureiten. Brav, Michel, brav . . .

Wird das alles aber nicht schon etwas sehr — anrüchig?

*

Die weiblichen Hamster

Wer sich nicht Augen und Ohren verschließt, wird gestehen, daß die weiblichen Hamster in Deutschland außerordentlich zahlreich sind und nach Möglichkeit große Vorräte von Waren aller Art aufgespeichert haben. Von Anfang an waren wohlhabende Kreise in den Großstädten daran meistbeteiligt, insbesondere Börsenkreise, wo man aus Erfahrung weiß, daß wenn Butter steigt, auch Käse im Preise hinaufgeht, daß der Krieg alle Lebensmittel verteuert. Viele Haushaltungen haben erstaunliche Vorräte an Mehl, Grieß usw. aufgehäuft. Eine Bestätigung dafür ist in manchen Zeitungen zu finden, die auf häufige Anfragen Auskunft darüber geben, mit welchen Mitteln Milben aus Grieß entfernt werden können u. dgl. Einzelne Leute kauften Eier, Speck und besonders Seife für Hunderte von Mark auf Vorrat! In ihrer Selbstsucht bedachten sie nicht, daß sie dadurch die Allgemeinheit schädigen, die Preise in die Höhe treiben und anderen gemeinnütziger gesinnten oder minderbemittelten Kreisen die Waren verteuern. Was auch immer die Bestandserhebung an Lebensmitteln auf dem Papier ergeben mag, darüber besteht wohl nirgends ein Zweifel, daß die weiblichen Hamster mit ihrem starken Eigentumsgefühl sich nicht gescheut haben, ihre Vorräte zum größten Teil zu verheimlichen. Dazu verleitete u. a. auch die Aufnahme selbst, die nur Fleischkonserven oder Gemüsekonserven mit Fleisch aufführt und nicht auch Gemüsekonserven. Wer kann wissen, welche Büchsen auch Fleisch enthalten? Will man an zuständiger Stelle sich darüber einige Klarheit verschaffen, so möge man veranlassen, daß bei einigen Bankdirektoren, Verwaltungsräten, Abgeordneten, Villenbesitzern und Rentnern die Bestandsangaben durch eine amtliche Aufnahme der wirklich vorhandenen Vorräte nachgeprüft werden. Davor sollte man nicht zurückschrecken, denn es ist für das Durchhalten des deutschen Volkes von größtem Wert, genaue Angaben über die tatsächlichen Lebensmittelvorräte zu erlangen.

*

Taylorsystem — oder sonst was!

Auch wer nicht im Großgewerbebetrieb steht, hat gewiß vom Taylorsystem gehört. Ein amerikanischer Ingenieur hat's erdacht. Man stellt durch genaue Messungen und Berechnungen fest, wieviel Zeitaufwand eine jede Teilarbeit und Handbewegung erfordert, auf denen sich das fertige Arbeitsstück aufbaut, und mit allem Bedacht wird dann der Betrieb so geregelt, daß man mit dem geringsten Gesamtaufwand an Zeit und Arbeit auskommt.

Der Gedanke hat Schule gemacht. Wir sehen's in hunderten deutscher Städte. Überall scheint man mit heißem Bemühen das Taylorsystem für unsere Lebensmittelversor-

Digitized by Google

gung der Kriegszeit studiert zu haben. Wer — seit langen Monaten — durch die Straßen unserer Städte pilgert, sieht die erfreulichen Ergebnisse dieses Bemühens. Sieht die Harrenden in langen Reihen vor den Butter-, Kartoffel-, Eier-, Käse-, Metzgerläden, sieht sie aushalten mit müden Beinen und Ergebenheit, in Frost und Regen, halbe Stunden und ganze, wie's kommt; bis ein mehr oder weniger sanfter letzter Schub auch sie an die Ladenpudel führt. Wenn bis dahin der Vorrat ausverkauft ist, was tut's? Ein kleines Pech für den Betroffenen, und man geht, um ein heiteres Erlebnis reicher, in echtem deutschem Humor nach Hause. Und immer geht's fein säuberlich, damit es kein Durcheinander gebe; jedes Ding schön für sich. Vormittags um 9 Uhr 80 g Butter, am Nachmittag um 2 Uhr ein Ei auf den Kopf, und um 6 Uhr 150 g Graupen.

Wir kennen eine Stadt, die in dieser Weise in einem Verkaufsraum die tägliche Milch abgibt. Man hat offenbar sorgfältig mit Taylor gerechnet: im Durchschnitt hat jede milchholende Person sechs Minuten zum Verkaufsraum und ebensoviel zurück, und im Durchschnitt hat jede Person acht Minuten zu warten, macht nach Adam Riese zwanzig Minuten auf die Person und auf 120 Haushaltungen 2400 Minuten oder 40 Stunden. Dazu 5 Arbeitsstunden für die zwei Personen, die die Milch abgeben, so gibt das für die Milchversorgung der genannten Zahl Haushaltungen 45 Stunden. Werden kaum weniger sein. Aber wieviel Zeitaufwand würde es erst erfordern, wenn die Milch in jene 120 Haushaltungen in der friedensüblichen Weise durch die Milchmaid ausgefahren würde! Wir wollen keine Berechnung wagen, aber wir sind überzeugt, daß die Väter der Stadt all das nach Taylor aufs beste berechnet haben, und wer möchte an ihrer Einsicht, Umsicht und Fürsicht Zweifel hegen? Es ist sicher, daß es so, wie man's macht, die beste Lösung war, und gesiegt hat der Gedanke des Fortschritts.

Also bei uns ganz wie in Amerika. Nur daß man's dort Taylorsystem nennt und bei uns deutsche Organisation. M. R.

Ängstliche Rücksichten

Von einem uns freundlich gesinnten Neutralen müssen wir uns in der „Frankfurter Zeitung" sagen lassen:

„Es scheint, daß man bei der Wahrung des ‚Burgfriedens' in Deutschland oft eine ängstliche Rücksicht auf das Ausland nimmt. Wieweit solche Maßnahmen im innerpolitischen Interesse begründet sind, entzieht sich der Beurteilung eines Neutralen; da man aber doch offensichtlich auf unsere ‚Stimmung' einigen Wert legt, so mag es nicht unbescheiden sein, zu sagen, daß dieser ‚Burgfriede' die deutsche Presse im Ausland um ein gut Teil der Wirkung bringt, die sie auf Grund ihres in jahrzehntelanger Arbeit errungenen hohen Ansehens sonst erzielen könnte. Erst wenn man sieht, daß die Geister frei sich regen, erst dann glaubt man, daß man aus der Presse die Wirklichkeit erfährt und Aufschluß über die großen Fragen erhält, die das deutsche Volk aufs tiefste bewegen müssen.

Wenn nun etwas der Wirkung eines großen Teils der deutschen Presse bei Neutralen Eintrag tut, so ist es der Eindruck, daß sie fast einheitlich auf einen Ton abgestimmt sei, den man als von amtlichen Stellen angegeben vermutet. Mit der Qualität der amtlichen deutschen Berichterstattung, die man wohl überall in neutralen Ländern, selbst in den Ländern der Entente gebührend anerkennt, hat dies nichts zu tun. Aber außer den Kriegsberichten gibt es in deutschen Blättern amtliche und halbamtliche Auslassungen in so großer Zahl, daß sie kleinere Blätter ganz anfüllen und daß selbst große Zeitungen ihre Sonderart einbüßen, wenn sie an gewissen Tagen die Hälfte und mehr ihres Raums mit Aufsätzen füllen, die man in allen andern deutschen Blättern auch lesen kann. Dies fällt um so mehr auf, als die Tonart der zivilen und militärischen Bureaukratie wohl in allen Ländern den Stil der Presse auch in deren eigenen Äußerungen stärker beeinflußt als im Frieden.

Digitized by Google

Mit einem gewissen Erstaunen sahen wir bald nach Beginn des Kriegs in den deutschen Blättern in großem Umfang ‚Äußerungen der neutralen Presse‘ wiedergegeben. Die Bedeutung dieser Presse scheint uns oft diese Ehre nicht zu rechtfertigen. In wirklich neutralen Blättern wird jeder Kriegführende dann und wann etwas für ihn Günstiges finden. Wenn aber dabei Blättchen zitiert werden, die für das öffentliche Leben des neutralen Erscheinungslandes belanglos sind, so ist das für deutsche Leser doch wohl wertlos; in dem neutralen Land aber, wo man die Bedeutungslosigkeit des Urteils kennt, wird eher eine schlechte Wirkung erzielt.

Manchmal scheint uns, die wir Deutschland und sein Volk kennen und hochschätzen, daß die Presse die moralische Kraft des deutschen Volkes am wirksamsten wachhalten und zur Tat anspornen würde, wenn sie in freier Entfaltung ein lebendiges und lebenswahres Bild des innerpolitischen Gedankens, der ethischen Ziele der großen Parteien verzeichnete, eben das, was wir Freunde Deutschlands im neutralen Lande manchmal mit Sehnsucht in den deutschen Blättern suchen. Uns scheint es, als wolle man vom Auslande allzu ängstlich Meinungen und Äußerungen fernhalten, die wir dann, vielleicht in grotesker Verzerrung und Übertreibung, doch erfahren.“

Wie recht der Neutrale mit diesen Ausführungen hat, ahnt er vielleicht selbst nicht einmal . . .

*

Herr Spitteler als Schutzpatron

Am 7. September hat im Berner Kasino ein Vortragsabend stattgefunden, an dem der belgische Poet Emil Verhaeren über die literarische Bewegung im jungen Belgien und der französische Schauspieler de Max — übrigens ein geborener Rumäne — Gedichte des Vortragenden sprach. Das Berner Tagblatt berichtet, daß sich der Abend „im Rahmen eines gesellschaftlichen Ereignisses der welschen Bevölkerung Berns“ bewegte: gewähltes Publikum, feine Toiletten. Der Präsident des „Association romande“ stellte die beiden Belgier vor und unterstellte den Abend dem Protektorat von Carl Spitteler, dem man in der ersten Reihe neben dem französischen Gesandten, Minister Beau, den Platz angewiesen hatte, worauf ein Beifallssturm losbrach, für den Spitteler mit einer Verbeugung dankte.“

Allmählich hat nun Herr Karl Spitteler für unsere Feinde so viel getan, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Oder vielleicht doch? Ob er nicht aus der Literaturgeschichtsmache Verhaerens gelernt hat, der sich als einen Virtuosen des — Verschweigens erwies? Er, der geborene Vlame, mußte, wie wir einem Berichte der Vossischen Zeitung entnehmen, ja noch anerkennen, „daß Belgien zwei Landessprachen habe. Zur allgemeinen Verständigung diene die französische. Wie überhaupt die französische Kultur die herrschende geworden sei. Er ging nicht soweit, die vlämische Herkunft als eine Schande zu bezeichnen. Aber Ehre und Vergnügen bedeuten sie ihm offenbar auch nicht. Für ihn ist das Wesentliche, daß die belgischen Schriftsteller französische Schriftsteller geworden sind. Dabei macht er allerdings die Einschränkung, daß Brüssel nicht etwa ein französisches Provinzialzentrum sei. Nein, man betonte schon das belgische. Nur die Zergliederung, auf die es ankam, die Darlegung des Sachverhaltes, die Erklärung, die Aufhellung, daß Maurice Maeterlinck, Emil Verhaeren ihre besondere Wirkung und Eigenart germanischer Herkunft verdanken, daß sie in diese französische Literatur Ströme germanischer Gefühle einmünden ließen, daß sie sich mit der Einführung neuer seelischer Gebiete und formaler Möglichkeiten aus Germanien als die bedeutendsten der lebenden Schriftsteller französischer Sprache erwiesen — das mußte unter allen Umständen verschwiegen werden“.

Wenn Herr Spitteler nicht zu alt wäre, würde er sich vielleicht auch noch zu dem Standpunkt entwickeln, daß die Schweiz zwar eine deutsche Mundart spreche, er selbst aber, um in einer „Weltsprache“ zu einer wirk-

Digitized by Google

lichen „Kulturnation“ sprechen zu können, französisch dichten müsse. Es wäre ihm auch dann vermutlich ebenso gegangen, wie seinem vlämischen Bruder in Apoll, daß er erst durch die Bemühungen der — deutschen Übersetzer bekannt geworden wäre. K. St.

*

Brassó, Nagyszeben

Was bei Michel mit der Politik zusammenhängt, sucht eben nicht den Respekt der fremden Völker, sondern wenn man sein Verhalten in ein Wort zusammenfassen soll, so kann dieses nur leider lauten: es ist Anwinselung. Für den, der Ungarn und Siebenbürgen länger kannte, war es das eigentümlichste Erlebnis, sich dort in den ersten Kriegsmonaten wieder aufzuhalten, es rieselte einem ordentlich durch die Glieder, wie man als einfacher, unbekannter Deutscher nun plötzlich mit einer stolz-liebenden Bewunderung behandelt ward. Die Wacht am Rhein, bald deutsch, bald madjarisch, sangen sie in Ofenpest in den Weinwirtschaften, und wenn auch in Kronstadt am Bahnhof jetzt nur mehr das Wort „Brassó“ stand, so war doch aus dieser alten deutschen Stadt, auf deren Markt und um deren spätgotische Hauptkirche es uns anheimelt, wie irgendwo in Schlesien oder Württemberg, der ehemals zu spürende Gegenhauch wie weggewischt.

Wir hatten doch einigen Grund, die Madjaren in den veränderten Stimmungen und Einsichten, welche sie bei all ihrem nationalen Hochsinn — und gerade wegen dieses — mit dem so überaus erkenntnisreichen Ausbruch dieses Krieges überkamen, nun auch weiter zu erhalten. Und das vitalste Interesse hat vor allem Ungarn selber, daß aus dem Jahre 1914 eine mitteleuropäisch feste neue Wendung wurde. (Das alles ist einmal an andrer Stelle näher auszuführen.) Aber stärker, als die eindrucksvollsten Lehren, führt die Völker ihre Unwillkürlichkeit. Wenn eine Nation, wie die madjarische, mit sehenden Augen erlebt, daß Deutsche in deutscher Sprache ihren deutschen Landsleuten über die k. k. Räumung von Brassó, Nagyszeben nebst dem Vöröstoro-Paß — eine mühsame Übersetzung des geschichtlichen Rotenturmpasses — den Tagesbericht mitteilen, so wird sie nicht mehr achten. Das liegt im Blut, liegt in einer inneren Qualität der Völker und lebt auch daher in ihren jeweiligen Sprichwörtern. A ki hizeleg, hamiskodik! Wer kriecht, hat Schlechtes im Sinn. So nimmt man's dort, so nahm man auch in andern Ländern solche Politik, und im letzten Grunde darauf beruht die Völkerüberzeugung, aus der die Entente und ihr Anhang möglich wurde. Bei allen Examina unserer Hochwohlgeborenen denkt leider seit Bismarck niemand an Völkerseelenkunde.

Nun soll hier nichts Ungerechtes ausgesprochen sein. Nicht bei jenen auf ihre subjektive Art „korrekt“ Beflissenen fängt das Übel an. Sondern sein Ursitz ist in unserer blut- und knochenlosen Art von Allerweltsgelehrsamkeit. Bei unseren Kartenmachern und unsern Geographen fängt es an, die bis in die Schulatlanten hinein sich gar nicht genug tun können in unterwürfiger Fremdseligkeit, in Namensschreibungen und akzentreichen Buchstabenkünsten, die für keinen ehrlichen Deutschen überhaupt nur Lesbarkeit und Nutzen haben.

Also lassen Sie uns festhalten, an den Anpassungs-Geographen, diesen Gegenfüßlern der Geschichte, liegt es, wenn es in den bezeichnendsten und in den psychologisch wichtigsten Dingen am Herzblut und am Mark im Rückgrat fehlt. Ein deutsches Volk für sich allein, ohne diese höhere Bureauberichtigung, brächte es sieghaft und groß, wie einst unter Blücher, zu einem Ende, das dann unter politischen Blüchern auch Geschichte würde — —

Da werden „uns Neutralen“ (was ich postalisch bin) deutsche Aufklärungsschriften zugesandt. So eine Art Weißbüchlein, amtliche deutsche Texte, in einer deutsch sprechenden Stadt an neutrale deutsch sprechende Leser auf die Post gegeben. Und daraufgestempelt steht zu lesen: „Imprimé!“ Daß die schweizerischen Hühner drüber lachen und dem von Sorgen gequälten Reichsdeutschen, dem das der Briefträger bringt, die Schamröte in die Wangen steigt. Ed. H.

Digitized by Google

Unbegreiflich

Man könnte eine ständige Spalte mit dieser Überschrift einrichten, und der Stoff dafür würde sich leider mit der Länge der Kriegsdauer noch immer mehren. Es ist unbegreiflich, aber Tatsache, daß auch die furchtbaren Erfahrungen dieses Krieges uns nicht von der Schwäche der Ausländerei heilen können. Vor allem nicht von jener — das harte Wort muß heraus — Knechtseligkeit, die immer anderen gegenüber liebedienert und sich besonders angenehm zu machen glaubt, wenn sie jeden eigenen Volksstolz verleugnet.

Die „Berliner Illustrierte Zeitung" vom 3. September brachte ein Bild von der Einfahrt des Handels-U-Bootes „Deutschland" in die Weser von dem bekannten Marinemaler Willy Stöwer. Das Bild ist als Gedenkblatt eines großen geschichtlichen Augenblickes gedacht, ist aber leider nicht nur ein Zeichen ungebrochener deutscher Tatkraft, sondern auch unbedingter deutscher Charakterschwäche. Denn das U-Boot trägt bei Begrüßung der Heimat ein riesiges amerikanisches Sternenbanner am Großtopp, ohne für eine deutsche Fahne auch nur ganz hinten ein kleines Plätzchen übrig zu haben. Die deutsche Flagge wird auf dem Bilde nur ganz am Rande vor der Stange eines kleinen Begleitbootes schlapp herabhängend, und vielleicht auch noch irgendwo im nebligen Hintergrunde angedeutet. Recht bescheiden und demütig gegenüber dem großen Herrn.

Jeder unbefangene Beschauer müßte annehmen, es handle sich hier um die Verherrlichung einer amerikanischen Großtat. Wer sollte überhaupt auf den Gedanken kommen, daß an einem ausgesprochen deutschen Ehrentage von Deutschen die Fahne eines Staates gehißt wird, der an deutschen Freuden sicher keinen wohlwollenden Anteil nimmt? Der deutsche Michel scheint aber das ganz in der Ordnung zu finden; jedenfalls ist von einem besonderen Entrüstungssturm gegen dieses Vorkommnis nichts zu merken gewesen.

Wir sparen uns jede weitere Bemerkung; es wäre zu schwer, das richtige Maß dafür zu finden vor Zorn, Scham und Weh. St.

*

Moltke als Verkünder des Weltkrieges

Als im Frühjahr 1890 im Deutschen Reichstage neue erhebliche Forderungen für Heereszwecke bewilligt werden sollten, erhob sich Moltke am 14. Mai zu seiner letzten bedeutungsvollsten Rede und verkündete mit dem Blicke des genialen Sehers die Schwere des kommenden Krieges:

„Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten. Keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, — und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert."

*

Unser Reichskanzler

Auf die wundervolle Biographie, die mit dieser Überschrift in „Über Land und Meer" (Stuttgart, 1916, Nr. 47) erschien — vielleicht, wir wollen's hoffen und wünschen, erscheint sie auch weiter —, muß erneut hingewiesen werden. Sie ist zu schön! Ein kleiner Auszug ist ja den Türmerlesern schon im ersten Oktoberheft (Heft 1, Seite 70) dargebracht worden. Aber ihr solltet's nachlesen. Es lohnt, es lohnt . . .

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Nachrichten des Deutschen Bundes

zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens

Herausgegeben im Auftrage des Arbeitsausschusses
von Professor Albert Kochendörfer in Stuttgart

Nr. 1 Oktober 1916

Als vor zwei Jahren der furchtbare Weltkrieg über das friedliebende deutsche Volk hereinbrach, da verbreitete sich rasch überall das Losungswort: Los von der verächtlichen Fremdtümelei! Aus allen Teilen des Reiches und aus allen Ständen ertönten laut die Stimmen deutscher Männer und Frauen, die verlangten, daß jetzt ein Ende gemacht werden müsse der elenden Bevorzugung fremden Wesens, und daß fortan deutsches Wesen im stolzen Bewußtsein seines Wertes geschätzt und gepflegt werden müsse. Solche Stimmen sind ja nicht neu; seit vielen hundert Jahren sind sie aus dem Munde der besten Deutschen immer wieder zu hören gewesen, doch leider allzuoft ungehört verhallt. Aber der Weltkrieg hat das deutsche Volk sehend und hörend gemacht, und jeden Tag merkt es mehr, was es von der Mehrzahl der nichtdeutschen Völker der Erde zu erwarten hat: Verachtung, Haß, Beschimpfung, Vernichtung. Um so verächtlicher wird die deutsche Krankheit, Fremdes dem Deutschen vorzuziehen.

Dieses Gefühl führte zu Beginn des Jahres 1915 in Stuttgart eine Anzahl von Frauen und Männern zusammen; die Überzeugung, daß die Lauen, die Schwachen, die Unbeständigen, die Feigen, die es leider trotz alledem immer noch in allzu großer Zahl gibt, immer wieder aufgerüttelt werden müssen, führte bald zu der Gründung des Deutschen Bundes zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens. In stiller, steter Arbeit hat sich der Bund vergrößert, hat überall, namentlich auch in der Frauenwelt, Mitglieder gefunden, obwohl bei seinen bescheidenen Mitteln und den Schwierigkeiten des Kriegszustandes die Werbung fast nur von Person zu Person erfolgen konnte. Wiederholt wurde nun von Mitgliedern der Wunsch geäußert, es möchte durch eine Zeitschrift der Zusammenhang zwischen den Mitgliedern und damit die Arbeit des Bundes gefördert werden. An eine eigene regelmäßige Zeitschrift kann aber zurzeit nicht gedacht werden, und so ergriff der Ausschuß gerne die Möglichkeit, mit dem Türmer, dem unerschrockenen, weitbekannten Vorkämpfer deutschen Wesens, zusammenzuarbeiten und in ihm jedes Vierteljahr vierseitige Nachrichten zu veröffentlichen. Wir hoffen gleichzeitig, dadurch auch der Stimme des Türmers in weiteren Kreisen Gehör zu verschaffen. Da sich der Bund laut seiner Satzung nicht mit Politik befaßt, hat er mit der politischen Richtung des Türmers nichts zu tun. Freilich ist nicht zu leugnen, daß, wenn allezeit das deutsche Volk seiner selbst so bewußt gewesen wäre wie wir es wollen, seine

Digitized by Google

politische Stellung in der Welt heute anders wäre als sie ist.

Die erste Nummer der „Nachrichten" soll dazu dienen, den Bund da bekannt zu machen, wo man nichts von ihm weiß. Diesem Zwecke möge ein Auszug aus unseren Zielen und unserer Satzung dienen.

Ziele des Deutschen Bundes

Zweck und Ziel im allgemeinen:

Der Deutsche Bund will ein Kämpfer sein für deutsches Wesen und gegen fremdes Wesen im deutschen Volk. Er will der entwürdigenden Verwelschung in Sprache und Sitte, Handel und Wandel, in Kunst und Kleidung und auf allen Gebieten des Volkslebens, sowie aller schwächlichen Liebedienerei gegen Ausland und Ausländer entgegentreten.

Er will gesunde, gediegene deutsche Einfachheit im gesellschaftlichen Leben und Entfernung alles Protzigen, Hohlen und Dünkelhaften.

Er will deutsche Anständigkeit, Ehrlichkeit, Offenheit und Wahrheit im öffentlichen Leben.

Er will das deutsche Selbstbewußtsein stärken und wecken.

Er will damit das deutsche Ansehen in aller Welt fördern.

Was wir im besonderen wollen:

1. Wir wollen gutes Deutsch sprechen und schreiben, den Gebrauch fremdsprachlicher Ausdrücke und entbehrlicher Fremdwörter in Wort und Schrift vermeiden.

2. Wir wollen allenthalben auf den Ersatz der Fremdlinge in der deutschen Sprache durch ungekünstelte deutsche Ausdrücke hinwirken in Anlehnung an die Arbeiten des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Wir wollen in angemessener Form auftreten gegen alle, die aus Gleichgültigkeit und alter Gewohnheit den Unfug der Fremdtümelei weitertreiben.

3. Wir wollen mit deutsch sprechenden Leuten nur deutsch sprechen und auf Reisen im Ausland den Gebrauch der deutschen Sprache fördern. Wir bekämpfen die unwürdige Neigung, im Verkehr mit Ausländern unnötigerweise fremde Sprachen zu sprechen. Wir wollen unser Deutschtum bekennen, nicht aber aus übertriebener Höflichkeit und Eitelkeit unsere Kenntnis fremder Sprachen zeigen. Wir wollen im Inland mit Ausländern deutsch verhandeln und mit solchen, die nicht deutsch können, nur das Nötige sprechen.

4. Wir wollen die Ausländer nicht in ihrer Anmaßung bestärken, daß nur Französisch und Englisch Weltsprachen seien. Wir wollen, daß im Verkehr von Staat zu Staat, bei der Weltpost und im Welthandel die deutsche Sprache die ihr gebührende Stellung und Anerkennung endlich erhält.

5. Wir wollen Gasthäuser und Wirtschaften im deutschen Sprachgebiet, die fremdsprachliche Namen oder Speisekarten führen, nach Möglichkeit meiden.

6. Wir wollen im Ausland deutsche Gaststätten bevorzugen und bei Vergnügungs- und Erholungsreisen zuerst an die Schönheiten des Deutschen Reiches und der deutschen Sprachgebiete denken, ehe wir ins fremde Ausland gehen.

7. Wir wollen in Geschäften, die in ihren Ladenaufschriften, Geschäftspapieren und Ankündigungen fremdsprachliche Ausdrücke und Bezeichnungen trotz unseren Vorstellungen beibehalten, nicht mehr einkaufen und solche

Digitized by Google

Geschäfte bevorzugen und empfehlen, die sich den Bestrebungen des Bundes anschließen.

8. Wir wollen, daß alle Waren in deutscher Aufmachung ohne welsche Bezeichnungen und Aufschriften uns geliefert werden, und zwar auch ausländische Waren, soweit wir solche überhaupt benötigen.

9. Wir wollen, daß die angesehene deutsche Presse unsere Bestrebungen wohlwollend unterstützt, indem auch sie alle überflüssigen Fremdwörter meidet, mit uns gegen die Auslandsucht und gegen die gedankenlose Überschätzung fremden Wesens auftritt und so der jahrelangen Schädigung des deutschen Ansehens in der Welt entgegenarbeitet.

10. Wir wollen, daß die Einführung und Nachäffung fremder Sitten und Gebräuche aufhört.

11. Wir wollen, daß die Erlernung fremder Sprachen jedem ermöglicht und erleichtert wird. Wir bekämpfen aber die Überschätzung der Kenntnis fremder Sprachen als ausschlaggebenden Kennzeichens von Bildung.

13. Wir wollen, daß künftig deutsche Betriebe, Schulen und Hochschulen, die technische und wirtschaftliche Kenntnisse vermitteln, den Ausländern nicht mehr ihre Säle öffnen und so ihnen Waffen zum wirtschaftlichen Kampf gegen uns liefern.

14. Wir wollen, daß deutsche Mädchen vor oberflächlicher Erziehung in sogenannten „Pensionaten" des deutschfeindlichen Auslandes bewahrt werden, von denen sie welsche Sitten und Anschauungen mitbringen. Wir wollen, daß die Erziehung zur tüchtigen deutschen Hausfrau nicht über fremdem Tand notleidet, auch nicht im Inland.

17. Wir wollen, daß für die Kleidung deutsche Stoffe, deutsche Schnitte und deutsche Machart bevorzugt und deutsche Bezeichnungen gewählt werden.

18. Wir wollen, daß die einseitige, übertriebene Einschätzung ausländischen Wesens, ausländischer Kunst und ausländischen Schrifttums aufhört, und bekämpfen den verflachenden Einfluß ausländischer Art und Vergnügungen. Wir wollen, daß gediegene deutsche Kunst nicht durch fremdländische Auswüchse überwuchert wird und daß Schund auf allen Gebieten verschwindet.

20. Wir wollen, daß die deutsche Hand-, Maschinen- und Druckschrift im Inland und im Verkehr mit dem deutschsprechenden Ausland höher gewertet wird. Wir bekämpfen die Bestrebungen auf Förderung der Lateinschrift.

Aus der Vereins-Satzung

1. Fragen des Glaubens und der Politik sind von der Erörterung innerhalb des Bundes grundsätzlich ausgeschlossen.

2. Sitz des Bundes und Ort der Verwaltung ist Stuttgart. (Vorsitzender: A. Osterberg, Major z. D., Augustenstraße 42; daselbst auch die Geschäftsstelle; stellv. Vorsitzender: Dr. med. Krämer, Urbanstraße 34; Rechner: Geh. Hofrat Sachs, Altes Schloß (Postscheckrechnung 5995).

3. Der Beitrag beträgt mindestens 1 *M*. Außerordentliche Mitglieder unter 18 Jahren zahlen die Hälfte.

4. Vereine usf. können gegen einen angemessenen Beitrag körperschaftliche Mitglieder werden. Lebensländliches Mitglied kann auf seinen Antrag werden, wer das 25fache des Jahresbeitrags zahlt, Stifter, wer das 100fache zahlt.

5. Die Leitung des Bundes besorgen Bundesvorstand, Gesamtausschuß

Digitized by Google

und Bundesversammlung. (Diese findet heuer im Herbste statt.)

10. Alle Arbeit für den Bund ist ehrenamtlich.

* * *

Mit diesen Bestrebungen hat der Deutsche Bund schon viele hundert Mitglieder und vielfache begeisterte Zustimmung, aber auch Widerspruch gefunden.

Von denen, die unentwegte Befürworter internationaler Kulturgemeinschaft und Verbrüderung noch nach den Erfahrungen dieses Krieges sind, sprechen wir nicht; ihnen ist nicht zu helfen, und wir wünschen ihnen recht viel Glück zu den ersten Versuchen der Neuverbrüderung mit den „Vorkämpfern der Zivilisation".

Andere meinen, der Deutsche Bund sei aus verschiedenen Gründen überflüssig. Der Allgemeine deutsche Sprachverein sei ja schon da und bekämpfe die Fremdwörterei. Demgegenüber zeigt ein Blick auf unsere Satzung, daß unser Ziel viel weiter ist. Die Bestrebungen des Sprachvereins, dessen körperschaftliches Mitglied der Deutsche Bund ist, sind nur ein Teil dessen, was wir wollen. Ebenso ist das mit anderen vaterländischen Vereinigungen, die Teile unserer Bestrebungen verfolgen. Wir wollen auf allen Gebieten Undeutsches bekämpfen. Manche lehnen den Eintritt ab mit der Begründung, sie täten selbst schon alles, was wir wollen, ohne in einem neuen Verein zu sein. Das ist sehr schön, aber es genügt eben nicht, selbst das Richtige zu tun, sondern man muß die andern veranlassen, es auch zu tun; das erreicht am besten ein Bund durch vereinte Arbeit.

Wieder andere erklären, es habe alles doch keinen Wert, nach dem Kriege komme doch alles wieder, wie es vorher war. Das ist Feigheit oder eine Ausrede für die eigene Bequemlichkeit, oder eine schmähliche Mißachtung des eigenen Volkes. Wir aber glauben an den vortrefflichen Kern unseres Volkes und an eine deutsche Zukunft.

Auch das wird uns entgegengehalten, daß jetzt während des furchtbaren Ringens um unser Dasein keine Zeit für solche nebensächliche Dinge sei. Demgegenüber sagen wir: Mit dem Rechten kann man nie zu früh anfangen, und jeder rühre sich, solang er kann; keiner weiß, ob er nach dem Krieg noch zu wirken vermag.

So wollen wir den Kampf mutig und nachdrücklich aufnehmen, vor allem aber mit nimmermüder Beharrlichkeit; denn nur dieser winkt auch im Kampf um edle Ziele der Sieg.

Die „Nachrichten" sollen unsern Mitgliedern und Freunden verkünden, daß wir auf dem Plan sind und wie wir wirken wollen; sie mögen berichten von recht vielen Erfolgen, wie wir sie auch schon erzielt haben, — bei manchen ist natürlich unsere Mitwirkung schwer greifbar. Sie sollen kurzen Aufsätzen Raum bieten, ferner Mitteilungen von unsern Mitgliedern über gute und schlimme Erfahrungen; hiebei soll aber nicht nur Undeutsches gegeißelt werden — denn das drückt auf die Dauer nieder —, sondern auch Erfreuliches, Deutschbewußtes soll als Ansporn und Vorbild veröffentlicht werden.

So hoffen wir denn auf ein erfreuliches Gedeihen für unsern Bund und unsere „Nachrichten" unter dem Kampfruf: Hie gut Deutsch allerwege!

Druck von Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

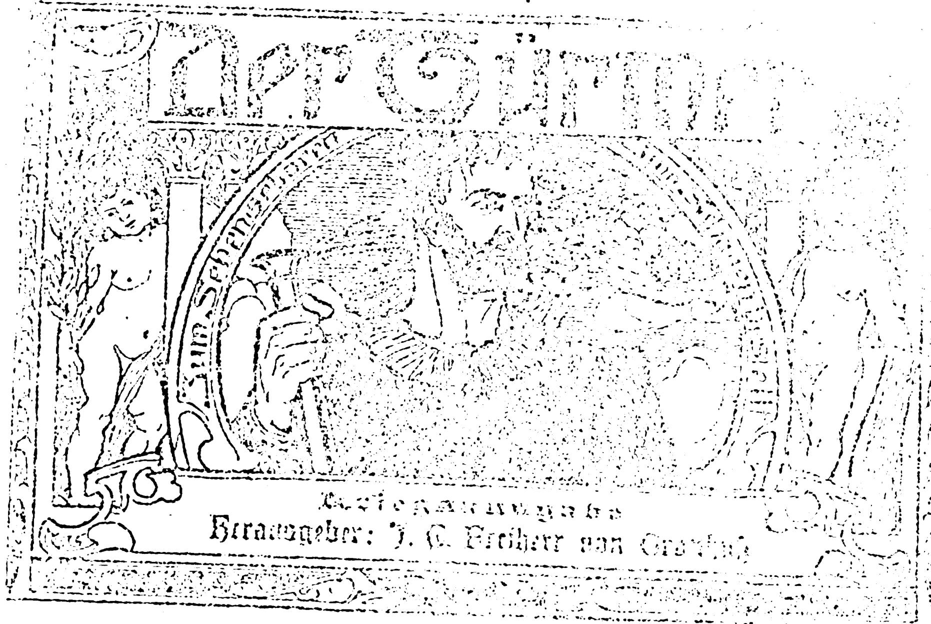


„Kriegsherbst 1916“

Carlos Tips

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



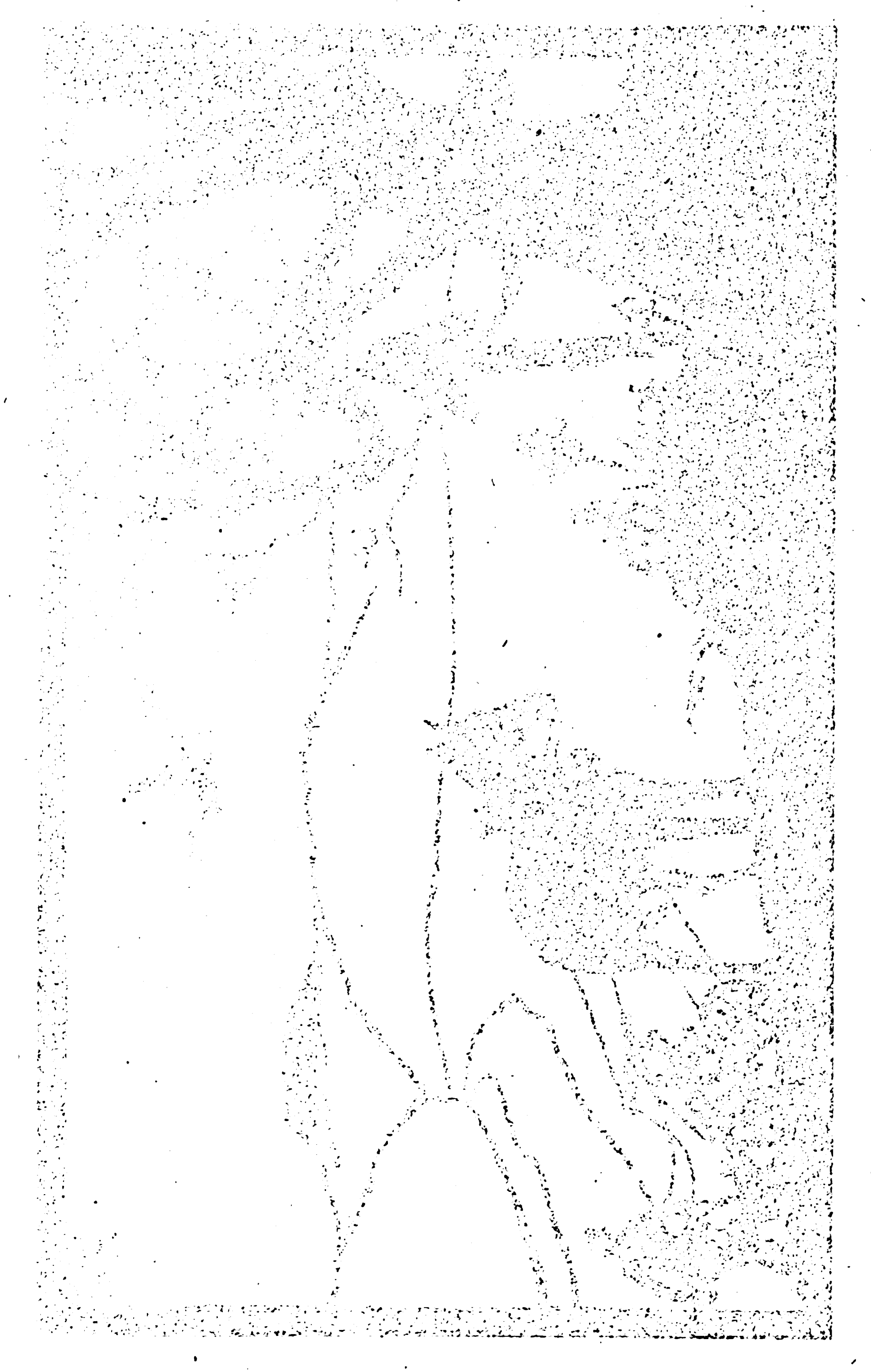
XIX. Jahrg. Erstes Dezemberheft 1916 Heft 5

Die Metaphysik des Schützengrabens

Von W. [illegible]

In dem Gartenzimmer eines alten Landschlösses an der Ostfront, in dem ein verdienstvoller Heerführer mit seinem Stab die täglichen Mahlzeiten einnimmt, fand kürzlich folgendes Tischgespräch statt:

„So ein Trommelfeuer" — sagt Exzellenz, zu einem bekannten Kriegsberichterstatter gewandt, — „ist für die Laien schwer zu erfragen. Das muß man mitgemacht haben. Ein Hauptmann und Bataillonskommandeur, der bei den letzten schweren Kämpfen dabei war, ist unlängst zum Abendessen hier gewesen. Er saß hier, an diesem Platz." Exzellenz zeigt mit der Hand auf den Platz an seiner rechten Seite, wo ich sitze. „Er erzählte, wie es zugegangen ist, erzählte sehr lebhaft und eifrig, sprach aufgeregt und schnell mit lauter Stimme. Er hatte sich noch nicht von den Eindrücken befreien können. Und, wissen Sie, er ist ein tadelloser und tapferer Mann. So spricht er lange laut und aufgeregt, und wir hören zu und stören ihn nicht. Plötzlich bricht er kurz ab, schaut mit großen Augen vor sich hin und sagt, an keine bestimmte Adresse gerichtet: ‚So, wer das mitgemacht hat, der hat etwas gelernt, der hat etwas gelernt . . .' Weil wir alle schweigen, frage ich ihn: ‚Erzähle, lieber Freund, was du gelernt hast, damit wir auch etwas lernen.' Er hört [illegible] scheinlich nicht, daß ich eine Frage an ihn richte, fährt mit der Hand [illegible] Stirn, wiederholt dasselbe, spricht halblaut vor sich hin: ‚Der hat et[illegible]





XIX. Jahrg. Erstes Novemberheft 1916 Heft 3

Die Metaphysik des Schützengrabens

Von W. Kuhaupt

In dem Gartenzimmer eines alten Landschlosses an der Ostfront, in dem ein verdienstvoller Heerführer mit seinem Stab die täglichen Mahlzeiten einnimmt, fand kürzlich folgendes Tischgespräch statt:

„So ein Trommelfeuer" — sagte Exzellenz, zu einem bekannten Kriegsberichterstatter gewandt, — „ist für die Leute schwer zu ertragen. Das muß man mitgemacht haben. Ein Hauptmann und Bataillonskommandeur, der bei den letzten schweren Kämpfen dabei war, ist unlängst zum Abendessen hier gewesen. Er saß hier, an diesem Platz." Exzellenz zeigt mit der Hand auf den Platz an seiner rechten Seite, wo ich sitze. „Er erzählte, wie es zugegangen ist, erzählte sehr lebhaft und eifrig, sprach aufgeregt und schnell mit lauter Stimme. Er hatte sich noch nicht von den Eindrücken befreien können. Und, wissen Sie, er ist ein tadelloser und tapferer Mann. So spricht er lange laut und aufgeregt, und wir hören zu und stören ihn nicht. Plötzlich bricht er kurz ab, schaut mit großen Augen vor sich hin und sagt, an keine bestimmte Adresse gerichtet: ‚Ja, wer das miterlebt hat, der hat etwas gelernt, der hat etwas gelernt . . .' Weil wir alle schweigen, frage ich ihn: ‚Erzähle, lieber Freund, was du gelernt hast, damit wir auch etwas lernen.' Er hört augenscheinlich nicht, daß ich eine Frage an ihn richte, fährt mit der Hand an die Stirn, wiederholt dasselbe, spricht halblaut vor sich hin: ‚Der hat etwas ge-

Digitized by Google

lernt ... der hat etwas gelernt ...' Mehr war aus ihm nicht herauszukriegen. Er ist wieder draußen."

Ich schaue Exzellenz in die Augen und sehe, daß er, wie die andern alle, sehr bewegt ist. Nach einer Weile allgemeinen Schweigens sage ich: „Das, was er gelernt hat, ist das, was wir Menschen nie in Worten ausdrücken können." „So ist es", antwortete Exzellenz.

Es gibt Dinge, für die es in unsern Erinnerungskammern keine Vergleichsmaßstäbe und darum auch keine entsprechenden Worte und angemessenen Ausdrucksweisen gibt, und es gibt ein inneres Erleben, das so keusch ist, daß wir eine Preisgabe direkt als Entweihung empfinden. Ohne Zweifel hat es sich hier um ein solches Erleben gehandelt, und so nur können wir es verstehen, wenn der Hauptmann den Wunsch des Heerführers, eine Berichterstattung von seinem innern Erleben zu geben, nicht erfüllte.

Scheler, der Verfasser von: „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg", sagt, der Krieg erzeuge nicht nur „Helden", sondern auch „Metaphysiker". Das ist in der Tat so. — Es wird freilich viele geben, die sich den „Helden" wohl gefallen lassen, denen dagegen der „Metaphysiker" ein gewisses Unbehagen erzeugt. Das sind besonders diejenigen, die vor dem Kriege behaupteten, der moderne, mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug der Neuzeit ausgestattete und mit beiden Füßen fest in der Wirklichkeit, im Diesseits stehende Mensch habe kein metaphysisches Bedürfnis mehr und könne des Glaubens an eine Übernatur entraten.

Die Erfahrungen des Krieges geben aber Scheler recht und bilden eine Bestätigung des Schopenhauerschen Wortes: „Der Mensch ist ein animal metaphysicum." Zahllose Feldpostbriefe beweisen, daß Schlachtfelder heiliger Boden für ein besonderes religiöses Erleben und für Gottesbegegnungen mannigfacher Art sind. Selbst solche, denen Gott einer weit zurückliegenden und in guten Tagen mit Fleiß gemiedenen Vorstellungswelt angehörte, bekennen, daß er ihnen unter den schrecklichen Wirkungen des Trommelfeuers im Schützengraben und in Unterständen wieder als unbestreitbare Wirklichkeit begegnet sei.

Ist es nun durch Erfahrung feststehend, daß der Krieg in der Tat Metaphysiker schafft, so wird doch das Woher und Warum der Gotteserfahrung ein Gegenstand des Streites sein. Es handelt sich bei der Metaphysik des Schützengrabens nicht um eine Frage von engerer Bedeutung, sondern um eine solche, die uns vor ein altes und schwieriges Problem der Religionsphilosophie stellt, es handelt sich um die Wurzelfrage nach dem Ursprung der Religion überhaupt.

Oberflächlich betrachtet, scheint ein religiöses Erwachen und Erleben unter der Einwirkung katastrophaler Ereignisse, wie sie der Krieg täglich in ungeahnter Furchtbarkeit schafft, denen recht zu geben, die den Ursprung der Religion, die letzte Ursache des Gottesbewußtseins auf die Furcht zurückführen.

Der beredtste Anwalt dieser Ansicht ist bekanntlich Ludwig Feuerbach gewesen. Er faßte seinen religionsphilosophischen Standpunkt in den kurzen Satz: „Theologie ist Anthropologie" zusammen. In unendlichen Wiederholungen und bilderreichen Neueinkleidungen kehrt dieser Grundgedanke in seinen Schriften immer wieder. Feuerbach will damit sagen, Gott sei nichts weiter als ein Erzeugnis

Digitized by Google

der dichterischen Phantasie des Menschen unter dem Einfluß der Furcht. Gott habe sonach nicht den Menschen geschaffen, sondern der Mensch schaffe sich seinen Gott, wie er ihn brauche. Gott ist nach diesem Denker der „idealisierte“ Mensch, und was der Mensch nicht ist, aber zu sein wünscht, das stellt er sich in Gott und seinen Göttern vor.

Daß die Furcht Ursache des Gottesglaubens ist, hatte übrigens schon lange vor Feuerbach Petronius in dem Satz: „Primus in orbe deos fecit timor“ als Behauptung aufgestellt. Dieser Satz hat indessen ungefähr den Wert, als wenn man sagt, das Ruder sei die Ursache der Schiffsbewegung, während die eigentliche Ursache doch der Mensch ist.

Wenn die Furcht Gott erzeugte, wer erzeugte dann die Furcht? — —

Feuerbach, der über seinen Meister Hegel zum Materialismus gekommen war, hätte sich vor Aufstellung des eben gehörten Satzes erst einmal fragen sollen, wie es kommt, daß Materie fühlen, denken, phantasieren kann. Er hätte sich erst darüber Klarheit verschaffen sollen, wie es möglich ist, daß Atome — heute würde man von Korpuskeln sprechen, die noch tausendmal winzigere stoffliche Einheiten als Atome sind —, aus denen sich das Gebilde Mensch zusammensetzt, und in die es wieder zerfällt, fürchten können. Sich fürchtende Atome oder Korpuskeln — ist das nicht etwas Wunderbares?

Sicherlich können sich diese, unserm Auge nicht mehr zugänglichen Teilchen doch nicht darum fürchten, weil sie, durch mechanische Kräfte gestoßen, sich schwingend und hüpfend im Raume bewegen. Oder können etwa die mechanischen Kräfte der stofflichen Bindungen und Lösungen Gefühle der Furcht, der Abhängigkeit, der Dankbarkeit in die Atome oder Korpuskeln hineinzaubern — also etwas geben, was sie selbst nicht besitzen?

In der Theorie ist es ja sehr einfach, durch die chemischen Vorzeichen der Zusammensetzung und Trennung dem Leblosen zum Leben zu verhelfen und Lebendiges in die Vernichtung des Todes zurückzuversetzen, dem Leben also den Stempel eines chemischen Vorgangs aufzudrücken, aber die Natur geht ihre eigenen Wege und kümmert sich nicht um graue Theorien der Menschen. Der Schmied, der in der tätigen Werkstatt des Lebens hämmert, hat einen andern Namen als Stoff und Zufall.

Der Glaube an den Stoff und den Zufall schlägt der an das Ursachengesetz gebundenen menschlichen Logik ins Gesicht, und aus dem Zufall, dem Totenkopf der Wissenschaft, lassen sich keine Funken der Erkenntnis schlagen.

„Alles Denken“ — sagt einmal Adolf Trendelenburg schön und treffend — „wäre ein Spiel des Zufalls oder eine Kühnheit der Verzweiflung, wenn nicht Gott dem Denken und den Dingen als gemeinsamer Ursprung und als gemeinsames Band zugrunde läge.“

Das gilt nicht nur dem Materialismus der alten Schule, das ist eine Wahrheit, die auch den heutigen Vertretern der Energetik gesagt werden muß.

Konnten die Stoffgläubigen im Sinne Feuerbachs nicht sagen, wie Leben und Bewußtsein in die Atome hineinkommt, so bleiben uns die „Energetiker“ der Gegenwart die Antwort schuldig auf die Frage, wie in die Welt der Bewegungs-

Digitized by Google

energien der Geist hineingekommen ist — mit andern Worten, wie sich mechanische Bewegung in Gefühl, Denken und Wollen umsetzen kann.

Ebenso wie den Materialismus fragen wir die Anhänger der energetischen Alleinheitslehre, woher stammen die Gefühle der Furcht als Ursache des Gottesglaubens?

Gewiß können wir Menschen nicht — wie es einst Laplace forderte — mit den natürlichen Mitteln der Erkenntnis die allmächtige Hand zeigen, die „die Planeten auf die Tangente ihrer Bahn warf", aber die weisen Einrichtungen der Natur, die Anordnungen der Dinge im Kleinen und Großen, das Zweckmäßige in der Welt des Lebendigen und des Leblosen, die Vernunft im Bau der Zelle sowohl als in den Drehungsgesetzen der Sternenwelt, sind überwältigende Beweise, daß im All doch etwas anderes regiert als Stoff, als Bewegungsenergie und blinder Zufall.

Es muß in der Welt von Stoff und Bewegung eine allumfassende Vernunft geben, das ist die natürliche, auf das Ursachengesetz sich gründende Forderung des unbestochenen Denkens.

Mag man, solange „alles gut steht", solange man sich sicher verankert fühlt in den Einrichtungen, die die menschliche Kultur und soziale Triebkräfte geschaffen haben, Gott entbehren können, fährt aber der Tod sein schweres Geschütz auf, so sinken alle die künstlichen Schutzwälle, die Drahtverhaue und Stachelzäune, die der menschliche Verstand gegen den Glauben an eine allumfassende Vernunft errichtet hatte, kläglich in Trümmer.

Das beweist der Schützengraben mit seiner Metaphysik. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß die auf den Grundton der Verneinung gestützten Weltanschauungen unter der vernichtenden Wirkung des feindlichen Eisenhagels, unter der Wucht eines nervenzerreißenden Trommelfeuers völlig versagen.

Es soll gar nicht bestritten werden, daß Furcht religiöse Gefühle im Menschen auslöst, aber die Furcht steht doch als Ursache erst an zweiter Stelle. Es muß erst etwas da sein, das sich fürchtet. Wie entstand die Furcht, und was ist das Etwas, das sich fürchtet? Furcht ist die Äußerung eines Tätigen, und dieses Tätige, das wir Seele, Geist nennen, steht als Ursache des Gottesgefühls an erster Stelle, während der Äußerung selbst nur der Rang einer Gelegenheits- oder auslösenden Ursache zukommt.

Warum gibt es überhaupt Furcht, und welcher Aufgabe dient das Furchtgefühl? Furcht ist die nützliche und zweckmäßige Äußerung des Lebenswillens gegen schädliche, den Leib bedrohende oder vernichtende Einflüsse. So ähnlich wie der Schmerz ist auch die Furcht ein Wächter des Lebens und gibt Zeugnis von dem Wirken einer allwaltenden, fürsorgenden Vernunft. Furcht dient der gleichen Aufgabe wie der Schmerz.

Die Furcht hat aber noch eine andere Bedeutung; aus ihr entwickelt sich die Erkenntnis der eignen Ohnmacht und der Abhängigkeit des Menschen von einer fremden, außer ihm und über ihm befindlichen höheren Macht.

So betrachtet, ist es schließlich annehmbar, mit Feuerbach zu sagen, die Furcht sei die Ursache des Gottesglaubens und der Religion, es muß aber gleich hinzugefügt werden, daß die Furcht und das aus der Furcht entspringende Ab-

Digitized by Google

hängigkeitsbewußtsein des Menschen Offenbarungsakte des Lebens sind. Die Religion hat also ihre letzten Keime und Wurzeln schließlich doch im Leben selbst, in der Seele des Menschen.

Nun spielen aber Furcht und Schrecken in der Metaphysik des Schützengrabens noch eine besondere Rolle; sie bilden die äußere Voraussetzung für jenes Gotterleben, von dem so zahlreiche Feldpostbriefe Zeugnis ablegen, und an das auch ohne Zweifel jener anfangs erwähnte Bataillonsführer dachte, als er sagte: „Wer so ein Trommelfeuer miterlebt hat, der hat etwas gelernt.“

Von Menschen, die den Märtyrertod starben oder auf ein Folterrad gespannt wurden, wird berichtet, daß die schmerzverzerrten Züge der gequälten Opfer plötzlich einem Lächeln, einem Ausdruck des Friedens und überlegener Ruhe Platz gemacht hätten. Das beweist uns, daß sich der Schmerz nicht ins Ungemessene steigern kann, und daß die Reizfähigkeit der Nerven eine Grenze hat.

Wie es nun für den Schmerz eine unüberschreitbare Grenze gibt, so gibt es auch für die Furcht einen Punkt, wo es heißt: bis hierher und nicht weiter.

Briefschreiber im Felde berichten, es wäre nach Augenblicken höchster Angst und Not plötzlich so merkwürdig still in ihnen geworden, und sie hätten sich gerade da, wo alles auseinanderzufallen, alles ins Bodenlose zu versinken schien, so ruhig, so seltsam ruhig, so gehoben gefühlt, daß sie selbst darüber erstaunten. Da wäre ihnen die Gottesnähe überzeugend zum Bewußtsein gekommen.

Es war ohne Zweifel das Gefühl der Gottesnähe, das die gewaltigen inneren Tumulte und Stürme zum Schweigen brachte und jene erhabene Ruhe, jene leidlose Meeresstille des Gemüts erzeugte, aber dieser Zustand bedurfte doch erst einer Vorbereitung durch etwas, das ganz und gar dem Bereich des Leiblichen, Sinnlichen angehört.

Erst als die Todesschrecken, die das Trommelfeuer erzeugte, die Nerven überspannt und die Sinne bis zu einem gewissen Grade gelähmt hatten, wurde der Blick frei für ein höheres Fühlen und Wissen, für ein Erkennen Gottes. Erst als die Schranken der Sinne hinweggeräumt waren, erkannten jene Krieger den wahren Sinn des Lebens, erst als der Lebensfaden am Zerreißen war, enthüllt sich ihnen das Geheimnis des Todes ganz.

Von den Neuplatonikern hält die Gegenwart zwar nicht mehr viel, aber sie haben doch für eine Wahrheit gefochten, die heute noch nicht richtig verstanden worden ist. Wenn sie die Steigerung des Subjekts in die Form unmittelbaren Schauens bedingt sein ließen durch ein Zurücktreten des Körperlichen, durch ein Ersterben des Sinnlichen, so enthüllt das Gotterleben im Schützengraben bis zu einem gewissen Grade den Wahrheitskern ihrer Philosophie. Alte Schriftsteller berichten von den Griechen und Römern, sie hätten in Augenblicken höchster Angst und Not nicht nach ihren aus dichterischer Phantasie entstandenen Göttern gerufen; sie hätten nicht gefleht: Zeus, Athene, Uranos, Poseidon, Apollo hilf! sondern: „Gott hilf!“

Wir sehen auch hier, wie Angst und Schrecken den sinnlichen Blick zwar verdunkelt, den Geist aber hellsichtig macht für ein höheres Schauen; wie es erst nach einer Lähmung der Sinne zu einer Einigung des menschlichen Vernunftkerns mit

Digitized by Google

der göttlichen Urvernunft und damit zu einem Gotterkennen, Gotterleben — zur Gottesbegegnung kommt. Dann stellt sich auch jene erhabene Ruhe ein, die das Gefühl des In-Gott-Geborgenseins gibt, und der aus der Angst Genommene flüchtet sich — dem unentrinnbaren Zirkel irdischer Not plötzlich entrückt — in die Hände des Allerbarmers.

Die Metaphysik des Schützengrabens ist keine Sache des Verstandes, sie schaukelt nicht am schwankenden Faden des Wahrscheinlich, des Möglich und Unmöglich, sondern sie ist Erleben und wurzelt in der Gewißheit des Erlebens.

Durch die Metaphysik des Schützengrabens hat sich Gott wieder vielen unentbehrlich gemacht, auch solchen, die vor dem Kriege an die Materie und an die Allmacht des Zufalls glaubten.

Gewiß wird der Krieg nicht lauter „Helden“ und „Metaphysiker“ schaffen, aber das ist doch gewiß, daß Helden und Metaphysiker die Werteschaffenden, die Fruchtbaren der Zukunft sein werden.

Als der Krieg mit seinen Schrecken über uns hereinbrach, da war uns weder mit den Mutlosen gedient, noch mit denen, die in Gott eine Lüge, eine Feigheit, eine Heuchelei, den „Henker des gesunden Menschenverstandes“ erblickten, aber mit solchen, die in jeder Weise „ein festes Herz“ hatten.



Kap Skagen · Von Paul Lingens

Das war die Flotte des Admirals Scheer.
Die fuhr, das Land zu schützen, an Jütland her,
War gepanzert mit gutem Stahl und Mut,
Trug viel junges deutsches Heldenblut.

Fuhr eine Flotte die kreuz und quer
Vom fahlen falschen Westen auf hohem Meer.
Als er die Deutschen sah, war er nicht froh,
Der englische Admiral Jellicoe.

Da sind den Jungens die Funken ins Aug' gebrannt:
Haben wir dich, wehr' dich, Engelland,
Da schossen sie manch neues Schiff in den Grund,
Da wurde mancher Engländer nicht mehr gesund.

Um Kap Skagen weht ein grimmiger Wind.
Viel laute Schüsse und Schreie gefallen sind.
Auch deutsche gute Schiffe zog nieder die Flut,
Und es floß viel junges, braves, deutsches Blut.

Doch der Engländer floh schnell über Meer,
Und die Flagge ließ hochziehn Admiral Scheer. —
Und wir wollen um die tapferen Toten nicht klagen:
Wind und Wellen singen vom Siege bei Skagen!



Digitized by Google

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!

· Ein Traumerlebnis ·

Von Heinrich Scharrelmann

Heute morgen im ersten Erwachen hatte ich ein sonderbares Gesicht. Ein Sonnenstrahl drang zwischen den Vorhängen des Fensters hindurch und fiel gerade auf meine Fingerspitzen. Er durchleuchtete sie förmlich. O, dieser milde und doch durchdringende Glanz der Morgensonne! Ebenso warm, so rot, so strahlend, so durchdringend, so belebend und doch auch so milde muß das Licht im Himmel leuchten.

Mit diesen Gedanken im Herzen muß ich wohl noch ein wenig eingeschlummert sein, denn plötzlich träumte mir, ich sei gestorben und stände vor dem Himmelstor.

Mit mir warteten noch einige Seelen auf Einlaß. Ein junger, elegant gekleideter, aber blaß und elend aussehender Mensch trat energisch auf die schmale Pforte zu und klopfte. Als habe er nur auf dieses Klopfen gewartet, kam Petrus heraus und fragte mild: „Nun, mein Sohn, hast du dein Leben schon hinter dir und möchtest jetzt in den Himmel?"

„Ja", antwortete der Jüngling matt und müde, „so rasch als möglich."

„Wie möchtest du es denn bei uns haben? Was sind deine Wünsche?"

„Wünsche?" fragte der junge Mann verwundert. „Ach, ich habe keine, mir ist alles egal. Nur Ruhe, Ruhe, Ruhe will ich haben! — Ich kann keinen Lärm vertragen und will keinen Menschen sehen. Meine Nerven —"

„Wenn's weiter nichts ist!" antwortete Petrus. „Im Himmel gibt es Plätze, da vernimmst du in Jahrtausenden keinen Laut, tiefstes Schweigen und Einsamkeit herrschen dort —"

„Dahin möchte ich, dann habe ich alles, was ich brauche."

Petrus machte ein ernstfragendes Gesicht, antwortete aber nichts, trat nur zur Seite und ließ den Jüngling mit einer einladenden Handbewegung durch das Himmelstor.

Ein altes Großmütterlein, das an einem Stocke humpelte, trat heran, nickte Petrus freundlich zu und sprach: „Ja, Ruhe möchte ich auch gerne haben, aber ich habe Pflege nötig, bin schon gar alt und gebrechlich. Hast du nicht einen kleinen Engel, der mir hin und wieder zur Hand geht und —"

„Gewiß, gewiß, liebe Frau", antwortete Petrus. „Was du möchtest, findest du hier auch. Sprich nur, wie du dir den Himmel wünschest."

„Ach!" erwiderte die Alte, und ihre Augen begannen vor Freude zu glänzen. „Was ich mir wünsche, darf ich sagen? — Nun, dann möchte ich wohl zwei Engel haben, die immer bei mir sind. Ich habe meine schwere Mühe und Plage gehabt auf Erden, und da darfst du es mir nicht übelnehmen, wenn ich mich nun nach ein wenig Behaglichkeit und Pflege sehne."

„Bewahre," antwortete Petrus, „das ist ja ganz natürlich und leicht zu begreifen."

„Also, wenn es denn sein kann, zwei Engel zur Bedienung, und wenn ich hin

Digitized by Google

und wieder ein bißchen Gesellschaft haben könnte, alte Freundinnen, die ich von früher her kenne, nachmittags einen guten Kaffee und ein bißchen Gebäck, hin und wieder Besuch von Verwandten und Bekannten; Sonntags einen Spaziergang, wenn's schönes Wetter ist? Ach ja, lieber Herr, wenn ich das haben könnte!"

„Bitte!" sprach Petrus und ließ sie eintreten.

Weinend trat ein kleines Kind an den Himmelswächter heran. „Ist meine Mutter da? Ich möchte zu meiner Mutter."

„Möchtest du sonst nichts, mein Kind?" sprach Petrus gütig. Das Mädchen schüttelte noch immer weinend den Kopf. „Ich glaub', deine Mutter wartet schon hinter der Pforte", sprach er milde. Rasch eilte die Kleine hindurch, und wir hörten noch ihren Jubelruf, mit dem sie in die Arme ihrer Erdenmutter, die ihr voraufgegangen war, sank.

Ein junges Ehepaar näherte sich. Die Leutchen gingen Arm in Arm und blickten sich zärtlich in die Augen.

„Ihr möchtet beide zusammen eintreten?"

„Ach ja", sprach der Mann.

„Und wie denkt ihr euch den Himmel?"

„Wenn wir doch zusammen bleiben könnten!" bat schüchtern die junge Frau. „Wir haben uns so lieb."

„Gewiß könnt ihr zusammen bleiben", antwortete Petrus. Da jubelten die beiden und sanken sich in die Arme. „Sonst habt ihr keine Wünsche?"

„Sonst? — Nein", antwortete der junge Mann lächelnd. „Mein Himmel ist im Herzen meines Weibes!"

„Und der meine in dem deinigen," antwortete sie.

So traten sie ein.

Verwundert hatte ich diesen Vorgängen zugeschaut. Sieh, hier geht es doch ganz, ganz anders zu, als ich auf Erden glaubte. Jeder findet immer anscheinend das, was er erwartet, und baut sich seinen Himmel nach eigenem Geschmack. Welch tiefe Weisheit steckt in dieser Einrichtung. Eigentlich darf, kann es ja auch nicht anders sein. Was würde uns ein Himmel bedeuten, der anders wäre, als wir ihn erwartet haben und ihn wünschen? Er wäre ja gar kein Himmel für uns. Merkwürdig, daß ich nicht schon auf Erden auf diesen Gedanken gekommen bin.

Und die Hölle? — Ist die auch so, wie der Mensch sie erwartet? Ich dachte über diese Gedanken noch nach, als plötzlich hinter der wieder verschlossenen Himmelspforte eine unwirsche Stimme laut wurde. Polternd trat ein Mann heraus mit dickem, rotem Gesichte. Er mochte Mitte der Vierziger gewesen sein, als ihn der Tod dahinraffte.

„Ach, da bist du ja, Petrus", sprach er mit lauter Stimme. „Ich suche dich schon überall. Hör' mal, das halte ich nicht mehr aus, das muß und muß anders werden!"

„Aber was denn?" fragte Petrus verwundert.

„Der Himmel!" rief der gesund Aussehende mit starker Stimme. „Das ist ja zum Auswachsen langweilig hier. Das halte ich einfach nicht mehr aus."

„Aber, lieber Freund," antwortete ihm Petrus, „hast du denn nicht gefunden, was du dir erwünscht und was dir als das Schönste erschien?"

Digitized by Google

„Gewiß“, entgegnete der andere. „Auch heute spiele ich gerne noch eine Partie Kegel und esse hin und wieder ganz gern mal Sauerkraut mit Frankfurtern. Ich war auf Erden Meisterkegler und habe zehn Ehrenpreise erhalten. Ein gutes Glas Bier schmeckt mir auch heute noch, und die neuesten Zeitungen lese ich immer mit Vergnügen. Aber!“ Er machte eine Riesenpause.

„Was denn, aber? Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“ gab Petrus ihm zu bedenken.

„Gewiß, aber ewig und ewig Kegelpartien und immer wieder Frankfurter mit Sauerkraut und Bremer Aalsuppe und Braunkohl mit Kasseler Rippen und immer wieder diese faden Kegelwitze und immer wieder Löwenbräu und Kulmbacher, das hält ja schließlich der Gesundeste nicht mehr aus. — Ich muß und muß jetzt mal für Abwechselung sorgen.“

„Was soll's denn nun sein?“

„Ja — das weiß ich auch nicht. Ich weiß nur, so kann ich nicht mehr fortleben.“

Petrus kratzte sich hinter den Ohren und machte ein bedenkliches Gesicht. „Wenn du selbst nicht weißt, was du an neuen Freuden haben möchtest, dann werde ich dir auch nicht helfen können. Da mußt du wohl in deinen Himmel, den du dir selbst ausgesucht, zurück.“

„Das tue ich nicht, das tue ich nicht!“

„Ja, dann gibt es nur eins, lieber Freund: du mußt noch einmal wieder als Kind auf Erden geboren werden und in einem neuen Leben, unter neuen Mühen und Plagen dir ein höheres Ideal vom Himmel erringen, dann wirst du dereinst vielleicht ein etwas dauerhafteres Glück wieder hier genießen können.“

Der andere machte ein dummes Gesicht. Dann platzte er los: „Die ganze Himmelswirtschaft ist belämmert, will ich dir nur sagen. Auf alle diese Himmelsfreuden pfeife ich. Das verdient ja gar nicht den Namen Himmel, das ist die reine Hölle hier an Langweiligkeit und Öde.“

Ich sah Petrus innerlich lachen. „Du hast recht,“ sprach er, „mancher glaubt den Himmel zu finden und ahnt lange Zeit nicht, daß er sich selber eine Hölle gezimmert hat. Na, geh einstweilen nur wieder hinein, ich schicke dir nachher einen von den Erzengeln, der soll versuchen, dir einen Weg zu zeigen, wie du dir den wirklichen Himmel erringen kannst.“

Murrend trat der gesund Aussehende hinter die Pforte.

Petrus wandte sich zu mir. „Nun?“ sprach er.

„Darf ich auch hinein?“ fragte ich leise.

„Gewiß!“ entgegnete er. „Und deine Wünsche sind?“

„Ich habe keine“, sprach ich verlegen. „Ich möchte es so finden, wie Gott es für mich für gut hält.“ Scheu blickte ich zu ihm auf. Da sah ich in seinen alten Augen einen stillen Glanz. Versonnen schaute er in die Ferne.

„Ich habe auf Erden Tag für Tag meine Arbeit gehabt und habe mich wohl dabei befunden. Viel Verdruß und wenig Geld, aber ich will nicht klagen. Es wird schon so gut für mich gewesen sein. Und wenn ich auch in ganz, ganz schlichten Verhältnissen dahingelebt habe, still und bescheiden und ohne Anerkennung, trotzdem ich immer meine Pflicht getan zu haben glaube — ich habe mich doch wohl dabei befunden.“

Digitized by Google

Petrus nickte lebhaft, als gefiele ihm dieses Geständnis besonders gut. Endlich sprach er: „Arbeit allein ist Seligkeit, Nichtstun ist die Hölle. Und die höchste Seligkeit ist Arbeit für andere, weil in ihr Liebe ist, die nicht das Ihre sucht, wie mein Kollege Paulus das mal sehr treffend ausgedrückt hat. Willst du arbeiten für andere?“

„Gerne“, sprach ich. „Wie Gott es will.“

Wir wurden unterbrochen. Zwei Engel trugen eine noch schlafende Seele in den Armen bis an die Himmelspforte.

„Wen bringt ihr da?“

„Er ist in der Blüte seiner Jahre dahingesunken“, sprach der erste der Engel, und eine Träne rann ihm über die Backen. „Aber er schläft und muß weiter schlafen, weil er nicht an ein Jenseits glaubt.“

„Ja, ja,“ sprach Petrus mit einem bitteren Lächeln, „hier findet jeder, was er erhofft. Wer nichts nach dem Tode erwartet, der findet auch nichts. Kann es etwas Natürlicheres geben?“ fragte er mich. Ich nickte mit dem Kopfe, so selbstverständlich schien mir das.

„Aber er wird einmal erwachen, denn ganz konnte er doch seinen schönen Kinderglauben nicht aus dem Herzen reißen. In einer tiefen Falte blieb noch ein leises, ganz leises Hoffen übrig, daß sein Verstand ihn belog. Und dieses fast verschüttete Hoffen wird ihm einst die Augen öffnen und ihm den furchtbaren Irrtum seines Lebens offenbaren. Aber dann wird er sich — entsprechend seiner Denk- und Anschauungsweise — in entsetzlicher Leere und Einsamkeit wiederfinden und nicht wissen, wohin sich wenden. Immerfort, immerfort muß er durch die selbstgeschaffene Wüste dahintrotten und findet doch keinen Weg und kein Ziel für sein Wandern. Dann sollst du ihm entgegentreten, und deine Aufgabe wird es sein, ihm die Augen zu öffnen. Du bist der erste, der heute morgen wirklich in den Himmel kommt. Komm mit mir, daß ich dir Anweisung gebe ...“

Ich folgte ihm, und wir traten zusammen Hand in Hand durch die Himmelspforte. --

Da erwachte ich aus meinem Traume.



Novemberfahrt · Von Richard O. Koppin

Nun hat der Herbst mit seinen roten Rossen
Durchs traute Tal den wilden Lauf gelenkt,
Mit Rauhreif Hag und Hecken überhängt
Und alle Gärten taufrisch übergossen.

Hat jäh mit hartem Wetterschlag vernichtet
Die letzten Asternblüten über Nacht
Und hoch vor uns der Sommertage Pracht
Zu bunten Blätterbergen aufgeschichtet.



Digitized by Google

Hört den Engländer!
Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

In der Wochenschrift „Deutsche Politik“ wird einem Engländer das Wort gegeben, dessen naiv kühne Bekenntnisse grelle Schlaglichter auf die Kluft zwischen deutscher und englischer Anschauung werfen. Dieser Engländer verdient um so mehr Gehör, als er sich in einem deutschen Offiziersgefangenenlager befindet. Einem Kriegsgefangenen könnte man es eher nachfühlen, wenn er sein Los durch Anbiederung an das gewalthabende Volk verbessern wollte. Aber unser Engländer bleibt auch in der Gefangenschaft Engländer. Weil er Engländer ist. Wie denkt er über den Ausgang des Krieges?

„Es ist notwendig,“ so läßt ihn sein deutscher Freund in der genannten Zeitschrift sprechen, „sich zunächst darüber klar zu sein, daß, gleichgültig, wie dieser Krieg ausgehen wird, der Kampf zwischen England und Deutschland fortgesetzt werden wird, da England die Vorherrschaft, die es sich in jahrhundertelangen Kämpfen erworben hat, bis zum letzten Atemzug verteidigen wird; darüber ist man sich in England vollkommen klar, und zwar nicht nur in den Regierungs- und Parlamentskreisen, sondern auch in den breiten Schichten des englischen Volkes. Daß man in England den Anschein aufrecht erhält, als ob es sich um den Kampf gegen eine deutsche Clique handelt, ist nichts anderes als eine geschickte Aufmachung. In England hat man seit Jahren den Kampf mit Deutschland kommen sehen und Vorkehrungen getroffen; daß man trotz alledem Deutschland in die Rolle des Angreifers gedrängt hat und damit für England eine äußerst günstige Stimmung geschaffen hat, zeigt Englands diplomatische Überlegenheit. Es muß zugegeben werden, daß man sich in England in den ersten sechs Wochen des Krieges mit der Hoffnung trug, die Russen, die Franzosen und die deutschen Sozialdemokraten würden für England die Niederwerfung Deutschlands besorgen oder sie ihm wenigstens erleichtern; aber das Fehlschlagen dieser Hoffnung hat in England keineswegs entmutigend gewirkt, noch Ausbrüche des Zornes hervorgerufen, sondern lediglich die Entschlossenheit verstärkt, diesen Gegner, der sich noch gefährlicher, als man angenommen hatte, erwiesen hat, unter Aufbietung aller Kräfte zu schlagen. Auch wenn der jetzige Krieg England sein Ziel noch nicht erreichen lassen sollte, wird England das Endziel nicht aus den Augen lassen.

Deutschland ist durch die englische Kriegserklärung überrascht worden, und auch daraus leitet der Engländer ohne weiteres ab, daß er Deutschland überlegen ist. Die Ausbrüche des Hasses, die Deklamation von „Ich hasse England“ und „Gott strafe England“ bestärken England in seinem Überlegenheitsgefühl, weil man darin ein Zeichen der Ohnmacht sieht. England hat seine Einkreisungs- und Schwächungspolitik gegen Deutschland zielbewußt verfolgt, während Deutschland noch in den letzten Monaten vor Ausbruch des Krieges eine Annäherung an England zu erreichen versuchte, was man in England als Schwäche ansah. Wenn man nun heute in deutschen Zeitungen der Anschauung begegnet,

Digitized by Google

man könne den englischen Wegen in Diplomatie und Kriegführung nicht folgen, weil man in Deutschland dafür nicht niederträchtig genug sei, so ist das für den Engländer nicht etwa eine kränkende Verurteilung seiner moralischen Qualitäten, sondern er ersieht daraus nur das Eingeständnis der Unterlegenheit.

Der Engländer ist von Natur härter und zäher als der Deutsche, und er wird sich durch nichts von seinem Ziele abbringen lassen. Der Deutsche kann heute noch nicht daran glauben, daß auch nach diesem schweren Kriege der Kampf weiterdauern wird, und deswegen spricht man ihm in England die Kraft ab, einen vielleicht hundert Jahre langen Kampf rücksichtslos und mit unentwegter Beobachtung des Endziels zu kämpfen. England hat durch seine nüchterne Auffassung der Dinge, durch seine Unerbittlichkeit dem Besiegten gegenüber und durch sein angeborenes Herrscherbewußtsein sich ein Weltreich erworben, wie es selbst die Römer nicht besessen haben, und England wird auch in diesem Kampf mit Deutschland den Beweis dafür liefern, daß es mit den jahrhundertelangen Eroberungszügen, die es nicht immer mit dem Schwert in der Hand geführt hat, nicht nur ein Reich, sondern auch die Beharrlichkeit und Ausdauer erworben hat, sein Eigentum zu verteidigen."

Ich habe den Engländer nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sein Urteil meines Erachtens schief sei, und ich habe ihn aufgefordert, mir zu sagen, worauf seine Auffassung beruhe, daß wir selbst nach den Erfahrungen des Krieges weniger nüchtern dächten wie die Engländer.

Er wollte mit folgendem den Beweis dafür führen:

„Selbst heute noch sprechen deutsche Zeitungen von den ‚englischen Vettern', darin liegt der Unterton der Wertschätzung und der Versuch der Anbiederung; die Erklärung des Reichskanzlers ‚wir haben die Sentimentalität verlernt', ist für mich ein Beweis des Gegenteils, denn das tatsächlich erfolgte Freiwerden von Gefühlsregungen würde man nicht erwähnen, wer sagt ‚ich bin ein wilder Mann', ist es nicht."

Das größte Gewicht legte er auf das folgende Vorkommnis. Vor etwa acht Wochen fiel infolge Absturzes ein bekannter englischer Flieger dicht hinter den englischen Reihen nieder, und entgegen der ausdrücklichen Anordnung wurde von einem amerikanischen Berichterstatter die Nachricht von seinem Tode verbreitet; wenige Tage später warf ein deutscher Flieger, der möglicherweise den englischen abgeschossen hatte, einen Kranz mit einer Widmung in englischer Sprache an der Stelle des Absturzes nieder. Als dann Immelmann von einem Engländer abgeschossen wurde und sein Tod gleichfalls sofort bekannt wurde, verbreitete die deutsche Zeitung die Nachricht, ein englischer Flieger hätte über den deutschen Reihen einen Kranz für Immelmann mit einer Widmung abgeworfen, und zitierte diese Widmung. Aus ihrem angeblichen Wortlaut konnte jeder, der englisch kannte, ersehen, daß es sich um eine Schwindelnachricht handeln mußte; sie ist auch später dementiert worden. Über den Eindruck dieser beiden Meldungen, von denen die eine wahr und die andere erfunden war, in den deutschen und englischen Zeitungen, hatte er eine Sammlung, die etwa 45 englische und fast 200 deutsche Zeitungen umfaßte. In den englischen Zeitungen wurde unter einer entsprechenden

Digitized by Google

Überschrift, die entweder „Weitere deutsche Beschimpfung“ oder „Deutsche Unverschämtheit“ oder „Widerliche Anbiederungsversuche“ hieß, etwa folgendes gesagt: die Deutschen hätten den durch ein Aussetzen seines Motors oder einen ähnlichen Unglücksfall zu Tod gekommenen englischen Flieger noch nach seinem Tode beschimpft, indem sie einen Kranz über den englischen Linien abgeworfen hätten, an dem eine Karte geheftet gewesen sei, auf der sich in miserablem Englisch neben der falschen Behauptung, daß ein Deutscher das Flugzeug abgeschossen habe, eine Widmung befunden habe. Die Engländer hätten den Kranz samt Widmung in einen ungelöschten Kalkhaufen geworfen, in dem sonst seucheverdächtiges Ungeziefer vernichtet wurde. Die Darstellung der Angelegenheit in den deutschen Zeitungen war etwa die folgende: Die Überschrift lautete entweder „Englische Ritterlichkeit“ oder „Anerkennung Immelmanns durch die Engländer“ oder „Die Ritterlichkeit in dem englischen Heere nicht erstorben“ oder „Ein erfreuliches Zeichen englischer Ritterlichkeit“, und der Text lautete gewöhnlich: Wir erhalten die Mitteilung aus dem Felde, daß ein englischer Flieger wenige Stunden nach dem Absturz Immelmanns über den deutschen Reihen einen prachtvollen Kranz mit einer anerkennenden Widmung in englischer Sprache niedergeworfen habe; man kann hieraus ersehen, daß auch die Engländer den Gegner achten, und daß sich auch das englische Heer auf seine Traditionen wiederbesinnt. Wenn wir auch keine Folgerungen aus dieser Kundgebung ziehen wollen, möchten wir doch nicht verfehlen, von dieser erfreulichen Handlungsweise der Engländer gebührend Kenntnis zu geben. „Hieraus kann und muß ich entnehmen, daß man in Deutschland auch heute noch bereit ist, den Engländer herzlich zu lieben, wenn er es nur zuläßt. Wir werden daraus unsere Vorteile ziehen, da wir Gefühlsregungen im Völkerkampf nicht kennen; das verbürgt uns aber den Sieg.“

Das Moralische versteht sich für uns Deutsche von selbst. Dabei wollen wir uns also nicht länger aufhalten, auch wenn wir ehrlicherweise nicht ohne ein kleines Fragezeichen davon abkommen dürften. — Aber welche realpolitische Überlegenheit bei dem Engländer! Kein Pharisäertum, Hand aufs Herz: Wir möchten schon den Zweck, aber wir haben nicht den Mut zu den Mitteln. Nicht aus moralischer Größe; aus moralischer Feigheit scheuen wir vor den Mitteln zurück. Und die große Frage bleibt: was ist in der Politik, was ist für einen Staatsmann, für ein Volk „moralisch“? Und ist der „kategorische Imperativ“ einer und derselbe für die einzelnen und für ein Volk? — Mich dünkt, die Antwort läßt sich nicht übers Knie brechen. Denken wir einmal an Bismarck ... Und dann wieder an Kant: das moralische Gesetz in mir. Mir —: das heißt Verantwortung. Übertragen wird das Wort Quod licet Jovi non licet bovi in tieferes Deutsch: Göttliches Werk steht jenseits von Gut und Böse, weil es das Absolute, das Gute ist. Ungöttliches steht diesseits.



Digitized by Google

Etwas über das „Reden mit Gott“

Von Hedwig Erchenbrecher

Das herrlichste, das seligste Gefühl, welches der Mensch auf Erden haben kann, das ist das Reden mit Gott, das Gebet.

Sei es in weltlicher Freude, die mit ihrer Lust uns schier oft zu Tode ermattet, sei es im Schmerz oder in banger Erwartung schwerer uns bevorstehender Schicksalsschläge — nichts anderes rettet uns aus der Angst, aus der Not der gequälten Seele, als das Gebet, das Reden mit Gott, dem Höchsten.

Vieles Reden ist oft vom Übel, aber mit Gott können wir niemals genug reden, und je mehr wir da reden, desto mehr quellen immer neue Worte hervor — es ist, als ginge die Seele ganz auf, als dehne sie sich immer weiter aus, über die Zeit und den Raum, die uns umgeben, hinweg, immer höher hinauf, zum Throne des Höchsten, zur höchsten Majestät.

Und diese höchste Majestät, das ist unser lieber Vater, der uns annimmt, uns aufnimmt in seinen Schoß, der uns liebt mit unendlichem Lieben, mit ewigem Erbarmen.

Warum suchen so viele Menschen nicht diese Quelle, diese Errettung aus aller Erdennot? Auch unter denen, die nicht Feinde der Religion, des Glaubens an einen Gott sind, die da öffentlich bekennen: „Wir glauben all an einen Gott“ — wie wenige gibt es unter denen, die da wirklich beten, d. h. die mit Gott reden. Und warum reden sie denn nicht mit ihm? Es ist ihnen zu mühevoll, sie sind zu bequem dazu. Die sonst überall, wo sie sind und erscheinen, unaufhörlich schwatzen, sich unterhalten, andere belehren, auch sich selbst belehren lassen über allerhand Dinge, denen es auch an Kenntnissen in Kunst und auf wissenschaftlichen Gebieten nicht mangelt, um in unserer redeseligen Zeit in gefüllten Hörsälen zu sprechen — mit Gott können sie nicht reden, da kommen Gedanken und Worte nicht — und warum nicht? Ja, da müßten sie sich ja vollständig mit allem, was sie sind, mit der Erkenntnis ihres eigenen persönlichen Nichts, zu ihm hinwenden, sich ihm selbstlos hingeben, sich loslösen von allem, was in ihren Köpfen und in ihren Herzen steckt an Zerstreutheit, Eitelkeit, Selbstsucht und dünkelhaftem Selbstbewußtsein, sie müßten nur eines denken, das eine aber völlig und ganz; der ganze Mensch müßte demütig hineingehen, hineinkriechen in sich selbst und in den einen Gedanken sich versenken, der der Abgrund alles dessen ist, was überhaupt gedacht und gesprochen werden kann: daß er ein Nichts ist vor Gott, der das All, der Allewige ist. Aber davor schrecken die Alltagsmenschen zurück, das ist ihnen zu unmöglich, zu schwer; das würde ihnen nicht so leicht werden wie eine tägliche, wenn auch saure Arbeit des Kopfes oder der Hände, die sie mit oft trotzigem Selbstdünkel gewissenhaft abhaspeln.

Ein Gebet, das die Leute in der Kirche vom Geistlichen vorlesen hören, und das sie allenfalls sogar mitsprechen oder mitsingen, das ist noch nicht das Reden

Digitized by Google

mit Gott. Zum eigentlichen Beten, zum Reden mit Gott, da müssen wir uns entfernen, auch von der Kirche, von dem Gotteshause und von der Gemeinschaft unserer Brüder und Schwestern, denn das alles zieht unsere Gedanken ab, hinweg von dem einen, das uns erfüllen muß, wenn wir mit Gott reden wollen.

Wenn jetzt in der schweren Kriegesnot die öffentlichen Gottesdienste in den Kirchen zahlreicher sind als in Friedenszeiten, und wenn besondere Kriegsbetstunden angesetzt werden, die auch teilweise von den Leuten stark besucht sind und in manches arme Herz da ein Tropfen Trost eindringt, manches schöne Gefühl erwacht, so ist aber dadurch die Kraft, der Segen des Gebetes, des Redens unserer Seele mit Gott, noch nicht erreicht. Die gemeinsamen Gottesdienste und Gebete können dazu führen, aber sie allein bringen die Seele nicht in die innige Gemeinschaft mit Gott, dem Höchsten, dem Alleinigen, der gnadenvoll in seiner Huld sich jedem neigt, der einsam, ganz losgelöst von allem irdischen eitlen Wesen, ganz demütig mit ihm redet.

Ihr Menschen alle, die ihr euch fürchtet vor der ernsten Beschäftigung des Betens, fangt nur einmal an, gebt euren Herzen einen Stoß!

Sich einen solchen Stoß geben zum einsamen Gebet, das muß oft auch noch manchmal derjenige, der im Beten geübt ist, denn die Welt, mit ihrer leichten Art zu denken und zu handeln, will ihn oft genug davon abhalten, und das ist der Versucher, der sich naht. Da gilt es dann eben, sich einen Stoß geben, sich ermannen, um anzufangen.

Was soll nun der Mensch reden, wenn er dann allein ist mit seinem Gott? Nun, alles, was ihn erfüllt, und wären es zuerst auch nur die Worte: Herr, mein Gott, lehre mich beten, lehre mich reden mit dir, ich weiß nicht, was ich reden soll. Und da wird's dann allmählich weitergehen: Gott, mein Gott, sieh gnädig zu mir nieder, laß dein Angesicht leuchten über mir! Und wenn der Mensch das von Herzen denkt und sagt, da sieht er das Angesicht Gottes über sich leuchten, freundlich, voll Erbarmen. Und da kommen dann die Dinge, die die Seele des Betenwollenden erfüllen und bedrücken, ganz von selbst auf die Zunge, auf die Lippen, er fängt an zu beten, demütig vertrauensvoll zu reden mit Gott.

Beten ist ein Können, die allergrößte Kunst, die ein Mensch erlernen kann, und bei allem aber doch eine Kunst, die jeder Mensch, auch der schlichteste, erlernen kann, wäre er auch noch so wenig gebildet in irdischen Künsten und Wissenschaften. Ja, das Verständnis für irdische Künste und Wissenschaften geht dem, der die Kunst des Betens gelernt hat, dann auch auf, er lernt denken, nachdenken, sein innerer Blick, sein inneres Auge öffnet sich mit richtigem Verständnis für alles das, was ihn in der Welt umgibt. Er fängt an, nachdem er Gott und sich selbst erkannt hat, in allen Dingen die Wahrheit zu suchen und — zu finden.

Vielleicht ist und wird die jetzige schwere Kriegesnot ein Antrieb, ein solcher Stoß, wie oben gesagt, der die Menschen aufrüttelt aus ihrer geistigen Trägheit und sie hindrängt zum Gebet, zum „Reden mit Gott" in der demütigen Er-

Digitized by Google

kenntnis, daß nichts und niemand uns erretten kann aus aller Not, als allein nur Gott, der unser lieber Vater ist, der Allmächtige, Allweise und Allgütige. Ihm müssen wir uns nahen, demütig uns nahen, mit ihm reden und — jeder ganz allein mit Gott!



Ein Regentag · Von Karl Frank

(Kriegsjahr 1916)

Der Himmel ist grau, der Regen schlägt
Eintönig die Trommel, der Sturmwind fegt
Die Gassen entlang mit zorniger Wucht,
Als zwäng' er alles zu wilder Flucht — —
Auf dem Marktplatz aber ein endloser Hauf
Vor der Bude „Lebensmittelverkauf";
Kinder und Frauen in Reih' und Glied
Steh'n sich geduldig die Beine müd,
Blasse Kinder mit fragenden Blicken,
Alte Weiblein mit krummem Rücken,
Frauen im schwarzen Trauergewand,
An der Brust eine fröstelnde Kinderhand —
Nur langsam die Kette vorwärts dringt,
Und der Regen singt, und der Regen singt,
Singt in ewigem Einerlei
Immer die gleiche Litanei,
Als sollten die Worte mit hämmernden Schlägen
Jedem sich fest ins Gedächtnis prägen:
Denket daran, denket daran,
Vergeßt nicht, wer es euch angetan! ...
— — — — — — — — — — — — — — —

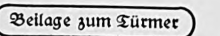
Die Schützengräben voll Wasser stehn,
Die Nacht ist schaurig, die Stürme wehn
Über Haufen von Leichen, verkrampft und verkrallt —
Sterbende röcheln — ein Hilfruf verhallt — —
Und der Regen singt ein Heimwehlied,
Immer das gleiche und wird nicht müd:
Denket daran, denket daran,
Haus und Heimat soll Frieden han!
Kindern und Frauen in Leid und Harm,
Allen seid ihr der rächende Arm —
Denket daran, denket daran — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —



Digitized by Google

Schlacht bei Sommacampagna (1848)

Albrecht Adam



Digitized by Google

Digitized by Google

Soldatengedanken

Von Max Jungnickel (Musketier)

Grau wie ein Sperling sitze ich im Unterstande. — —

— — Drei Wochen sind wir verheiratet gewesen.

Eines Tages ist ein unbarmherziger Zettel vom Bezirkskommando gekommen.

Der hat so lange von Gewehr und Tornister gesprochen, bis ich mitkam.

Und ich war doch erst drei Wochen verheiratet.

*

Grau wie ein Sperling sitze ich im Unterstande. — —

Wir haben daheim keine Wohnung.

Nur eine selige Kammer haben wir.

Eine selige Kammer mit Puppen darin und mit Spielzeug und mit einer Laute und mit einem Nähkorb und mit alten Kinderholzpantoffeln, und mit einer guten Dorfschulzensur, und mit einem Tintenfaß, und mit einer Lampe von meiner Großmutter.

Und meine Großmutter hieß Wilhelmine.

Daheim haben wir auch ein Sparkassenbuch.

Wir haben sechsundachtzig Mark darauf.

Und dann haben wir noch ein altes Gesangbuch daheim.

Meine Frau hat in das Gesangbuch einen Mädchennamen geschrieben, und ich einen Jungennamen.

Wenn meine Frau ein Kind kriegt, dann werden wir ja sehen, ob's ein Junge oder ein Mädchen ist.

Aber ich streiche die Wiege dann ganz himmelblau an.

Und ein großes, brennendes Herz male ich auch hinein.

An meine liebe, lustige Soldatenmütze stecke ich ein Fliederreislein.

Und wir haben den Himmel im Herzen.

Und dann ziehen wir unters Dach; so mit den Sperlingen zusammen und mit den Sternen.

In Frühlingsnächten gucken wir durch unser Dachstubenfenster direkt in den Himmel hinein.

Ich schreibe dann, wie der liebe Gott ausgesehen hat an dem Abend.

Und wie meine Großmutter gelacht hat, die ja auch schon lange im Himmel ist.

Oder was Herr Franz Schubert gegeigt hat.

Das schreibe ich alles nach.

Meine Frau sitzt am Fenster, hat die Schürze voller Gänseblümchen und windet einen Kranz daraus.

*

So eine Dachkammer kostet nicht viel Miete.

Und mein Verleger ist durchaus ein anständiger Mann.

Und meine Frau ist ja ein blauäugiges Gänsemädchen gewesen.

Digitized by Google

Da haben wir nicht viel Ausgaben.
Und wenn's schlimm wird, dann haben wir ja noch unser liebes Sparkassenbuch mit den sechsundachtzig Mark drin.

*

Ich habe uns ein kleines Lied gemacht.
Das habe ich in mein Bibelbuch geschrieben.
Und das Liedchen schreiben wir über unsere Türe.
Dann kann die Sorge kommen; die Tränen auch. — —
Das Liedchen singt diese dummen, trüben Gäste die Treppe herunter.

*

Es ist so schön, wenn man auf dem Rücken liegt und nachdenkt.
Aber wenn alles vorüber ist, dann kriegt man solche Sehnsucht, solche Sehnsucht.
— — Das — Herz — tut — mir — so — weh, — — so weh — —.
Ich will jetzt lieber alle Nächte auf Patrouille gehen.



Auf Nachtposten

Von Ernst Schuler (Infanterist, Metallarbeiter)

Ich steh' im Schützengraben allein
Und spähe hinaus in die Nacht.
Bald werden es vierzehn Monate sein,
Daß wir im Graben gewacht.
Ich ziehe die Zeltbahn um mich fest,
Vom Himmel der Regen rinnt.
Kommst du vom Meere, wilder West,
Wehst du zur Heimat, Wind? —

Es raunt der Wind vertrauten Gruß,
Und es rieselt und rinnt und weht —
Rechts hallt durch die stille Nacht ein Schuß,
Wo der Sappenposten steht.
Und es rieselt und rinnt wie Tropfen im Bach
Eintönige Melodie;
Fernher von Arras tönt der Krach
Einer schweren Batterie.

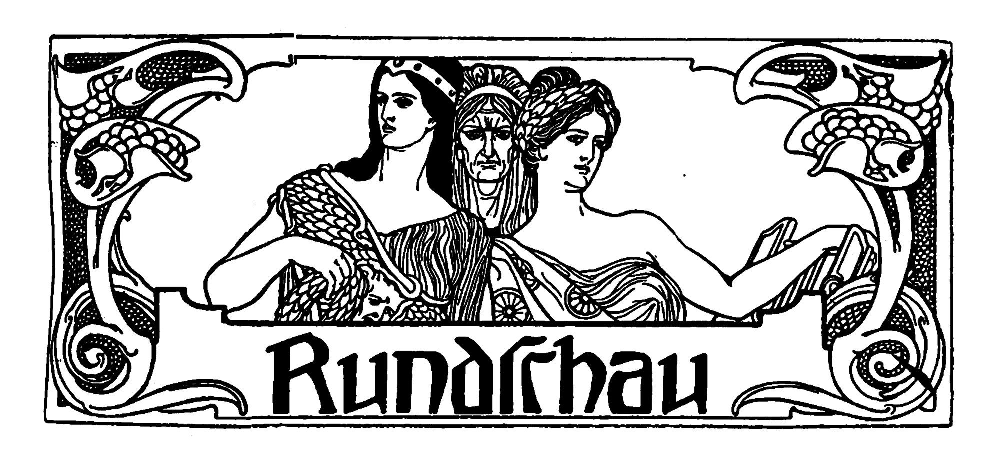
Da klingt aus wehender Wolken Flug
Herab ein seltener Schrei:
Von wilden Gänsen ein wandernder Zug
Fliegt auf herbstlicher Fahrt vorbei.
Ihr eilenden Wandrer, saget an,
Wohin durch Wolken und Nacht?
Geht nach Gefilden eure Bahn,
Wo heit'rer der Himmel lacht?

Wer weiß, ob wir wieder im Vaterland,
Wenn im Lenz ihr heimwärtskehrt!
Wie oft der Tag, da der Krieg entbrannt,
Noch vor dem Frieden sich jährt?
Wer weiß, ob wir, die im Graben heut',
Nicht morgen im Grabe schon?
Dann ziehn unsre Seelen beschwingt und befreit
Nach schönren Gefilden davon.

Ich lausche im Schützengraben allein
Hinaus in die düstere Nacht.
Verklungen ist der Zugvögel Schrein —
Wir halten weiter die Wacht.



Digitized by Google



Siebenbürger Erinnerungen

Was Land und Leute in Siebenbürgen für uns Deutsche bedeuten, das ist eigentlich erst seit dem Jahre 1867 in Deutschland beachtet worden. Heute haben wir eine reiche Literatur, und das Land ist das Ziel zahlreicher Ausflügler. Aber der erste, der auf die ferne (von uns durch große Zwischenländer abgesperrte) Kolonie hinwies, ist unser großer Historiker Wilh. Wattenbach gewesen. Der von vieljährigen Archivstudien ausgehende Gelehrte, der uns zuerst den inneren Zusammenhang unserer mittelalterlichen Geschichtsquellen erschloß, hat auch für die Wirklichkeiten des heutigen Völkerlebens einen merkwürdig offenen Blick gehabt. Wie er von Berlin aus eine Reihe von Jahren an der Spitze des deutschen Schulvereins stand, so liebte er es in seiner Heidelberger Zeit, weite Reisen mit seinem kaufmännischen Bruder zu machen und die Ergebnisse seiner Beobachtungen den Kollegen im historisch-philosophischen Verein vorzulegen. Er hatte das im Vorjahre in Spanien getan (vorher in anderen Ländern, wohin ihn gleichzeitige Archivstudien führten). Im Jahre 1867 folgte Siebenbürgen. Der Vortrag ist 1868 in der Schenkelschen Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift erschienen, in welcher dann noch mehrere inhaltreiche Aufsätze aus dem Lande selbst folgten. Ich darf wohl heute ausplaudern, daß sie aus der Feder des Bischofs Teutsch waren. Aber der Wattenbachsche Hinweis auf Siebenbürgen ist grundlegend gewesen.

Immerhin hat es noch verhältnismäßig lange gedauert, bis der Strom unserer Auslandsreisenden sich Siebenbürgen als Ziel setzte. Und wie selten ist dann noch eine genauere Beobachtung auch des platten Landes außerhalb der Städte geblieben. Schreiber dieser Zeilen ist in der Lage gewesen (nach der Enthüllung des Hermannstädter Denkmals für Bischof Teutsch), außer in Hermannstadt selbst auch in Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Mühlbach seine Erinnerungen an unsere gemeinsame Arbeit im Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins mitteilen zu dürfen, und zugleich von den Zentren aus manchen kleineren Ort zu besuchen. Zahlreiche treue Freunde haben mich heimisch auch in den bäuerlichen Kreisen gemacht. Ich will dies darum nicht verschweigen, weil ich heute — in schwerster Sorge um ihre Familien — den lieben Leuten die Hand drücken möchte.

Zum Verständnis der eigentümlich schwierigen Lage, nachdem der Weltkrieg zugleich ein Krieg um Siebenbürgen geworden ist, müssen wir jedoch noch einmal auf das gleiche Jahr 1867 zurückgreifen, in welchem Wattenbach zuerst weitere Kreise für Land und Leute erwärmte. Denn das gleiche Jahr hat für Siebenbürgen selbst den Beginn einer Periode gebracht, deren verhängnisvolle Folgen heute noch nachwirken. Es ist das Jahr des sogenannten Ausgleichs zwischen Ungarn und Österreich, der Beginn der Zweiteilung des einheitlichen Staates, von

Digitized by Google

dem landesfremden Herrn von Beust, dem neuen Reichskanzler, als Hauptmittel für den von ihm erhofften Revanchekrieg verlangt. Diesem Ausgleich brachte der rasche Rechenkünstler das Deutschtum in Siebenbürgen zum Opfer. Die dortigen Deutschen (Sachsen genannt, obgleich sie vom Rhein aus vor 700 Jahren ins Ostland gezogen waren) hatten treu zu Österreich gestanden, ihre Treue u. a. in der Schlacht bei Schäßburg während des ungarischen Revolutionskrieges besiegelt. Nun wurden sie dem Größenwahn des Panmadjarismus ausgeliefert. Es hat nicht lange gedauert, und es hat eine Sprachenhetze begonnen, wie sie nicht einmal die baltischen Provinzen erlebt haben. Wir haben eine reiche Literatur darüber, aus der ich heute nur an die Hungarica des hervorragenden Heidelberger Juristen Heinße erinnern will. Rußland hat auch Dorpat in Jurjew verwandelt. Aber was will das demgegenüber besagen, daß unsere alten Burgen aus der Zeit der Türkenkriege, Kronstadt und Hermannstadt, in Brassó und Nagyszeben umgetauft wurden! Die staatliche Post wurde das dienstbare Werkzeug für die Umgestaltung der Ortsnamen. Aber auch die Personennamen und Vornamen teilten das gleiche Los. Die Gymnasien mußten die humanistischen Fächer beschränken, damit in der Prüfung in allen Fächern madjarisch examiniert werden könne. Wie viele tüchtige Kandidaten hat man durchfallen lassen, wenn sie sich nicht als fähig zur Madjarisierung der Volksschule erwiesen. Auf diese deutsche Volksschule aber ist es von den Fanatikern in Budapest besonders abgesehen gewesen.

Das angestrebte Ziel ist nicht erreicht worden. Der kernige deutsche Volksstamm ist nur noch fester geworden in seiner Liebe zum Deutschtum. Die mit Volk und Schule vorbildlich verwachsene evangelische Kirche hielt stand. Die deutschen Katholiken standen ihr (trotz Bischof Mayláth), ebenso wie die Popen der sogenannten griechisch-orientalischen Kirche (von denen Metropolit Metianu eine besondere Erinnerung verdient), treu zur Seite. Bürger- und Bauerschaft blieben ein einheitliches Ganzes. Einen durch Vorrechte gesonderten Adel kennt zwar Ungarn, aber nicht Siebenbürgen. Was in Siebenbürgen die Raiffeisenvereine für die Erhaltung des Volksganzen geleistet haben, ist vielleicht das schönste Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Vereins.

Aber eine andere Folge der Bekämpfung des Deutschtums in der bäuerlichen Bevölkerung ist eingetreten. Es hat eine massenhafte Auswanderung nach Amerika stattgefunden. In die Lücke schoben sich die fleißigen, anspruchslosen, kinderreichen Rumänen, auf ihre Landsleute in dem selbständigen Nachbarstaate gestützt. So hat die Statistik nach der nationalen Seite hin mehr als bedenkliche Folgen aufzuweisen gehabt. Es kam so weit, daß auch im ungarischen Magnatenhause darauf hingewiesen wurde, daß der Kampf gegen das Deutschtum nur dem Nachbarstaate zugute komme. Einsichtigere Madjaren fingen an zu erkennen, daß, wenn sie in den Sachsen nicht unentbehrliche Bundesgenossen begrüßten, das Eichenland Siebenbürgen mit der Zeit ein ebenso rumänisches Gebiet würde, wie das Buchenland (Bukowina).

In der Kriegszeit ist es nicht am Platze, diesen Gesichtspunkten weiter nachzugehen. Dagegen dürfen wir an den offiziellen Kundgebungen der jüngsten Zeit nicht vorbeigehen. Sowohl in der rumänischen Kriegserklärung wie in der Antwort des Grafen Tisza im ungarischen Reichstage ist ausdrücklich von der Unterdrückung des rumänischen Elements in Siebenbürgen die Rede gewesen, wodurch im Volke das Streben nach staatlicher Verbindung mit dem Königreiche geweckt worden sei. Wie steht es in Wirklichkeit mit dieser Tendenz?

Es ist zweifellos, daß die Sachsen und Madjaren zusammen nur noch eine kleine Minorität ausmachen gegenüber dem rumänischen Volksteil. Ebensowenig läßt es sich in Abrede stellen, daß sowohl in der Schule wie in der Kirche auch bei den Rumänen die Versuche nach Madjarisierung und Klerikalisierung nicht gefehlt haben. Es ist bekannt, daß sogar Prinz Max von Sachsen, so sehr ihm der Zuwachs der sogenannten griechisch-katholischen auf Kosten der sogenannten griechisch-orientalischen Kirche am Herzen lag, vor den Folgen der gewalttätigen

Digitized by Google

Propaganda gewarnt hat. Der zahlreichen Parallelen dazu in Galizien, Bosnien usw. hat schon der zweite Band meines Handbuchs in dem Abschnitt über „den Staat Josephs II. unter der Herrschaft der Konvertiten und des Konkordats“ zu gedenken gehabt, und im Anhang zu diesem Bande sind überaus lehrreiche Aktenstücke zusammengestellt. Daß die zugrunde liegende Tendenz auch heute noch, wo sie irgend kann, an ihrer Unterdrückungssucht gegen Andersgläubige festhält, hat die fast unglaubliche Behandlung der Altkatholiken in Polen (der sogenannten Mariawiten) in den von Österreich-Ungarn besetzten polnischen Landesteilen an den Tag gelegt. Aber in Siebenbürgen spielt diese Frage heute einfach nicht mit. Warum nicht?

In dem gemeinsamen Verteidigungskampfe für Sprache und Schule sind das rumänische und deutsche Element sich auch auf dem Lande nähergetreten. Früher hatten beispielsweise die Raiffeisenvereine sich obenan gegen das Eindringen der Rumänen in den sächsischen „Hattert“ zu wehren. Aber die — leider früher noch wenig zahlreichen — Intellektuellen unter den Rumänen erkannten in der deutschen Schulung ihrer Analphabeten ihre erste Zukunftsaufgabe. An die — immer noch schon im Äußeren sich vorteilhaft abhebenden — sächsischen Dörfer schlossen die rumänischen Teile lernend sich an. Mit der stammverwandten Bevölkerung war selbstverständlich die „ungarländische“ durch unzählige Fäden verbunden. Das hervorragende deutsche Schulwesen in Bukarest war für die Siebenbürger Schulen ein starker Rückhalt. Die rege Kulturarbeit von König Carol und Carmen Sylva wirkte weit über die Grenzen. Aber der Wunsch nach Annexion durch das Königreich ist niemals volkstümlich gewesen. Fragen wir noch einmal: Warum nicht?

Weil der ganze Kulturzustand der Siebenbürger Rumänen hoch über dem ihrer Stammesgenossen im Königreich steht. Dort ist viel angestrebt worden, ohne Früchte zu tragen. Es sei nur an die Katastrophe der blendenden Strusbergschen Unternehmung der rumänischen Eisenbahnen erinnert. Auch die ungelöste und durch abstrakte Theorien nicht zu lösende Judenfrage in Rumänien ist für den Tiefstand der bäuerlichen Bevölkerung ein schreiendes Zeugnis. Die reiche Bojarenschaft in Bukarest und Jassy aber hat ihr Vorbild, gleich der Petersburger und Brüsseler, in Paris gesucht. Sie ist größtenteils moralisch verkommen. Demgegenüber haben die Siebenbürger Rumänen sich an dem Vorbild der Sachsen auch moralisch gehoben.

Ein einheitlicher Volksstamm wird stets einen engeren Zusammenschluß suchen. Das haben mehr als ein Jahrhundert hindurch die Polen gezeigt. Ähnlich steht es nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in der Bukowina mit den Rumänen. Die österreichische und deutsche Politik wird das mehr wie je zu beachten haben. Aber daß diese Zukunftsfrage auch eine ganz andere Lösung finden kann, als sie den Herren Bratianu und Genossen vorschwebte, dürfte der rasche Fall von Tutrakan und Silistria gezeigt haben.

Es sind aphoristische Andeutungen, auf die sich die heutige Skizze beschränkt. Aber wie sie mit einer persönlichen Erinnerung an Wattenbach begann, so muß sie in einer anderen persönlichen Erinnerung münden. In dem aufstrebenden Dorf Heltau gibt es einen berühmten Kirchenschatz, der jahrhundertelang versteckt werden mußte. Bischof Müller führte mich in das evangelische Pfarrhaus, wo dieser Schatz geborgen war. Pfarrer Wittstock erzählte, nachdem wir die kunstvollen Altargefäße aus der besten Zeit der alten Goldschmiedekunst im einzelnen besichtigt, von den früher seltenen, erst in der jüngsten Zeit zahlreicher gewordenen Besuchern. Wer aber war als einer der ersten ihm damals (1899) in besonderer Erinnerung? Der Referendar v. Bethmann Hollweg, der Enkel des Kultusministers der neuen Ära. Es war der jetzige deutsche Reichskanzler.

Professor F. Nippold



Digitized by Google

Grundlagen der Waffenbrüderlichkeit

Zu Pfingsten dieses Jahres ist in der ungarischen Hauptstadt, im Beisein auch reichsdeutscher Parlamentarier und andrer Träger des öffentlichen Lebens, eine „Waffenbrüderliche Vereinigung" gegründet worden. Von madjarischer Seite ist bei dieser Gelegenheit kurz vorher (im „Pesti Naplo" vom 9. Juni) der Wunsch laut geworden, daß „die Zusammenkunft den Wert einer gemütlichen Tafelrunde und eines schneidigen Kommerses an moralischem Gewicht bedeutend übertreffen und daß die Waffenbrüderliche Vereinigung über Gastmahl und Umarmung hinaus auch nach dem Kriege brüderlich ihren Platz ausfüllen werde, wo das gemeinsame waffenbrüderliche Gefühl ebenso notwendig sein wird, wie es in der friedlichen Ära vor dem Krieg — notwendig gewesen wäre". Die berufensten Pfleger dieser friedlichen Waffenbrüderlichkeit in Ungarn sind auf deutscher Seite immer unsere dort lebenden deutschen Volksgenossen ungarischer Staatsbürgerschaft. Sie wissen es und die Madjaren auch, wie man ihnen dieses schöne, verantwortungsvolle Amt erleichtern, auf welche Weise es ihnen zum geschichtlich-politischen Beruf werden kann.

Auch Deutschland will an diesem Werk gegenseitiger Verständigung mithelfen. Im „Deutschen Philologenverein", der sich über das ganze Reich verbreitet, wird der Gedanke erörtert und ist wahrscheinlich schon seiner Verwirklichung nahe, die Lehrerschaft der großen deutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung einzugliedern, wie es andre Berufsverbände bereits getan haben. In dem durch die Tagespresse und die Fachzeitschriften veröffentlichten Aufruf eines Amtsgenossen heißt es u. a.: „Wie fruchtbringend könnte man in der Schule wirken, wenn es möglich wäre, das Schulwesen der Verbündeten aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, den Schülern und Schülerinnen über die Länder unserer Bundesgenossen und über diese selbst noch mehr aus eigener Anschauung mitteilen zu können!" Und im Aufruf der reichsdeutschen „Waffenbrüderlichen Vereinigung" selbst klingt es ähnlich: „Schon in der Jugend soll das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der waffenbrüderlich vereinigten Völker gepflegt werden." Hoffen wir also, daß unsere waffenbrüderlichen Lehrer, wenn sie „das Schulwesen der Verbündeten aus eigener Erfahrung kennen lernen", auch von ihren ungarischen Studienreisen, auf denen sie nach deutscher Art sicher gründlich zu Werk gehen und die Augen offen halten werden, recht befriedigt heimkehren, um ihren Schutzbefohlenen über die Ergebnisse kulturbrüderlicher Betätigung auch im Lande der Pußta und der Karpathen zu Nutz und Frommen eines aufrichtigen und herzlichen Völkerbundes zu berichten!

Eine dauernde und solide Verständigung der Völker Ungarns muß indes auf die richtige geschichtliche Grundlage gestellt sein; an ihr fehlt es aber noch, wenn, wie es u. a. jüngst in einem Leitaufsatz des sehr viel gelesenen „Budapesti Hirlap" (Nr. 186) geschah, behauptet wird, die nichtmadjarischen Volksstämme haben, „von der Güte der Madjaren in dies Vaterland hingezogen, zur Bearbeitung Land bekommen, seien gegen fremde Angriffe geschützt worden und so habe kein einziger dieser Volksstämme ein geschichtliches Recht auf die Erde des Vaterlandes, denn sie seien als Fremdlinge aufgenommen worden und das Schwert der madjarischen Nation habe sie vor der Vernichtung geschützt" usw.

Die deutschen „Gäste" („hospites"), ein Ehrentitel für die im Mittelalter durch die ungarischen Könige ins Land geladenen Einwanderer, wurden doch bekanntlich grade zum Grenzschutz in die „Öde" (das „desertum") gerufen, und deshalb wurden ihnen auch besondere Vorrechte verliehen, deren letzter Rest sich noch in der kirchlichen Selbstverwaltung der Siebenbürger Sachsen erhalten hat. Hunderte von Kirchen- und Bauernburgen „jenseits des Königsteigs" stehen auch heute noch als beredtes Zeugnis für die bedeutsame Sendung jener Siedler. Die „Sächsische Universität" („Universitas Saxonum") als politische Verkörperung der Volksgesamtheit bildete darum noch auf dem Klausenburger Landtag (1848) einen eignen „Land-

Digitized by Google

stand", und die Deutschen in Südungarn verpflanzte ja auch Maria Theresia und Joseph II. nach den Türkenkriegen nur deshalb dorthin, um diese verödeten Landstriche der Kultur und dem Staat als Schutzwehr wiederzugewinnen. In den gegenwärtigen Zeiten politischer Umgestaltungen und Umwertungen ist es doppelt notwendig, die historischen Vorgänge, wenn auch nur in groben Umrissen, immer wieder in Erinnerung zu rufen. In einer seitenlangen Polemik gegen meine dahinzielenden Darlegungen in der reichsdeutschen periodischen und Tagespresse beschuldigt mich die Zeitschrift „Uj Nemzedek" (vom 21. Mai d. J.) der „Brunnenvergiftung" und behauptet, um ihre Anklage glaubhaft zu machen, ich habe verlangt, daß die Forderungen der ungarländischen Deutschen formuliert werden, „zu deren Erfüllung die ungarische Regierung gezwungen werden müsse". Im Interesse einer wirklich freundschaftlichen deutsch-ungarischen Annäherung soll hier nur trocken festgestellt werden, daß diese Behauptung, wie jeder Kenner meiner wiederholten öffentlichen Ausführungen über den Gegenstand bezeugen kann, nicht wahr ist. Bleiben wir nur immer bei den Tatsachen und beim geschichtlich und auch rechtsgeschichtlich Gewordenen, dann werden wir auch in der Verständigungsfrage weiter kommen als durch starke Worte ohne sachliche Unterlage. Wenn das Selbstgefühl des Madjarentums durch die kriegerische Kraftentfaltung eine ungewöhnliche Steigerung erfährt, — in dem obenerwähnten Aufsatz des „Pesti Naplo" vom 9. Juni d. J. heißt es: „Zum Staunen nicht weniger haben wir gezeigt, daß wir im Kampfe den Soldaten **Hindenburgs und Mackensens** gleich zu sein vermögen; ohne alle Prahlerei durften wir sagen, daß die Ungarn wiederholt selbst die löwengleich kämpfenden Soldaten Hindenburgs und Mackensens übertroffen haben", — so ist das völkerpsychologisch begreiflich, aber es darf auch nicht vergessen werden, daß zu jenen „Ungarn" außer den Madjaren noch Millionen Deutsche, Rumänen und andre Volksstämme Ungarns gehören, wenn sie auch dem im Wechsel des Kriegsglücks immerhin recht schwierigen Vergleich der Tapferkeit ihrer Söhne mit der Stoßkraft anderer Kriegskameraden bescheidentlich ausweichen. Einander ebenbürtig haben sich die Völker Ungarns, bis auf die bekannten wenigen Ausnahmen, jedenfalls erwiesen, und sie glauben deshalb bei aller Zurückhaltung allesamt an die entsprechenden **Folgerungen** nach Friedensschluß. Die Bürgschaft dafür hat Ungarns Ministerpräsident in wiederholten feierlichen Kundgebungen selbst übernommen.

* * *

In Österreich ist in dieser Beziehung die Sachlage wesentlich anders geartet; die tieferen Ursachen dieser Verschiedenheit sollen hier aus naheliegenden Gründen nicht erörtert werden. Die Tatsache, daß die Deutschen Österreichs in jeder Hinsicht die Hauptlast des Krieges für Cisleithanien zu tragen haben, ist offenkundig. Wie groß die Verluste der Deutschen sind, zeigt — um nur ein lehrreiches Beispiel zu erwähnen — der letzte Jahresbericht des „Bundes der Deutschen in Böhmen", der heute (in 1212 Ortsgruppen) etwas über 67 000 Mitglieder zählt, während ihm vor dem Krieg 120 000 angehörten. Der ungeheure Ausfall erfolgte durch die Verluste im Feld, die Kriegsbeschädigungen und die allgemeine wirtschaftliche Notlage. Trotzdem vermochte der Bund im abgelaufenen Rechnungsjahr nahezu 400 000 Kronen für seine nationale Schutzarbeit aufzubringen und eine Tochteranstalt des Bundes, die „Landwirtschaftliche und gewerbliche Kreditanstalt der Deutschen in Böhmen" hatte einen Jahresumsatz von 16,5 Millionen Kronen (gegen 12,5 Millionen im Vorjahr). Mit einiger Sorge sieht man unter den Deutschen Österreichs der Zeit nach dem Krieg entgegen und der Möglichkeit, die furchtbaren Lücken im Volksbestand wieder aufzufüllen, der unter ihnen am allerstärksten gelichtet wurde, weil sie immer an den gefährlichsten Stellen vorneweg in die Bresche sprangen. Darum fordert es auch das eigentlichste österreichische Staatsinteresse an sich, daß diesem staatserhaltenden Element die ihm gebührende führende Stellung mit mehr Nachdruck als in früheren Zeiten gesichert werde. Schon während des Krieges sind von verschiedenen Behörden, so vom Eisenbahnministerium, von der Prager Statthalterei und vom Prager

Digitized by Google

Oberlandesgerichtspräsidenten, den nachgeordneten Stellen nachdrücklich die geltenden Bestimmungen über die deutsche Sprache als innere Dienstsprache in Erinnerung gebracht worden. Es handelt sich dabei bloß um die Durchführung von Gesetzen und rechtsgültigen Verordnungen, die in der Friedenspraxis einfach umgangen worden waren. Durch den neuen Kurs geschieht also, selbst wenn er ganz streng eingehalten wird, niemandem auch nur ein formales Unrecht. Damit aber diese Frage nach einheitlichen Gesichtspunkten auf der ganzen Linie geregelt werde, wird immer allgemeiner die Schaffung eines Staatssprachengesetzes gefordert, nicht nur von allen deutschen Parteien, einschließlich der Christlichsozialen, sondern auch von solchen Vertretern des öffentlichen Lebens, die sich zu einem national farblosen „Nurösterreichertum" bekennen. An eine Vergewaltigung der Nichtdeutschen denkt dabei niemand, da die deutsche Staatssprache den vernünftigen Sprachenverkehr mit den Parteien in den Grenzen der gegebenen Nationalitätenverhältnisse nicht berührt; die Abgrenzung für das Geltungsgebiet der nichtdeutschen Sprachen wird freilich nie im Weg uferloser Verhandlungen und zwischenvölkischen Abmarktens zu Ende geführt werden können. Hier führt zum Ziel, nur ein sic volo, sic iubeo des Staates, der sich selbst will und der seine Grundlage nicht von den Stimmungen und Nebenabsichten feilschender Parteien und veränderlicher Parlamente abhängig machen darf. Der Krieg wird auch hier ein Wecker des gesunden Willens zum Leben.

Die Länder der ungarischen Krone haben ihr Staatssprachengesetz seit dem Jahr 1868, und es wird davon — im Sinne des Madjarentums — reichlichster Gebrauch gemacht. Wenn von dem Übermaß an Energie, das Ungarn in dieser Hinsicht verbraucht, ein gut Teil an Österreich abgegeben werden könnte, wäre das der heilsamste „Ausgleich" für die Habsburgmonarchie!

* * *

Die allererste Vorbedingung für den festen Zusammenschluß Österreich-Ungarns und damit für die deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderlichkeit ebenbürtiger Freunde wird immer sein die gleichgeartete Wehrfähigkeit der Verbündeten. Mit Recht wurde deshalb jüngst im ungarischen Reichstag von oppositioneller madjarischer Seite freimütig betont, es hätten zur Verteidigung Siebenbürgens beizeiten ausreichendere Vorkehrungen getroffen werden müssen. Das Versäumte wird sicher durch straffe Zusammenfassung aller verfügbaren Kräfte der Verbündeten nachgeholt werden, und dem weiteren Vordringen der rumänischen Truppen in Siebenbürgen ist auch in kürzester Zeit Halt geboten worden, aber die scharfe ungarische Kritik an der Unzulänglichkeit der anfänglichen Abwehr trifft doch zunächst diejenigen, die vor dem Krieg die erforderlichen Mittel versagten. Trotz aller inneren Schwierigkeiten hatte der Wiener Reichsrat noch im Februar 1903 die Militärvorlage angenommen, wodurch die seit 1889 nicht geänderte Friedensstärke des Heeres um 33 000 Mann erhöht werden sollte. Die ungarische Obstruktion aber verhinderte bis zum Jahre 1913 die Durchführung der geplanten Maßnahmen; wären diese in vollem Umfang verwirklicht worden, so hätte Österreich-Ungarn beim Ausbruch des Krieges über ungefähr eine halbe Million ausgebildeter Soldaten mehr verfügt. Die kossuthistischen Ankläger der österreichisch-ungarischen Heeresleitung waren es also selbst, die seinerzeit das Hemmnis bildeten, und die ungarische Regierung hatte daher ein leichtes Spiel bei der Entkräftung der Vorwürfe. Die Oppositionellen mußten sich auch der Verantwortung bewußt sein und suchten diese nur mit Rücksicht auf die allgemeine Stimmung im Lande auf andere abzuwälzen. Der häusliche Streit in Ungarn geht auch Österreich und seine deutschen Verbündeten sehr nahe an, und es ist begreiflich, wenn in weitesten Kreisen der habsburgischen Monarchie ernstlich erwogen wird, wie in Zukunft solchen Unstimmigkeiten der gesetzgebenden Körperschaften wirksam vorzubeugen sei. Die auf den Schlachtfeldern bewährte Waffenbrüderlichkeit wird allen wahren ungarischen Vaterlandsfreunden den Gedanken nahelegen, daß die Frage der Heerestüchtigkeit in irgend-

Digitized by Google

einer Form dem innerpolitischen Tagesstreit völlig entrückt sein muß, wenn nicht die eigenen Landeskinder und ihre Helfer für die parlamentarischen Kämpfe mit erhöhten Blutopfern büßen sollen. Die rumänische Gefahr wird überwunden werden, aber das furchtbare Elend der von heute auf morgen geflüchteten siebenbürgischen Bevölkerung ist ein unermeßlicher Verlust an materiellen und Kulturwerten, und die Vorgänge in Siebenbürgen bleiben darum, wie von beiden Seiten des ungarischen Reichstags — wenn auch von verschiedenem Standpunkt — ohne Einschränkung zugegeben worden ist, eine beredte Mahnung zur Einigkeit in den Wehrfragen des Gesamtreiches. Hier liegt der tiefste Sinn der Waffenbrüderlichkeit nach ihrer buchstäblichen Bedeutung!

Lutz Korodi

König Otto

Ein tragisches Leben ist erloschen, ein Leben, das schon seit langem nicht mehr lebensfähig war. In völliger geistiger Umnachtung, heißt es in einem Nachruf der „Vossischen Zeitung", brachte Otto I. von Bayern, der 27 Jahre hindurch dem Gesetz nach der regierende Fürst des zweiten größten deutschen Königreiches gewesen ist, sein Dasein hin. Ein tragisches Schicksal, das einen mit der höchsten Macht ausgestatteten Mann zu sinnlosem Nichtstun verurteilte, hat mit dem Tod des Königs jetzt seinen Abschluß gefunden.

Im Jahr des Sturms und Dranges 1848 wurde Otto von Bayern als Sohn des Königs Maximilian II. und der Königin Marie, einer Prinzessin von Preußen, geboren. Er war in seiner Jugend ein schwächliches Kind, und man sprach vielfach davon, daß die Erregungen, die seine Mutter kurz vor der Geburt des Sohnes in den Tagen der Revolution durchzumachen hatte, seinen Gesundheitszustand nachteilig beeinflußt hatten. Seine Erziehung genoß er zusammen mit seinem älteren Bruder, dem Kronprinzen Ludwig, und hier schon zeigte der Prinz, der zu Träumerei, Aberglauben und Mystizismus neigte, im Gegensatz zu seinem lebhaften Bruder, ein stilles und in sich gekehrtes Wesen. Nach der militärischen Ausbildung besuchte er die Universität in München, wo er insbesondere ein eifriger Hörer des Historikers Professor Giesebrecht war, dessen Vorlesung über die deutschen Kaiser er nie versäumte. Als der Krieg von 1866 ausbrach, wurde er ins Hauptquartier entsandt und machte dort den Feldzug der süddeutschen Staaten mit. 1870 wurde er dem preußischen Hauptquartier und in diesem dem Generalstabe zugeteilt. In dieser Zeit zeigten sich bei ihm zum ersten Male deutliche Spuren von Geisteskrankheit. Als er eines Tages einem Kavallerieregiment einen Befehl zu überbringen hatte, führte er dieses zur Attacke gegen eine gänzlich unbesetzte Kirchhofsmauer. Stets weigerte er sich auch, die Stiefel auszuziehen, so daß sie ihm gewaltsam von den Füßen abgeschnitten werden mußten. Am 18. Januar 1871, bei dem Galadiner nach der Kaiserproklamation in Versailles, hielt er schließlich so verworrene Reden, daß er alsbald aus dem Hauptquartier nach der Heimat zurückgeschickt werden mußte. Durch Wechsel des Aufenthalts und Reisen nach Italien und Spanien hoffte man den Gesundheitszustand des Prinzen wieder zu bessern, doch trat in Madrid seine Geisteskrankheit in einem Maße zutage, daß seine alsbaldige Internierung erforderlich wurde.

Auf dem Königlichen Schloß in Nymphenburg weilte er die ersten Jahre von 1873 bis 1878, bis ein peinlicher Vorfall, während dessen er eine vorbeireitende Eskadron Chevauxlegers um Hilfe rief, seine Unterbringung an einen anderen Ort notwendig machte. Er kam nach Schleißheim und wurde von dort später nach dem Schloß Fürstenried gebracht, wo er jetzt sein Leben abgeschlossen hat.

In den ersten Jahren nach der Internierung hatte Otto von Bayern noch hin und wieder lichte Momente, aus denen zu erkennen war, daß er sich seiner Stellung und seines

Digitized by Google

Ranges bewußt war. Bald aber hörten diese gänzlich auf, und als 1886 sein Bruder, König Ludwig II., im Starnberger See einen gewaltsamen Tod fand, und Otto König von Bayern wurde, hatte er kein Verständnis mehr für seine Lage. In tiefer, geistiger Umnachtung lebte er schon damals dahin, und die Erzählungen, die ihn bei der Nachricht vom Tode seines Bruders die Worte: „Mein Bruder, armer Ludwig —" sagen ließen, sind längst in das Reich der Fabel verwiesen worden.

Bis zu seinem Tode, auch nachdem am 5. November 1913 Prinzregent Ludwig König von Bayern an seiner Statt geworden war, genoß Otto I. königliche Ehren. Er hatte einen Hofstaat, bestehend aus dem Hofmarschall sowie zwei Hofkavalieren und die erforderliche Dienerschaft. Schloß Fürstenried war mit allem Prunk eines Königsschlosses ausgestattet, und in Anrede und Haltung erwies man dem armen Kranken königliche Ehren. Sein Hofmarschall war lange Zeit Frhr. v. Redwitz, bis ihn vor wenigen Jahren Kammerherr Frhr. v. Stengel von diesem Posten ablöste. Die Hofkavaliere waren beim Tode des Königs Kammerherr v. Zwehl und Kammerherr Frhr. v. Malsen.

Der Gesundheitszustand des Königs war trotz der Schwierigkeit der Ernährung — der König war niemals zu regelmäßigen Mahlzeiten zu bewegen —, abgesehen von einem Nierensteinleiden, das ihn einige Zeit belästigte und in ihm den Gedanken erweckte, er trage ein anderes Lebewesen in sich, bis vor kurzem gut. Erst in der letzten Zeit machten sich erheblichere Störungen seines körperlichen Befindens bemerkbar. Doch ist er jetzt schnell und ohne schwere körperliche Schmerzen aus einem Leben geschieden, dessen Anfang glänzend war, das aber nur zu bald in Nacht und Schatten überging . . .

König Ottos Leben war in seinem von der Außenwelt streng abgeschlossenen Schloß Fürstenried — ¾ Wegstunden von München — seit Jahrzehnten ein Siechtum, die langsame Auflösung eines an Gehirnerweichung leidenden Mannes. In den ersten Jahren seiner Krankheit hatte er — damals noch Prinz Otto — lichte Momente, die oft Stunden andauerten, in welchen sich der Prinz mit seinem ständigen ärztlichen Begleiter unterhielt; er hielt sich viel im Freien auf, aß geregelt. Dies war in den letzten Jahren nicht mehr der Fall. Nur durch List war der spätere König Otto zu bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen. Als vor Annahme der Königswürde durch den Prinzregenten Ludwig von Bayern die Kommission in Fürstenried erschien, um sich selbst von dem Befinden des Königs durch Augenschein zu überzeugen, fand sie dort eine verängstigte, dann vollkommen verständnis- und teilnahmslose Gestalt mit verwildertem Bart und Haar, die in einem Winkel des Saales kauerte. Die letzte Zeit verbrachte König Otto vollkommen apathisch in langsamem Hinsiechen.



Wie man's ihnen sagen muß!

Zum 3. September 1870 schrieb Ferdinand Kürnberger:

Bis an die Knöchel im Blut sind unsere heldenmütigen Deutschen von Sieg zu Sieg ins Innere des feindlichen Landes vorgedrungen. Ihr Horizont lichtet sich jetzt. Die Schatten der Wasgauer Berge und der rauhe Argonnerwald umdunkeln sie nicht mehr; die Sonne der Champagne bescheint sie. Moussierende Düfte erfüllen die Luft. Die Traube reift und wird süß. Abgeschnallt! Ausgeruht! Hier ist gut Hütten bauen! Wir sind im klassischen Weinlande der Welt. Die blutenden Helden erquicken sich. Die einen durchstreifen die warmen Falten der Rebenhügel und brechen die Traube vom Stocke, die anderen vertiefen sich in die kühlen gärenden Keller und schlürfen sie wonnig vom Fasse. Und wenn im Jahre 1871 alle Weinkarten aller Kneipen Europas nach wie vor ihren Cham-

Digitized by Google

pagnertarif angesetzt haben, so wird noch der letzte preußische Landwehrmann seinen Nachbar anstoßen und lachen: Kick mal, Bennecke, die wollen Champagner haben! Wofür waren denn wir da? Mir deucht, wir hätten voriges Jahr mit guten ehrlichen Gurgeln die Champagne ausgetrunken bis auf die Nagelprobe!

So trinkt, fromme deutsche Zecher! Nie war ein Trunk besser verdient. Jeden Weintropfen habt ihr mit Blutstropfen bezahlt. Die ganze Hautevolee dieser Erde zahlte nie ihren Champagner so nobel als du, tapferer Berliner Schneider, und du, handfester bayrischer Holzknecht!

„Infam ist's geworden, und Narrenwerk ist's geworden, von einem deutschen Verzicht auf Elsaß-Lothringen zu reden!“

Recht so! Das war ein gutes Wort. Eine offene Sprache aus einem ehrlichen deutschen Herzen heraus.

Haben uns doch die Zähne geklappert, als das perfide Judaswort umschlich: Deutschland will keine Eroberungen; es will sich nur verteidigen, als der angegriffene und beleidigte Teil.

So? Will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will, will es keine Eroberungen? Du warst in der Geschichte von jeher nur da, armes deutsches Opferlamm, um geschoren zu werden; fällt aber die Schere dir selbst zu, so schere beileibe nicht wieder, sondern sei großmütig in diesem Falle.

Sehr ritterlich — wenn es nicht sehr dumm wäre! Denn wisset, ihr Herren von der diplomatischen Großmut: Eine Million Schneider und Schmiede, die eine Milliarde Erwerb aufgeben, sind eben nicht Ritter. Es sind ernsthafte Bürgersleute, welche von Ritterfaxen nichts wissen. Das mögen zwei einzelne Menschen tun: auf die Mensur treten, sich eine Verbeugung machen, die schön polierten Klingen kreuzen, sich den Arm ritzen, die Verbeugung hierauf wiederholen und zum würdigen Schluß der Komödie auf ihre „satisfaction“ und „reparation d'honneur“ eine Flasche Veuve Cliquot knallen lassen. Zu solchen Faxen einer blasierten Höflichkeit schickt man nicht eine Million Männer in den Tod, welche zehn Millionen Weiber, Bräute, Mütter, Schwestern und Töchter hinterlassen. Mögen zwei einzelne Ritternarren sich foppen; eine ganze Nation foppt man nicht!

Wie, so oft den Kelten die Neugierde anwandelt: wer von uns beiden der Stärkere, müßten wir ihm den Gefallen tun, Hobel und Hammer hinlegen und mit seinen Afrikanerhunden uns katzbalgen? Aber wir haben besseres zu tun als die Afrikanerhunde! Die Partie ist nicht gleich, denn der Deutsche ist ein höheres Wesen als der Kelte. Er ist der wirkliche Pionier der Kultur, was das verlogene Gaskogner Schandmaul bloß sich anmaßt und was ihm ein paar Jahre lang ein paar alte Weiber geglaubt haben.

Aber weiter! „Wer von uns beiden der Stärkere“, entscheidet sich in einem Völkerkampfe nicht scheines- und ehrenhalber wie auf der Mensur, wo zwei Ritternarren, welche sich gegenseitig die Arme geritzt, sich gegenseitig als die zwei Stärkeren bekomplimentieren; sondern es entscheidet sich im grimmigsten Ernste. Und wäre der Kelte der Stärkere, wißt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Rheingrenze packte? Ist's aber der Deutsche, wißt ihr nicht, daß er die Maasgrenze haben muß, um der Stärkere ganz einfach zu bleiben? Eroberung! Nennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfalltor der Vogesen hinter uns offen zu lassen; wißt ihr nicht, daß der Tanz demnächst wieder von neuem losginge? Vengeance pour Waterloo! krähte der gallische Hahn ein halb Jahrhundert lang; Vengeance pour Varsovie! hat er nach der polnischen Freiheit gekräht, aber die römische Freiheit hat er bombardiert und massakriert; Vengeance pour Sadowa! krähte er, als es ihn bei Gott und Welt nicht das mindeste anging, und bis zum Bersten würde er krähen: Vengeance pour Visembourg! Vengeance pour Wörth! Vengeance pour Mars-la-Tour! Vengeance pour Gravelotte!

Digitized by Google

Vengeance pour Sedan! Denn diese cholerische Bestie hat immer ein Dutzend Vengeancen in Vorrat.

Von der Lauter bis an die Maas liegt unter jedem Fußtritt Erde ein deutscher Mann begraben, von Weißenburg bis Sedan ist jede Scholle mit deutschem Blut überschwemmt, als hätte es Wolkenbrüche von Blut geregnet. Und dieses Land sollten wir aufgeben mit der gewissesten Aussicht, die Chiliaden von Leichen noch einmal einzuscharren, die Ströme von Blut noch einmal zu vergießen, die ganze lange Todesstraße zum zweiten-, zum drittenmal zurückzulegen, sooft es dem Raufbold drüben gefällig ist, eine seiner Vengeancen zu nehmen? Auf keinem Galgen hängt ein Schuft, der schuftig genug wäre, in keinem Narrenhause steckt ein Narr, der wahnsinnig genug wäre, diesen freiwilligen Selbstmord eines Siegervolkes zu fordern! Höchstens kauert irgendwo ein superfeiner diplomatischer Klugmeier dritten Ranges hinter seinem bestaubten grünen Tisch, ein schlotternder Junker Zitterich v. Bleichwang, welcher zu stottern wagt: Nun ja — ihr hättet schon recht — aber bedenkt doch — die Mächte!

Wisse, trauriges Wichtlein: wer in Paris den Frieden diktiert, ist eine Macht; den werden die Mächte wohl respektieren. Der Singular bedeutet hier mehr als der Plural.

Und die Mächte, wenn wir nicht irren, sind ja so friedliebend! Sie wollen und wünschen ja alle miteinander nichts als den lieben Frieden! Nun, daß sie belogen und betrogen waren mit der nichtswürdigen Phrase: „Das Kaiserreich ist der Friede“, das dürfte ihnen endlich mit Chassepots- und Mitrailleusen-Pulverdampf in die blöden Augen gebeizt haben. Und jene andere Bubenphrase: „Europa ist ruhig, wenn Frankreich befriedigt ist“, dürfte wohl auch der letzte Hund eines europäischen Fürsten noch als eine tödliche Impertinenz empfunden haben, abgesehen, daß es ein logischer Schnitzer ist, denn Frankreich ist nie anders befriedigt als eben durch die Beunruhigung Europas.

Zu fürchten, daß Deutschlands Anwachs durch Elsaß und Lothringen eine Gefahr des gestörten Gleichgewichtes und eine Friedensgefahr sei, kommt mir völlig so komisch vor, als fürchtete man, daß die Zähne, die ich aus einem Wolfsrachen breche, ebensogut auch in meiner Hand zu beißen fortfahren werden. Deutschland kann sich auf seine ganze Geschichte berufen, daß es mit der größten Macht noch friedliebend ist, gegen Frankreich aber zeugt seine ganze Geschichte, daß es mit mäßiger Macht noch immer friedstörend gewesen.

Liebt ihr demnach wirklich den Frieden, so zeigt es und laßt Deutschland gewähren. Schreibt euch für eure bankrotten keltischen Phrasen in den europäischen Kalender Wahrheiten, und zwar folgende Wahrheiten:

Die deutsche Lothringer Grenze ist der Friede!

Ein befriedigtes Deutschland ist die Ruhe Europas!



Fürsorgezöglinge — Zuchthauskandidaten

In kurzer Frist hintereinander sind in Berlin zwei Mordtaten verübt worden, bei denen sich als Täter Fürsorgezöglinge herausgestellt haben. Es ist begreiflich, daß man in diesem Zusammenhang überall in der Presse nachdenklichen Betrachtungen begegnet, zumal die allgemeine Steigerung der Straftaten Jugendlicher während dieses Krieges durch die unerbittliche Statistik leider festgestellt worden ist. Diese Steigerung gegenüber dem letzten Friedensjahr stellt sich auf 150 vom Hundert und muß auch kühlere Naturen mit einem gelinden Entsetzen erfüllen. Die schwersten Übeltäter finden sich unter den Achtzehnjährigen, die wohl den Mangel an väterlicher Erziehung ganz besonders entbehren. Der jugendliche Mörder der armen Kriegerwitwe in der Wassertorstraße war nun

Digitized by Google

allerdings ebenso wie die beiden Brüder Klaus, die neuerdings eine alte Blumenarbeiterin in Neukölln um einen Barbetrag von ℳ 1.10 und um ein paar alte Musikinstrumente, die einen Erlös von ℳ 2.— brachten, ermordet haben, der väterlichen Erziehung längst entrückt. Frühzeitige Neigung zu Bubereien hatten schon vor geraumer Zeit ihre Überführung in eine Fürsorgeanstalt notwendig gemacht. Daß sie die erste Gelegenheit zu freier Betätigung sofort benutzten, um ein schandbares Verbrechen zu begehen, rückt nun die Resultate der Fürsorgeerziehung, die sie einige Jahre genossen haben, in ein recht verdächtiges Licht. Wer sich, wie Schreiber dieses, viel mit der Kriminalistik der großen Städte beschäftigt hat, wird freilich darüber nicht sonderlich überrascht sein. Es ist eine nicht wegzuleugnende und durch Hunderte von Prozessen erwiesene Tatsache, daß die Kasernierung jugendlicher Vagabunden männlichen und weiblichen Geschlechtes eine wirkliche Besserung nur in den allerseltensten Fällen bewirkt. Die Scheinbesserung, die den Statistiken der Pädagogen zugrunde liegt, erweist sich fast immer als heuchlerische Tünche, die nur noch verderbtere Charaktere bedeckt. Wer noch nicht ganz verdorben in eine Fürsorgeanstalt kommt, erhält mit einiger Sicherheit hier den moralischen Rest. Die Mädchen, die das Arbeitshaus Barnim beziehen oder die Fürsorgeanstalt in Großgörschen, bilden in reiferen Jahren das Stammpublikum unserer Nachtkneipen und Animierlokale und reisen unter ganz eindeutiger Flagge. Dort draußen in den Anstalten haben sie Verstellung und alle die Schliche gelernt, die sie nach kaum eingetretener Großjährigkeit vor den Fallstricken der heiligen Hermandad bewahren. Und die jungen Burschen, die ins bürgerliche Leben zurückkehren, sind nur allzubald unter den Stammgästen der Großstadtkaschemmen wieder zu finden, und gehen auch ihrerseits einem Handwerke nach, das dem der weiblichen Fürsorge-Jugend in jeder Beziehung verwandt ist. Das sind Tatsachen, über die man nicht hinwegkommen kann. Bei aller Hochachtung vor der Tüchtigkeit unserer modernen Pädagogen muß das klipp und klar ausgesprochen werden. Das Fürsorgewesen, wie es heute ist, ist zum Augiasstall geworden, und es gehören schon die Kräfte eines Herkules dazu, um ihn zu reinigen. Es nützt nichts, wenn die Presse mit einer etwas linkischen Verbeugung feststellt, „daß der Leiter der Berliner Anstalten ein ausgezeichneter, warmherziger Pädagoge, eine wahre Pestalozzi-Natur" sei, und wenn sie die Schuld an den herrschenden Zuständen auf die Schultern anderer Leute wälzt, die weiter ab vom Schuß eine gleichgeartete Tätigkeit ausüben. Gewiß liegt es auch mir fern, den guten Willen aller dieser Pädagogen etwa in Abrede stellen zu wollen. Es mag sogar ausdrücklich zugegeben sein, daß jeder dieser Herren auf das emsigste bemüht ist, die verirrten Schäflein, die seiner Hut anvertraut sind, wieder auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Dann ist aber zum mindesten das ganze System dieser Fürsorgeerziehung ein von Grund aus falsches. Sein Hauptfehler liegt darin, daß man wahllos Krethi und Plethi zusammensperrt, daß man also künstlich einen Seuchenherd schafft, der eine epidemische Ausbreitung all dieses aufgehäuften moralischen Unrates geradezu fördert! Was soll man dazu sagen, wenn der eine der jugendlichen Mörder aus letzter Zeit vor den Richtern zynisch bekennt, daß er mit der „Stütze" seiner Anstalt ein Techtelmechtel unterhalten habe. Ganz deutlich hat der Bursche gesagt, daß er und viele andere erst in der Anstalt so recht verdorben worden wären. Ganz dasselbe wird man mit einiger Gewißheit auch demnächst aus dem Munde der beiden Gebrüder Klaus vernehmen können, die sich der jüngsten Mordtat schuldig bekannt haben. Was früher nur Kenner der Verhältnisse mit der nötigen Klarheit erfaßt haben, das liegt heute für alle Welt offen zutage. Man wird nun auch endlich begreifen lernen, daß mit dem ewigen Mundspitzen nichts getan ist, daß vielmehr einmal kräftig gepfiffen werden muß. Die Aufgabe der Presse aber muß es sein, angesichts dieser schauerlichen Tatsachen nicht nach beschwichtigenden Worten der Entschuldigung zu suchen, sondern der Katze die Schelle umzuhängen und Rollet einen Schelm zu nennen.

Richard Dietrich



Digitized by Google

Die Armierung der Schlachtschiffe

War man nach den bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiete des Seekrieges leicht geneigt, dem Unterseeboot die Alleinherrschaft zur See zuzuschreiben und dem Schlachtschiff ein baldiges Ende zu prophezeien, so hat die große Seeschlacht am Skagerrak mit diesem etwas voreiligem Urteil gründlich aufgeräumt. Trotz der hochentwickelten Technik der Unterwasserwaffe kam es zu einer gewaltigen Seeschlacht zwischen den größten und kampfkräftigsten Kriegsschiffstypen der beiden größten und modernsten Kriegsflotten der Welt. Das entscheidende Wort sprach bei diesem Zusammenprall die Artillerie und nicht der Torpedo des Unterseebootes, wie man sich das vorher immer ausgemalt hatte. Nach den letzten Erfahrungen am Skagerrak kann man die Schlachtschiffe vorläufig nicht aufgeben — entschieden sie doch im wahrsten Sinne des Wortes die Schlacht —, und es bleibt abzuwarten, ob die Zukunft hierin einen Wandel herbeiführen wird.

Als seinerzeit die ersten brauchbaren Hochseetorpedoboote mit ihrer die anderen Schiffsklassen weit übertreffenden Geschwindigkeit auftauchten, da glaubte ein ganz erheblich großer Teil der Fachleute, das Ende der großen und teuren Schlachtschiffe voraussagen zu müssen. Obwohl nun seitdem die Torpedobootswaffe in geradezu überraschender Weise vervollkommnet wurde, gelang es ihr nicht, das Linienschiff zu verdrängen. Denn die Technik führte als Gegenmittel gegen die plötzlichen, mit höchster Geschwindigkeit vorgetragenen Angriffe der schwarzen Waffe die Torpedoboots-Abwehrartillerie ein, womit die akut gewordene Gefahr der Torpedobootswaffe auf ein erträgliches Maß zurückgeschraubt wurde.

Später, als die Unterseebootswaffe aus dem Vorstadium des Versuchs herausgetreten und frontdienstfähig geworden war, da glaubte man ebenfalls das Ende der großen Schlachtschiffe in nächste Nähe gerückt, und auch das Torpedoboot als erledigt zum alten Eisen werfen zu können. Aber auch mit dieser Prophezeiung traf man das Richtige nicht, denn in der Schlacht am Skagerrak spielten gerade die Torpedoboote nächst der schweren Artillerie eine höchst wichtige Rolle, und der Verlauf des Kampfes hat gezeigt, daß die schwarze Waffe bei schneidiger Führung auch heute noch zu höchst erfolgreichem Vorgehen befähigt ist. Diese Beispiele mögen als Warnung vor allzu voreiligem Urteil in Sachen der Seekriegswaffen dienen.

Wie bereits vor Jahrhunderten, so bestehen auch gegenwärtig die Kriegsflotten aus verschiedenen Klassen. Wie man damals schon für den eigentlichen Kampf die mit vielen Kanonen ausgerüsteten, dickwandigen, hölzernen Linienschiffe kannte und daneben die leichteren Fregatten und noch kleineren Korvetten für den Aufklärungsdienst verwendete, so unterscheidet man auch heute noch zwischen den Schlachtschiffen und den für die Aufklärung bestimmten Panzerkreuzern und kleinen Kreuzern. Weder die Einführung des Panzers noch die der Maschine haben an dieser Tatsache etwas geändert, obwohl die beiden Faktoren eine völlige Umwälzung im Kriegsschiffsbau herbeiführten. Insbesondere der harte, erbitterte Kampf zwischen Geschütz und Panzer, der gleich nach Einführung der Panzerplatten einsetzte und seitdem nie so recht zur Ruhe kam, führte in seinem Verlauf zu einer völlig veränderten Armierung der Kriegsschiffe. Die Zahl der Geschütze, die bei den alten hölzernen Linienschiffen die Hundert weit überschritt, verringerte sich mehr und mehr. Die widerstandsfähigen Panzerplatten erforderten zu ihrer Zerstörung immer leistungsfähigere Geschütze. Das Gewicht derselben nahm ständig zu. So gebot sich von selbst eine stetige Verminderung ihrer Stückzahl. Inzwischen tauchten auch, in Anpassung an die stetige Vervollkommnung der einzelnen Schiffstypen, neue taktische Grundsätze für den Seekrieg auf, und führten zu einer Differenzierung der Linienschiffsartillerie. Es erwies sich als wünschenswert, die Schlachtschiffe mit Geschützen verschiedener Kaliber zu bestücken, um, entsprechend der Verschiedenartigkeit der Ziele, die sich in der Seeschlacht boten, stets die wirksamste Artillerie in Tätigkeit treten zu lassen.

Digitized by Google

Vor Beginn der Dreadnought-Periode bestand die schwere Artillerie der Schlachtschiffe fast aller Staaten meist nur aus vier Geschützen. Daneben stellte man eine zahlreiche mittlere und leichte Artillerie auf. Mit der Erbauung des englischen Schlachtschiffes „Dreadnought“ trat dann ein völliger Umschwung in der Armierung der Linienschiffe ein. Die schwere Artillerie erhielt den Vorrang. Die Anzahl der schweren Geschütze wurde zunächst auf zehn erhöht, die mittlere Artillerie kam dadurch ins Hintertreffen. Die Seeschlacht sollte auf weite Entfernung ausgekämpft werden. Dazu benötigt man ganz große, weittragende Geschütze und eine überlegene Fahrgeschwindigkeit, die es dem Schiff gestattete, sich vom Gegner in jeder gewünschten Entfernung zu halten, überraschend schnell in den Kampf einzugreifen oder vor einem überlegenen Gegner zu flüchten.

Mit der Erbauung des nach diesen Grundsätzen erbauten Schlachtschiffes „Dreadnought“ setzte dann die Ära der großen, schwer gepanzerten und armierten Kampfschiffe ein, die man gegenwärtig nach ihrem Vorbild als „Dreadnoughts“ zu bezeichnen pflegt. Mehr und mehr wurde das Kaliber der schweren Geschütze gesteigert. Diese Maßnahme hat ihren Grund einesteils darin, daß die Laufstrecke der modernen Torpedos im Laufe der letzten Jahre immer mehr gesteigert wurde — dieselben laufen gegenwärtig 9—10 km —, so daß sich schon aus diesem Grunde eine Vergrößerung der Gefechtsentfernung gebot, und man andernteils bestrebt ist, den Gegner so schnell als möglich kampfunfähig zu machen. Es galt also, nicht nur den Geschossen auch auf weitere Entfernungen eine genügende Durchschlagskraft zu verleihen, sondern die Durchschlagskraft mehr und mehr zu steigern, da man ja auch auf dem Gebiete der Panzerung und Sicherung der Schiffe immer größere Fortschritte machte. Alle diese Erwägungen führten zu einer Kalibersteigerung der schweren Schiffsgeschütze.

Hatten unsere in den Jahren 1904/06 vom Stapel gelaufenen Linienschiffe der „Pommern“-Klasse bei 13200 Tonnen Wasserverdrängung nur vier schwere Geschütze von 28 cm Kaliber, so erhielten die vier Schiffe der „Westfalen“-Klasse bereits 12 Stück 28-cm-Geschütze. Bei der „Ostfriesland“-Klasse stieg das Kaliber auf 30,5 cm, und unsere neuesten Linienschiffe haben sogar 8 Stück 38,1-cm-Geschütze an Bord. Ein ähnlicher Vorgang ist auch bei allen anderen großen Marinen zu beobachten. Insbesondere England und die Vereinigten Staaten suchten stets in der Kalibergröße einen Rekord aufzustellen. So bauen die Amerikaner (Bethlehem Steel Company) bereits Geschütze von 45,7 cm Kaliber, und die Engländer (Armstrong) solche von 40,64 cm, die freilich auch von Krupp hergestellt werden.

Interessant ist es nun, die Wandlungen der Ansichten, die sich bei den maßgebenden Instanzen der einzelnen Marinen hinsichtlich der Aufstellung der schweren Geschütze im Laufe der letzten Jahre vollzogen, etwas näher zu verfolgen. Alle möglichen Aufstellungsarten hat man versucht, lange hat man im Ungewissen umhergetappt, ehe man zu einer bestimmten Norm gelangte. Zurzeit verlangt man, daß alle schweren Geschütze nach irgendeiner Breitseite hin verwendet werden können, während andererseits auch in der Kielrichtung ein kräftiges Feuer erwünscht ist. Hatte man früher stets nur zwei Geschütze in einem Turm untergebracht, so ordnet man jetzt drei und sogar schon vier in einer Kuppel an. Das hat seine Vorzüge, aber auch seine Nachteile. Auch hierüber dürfte die Schlacht am Skagerrak wertvolle Aufschlüsse gegeben haben, die schon bei den nächsten Neubauten der interessierten Mächte zum Ausdruck kommen werden. Die am meisten gebräuchliche Aufstellungsart ist die Unterbringung der Geschütze zu je zweien in einem Turm und Anordnung der Türme in der Mittelschiffslinie. Die nach der Mitte zu liegenden Türme sind überhöht, damit ihre Geschütze über die nach den Schiffsenden zu stehenden Türme hinwegfeuern können.

Über die Armierung der Schlachtschiffe mit mittlerer und leichter Artillerie ist nicht viel zu sagen. Die mittlere Artillerie besteht meist aus 12—16 Stück 15- bzw. 15,2-cm-Geschützen, die leichte Artillerie aus einer ähnlichen Anzahl 8,8- bzw. 7,6-cm-Geschützen. Daneben finden häufig noch ganz kleine Geschütze von 4,7 cm und einige Maschinengewehre Auf-


Digitized by Google

stellung. Selbstverständlich erhält in neuester Zeit jedes Kriegsschiff auch einige Ballonabwehrgeschütze.

Zur Armierung der Schlachtschiffe gehören auch die Torpedoausstoßrohre. Die deutschen Linienschiffe haben fünf bis sechs solcher Rohre, wovon je zwei nach jeder Breitseite und das fünfte bzw. sechste nach dem Bug oder Heck zeigen. Die neuesten Schiffe der englischen Marine haben sogar vier Doppelrohre. Selbstverständlich sind diese Torpedorohre bei allen Kriegsschiffen mit Ausnahme der Torpedoboote unter der Wasserlinie angeordnet, also sogenannte Unterwasserrohre, da sich ihrer Aufstellung auf dem Deck mancherlei Schwierigkeiten, insbesondere solcher räumlicher Natur, in den Weg stellen

Ingenieur Ernst Trebesius



Wie man von beinahe nichts — leben kann

Ueber „Die Einwirkung der Kriegsernährung auf die Gesundheit" sprach Geheimrat Professor Dr. Boas in einer Versammlung, die von bürgerlichen Frauenvereinen einberufen war. Der Zweck seines Vortrags war, die Sorge zu zerstreuen, daß in nächster Zeit oder schon jetzt die Volksgesundheit in Deutschland durch Unterernährung beeinträchtigt werden könnte.

Boas leugnet nicht, daß die gegenwärtige Lage für die Nahrungsmittelbeschaffung schwierig ist, aber wirkliche Unterernährung nimmt er nicht an und befürchtet es auch nicht. Die Ernährungsweise der hinter uns liegenden Friedenszeit möchte er als Überernährung bezeichnen, die keineswegs gesundheitfördernd gewesen sei. Gewiß habe die Ernährungsweise der Kriegszeit manchem eine Gewichtsverminderung gebracht, doch aus ihr sei noch nicht auf Unterernährung zu schließen, solange nicht auch eine Einbuße an Kraft und Leistungsfähigkeit dazukomme. Die im Laufe des Krieges entstandene Furcht vor Unterernährung erkläre sich aus der bisherigen „abgöttischen Verehrung" für gewisse Nahrungsmittel, besonders für die stark eiweißhaltigen, die jetzt schwer zu beschaffen sind. Durch neuere Forschungen sei aber die Wertschätzung des Eiweiß als eines Hauptträgers der Kraft erschüttert und der Beweis erbracht worden, daß man sehr wohl mit viel weniger Eiweiß als mit den angeblich für den Tag notwendigen 118 g, schon mit 50 g, auskommen könne.

Der Vortragende ging dann besonders auf die von dem dänischen Arzt Hindhede aufgestellten Ernährungsgrundsätze ein, die Hindhede an sich und seiner Familie viele Jahre hindurch erprobt und später auch durch wissenschaftlich genaue Versuche gestützt hat. Kartoffeln und Brot mit Butter (oder Margarine) und Obst sind die Nahrungsmittel, die nach Hindhede zum Leben genügen. Von dieser vermeintlichen „Hungerkost" sei, führte Boas aus, nicht nur keine Beeinträchtigung, sondern sogar eine wesentliche Steigerung der Kraft zu erwarten. Durch mäßige Eiweißzufuhr von 50—75 g für den Tag werde die Leistungsfähigkeit erhöht, durch reichlichere erleide sie einen Rückgang. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht seien diese Ernährungsgrundsätze von größter Bedeutung. Boas gab an, daß die 2800 Kalorien, die man für den Tag braucht und durch Nahrung sich zuführen muß, in 2917 g Kartoffeln ebenso zu beschaffen seien, wie z. B. in 2857 g Ochsenfleisch oder in 35 Eiern. Der Unterschied sei nur der, daß nach jetzigen Preisen die Eier in dieser Anzahl ℳ 11.20, das Ochsenfleisch in dieser Menge gar ℳ 16.— koste, während man die angegebene Menge Kartoffeln trotz Kartoffelteuerung für etwa 35 ₰ haben könne. Ebenso könne man die nötige Kalorienmenge sich in 823 g Bohnen zuführen, für die man heute allerdings ℳ 1.48, aber immer noch sehr viel weniger als für Fleisch oder Eier aufzuwenden habe. In der Friedenszeit habe Hindhede für Dänemark gezeigt, daß er selber seinen Nahrungsbedarf mit nicht mehr als 28 ₰ für den Tag zu bestreiten vermochte.

Digitized by Google

Die Kalorienberechnung ist nun, wie Boas betonte, nicht so zu verstehen, daß etwa jedes Nahrungsmittel das andere vollkommen zu ersetzen geeignet wäre. Kein Mensch kann nur von Brot oder nur von Kartoffeln leben, da ja diese Nahrungsmittel fast nur Eiweiß und Kohlehydrate liefern. Unentbehrlich ist auch Zufuhr von Fett, und davon hat Hindhede sogar 120 g für den Tag gebraucht. Schon hieraus ergibt sich, daß seine Grundsätze — das hob auch Boas hervor — nicht ohne weiteres auf unsere jetzige Ernährungslage zu übertragen sind. Wir wissen ja, daß wir jetzt selbst für die ganze Woche uns noch lange keine 120 g Fett leisten können. Boas befürchtet von dem bisherigen Fettmangel noch keine Schädigung der Gesundheit. Bedenklicher findet er bei eiweißarmer Nahrung die großen Mengen, die dem Körper zugeführt werden müssen, wenn zum Beispiel nur aus Kartoffeln der Eiweißbedarf gedeckt werden sollte. Diesem Überstand könne man aber begegnen durch ein Nährkartoffelfabrikat, wovon etwa ein Pfund einer Menge von vier Pfund frischer Kartoffeln entspreche. Durch neueste Versuche in einem Lazarett zu Köln sei erwiesen, daß dabei das Gewicht zunimmt und die Kräfte sich steigern. Um wieviel die Kosten der Kartoffelernährung bei Gebrauch dieses Fabrikates steigen, sagte Boas nicht.

Der Vortrag schloß mit einem Hinweis auf die dem Menschen eigene Fähigkeit, sich anzupassen an mancherlei Änderungen, auch an Änderungen der Ernährungsweise und an Verminderung der Nahrungsmenge. Man habe keinen Grund zur Sorge um die Volksgesundheit, dagegen dürfe man sich aus den für die Ernährungsfrage gewonnenen Lehren des Krieges großen Nutzen für die Zukunft versprechen. Unsere Ernährungsweise sei künftig einzurichten nach dem Grundsatz: „Mäßigkeit macht stark."

Boas, bemerkt der „Vorwärts", hätte hiernach mit Hindhede gezeigt, wie man von beinahe nichts leben kann. Beinahe nichts sind freilich nur die Kosten, die Hindhede aufwendete. Dagegen dürften Menge und Gewicht der Nahrung, die bei seiner Lebensweise erforderlich war, mehr als reichlich gewesen sein. Als unmäßig könnten sie manchem erscheinen, und nur für die Eiweißzufuhr wird man zugeben müssen, daß bei ihr die Mahnung zur „Mäßigkeit" befolgt ist. Leider sagte der Vortragende nichts über Erfahrungen, die er an sich selber mit der von ihm empfohlenen Lebensweise gemacht hat. Daß auch er selber sich so nährt, dürfen wir doch wohl annehmen. Wir glauben, daß selbst in der Kriegszeit mit ihrer Lebensmittelknappheit und Lebensmittelteuerung dieser Mäßigkeitsprediger nicht viele dafür begeistern wird, nach seiner Lehre zu leben.

Germanenstolz

Es war, liest man in der „Frankf. Ztg.", im 55. Jahre nach Christ Geburt. Nero war Kaiser in Rom, das auf die höchste Höhe seiner Macht gelangt war. Das Leben in der Hauptstadt entfaltete eine Üppigkeit und Pracht, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte. Rom hatte sich schon seit längerer Zeit darauf beschränkt, auf eine weitere Vergrößerung seines gewaltigen Reiches zu verzichten und war bei etwa ausbrechenden Streitigkeiten an den Grenzen zu friedlicher Beilegung der Streitpunkte auf dem Wege der Unterhandlungen geneigter, als zur Aufnahme neuer gefahrvoller Kriege. Da brachen im Jahre 58 Unruhen an der friesischen Grenze aus, zu deren Beilegung diplomatische Unterhandlungen eingeleitet wurden. Zur Führung der Geschäfte kamen zwei friesische Häuptlinge, Verritus und Malorix, nach Rom. Dort wurden sie sehr freundlich aufgenommen und man zeigte ihnen vieles, was den Fremden einen Begriff von der Größe und Macht Roms geben sollte. So führte man sie auch in das Theater des Pompejus, das größte in Rom, das nach Plinius 40000 Personen fassen sollte. Von diesem Theaterbesuch erzählt nun Tacitus in seinen „Annalen" (XIII. Buch, 54. Kapitel): „Während sie nun müßig dasitzend, da ihnen das Schauspiel wegen

Digitized by Google

ihrer mangelnden Bildung kein Vergnügen bereitete, nach der Sitzordnung im Theater und der Unterscheidung der Stände fragten, wer die Ritter seien und wo die Senatoren säßen, bemerkten sie, daß auch einige fremd gekleidete Männer auf den Sitzen der Senatoren saßen. Als sie auf die Frage, wer denn diese Leute seien, hörten, eine solche Ehre werde den Gesandten solcher Völkerschaften gegönnt, die sich durch Tapferkeit und Freundschaft mit Rom auszeichneten, da riefen sie, kein Menschenstamm tue es in den Waffen oder in der Redlichkeit den Deutschen zuvor. Und damit stiegen sie hinab und setzten sich mitten zwischen den Senatoren nieder.“ Daß selbst die Römer für diesen naiven Ausdruck von höchstem Stolz das richtige Empfinden hatten, beweist die weitere Bemerkung, die Tacitus noch anknüpft: „Das wurde von den Zuschauern gut aufgenommen als ein Zug von altehrwürdiger Vaterlandsliebe und edlem Ehrgefühl.“

Die „Fronde“

In politischen Erörterungen ist jetzt vielfach von einer „Reichskanzlerfronde“ die Rede gewesen. Damit, erinnert die „Voss. Ztg.“, ist ein politisches Schlagwort wieder aufgenommen worden, das nach dem im März 1890 erfolgten Rücktritt des Fürsten Bismarck in den damaligen politischen Kämpfen eine hervorragende Rolle gespielt hat. Man sprach damals allgemein von der Bismarck-Fronde und meinte damit die Gegnerschaft des Alt-Reichskanzlers und seiner politischen Freunde gegen die damalige Regierung. Fürst Bismarck nahm das auf ihn geprägte Schlagwort „Bismarck-Fronde“ übel auf und am 1. Juli 1897 erschien in den „Hamburger Nachrichten“ ein energischer Protest gegen diese völlig ungerechtfertigte Bezeichnung, die im 17. Jahrhundert den Kampf einer bewaffneten Partei gegen den König bedeutet habe ... Tatsächlich wurde der Name „Fronde“ als politisches Schlagwort in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Frankreich geprägt. Es geschah dies zur Zeit des allmächtigen Ministers Mazarin, der während der Minderjährigkeit des Königs Ludwig XIV. das Land beherrschte. Das französische Wort Fronde hat von Hause aus die Bedeutung „Schleuder“; es ist aus dem lateinischen Ausdruck funda (Schleuder) hervorgegangen, dem die Franzosen des Wohlklanges wegen ein r eingefügt haben. Mit frondeur bezeichnete man ursprünglich in der französischen Sprache einen Steinwerfer, im besonderen einen mit Steinen werfenden Knaben. Von Bachaumont, einem der Anhänger Mazarins, wird die Äußerung berichtet: Der Herzog von Orleans käme mit dem Parlament so wenig zu seinem Ziel, wie die Polizei mit den Frondeurs, d. h. mit den Pariser Gassenjungen, die trotz aller polizeilichen Maßregeln nicht aufhörten, sich gegenseitig mit Steinen zu bewerfen. Nach einer anderen Darstellung wurden die Angriffe auf den Hof mit Steinwürfen verglichen. Da das Regiment Mazarins bei der Pariser Bevölkerung allgemein verhaßt war, gewann bei ihr das ursprüngliche Spottwort frondeur als Parteibezeichnung bald eine ehrende Bedeutung; man wendete es etwa im Sinne von „wackerer Mann“ an und bezeichnete sogar Waren- und Gebrauchsgegenstände als à la fronde. Bei den im Jahre 1652 in Bordeaux entstandenen Wirren teilten sich die Frondeurs in die große und die kleine Fronde. Zu diesen trat dann eine dritte Partei unter dem Namen l'ormée (Ulmenallee); die Mitglieder pflegten sich in einer solchen Allee zu versammeln. Wenn in neuerer Zeit das Wort „Fronde“ in der allgemeinen Bedeutung „Opposition“ wieder aufgekommen ist, so ist dabei sicher das ähnlich klingende Wort „Front“ und besonders die Redewendung „gegen jemanden Front machen“ nicht ohne Einfluß gewesen. Das Wort „Front“ hat aber einen ganz anderen Ursprung als der Ausdruck „Fronde“; es stammt, wie bekannt, von dem lateinischen frons (frontis), die Stirn, ab.



Aussprüche von Görres

Es gibt eine Politik, die man die reptile nennen muß, die an der Erde kriecht und Staub frißt, und von Niedertracht wohlbeleibt wird und fett. Ihr Wesen ist die reine Negativität, sie tut nichts, sie sitzt nur und wartet und lauert wie die Spinne, bis sich eine arme Fliege in ihrem Netze verfange. Furchtsam und verzagt ist dieselbe in all ihrem Wesen. Nun holt sie aus zu einem Schritt, dann zieht sie den Fuß wieder zurück. Jetzt geht sie einen Schritt vorwärts, dann einen halben zurück, biegt dann rechts aus, dann etwas links, steigt dann oben über und wirft wieder den Nacken zurück. Wenn die Gelegenheit kommt, die beim Haar gefaßt sein will, hat sie immer zu sinnen, und sind die Gedanken ausgesonnen, so ist längst die eilende vorüber und hat beim Nachbar eingesprochen. Hat sie irgendeinen Schlag vor, nimmt sie weit aus, mißt sorgfältig ab alle Distanzen, umgeht siebenmal die Stelle, visiert und schlägt endlich langsam zu, und schlägt just genau daneben. Demütig, wenn sie stolz sein sollte, hochmütig, wenn Nachgiebigkeit not täte, kommt sie überall zu frühe oder zu spät. Darum ist ihre ernste, immer lächelnde Leerheit ein Gespötte für alle Welt.

Zehnmal kann in Deutschland ein Minister zuschanden werden vor den Ereignissen, das Schicksal kann ihn hundertmal fassen und in den Kot treten: merkt er, daß die zürnende Hand sich entfernt, so lebt er geistig auf, klopft sich die beschmutzte, bestaubte Staatsuniform aus, setzt sein Gesicht wieder in die alte Hoffart zurück und treibt es nun, wo er es gelassen, bis zur nächsten Exekution. Das ist, weil keine Ehre mehr in diesem Lande geblieben.

Mit Prügeln hat sie zuerst das Schicksal bedient, und sie haben verbindlich gedankt; Rippenstöße hat es ihnen dann mitleidig versetzt, und sie haben sich anmutig geneigt; einige Schläge ans Ohr hat es ihnen darnach appliziert, und sie haben beifällig genickt; danach hat's ihnen Nasenstüber gegeben ohne Zahl, und sie lächeln mild und liebreich: was bleibt dem desperaten Zuchtmeister zuletzt? Er sendet den Zufall, seinen Knecht, der wirft sie zum Hause hinaus.

Es schreien die Kinder nach Brot; es wird ihnen bedeutet, nicht so ungestüm und zudringlich zu tun. Seht, wir worfeln und säubern schon aufs fleißigste die künftige Saat, die wird mit der Zeit unter die Erde gebracht. Hat sie dann den Winter unter dem Boden gelegen, dann werdet ihr eure Freude sehen, wie sie grünt und sproßt und reift, dann senden wir Schnitter und Drescher, dann geht's in die Mühle und dann in den Ofen; habt ihr alsdann noch Hunger, euch soll an Brot die volle Genüge dann werden. So trösten die Väter des Landes die Kinder; die Kinder aber singen: Und als das Brot gebacken war, lag das Kindlein auf der Bahr.

Ohne innern Halt und Gewißheit, in bodenloser Verwirrung zu taumeln, heute nach dem Irrwisch zu laufen und morgen nach der Sternschnuppe zu jagen, in blöder Vergeßlichkeit am Abend nicht mehr zu wissen, was man am Morgen gewollt, nichts heilig zu halten als den eigenen Dünkel und Hochmut, alles Wehrlose feige anzublasen und mit Kot zu bewerfen, an dem, was die Zähne weist, aber klüglich sich duckend vorüberzugehen, ohne Gesinnung und Grundsatz sich wie der Staub auf der Straße von jedem Winde umwirbeln zu lassen, plump und taktlos in alles hineintappen: das nennt ihr öffentliche Meinung! Ich nenne es öffentlichen Skandal.

Aller Tyranneien unerträglichste ist die einer kleinlichen, schwachen, furchtsamen Natur, die ihre Angst zur Gewalttätigkeit treibt. Ein großartiger Tyrann drückt gewöhnlich nur auf die Masse, weil er Individuen verachtet, und da hilft einer dem andern tragen. Die Anerkenntnis großer Kräfte und Eigenschaften in der verhaßten Person beschwichtigt den gekränkten Stolz; wenn er viel fordert, so leistet er auch wieder seinerseits viel und er entschädigt für die Opfer, die er ansinnt, durch wirkliche oder eingebildete Güter; endlich indem er leicht und sicher und kräftig auf einer Linie zu seinem Ziele hingeht, macht er es der Heilkraft der Natur leicht, ihre Vorkehr zu treffen, und man sieht schon das Ende des Unerträglichen ab. Der schwache Tyrann aber fügt zu dem Drucke der Knechtschaft noch die Beschämung hinzu, von der Ohn-

Digitized by Google

macht sich unter die Füße getreten zu sehen. Da seiner Beschränktheit die Masse gänzlich entgeht, richtet seine Gewalttätigkeit sich immer gegen besondere Fälle und Personen. Unfähig, durch seine Person irgendeine Leistung zu machen, sinnt er immer andern nur an, und weiß weder dem Stolz noch der Liebe, weder der Entsagung noch den Talenten das mindeste für die Opfer zu bieten; immer schwankend, endlich immer abspringend, immer auf halbem Wege umkehrend, und wenn die Sache zur Spitze getrieben, umbiegend, setzt er die Natur in Verzweiflung, die, wenn sie irgendeine heilsame Krise bereitet, im entscheidenden Augenblicke sich immer gestört sieht, und so reibt ein endlos verworrenes, kränkelndes, chronisches Siechtum alle Lebenskraft auf und macht alle Hoffnung zuschanden.

(1822/23. Joseph von Görres, Politische Schriften, Band 5)



Bunte Reihe

Allerlei erzählende Literatur

Die im folgenden besprochenen Bücher habe ich nebenher gelesen, bei verdoppelter Arbeit in dieser gehetzten Zeit. Daher die Buntheit der Reihe. Aber sie haben durchweg die Kraft bewährt, für einige Stunden jene Ausspannung zu bringen, derer wir jetzt noch mehr als sonst bedürfen. So werden sie auch dem Leser willkommen sein, zumal neun von den zwölf Bänden kurze Geschichten enthalten. Ich gebe ihnen nur eine knappe Charakteristik mit, die die Wahl erleichtern soll.

Es sind auch einige Kriegsbüchlein dazwischen. Wer kann sich dem Übermächtigen entziehen? Und so eröffne ich die Reihe mit „Feldgrauen Kindergeschichten". Das ist der Untertitel eines sehr erfreulichen Büchleins: „Hansemann macht mobil" von der in trefflicher Beobachtung der Jugend längst bewährten Luise Glaß (Heilbronn, Eugen Salzer; 1 ℳ). In diesen sieben Geschichten lebt echter Humor. Darum sind sie nicht nur lustig; auch die Tragik schreitet zwischen den Kindern einher, wie ja keine Gasse, kaum mehr ein Haus ist ohne schwarze Trauerkleider.

Ein gehaltvolles Kriegsbuch bietet auch Ernst Zahn. „Einmal muß wieder Friede werden" lautet der trostvolle Titel (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; ℳ 2.40, geb. 3 ℳ). Gedichte wechseln mit Erzählungen. Die meisten Geschichten sind aus der unmittelbaren Gegenwart gegriffen; die größte, „Kriegszeit", schöpft den Stoff aus den Kämpfen der Schweizer mit den Franzosen vor hundert Jahren. Von den neuzeitlichen fesselt besonders „Adolf": ein Schweizer Knabe, der es nicht vermag, nüchtern neutral zu bleiben, sondern bei aller Liebe für seine Heimat und trotz allem schweizerischen Nationalgefühl die aus Bewunderung für das kämpfende Deutschland wachsende Liebe zu den ringsum Angegriffenen nicht zu unterdrücken vermag.

Ganz in die Vergangenheit wendet den Blick Peter Dörfler, der in seinem Buche „Der Krieg im schwäbischen Himmelreich" eines der besten Erzählungsbücher vom jetzigen Krieg geschaffen hat, in seiner vier Geschichten vereinigenden Sammlung „Erwachte Steine. Was sie uns von Feindesnot erzählen" (Kempten, Jos. Kösel. ℳ 2.20). Dörfler muß sich davor hüten, die ihm eingeborene Eigenart der Sprache allzu bewußt zu steigern, ihm droht Manieriertheit, vor allem durch die Sucht, das Einfachste bildhaft zu umschreiben. — Einen angenehmen Tag verbringt man „Im stillen Garten" von Heinrich Lilienfein (Heilbronn, Eugen Salzer. 1 ℳ). Nur die erste Geschichte gewinnt ihren Stoff aus dem Kriege; er schafft nicht nur Tragödien, sondern löst oder besser zerschneidet auch manchen Knoten, den das Leben des Friedens geschürzt hat. Die drei anderen Geschichten des Bändchens zeigen eine glückliche Vereinigung von Handlung und feinfühliger Seelenanalyse. — Das bei uns seltene Ge-

Digitized by Google

wächs der Satire erfährt erfolgreiche Pflege durch Julius Havemann. Die „Glücksritter" (Berlin, Grote. M 1.80), von denen er in zwei Novellen erzählt, sind grundverschiedene Typen. Der Dichter Schmorleber wirkt wie ein Verwandter von Peter Altenberg; die Witwe Holdenbüdel hat im Gegensatz zu ihm keinerlei Beziehungen zur Kunst und so wird es für sie zum Verhängnis, als sie Kunstliebe heuchelt, wie es dem Dichter übel ausschlägt, daß er aus seinem Ästhetentum sich ins Leben hinauswagt. Die ruhige Erzählungsart weckt echtes Behagen.

Dagegen sind die „Geschichten" von Robert Walser (Leipzig, Kurt Wolff) allzu gewaltsam in ihrer bewußten Mache. Die romantische Ironie ist schon der echten Romantik fast immer gefährlich geworden, erst recht wird sie es in dieser künstlich gezogenen. Schade, Walser ist entschieden ein starkes Talent.

Wie sehr in den letzten Jahrzehnten die ganze Erzählungstechnik sich gewandelt hat, zeigt die aus dem Nachlaß Jos. Viktor Widmanns herausgegebene Sammlung „Jugendeselei und andere Erzählungen" (Bern, A. Francke. M 1.60). Widmann war gewiß ein sehr sorgfältiger Schriftsteller. Um so bemerkenswerter ist es, wie in seiner Sprache uns Heutige manches Fremdwort so stört, daß es uns aus der Stimmung reißt. Das zeigt, wie wirksam auf die Dauer eine auf ein klares Ziel gerichtete sprachliche Erziehung ist. Die Erzählungen selbst sind echte Geschichten; auch dort, wo der Nachdruck auf die Entwicklung innerer seelischer Vorgänge gelegt ist, haben sie eine ausgiebige „Handlung". Man darf sie ohne Scheu in die Nähe der Heyseschen Novellistik stellen.

Ein gutes Buch hat Auguste Supper in ihrer Sammlung von Erzählungen geschaffen, der sie den Titel der ersten Geschichte „Der Mann im Zug" gibt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 4 M.) Die Art der Verfasserin weist in den schwäbisch-alemannischen Winkel. Etwas vom Geist des Kalendermannes Hebel lebt in dem Buche, aber so, daß als Rahmen, für den die Geschichten bestimmt sind, nicht der bescheidene Volkskalender, sondern das vornehmere Volksbuch gedacht ist. Man ist literarischer, kunstbewußter geworden. Geblieben ist die gründliche Lebenserfahrung, die herzhafte Weltauffassung und auch das Freundschaftlich-Pastorale eines wohlmeinenden Erziehers. Die Stoffe fließen der Verfasserin reichlich zu. Die Erfindung wirkt auch dort, wo sie abseitige Wege geht, ungezwungen.

Weitab von der deutschen Heimat führt uns Lene Haase, die ihre „Geschichten aus dem Urwald" unter dem Titel „Meine schwarzen Brüder" vereinigt. (Berlin, Egon Fleischel. 3 M.) Die sechzehn Geschichten spielen alle unter Negern, allerdings zumeist so, daß sie ihn in Berührung mit dem Weißen zeigen. Es ist aber das Bestreben, uns die Seele des Schwarzen verständlich zu machen. Gerade weil die Dichterin ohne den Hochmut des Europäers an diese fremde Welt herantritt, gelingen ihr tiefe Einblicke. Und weil sie nicht versucht, alles nüchtern aufzuklären, tragen auch die Rätsel dazu bei, uns diese Welt besser kennen zu lehren.

Der Hang nach dem Wunderbaren ist, wenn man unserer Literatur glauben darf, auch in unserer europäischen Gesellschaft in stetem Wachsen begriffen. Jedenfalls hat man bei des Polen Ladislaus St. Reymont Roman „Der Vampir" (München, Albert Langen. 4 M, geb. 6 M) das Gefühl, als ob der Verfasser die geschilderte englische Gesellschaft an Ort und Stelle genau studiert habe. Es liegt darin sogar eine gewisse Schwäche des Romans; das Material ist vom Verfasser nicht so bewältigt, daß wir sein Danebenstehen nicht merkten. So lassen uns die unheimlichen und grausigen Vorgänge etwas kühl. Ich kenne manche mit weniger Kunst geschriebene Bücher aus dem Gebiet des Spiritismus und der schwarzen Magie, die einen viel stärkeren Bann ausüben, weil ihre Verfasser weniger über dem Stoffe stehen. Andererseits ist es diesem Verhältnis zu danken, daß der Leser durch das vorliegende Buch einen klareren Einblick in diese seltsam spukhafte Welt gewinnt.

Nur als ein ganz äußerliches Schriftstellermittel, man möchte sagen als ein Kniff, wirkt das Wunderbare in Otto Flakes Roman „Horns Ring" (Berlin, S. Fischer. 4 M). Der

Digitized by Google

Verfasser hat nicht den Mut, selber an den Wunderring, der gleich dem des Gyges seinen Träger unsichtbar macht, zu glauben. Am Schlusse zeigt sich, daß Horn, an den dieser schwarze Ring durch eine Verkettung merkwürdiger Umstände gekommen ist, alles nur geträumt hat. So zerstört Flake die etwaige Wirkung seines Buches, dem gar nichts Traumhaftes innewohnt. Es sei denn, daß man in ihm den Wachtraum fast jedes journalistisch veranlagten Schriftstellers sieht, den es nach der eigenen Zeitschrift und nach der Möglichkeit des Eingreifens in alle Verhältnisse des zeitgenössischen Lebens verlangt. So handelt das Buch von allem möglichen aus Politik, sozialer Frage und Kunst. Es steht viel Kluges darin; aber das Bekenntnis zur „Moderne" wirkt durch die stete Wiederholung allzu grundsätzlich, überhitzt und vielfach auch ungerecht. Angenehm wird man dadurch enttäuscht, daß Flake, für den in seinem Roman „Schritt für Schritt" die Welt im Sexuellen aufging, hier auch die dazu gebotenen Gelegenheiten nicht übermäßig ausnutzt.

Zum Schluß Hermann Bahrs Roman „Himmelfahrt" (Berlin, S. Fischer. 4 M); der vierte in der auf zwölf Bände berechneten Reihe, in der das neue Österreich dargestellt werden soll. Bahr macht es einem nicht leicht, an ihn zu glauben. Man hat ihn einmal als Commis voyageur in Welt- und Kunstanschauungen bezeichnet. In diesem Roman macht er in Katholizismus, und zwar mit jener Grundsätzlichkeit, vor der nichts, als die eben erkorene neue Liebe bestehen kann. Je ernster solche Bekehrungen sind, um so stiller werden sie sein. Bahr redet, redet, — immer geistreich, immer Feuilletons, — aber auf die Dauer ist es kaum auszuhalten; wirklich zu überzeugen vermag jedoch nur die Tat. Bahrs Buch aber ist ein Roman der Worte. St.

Kommende Kunst

Wenn in unserem Volke unter den vielen Hoffnungen, die das Feuer der Begeisterung in den ersten Kriegsmonaten anfachte, auch die war, daß unser Kunstleben von Grund aus sich wandeln und uns eine neue Kunst beschieden sein müsse, so offenbarte sich darin eine Auffassung von den Lebensbedingungen der Kunst, die deshalb nicht geringwertig zu sein braucht, weil sie unserm Volke eigentümlich ist und ihm von vielen seiner „Intellektuellen" als rückständig aufgeredet zu werden pflegt. Selbst in jener furchtbaren Stunde, als die ganze Welt sich gegen uns erhob, die dann gerade dadurch so fruchtbar wurde und uns das Bewußtsein des Deutschtums wirklich lebendig machte, gab es noch auf künstlerischem Gebiete Zweifel. Auch jetzt wurden, wie der Maler Hans Fechner in seinem aus starkem persönlichem Erleben geschaffenen Buche „Kommende Kunst" (Halle, Waisenhaus) ausführt, die „Heimatliebenden" beargwöhnt, die eine nationale Kunst anstrebten, das vorhandene Gute und echt Deutsche in der Kunstübung entwickelt wissen wollten, die wieder als das Höchste Verinnerlichung und Seele im Kunstwerke suchten, und zwar selbst von ehrlichen Laien mit den bekannten Gewissenszweifeln der Gerechten, die von allem Neuen Weiterentwicklung erhoffen. Ihr Gesinnungsstandpunkt wurde als gutgemeinter „Dilettantismus von Deutschtümlern" angesehen. Wie einleuchtend und großartig klingt aber auch die Behauptung: Es gibt keine nationalen Künste, sondern nur eine wahre, große, allen Völkern gemeinsame: Die Kunst. Viel Intellektuelle hatten sich in diesem Sinne geäußert, so Ricarda Huch, die ja in ihren Dichtungen auf ganz modernen Bahnen geht. „Es gibt doch nur eine Kunst," schrieb sie, „und nicht seine Herkunft, nur seine Qualität kann ein Werk aus ihrem Bezirk ausschließen. Mögen gegnerische oder neutrale Künstler uns hassen oder beleidigen, ihre Werke haben uns nichts zuleide getan, und wer sie liebt, sollte das Recht haben, sie weiter zu lieben, wer sie besitzt, sich ihrer zu erfreuen." ... Glücklicherweise gibt es bei uns aufrechte Leute genug, die mit der Gesamtheit des Volkes fühlend die entgegengesetzte Meinung ver-

Digitized by Google

treten. Diese verlangen einen Zusammenhang zwischen einem Kunstwerke und seinem Schöpfer. Äußerliche Kunst ohne persönliches Empfinden kann ihnen nie etwas sein. „Ich glaube, daß nur eine Seele, frei von den Schlacken des Alltags, Werke schaffen kann, die wieder zur Seele sprechen ...“ Auch im Volke lebe das Gefühl, daß zwischen dem Künstler und seinem Werk ein inniger Zusammenhang besteht. Und darum liebt es im wahren Kunstwerk auch dessen Schöpfer.

Es scheint mir kein Zweifel möglich, daß der deutsche Standpunkt der höhere ist. Noch ist im Tiefsten der deutschen Ethik die Auffassung verankert, daß durchs ganze Leben der Mensch und sein Tun, sein Reden und Handeln eine Einheit bilden müssen. Selbst in der Politik verlangen wir die Überzeugtheit, und es ist bezeichnend, daß sich unser innerstes Gefühl gegen die Hochachtung vor jenem Advokatenstandpunkt auflehnt, der mit allen Mitteln des Verstandes das als richtig verteidigt, wofür er bezahlt wird. Man sollte meinen, daß zuallererst für die Kunst diese Einheit zwischen Schöpfer und Werk verlangt werden müßte, wo wir doch gerade im Kunstwerk den Ausdruck des innersten Lebens sehen. Aber ist auch nicht das wieder im Grunde eine deutsche Auffassung? Jenes Gefühl, als ob ein Es im Künstler walte, ihn geradezu nur als Mittler benutze, um sich auszudrücken, die Anschauung von der „heiligen Not“, die das Kunstwerk gebiert, steht weitab von der klug bewußten Künstlerschaft, die nach klar erkannten Gesetzen und Systemen für ebenso klar empfundene Lebensverhältnisse den Bedarf an Kunst deckt.

Daß der Romane bewußt Theater spielt und es bewußt als Theater genießt, während dem Germanen sein Drama ein Stück stärkster Lebensverdichtung gibt und ihn darum erschüttert und im Tiefsten aufwühlt, fühlen wir zwar noch als grundlegenden Unterschied. In der Praxis des Lebens hat sich der Deutsche aber sein Theater zu einer Amüsieranstalt entwürdigen lassen, die dann eben deshalb bei ihm tiefer steht, als beim Romanen, weil seiner Art die bewußte, trotz aller äußeren Leidenschaftlichkeit im Grunde kühle Einstellung zur künstlerischen Darbietung fehlt. Gerade wenn wir das sehen, muß uns auch klar werden, daß der ersehnte Wandel in der Kunst nur als eine Folgeerscheinung eintreten kann, und zwar als Folge der eindringlichen Besinnung auf unsere nationale Eigenart und der hingebenden, rückhalt- und rücksichtslosen Ausbildung dieser Art. „Man vergesse nicht: wenn es je wieder eine Monumentalkunst der Zukunft geben soll und wird, sie muß aus deutschem Boden kommen auf dem Grunde eines echt deutschen bürgerlichen Durchschnitts und wird sich von aller Kunst des Auslandes, seien es nun die Götzenbilder der Negerplastik, für die heute gewisse Kreise schwärmen, oder die Tahitanerinnen Gauguins, genau so unterscheiden, wie einst die Apostel Dürers sich von Michelangelos Sklaven unterschieden und die Skulpturen des Parthenon von den ägyptischen Steinbildern; denn die Kunstgesetze sind heute wie vor zweitausend Jahren die gleichen, und wir wollen sie nicht umstoßen, auch wenn junge Literaten meinen, die griechische Plastik sei Zuckerbäckerei gegen die Königsstatuen und Sphinxbilder der Ägypter, und wenn geschäftsbesorgte Verleger der Ansicht sind, wir gingen einer Periode der Verphilisterung entgegen, so wir uns nun vom Auslande abschlössen. Es wird heute für und wider das Nationale in der Kunst gestritten, wie für und wider das Rasseproblem; aber so wahr es ist, daß sich diese Theorie nicht lückenlos beweisen läßt, so sicher hält ein jeder die Rassen ihrem äußeren wie inneren Charakter nach auseinander: es handelt sich da einzig um einen, meist zu unlauteren Zwecken geführten Streit um Worte. Genau so liegt es um das Nationale in der Kunst: der wahre Künstler wird nie mit der Absicht an sie herantreten, ‚national‘ zu schaffen; er ist national durch die Echtheit seiner Natur. So haben alle großen Taten der Geschichte im Wesen der Rasse und alle erhabenen Werke der Kunst in dem der Nation ihren Wurzeltrieb und sogen Kraft und Stärke aus ihm. Daher ist es auf alle Fälle bedenklich, systematisch gegen diese beiden Begriffe zu sein, wie es, wie gesagt nicht immer aus lauteren Motiven, in unseren Tagen häufig geschieht.“

Digitized by Google

Diese letzteren Ausführungen habe ich dem Buche „Das deutsche Kunstproblem der Gegenwart“ von Rudolf Klein-Diepold (Berlin, B. Behrs Verlag) entnommen. Ich möchte dieses Buch unseren Lesern um so dringlicher empfehlen, als es von einem gewissen Teil der Presse nach Kräften schlecht gemacht wird. Zugegeben, daß es vielfach in einem etwas schwerfälligen Deutsch geschrieben ist, so beruht diese Schwerfälligkeit hier mehr auf dem Streben nach eindringlicher Verdeutlichung und ist darum eher hinzunehmen, als das feierliche Getue und die sich tiefsinnig gebärdende Phraseologie des größten Teiles unserer jüngsten Kunstliteratur. Jedenfalls besitzt der Verfasser dieses Buches eine ausgiebige Kenntnis des Stoffes und den Mut, sich zu Werturteilen zu bekennen, die der uns aufgedrängten Valuta des Kunstmarktes schroff widersprechen.

Die oben aus seinem Werke angeführte Stelle schließt mit folgendem Satz: „Wohler wäre uns freilich, wir hätten nicht nötig, in den Ruf nach nationaler Kunst, der fast unkünstlerisch klingt und so leicht von Unberufenen ausgebeutet wird, einzustimmen.“

Wir sind in der Tat im Vergleich zu Engländern, Franzosen und Italienern, aber auch zu den Russen in der üblen Lage, immer wieder die nationale Forderung für unsere Kunst erheben und damit etwas betonen zu müssen, was sich für die andern von selbst versteht. Aber es heißt doch die Dinge auf den Kopf stellen, wenn uns nun eingeredet wird, wir dürften diese Forderung nach dem Nationalen nicht aufstellen, weil sich das Nationale von selbst verstehen müßte. Das ist doch nun einmal bei uns Deutschen nicht der Fall, und soviel unsere Geschichte zu dieser trübseligen Tatsache beigetragen hat, so ist sie doch zum guten Teil auch das Werk gerade jener, die jetzt wieder die Betonung dieser Forderung als Unkultur verschreien.

Daß es so schlimm hat werden können, hat seinen tiefsten Grund in der Tatsache, daß die Weltauffassung der letzten Jahrzehnte dem deutschen Wesen fremd war. „Wir leben in einer Zeit der Überschätzung des Realen, des Neuen, des Modernen in jedem Sinne, d. h. aller jener Dinge, die dem Individuum in der kurzen Spanne seines Lebens (zumal in dessen erster Hälfte) das Leben neu und eigen erscheinen lassen, und haben uns dadurch immer weiter entfernt vom eigentlichen Sinn des Daseins, den absoluten Werten überhaupt. Und diese Betrachtungs- und Aufnahmeart hat in einem Grade zugenommen, daß wir nur noch so an der Oberfläche hinwirbeln im Automobiltempo, ohne zur Besinnung zu kommen. Der Individualismus, besser gesagt Subjektivismus, ist bis zur Selbstvernichtung gediehen; denn im Innern der einzelnen stoßen wir auf ein dunkles Nichts, die Verbindung zum Zentrum ist zerschnitten, das geistige Leben zur mechanischen Funktion herabgesunken.“

Die Kunst dieser Weltanschauung ist der Impressionismus. Wenn man bedenkt, wie noch vor wenigen Jahren uns alles Heil aus diesem Impressionismus geweissagt wurde, so wirkt es fast erschütternd, wie heute fast keiner seiner Propheten sich noch zu ihm bekennen will. Ich sehe es schon kommen, daß gerade wir Nationalen, die wir jahrelang die üblen Folgen dieser uns aufgedrängten Kunstrichtung bekämpft haben, den und jenen Wert werden verteidigen müssen, gegen die nach Rasse und Wertauffassung jener Gruppe verwandte Kunstkritik, die uns den Impressionismus gebracht hat. Daß gerade hier die grausamsten Zerstörer der gestern errichteten Altäre bereits erstanden sind, zeigt ein Buch „Das Ende des Impressionismus“ von Max Picard (München, R. Piper). In aphoristischen Sätzen wird hier der Sinn des Impressionismus bloßgelegt und in grausamer Einseitigkeit als wertlos aufgedeckt. Immerhin ist es lehrreich, aus den durchweg klugen Ausführungen hier eine Stelle neben die oben angeführten Sätze Klein Diepolds zu halten, weil sie jene bestätigen:

„Man kann sagen: Der Impressionismus ist ein Mittel, die zahllos gewordenen und darum unkontrollierbaren Objekte der Außenwelt wenigstens mit einem Blicke, oberflächlich, zu übersehen. Es ist aber zu fragen: Warum ließ man es überhaupt so weit kommen, daß man dieses Mittel anwenden mußte? Die Ausdehnung der Objektwelt hing doch nur vom Menschen selber ab. Man hätte sie einfach beschränken können, dann wäre sie nicht auf den

Digitized by Google

Impressionismus angewiesen gewesen. Es gab also primär eine Tendenz, nur mit einem Blicke, oberflächlich, zu übersehen. Und darum ließ man die Objekte der Außenwelt zahllos werden, damit nicht anders als nur mit einem Blicke, oberflächlich, d. h. impressionistisch gesehen werden konnte. Es ist aber noch zu fragen: Warum wollte man denn nur impressionistisch sehen? Der Impressionismus ist die Ausdrucksform einer Zeit, die nichts glaubt. Die ihrem eigenen Unglauben mißtraut. Die nicht einmal glaubt, daß sie nichts glaubt. Eine Zeit, die nichts glaubt, hat Angst vor allem Kommenden: es möchte am Ende doch den Glauben rechtfertigen. (Sie könnte vielleicht überhaupt nicht existieren ohne diesen Zweifel. Die Schändlichkeit dieser Zeit ist: daß sie zwar nichts glaubt, aber wegen ihres Mißtrauens gegen den Unglauben Nachsicht, Vergebung erhofft.) Eine solche Zeit will immer in Bereitschaft, auf dem Sprunge sein. Das Gegenwärtige muß rasch verlassen werden können. Sinn und Zweck einer Erscheinung verknüpfen zu stark. Von der Oberfläche aber löst man sich rasch los. Eine solche Zeit muß impressionistisch sein."

Klein-Diepold weist dann nach, wie dieser Impressionismus und damit auch seine Kunst durchaus dem französischen Wesen entsprach. Auch hier folge zur Ergänzung eine Stelle von Picard: „Am besten schlug der Impressionismus dem Juden an. Der Jude hatte der fremden Umwelt durch die einfache Anschauung nicht näher kommen können. Der Verstand sollte die einfache Anschauung sprengen und die Teile in so viele Beziehungen setzen, daß auch der fremde Jude Verwandtes finden konnte. (Daher mußte es kommen, daß der Jude den Verstand so sehr überschätzte.) Was aber bis jetzt nur Ersatz gewesen war und Not in der Fremde, das galt im Impressionismus als eigentliches Wesen. Die impressionistische Welt war voller Beziehungen, es gab kein Fremdes mehr. Die Bewegtheit der impressionistischen Welt nahm den Juden mit sich, so wie er war. Ahasver, der die Ruhe von seiner Schwelle gewiesen hatte, wurde wieder selig, da es auf der ganzen Welt keine Ruhe mehr gab. In dieser bewegten Welt war keine Erinnerung mehr an die Ruhe. Hier konnte er sich wieder zurechtfinden; es war überhaupt nie eine Welt gewesen, aus der er die Ruhe verjagt hatte, es gab überhaupt nur von je die Welt der Bewegtheit."

Wenn wir einmal so weit sein werden, den Begriff „Burgfrieden" dahin richtig zu verstehen, daß man einen seiner Mitbewohner im deutschen Vaterlande als anders geartet bezeichnen darf, ohne darum als Verleumder verketzert zu werden, wird es auch möglich sein, in aller Ruhe die Bedeutung des Judentums für die Kunstentwicklung des letzten Menschenalters zu untersuchen. Für die Stellung des Impressionismus im deutschen Kunstleben war jedenfalls ausschlaggebend Max Liebermann; er hat geistig beherrscht oder doch zum mindesten in dieselbe Bahn hineingeführt den früheren Direktor unserer Berliner Nationalgalerie, Hugo von Tschudi. Von diesem aber stammt der nach Liebermann nicht nur einfache, sondern geniale Satz: die Entwicklung der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts sei nur an der Hand der Entwicklung der gleichzeitigen französischen Kunst recht zu verstehen und klarzulegen.

Dieser Satz ist nicht genial, sondern geradezu dumm. Denn es ist ganz ausgeschlossen, daß bei zwei so grundverschiedenen Anlagen, wie sie das deutsche und französische Volk aufweisen, bei so tiefer Wesens- und Artverschiedenheit der Wert der Erzeugnisse an dem des anderen gemessen werden kann. Zum vollen Verhängnis wurde diese Art aber durch die unbegreifliche Überschätzung der französischen Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts. Hier wurde alles auf den Kopf gestellt. Weil der menschliche Gehalt dieser französischen Kunst so nichtig ist, wurde zum Dogma erhoben, daß dieser menschliche Gehalt in der Kunst keinen Wert darstellt. Die in aller Ruhe durchgeführte Beurteilung der französischen Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts, wie sie Klein gibt, müßte unseren Kunstfeuilletonisten eingehämmert werden. Sie sollen sie doch einmal widerlegen.

Klein-Diepold unterschätzt den Maler Liebermann nicht, wenn er in ihm auch keinen urschöpferischen Gestalter sieht, sondern einen ungemein klugen Verarbeiter der von ihm klug

erkannten und geistvoll ausgewählten Mittel der französischen und vor allem holländischen Malerei. Durch seinen engen Anschluß an die holländische Kunst und ein gewisses Verwachsen mit dem holländischen Kulturboden schuf sich Liebermann einen gewissen Ersatz dafür, daß er gar kein Verhältnis zum deutschen Volkstum gewinnen konnte. Der unter seinem Einfluß stehende Nachwuchs dagegen übernahm einfach die Pariser Kultur, wie ein Neger, der nach Europa kommt, den Zylinder. Es bleibt eine ewige Schande, wie eigentlich die ganze Kunstgeschichte für die Zwecke volksfremder Händlergruppen gefälscht wurde. Künstlern und Volk wurde eingeredet, Kultur und Kunst seien von jeher allein an der Seine entstanden, nur was man dort unter Kunst verstehe, decke deren Begriff. Dabei vergaßen sie, daß vom 13. Jahrhundert bis zu Böcklin man in germanischen Landen unter Kunst ein anderes verstand als in den romanischen, daß vom 13. Jahrhundert bis zu Böcklin die germanischen Länder die Führung in Malerei und bildender Kunst überhaupt hatten: unsere Ahnen reichen von van Eyck über Roger van der Weyden zu Dürer, Holbein, Grünewald, Rubens, Frans Hals, Rembrandt; eine so stolze Genienreihe, wie ganz Italien sie nicht aufzuweisen hat hinsichtlich zeichnerischer, koloristischer und menschlicher Qualität. — Wir zogen zur vergleichenden Werteinschätzung schon einmal die Franzosen des 18. Jahrhunderts heran; sie, die in ihrer Art doch einen Gipfel bilden, sind schwach im Verhältnis zur verwandten älteren germanischen Kunst. Watteau z. B. wirkt in einiger Entfernung als Dekorateur vortrefflich; näher betrachtet halten seine Bilder nicht stand. Vieles ist verblasen, und kein Baum in seinem Wuchs, nicht Mensch und Tier in der Bewegung sind derart beobachtet wie etwa auf den kleinen ähnlichen Landschaften des Rubens. — Daneben begeht man einen weiteren Irrtum: anläßlich der Gefährdung der Kathedrale zu Reims wurde behauptet, um den Franzosen, die uns Barbaren schelten, etwas Liebenswürdiges zu sagen: wir würden nie vergessen, was wir ihrem Lande verdanken, indem es uns neben der herrlichen Gotik den Impressionismus geschenkt habe —: hier wirft man zwei Dinge, die von Grund aus nichts miteinander zu tun haben, bedenklich durcheinander; die Gotik, die auf französischem Boden gewiß aus germanischem Blut entstanden, steht heute in jenem Lande so fremd und gottverlassen, wie bei uns ihr Geist in stets gewandelter Form lebendig blieb: durch die oberdeutsche Renaissance zum Barock, ja selbst bis ins deutsche Rokoko, während der Impressionismus recht eigentlich das Kind jenes gallischen Geistes ist, der in Frankreich vom Süden heraufkam und die Gotik des Nordens erstickte; wobei es bemerkenswert bleibt, daß es dem germanischen Blut auf gallischem Boden schon nicht möglich war, eine solche Malerschule hervorzubringen, wie in Flandern um van Eyck. Und angesichts dieser Kunstvergangenheit sollten wir ausgerechnet von Renoir lernen, was Malerei ist? von den Franzosen, die erst mit der Puderquaste des Rokoko in einigermaßen merkbarer Weise ihren Einzug in die Geschichte der Malerei hielten? und das Treffliche, das sie im 19. Jahrhundert leisteten, bei spanischen und niederländischen Künstlern entlehnt hatten. — Die Anlage einer ganzen Generation, so leicht dem Besten untreu zu werden, weist freilich auf einen Zustand, für den die Schuld bei uns selbst im weiteren Sinne zu suchen ist. Wenn der einzelne oder eine Generation so leicht fremdem Einfluß unterliegt — und trotz oder wegen seiner individualistischen Anlage diesmal neigte Deutschland besonders dazu —, so muß im eigenen Lande etwas nicht in Ordnung sein. Es muß damit zusammenhängen, daß Deutschland ein Kulturland war, bis Bismarck es durch seine drei Kriege aus dem Gleichgewicht brachte, es auf eine weitere wirtschaftliche Basis stellend, dadurch es den Gefahren des modernen Geistes, an dem die Völker Europas heute kranken, widerstandslos ausgesetzt war und zu größerem Schaden als irgendein Land. Der allzu plötzliche, die Gesellschaft aus dem Zusammenhange reißende wirtschaftliche Aufschwung materialisierte im Verein mit ihm die Massen und isolierte den Künstler; so gerieten sie auseinander und jeder in seiner Art auf Abwege. Direktionslos trieb der moderne Deutsche, zumal der Norddeutsche, auf der Oberfläche, als sei er ohne jede kulturtraditionelle Vergangenheit, so daß bis gestern kein europäisches


Digitized by Google

Land derart dem Amerikanismus zu verfallen schien wie eben Norddeutschland. Die reichen Kräfte waren nach den verschiedenen Richtungen zum eigenen Schaden teils entartet, teils eingeengt. So stehen wir heute unter der Schicksalsfügung des großen Krieges an einer prüfenden Lebenswende unseres Volkes wie einst das französische während seiner Revolution. Nur muß die Wirkung die umgekehrte sein, wie auch die Ursachen verschiedene sind: während sie jenem den Lebensfaden zerschnitt, soll uns der tiefst erwachte Geist unserer Rasse geeint zurückführen an die Geistesquellen unserer größten Führer. St.



Musikalisches Notizbuch

Friedrich Gernsheim † — Max Battke † — Rezniceks „In memoriam"

Friedrich Gernsheim, der am 11. September gestorben ist, hat sein Leben in beneidenswerter Weise auswirken können. Am 17. Juli 1839 zu Worms im sehr musikalischen Hause eines Arztes geboren, wurde seiner früh hervorstechenden musikalischen Begabung alle denkbare Förderung zuteil. Bereits als Neunjähriger wurde er zur besseren Fortbildung nach Frankfurt gebracht, trat zwei Jahre später in einem eigenen Konzert als Klavierspieler, Geiger und Komponist einer Ouvertüre auf und kam schon 1852 aufs Leipziger Konservatorium. Der Geist Mendelssohns, der diese Anstalt noch ganz beherrschte, hat bis ans Ende Gernsheim in seinem Bann gehalten. Nachdem er noch mehrere Jahre in Paris gewesen, wurde er schon mit zweiundzwanzig Jahren Musikdirektor in Saarbrücken, danach ein Jahrzehnt lang Lehrer am Konservatorium zu Köln, dreiunddreißigjährig Professor, von 1874 ab Dirigent in Rotterdam; seit 1890 wirkte er zu Berlin in verschiedenen einflußreichen Stellungen. Seit 1897 war er Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der Künste, seit 1901 Vorsteher der akademischen Meisterschule für Komposition. Daneben hat er längere Zeit eine der größten Chorvereinigungen der Reichshauptstadt geleitet. Seine Schaffensfreude ist ihm bis in die letzte Zeit erhalten geblieben, und noch das Jahr 1916 brachte mit einem Tedeum und einem Streichquartett (op. 89) neue Werke des Siebenundsiebzigjährigen.

Gernsheim ist ein typischer Vertreter der Berliner Akademie. Die eigentliche Grundlage seines Schaffens bietet Mendelssohn: gediegene Kenntnis unserer klassischen Musikliteratur, vollkommene Beherrschung aller musikalischen Formen und eine sehr leicht, ja allzu leicht fließende Arbeitsweise. Das Fehlen der „Hemmungen" ist für viele dieser Begabungen verhängnisvoll geworden. Es fehlt diesen Naturen, wie Mendelssohn selbst, das innere Ringen. Dank ihrer allzu großen Gewandtheit gewinnt jeder Gedanke spielend eine gefällige Form, die nicht nur den Zuhörer, sondern leider mehr noch den Komponisten darüber hinwegtäuscht, daß eine innere Notwendigkeit zum Schaffen nicht vorhanden ist. Die Leichtigkeit des Schaffens läßt es nicht zu jenen Stauungen kommen, in denen allein das Erleben sich so zu verdichten vermag, daß es dann mit zwingender Gewalt den Schöpfer mit- und über sich hinausreißt.

Derartige Künstler greifen leicht zu äußeren Mitteln und verfallen gerade deshalb einer Übertreibung des Ausdruckes, weil sie im Grunde nicht genug auszudrücken haben. Betontes Pathos, gelegentlich auch eine gewisse Kraftthuberei täuschen eine Stärke vor, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Der Hörer fühlt bald, daß solche Werke mehr aufgeregt als innerlich erregt sind und wird dadurch leicht auch gegen die wirklich vorhandenen Vorzüge eingenommen.

Gernsheim hat eine lange Reihe von Werken geschrieben. Unter seinen vier Sinfonien ist die erste in G-Moll durch ein prachtvolles, großzügiges Thema ausgezeichnet, das Erwartungen erweckt, die die folgenden Sinfonien nicht zu erfüllen vermögen. Am sympathischsten wirken die mehr idyllischen Mittelsätze in der zweiten Sinfonie. Groß ist die Zahl seiner Kam-


Digitized by Google

mermusikwerke, unter denen die mit Klavier am wervollsten sind, weil sie auch mit besonderem Geschick die Klangwerte des Klaviers gegen den Streichkörper abzuheben verstehen (fünf Klavierquintette, drei Klavierquartette, zwei Trios). Auch sein Klavierkonzert in C-Moll und die beiden Violinkonzerte in D-Dur und F-Dur werden noch oft gespielt. Wie fast alle Komponisten dieser Richtung hat Gernsheim auch viel für Chor geschrieben. Es sind großangelegte Chorballaden meistens mit Orchester (Hafis, Nornenlied, Salamis, Odins Meeresritt, Agrippina), die einer augenblicklichen Wirkung immer sicher sind, aber nicht nachhalten.

* * *

Unsere Vorstellung ist jetzt so ganz vom Kriege beherrscht, daß sich seine Sehweise auch dem Leben hinter der Front aufprägt. Und so dürfen wir sagen, Max Battke ist am 3. Oktober gefallen. Nicht nur, weil der Tod den auf der Höhe des Lebens Stehenden so plötzlich fällte wie eine tückische Kugel, sondern weil er ein Kämpfer war, der fast bis zum letzten Atemzug Dienst tat. Er war ein Berufssoldat im Bereich seines Lebens, und zwar der rechte preußische Offizier, der immer voranstürmte, wo es im Angriff eine feindliche Stellung zu erobern oder die Fahne der eigenen Sache vorzutragen galt.

Dabei war dieser Mann ein Musiker, und sein Leben, all sein Denken und Tun war der Musik geweiht.

Was hat Musik mit Krieg zu tun? Wie kann ein Musiker Krieger sein? Gewiß nicht als Schöpfer, der die Fülle der Töne zu Gebilden voll süßer Harmonie einfängt, auch nicht der in nachschaffender Kraft die in tote Notenzeichen gebannte Welt der großen Meister zu immer neuem Leben auferweckt. Ein ganz anderes aber ist, wenn einer die Musik als Lebensmacht erkannt hat, in ihr die Kraft sieht, eine Welt der Arbeit, der Mühen und Qualen zu erhöhen und zu verschönen. Er muß Sturm laufen, um in diesem Leben für die Schönheit Raum zu schaffen.

Der so von seiner Kunst denkt und sich derartig ihrem Dienst weiht, findet aber bald nicht in diesem Leben den gefährlichsten Feind, sondern in der Afterkunst. Gerade weil das Weib so edel und hehr ist, ist die Dirne so gemein. Und weil die Musik als vergeistigte Kunst durchs Leben schreitet, als edelste Priesterin im reinsten Tempel waltet, ist sie in ihrer Entartung die feilste aller Künste, die allen gemeinen Instinkten ihre Dienste aufdrängt und das Leben, wo es zur Höhe bestimmt ist, nämlich zur Freudigkeit des Daseins, niederzieht in die schmutzige Gosse.

Diese Tatsache hat Max Battke früh erkannt, und so hat er, der Musiker von Beruf geworden war, weil er in sich den heiligen Ruf der Verpflichtung zur Kunst vernommen hatte, einen Kampf nach zwei Fronten geführt: gegen die gemeine Musikmacherei und für die edle Tonkunst. Er hat dabei früh erkannt, daß die Bekämpfung des Übels am besten durch die Stärkung des Gesunden und Guten erfolgt. Es ist jeder genial gearteten Persönlichkeit das eigentlich Schöpferische Lebensnotwendigkeit, und so ist Max Battke als Kämpfer ein Mann von hervorragender Fruchtbarkeit geworden, dem nicht die Vernichtung des Feindlichen das eigentliche Ziel war, sondern die Mehrung des Guten.

Von diesem Standpunkt aus gewinnt Battkes für den ersten Blick allzusehr auseinanderstrebende Tätigkeit den einheitlichen Zug. Freilich ist, um in unserem Anfangsbilde zu beharren, für ihn immer der Bewegungskrieg Bedürfnis gewesen. Die langsame, zähe Schützengrabenarbeit war seiner lebhaften, immer von neuen Gedanken erregten Natur zuwider. Er war einer der anregungsreichsten Menschen, die mir je begegnet sind, und die Fülle der Absichten und Pläne, die sich ihm aufdrängten, bewirkte, daß er ohne Kummer eine Sache aufgab, wenn sie sich nicht im ersten Ansturm erobern ließ. Es blieb ja immer noch genug zu tun. Allerdings, soweit er mit seiner eigenen Person wirken konnte und seiner fast unbegreiflichen Arbeitskraft, war er von echt ostpreußischer Zähigkeit.

Es ist auch die Hauptaufgabe solcher Naturen, Wege aufzuweisen und Ziele aufzustellen; für die langsame nachhaltige Arbeit finden sich nachher immer Talente genug. In

Digitized by Google

der Hinsicht hatte er manchen Plan entworfen, den andere später ausgeführt haben, wobei seiner kaum gedacht wird. So hat er schon 1896, als die Erfindung des Phonographen noch in den Anfängen steckte, den umfassenden Plan eines Phonogrammarchivs für wissenschaftliche und musikpädagogische Zwecke entworfen, der bis jetzt eigentlich nur in seinem ersten Teile zur Ausführung gekommen ist. Vor allem auf pädagogischem Gebiete hat er auch mancherlei Gründungen bewirkt — z. B. im Jahre 1900 das Seminar für Musik —, die uns dringend nottun und die wohl nur deshalb gescheitert sind, weil sie zu früh unternommen waren. Es ist leider eine Tatsache, daß bei uns gerade für solche musikpädagogischen Zwecke die Geldunterstützung der kunstliebenden Kreise versagt.

Der 1863 zu Schiffus i. Ostpr. Geborene war seit 1887 Schüler der Berliner Hochschule und widmete sich zunächst der Komposition. Zahlreiche Lieder und eine einaktige Oper „O Akademia“ bezeugen ein in allen Sätteln gerechtes Können und eine frisch zugreifende ungekünstelte Art des Erfindens und Empfindens. Schon damals versuchte er durch die mit Peter Rabe und dem inzwischen verstorbenen Wilhelm Berger betriebene Gründung eines „Komponistenvereins“ umgestaltend in unser Musikleben einzugreifen. Der Widerstand der Konzertveranstalter gegen alles Neue in der Musik sollte gebrochen, den Komponisten vor allem auch für die kleineren Formen die entscheidende Möglichkeit, zu Gehör zu kommen, geschaffen werden.

Bald aber erkannte Battke, daß sein eigentlicher Beruf in der Lehrtätigkeit lag. Er hatte rasch zahlreiche Schüler gewonnen und erkannte, wie jeder ernste Musiker, daß der Krebsschaden unseres Musiklebens in der mangelhaften Bildung der Musikliebhaberkreise liegt. Einer Vertiefung des Musiklebens galten von da ab alle seine Bestrebungen, die nach den zwei Seiten der selber Musik Ausübenden und der Musik Genießenden zielen.

Der große Hemmschuh ist der Widerwille der Musikliebhaber gegen alle Theorie. Auf unserm Hauptinstrumente, dem Klavier, lassen sich trügerische Scheinerfolge auch ohne feste theoretische Grundlage erreichen. Es ist aber ganz selbstverständlich, daß ein solches Musizieren, dem es versagt ist, in das Innere der musikalischen Schöpfungen einzudringen, ihren Aufbau, ihr Wesen, das ganze Warum und Wie ihrer Gestaltung zu begreifen, selbst den gut Veranlagten zur Äußerlichkeit führen muß. Geradezu zum System ist diese Art des Musikbetriebes in unserem Schulgesang erhoben. Hier läuft es tatsächlich auf ein papageienmäßiges Auswendiglernen einer Anzahl von Liedern hinaus.

Battke hat eine ganze Reihe von Werken geschrieben, die diesem Übelstande abhelfen wollen. Eine „Elementarlehre der Musik“, „Erziehung des Tonsinnes“, „Musikalische Grammatik“, „Neue Formen des Musikdiktats“ u. a. Den besten Griff tat er mit seiner „Prima-vista-Methode“, die die Fähigkeit des Vom-Blatt-singens zu verallgemeinern suchte. Damit wäre in der Tat ein entscheidender Fortschritt gewonnen, weil so jeder, der die Noten kennt, ohne große Schwierigkeiten sich von selber jedes Lied anzueignen imstande wäre. In den böhmischen Schulen ist diese Methode eingeführt worden.

Gleichzeitig strebte er nach der Verbreitung guter Musik. Auch hier sah er die bessere Zukunft bei der Jugend, die er der einseitigen Beeinflussung durch den Gassenhauer und die immer wieder das Sentimentale und Schwächliche bevorzugende Hausmusik zu entziehen strebte. In unermüdlicher Tätigkeit, die vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckte, hat er hier die „Jugendkonzerte“ durchgesetzt, bei denen den Schülern der Volks- und Mittelschulen von guten Künstlern und auch großen Kunstkörpern die geeigneten Werke unserer Musikliteratur vorgetragen werden. In allen Städten, ja auch auf dem platten Lande hat er solche Konzerte veranstaltet. Mag man auch manches Bedenken gegen eine derartige konzertmäßige Vorführung vor den Unmündigen nicht unterdrücken können, der innerste Gedanke ist gut und ist darum auch überall ins Programm der künstlerischen Jugenderziehung aufgenommen worden. Als Battke den Berliner Mozartchor für volkstümliche Oratorienaufführ-


Digitized by Google

rungen ins Leben rief, faßte er diesen als eine Art Fortsetzung und Ergänzung für jene Jugendkonzerte auf.

Auch erkannte er sehr wohl, daß das beste Mittel der Erziehung zu guter Musik in der eigenen Musikübung liege. Und helläugig, wie er war, benutzte er die neuerwachte Vorliebe für das Lautenspiel. Durch seinen Lautenchor wollte er auf die Wandervögel einwirken. Der Wert der Laute für solche volkserzieherischen Zwecke liegt darin, daß sie mit dem Spieler und dadurch mit dem Leben verwachsen kann. Man hat mit ihr gewissermaßen die Musik im Arme. Es ist ja so wichtig, daß unser Musizieren aus den „Gelegenheiten" des Lebens herauswächst und nicht immer ins Leben hineingetragen wird, wie es bei allen konzertmäßigen Veranstaltungen nicht zu umgehen ist. Der Lautenspieler aber hat sein Instrument auf dem Rücken hängen, und wenn ihn die Lust zum Liede ankommt, schwingt er es in den Arm, und die Lieder klingen auf.

Ach, um diese Lieder! Zahlreicher, als die bunten Bänder, hängen an der Laute die alten lieben Volkslieder. Der Zupfgeigenhans wird zum neuen Bewahrer und Mehrer unseres besten Singegutes. Das Mehren hat Battke nicht vergessen. Er wußte, daß jede Zeit ihre eigenen Lieder braucht und nicht nur vom guten Alten zehren kann. So hat er selbst in den letzten Jahren eine Fülle neuer Lieder für diesen Lautenchor geschaffen, einfache melodiöse Gebilde, die rasch Verbreitung gewonnen haben.

So ist dieses jäh und unerwartet abgebrochene Leben reich an Mühe und Arbeit und verdient darum auch das lobende Wort, daß es köstlich gewesen ist. Vieles ist geerntet, mehr davon steht noch in der Saat. Mögen sich recht viele Nachfolger finden, die diese hegen und zur glücklichen Reife führen.

* * *

E. N. v. Reznickes Chorwerk „In Memoriam", das der Königliche Hof- und Domchor unter Leitung seines Direktors Hugo Rüdel in seinem ersten Konzert zur Aufführung brachte, ist eine Frucht der Erlebnisse dieses Krieges, wenn auch der Aufbau der Dichtung glücklicherweise bis jetzt durch die Ereignisse nicht gerechtfertigt ist. Aber die häufige Verzagtheit und Bangigkeit des Miterlebens der zur Untätigkeit Verurteilten daheim rechtfertigt die Düsternis, aus der heraus der Aufstieg zur sieghaften Helligkeit gewonnen wird.

Der Text ist aus Worten der Heiligen Schrift zusammengesetzt. In tiefster Bangigkeit und tränengesättigtem Leide sucht das gepeinigte Volk den Herrn. „Meine Kinder sind dahin, denn der Feind hat die Oberhand gekriegt." Der zweite Chor bäumt sich zornig auf. „Wie lange stellet ihr alle einem nach, daß ihr ihn erwürget als eine hangende Wand und zerrissene Mauer?" Der dritte vollendet das Bild der Zerstörung. „Du hast meine Feinde umher gerufen, wie auf einen Feiertag. ... Die ich ernähret und erzogen habe, die hat der Feind umgebracht." Dann aber wendet sich die Stimmung aus der Klage zum entschlossenen letzten Kampfe. Im vollsten Gottvertrauen gürtet sich der Held zum Entscheidungskampfe. „Denn der Herr ist dein Trost, und er behütet deinen Fuß, daß er nicht gefangen werde."

Der zweite Teil steht ganz im Sicherheitsgefühl der Gott anvertrauten Seele. „Die Feinde verlassen sich auf Wagen und Rosse, wir aber denken an den Namen des Herrn unseres Gottes." Der Choral „Aus tiefster Not schrei' ich zu dir" klingt hier in die alttestamentarischen Psalmverse hinein. Das Gottvertrauen wächst zu vollster Zuversicht. „Er ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." In dieser Stimmung werden auch die ungeheuren Verluste des Kampfes ertragbar. Man erkennt die Größe der Liebestat derer, die ihr Leben lassen für ihre Freunde, und da sie für die gute Sache gekämpft haben, erweist sich an ihnen die Wahrheit der Seligpreisung. So klingt das Ganze aus in das Bekenntnis des unerschütterlichen Gottvertrauens: „In deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott."

Man sieht, es gehört ein gewisser Zwang dazu, den Geistes- und Gemütsgehalt der Dichtung im einzelnen unserer wirklichen Lage anzupassen. Die innere seelische Stimmung

Digitized by Google

findet sich allerdings trotzdem zurecht. Aber jener Zwang wäre wohl zu vermeiden gewesen ohne das Bestreben, den Text gerade aus Worten der Heiligen Schrift zusammenzusetzen. Ich habe das Gefühl, daß dieser Zwang auf den Komponisten nachhaltiger und hemmender gewirkt hat, als auf den Hörer. Man sieht es daraus, daß er im zweiten Teil, der wirklich im höchsten Sinne „zeitgemäß“ ist, sich viel freier und seinen wahren Fähigkeiten entsprechender gibt, als im ersten. In diesem ersten ist er Tonsetzer, im zweiten Tondichter. Im ersten eifert er alten Meistern nach in durchweg kontrapunktisch imitierendem und fugiertem Stil, im zweiten schreibt er als Musiker von heute unserer eigenen Empfindungsweise gemäß.

Der erste Teil vermag darum uns nicht tiefer zu erwärmen. Er zeigt ein beträchtliches Können, das aber von einer gewissen Gleichförmigkeit der rhythmischen Bewegung und einer gewaltsam abgehackten Heftigkeit der Deklamation beeinträchtigt wird. Im zweiten Teil fließt der Strom der Musik ruhiger dahin, und einzelne Stücke, vor allem „Der Herr ist mein Hirte“ mit pastoralem Charakter, sind von gewinnendem Wohllaut. Auch die Seligpreisungen sind warm empfunden und bieten eine Fülle schöner Einzelheiten, wenn ihnen auch der Zusammenschluß zur Einheit ebenso fehlt, wie dem Eingangschor des zweiten Teiles, in dem der Choral ein fremder Bestandteil bleibt, trotz der kunstvollen Figuration zum Schlusse.

Karl Storck



Zu unseren Bildern und Notenbeilagen

Mit dem Abdruck des den Sonetten auf die Vergänglichkeit entnommenen Liedes „Mein oft bestürmtes Schiff“, das die schwere Novemberstimmung eindringlich wiedergibt, wollten wir zunächst Georg Göhler, den wir im letzten Heft als Meister der kleinen Form kennengelernt haben, auch mit einem größeren Gebilde vorstellen. Aber auch hier liegt das Größere weniger im Umfang, als in der bei aller Gedrängtheit starken Gliederung zu einem wuchtigen großzügigen Aufbau.

Die Wahl des Gedichtes aber ist eine Huldigung an Andreas Gryphius, dessen dreihundertster Geburtstag am 2. Oktober wiederkehrte und bedauerlicherweise von unseren Theatern gar nicht gefeiert worden ist. Nicht als glaubte ich an die Möglichkeit, durch die Stücke des Schlesiers unsern Spielplan dauernd zu mehren. Aber soviel Lebenskraft tragen seine Lustspiele doch in sich, daß sie der Arbeit eher wert gewesen wären, als manches aus der Fremde uns zugeführte Erzeugnis. Unser Königliches Schauspielhaus hätte viel besser daran getan, statt der verwelkten „Blumen der Maintenon“ die noch immer recht frische „Geliebte Dornrose“ ihren Besuchern darzubieten, ganz abgesehen von allen literarischen Verpflichtungen, die man doch schließlich auch gegen die eigene nationale Vergangenheit fühlen sollte.

Gerade daß die äußeren Umstände in dieser Vergangenheit so manches haben verkümmern oder nicht zur Reife kommen lassen, sollte uns zeigen, wie wichtig es ist, alle Gelegenheiten auszunutzen, das Bewußtsein des eigenen Volkswertes in uns zu steigern und bei jedem einzelnen das Verantwortungsgefühl für das Gedeihen des Volkstums wachzurufen. Andreas Gryphius ist ein sprechendes Beispiel dafür, in welchem Maße auch die geniale Veranlagung vom Stande ihres Volkstums abhängig ist, wie schwach auch sie ohne starken nationalen Untergrund ist. Gewiß braucht dieses Nationale, wie unsere klassische Periode zeigt, sich nicht immer in äußerer Macht kundzutun; um so mehr ist dann das innere Bewußtsein des Volkstums Voraussetzung.

Geht es auch sicher zu weit, in Gryphius eine Shakespeare vergleichbare Anlage zu sehen, so ist er als Talent einem Corneille durch seine Vielseitigkeit noch überlegen. Er hat die große Gebärde und das echte Pathos, wie der Franzose, darüber hinaus besitzt er lebhaften

Digitized by Google

Sinn für Komik und gerade nach der Richtung hin auch ein ausgezeichnetes Charakterisierungsvermögen. Vor allem aber ist er voll echter lyrischer Empfindung. Daß der Franzose zu den Dichtern der Weltliteratur gehört, während der Deutsche heute selbst bei seinen Landsleuten vergessen ist, liegt nur am nationalen Rahmen, in den beide gestellt waren. Ähnlich wie ja auch Abraham a Santa Clara an wahrhafter Beredsamkeit, Eigenart und Tiefe der Gedanken den viel berühmteren Franzosen Bossuet weit hinter sich ließ. Der Mangel einer nationalen Kultur läßt eben auch das Werk des einzelnen nicht zu einem wahren Kulturerzeugnis heranreifen. Dagegen vermag alle gelehrte Bildung und alle der Fremde abgeguckte gesellschaftliche Schulung nichts auszurichten. Der Quell des Lebens entspringt nur nationalem Boden.

Man wird heute die Trauerspiele des Gryphius nur noch aus dem Pflichtgefühl des Literaturgeschichtlers lesen und nur in Einzelheiten dabei auf seine Kosten als Genießender kommen. Anders steht es mit seinen Lustspielen. Die „Absurda comica oder Herr Peter Squentz“ ist auch heute noch entschieden viel ergötzlicher, als etwa Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau“. Auch daß wir heute mit Shakespeares „Sommernachtstraum“ und dadurch mit dem für Gryphius wenigstens auf Umwegen vorbildlichen Rüpelspiel vertraut sind, beeinträchtigt nicht die Wirkung des wahrhaft gesunden Humors und der köstlichen Satire dieses noch heute in seiner Holzschnittmanier bühnenfähigen Lustspiels. Den „Horribilicribifax“ wird man dagegen nur im Lesen genießen können. Da aber steckt in der Charakteristik der bramarbasierenden Soldaten, des hohen Gelehrtendünkels und der dumm befangenen Weiblichkeit eine Kraft, die nicht veralten kann. Die „Geliebte Dornrose“ veraltet schon deshalb nicht, weil sie eine getreue Schilderung des Bauerntums jener Zeit ist; und dieses Bauerntum ja in allen seinen Wesenszügen sich gleichbleibt. Auch hier muß man an Gerhart Hauptmann denken, weil in diesem Stück die schlesische Mundart und damit überhaupt eine Mundart zum erstenmal theaterfähig geworden ist.

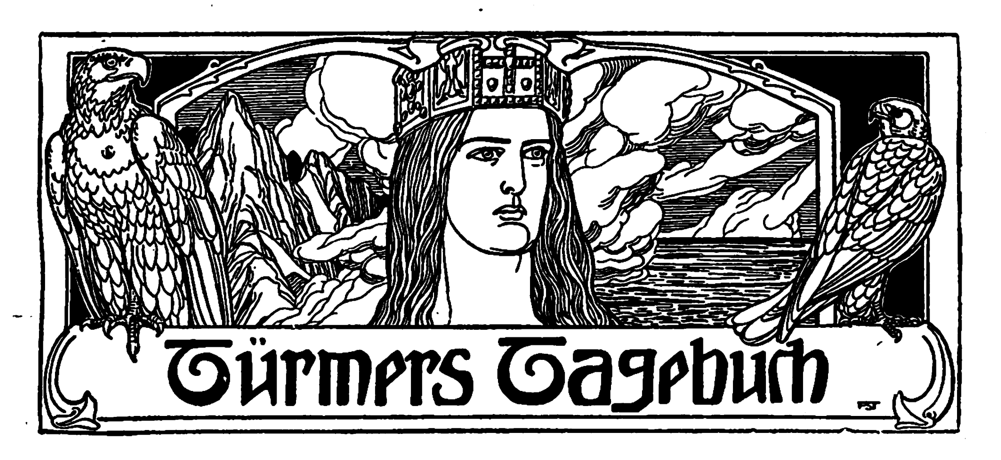
Am sichersten aber packt uns Gryphius als Lyriker. Sein literaturgeschichtliches Verdienst, daß er nach langer Zeit der erste ist, der ganz aus innerster Herzensnot heraus dichtet und darum von allem nur Äußerlichen absieht, gibt seinen Schöpfungen auch den Ewigkeitswert des rein Menschlichen. Ein schwer heimgesuchtes Menschenleben offenbart sich uns. Aber aus aller Düsternis des persönlichen Schicksals und der entsetzlichen Zeitumstände des Dreißigjährigen Krieges findet der Dichter immer wieder den Aufstieg ins Licht des Göttlichen. Alle Zeitlichkeit mit ihrem Elend mündet in die Ewigkeit, die im Schoße eines gütigen Gottes ruht. —

Auch unsere Bilder sind gleichzeitig Gedenkblätter. Am 2. November sind 150 Jahre seit der Geburt des großen Radetzky verflossen, des glänzenden Feldmarschalls, der noch als Zweiundachtzigjähriger die österreichischen Truppen zum Siege gegen Italien führte. Unser Bild, die Schlacht bei Sommacampagna, erinnert an die glänzende Reihe der österreichischen Siege. Es stammt von Albrecht Adam (1786—1862), der den Feldzug im Gefolge Radetzkys mitmachte, ihn in zahlreichen Gemälden verherrlichte und außerdem in seinen „Erinnerungen an die Feldzüge der österreichischen Armee in Italien in den Jahren 1848 und 49“ schilderte. Dieses Werk ist durch viele Lithographien ausgezeichnet, wie Adam schon vorher seine Eindrücke von den Feldzügen 1809 und 1812 in einem lithographischen Erinnerungswerk tagebuchartig festgehalten hatte.

Albrecht Adam gibt als Schlachtenmaler am besten das Durch- und Gegeneinander in der Bewegung der Massen, wobei ihm aber doch die einzelne Episode besonders am Herzen liegt. Seine künstlerische Liebe galt vor allem der Darstellung des Pferdes. Wir suchen ihn nach dieser Seite durch sein ergreifendes Bild „Der tote Kamerad“ zu charakterisieren. Er war der Stammvater eines Malergeschlechtes, seine Söhne Eugen und vor allem Franz traten dabei mit ihm in den engeren Wettbewerb als Schlachtenmaler. K. St.



Digitized by Google



Der Krieg

Was also war die Sitzung, in der der Reichskanzler gestürzt werden sollte? In der endlich nachgewiesen werden sollte, daß aus Bosheit und Niedertracht, Vaterlandsverrat und Geldgier hinterlistige Kräfte die U-Boote bänden, daß sie nicht den sonst sicheren, raschen und doch glänzenden Sieg über England davontragen könnten? Dieser Verlauf der Reichstagssitzung zeigt, was es mit dem verschärften U-Bootkrieg auf sich hat."

So ungefähr urteilen gewisse demokratische und sozialdemokratische „Volksstimmen".

Solcher „Fälschung" gegenüber hält es der „Deutsche Kurier" für notwendig, die Tatsachen richtigzustellen:

„In den Kreisen der Anhänger des unbeschränkten U-Bootkrieges hat die Absicht bestanden, diejenigen stark sachlichen Momente, die jetzt mehr noch als im Frühjahr für die unbeschränkte Anwendung dieses Kampfmittels sprechen, auch in der öffentlichen Sitzung des Reichsages darzulegen. Selbstverständlich haben verantwortliche Kreise sich niemals Äußerungen zu eigen gemacht, wonach Geldgier und Vaterlandsverrat die Anwendung der U-Bootwaffe verhinderten. Wohl aber waren Männer aus den besten Kreisen des Volkes, wie Bassermann mit Recht ausführte, der Auffassung, daß starke politische, wirtschaftliche und militärische Notwendigkeiten für die Anwendung der Waffe sprachen. Diesem sachlichen Begehren entgegen hatten gerade Tageszeitungen, die dem Kanzler nahestanden, davon gesprochen, daß der Reichstag einmal zeigen müsse, wie stark die Mehrheit sei, die hinter dem Kanzler stände. Schon vor Monaten hatte die „Frankfurter Zeitung" ausgerechnet, daß im Höchstfalle die Kanzlergegner über 100 Stimmen im Reichstage verfügten, und ein Berliner Blatt hatte höhnisch gesagt, es werde sich bei einer namentlichen Abstimmung zeigen, wer den Mut habe, sich offen als Gegner des Kanzlers zu bekennen. Von fortschrittlicher Seite war schon in der Budgetkommission der Versuch gemacht worden, einmal ein Vertrauensvotum herbeizuführen oder zum mindesten die sogenannte Methode der Angriffe gegen den Reichskanzler durch eine Mehrheit des Reichstages zurückzuweisen. Wenn alle diese Versuche zurückgenommen wurden, und wenn

Digitized by Google

die angeblich noch vor Wochen so starke Kanzlermehrheit nicht den geringsten Versuch unternahm, ihre Stärke zu beweisen, so sieht das ganz anders aus als ein Sieg ...

Festzustellen ist, daß es nicht die Anhänger des unbeschränkten U-Bootkrieges waren, an denen es lag, daß die Frage im Plenum nicht erörtert wurde. Sie waren dazu bereit, es zu tun, und es war für sie ein sehr schwerer Verzicht, davon nicht zu sprechen. Wenn sie sich auf dringende Vorstellungen verantwortlicher Stellen, denen sie ein großes Gewicht nicht absprechen wollten, davon zurückhalten ließen, so konnten sie zum mindesten erwarten, daß dieses Schweigen, das man ihnen gebot, weil sonst vaterländische Interessen gestört würden, nun nicht von der demokratisch-sozialdemokratischen Presse als Niederlage ausgelegt werde. Beginnt dieses Treiben der demokratisch-sozialdemokratischen Presse sich fortzusetzen, dann wird allerdings die Atmosphäre in Deutschland bald ebenso wieder vergiftet sein, wie sie es vor der Reichstagstagung war."

Was haben wir eigentlich noch zu hoffen und zu fürchten? Gibt es Kindsköpfe unter uns, die wahr und wahrhaftig glauben, die wenigen noch übriggebliebenen Neutralen würden ihre Entscheidung für oder gegen uns durch unser moralisch-freundnachbarliches Wohlverhalten bestimmen lassen und nicht durch ihre eigenen Lebensnotwendigkeiten?

„Lange genug", schreibt Ewald Beckmann in der „Goslarschen Zeitung", „haben wir gezögert, kostbarste Zeit haben wir versäumt. Einen Mann wie Tirpitz haben wir mit heißem Schmerz gehen sehen. Keine Schonung konnte es verhindern, daß Italien uns den Krieg erklärte, daß Rumänien auf die Seite unserer Feinde trat; konnte es verhindern, daß die anderen Neutralen immer mehr unter den englischen Zwang gerieten, und daß Amerika mit Spott und Hohn über unsere ‚Erwartung' zur Tagesordnung überging. Jetzt ist die Vergewaltigung aller Neutralen auf die Spitze getrieben. Die Wut der Neutralen äußert sich überall. Jetzt ist es an uns, auch hier mit fester Hand das Schicksal anzupacken und zu meistern. Auch die Frage der ferneren Haltung der Neutralen ist eine reine Machtfrage. Wenn wir stark und fest unseren Willen, England unter allen Umständen niederzuringen, durchzusetzen entschlossen sind, dann handeln wir auch im Interesse der Neutralen, dann handeln wir im Interesse der nordischen Staaten, im Interesse Hollands, die alle unter den englischen Vergewaltigergriffen an die Kehle röcheln. Die Neutralen allein sind zu schwach, sich aus den rohen Fäusten Englands zu befreien, aber sie würden freundlich gesinnt unserem Kampfe zusehen und würden uns danken, wenn wir den englischen Vergewaltiger Europas rücksichtslos endlich zu Boden schlügen und uns und Europa von einer jahrhundertealten Gefahr endlich befreiten. Lassen wir alle Neutralen wissen, daß wir nun den Kampf gegen England rücksichtslos aufnehmen und durchkämpfen werden, daß wir nun auch keine Rücksicht mehr auf einige neutrale Privatinteressen nehmen können, daß diesem grauenhaften Zustande der Entwürdigung auch der Neutralen durch England ein Ende gemacht werden soll, daß, wie in der Kriegszone auf dem Lande, auch in der Kriegszone zur See der Kampf auf Leben und Tod die Herrschaft

Digitized by Google

führt, und daß für wenige Monate alle anderen Interessen, allgemein wirtschaftliche und private Handelsinteressen, zurückzustehen haben.

Hören wir nicht den Ruf des Schicksals? Wie er uns mahnt, diese letzte Gelegenheit nicht wieder, wie vordem alle anderen, vorübergehen zu lassen? Die Zeit arbeitet nicht für uns, die Zeit arbeitet gegen uns. Was sollte sie uns schon alles Gute bringen! Sie hat uns nichts gebracht als Enttäuschung, als Not, als höchste Gefahr. Wer jetzt noch auf das Arbeiten der Zeit untätig warten will, wer jetzt noch die Furcht vorschiebt, noch ein Neutraler könne sich vielleicht bei einem von uns aufgenommenen rücksichtslosen Kampf gegen England auf die Seite unserer Feinde stellen, der verdient nicht (wir zitieren die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung') die Ehre, ein Deutscher zu sein.

Sie alle röcheln unter englischen Griffen. Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark, sie würden aufatmen, wenn sich die rohe Faust, die sich um ihre Kehle spannt, lösen würde. Auch die Schweiz leidet unter französischem schamlosen Zwang. Spaniens Sympathien stehen auf unserer Seite und würden noch stärker bei kraftvoll betätigtem Willen, England niederzuringen. Wer unsere Niederlage wünscht von den Neutralen, ist Amerika. Auch die amerikanische Gefahr zerplatzt letzten Endes, wenn wir uns mit ihr nicht drohen lassen, wie eine Seifenblase."

Zur Frage „Amerika" möchte ich aus naheliegenden Gründen keine Stellung nehmen. Die Frage läßt sich nicht ohne Rückblicke beantworten, und das gibt's nicht. Dafür dürfen wir uns aber an den Kriegszielen — selbstverständlich unserer Feinde — mit Hingebung weiden. Auch das kann nützlich sein.

„Es kann nicht geleugnet werden," so wird der „Züricher Post" geschrieben, „daß es mit der politischen wie der wirtschaftlichen Unabhängigkeit Deutschlands vorbei wäre, wenn es eine entscheidende Niederlage erlitte, und daß Deutschland also in der Tat um seine unabhängige Zukunft als Volk und Staat ringt, wobei die Frage nicht erörtert werden soll, ob es notwendig war, daß es zu diesem Existenzkampf gekommen ist.

Zur Rechtfertigung ihrer Bestrebungen auf Ausschaltung des Deutschen Reiches aus einer selbständigen Weltpolitik und einem ungehinderten Welthandel führt der Vierverband gewöhnlich an, ein Reich ‚von Berlin bis Bagdad', wie es bei unentschiedenem Kampf aus dem Krieg hervorging, würde die Sicherheit Europas aufs schlimmste gefährden. Es wird aber schwerlich gelingen, diese Behauptung glaubhaft zu machen. Man sehe sich doch das Zahlenverhältnis zwischen diesem mitteleuropäisch-balkanisch-türkischen Reich und den anderen Imperien an. Die deutschen Kolonien eingerechnet würde sich der Machtbereich des deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarisch-türkischen Vierbundes auf 8,2 Millionen Quadratkilometer, das ist etwa ein Sechzehntel der bewohnten Erdoberfläche, erstrecken. Das britische Reich umfaßt aber schon heute 32,4 Millionen Quadratkilometer, das russische 23,7, das französische mit Kolonien 11,4 Millionen. Jedes einzelne dieser Reiche wäre also größer als das des neuen Vierbundes, bis zum Vierfachen von dessen Besitz; zusammen umfassen diese

Digitized by Google

Reiche 67,5 Millionen Quadratkilometer, über achtmal so viel wie der Vierbund. Nach der Bevölkerungszahl wäre das Verhältnis etwas günstiger. Der Vierbund würde etwa 160 Millionen Menschen in sich vereinigen, rund $^1/_{10}$ der gesamten Erdbevölkerung. Demgegenüber zählt das britische Reich 425 Millionen Menschen, das russische 170 Millionen, das französische 95 Millionen, zusammen die drei Reiche über viermal mehr als der Vierbund, wobei noch zu beachten ist, daß sich die Bevölkerung der andern Reiche, besonders des russischen, rascher vermehrt als die des Vierbunds, so daß sich das Verhältnis je länger, je mehr zuungunsten Deutschlands und seiner Bundesgenossen verschieben würde.

Nun bleibe dahingestellt, ob sich die Zukunft der im neuen Vierbund zusammengeschlossenen Völker innerhalb dieses Bündnissystems wirklich sichern läßt, das heißt, ob nicht eine Form staatlichen Zusammenlebens gefunden werden muß, die Frieden und Unabhängigkeit nicht durch Imperiumbildung erstrebt, sondern durch Überwindung des Imperialismus, des deutschen ebenso wie des britischen, französischen, russischen usw. Die Feststellung genügt, daß heute noch alle Staaten ihr Leben und ihre Zukunft auf die Machtpolitik stellen, daß Deutschland in der Erhaltung und Kräftigung des im Krieg entstandenen Vierbunds sein Heil sieht, und daß die Vierverbandsstaaten die Existenz eines solchen Reiches zwischen ihren Weltreichen nicht dulden wollen. Es ist darum ehrlich gesprochen, wenn der ‚Temps' schon vor Monaten (in seiner Nummer vom 15. Juni 1916) erklärt hat: ‚Das Wirtschaftsziel der Entente ist klar: Deutschland zu verbieten, das von ihm Erstrebte zu erreichen, das heißt die Schaffung des Mitteleuropa der Tannenberg, Liszt, Naumann und Helfferich zu verhindern . . . Das Wirtschaftsziel ist auch das politische Ziel — denn alles hängt unter sich zusammen —, und zwar ein ungemein bestimmteres, notwendigeres, gebieterischeres als die allgemeinen Begriffe von der Wiederherstellung des Rechts oder der Zerstörung des preußischen Militarismus.' Und offenherzig gibt auch der Verfasser des kürzlich in der ‚Züricher Post' von Spectator mitgeteilten englischen Briefs zu, daß die schönen Ideale, um deretwillen angeblich von England der Krieg geführt werde, zwar ‚ganz wertvolle, leichtrollende Münze für den Massenverkehr' seien, daß man aber darum nicht Milliarden Pfund und Millionen Männer opfere. ‚Nein, dieser furchtbare Krieg wird um reelle Dinge geführt, und reelle Ergebnisse müssen aus ihm hervorgehen. Das ist klar.' Aus diesem Zusammenhang heraus versteht man, daß Deutschland schon längst jeden Tag Frieden schließen kann: denn wenn heute die Waffen niedergelegt werden, steht morgen der neue Vierbund da, zwar vorerst nur in sehr loser Form, aber doch als in furchtbarer Kampfgemeinschaft auf Leben und Tod zusammengeschweißte politische Genossenschaft, die des inneren Ausbaus in umfassendem Maße fähig ist. Man versteht aber auch, warum der Vierverband jeden Gedanken an Frieden ablehnt und entschlossen ist, mit allen seinen riesigen Mitteln den Kampf gegen die Wehrmacht Deutschlands und seiner Verbündeten weiter zu führen ‚bis zur Zerschmetterung', wie sich Lloyd George ausgedrückt hat. Ist dieses Ziel der völligen militärischen Niederringung des Gegners erreicht, dann wäre

Digitized by Google

die Entente allerdings imstande, einen Frieden zu diktieren, dessen Inhalt wäre: Deutschland scheidet aus der Reihe der selbständigen Weltmächte aus; es gibt künftig wohl ein britisches, französisches, russisches, selbst ein italienisches Imperium, daneben später vielleicht auch ein japanisches und ein amerikanisches — aber kein Deutsches Reich mehr."

Wenn die Politik ans Morden geht, sagt Prof. Dr. Ed. Heyck (den Türmerlesern ein Wohlvertrauter) im „Größeren Deutschland", siegt kein Abel über Kain. Der Lebende hat recht. Der Erschlagene bringt es bestenfalls dazu, daß er als historisches Trauerspiel bearbeitet wird. So stand's mit dem August 1914 und steht es jetzt noch.

„Nicht alles, längst nicht alles um uns brauchte heroische ‚Not' zu zwingen. Noch schlugen uns Rechtsgefühle der unverführten Völker laut entgegen, noch galten Verträge und Bündnisse ein nicht ganz zerstörtes Teil. Das europäische Eisen war, wie noch nie, in dem allgemeinen Zustand, daß Kraft und Kunst es schmieden konnten. Trotz Zeitungen, die in Verstand und Gefühl sie ekelten, horchten in ganz Europa die Menschen auf, die den im Donner daherfahrenden St. Michael verspürten, den Gewaltigen wider Albion, das auf Völkergrabsteinen thront, den neuen, aber edleren Napoleon, Mann nach dem Sinn der Völkerseele ... So war's, immer noch trotz Zeitungen und ‚Hunnen', als Lüttich und Namur fielen und weiter die weltangestaunten Haubitzen und Heere zogen. — Damals war ich in Jütland. In einer Handelsstadt kam ich ins Gespräch und hätte vorher nicht geglaubt, wie diese dänischen Kaufleute über England urteilen würden. ‚Doch was werden Sie hier machen, wenn die Engländer landen?' — ‚Oh, es nicht ist sehr schlimm. Da telephonieren wir sehr schnell nach Deutschland: Bitte kommen Sie, es ist ein Herr da, der Sie sprechen will!'

Ein Millimeterchen Belehrung aus der Zeitgeschichte; immerhin soviel Neigung für Deutschland war das nicht, aber sie war nicht nötig dafür. Sie ist nirgend, nirgend, wo man nicht schließlich mit uns Kriegskamerad ist. Gestern stimme ich bis aufs Haar in allen politischen Auffassungen mit einem neutralen Herrn überein, der für sein Land die ganze Rettung durch dessen König und sonst durch Deutschland sieht und mir genau darlegt, wie auch in Athen England die Okkupation und die ganze Tortur leitet, nicht Frankreich, dessen Orientpolitiker in diesem Fall zwar öffentlich vorgerückt werden. ‚Je ne suis pas ami des alliés!' erklärt er mir wiederholt. Er vermeidet durchaus, das anders herum, bejahend sagen. Er schildert den klugen, festverläßlichen Gunaris, Venizelos, Zaimis (une grande moustache), die unermeßliche populäre Dankbarkeit für König Konstantin, das Halten des ganzen Volks zu ihm, den Verlaß drauf, daß König und Kronprinz nichts gegen den eigenen Willen tun; fortwährend wehrt er dabei ab, daß man denken könnte, der König sei ‚deutschfreundlich'. ‚Er handelt nur, denkt nur griechisch.' Was wäre er auch sonst?

Freundschaften, Werben um sie, Noblesse, Freiwilligkeit, Enthaltsamkeit usw. sind falsche Begriffe in solcher Zeit. Die politische Wirkung wiegt mehr denn jemals genau soviel, als man sie wollen, handeln und ausrichten sieht. Die ganze Welt, auch die sonst urteilsfähigere, sieht nun einmal in Deutschland eine sehr viel wollende Macht, denkt und nimmt nicht anders

Digitized by Google

an, und namentlich schreibt sie dem Kaiser (trotz einem Vierteljahrhundert Friedenspolitik) den Geist eines Alexander zu, der nur noch gewartet. Dann aber ist es in Gottes Namen richtiger politisch, mit dem, was alle unwiderleglich voraussetzen, auch zu rechnen, die Schachzüge danach zu tun, anstatt alles dareinzusetzen, wie wir unseren Nichtwillen beweisen. Die anderen Nationen haben an diesem kein wirkliches Interesse. Sie haben mehr Interesse an Hindenburg als an unserer diplomatischen Aszese. Als klar und sichtbar Handelnde, Wollende, Mutweckende konnten wir am besten überzeugen, daß wir es mit reineren Plänen als England tun, denn dieses kennt man, wenn man's auch auswärts nur flüstert, in Unterhaltungen sagt, öffentlich nicht druckt. Entschiedenheiten, Taten, und als deren zweite Wirkung das staunend und freudig aufatmende Sehen der Völker, daß diese Entschlußkräfte ihnen bringen, helfen, statt sie zu verderben. Derlei aber erreicht man nicht durch eine Politik mit untauglichen Mitteln, als da sind deutsche Negativitäten, Abstinenzen, Diplomaten. Dies konnte unsere Politik bis 1914 schon lehren.

Die alten Epen wußten, weshalb sie die Siegfried- und Achillgestalten der adligsten Völker hürnen dachten. Der Adlerflug der deutschen Politik mußte hürnen gewappnet sein. Dann dauerten die Kritiken eine gewisse Zeit, erreichten nichts, wurden zwecklos, wie bei England, waren überstanden. So aber senkte er sich verhängnisvoll in die Pfeilschauer des vergifteten Rechtsstreits, der Verdächtigung, Verleumdung, blieb ihre rechtschaffen alles auffangende Zielscheibe und ward, da's ihm ans Innerste ging, zum Philoktet geschossen.

Die neutrale Psyche begann mit der ursprünglichen Hochachtung für uns und Hochgespanntheit, was aus der Welt nun werden würde. Ihr Selbstgefühl gab aber der Verlockung nach, von einer naturrechtlichen Zustimmung zum paragraphenrechtlichen Richten überzugehen, über die eine Partei, die sich auf diese Bank hinziehen ließ. Zurzeit sind die Selbstgefühle von ganz anderen tief, tief heruntergedrückt. Dem entspricht der deutsche Standpunkt, daß ‚wir für die Neutralen kämpfen' und ihnen verläßlich versichern, daß wir weiter von ihnen nichts verlangen, erwarten. Das verhindert nur nicht, daß man von anderer Seite verlangt, die Sorge zum Hebel macht und ruhelos unsere Null-Bilanz zerstört. — Indessen auch damit ist glücklicherweise noch nicht aller Dinge Schluß. Stufe führt auch wieder zu Stufe. Auch das Angsthaben hat seine Reaktionen. Es kommen auch wieder Besinnungen zur Wirkung, was es besagen würde, richtig gefesselte englische Filialsatrapie mit Kanonenfutterlieferung zu werden. Es flackern wiederkehrende Ermannungen auf, und die Aussicht für ihre Vermehrung wächst. Je dringlicher es England wird, schonungslos, phrasenlos zu sein, zuzudrücken, statt noch zu drohen und wühlen, kämpfen wir nur immer ‚für die Neutralen'. Gut, aber dann auch so, daß die am nächsten gewürgten ihre Kehle dadurch bälder frei bekommen. Und mit der heillosesten Politikergesellschaft Europas, diesen bis zum Platzen mit Millionen-Handsalbe vollgestopften Rumänen, verfahren wir, daß gründlich anderen die Lust vergeht!

Das Kapitel von den fremden Zeitungen soll nun mit dem vorhin Gesagten nicht erledigt sein, daß man um der stärksten Politik willen sich auch einmal um sie allesamt nicht kümmern müsse. Wir haben es teils viel zuviel getan, und teils

Digitized by Google

viel zuwenig. — Es gibt überall Zeitungen, die nicht die nationale ehrliche Meinung sind oder für diese eintreten. Nichtsdestoweniger erreichen sie, was schließlich zur nationalen Tatsache wird. Siehe ‚Corriere della Sera‘, siehe ‚Adeverul‘, mit ‚Dimineatza‘ im Gefolge. Auch der von der französischen Gesandtschaft besoldete ‚Stambul‘ wurde im Spätsommer 1914 stark gelesen, sein Straßenruf war der lauteste, und er ging ab wie das ‚Berliner Tageblatt‘ auf unseren Bahnhöfen. Es liegt wohl ein Reiz darin, das eigene, natürlichste Gefühl mit der Lauge eines heterodoxen Verstandes zu versalzen, mit einer fremden Besserwisserei, die dann die eigene wird; auch die Kritiklosigkeit hat ihre Standesgefühle. In allen Ländern gibt es geistige Mittelstände, deren Angehörige sich niemals verzeihen würden, den Bahnsteig ohne ‚das‘ betreffende Blatt zu überschreiten. Es ist das zugänglichste Abzeichen der ‚Intelligenz‘. Unter Umständen werden sie Regierungsblätter.

Dem wichtigen Element der Auslandszeitungen gegenüber haben wir in dem Zeitraum 1914—1916 keine Verhaltungslinie gefunden. Wir haben sie durchstöbert, um das für uns irgendwie Schmeichelhafte, Günstige herauszusammeln, meistenteils so, wie der Schauspieler seine Kritiken zusammenliest, sie mit geeigneten Auslassungen herumsendet, aber um das Wie und Wer dieser Blätter und was sie noch sonst enthalten, weiter sich nicht kümmert, oder höchstens so, daß die machereichsten parteilichsten ihm dadurch die beglückendsten werden. Wir haben auf diese Weise mit unsern herumtelegraphierten ‚Zeitungsstimmen‘ für die gehässigsten Blätter (von den italienischen an, als sie noch neutral hießen) eine ungeheure Reklame gemacht und in gar nicht abschätzbarer Weise so noch ihre Macht gesteigert. Die ‚Neue Züricher Zeitung‘ soll sich während dieses Krieges der Zahl von 20 000 reichsdeutschen Abonnenten erfreuen; Schweizer Blätter, die mit ihrer ehrlicheren Meinungsbildung als unsere besten Freunde zu betrachten sind und aus demselben Grunde die eigentlichen Lesergemeinden haben, Züricher, St. Galler, Baseler Zeitungen, ‚Berner Tageblatt‘ u. a., wurden sehr viel weniger zitiert, wenn man vom ‚Bund‘ absieht, und auch noch darum haben sich einzelne Privatleute Mühe geben müssen, die außerhalb der Amtlichkeit und außerhalb der Journalistik stehen. ‚Blüte zartesten Gemütes ist die Rücksicht‘, wir fließen davon über gegen alles, was feindlich, ablehnend, träge ist oder sie sonst nicht verdient, und haben keine Acht für jene, die uns selbstlos kämpfend nützen. Es ist nicht nur Treitschkes Wort von der Undankbarkeit der Deutschen, das sich so wieder bestätigt, es ist auch ihre — damit verwandte — Unmündigkeit für ein politisches Zieldenken. Die Entente hat in allen Ländern ihre auf systematische Weise Dienstbeflissenen; deswegen war darauf zu achten, was es da nicht bloß von einzelnen wohlschmeckenden Knochen aufzulesen gab, sondern wohin sie als Ganzes ihre einheimischen Leser führen.

Am 20. August im Jahre der Erlösung 1916 hat nun die ‚Norddeutsche Allgemeine‘ aber gefunden, daß die Haltung der dänischen Presse nicht ‚unbeachtet bleiben‘ dürfe und, weil ‚Dänemark ein demokratisch regiertes Land‘ sei, zu ‚denken geben müsse‘. Mit dieser letzteren Kausalbemerkung sind wir intimst nachdenklich in unserem diplomatischen Betrieb darin, soweit er bis auf wenige besondere Posten noch immer nicht aus der kabinettspolitischen Vorstellung erwacht ist, es genüge zu wissen, was die Herren Minister versichern und wie sich die Einflüsse

Digitized by Google

an den Höfen gruppieren. Überdies hat man ja die ‚Verträge‘, die dann hinterher den ‚Treubruch‘ diplomatisch aufs genaueste nachweisen.

Ich habe den ersten ungebrochenen Ansturm der Entente auf die Kopenhagener Presse, Anfang August 1914, miterlebt oder vielmehr deswegen aufgesucht, weil es mir so erschien, als dürfte das nicht ‚unbeachtet bleiben‘. Zu weiterem Nutzen bin ich damit allerdings nicht gediehen und bin in der Lage, dies zu rechtfertigen. Die Dinge, womit der kalte Wasserstrahl der ‚Norddeutschen Allgemeinen‘ jetzt von ihr begründet ward, sind ein unbedeutendes Kinderspiel gegen jenes politische Trommelfeuer vor zwei Jahren, aus London, Paris, Petersburg, unter der aktiven geschickten Teilnahme des englischen Gesandten, Sir H. Lowther, und unter den verschwenderischen Petroleumzugüssen von Lüge über Lüge durch den Herrn Peter ‚von‘ Jessen in Paris. Wohl allen Hochwohlgeborenen, die das nicht mitgemacht haben, wenn an den Abenden nach Geschäftsschluß die Extrablätter mit den genauen Schilderungen der deutschen ‚Grusomheder‘, der deutschen Barbarengreuel herauskamen, daß Männer und Frauen, fahl erblassend, sie wortlos von Hand zu Hand sich weiterreichten; wenn die dunklen Hauptstadtmassen zur Zeit des Hauptdepeschentums sich vor den Lichtfenstern der Zeitungspaläste am Rathausplatze drängten, wo Schlag auf Schlag die aufjagendsten Nachrichten auf den erleuchteten Leinen erschienen: die Deutschen aus Belgien zurückgeworfen, allgemeines Vordringen gegen Berlin, die Entente auf abermals neue Staaten ‚ausgeweitet‘, Italien, Spanien, Türkei, Rumänien, Griechenland usw., jetzt auf ganz Europa, es fehlen allein noch die fertigen Abschlüsse mit Bulgarien.

Dazwischen unheimlich Remontengetrappel durch ferne Straßen klang, die Reservisten vom Bahnhof in die Hauptstadt einmarschierten, militärische Autos mit goldbemützten Generalen durch die Nacht hin und her rasten, mitten aus der Menge sehnige, schlanke, junge Dänen, Leute von Stand und Bildung, die Hände zum dunklen Himmel aufreckten und bebend vor Impuls und Ungestüm zu sprechen begannen: daß die Zeit gekommen sei, nun endlich mit diesem gottverfluchten Deutschland den Rest zu machen, Verbrechen sei's, wenn Dänemark zögere und so noch Mitschuldiger im Zorngericht Europas werde.

Der Abend ist ja nie der kühle Morgen, und die wenigsten Dänen dachten ernstlich so, auch nicht die Diplomatie des Landes. Aber das war die Wirkung und die ‚Haltung der dänischen Presse‘, die ‚in letzter Zeit‘ zu denken gibt.

Ach, was waren wir für Politiker. Auf die Schweizer haben die Zeitungen und Stammtischler bei uns, besonders in Süddeutschland, geschimpft; irgendwo mußte doch die Neutralitätskritik hinaus, und hier war jeder zuständig, der einmal auf den Piz Languard gestiegen oder im Gasthof am Vierwaldstätter See gesessen. Freilich, wenn sie dann obendrein noch, ‚des eigenen Urteils wegen‘, es aus der angepriesenen ‚Zürizitig‘ nahmen. — Weiß es der Himmel, wie oft ich, bei aller Volklichkeit meines Deutschtums, am liebsten hätte wünschen mögen, daß in der Schweiz nicht Deutsch, sondern so etwas wie Holländisch oder Dänisch gedruckt und gesprochen werde, damit nur diese deutsche Urteilsunfähigkeit zum Schweigen komme!

Der stammdeutsche Schweizer ist, wie alle die sinnierenden Alemannen, ein sehr wägsamer Mann mit seinen Worten, und Landesverhältnisse haben noch

Digitized by Google

weiter dazu beigetragen, einen guten Teil des Klügeren zunächst auf das ‚münt segge!‘ hinauszuführen. Der geht denn aber doch sehr oberflächlich, wer darin die Männlichkeit der Schweizer und ihren politischen Weitblick beschränkt vermeinen wollte. Die mit der Entente fraternisierenden Welschen einerseits und andererseits das machtsüchtige Wühlertum des Nationalrats Grimm (eines geborenen Reichsdeutschen, wenn ich recht weiß), diese ganze doktrinengeschwellte, fremdselige Internationalistengruppe, die ungescheut schon über die Staatsexistenz der Schweiz ihren dünkelvollen Hohn ergießt, haben wohl lange Zeit die um Einigkeit bemühten Erörterungen unter ihrem Bann gehalten, aber allmählich das Faß denn doch an den Rand des Überlaufens gefüllt. Außerdem sitzt in Bern eine Regierung, um deren sichere, ruhige, absolut vaterländische Klugheit die Schweiz von mancher verfassungsmäßigen Monarchie beneidet werden kann. Die Eidgenossenschaft läßt sich ihr geschichtliches Haus weder von außen noch von innen über den Haufen stürzen, man weiß aber auch ganz genau, wozu man deswegen unter Umständen entschlossen sein wird und was man sich nicht bis ins Unbegrenzte gefallen lassen kann. Die Deutlichkeit in dieser Beziehung, die jüngst bei der sogenannten ‚Affäre‘ des Dr. Bircher und des Obersten de Loys zum vollends mündlich nicht so wie für die Öffentlichkeit immer noch abgemessenen — Widerhall gelangte, war eine weit vernehmlichere, als sie sich bei früheren Vorfällen herausgetraute.

Daß ich nicht mißverstanden werde, das Haus des Schweizers ist das eidgenössische und nicht das deutsche. Mit oder gegen wen, steht, so gesehen, in zweiter Reihe. Ihr Land und ihre Geschichtlichkeit durch diese Zeit zu retten, um das handelt es sich, und darin werden sie, wenn's drauf und dran geht, die alten Telle sein.

Das ist aber, so wie die Dinge im engeren wie im großen Verhältnis liegen, heute für uns schon vieles wert. Und so liegt es auch noch anderswo, daß auch dort das tua res agitur begriffen werden mußte. Zerbricht jetzt Deutschland, so stürzt vom Nordkap bis an den Gotthard und bis Kap Matapan noch vieles in seine Trümmer mit. Das ist die Erkenntnis, der nur, neben der unsterblichen Dummheit politischer Dogmen, hier und da auch Feigheit, die mit dem Morgen das Heute billiger abzukaufen meinen möchte, wehrt. ‚Für‘ die Lauheit der ganzen Welt, gegen die Niedertracht der ganzen Welt kann auch nicht ins Unbegrenzte der brave Musketier es machen und verbluten. — Erkenntnis, und aus ihr Gewissenswille. Wenn die zwei allorten unerschütterlich die Hände in den Schoß legen, dann ist es verloren, denn England ruht nicht, auch wenn es zu rasten scheint. Dann hat der Weltkrieg die Formen erreicht, die nicht mehr in den Verstand zu fassen sind, die nur noch dem sinnlosen, furchtbaren Naturereignis, wo der Mensch sein Schicksal hinnimmt, zu vergleichen sind.“

Wir würden, wenn es denn sein müßte, getrost unser Schicksal hinnehmen. Aber nicht als Opferlämmer sinnloser Ereignisse oder unzulänglicher Erscheinungen.



Digitized by Google



Der Wahrheit die Ehre!

Das „Berliner Tageblatt" hatte Mitteilungen aus einer Zuschrift an Reichstagsabgeordnete veröffentlicht, die nach seiner Angabe an erster Stelle vom Grafen Hoensbroech unterzeichnet sei. Ferner ständen darunter die Namen Emil Kirdorf (Mühlheim a. d. Ruhr), Admiral von Knorr (Halensee), Geheimrat Bertold Koerting (Hannover) und Ernst Haeckel (Jena). Diese Angabe der Namensunterschriften ist nach Kenntnis der „Goslarschen Zeitung" nicht vollständig, wie ja das „Berliner Tageblatt" auch aus dem Inhalt dieser Zuschrift — an Reichstagsabgeordnete — nur einen ganz kleinen, für seine Zwecke vermeintlich geeigneten Auszug mitgeteilt hat. Es ist also von jedem sachlichen Standpunkte aus nur zu begrüßen, wenn die „Goslarsche Zeitung" auf den wirklichen Inhalt und die wirklichen Absichten jener (vom „Berliner Tageblatt" etwas zugespitzten) Aussprache näher eingeht:

Der Brief beginnt mit der Feststellung, daß seit der letzten Reichstagssitzung das Ringen um Deutschlands Bestand, um seine nationale, politische, wirtschaftliche und kulturelle Zukunft an Ausdehnung, Gewalt und auch Gefahr zum Höhepunkt gewachsen sei. Unser Volk stehe im Entscheidungskampf. Sein oder Nichtsein sei wirklich die Frage. So sei die kommende Beratung der vom Vertrauen des Volkes berufenen Vertreter des deutschen Volkes von höchster, von geradezu einzigartiger Bedeutung, denn ein nicht geringer Teil der ungeheuren Verantwortung für das, was kommen werde, ruhe auf den Reichstagsabgeordneten. Diese würden es sicher nicht verübeln, wenn die Unterzeichner des Briefes in dieser bitterernsten Stunde, in der alles, was uns teuer und heilig sei, auf dem Spiele stehe, offen, ja rücksichtslos sprächen. Wo das Vaterland in höchster Not sei, müsse jede andere Rücksicht, sie scheine noch so berechtigt, beiseitegeschoben werden. Von diesem allein richtigen Standpunkte aus beginnen die Unterzeichner mit der Feststellung, daß das bisherige Verhalten des Reichstages während des Krieges weite und beste Kreise des Volkes stark enttäuscht habe. Es fehle der eiserne Wille, das zu tun und zu sagen, was die Stunde heische. Vor allem rede man hinter verschlossenen Türen, während das Erfordernis gewesen wäre, offen und öffentlich über begangene Fehler zu sprechen und damit die Abstellung herbeizuführen. Was die Vertretungen des englischen, französischen, italienischen und in gewissem Maße selbst die des russischen Volkes könnten: öffentliche, rücksichtslose Aussprache, das müsse auch die Vertretung unseres Volkes können. Die erste

Digitized by Google

Forderung, die deshalb an die Reichstagsabgeordneten gestellt wird, ist: in öffentlicher Sitzung müssen die Punkte verhandelt werden, deren Entscheidung brennend ist und deren nichtöffentliche Behandlung nur schädlich wirkt, indem dadurch Beunruhigung, schwere Verstimmung und Verängstigung im Volke hervorgerufen werden.

Dann werden die einzelnen Punkte, die in dieser Weise öffentlich verhandelt werden müßten, näher erörtert. Zunächst handele es sich da um die Freigabe der Erörterung der Kriegsziele. Stichhaltige Gründe gegen die Freigabe gäbe es nicht, denn der einzige Grund, der eine Freigabe verhindern könne, würde Unentschlossenheit, Unklarheit und Halbheit der Reichsregierung sein. Nun darf man wohl nicht annehmen, daß unsere Reichsregierung nicht den Mut habe, hochgespannte Kriegsziele aussprechen zu hören oder solche Kriegsziele selbst aufzustellen; man darf wohl nicht annehmen, daß unsere Reichsregierung annehme, unsere Feinde würden dadurch nur noch mehr gereizt, die Neutralen nur noch mehr gegen uns eingenommen werden. Man kann deshalb die Forderung auf Freigabe der Erörterung der Kriegsziele nur zustimmen, und es wird in dem Briefe auch darauf hingewiesen, daß eine Steigerung des Vernichtungswillens unserer Feinde nicht mehr möglich sei, daß die Neutralen nicht durch Entgegenkommen, sondern nur durch festes, sachlich rücksichtsloses Auftreten zu beeinflussen seien. Seit Jahrzehnten kranke unser politisches Verhalten an Rücksichtnahme links und rechts. Nur ein Gesetz gebe es gegenwärtig, es heiße: Rücksichtslosigkeit. Dieses Gesetz beherrsche unsere militärischen Maßnahmen und zeitige ihre Erfolge. Das gleiche Gesetz müsse auch unsere Politik beherrschen, und dafür habe die Volksvertretung einzutreten. Wenn die Gegner der Freigabe der Kriegszielerörterung immer wieder einwenden, die militärische Lage sei noch nicht genügend geklärt und gesichert, der entscheidende Sieg sei nicht gewährleistet, so wird dem entgegengehalten, daß die militärische Lage und der Sieg mit Aufstellung der Ziele, für die ein Volk kämpfe, nichts zu tun hätten. Wohl hätten militärische Lage und Sieg zu tun mit Verwirklichung der Ziele; die Aufstellung von Zielen aber sei eine Sache für sich, und sie sei ebenso notwendig, wie die Aufstellung eines Feldzugplanes, bei dem es auch nicht sicher sei, ob er sich verwirklichen lasse. Ein wichtiges psychologisches Moment komme hinzu: Nur dann behalten Heer und Volk die nötige Widerstands- und Durchschlagskraft, wenn sie wissen, wofür sie bluten und opfern, wenn die Größe des gesteckten Zieles der Größe der zu ertragenden Leiden entspricht. Klarheit des Erkennens gebe Festigkeit des Wollens und Handelns. Das sei eine im Leben des einzelnen wie in dem der Völker sich stets wiederholende Wahrheit. In dieser Klarheit des Wollens und im offenen Aussprechen des Wollens liege einer der Hauptgründe der politischen und militärischen Erfolge Friedrichs des Großen: „So oft er zum Schwerte greift,“ sagt Treitschke von ihm, „verkündet er mit unumwundener Bestimmtheit, was er von den Gegnern fordert, und er legt die Waffen erst nieder am erreichten Ziele.“ Lernen wir doch von unseren Feinden! so fährt der Brief an die Reichstagsabgeordneten fort. Trotz schlechter militärischer Lage wiesen sie fort und fort auf weitest gesteckte Kriegsziele hin. Sie wüßten, daß dadurch ihre Völker zum Ausharren und Weiterkämpfen angespornt, daß dadurch die Neutralen in Botmäßigkeit und Furcht gehalten

Digitized by Google

würden. Wenn man an die zielbewußte Rücksichtslosigkeit Englands und Frankreichs denke gegenüber Griechenland, Rumänien, Holland, Schweden und an die Erfolge, die sie dadurch erreichten, dann steige Neid über das selbstbewußte Handeln und Scham und Zorn über eigene schwächliche Zaghaftigkeit in einem auf. Der im Unverstand verhöhnte sacro egoismo sei, wenn Völker um ihren Bestand ringen, das allein Richtige. „Krieg", sagt unser großer Kriegstheoretiker Clausewitz, „ist die Anwendung von Gewalt, und diese Gewalt kennt keine Grenzen."

Der Brief wendet sich dann dem U-Bootkriege zu und fordert, dieses Clausewitzsche Wort müsse Grundsatz werden für den U-Bootkrieg. Näher können wir aus den bekannten Gründen auf diese Ausführungen nicht eingehen ...

Dann wendet sich der Brief der Entlassung des Herrn v. Bethmann Hollweg zu, und dieses ist der Absatz, aus dem das „Berliner Tageblatt" zitiert. Die Unterzeichner des Briefes stellen fest, daß wir keine parlamentarische Regierung haben, und daß sie sie auch nicht zu bekommen wünschen. Der Reichstag könne deshalb die Entlassung des Reichskanzlers nicht unmittelbar herbeiführen, aber er könne die Gründe für die Entlassung darlegen ...

Bei der Aufzählung dieser Gründe für die Entlassung Bethmann Hollwegs stützen wir uns aus bestimmten Gründen auf den Abdruck im „Berliner Tageblatt". Das „Berl. Tageblatt" teilt als angeführte Gründe unter anderem mit:

a) Herr v. Bethmann Hollweg hat sich vor und während des Krieges gänzlich unfähig erwiesen, das politische Ansehen des Deutschen Reiches zu wahren und die militärischen Erfolge unseres glorreichen Heeres wirksam auszunutzen.

b) Vor dem Kriege hat der Reichskanzler eine Politik der schwächlichsten Nachgiebigkeit gegen alle unsere Feinde, vor allem gegen England befolgt, und dadurch bei den Feinden den Glauben erweckt, Deutschland ließe sich eher alles bieten, als daß es zum Schwerte griffe, es erscheine also weder innerlich fest, noch äußerlich stark genug, sein Recht auf wirtschaftliche Entwicklung geltend zu machen.

c) Herr v. Bethmann Hollweg selbst hat dem britischen Botschafter Goschen gegenüber am Tage der englischen Kriegserklärung erklärt, seine Politik der Verständigung mit England sei zusammengebrochen. Ein Mann, der eine so falsche Politik jahrelang betrieben hat, eine Politik, die, statt zur „Verständigung" zum Weltkrieg geführt hat, ist unfähig, weiterhin an leitender Stelle zu stehen. Er selbst hätte damals die Folgen für sich ziehen müssen aus dem Zusammenbruch seiner Politik, er hätte seinen Abschied nehmen müssen. In Verblendung über sich selbst hat er es nicht getan. Der Reichstag ist dafür da, ihm öffentlich den Spiegel vorzuhalten.

d) Während des Krieges hat Herr v. Bethmann Hollweg Fehler auf Fehler schwerster Art begangen: er hat das maßlos verderbliche Wort gesprochen vom „Unrecht", das wir gegen Belgien durch „Neutralitätsverletzung" begangen haben; ein Wort, so unwahr in sich und so abträglich für Deutschland, daß es nur aus lügnerischem Feindesmunde hätte stammen dürfen; er hat trotz großer Siege unseres Heeres seine jammervolle Friedenspolitik der Schwächlichkeit zum größten Schaden Deutschlands fortgesetzt.

e) Herr v. Bethmann Hollweg hat weder vor noch während des Krieges gewußt, wie die Dinge eigentlich standen.

Digitized by Google

Selbstverständlich werden diese vom „Berliner Tageblatt“ aus dem Brief an die Reichstagsabgeordneten auszugsweise mitgeteilten Gründe in dem Briefe selbst noch näher erläutert, und es wird auch nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der Friedensschluß an die maßgebenden Männer ungeheure Anforderungen stellen werde, an ihren Verstand, an ihren Willen, an ihre Geschicklichkeit, und zwar würden diese Anforderungen gestellt werden, ob wir am Ende des Krieges nun gut, mittelmäßig oder schlecht daständen. Ja bei mittelmäßigem und schlechtem Stand der Dinge würden die Anforderungen das Höchstmaß erreichen, denn dann gelte es mit unbeugsamer Festigkeit und vollendeter Geschicklichkeit zu retten, was zu retten überhaupt noch möglich sei. Und wenn die Dinge gut ständen, müßten die Friedensbedingungen aufgestellt werden mit Rücksicht auf ein größeres und eben durch Erweiterung gesichertes Deutschland. Auch auf diese Erörterungen über die näheren Kriegsziele können wir aus den bekannten Gründen nicht weiter eingehen.

Es wird in dem Brief darauf hingewiesen, daß in Frankreich, in Rußland, in Italien während des Krieges Wechsel der leitenden Minister vorgenommen wurden. Dem Einwand, es finde sich im Reichstage doch keine Mehrheit für ein Vorgehen, wie es der Brief an die Abgeordneten fordert, wird damit begegnet, daß das kein Grund für Konservative und Nationalliberale sein dürfe, das nicht zu tun, was vaterländisch notwendig sei. ... Und wenn auch nur ein Mann diesen Mut besitze, der Dank und die Zustimmung des deutschen Volkes wären ihm sicher.

*

Der Wechsel, den England, Frankreich, Rußland, Italien während des Krieges mit Ministern vorgenommen haben, hat den Siegeswillen ihrer Völker nicht geschwächt, hat ihr politisches Machtgebiet nicht gemindert, hat sie an politischen Erfolgen nicht gehindert, die wir alle kennen, die wir mit immer wieder neuen Feinden und mit dem Blute unserer Besten bezahlen müssen. Sind das Tatsachen oder nicht? —

Es ist ja ein aufgelegter, in der Wirkung nach außen schimpflicher Schwindel, daß die Einigkeit eines starken großen Volkes in die Brüche gehen müßte, wenn nicht alle Teile dieses Volkes einmütig felsenfestes Vertrauen einem jeweilig amtierenden oder übernommenen Minister schwören!

Gründete sich die Einigkeit des deutschen Volkes lediglich auf das Vertrauen zu einzelnen Personen, dann wäre sie vielleicht schon vor dem Kriege auseinandergebrochen. Sicher aber hätte — nur auf diese Bürgschaft hin — der Krieg das deutsche Volk nicht in der Einmütigkeit (trotz aller hagebüchenen Überrumpelung!) sich erheben sehen, mit der es in jenen unvergleichlichen, doch aber von manchen schon vergessenen Tagen einer Welt die Stirne bot, Königreiche niederlegte, als Heerscharen eines Hindenburg Myrmidonenheere vor sich hinfegte.

Gott sei gelobt und gedankt, daß unsere Einigkeit doch auf festeren Füßen steht! Gr.

* * *

Digitized by Google

„Amerika, du hast es besser“

Und Goethe fügt hinzu: „Du hast keine verfallenen Schlösser.“ Darunter kann man ja nun mancherlei verstehen. Aber daß Goethe was Dummes gesagt hat, wollen wir doch nicht annehmen.

Wir würden uns ja auch neidlos darin finden, daß „Amerika es besser hat“, — aber muß das notwendig immer auf unsere Kosten sein?

Wir haben uns vorläufig jeder Bedingung Wilsons treu und brav unterwerfen, wir führen an den Küsten Amerikas keinen Unterseebootkrieg, sondern — mit unseren Unterseebooten — einen oberseeischen Kreuzerkrieg, wie ihn Wilson uns zugestanden hat: als ob es Unterseeboote nicht gebe. Dennoch „wird“ Herr Wilson über die Zulässigkeit auch dieser — von ihm zugelassenen — Tätigkeit erst seine „Entscheidung“ treffen; dennoch legt Herr Wilson Wert darauf, laut zu verkünden, daß „die deutsche Regierung zur Erfüllung ihrer der Regierung der Vereinigten Staaten gegebenen Versprechen angehalten werden wird“.

Auch darin ergeben wir uns — wie Wilson will! Aber durften wir nicht hoffen, daß ein so reiches Land, ein Land, das so große Geschäfte mit uns (als Objekten seiner Ausfuhr) macht, nobel genug sein werde, wenigstens die Kosten — für die Zustellung seiner Verkündigungen und Erlasse an uns zu übernehmen?

Leider trog auch diese Hoffnung! Auf unsere Kosten muß unser bedauernswertes amtliches Wolffsches Telegraphenbureau jene amtlichen amerikanischen und englischen Kundgebungen verbreiten, die in der deutschen Presse unter den gnadelos fettgedruckten Überschriften parademarschieren: „Noch keine Entscheidung Wilsons“, „Die deutsche Regierung wird zur Erfüllung ihrer Versprechungen angehalten werden“ usw. —

„Amerika, du hast es besser, du hast keine verfallenen Schlösser“ ... Gr.

*

Aus dem Felde

Wir haben nichts gelernt! — Seit zwei Jahren kämpfen unsere Truppen siegreich an allen Fronten — fast tagtäglich setzen uns unsere Gegner ihre frechsten Kriegsziele vor. Trotz Niederlage auf Niederlage — eher höher! Wir gründen Ausschüsse für „ehrenvollen“ Frieden und für energischste Bekämpfung Englands! — Kriegsziele?

Wie oft wurden wir in diesen zwei Kriegsjahren betrogen? Immer wieder! Dunkle Männer treiben ihr Spiel — mit uns wird gespielt! Jetzt sind wir beleidigt und hauen mit neuer Wut drein! — Wir suchen dauernd die ehrlichste Verständigung — sie gehen Wege zum Ziel ihrer Politik! — Daß solcher Zweck die Mittel heiligt, wollen wir nie lernen! —

Wage keiner ein Wort über die Neugestaltung Deutschlands! Wir führen nur einen Verteidigungskrieg. Wir verteidigen unser geliebtes Vaterland von vor dem Jahre 1914. Unser Deutschland vor 14 ist längst historischer Begriff. Deutschland vor 14 ist nicht mehr! Das ist die Frage von Sein oder Nichtsein: Schaffen wir aus freier Kraft ein selbstherrliches Deutschland — nicht unter der Gnadensonne Englands — trotz England!

Das nenne ich Notwendigkeit einer Neuorientierung nach außen! —

Es ist, wenn nicht eine Lüge gröbster Art, zum mindesten eine schreckliche Oberflächlichkeit, den Krieg in seiner tiefsten Ursache als eine Ausgeburt einzelner von engnationalistischen Idealen beherrschter, ehrgeiziger Männer zu enträtseln. Die letzte Ursache dieses Krieges ist die wirtschaftliche Entwicklung. Es geht ums Brot der Völker. England hat den Jesus-Satz für alle Zeiten aus seinem politischen Katechismus gestrichen: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat. — Da heißt es zu lernen und unsere wirtschaftliche Entwicklung dem neugestalteten Deutschland anzupassen.

Das nenne ich Notwendigkeit zur Neuorientierung nach innen! —

Moralische Entrüstung und militärische Siege sind keine Quellen dauernder Be-

geisterung! Wir an der Front erwarten aus Deutschland keine solch lächerlichen Kriegsziele, wie wir sie täglich von drüben erleben, dafür sind wir Deutsche! Keine Landkarten des neuen Deutschlands, aber wir fordern Neuorientierung in Politik und Wirtschaftsordnung.

Dann versinken die Ausschüsse in der Unterwelt, und unser Volk lernt wahre Opferfreudigkeit! Und die Hauptsache: Unsere Gegner verlieren ihre erste große Schlacht: Wir sind nicht mehr kriegsmüde! Davor zittern sie längst. Dann ist der Krieg bald zu Ende!

Vom Felde.

29. IX. 16. A. W.

*

Das falschverstandene Schweigen

An eine Umschreibung des formellen und parlamentarischen Ertrages der Reichstagssitzung vom 11. Oktober knüpfen die „Berliner Neuesten Nachrichten" folgende Betrachtungen:

„Es bleibt vom höheren politischen Standpunkt allerdings die Frage übrig: Ob jene Reichstagssitzung nicht eine offene und grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Kanzlerpolitik (von unserem Einmarsch in Belgien ab) hätte bringen müssen. Wir haben diese Notwendigkeiten bekanntlich bejaht. Bejaht vor allem deshalb, weil der Presse der Mund verschlossen ist. Darum lag nach unserer Auffassung im gelben Reichstagssaal des Wallotbaues am Königsplatz zu Berlin die Einfahrt zu dem Hafen Rhodus. Die höchste vaterländische Pflicht zu offener Rede stand da wie der Koloß mit gegrätschten Beinen. Hier mußte das Schiff hindurch. Hier war Rhodus; hier mußte gesprungen werden.

Und diese höhere politische Tatsächlichkeit, die hinter der äußeren parlamentarischen Erscheinung der Dinge stand, die für den politischen Betrachter auch mehr oder minder deutlich hindurchschimmerte, sie ist es auch, die die Triumphstimmung radikaler Blätter in ihren teils schiefen, teils falschen parlamentarischen Stimmungsbildern verständlich macht, die ihre Stimmung begreiflich macht, wenn die Worte auch burgfriedlich unerfreulich und die Tatsachen schief dargestellt waren. Ein großer Teil der deutschen Zeitungsleser weiß jetzt gar nicht, wie wurzeltief die nationale Kritik an der ganzen Vorstellungswelt unserer leitenden Kreise hinabreicht, wie sehr schon die letzten Tage vor Kriegsausbruch unsere Zukunft politisch eingeschnürt und national beschränkt haben. Hunderttausende auch in den geschichtlich gebildeten Schichten der Nation ahnen nicht, welche nationalpolitischen Sorgen heute die beiden Worte auslösen: ‚Belgien' und ‚Polen', und welche Wünsche und Beschwerden berechtigt sind, wenn man vor den beiden Begriffen steht: ‚Siegeswille' und ‚Landsicherung des künftigen Deutschen Reiches', in das bekanntlich mehr als zwei Millionen Deutscher aus Rußland und viele Hunderttausende europäischer und überseeischer Auslandsdeutscher zurückkehren werden, weil sie draußen in der feindlichen Welt und in der Welt der feindlichen Kolonialgebiete einfach nicht mehr werden leben und arbeiten können und dürfen. Wenn all diesen Problemen und dazu der Verpfändung eines vollen Drittels des deutschen Volksvermögens an die Kriegskosten des Reiches und seiner Verbündeten mit den Mitteln und jedenfalls ungefähr auf dem Höhengrad der weltfremden sozialdemokratischen Theorien begegnet werden sollte, dann könnte sich nach unserer Meinung, trotz eines siegreichen Krieges, in der deutschen Geschichte etwas wiederholen wie der Untergang der Ostgoten oder der Westgoten und Vandalen.

Darum stehen wir im Kampfe. Nicht Parteizorn oder Selbstgerechtigkeit, nicht Lust an Streit und Zank, nicht Kleinlichkeit und falsche Bitterkeit treiben uns an. Mehr als eine verhängnisvolle oder glückliche Jahrhundertentscheidung steht auf dem Spiel. Wir sehn noch vielfach dieselben Kräfte politischer Weltbetrachtung und Behandlung am Werke, die wir seit etwa zwanzig Jahren — lange vor dem Auftreten des Herrn von Bethmann Hollweg —

Digitized by Google

in der deutschen Politik als irrtümlich bekämpft und die doch auch die erstaunliche diplomatische Isolierung Deutschlands erreicht haben. Kurz vor dem Kriege war die Erkenntnis, daß wir amtlich fehlgegangen seien, selbst im Reichstage allmählich durchgebrochen. Allumfassend war sie geworden, als der Herr Reichskanzler, nach dem Abschied des Kolonialstaatssekretärs von Lindequist, das Kongoabkommen, die ‚Entenbeine' von Neu-Kamerun, in vollem Glauben an das diplomatisch und kolonialpolitisch Geleistete verteidigte. Ein einziges stürmisches Gelächter scholl von rechts bis links, von links bis rechts. Und jetzt auf einmal soll, obwohl die Anfänge dieses gewaltigen und fürchterlichen Krieges aufs neue erkennbare Fehler und Fehleinschätzungen amtlicher Politik offenbart haben, all dieser, zum Teil jahrzehntealte Kampf um die großen Gegenstände der deutschen Menschheit nichts weiter als persönlicher Stank und Zank, reaktionäre Reaktion auf preußische Wahlrechtsreformgedanken, ‚Fronde' sein gegen einen Kanzler, von dem wir nicht sehen und wissen, mit welchem Rechte er durch solche Namengebung an die Stelle eines erblichen Monarchen, mit welcher Begründung er in den Nimbus einer staatsmännisch in größtem Stil bewährten und durch Erfolge für das deutsche Volk geweihten Persönlichkeit erhoben wird.

Trotz der grundsätzlichsten Zweifel und der schwersten Bedenken haben wir auch während des Krieges gegenüber dem jetzigen Herrn Kanzler gelobt, wo nach unserer Meinung zu loben war. Wir erinnern an unsere Kritik jener Kanzlerrede, die sich programmatisch und in großem Stil gegen Rußland wandte und Kriegsziele im Osten aufstellte — weil wir der Meinung waren, daß nur eine mutige, starke und öffentlich durch Selbstvertrauen bezeugte Politik auf andere Staaten werbend und gegen feindliche Einflüsse hindernd wirken würde; allerdings haben wir den Vorbehalt gemacht: daß man dies Programm nun auch durchführen, und daß man gleich entschlossen seinerzeit sich gegen Westen hin wenden werde. Weder das eine noch das andere ist inzwischen erfolgt. Daher ist die Wirkung jener Programmatik verflogen; und Rumänien, das uns inzwischen von Nordamerika eine diplomatische Niederlage entgegennehmen und diese gar noch von einem Teil der politisch gar zu sehr beschränkten Deutschen als ein ‚Verdienst des Reichskanzlers' feiern sah, ist inzwischen zu unseren Feinden übergetreten. ...

Dies alles glaubten wir einmal andeuten zu sollen, da man im Reichstag, wo man offen sprechen konnte, hiervon schwieg. Dem politisch völlig unbefangenen und von allgemeiner Wohlmeinung erfüllten deutschen Zeitungsleser kann es jetzt leicht so erscheinen, als ob eine Fortsetzung früherer Kämpfe unnötiger Zank oder persönlicher Stank sei, da man sich ja gründlich ausgesprochen, sich hier und da scheinbar auch genähert habe, und da der Kanzler im übrigen ja einige absichtsvoll kräftige Worte gebraucht hat. Diese Wohlmeinenden wissen natürlich nichts von Plänen und Verhandlungen hinter der Szene; sie sind sich nicht dessen bewußt, daß der Kanzler den Vertretern der altnationalen Reichstagsfraktionen und der großen Wirtschaftsverbände in der Kriegszielfrage manches offenbar sehr anders gesagt hat, als dem sozialdemokratischen Abgeordneten Scheidemann, daß dieser noch heute überzeugt ist: der Kanzler wolle keinen Landerwerb, und daß in Gegenwart des Kanzlers sich im Reichstage die Abgeordneten darüber unentschieden unterhalten können, wie denn der Kanzler über Kriegsziel und Kriegszielfragen denke."

*

Graf Westarp und die Neutralen

Man muß nicht konservativ, kann sehr parteilos kritisch sein und wird von allen Reden in der Reichstagssitzung vom 11. Oktober die des Grafen Westarp die wertvollste nennen müssen. Für Agitation und für Effekte viel zu ehrlich behandelte sie

Digitized by Google

die äußeren und inneren Fragen in der sachlichsten, klarvernünftigsten und wenigst durch Dogmen beschränkten Durchdenkung.

Was aber davon im beschleunigten telegraphischen Auszug zunächst ins Ausland gelangte, war eine so ärmlich und obenhin zugestutzte Scharfmacherei, daß dagegen Haase wie ein Salomo wirkte, um von dem klugen David, der natürlich liebevoll ausführlich behandelt wurde, gar nicht erst zu reden. „Lebhafter Beifall“ bei den liberalen Rednern; bei dem konservativen der Eindruck des Lesers — denn **den** zu suggerieren ist ja die Kunst dieser Telegramme —, er habe zur allgemeinen widerhallosen Erleichterung geendet.

Unsereins weiß nun schon nicht gleich alles zu glauben, immerhin ist selbst da nötig, daß man sich des anödenden Gefühls erwehrt. Nun stelle man sich aber die neutralen Ausländer vor, die in ihrem Denken über Deutschland durch die Bank die Zöglinge der „Frankfurter Zeitung“ und des „Berliner Tageblattes“ sind, teils aus unmittelbarem Belehrungsdurst, teils durch die Vermittlung ihrer gläubigen eigenen Redaktionen. So wie diese „Meinungs“-Verhältnisse liegen, ist es wahrlich kein Wunder, wenn eine sonst so hervorragend verständig geleitete Zeitung wie die „Züricher Post“ jüngst andeutete, die konservativen Treibereien hätten den vaterländischen Erfolg der 5. Kriegsanleihe nicht zu verhindern vermocht. Und die „Frankfurter Zeitung“ zitierte dann wieder als Stimmen des Auslands die Erkenntnis der achtungswerten Züricher Schülerin. Ja, was man so erkennen heißt! „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?“

Die Sache hat aber eine überaus ernste Seite. Fortwährend erhält so das englische oder Entente-Schlagwort, Deutschland müsse politisch-militärisch niedergeworfen werden, damit man es aus den Geierkrallen intelligenzfeindlicher, idiotischer Junker usw. befreie, in neutralen Ländern oder in neutralen Gemütern, die mehr oder minder für das deutsche Volk empfinden, nährende Zufuhr und Unterstützung. Und die diese Zufuhr besorgen, das sind unsere eigenen „Stellen“, wozu doch das bekannte Telegraphenbureau mit seinen als amtlich bezeichneten Versendungen zu rechnen ist.

Ed. H.

*

Die Briefe des Fürsten Salm

Im Reichstage hat der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann sich auf Briefe des Fürsten Salm an S. M. den Kaiser berufen, der konservative Abgeordnete Graf von Westarp die Frage aufgeworfen, wie diese Briefe zur Kenntnis Herrn Scheidemanns gelangt seien. Herr Scheidemann antwortet darauf:

„Hätte ich die Frage des Grafen von Westarp gehört — wahrscheinlich war ich gerade außerhalb des Saales, als er sie stellte —, so würde ich im Reichstage selbst in einer persönlichen Bemerkung gesagt haben, was ich nunmehr hier feststellen muß:

Die **Abschriften** der Briefe des Fürsten zu Salm sind in zahlreichen Exemplaren **verbreitet**. Wer sie in den Verkehr gebracht hat, geht meines Erachtens deutlich genug aus einem Briefe des Fürsten vom 9. September dieses Jahres hervor. Auf die **Immediat-Eingabe des Fürsten an den Kaiser** vom 25. Januar 1916 erhielt er eine **sehr ungnädige Antwort**, die Eingabe war nämlich **mit Befremden und höchstem Mißfallen aufgenommen** worden. Es wurde dem Fürsten u. a. **ausdrücklich mitgeteilt, daß der Kaiser den Empfang jedes Unterzeichners der Eingabe ablehne**. Das verschnupfte den Fürsten begreiflicherweise, und er schrieb an den Chef des Zivilkabinetts des Kaisers:

‚... Ich behalte mir daher vor, einerseits von der Immediat-Eingabe **den mir geeignet erscheinenden Gebrauch** zu machen, anderseits ...‘

Dem will ich nur hinzufügen, daß Vervielfältigungen der Immediat-Eingabe sogar in den besetzten Gebieten des Westens verbreitet worden sind. Die Frage des Grafen von Westarp ist wohl hiermit erschöpfend genug beantwortet.“

Digitized by Google

Nach den sachlichen Feststellungen dieser von der Zensur genehmigten Erklärung läßt sich gegen das Vorgehen des Abgeordneten Scheidemann ebensowenig ein moralischer Vorwurf erheben, wie gegen das Vorgehen des Fürsten Salm. Gr.

*

Ausstrahlungen deutschen Bildungswesens

Vor einem Menschenalter gab es unter den führenden Kreisen in Griechenland nur einzelne, die Deutschland aus eigener Anschauung kennengelernt, seine Hochschulen besucht und Sympathien für Deutschland gewonnen hatten. Die Zahl dieser deutschfreundlichen Griechen ist seither nicht unerheblich gestiegen. Hauptsächlich finden sie sich unter den griechischen Ärzten, Juristen und Schulmännern. Zu Deutschland neigen auch jene Offiziere, die das deutsche Heerwesen theoretisch oder praktisch studiert haben und den schließlichen Sieg Deutschlands nicht bezweifeln. Im Gegensatz zu diesen Kreisen stehen die griechischen Franzosenfreunde unter Führung von Leuten, die ihre akademische Bildung in Paris erlangt haben. Ehedem waren die jungen Griechen zur Vollendung ihrer Studien meist nach Paris gezogen und von dort als Franzosenfreunde zurückgekommen. Gegenwärtig mögen beide Gruppen so ziemlich gleicher Stärke sein.

Nach der Behandlung Griechenlands durch England unter Mitwirkung Frankreichs und des besonders verhaßten Italiens sind die franzosenfreundlichen Griechen zurückhaltender geworden, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß nach dem Siege der Mittelmächte der Einfluß der deutschfreundlichen Griechen stärker hervortreten und Griechenland selbst den Mittelmächten näherkommen wird, namentlich wenn seine Ansprüche auf Albanien und die südliche Adriaküste berücksichtigt werden.

Die Beteiligung der Ausländer an dem Besuch deutscher Universitäten kann unter Umständen in politischer Hinsicht von Vorteil sein. Das zeigt sich in Griechenland. Anders verhält es sich mit denjenigen Ausländern, die sich zu technischen Hochschulen in Deutschland drängen. In ihnen hat man zunächst Konkurrenten und Kontrainteressenten herangebildet und nur zu oft feindliche Kräfte gestärkt. P. D.

*

Gelogen wie gedruckt

Aus Kolomea in Galizien brachte die Wiener „Neue Freie Presse“ am 9. Juli von einem „gut unterrichteten Berichterstatter“ eine frei erfundene Hintertreppensensation, die das Blatt am 6. September vollinhaltlich widerrufen mußte. Nachstehend die erheiternde Gegenüberstellung der Sensation und ihrer Berichtigung:

Neue Freie Presse 9. Juli 1916:

„. . . Auch einige Geistliche zeigten sich den Russen sehr ergeben. So predigte der Kanonikus Semene von der Kanzel herab gegen die Unseren, floh später, ließ aber seine Frau und seine Töchter in Kolomea zurück, während der russophile Advokat Dr. Dudikiewicz gleich nach dem Morde von Serajewo mit seiner ganzen Familie nach Rußland geflohen war. Als die Russen in Kolomea einzogen und von der russenfreundlichen Gesinnung des Kanonikus hörten, verlobte sich ein russischer Offizier mit der einen Tochter und heiratete sie auch, bevor er wieder aus Kolomea wegzog. Zum Danke dafür fuhr diese Dame später, als die Unseren wieder eingezogen waren, schleunigst den Russen nach, um sie von der Gefahr, die ihnen durch unsere nachrückenden Patrouillen drohte, zu benachrichtigen.“

Neue Freie Presse 6. September 1916.

„Von informierter Seite werden wir erst jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß die Angabe, nach welcher der Kanonikus Semeniow von der Kanzel gegen unsere Truppen gepredigt habe, nicht den Tatsachen entspricht. P. Nikolaus Semeniow war während der ersten Invasion überhaupt nicht in Kolomea, sondern hielt sich damals in Ungarn auf. Er war übrigens vom Jahre 1907 bis zu seinem

Digitized by Google

Tode vom Amte suspendiert. Seit Jahren war er Witwer und hatte keine Kinder. Daher entspricht auch die Angabe, daß sich seine Tochter mit einem russischen Offizier verlobt und verheiratet habe und daß er nach seiner Flucht seine Frau und seine Töchter in Kolomea zurückgelassen habe, nicht den Tatsachen."

*

Auch Norwegen?

Eine königlich norwegische Verordnung vom 13. Oktober bestimmt:

„U-Boote, für den Kriegsgebrauch ausgerüstet und einer kriegführenden Macht angehörend, dürfen sich im norwegischen Fahrwasser nicht bewegen oder aufhalten. Wird dieses Verbot übertreten, so laufen sie Gefahr, mit Waffengewalt angegriffen zu werden."

Endlich scheint's auch dem „Tag" zu dämmern (dem man nicht mit Unrecht gewisse freundliche Beziehungen nachsagt), was bei unserem Zuwarten herauskommt. Vielleicht greife ich damit dem Barometer vor, aber was der „Tag" — morgen ist auch ein Tag — unter dem 14. Oktober morgenrötet, ist an sich deutlich genug:

„Was also die Vereinigten Staaten England und seinen Vasallen gegenüber abgelehnt haben, weil sie es unter ihrer Würde fanden, das gesteht Norwegen jetzt durch eine königliche Verordnung glatt zu, als handle es sich um die natürlichste Sache von der Welt. Wir sollen darin die Antwort erblicken auf den erfolgreichen Feldzug unserer U-Boote gegen den Bannwarenverkehr zwischen der norwegischen Küste und dem Eismeer. Dieser Feldzug wird aber durch die Sperrung der norwegischen Gewässer nicht die mindeste Abschwächung erfahren. Unsere U-Boote sind, wie sie hinreichend gezeigt haben, auf fremdes Gastrecht nicht angewiesen, und sie werden sich durch Unfreundlichkeiten, von wo sie auch kommen mögen, in ihrer vollkommen recht- und gesetzmäßigen Tätigkeit nicht beirren lassen. Wie die königliche Verordnung der norwegischen Regierung sich mit den internationalen Bestimmungen verträgt, das soll noch besonders untersucht werden; vorläufig genügt die Feststellung, daß noch niemals in der Geschichte des Seerechts ein Unterschied zwischen den einzelnen Arten von Kriegsschiffen gemacht oder zugelassen worden ist. Der norwegischen Regierung wird das Deutsche Reich schwerlich das Recht zugestehen, in dieser Beziehung neue Vorschriften in Geltung zu setzen. Sie richten sich zwar formell gegen U-Boote aller kriegführenden Länder, tatsächlich aber nur gegen Deutschland und sind ja auch nichts weiter als eine Unterwerfung unter die bekannte ‚Denkschrift' der Vierverbandsmächte. Die deutsche Regierung dürfte in Christiania keinen Zweifel darüber lassen, wie sie diesen Fehdebrief beurteilt."

Eine bescheidene Frage: Warum hält man denn immer für oberste Pflicht, gerade die Leute mit mehr oder weniger giftiger Wut zu bekämpfen, die die Katze eine Katze nennen, bevor sie sich selbst die Schellen umgehängt hat? — Muß das Kind immer erst in den Brunnen fallen, bevor der Brunnen zugedeckt wird? Gr.

*

Herr Scheidemann als Staatsmann

In der von der sozialdemokratischen Partei abgehaltenen Reichskonferenz hat Scheidemann gewünscht, daß der Reichskanzler einwandfrei feststelle, Deutschland wolle einen Frieden ohne Annexionen, weil dadurch die Friedensbewegung in den feindlichen Ländern gestärkt werden würde.

Es gibt Leute, die vom wirklichen Ausland mehr verstehen als die Politiker der einzelnen Parteigeltung. Jener und ähnliche sollten wissen:

Die Friedenssehnsucht in den feindlichen Ländern kann nur wachsen aus der Erkenntnis der eigenen Niederlage und aus der Gewißheit, daß die bekannte Erklärung des Kanzlers wahr wird: Je länger und schwerer der Krieg, desto schwerer auch die Bedingungen. Die erstere Erkenntnis wird den

Digitized by Google

Völkern von ihren Regierungen nach Möglichkeit verborgen, die zweite Gewißheit zeitweilig durch unsere Staatsmänner, unter Mitwirkung von Herrn Scheidemann. Wenige Einsichtige ausgenommen — die keine „Masse“ sind und Herrn Scheidemann also nichts angehen —, glauben die feindlichen Nationen an ihren Sieg, der sich nur durch Ungeschicktheiten verzögere, und die stärkste Wurzel ihrer Zuversicht ist ihr überzeugter Haß, ist ihre Hoffnung, uns ganz zu vernichten. Das sind die Stimmungen, die durch eine derartige Erklärung des Kanzlers noch mehr gestärkt werden müßten. Sm.

*

Herrn Scheidemann

gibt die „T. R.“ zu bedenken:

„Herr Scheidemann sieht als das Ziel dieses Krieges den völligen Sieg der Demokratie in Deutschland an; aber auch der überzeugteste Demokrat könnte der Segnungen der Demokratie nicht froh werden in einem verarmten, von ungeheuren Steuern weiter bedrohten und drangsalierten, politisch zudem geschwächten Lande. Zudem ist seine Demokratie, wie die des benachbarten Freisinns, nach den jüngst gegebenen Proben von eigener Art, die jedenfalls mit demokratischen Programmsätzen nichts zu tun hat. Wenn patriotische Männer von anerkannter Lebensleistung, tadelloser Gesinnung und verantwortlicher Lebensstellung die politische Führung dieses Krieges mit Sorge betrachten, und diese Sorgen pflichtgemäß dem Kaiser unterbreiten, so sieht Herr Scheidemann darin ein Verbrechen, das er dem Reichstage anzeigt, wobei er mit aus dem Zusammenhange gerissenen Sätzen arbeitet, die nur deswegen Eindruck machen können, weil die Öffentlichkeit die ganze Eingabe des Fürsten Salm und der andern Mitunterzeichner, die wahrhaftig das Tageslicht nicht zu scheuen hat, nicht erfahren darf. Wenn sich aber Herr Scheidemann darüber aufregt, daß Fürst Salm-Horstmar in jener Eingabe sagte: ‚Als überzeugter Anhänger des monarchischen Gedankens und der Einrichtung eines starken Königtums wollen wir die heraufziehende Gefahr einer Schattenmonarchie abwenden‘, so muß die Frage erlaubt sein, wie sich Herr Scheidemann bei der kommenden demokratischen Neuorientierung Deutschlands die Stellung der Monarchie denkt. Will er mit uns ein starkes König- und Kaisertum, so muß er den Mut haben, es auszusprechen. Kann er das nicht, so muß er die Sorge des Fürsten von Salm-Horstmar als berechtigt anerkennen.“

*

„Schmählicher Selbstbetrug“

Johann Leimpeters schreibt in der sozialdemokratischen, aber ehrlich deutschen Wochenschrift „Die Glocke“:

„Zu den trügerischen Hoffnungen kommt noch ein schmählicher Selbstbetrug. Durch Unterschreiben der Friedenspetition wird der Anschein erweckt, als seien die sozialdemokratischen Arbeiter Deutschlands grundsätzlich Gegner jeder Annexion. Nichts ist falscher als eine solche Annahme, und es ist die höchste Zeit, diesem falschen Anschein öffentlich entgegenzutreten, um vor weiterer Selbsttäuschung zu warnen. Ich habe täglich reichlich Gelegenheit, mit unseren Genossen in Schacht und Hütte zu verkehren, und fast alle ohne Ausnahme sind — — Annexionisten! Selbst Genossen, die für die Politik Liebknechts schwärmen, für die Minderheit eintreten, wollen weder Belgien noch sonst besetztes Gebiet herausgeben. Bei einem siegreichen Deutschland würden, sofern Annexionen von der Urabstimmung unserer Parteimitglieder abhingen, sicherlich 90 v. H. für Annexionen stimmen, die aus dem Felde Zurückgekehrten wohl restlos. Ob diese Haltung nun prinzipiell und marxistisch ist, darum kümmern sich die Arbeiter wenig, sie sagen: ‚Wir haben dafür geblutet und gekämpft und wollen es nicht zum zweiten Male.‘ Das ist ganz gewiß keine politische Betrachtungsweise, und sie darf für die Politik unserer Partei nicht maßgebend sein, aber weite Arbeiterschichten denken nun einmal so.“

Digitized by Google

Durch keine Tatsache kann bewiesen werden, daß die Forderung nach Annexionen den Krieg verlängere: „Im Gegenteil; **ein Feind, der weiß, daß ihm auch bei einer Niederlage sein ganzer Landbesitz ungeschmälert erhalten bleibt, hat nur Menschen zu verlieren, ist viel weniger zum Frieden geneigt und setzt das grausame Spiel auch dann noch fort, wenn schon alle Möglichkeiten zum Siegen fehlen,** während er, falls er weiß, daß ihm eine zwecklose Fortsetzung des **Krieges auch Land kostet, viel früher um Frieden anhält.** Jeder auch nur halbwegs zurechnungsfähige Mensch weiß, daß das alte Europa aus dem fürchterlichen Schmelztiegel, in den es die Weltkatastrophe geworfen hat, nicht wieder in der alten Form wiederersteht, daß es mithin ohne ‚Annektieren' nicht abgehen wird, und daß den Feind niederzuringen das elementare Kriegsziel jeder Kriegspartei ist. Solange dieses Ziel nicht erreicht ist, geht der Kampf weiter, unbeschadet der Wünsche und Klagen einzelner Gruppen hinter der Front."

*

Der große Widerspruch in der Sozialdemokratie

Unzweifelhaft lernt sie autodidaktisch jetzt beträchtlich um. Nur sollten Propheten, die sich in solchem geistigen Mauserungszustand befinden, ihn in einer ungestörten Zurückgezogenheit, wie derartiges die Bibel erzählt, durchleben dürfen, statt daß von ihnen auch noch eine verantwortungsschwere Regierung die Tips, wie es nun werden wird, erhalten will.

So hat die gewandelte Liebe, die so heiß internationalistisch war, sich mit neuester Jugendlichkeit den Nationalitäten zugewendet. Ganz wie England, — ehrlicher gewiß. „Was französisch ist, soll französisch sein, was belgisch ist, belgisch, was deutsch ist, soll deutsch bleiben!" rief im Reichstag am 11. Oktober Herr Scheidemann.

Was Scheidemann, der schon in Paris nicht ganz unvergessene Vorträge gehalten hat, wohl in der Lage machen würde, wenn ihn das Auswärtige Amt plötzlich an unserm orientalischen Seminar oder sonstwo zum Professor für Belgisch ernennte? Wenn er die belgische Nationalsprache dozieren müßte, Geschichte der belgischen Neutralität von Cäsar bis Bethmann Hollweg lesen! — Ja so, er **erlaubt** ja keine Geschichte.

Das ist das Tolle, daß die Partei, die, wenn nicht mehr den Umsturz, so doch eine prüfungslos viel Gutes verneinende, hastende Entwicklung anstrebt, daß die in allem, was ihr von Weltentwicklung nicht zu ihren Fremdseligkeiten paßt, nur die **Verkalkung** kennen will; daß sie an einem fragwürdigsten politischen Status quo festklebt, der nicht zum wenigsten all dies fürchterliche Völkerelend jetzt verschuldet hat, und daß sie einen unbefriedigenden, verfahrenen und vielfach schmachvollen Nationalitätenzustand just im Moment der Lösung als Nationalitätenfrieden festlegen will. — Man kann im **Sozial-Kritischen** mit Herrn Scheidemann, aus **innerster** volklicher Gesinnung, weitgehend übereinstimmen, sobald man aber an irgendeine formende Zusammenarbeit mit diesen sich faustisch fühlenden Wagnern denken möchte, sinkt man immer wieder hoffnungslos zurück. Es ist doch alles vergeblich. Es ist genau so, als wollten **wir** von unserer Seite her zu jeder inneren Entwicklung nur immer das Geschrei erheben: Wir erlauben es „grundsätzlich" nicht! Es darf hier nichts erobert werden, es muß alles beim alten bleiben! Was konservativ ist, muß konservativ verbleiben, was Börsianer, Börsianer, wer sich gerne Proletarier nennt, soll dabei auf ewig bleiben!

Also das Jahr 1914 soll nun das unabänderliche Völkerschema bis ans Ende der christlichen oder unchristlichen Welt hergeben! Ganz so, wie die Überzeugungsvollen der Französischen Revolution der Meinung waren, nun sei die stabile Vollkommenheit der Menschheit für immer von ihnen erfunden, und ihr darum auch noch den neuen Kalender des l'an I verliehen, der das Jahr 1792 n. Chr. zum Anfang und zum Ursprung aller Dinge machte. Wo ist sie, was ist sie heute, diese triumphierende Ära der voll-

Digitized by Google

kommenen, befreiten Menschheit? Ein Episödchen, von dem man nicht einmal weiß, ob es auch dem Leser oder dem Herrn Scheidemann hinlänglich, um uns hier zu folgen, im Gedächtnis haftet.

Deutschland den Deutschen! Posemuckel den Posemucklern! Ja, wenn wir so viel Scheidemut besäßen! Ed. H.

*

Wer verlängert den Krieg?

Der bekannten Vernichtungsrede des englischen Kriegsministers Lloyd-George in der Unterhaussitzung vom 22. August 1916 schickt K. A. von Müller in den „Süddeutschen Monatsheften" voraus:

Manche Deutsche urteilen, als ob es nur von der Bescheidenheit unserer eigenen Ziele abhinge, daß wir schon morgen den Frieden hätten. Sie scheinen vergessen zu haben, daß unsere Feinde ihrerseits den Krieg gegen uns mit ganz bestimmten (und nicht sehr bescheidenen) Zielen begonnen haben, und daß über den Umfang, in dem sie diese Ziele verwirklichen werden, nicht im mindesten unsere Kriegszielerörterungen, sondern einzig und allein der schließliche Ausgang des Krieges entscheiden wird. Wir wollen uns darüber nicht täuschen: Es gibt für uns keinen andern Weg zum Frieden als den Sieg. Denn wenn wir uns gleich entschließen wollten, die Partie nur mehr auf Remis zu spielen, so werden unsere Gegner ihre Anstrengungen um so sicherer auf unser völliges Matt setzen. Wenn wir sagen: „Wir wollen euch ja gar nicht besiegen, wir wollen nur durchhalten", so werden sie gerade daraus für sich die entgegengesetzte Folgerung ziehen. Denn unter ihnen sind einige von langem Atem und ausdauerndem Temperament. Die Hoffnungen, die schon die ersten feindlichen Erfolge jetzt im englischen Volk erweckt haben, haben sich am anschaulichsten in den Erörterungen gespiegelt, welches Schicksal die Briten künftig der hohenzollerischen Dynastie noch etwa vergönnen wollten. Nach den Ausführungen des einflußreichsten Mannes im englischen Kabinett in der Unterhaussitzung vom 22. August 1916 mag sich jeder selbst überlegen, welche Wirkung es auf Lloyd George und seine Landsleute haben wird, wenn wir im jetzigen Augenblick unsere Friedenssehnsucht besonders betonen, und welche Deutschen in Wahrheit den Krieg verlängern: diejenigen, die weiter alle die Illusionen nähren, aus denen ein gut Teil dieses Elends entsprungen ist, oder diejenigen, die der Wirklichkeit ins Auge sehen, auch wenn sie hart und grausam zu hören ist. —

*

Die Ukraine und Schweden

Aus Stockholm wird der „Kreuzzeitung" geschrieben:

„Im Stockholmer ‚Aftonblad' behandelt Ernst Liljedahl die Verschiebungen, die der Weltkrieg im Gefolge haben werde. Rußland als europäische Großmacht ruht vor allem auf der Ukraine als Grundlage. Die großen Naturreichtümer dieses Landes, die offenen Häfen am Schwarzen Meere, der Durchgang zum Bosporus und Mittelmeer im Verein mit der großen ukrainischen Bevölkerung (30—35 Millionen), deren Bildungsdrang und größere Körperstärke im Vergleich mit den Moskowitern machen die Ukrainer zum empfindlichsten Punkt der Zarenmacht. Sollte den Mittelmächten eine Offensive gegen Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, glücken, so wäre Europa dem ersehnten Frieden nahe. — Was bedeutet es, daß in den Spuren der deutschen ‚Barbaren', wo diese bisher in der russischen Ukraine vorgedrungen sind, Schulen emporwachsen und in der früher hart bedrängten Bevölkerung nationale Freudengefühle zum Ausdruck kommen? Dies bedeutet, daß im Rücken von Rumänien vielleicht der gefährlichste Feind dieses Landes und Rußlands, die Ukraine, steht, die zwar nicht im gegenwärtigen Augenblicke gefährlich ist und es vielleicht auch nicht in diesem Kriege wird. Glückt es einem Mackensen, Bukarest zum Erzittern zu bringen, so kann der Weg über die Leiche Rumäniens zur Ukraine gehen. Die kleinen Nationen, die sich bisher auf die

Digitized by Google

Seite der Entente gestellt haben, liegen niedergeschlagen.

Die Ukraine bildet den einen Arm und Finnland den anderen Arm des europäischen Rußland, der je zu einem Meer reicht. Ein Zeichen nach dem andern deutet darauf hin, daß dieser Krieg eine gründliche Abrechnung für alle Staaten Europas, große und kleine, wird. Und die Aufteilung von Land und Wasser dürfte in zwei Richtungen gehen. Jetzt ist es das Balkanproblem, das gelöst werden soll, und in dem Grade, wie dies geschieht und die gewundenen Linien dort gerichtet werden, dürfte die Reihe an den anderen europäischen Flügel — Skandinavien — kommen. Wir sehen, wie es Griechenland ergeht, weil es sich geographisch wie ein Wellenbrecher im aufgerührten Ententemeer dort unten erstreckt. Schwedens Lage im Norden ist eine ähnliche, und nach dem Abfall Rumäniens und nachdem Griechenland in die Knie gesunken ist, erübrigt der Entente noch, gegen Schweden zu intrigieren. Alles wurde hier strategisch vorbereitet: Aland ist befestigt und der Bottnische Meerbusen zugekorkt. Sind wir nun vorbereitet? Die schwedische Vielschreiberei kann uns den Untergang bringen. Retten kann uns bloß Handlung. Vor allem müssen wir unsere Sorglosigkeit aufgeben und uns unverzüglich zwei Dinge zulegen: Das Gefühl schwerer Verantwortlichkeit und schwere Artillerie.

*

Die Vertrustung der Wiener Tagespresse

Wie in London, so hat auch in Wien die Vertrustung der Tagespresse durch das Großkapital bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Einem Führer der Wiener Hochfinanz, dem Präsidenten Sieghart (früher Singer) von der Österreichischen Bodenkreditanstalt, ist es gelungen, mit Hilfe der von ihm beherrschten Kapitalien zunächst die Mehrheit der Aktien großer Wiener Zeitungspapierfabriken und Zeitungsdruckereien zu erwerben und dadurch einige verbreitete Tageszeitungen unter seine „Kontrolle“ zu bringen, zunächst das „Neue Wiener Tageblatt“ und die „Zeit“, zwei börsenliberale Blätter, und ferner die klerikale „Reichspost“. Außerhalb seines Machtbereichs stehen noch das „Wiener Fremdenblatt“, Organ des Auswärtigen Amts, mit geringer Verbreitung, die deutschnationale „Ostdeutsche Rundschau“, das christlich-soziale „Deutsche Volksblatt“ und endlich die „Neue Freie Presse“. Verhandlungen mit diesem tonangebenden Blatt „Neue Freie Presse“ sind vorläufig gescheitert, doch nur aus finanziellen Gründen. Die „Neue Freie Presse“ steht der Hochfinanz jederzeit zur Verfügung, beansprucht aber und erhält auch von Fall zu Fall Beteiligungen, die es nicht dem Zeitungstrust zuführen, sondern der eigenen Kasse sichern will.

Im ungarischen Abgeordnetenhause berührte am 19. September der Abgeordnete Szmrecsanyi diese Vertrustung der Wiener Tagespresse und bedauerte, daß die Wiener Hochfinanz in der Lage ist, einen weitgehenden Einfluß auf die öffentliche Meinung in Österreich zu üben und nach Bedarf ihre Interessen bei der Regierung durchzusetzen.

Bekanntlich weigert sich die Wiener Regierung schon seit Jahr und Tag, die österreichische Volksvertretung einzuberufen. Der Abgeordnete Szmrecsanyi führte diese sonderbare Tatsache auf den Einfluß der Hochfinanz zurück, die eine parlamentarische Kritik scheut oder zu scheuen hat.

*

Der hohe Diplomat

Ein „hoher Diplomat“ hat seine Augurenweisheit einem holländischen Zeitungsmanne mitgeteilt, der aber vorzieht, sie in das dänische Blatt „Middelfart Avis“ vom 8. September zu bringen. Anscheinend ein nichtdeutscher, mindestens kein aktiv deutscher Diplomat, da er vom Status quo in Belgien redet und sonst die Befriedigung der französischen Revanche im Elsaß in den Mittelpunkt stellt, welcher, weil sie einmal Wunsch ist, „entgegenzukommen“ sei. In der ganzen Darlegung ist rechte Tröstlichkeit für uns vor-

Digitized by Google

handen. Denn die Gedankenarmut könnte nicht überzeugter von ihrer Urteilsfähigkeit, als hier, zum Ausdruck kommen. Natürlich ist eine berufliche Plattform von Klarsicht vorhanden, „England zog das Schwert, weil es Deutschlands wirtschaftliche Übermacht fürchtete“, es hat aus diesem Grunde vorgesorgt, seine jetzigen Bundesgenossen in dauernder finanzieller Abhängigkeit zu behalten, ihr wirtschaftlicher Lieferant zu hochgeschraubten Preisen zu sein usw. England wird das und das zu seinem Vorteil tun und man wird demnach ihm abhängig und dienstbar angeschnürt verbleiben. Gegen Deutschland müßte man so und so verfahren, aber Deutschland dürfte sich darauf „nur sehr schwer einlassen“ wollen. So werden die Probleme aus dem Landläufigsten vorhandener „Wünsche“ oder Widerstände begriffen, und genau so werden die Ergebnisse gewogen, weswegen es denn bei den „sehr langen“ Friedensverhandlungen wohl alles ungefähr beim alten bleiben und nur England zufriedener werden wird. Jede Regierung hat ja auch schon genug „im eigenen Lande zu tun“. Ein Satz, der dem Ganzen nicht am wenigsten eigentümlich seine Färbung gibt. Kurzum, wo im Milieu kein Wille ist, ist auch kein Weg, könnte ein umgekehrter Hindenburg sagen, und der schon sehr Höfliche sagt, daß die „Erwägungen“ des hohen Diplomaten mit einem non liquet schließen. Aber auf dem Balkan, sagt er — auf dem sich die kollegiale Diplomatie bekanntlich schon immer am schönsten getummelt hat — „werden Änderungen auf Kosten der einzelnen Balkanländer unter sich vorzunehmen sein“. Vorzunehmen!

Eine Schwierigkeit nicht so sehr neuen Datums scheint dem hohen Diplomaten bisher doch puncto dieser vorzunehmenden Änderungen und der „behufs derselben“ länglich tagenden Diplomatenkonferenzen entgangen zu sein: daß es in dem Balkanlande Bulgarien Leute von weitgehend unnormalem diplomatischem Verstande und Entschlußwillen gibt, die am Ende der Kongreß- und Konferenzenherrlichkeit einen „zuvorkommenden“ Riegel vorschieben könnten.

f.

*

W. T. B. als Theaterkritiker

Man muß nur gute Verbindungen haben. Der Regisseur Dr. Bruck vom königlichen Schauspielhaus in Berlin scheint darüber zu verfügen. Es war ihm wegen seines künstlerisch unangebrachten und darum auch mißlungenen, in Rücksicht auf die gesamte Zeitstimmung aber obendrein zum mindesten taktlosen Beginns der neuen Spielzeit mit Dumas' verwelkten „Rosen der Maintenon“ von der gesamten Kritik recht übel mitgespielt worden. Jetzt verbreitet das Wolffsche Telegraphenbureau folgende Nachricht: „Als erste wertvolle Frucht der neuen Spielzeit brachte das Königliche Schauspielhaus Goethes ‚Egmont‘ neueinstudiert heraus. Noch dankenswerter als die zum Teil hervorragenden Einzelleistungen ... war die gleichmäßige künstlerische Höhe der von Dr. Bruck geleiteten Vorstellung und ihre pietätvolle Treue gegen Geist und Wort des Dichters.“

Über den Inhalt der Kritik kann man sehr verschieden denken. Einhellig jedoch wird die Verwunderung darüber sein, wie unser offizielles Telegraphenbureau dazu kommt, eine solche namenlose Kritik zu verbreiten. Oder sollen wir auch auf diesem Gebiete unter Bevormundung gestellt werden, auf daß überhaupt allen irgendwo und irgendwie „regierenden“ Herrschaften das Lästige einer unangenehmen Kritik erspart bleibt? St.

*

Ein Witz?

Gespräch auf dem Markte:

„Wat jehste denn jleich so bannig über die Höchstpreise 'naus?“ — „Nanu, soll ick vielleicht die Jeldstrafen aus meiner Tasche berappen?“

So — „Simplizissimus“. Aber manches sehr ernsthafte Gericht könnte daraus die Nutzanwendung ziehen. Gr.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

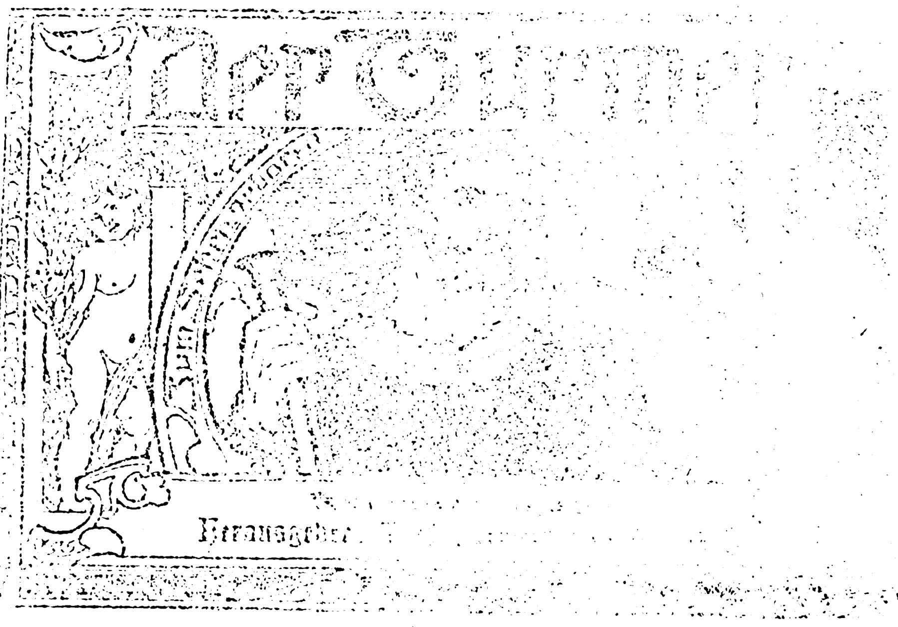
Digitized by Google



Neblige Landschaft — Theodor Sander-Herwegh

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. [illegible]

Die Einbeziehung der Neutralen

Von [illegible]

Der große [illegible] Vereinigung [illegible] Schuldigkeit ha[illegible] England kehrt, [illegible] den offiziell zu der [illegible] der „Notwendigkeit [illegible] der „[illegible] Europa wird [illegible]

[illegible] und hell wie [illegible] die Werke [illegible], wie ihre [illegible] am 21. August im [illegible] gegenüber den Neutralen ent[illegible] ist englisches Rein[illegible] ein ungesprochenes [illegible] Im Grunde gibt es [illegible] [illegible]

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Zweites Novemberheft 1916 Heft 4

Die Einbeziehung der Neutralen

Von Professor Dr. Ed. Heyck

Der große Gasangriff auf die politische Weltmeinung, benannt die „Verteidigung der kleinen Nationen", ist im Verschwaden. Seine Schuldigkeit hat er getan, und die Geschichte wird seiner gedenken. England kehrt, da es die nicht länger tauglichen Mittel nicht zu verwenden pflegt, zu der Sprache Palmerstons zurück, der in seiner Jungfernrede als Lord der Admiralität den Überfall von 1807 auf das neutrale Kopenhagen mit der „Notwendigkeit für England" rechtfertigte und sich an den Teil der Kritiker nicht kehrte, der „sittliche Gründe" hätte hören wollen. Die Bewölkung im politischen Europa wird höher und frischer.

Hart und hell wie Dovers Klippen stehen sie nun wieder da, die Worte power und supremacy. „Die britische Regierung kann nicht zusehen, wie ihre Macht einfach durch schwedische Gesetze illusorisch wird" (Reuter). Oder, wie Cecil von der einseitigen Aufhebung der Londoner Erklärung am 24. August im Unterhause sagte: „Sie gestaltet unser Verhältnis gegenüber den Neutralen entschiedener und verständlicher." (!) „Might overrides right" ist englisches Reimwort; nur Leute, die es vorher kannten, konnten versuchen, ein ungesprochenes „Macht geht vor Recht" Bismarck zuzuschieben. Im Grunde gibt es aber gar kein Recht, und nur das angelsächsische Oberrecht, das alle Völker, Vorteile, Kräfte dieser Erde einbegreift, indem es die Ingebrauchnahme in aktive und Reserve-

Digitized by Google

posten teilt. Eben indem sie noch nicht überall realisiert ist, nicht gleichmäßig fest zu Buch steht, beruht die Sicherheit des Besitzes darin, daß er keinen nicht angelsächsischen Teilhaber zuläßt, auch wenn der noch so schöne Begnügsamkeiten und nützliche Zuverlässigkeiten anbietet. England ist der abgehärtete Geschäftsmann, der die Seelen nach dem eigenen Spiegel liest und nichts auf jugendliche Versprechungen gibt. Drum geht hier keine „Verständigung“ in den englischen Verstand hinein. Eben das nicht, daß der aufdringliche „Vetter“ mit ihr begnügt sein könnte. Mitbewerb ist Wettbewerb, will überflügeln, monopolisieren. Der Weltherr sein oder nicht sein, that is the question. Noch dieser Tage sagte jemandem ein in seinem Sinn gerechter und aufrichtiger alter Engländer, der die letzten 18 Jahre außer seiner Heimat lebte: „Denken Sie nur umgekehrt! Hätte Deutschland die Oberherrschaft und England wäre sein Feind, dann würde Deutschland gewiß nicht anders als alles tun, was Sie jetzt Unrecht nennen!“ Das echte England hält die deutsche Verträglichkeit nicht bloß für eine Verdachtheit, die Freiheit der Meere, das Gleichgewicht der Völkertüchtigkeiten und andere Ideologien für Phrasen, die den seinigen gleichzuachten sind. Zwei Psychologien, die so geschieden sind, wie der Maschinenbau und die Scholastik.

Drum dürfen wir auch die von uns zur Spezialität ausgebildete Politik des Barfußtanzes, der sich in Mignons weißem Kleide durch jegliche Eier des Anstoßes dreht, nicht zum Augenmaß nehmen, daß so auch England verfahren müßte oder sich andernfalls das neutrale Verhältnis verderben würde. John Bull sind die Hühneraugen anderer Leute gut dafür, daß sie ihn fühlen sollen. Seine Erfahrungen folgern nicht so, daß der rücksichtslos Verletzte gegen den Verletzer schlägt. Womit zwar nicht gesagt sein soll, daß wir ihm nachahmen dürften. Quod licet Jovi, non licet bovi, wenn es die Welt an seine Lämmerweißheit gewöhnt hat — und sie just darum mit Mißtrauen zu betrachten.

Mit Unrecht. Wir kennen, wie den Trug, auch keine verschmitzten Schachzüge, die sich aus der Aufeinanderfolge von zwei, drei Voraussichten zusammensetzen. Freilich, wenn die gradlinig naive Logik auch psychologisch immer Recht hätte, ja, dann müßte der bedrängte, vergewaltigte, an der Kehle gewürgte Neutrale sich auf die Gegenwehr besinnen, dann gäbe es schon längst den Bund der Neutralen, wie er sich 1780 und 1800 gegen ganz ähnliche britische Despotie mit genügendem Erfolg zusammenschloß. Denn diese Erinnerungen sind nicht vergessen, und solche Erwägungen auch nicht unterblieben. Aber damals gab es ein Rußland und Preußen, die dem Zusammenschluß das Rückgrat des Selbstvertrauens und des „bewaffneten“ Auftretens mitbringen konnten. Der das heute allenfalls könnte, ist kein wirklicher Neutraler, sein Rechtsgefühl ist ein Keimling des englischen; er möchte den Deutschen den heiligen Status quo aufjochen und benutzt die Schutzlosigkeit Dänemarks, ihm seine Antillen abzukneifen. Es ist die Filialisierung des zweihundertjährigen englischen Verfahrens, während der Koalitionskriege bei Beteiligten und Beschützten die Stellungen zu besetzen, die man dann später behalten oder vielmehr „schon haben“ wird. Gibraltar trägt heute neugriechische und nordfranzösische Namen, an der „Verselbständigung“ Islands gegen Dänemark ward schon im Frieden ergebnisvoll gearbeitet, und

Digitized by Google

wahrscheinlich werden wir diese Zugriffe sich noch erst kräftiger entwickeln sehen, in dem Maße, wie es wichtig wird, für das entschwindende ursprüngliche Kriegsziel, einschließlich der Ägyptisierung des Vizekönigreiches Belgien, Ausgleiche, Entschädigungen zu schaffen. Wir dürfen vom Planen dieses Gegners eher etwas zu kassandrisch denken, als daß wir uns nur immer durch „beispiellose Vergewaltigungen" überraschen lassen. Mehr Treffblick im Gedankenlesen, und etwas mehr Beachtung der Beispiele der Geschichte! Es war übrigens rührend, wie bei der amerikanischen Begründung: vorbauen zu müssen, daß der dänische Hafen von St. Thomas nicht absehbar in die Hände „einer gewissen Großmacht" gelange, deutsche Weltpolitiker sofort auf Japan rieten!

Für England gibt es diesmal keinen Friedensschluß, da das Politische ihm nicht genügen wird. Über das Friedenspapier hinaus und vorweg ist es dabei, die dauernde Volleinkreisung, Boykottierung der Mittelmächte zu organisieren, und diese umfassende Mühe macht es sich nicht für haltlose Hirngespinste. Sein Denken wächst am Strunke seines zähen Willens, es ist eine widerstandsharte Bildung, die mit nichts homogen ist, was sich aus Schulbegriffen, Präzedenzfällen, Paragraphen, besiegelten Urkunden, Garantien zusammensetzt. Stellt etwas ein in fremden Klassifizierungen Unmögliches dar, so sagt das noch nicht, daß es ein Nonsens ist, wenn es England in die Hand nimmt. Sein Krieg nach dem Kriege gründet sich auf die einlinige Entschlossenheit, zunächst einmal von Deutschland nicht abzulassen, bis es erlahmend einen noch so unvollständigen Frieden hinnimmt, und auf die gleichzeitige Voraussicht, daß jedenfalls dieser Friede nicht tödlich genug ausfallen, nicht das Carthaginem delendam erfüllen wird.

Hierhin zielt und zweckt schon alles ineinander. Den Gehorsam, der die Völker zu diesen erbarmenslosen Plänen mitwirken macht, kann man ihnen so viel eher jetzt als später im Frieden abdringen. England wird dann der Allgebieter sein, vervollständigter als nach Napoleons Fall, aber die Hebel dazu hält es nur während der jetzigen, politisch-militärischen Phase des Krieges in der Hand. Jetzt kann es aus Palmerstonschen „Notwendigkeiten" den nächsten neutralen Nachbarn Deutschlands seine Abschnürungsmaßregeln auferlegen, die Überwachungen ihres Handels, die Durchsuchungsrechte usw., die es erklärtermaßen dauernd zu machen, auch im Frieden aufrechtzuhalten beabsichtigt; jetzt, während des Krieges, hat es die Gelegenheit, die es nicht vorübergleiten lassen will, die Neutralen mit Deutschland auch militärisch-politisch zum Bruch, zur dauernden Verfeindung herüberzubringen, sie volens oder nolens in seine geschlossene Phalanx einzureihen. Es braucht sie als Untertanen für die Zeit nach dem Siege, braucht sie aber näher und nötiger auch f ü r den Sieg. Es bedarf der Heranziehung dieser Kräfte, die noch als frische zu verbrauchen sind, da Frankreich sich erschöpft, Rußland von Zweifeln und Bereuungen, aber auch von Durchbrüchen durch Skandinavien abgeschnitten werden muß. Die Karte des Planeten enthält noch Flächen und Inselarchipele, die bisher nicht einbezogen in die verschiedenen Arten der britischen Verwendung sind. Die noch mobilisiert werden können oder als Lockpreis, wenn es sein muß, Raubpreis, zur Zahlung angeboten. Für England begann doch erst der Krieg. Wenn ihr doch nicht von englischen „Einsichten" reden wolltet, ihr Deut-


Digitized by Google

schen mit der unausrottlichen Erwägung! England erwägt nichts, als daß es jetzt mit Deutschland zu tun hat, daß es mit ihm in Jahren oder Jahrzehnten fertig werden muß, so wie es mit den Generalstaaten oder mit Napoleon fertig wurde, und wie sich die Auseinandersetzung nachher auch mit Japan — die Welt ist größer als der Machtbereich der gelben Rasse — finden wird.

England ist verwöhnt von alten und neuen Erfolgen seiner kurzbündigen, nicht viel Federlesens machenden Einfachheit. Diese stellt aber weder Starrheit noch Beschränktheit dar, die britische Politik bleibt noch immer die zehntausendmal klügste, aufmerksamste, aktivste, gedankenbeweglichste im alten Europa nebst Zubehör, und ihre hohen auswärtigen Diplomaten pflegten seit lange her Leute zu sein, die eine unerzwungene Vornehmheit mit gewinnender Persönlichkeit und gutnatürlichem Verstand zur Überlegenheit vereinen. Sofern die Londoner Politik die Fehler erkennt, die sie mit ihrer gar zu gröblichen Skrupellosigkeit machte, so bewährt sie auch wieder die Kunst der zusammengesetzten Taktiken, denen auf dem Festland schon oftmals das nur nachträgliche, ja selbst das historische Durchschauen sehr langsam gefolgt ist. Es muß ja nicht durchaus auf die in Italien geglückte, aber am Balkan verunglückte Weise gehen. Nun sehen wir den alten Billardspieler, wie er seit einiger Zeit daran ist, die feineren Bälle indirekt zu machen. Nur nicht etwa so, daß er die geminderte Stoßkraft dahintersetzt.

Gewaltanwendung treibt einen Staat zum Widerstand, zum Anschluß an die Gegenseite. Das ist die primäre Auffassung, die menschlich natürliche, vor allem die deutsche, als die eines Volkes, das von je, gleich seinen hohen epischen Gestalten, im Siege großherzig, weich im Gutergehen, standhaft, heldenhaft in übermächtigen Gefahren war. Walthari, der es mit unerschrockenen Hieben, daß ganze Gliedmaßen draufgehen, gegen Gunter und Hagen beide auf einmal durchficht und mit den beiden übel zugerichteten, blamierten Schatzräubern sich dann zum Picknick unter den Buchen am Wasichensteine niedersetzt, die „alte Freundschaft“ zu erneuern. Aber taxieren wir aus seiner Seele weder die Hagens, noch den Heldenmut derjenigen, die keine Waltharis sind. Selbst uns rassennahe Völker haben durch Umstände, Verhältnisse, materialisierte Lebensideen, vor allem aber durch die doktrinäre Macht entnervender Staatslehren doch wesentlich anderen Charakter angenommen. Sie flammen nicht mehr auf, wenn sie dran denken, was sie schon ehemals unvergolten eingesteckt haben; nicht so wie auf Preußens Ehre der Name Olmütz, brennen auf ihrer Geschichte Erinnerungen, wie der Raub von Finnland, wie jener Überfall von 1807 auf Kopenhagen und die Wegführung der dänischen Flotte, und so doch auch nicht das Ende der Buren. Außerdem, was sehr wichtig ist, berichten englische Gesandte und Konsuln vom Auslande stets auch über die innerpolitischen Wellenschläge und nicht bloß über amtliche Meinungen und Statistiken. Hielt doch England mitten im Kriege seine Gedanken darauf gerichtet, wie es die Lähmung Deutschlands mittels innerer Parteien durch lockende „Freiheits“-Kriegsziele herbeiführen könnte.

Wir folgern zu kindlich und haben die Augen zu wenig offen. Die Pressungen aus England wirken auf die neutralen Kompässe genau so wie die deutsche Bravheit, und so wie die Anerkennungen dieser, dauern auch die Entrüstungen über

Digitized by Google

jene nur bis zur nächsten Zeitungsnummer. Dies nun, die Mache der öffentlichen Meinung bei den Neutralen, ist auch ein von unserer Politik mindestens zu wenig oder zu einseitig — Amerika! — bedachter Faktor. Die neutralen Zeitungen wurden an deutschen Stellen wohl durchgesehen so nach dem Verfahren des Pianisten, der seine Kritiken herausschneidet, um sie herumzusenden, und nichts weiter von der ganzen Zeitung liest. Gute Militärkritiken bekamen wir bis Mai 1915 ja selbst im „Corriere della Sera". Für die uns unfreundlichsten Blätter wurde durch erhöhte Wertbeilegung eine ununterbrochene Reklame gemacht, auf die tatsächlich für uns kämpfenden hat man am wenigsten geachtet. Das große Kapitel: die öffentliche Auslandsmeinung, läßt sich hier nicht so kurz erörtern. Ich kenne sie von eigenem Aufenthalt, wie sie zu Beginn des Krieges mit für und wider in den mir altvertrauten skandinavischen Ländern (und in den balkanischen) war; trotz der unbeschreiblichen Lügensystematik der Entente waren damals gefühlshaftere und stärkere Parteinahmen für uns vorhanden, die allmählich eingeflacht oder widerstandsschwächer geworden sind.

Die fremden Nationen sind kein geschlossener Block von Meinung oder Logik. Gegensätze der Parteien, heterogene Bestandteile der Bevölkerung, materielle Vorteile einflußübender Kreise, volkliche Sehnsüchte nach irgendeinem raschen Kriegsende, lavierende Minister, mit denen die Wirbel alles dessen ihr Spiel treiben, was gegen sie anstürmt, von außen her und innen, das alles ist bestimmender, als die großen Objektivitäten. Da packt nun politisch der englische Schraubstock an und, je nachdem, auch noch die Luftentziehungspumpe in der Volkswirtschaft und Volksernährung. Die psychische Wirkung wird da nicht mehr Auflehnung. Sondern sie wird so, wie es noch wieder dieser Tage ein an sich gut deutschfreundliches und durchweg gut bedientes neutrales Blatt, von dänischen Verhältnissen berichtend, auseinandersetzte: „Es geht heute allen Neutralen so, daß sie in einem solchen Interessenkonflikt sich ducken müssen, weil sie die Schwächeren sind" („Züricher Post", 22. August). Wer aber mit dieser „Schwäche" vorankommt, ist von den Kriegführenden stets der eine Teil. Der andere kann da nicht viel mehr tun, als noch besser aufpassen und danach sehr klug handeln. Werden nun durch ganz besondere Vorfälle solche Länder doch noch in eine heftigste Erregung versetzt, so schlägt auch sie schon nicht mehr geradeswegs gegen den angelsächsischen Vergewaltiger hell heraus, sondern in ihrer eigentümlichen Gebundenheit gärt sie in innerpolitischen Kreisen, wankenden Mehrheiten und Autoritäten. Und darin ist für uns die Gefahr, daß für einen katastrophalen Überdruck solcher von Unruhen, Ermüdungen, Besorgnissen, schwerverletzten Patriotismen geschwängerten Luft etwa das lösende Ventil in einer überraschenden Wendung gegen Deutschland gefunden werde. Die Verhetzung gegen dieses, die vorhandenen Parteien der gehässigen Abneigung haben ja mehr oder minder breit den Untergrund bereitet, daß unter Umständen um der Rettung der Einheit, der Autorität, um des Staates willen, um wiederbelebter alter Hoffnungen willen, die für die neuesten Verluste hohe Entschädigung winken, auch eine nentralitätsgesinnte Mehrheit der Regierung auf die Seite der niemals eine deutsche Anlehnung Duldenden, wenn nur noch die Wahl bleibt, sich neigen kann. So stehen diese Länder

Digitized by Google

in dem zunehmenden, mehr und mehr unausweichlichen Doppeldruck, den miteinander die hydraulische Presse der schonungslos angesetzten „Macht“, und andererseits immer so oder so die Erweckung von parteilichen oder von nationalen Verheißungen bilden. Darüber gilt es klar sein, und zwar bevor wir von allen Hängen die Stürze rollen sehen. Wohin es nach aller Berechnung treiben muß, ist die Verbündung, die Solidarität der Neutralen, damit sie aus dem Unerträglichen herauskommen. Nach der Regiekunst Englands, oder, wenn es glückt, doch noch ohne, also gegen dieses.



Den Toten · Von Helene Brauer

Einst wird das alte Lachen sich schwingen
Aus Gärten und Wiesen blumenbunt,
Und die Lieder, die lange verlorengingen
Unserm kampfliedgewohnten Mund,
Die herzfrohen Lieder aus Kindertagen
Werden von Straßen und Steigen her
Den Wohllaut in offene Fenster tragen —
Aber ihr hört sie nicht mehr.

Wir werden uns wieder zur Freude gewöhnen
Und manchmal alles Grauen, das war,
Vergessen über den leuchtend schönen,
Den Stunden mit weißen Blüten im Haar.
Wir werden des Morgens goldene Brücken
Wieder betreten mit hellem Gesicht,
Wir werden die Früchte des Sieges pflücken —
Aber euch reifen sie nicht.

Und ob wir auch alle am Leide tragen —
Des Lebens Welle rauschet und schäumt,
Einst wird uns sein in gesegneten Tagen,
Wir hätten Krieg und Qual nur geträumt.
Euch ward kein Licht nach Kämpfen und Wunden,
Derweil wir schreiten ins Morgenrot,
Wir ernten die Garben, die ihr gebunden —
Und ihr seid tot.



Digitized by Google

Der Nähstein

Von L. M. Schultheis

Es war ein großer Torbogen, auf dem geschrieben stand: An- und Verkauf von altem Silber, Möbeln, Wäsche usw. Hinter dem großen Bogen gähnte die Leere eines weiten, holprigen Hofs, und erst nach einigem Suchen fand man eine ausgetretene Treppe, die in den Raum führte, wo die modrigen Schätze aufgestapelt waren. Es roch darin nach altem Zeug und Möbelpolitur. Eine hinterhältige Türglocke war über meinem Haupt in ein wütendes Geläut ausgebrochen, wie ein bösartiger Kettenhund. Als sie sich beruhigt hatte, stand ich atemlos und einsam inmitten der toten Dinge.

Da niemand erschien, der nach meinem Begehr frug, sah ich mir die Dinge an, und sie sahen mich an, und es begann eine Art von Gespräch zwischen uns. Oder vielmehr, sie nahmen den Faden ihrer Erzählungen auf, wo mein Eintritt sie unterbrochen hatte, und berichteten in einer seltsamen, gleichgültig-heimlichen Art, was sie von sich und ihren einstigen Eigentümern wußten. Ich stand abseits, zwischen Tür und Angel, und lauschte. Aus dem Wirrwarr von Schränken, Bettstellen und Kommoden stand ein großer Spiegel hervor, in Kirschenholz gerahmt und mit Messingperlenwerk verziert, echtes Empire und jedenfalls das Prunkstück der Rumpelkammer.

„Ich schäme mich vor mir selbst," sagte der Spiegel, „seit der Alte mir die Füße abgesägt hat, habe ich meine Proportionen verloren!"

Ich schaute hin und sah, daß das graziöse Säulentischchen, auf dem der Spiegel stand, barbarisch verkürzt worden war, um das Ganze einem „Trumeau" zu nähern. Es war wirklich eine traurige Sache, und ich gab dem Spiegel recht.

Ein uralter, grober Küchenstuhl nahm das Wort. „Säge hin, Säge her," sagte er, „da schau' mich an, meine Querleiste ist beinah durchgescheuert, weil tausend Kinderfüße sich darauf stützten, als die Beinchen noch zu kurz waren, um auf den Boden zu gelangen, und so ist meine Leiste nur noch ein Schatten ihrer selbst!"

Und wirklich, die Leiste, die so rund und kräftig begann und endete, war in der Mitte so dünn wie ein Blatt geworden, so sehr hatten ruhelose kleine Füße darübergescheuert, Generation über Generation. Sie war ganz pathetisch anzuschauen in der Gebrechlichkeit ihres Alters.

Da schauten sie alle den groben Küchenstuhl an, der so unerwartet Gefühle an den Tag legte — aber während sie schauten, ließ sich ein hohes Altjungferstimmchen vernehmen, das aus einem Winkel piepste: „Sein Leben verfehlen, sein Leben verfehlen, das ist das ärgste — was wißt ihr davon, ihr alten knickebeinigen Ruheständler?"

Die beiden Alten, der Spiegel und der Stuhl, brummten, und alle andern flüsterten und schauten neugierig in die Ecke, von der das Stimmchen kam. Da machte auch ich einen Schritt vorwärts und schaute, und auf diese Weise geschah es, daß ich meine alte Jugendliebe wieder fand.

Digitized by Google

Etwas verkümmert und etwas verblaßt, die Goldborten ein wenig geschwärzt, aber immer noch kokett in ihrer rosaseidenen Pracht von einst — so stand sie auf einem alten Nähtisch in der Ecke — der glorreichste aller Nähsteine, den je eine liebende Hand geschaffen!

Ich erkannte ihn sofort wieder, obgleich er mir unansehnlicher und nicht so strahlend wie einst erschien — wer könnte je ganz vergessen, woran einmal sein Herz gehangen? Zum Überfluß brauchte ich ja nur den Deckel zu öffnen, um darin das gemalte Herz aus Rosen zu finden, in dem mit verschnörkelten Schriftzügen „Henriette Holtermann" eingeschrieben war.

Als ich die Hand ausstreckte, um ihn aufzuheben, waren plötzlich alle Stimmen still, und die toten Dinge unterwarfen sich duckend dem Gesetz, das den lebendigen Menschen mit ihnen schalten läßt wie er will, auf eine sorg- und gefühllose Art.

Ich wog den alten Nähstein in der Hand. Ja, das war er, den ich so unsäglich geliebt, um den ich gebangt und geworben, von dem ich geträumt und im Schlaf gesprochen hatte, der mir aber dennoch entglitten war, wie die schönen, heißgeliebten Dinge zu tun pflegen, um einem alten pensionierten Gendarmen anzugehören.

Alter Nähstein, wohl mochtest du dich zu denen zählen, die ihr Leben verfehlt haben, denn nimmerdar ist es dir geschehen, daß an deinem Rosenbrokat der Stoff angesteckt wurde, in den feine Säume genäht wurden, über zwei, höchstens drei Fäden. Das war deine Bestimmung, der du noch entgegeneiltest, als ich dich kannte, aber der pensionierte Gendarm konnte sie nicht erfüllen!

Einer alten, wohlbeleibten Frau hatte er gehört, die eine Spitzenhaube trug und in einem Eckhaus wohnte, an dessen Fenster sie tagaus, tagein saß und die Straße hinabschaute. Um sie herum spielten ihre Katzen, deren sie fünf besaß, und von den Wänden schauten ihre Familienbilder, ein Mann im besten Alter mit erstickend hoher schwarzer Halsbinde, über die ein schmaler Streifen Kragen sah, das war ihr verstorbener Gatte; eine junge Frau mit hochgetürmten Lockenrollen und kurzem Leibchen, das war sie selbst; und ein Knabe mit blondem Haar und weit ausladendem Biedermeierkragen, dem modernen Schillerkragen ähnlich, das war ihr verstorbener Sohn.

Sie war wohlhabend und mildtätig, hatte besonders auch ein weiches Herz und eine milde Hand für die leidenden Tiere.

Der Nähstein datierte aber noch weiter zurück in ihrem Leben, als die Familienporträts — er war das Meisterstück eines jungen Tapeziergesellen gewesen, den sie gekannt hatte, als sie ihr Haar noch nicht hoch auftürmte und Henriette Holtermann hieß. Er hatte ihr das Meisterstück geschenkt und allerlei Hoffnungen daran geknüpft, war aber bald gestorben, wie es überhaupt das Los der Frau zu sein schien, daß ihr alle die wegstarben, die ihr etwas sein wollten. Da schloß sie den Nähstein weg in eine Lade und betrachtete ihn zuweilen, benutzte ihn aber nicht.

Während der Jahre, die sie einsam an dem Fenster des Eckhauses saß, geschah es zuweilen, daß sie unter uns spielenden Rangen eine auslas, die dann vor

Digitized by Google

ihr stehen und ein Gedicht aufsagen mußte. Ein Nickel war der Lohn für diese Bemühungen.

Lange Zeit pflegte ich ihr „Die Trauerweide“ vorzutragen, die mit den Worten beginnt: „Als der Herr am Kreuz gestorben, finstert sich der Sonne Licht“ — und die sie sehr liebte. Ich sehe mich heute noch winzig vor ihrer behäbigen Gestalt stehen und die Verse hersagen, während mein Geist über dem Rätsel nachsann, wie es möglich sei, daß die alte, dicke Frau vor mir und die schöne, junge auf dem Bild ein und dieselbe Person sei. Eines Tages aber trug ich „Die Rosse von Gravelotte“ vor, und da kannte ihr Entzücken keine Grenzen. Ich mußte es täglich wiederholen, und einmal schloß sie die Lade auf und zeigte mir jenen Traum aus Rosenbrokat und Gold, den Nähstein, strahlend in Schönheit, wie er aus den Händen des Tapeziergesellen hervorgegangen war. Sie deutete an, daß dieses Kleinod mir gehören solle. Allerdings gab sie keine bestimmte Zeit an, aber was waren meiner flügelstarken Phantasie Zeitpunkte und Zeitspannen? Begeistert wie ein Rhapsode des Altertums trug ich fortan meine „Rosse von Gravelotte“ vor und erwarb so mein Kleinod täglich, um es zu besitzen.

Tagsüber sah ich den Rosenbrokat leibhaftig vor mir, des Nachts träumte ich von ihm. Doch nie kam mir — selbstverständlich — ein Wort über die Lippen, das sie an ihr Versprechen erinnern sollte.

Als eines Tages der Frühling wieder mit Macht Einzug hielt in die Herzen und die Gärten und Felder, da pflückte ich allerlei kleine Blümchen und band sie auf ein ovales grünes Blatt. Das sollte der alten Frau am Eckfenster ein Frühlingsgruß sein. Heute frage ich mich, wie weit die seltsame kleine Gabe ganz harmlos und wie weit sie eine Spekulation auf den seidenen Nähstein war, den man mir schuldete.

Als ich dann vor ihr stand und ihr schüchtern mein Geschenk überreichte, sah sie mich mit einem sonderbaren Blick an, gar nicht freundlich wie sonst, fast böse, und sagte: „Aber Kind, was soll das heißen, du hast mir ja ein Totenbukett gebunden!“

Ängstlich und verwirrt sah ich auf meine geschmähte Gabe herab. War das ein Totenbukett? Es war die einzige Art, die ich zu binden wußte. Niedergeschmettert ging ich davon.

Nie wieder durfte ich „Die Rosse von Gravelotte“ aufsagen. Und der Nähstein blieb unbesehen in seiner Lade. Bis eines Tages ein großer dunkler Wagen mit weißen, schwankenden Engeln vor dem Eckhause hielt und die alte Frau den Weg fuhr zu denen, die ihr vorangegangen waren, an den sie aber nicht gern gedacht hatte.

Dann war der pensionierte Gendarm, ein Anverwandter, gekommen und hatte alles geholt, was in dem Eckhaus war, die Möbel, die Familienporträts — ja und auch den Nähstein. Nur die Katzen wollte er nicht, aber die Katzen wollten auch ihn nicht.

* * *

Hier stand ich nun unter all den toten Dingen und hielt den Nähstein in der Hand, öffnete den Deckel, besah das Rosenkränzchen, las „Henriette Holtermann“,

Digitized by Google

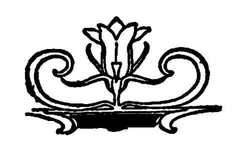
betrachtete den verblichenen Brokat und die verschwärzten Goldschnüre. Das Leben hatte mich noch einmal mit diesem Jugendtraum zusammengeführt. Ich hielt ihn in der Hand und wartete. Die Glocke hatte längst ausgeklungen, es war still und staubig in dem Raum und roch nach Moder und Möbelpolitur. Wollte niemand kommen und mir sagen, um welchen Preis ich den alten Traum verwirklichen konnte? Oder gibt es einen Zeitpunkt, an dem man endgültig „sein Leben verfehlt" hat, auch wenn man noch als Abklatsch seiner selbst weitervegetiert?

Niemand erschien; und so setzte ich ihn zögernd auf das alte Tischchen nieder und ging hinaus.



Auf einem Hindenburgturm · Von Reinhold Braun

Granit der Turm, schwer und breit,
Gefügt wie für die Ewigkeit,
Gegründet wie gegen das brandende Meer,
Und schmiegt sich doch Heimaterde ringsher ...
Und der Turm steht grau auf seinem Berg
Und schlicht ohne Zierat und Schnörkelwerk.
Hindenburgisch!
Vom Grund bis zum letzten Stein!
Der Deutschheit Sinnbild will er sein! — — —
Und schaust du vom Turme der Heimat Mark,
Auge und Seele werden dir stark!
Der Turm gibt Weite und Festigkeit,
Und hell schaust du nieder in Heimat und Zeit.
Wisse:
Schauen sollst du mit ganzem Sein
Hindenburgisch hernieder, hinein!
Hindenburgisch! — Das heißt:
Ernst und weit mit wachem Geist!
Groß in Liebe zu deinem Volke!
Furchtlos zur Tat, türmt sich Wolke zu Wolke!
Fromm und gut, wahr und gerecht!
In allem ein Deutscher, frei und echt!
Steige hinab die granitenen Stufen:
Hör' nach dem Sohne die Mutter rufen,
Dein Deutschland!



Digitized by Google

Das Miterleben des Krieges daheim

Von Karl Storck

Mehr noch als in Friedenszeiten wächst sich jetzt die Schriftleitung einer großen Zeitschrift zu einem psychologischen Seminar für Volksstimmung und -empfinden aus. Das Mitteilungsbedürfnis im Leserkreise hat außerordentlich zugenommen. Kein Tag, der nicht mehrere Zuschriften bringt, die nicht nur zu den großen Geschehnissen und den grundsätzlichen Fragen der Politik, sondern auch zu allen jenen Erscheinungen des Lebens Stellung nehmen, die man unter den Begriff der Lebenskultur sammeln kann.

Schon diese Überwindung der gewohnten Gleichgültigkeit und „Schreibfaulheit" ist eine bedeutsame Wirkung des Kriegserlebens. Es offenbart sich hier neben der gesteigerten Anteilnahme an jeglichem die Allgemeinheit angehenden Geschehen auch ein starkes Verantwortungsgefühl für die Lebenserscheinungen unseres Volkes. Vielleicht zeigt nichts anderes so überzeugend die aufbauenden Kräfte des „Zerstörers" Krieg, als dieses Hinausgehobensein des einzelnen über seine Person. Obwohl doch jetzt gerade der einzelne so schwer am Leben zu tragen hat, sieht er doch immer das Ganze und fühlt aus dem Ganzen heraus. An der Mannigfaltigkeit der Auffassung hat sich freilich nichts verändert. Das ist ja auch natürlich, da glücklicherweise die Menschen verschieden geblieben sind.

Aber man kann doch in zwei große Gruppen zusammenfassen. Die eine sieht, wie es trotz des Krieges gut geht; die andere, wie es trotz des Krieges schlecht geht. Es entscheidet also die schon zuvor in jedem einzelnen verankerte Auffassung vom Wert des Krieges. Jene, die ihn lediglich als zerstörende Macht erwarteten und nun immer daran denken, wieviel täglich vernichtet wird an äußerem und innerem Glück, wundern sich, trotzdem noch so viel Bejahendes, Kräftiges und Gutes zu sehen. Die anderen, die im Kriege den Erwecker aller starken Kräfte im Menschen erhofften, entsetzen sich über das viele Häßliche, Schwächliche und Gemeine, das sie rundum sehen.

Es zeigt sich darin, daß wir alle, so tief der Krieg in unser Leben einschnitt, doch naturgemäß im Leben vor dem Kriege wurzeln und je nach unserer Einschätzung der vorangehenden Zustände nun auch die Wirkungen des Krieges beurteilen. Wem das Leben zuvor als gut erschien, freut sich über alles, was ihn an den vorangehenden Friedenszustand erinnert; wer in diesem Leben vor dem Kriege einen Niedergang des deutschen Geistes und der deutschen Seele sah, ist jetzt verärgert über alles, worin der Krieg sein Reformwerk nicht vollbracht hat.

Darüber kann nun kein Zweifel sein, daß grundsätzlich die letzteren im Recht sind. Nur wer das Erlebnis der Augusttage 1914 zu leugnen imstande ist, könnte das bestreiten. Damals ist es als Offenbarung über das deutsche Volk gekommen, daß man „umlernen" müsse, und zwar umlernen weniger in der Beur-

Digitized by Google

teilung der anderen, als in der des Lebens, seiner Ziele und Aufgaben überhaupt. So war jenes Umlernenwollen ein Gelöbnis zur Besserung. Das wäre nicht nötig gewesen, wenn es zuvor gut gewesen wäre.

Aber auch wenn wir jene ausscheiden, die die Lebenskraft lediglich nach ihren materiellen Betätigungen einschätzen, bleibt die große Doppelgruppe der Beurteiler bestehen. Nicht nur bei denen daheim, sondern auch bei jenen im Felde, die ihre Beobachtungen im Urlaub oder während längerer durch Krankheit und Verwundung bedingter Erholungszeit oder auch nur aus Briefen und Zeitungen anstellen.

Die Beobachtung, die jeder in Presse, Buchliteratur und an den öffentlichen Reden machen kann, daß nämlich das Urteil über dieselben Lebensfragen zwischen dem höchsten Stolze voller Befriedigung und wehvollem Zorn der Entrüstung schwankt, verdichtet sich bei einer Sammelstelle von Meinungen, wie sie die Schriftleitung einer Zeitschrift darstellt, zu einem leidenschaftlichen Hin und Her über den einen gleichen Fall. Dabei ist es natürlich, daß der Unzufriedene vorangeht. Das Gute versteht sich eigentlich von selbst, und so spricht man nicht darüber. Was uns schlecht erscheint, erregt in uns den Willen zu bessern, und damit ist der Angriff geboten. Aber fast auf jeden dieser Angriffe erfolgt eine Verteidigung, die, selbst wenn sie die bekämpften Tatsachen zugibt, sie als unwichtig und nebensächlich hinstellt. Es vermag eben auch zu Hause fast keiner das ganze Leben im Auge zu behalten, und so entscheidet für den Urteiler der Winkel, aus dem er heraus- und in den er hineinsieht. Dieser Winkel aber wird bestimmt von unserer ganz persönlichen Einstellung.

Damit könnte man sich ja nun zufrieden geben, da an dieser subjektiven Verschiedenheit der Menschen nichts zu ändern ist. Aber es bleiben doch die Tatsachen.

So gewiß es nicht möglich ist, Jahre hindurch die Hochspannung eines ungeheuren Erlebens festzuhalten, so verbrecherisch wäre es, jenes hohe Erleben lediglich als ein einmal Geschehenes zu buchen und sich danach gleichmütig dem Alltag zu ergeben, als ob nichts geschehen wäre. Gewiß gehen die Feiertage vorüber und der Werktag tritt aufs neue ins Recht. Aber die Feiertage sind nicht dazu da, daß wir an ihnen uns mit festtäglicher Stimmung berauschen, um nachher um so mehr dem Katzenjammer des Alltags zu verfallen, sondern um an ihnen so gestärkt und geläutert zu werden, daß auf den nachherigen Alltag ein Abglanz des Feiertags falle, daß dieser Alltag durch ihn erhöht werde.

Haben wir in jenen Augusttagen 1914 den göttlichen Ruf vernommen, unser Leben zu erhöhen und zu vertiefen, so bleibt es unsere dauernde Kriegsaufgabe, an diesem Ziele weiterzuarbeiten. Wir haben damals erkannt, daß dieser Krieg ums Deutschtum geht, nicht nur um seine politische Macht, sondern auch um seine innere Kraft. Der Krieg kann also nicht nur draußen auf dem Schlachtfelde, er kann auch daheim verloren gehen. Darüber dürfen wir nicht im Zweifel sein, daß auch der Sieg draußen von zweifelhaftem Werte würde, wenn ihm nicht der innere Lebenssieg daheim sich einte.

Digitized by Google

Nun ist der Kampf draußen aus dem stürmischen Bewegungskrieg zum zähen, mühseligen, verzehrenden Stellungskrieg geworden. Dieselbe Wirkung hat die lange Dauer auch bei uns zu Hause. Und wie draußen diese Kriegsform im Grunde die höheren Leistungen von den Kämpfern verlangt, so auch dieser zähe Kampf gegen die Mächte des Alltags daheim. Das eine ist sicher: dieser Krieg zu Hause dauert mindestens so lange, wie der Krieg draußen, und wir müssen beide als eine Einheit ansehen. Wie es nur der Verblödete oder seelisch ganz Armselige vermag, wirklich gleichgültig gegen das Geschehen draußen zu werden, so ist es auch ein Zeichen geistiger und seelischer Armut oder verbrecherischer Bequemlichkeit, hier zu Hause dem Leben freien Lauf zu lassen.

Es hilft uns nichts, wir sind im Krieg, auch wir daheim, und jeder muß auf seinem Posten stehen. Für einen großen Teil unserer äußeren Lebensführung hat uns der Krieg einfach zu dieser Erkenntnis gezwungen. Ich brauche nur an die beiden wichtigsten Gebiete zu erinnern, die Arbeitseinteilung und die Ernährung. Viel schwieriger liegt die Frage für die Einstellung unseres inneren Miterlebens am Kriege und die Art, wie sich dieses in unserer äußeren Lebensführung offenbart. Das erstere ist eine persönliche Angelegenheit, in die sich schwer eingreifen läßt. Am allermeisten noch durch die Beeinflussung der äußeren Lebensführung, die natürlich zurückwirkt auf unsere ganze Stimmung. Damit ist auch bereits die ungeheure Wichtigkeit dieser äußeren Lebensgestaltung zugegeben. Was auf unseren Straßen, in unseren Unterhaltungsstätten geschieht, geht keineswegs bloß die an, die beide aufsuchen, sondern wirkt als Lebenserscheinung auf alle an diesem Leben Teilhaftigen ein. Ich darf nicht sagen: „Laß doch das Theater tun, was es will, ich brauche nicht hinzugehen“, denn dieses Theater ist eine Lebensmacht, die rückstrahlend auch auf jene einwirkt, die es nicht aufsuchen. Wir stehen nicht für uns allein, sondern sind ein Teil der Gesamtheit, steigen und fallen mit dieser und sind darum mitverantwortlich für sie.

Darum darf es auch nichts in unserem ganzen Leben geben, was nicht vom Miterleben des Krieges beeinflußt wird. Das ist nötig, um diesen Krieg, vor allem den ums innere Deutschtum, zu gewinnen. Es gibt Leute — einige Künstler haben es von sich selbst öffentlich ausgesprochen —, die danach streben, sich möglichst gegen das ganze Erleben der Zeit abzusperren, sich in sich selber und auf die eigene Arbeit zurückzuziehen. Sie berufen sich dabei gern auf den Goethe der Freiheitskriege. Ich will mich nicht auf das billige Sprichwort beziehen, wonach die Handlungsweise eines Zeus nicht auch für jedes andere Lebewesen rechtsgültig ist. Die Verhältnisse dieses Krieges sind völlig andere, als die der früheren. Es geht diesmal ums Ganze, und keiner hat das Recht, sich zu entziehen. Wer es diesem ungeheuren Geschehen gegenüber überhaupt vermag, muß ein armseliges Gebilde sein, und keine noch so schönen Redensarten können eine solche geistige Fahnenflucht bemänteln.

Nein, diese Gegenwart ist so ungeheuer, daß sie von einem jeden verlangt, ihr ganz zu leben. Die draußen im Felde haben das verhältnismäßig leicht. Jede Stunde stellt sie vor eine klar erkannte Pflicht, die gebietet und fordert; man

Digitized by Google

braucht ihr nur zu gehorchen. In der Hinsicht sind wir zu Hause viel schwerer dran. An uns tritt die Forderung der Gegenwart vielfach in der Form der kleinlichsten Alltagssorgen, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn so viele in der Erfüllung dieser Gegenwartsforderung bereits ihren Lebensinhalt sehen. Das Ungeheure und Große dieser Zeit erleben wir nicht unmittelbar. Wir können seiner nur durch die Vorstellung, durch unsere Phantasie teilhaftig werden. Wer wollte danach noch leugnen, daß alles von unendlicher Wichtigkeit ist, was irgend auf dieses Leben in uns, auf unsere Vorstellungswelt einwirkt?

Also wir stehen im Schützengraben. Sturm und Abwehr des Sturmes sind das Größte und Wichtigste, aber sie füllen nur Minuten und Stunden des Tages; der Rest ist Arbeit, Kampf mit Widerwärtigkeiten aller Art und um die Erträglichkeit dieses Daseins. Das darf man nicht vergessen. Selbst die draußen wenden alle Mittel an, noch so viel wie möglich von den Werten des äußeren Lebens für sich einzufangen, um seine Nöte ertragen und besiegen zu können. Wir daheim haben das gleiche Recht, ja die Pflicht. Und so drängt sich als gebieterische Frage der Zeit auf: Wie sollen wir unsere Lebensführung gestalten, um in fruchtbarer Weise den Krieg miterleben zu können?

Der äußere Anlaß zu dieser Frage ist in den letzten Tagen besonders scharf hervorgetreten. Die auch von unseren Lesern geschätzte Frau Marie Diers hat in der „Deutschen Tageszeitung“ einen Aufsatz veröffentlich, der in dem Satze gipfelte, Berlin lebe, als ob kein Krieg wäre. Ging nun auch aus der vorangehenden Schilderung hervor, daß die Verfasserin einen ganz bestimmten Teil der Reichshauptstadt — das sogenannte Berlin WW — im Auge hatte, so bewirkte doch diese Verallgemeinerung des Gesamturteils, daß nicht nur einzelne Zeitungen den Artikel aufgriffen, sondern auch der Berliner Magistrat in seinem Gemeindeblatte Einspruch dagegen erhob. Dieser war, weil er sich gegen die Verallgemeinerung wandte, durchaus berechtigt. Um so widerwärtiger war die Art, wie einzelne Berliner Blätter den Streit ausfochten. Über die Tonart braucht man sich dabei nicht viel aufzuhalten. In der Art, wie man gegen eine Frau auftritt, verrät sich die Kinderstube, in der man groß geworden; und es zeigte sich wieder einmal, daß in Berlin vielfach Leute das große Wort führen, die nicht in einer guten, geschweige denn in einer guten deutschen Kinderstube groß geworden sind. Aber wenn ein Blatt, wie die B. Z. am Mittag, die Berliner Tugend verteidigte und die üblen Erscheinungen unseres Straßen- und Wirtschaftslebens auf die nach lästerlichen Vergnügungen lüsternen Leute vom Lande schob, so ist das reichlich unverfroren, wenn man bedenkt, daß gerade dieses Blatt sich seit Jahr und Tag krampfhaft um einen halb frivolen, halb saloppen Lebemannston bemüht und an der Heranbildung des Berliner „Gent“ und des „Tauentziengirls“ einen recht beträchtlichen Anteil hat.

Muß man nach der Haltung des ganzen Aufsatzes zugeben, daß die Verallgemeinerung nur eine aus der Hitze des Gefechts erklärliche Entgleisung ist, so wäre der polemische Aufwand, der in diesem Falle getrieben wurde, ganz unerklärlich, würden nicht von Marie Diers auch bestimmte Forderungen erhoben, wie unser Leben gerade jetzt in den furchtbar ernsten Tagen der ent-

Digitized by Google

setzlichen Sommeschlacht beschaffen sein müßte. Dagegen ist eine Art von Notwehr geboten.

Wer sich an die völlige Unsicherheit und Haltlosigkeit erinnert, die gerade bei unserer Frauenwelt vor dem Kriege in allen Fragen des geistig-nationalen Lebens herrschten, wird begreifen, daß eine Frau, die schon damals für ein deutsches Frauentum mit aller Kraft eintrat, im Krieg den starken Erwecker und Neugestalter erkannte. Mit besonders geschärften Augen verfolgt sie nun auch alle Erscheinungen, zumal des Frauenlebens, die dieser starken Erweckung widersprechen oder gar die Kräfte, die der Krieg tatsächlich aufgerufen hat — Frau Diers sieht sie hauptsächlich bei der Männerwelt — zu entwerten drohen.

Es ist ganz klar, daß eine solche Einstellung zu einer gewissen Einseitigkeit, wenigstens der schriftlichen Äußerungen führt. Der Fall liegt natürlich nicht so, daß Frau Diers das vorhandene Gute nicht sähe, sondern daß sie, weil sie sich zur Kämpferin berufen fühlt, sich gegen das aufdringliche Schlechte wendet. Jene, die im eigenen Streben etwas Verwandtes fühlen, vollziehen ganz von selbst diese Einschränkungen, und so haben auch wir im zweiten Augustheft des Türmers einen Aufsatz: „Wo bleibt die Staatserziehung?“ gebracht, in dem die stärksten Bekämpfungsmittel gegen tatsächlich vorhandene Übelstände verlangt wurden. Daß ein solcher Aufsatz von einer Zeitung wie der „Welt am Montag“ mißdeutet werden mußte, liegt so in der Natur dieses Blattes, daß man sich damit nicht abzugeben braucht. Dagegen müssen wir an dieser Stelle eine Zuschrift wiedergeben, die uns ein in der Schweiz lebender Deutscher, Erich Wegner, geschickt hat. Wir tun es nicht nur aus dem im Türmer immer geübten Grundsatze, auch die Gegenmeinung zu Worte kommen zu lassen; denn wir teilen die Ansichten dieses Einsenders, obwohl wir uns auch durch die Aufnahme des Aufsatzes von Marie Diers zu ihren Beschwerden bekannt hatten. Damit unterschreiben wir ja noch lange nicht jedes einzelne Wort eines Aufsatzes, für den der Verfasser mit seinem Namen einsteht. Andererseits halten wir unsere Leser für urteilsfähig genug, um es nicht nötig zu haben, jede in Einzelheiten und Nebensächlichkeiten abweichende Ansicht der Schriftleitung ausdrücklich zu betonen. Wir würden sonst auch den folgenden Ausführungen zahlreiche Anmerkungen beigeben müssen. Das würde aber eine Entmündigung der Leserschaft bedeuten. Aber unsere Leser werden, wie wir selbst, aus dem Nebeneinanderhalten des Aufsatzes von Marie Diers und der hier folgenden Entgegnung ein Beispiel für jene Verschiedenheit der gesamten Einstellung zu den Geschehnissen dieser Zeit erhalten, die wir im Eingang dieser Ausführungen gekennzeichnet haben.

Erich Wegner schreibt:

„Zunächst etwas Elementares: zur richtigen Beurteilung einer Klasse, überhaupt irgendwelcher Personen, ist es notwendig, ihnen psychologisches Verständnis entgegenzubringen und die Grundlagen ihrer ökonomischen Verhältnisse zu berücksichtigen, die ja einen großen Einfluß auf die Seele eines Menschen haben.

Die Verfasserin bekrittelt die Sehnsucht der Arbeiterfrauen nach ihren im Felde stehenden Männern als Blödsinn. Wer Gelegenheit gehabt hat, in Arbeiter-

Digitized by Google

familien hineinzuschauen, wird bemerkt haben, daß das ganze Leben, der ganze Lebensgenuß der Arbeiterfrau in den wenigen Abendstunden liegt, um mit dem von der Arbeit heimgekommenen Mann zu plaudern usw. Nun auf einmal ist es öde. Ablenkung, wie Theater, Konzerte, gibt es für sie nicht. Was ist natürlicher, als ein Sichsehnen nach vergangenen Stunden? Was natürlicher, als ein Fürchten um den Verlust des einzigen Lebensinhalts?

Mit der Kritik über die Aufrichtigkeit dieses Sehnens wollen wir auch ernst bleiben in ernster Zeit und uns nicht auf die ‚Höhe‘ eines Kaffeeklatsches begeben. Tagtäglich kann man es erleben, wenn man mit offenen Augen schaut, wie sogar in Fällen, wo die Zuneigung bis auf das mindeste herabgesunken ist, beim Verluste des Menschen, der einem alles, auch die ökonomische Bedingung war, die Anhänglichkeit plötzlich anschwillt, wie die Erinnerung bestrebt ist, alles Trübe fortzuwischen.

Einen weiteren Vorwurf muß man zurückweisen: daß die Arbeiterfrauen jetzt, infolge der Verwöhnung durch die Abnahme der Arbeit von ihren Schultern und die Unterstützung, nun zu ‚räsonnieren‘ anfangen. Jeder einzelne wird feststellen müssen, daß die Arbeiterfrauen sich nicht daheim aufs Ohr legen können in dieser teuren Zeit, trotz der Unterstützungen. Daß dem so ist, sehen wir daran, in wie viele Berufe die Frau jetzt eingedrungen ist. Noch nie war eine größere Anspannung weiblicher Arbeitskraft, als gerade jetzt im Kriege. Zu bewundern ist es sogar, mit welchem Pflichteifer sie ihren Platz ausfüllen.

Bleiben wir auf dem Boden mit unseren Füßen; sehen wir die Dinge, wie sie sind. Mehr konnte man vom deutschen Volke nicht erwarten. Wenn einige Fälle von Nörgelei vorkommen, so liegt es ganz im Natürlichen. Sehen wir das Volk an. Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß eine Unterernährung stattgefunden hat. Medizinische Statistiken beweisen uns das, zeigen uns bereits die Wirkungen derselben, die zum größten Teil im Gebiet der Psychopathologie liegen. Durch sie erfahren wir, daß das Querulantentum in erschreckender Weise zugenommen hat. Und wo wird es am stärksten auftreten? In den Kreisen, die die stärkste Unterernährung haben, weil sie schon vor dem Krieg, im Gegensatz zur anderen Gesellschaftsklasse, darunter litten, im Proletariat.

Und dort soll Polizei helfen, dort, wo das ganze Wesen der Menschen physiologisch und damit psychologisch bedingt ist? Ich glaube, nur Schaden könnte sie anrichten; das haben alle historischen Fälle bewiesen.

Daß ferner eine Beeinflussung der auf Urlaub kommenden Soldaten stattfindet, ist doch durchaus verständlich. Daß aber der Unterschied zwischen dem lächelnden Gesicht bei der Ankunft und dem verstimmten bei der Abfahrt auf den ganz einfachen Tatsachen der Freude des Wiedersehens und dem Kummer des Abschiedes beruhen, braucht doch kaum erst betont zu werden. Immerfort lesen wir ja in Mitteilungen aus dem Felde, daß wir daheim, auf Deutsch gesagt, das Maul halten und uns das Kämpfen wirklich nicht als so ein Vergnügen vorstellen sollen, daß man mit lächelndem Gesicht in die Gefahr des Todes zieht.

Die Zustände, die die Verfasserin zu ihrem Artikel veranlaßt haben, sind gewiß nicht schön. Aber wo gibt es Hilfe? Wo sind Mittel, sie zu verbannen?

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein voller Magen würde vielleicht Wunder wirken. Aber woher nehmen? Nichts bleibt übrig als abzuwarten und wenigstens nicht mit schmähenden Worten die zu bedauernden Menschen zu beleidigen, die vielleicht noch mehr als andere an neuen Sorgenlasten zu tragen haben." —

* * *

Unser großer Feldherr hat den Sieg in diesem Kriege dem Volke verheißen, das die stärksten Nerven hat. Die stärksten, nicht die stumpfsten. Nicht etwa dadurch, daß man sich gleichgültig macht gegen das Erleben, vermag man seiner Meister zu werden. Die Starknervigkeit beruht vielmehr darin, es voll zu erfassen und dennoch die Herrschaft über das Geschehen und über sich selbst zu bewahren.

Der Kampf in seiner gewaltigsten Form als Krieg ist nicht mehr ein Bild geschichtlicher Erinnerung, noch der ausgemalte Schrecken der Zukunft. Er ist Gegenwart. Eine Gegenwart, die nun schon über zwei Jahre dauert, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Der Krieg ist für uns jetzt der gewohnte Zustand geworden, auf den wir uns mit Leib und Seele einzustellen haben. Es bedarf dazu einer Umstellung unseres ganzen Wesens in allen seinen Kräften, den körperlichen wie den geistigen.

Aber darüber müssen wir uns klar werden: Mit dem, was innerhalb dieser Umstellung als Normalleistung angesprochen werden kann, müssen wir auskommen. Die besondere Kraftanstrengung muß für die besonderen harten Prüfungen, für jene kritischen Augenblicke, die die Höchstleistung erfordern, übrig bleiben. Wie draußen die Kämpfer, die tagaus, tagein in der Nachbarschaft des Todes stehen und ihr ganzes Wesen auf diese Bereitschaft einzustellen haben, trotzdem noch für die besonderen Augenblicke des Trommelfeuers, der Stürme ein Mehr hergeben müssen, so müssen auch wir zu Hause in unserem Miterleben des Krieges eine sorgfältige Nervenwirtschaft führen. Wenn wir von früh bis spät tagaus, tagein, Wochen, Monde, Jahre hindurch uns dauernd vergegenwärtigen sollen: Du erlebst etwas Entsetzliches, Unerhörtes, etwas ganz außerhalb jeder Regel Liegendes; du mußt also auch selber dich ganz außer jede gewohnte Lebensregel stellen, — so brechen wir einfach zusammen. Auch der stärkste Strang wird, wenn er dauernd überlastet ist, verzogen und verzerrt und damit schlapp, oder er zerreißt. Soll er seine Leistungsfähigkeit bewahren, so muß er einerseits dahin verstärkt werden, daß er den Mehranforderungen an sich standhält, aber dann auch noch seine regelmäßige Ausspannung erhalten.

Es fällt niemandem ein, von uns über das Notwendige hinaus zu verlangen, daß wir jetzt fasten sollen, weil Krieg ist, daß wir unserem Körper Entbehrungen auferlegen, lediglich weil wir vielleicht körperlich mitleiden wollen mit denen, die draußen leiden. Im Gegenteil. Es ist unsere allerernsteste Sorge, gegenüber der zwingenden Not unseren Körper durch richtige Ernährung widerstandsfähig zu halten, ja es wäre das Ideal, wenn wir ihn, weil mehr von ihm verlangt wird als sonst, besser ernähren könnten, als in gewöhnlichen Zeiten.

Das gleiche gilt für alle Gebiete.

Digitized by Google

Wir bedürfen nicht nur für den Körper der Ernährung, der Erholung im Ausspannen von der Arbeit, der Ruhe im Schlafe; wir brauchen diese Hilfe auch für Geist und Seele. An Seele und Geist aller werden heute höhere Anforderungen gestellt als in Friedenszeit. Für alle, welchem Stande, welcher Bildungsstufe sie auch angehören mögen, ist die Summe der Reizung, die vom Leben auf das Nervensystem ausgeht, viel größer als in Friedenszeit. Selbst die Stumpfsten und Trägsten haben jetzt so etwas wie ein seelisches Erleben. Bei den Empfindungsfähigen werden an dieses unerhörte Anforderungen gestellt. Da ist es geradezu höchstes Gebot der Volkssittlichkeit, dafür zu sorgen, daß aus der Reizung keine Überreizung wird, daß die Erschütterung der Psyche nicht zur Psychose führt.

Wir dürfen uns nicht noch mit Absicht seelisch kasteien. Gerade um standhalten zu können, um immer wieder neuen Kräftevorrat anzusammeln, um für den höchsten Fall der Not noch einen Überschuß aufgespart zu haben, bedürfen wir auch für die Seele der Ausspannung, der Ruhe und der Erholung. Wir bedürfen in dem Meer des Leides der Inseln der Freude.

Ja, Freude tut uns not, wie das tägliche Brot. Aber wohl verstanden Freude, nicht jene vielfältigen Ersatzmittel, mit denen trügerische Vergnügungshändler ihre wucherischen „Unterhaltungs“-Geschäfte treiben. Dieser Wucher blüht nicht erst seit dem Kriege, sondern schon lange vorher. Und darin liegt die innerste Ursache der Schwierigkeiten.

Wir Menschen sind in diesen Krieg hineingezogen als die, die wir in der vorangehenden Friedenszeit geworden waren. So haben wir auch die Lebenseinrichtungen in diesen Krieg hineingenommen, die wir vorher ausgebildet hatten. Ich beschränke mich hier auf jene, die wir uns zur Erholung von der Arbeit geschaffen hatten.

Von diesen Einrichtungen haben uns die Kriegsereignisse einige zerstört. Nicht alle diese Zerstörungen bedeuten Verluste.

Wir können nicht mehr reisen. Daß die Reisen ins Ausland fast unmöglich geworden sind, wäre ein Glück, wenn es dazu geführt hätte, daß wir unser eignes Vaterland dadurch besser kennenlernten. Aber auch hier ist das Reisen bald so erschwert, daß es kaum mehr Vergnügen bereitet. Nicht verkümmert ist uns dagegen das Wandern, etwa für einen Tag in unserer engeren Heimat. Selbst der Großstädter kann da die köstlichsten Entdeckungen in der nächsten Umgebung machen. Eine Fülle heimlicher, verborgener Schönheit erschließt sich ihm, die um so köstlicher wird, weil er sie suchen muß. Er wird Zeuge des Kampfes, den die Natur für ihre Schönheit gegen das grausame Erdrosselungswerk der Menschheit führt und gewinnt für sich selbst ein Lebensbeispiel des sieghaften Durchhaltens unter schwersten Bedingungen.

Unmöglich geworden durch den Krieg sind auch unsere Gesellschaften, jene protzigen Abfütterungen und drangvollen Ansammlungen an sich gleichgültiger Menschen, mit denen man höchstens äußerlich prunken wollte. Aber der wahren Geselligkeit kann das nur förderlich sein. Stärker als je ist in diesen Zeiten der Belastung das Bedürfnis, sich als Mensch zum Menschen auszu-

Digitized by Google

sprechen, sich in das ungeheure Geschehen zu vertiefen, das wir erleben, die Sorgen und Mühen der Gesamtheit nachzufühlen und in freundschaftlicher Beratung die Wege aufzuspüren, die für uns selbst und damit zuletzt für die Gesamtheit zum Heile führen.

Daß der Wirtshausbesuch unter der Herrschaft der „Karten" nicht mehr so viel Lockendes an sich hat, ist auch kein Schaden. Vielleicht erkennt jetzt mancher, daß man auch zu Hause sich erholen kann, daß es sich am Familientisch besser sitzt, als am Stammtisch, und daß ein gutes Buch ein zuverlässigerer Umgang ist, als alle die Herren Amtskollegen oder Kegelbrüder. Wenn draußen so manches versagt, so entdecken wir vielleicht wieder mehr die Schönheit des Daheims und erkennen, daß der Segen der Familie sich gerade dann am reichsten ergießt, wenn sie in ihrem Bestande von außen her so furchtbar erschüttert wird, wie jetzt durch die erzwungene Trennung von einzelnen Gliedern und das große Kriegssterben.

Es gibt noch andere Quellen der Erholung — wir sagen in diesem Falle besser der Stärkung und Kräftigung — für den Lebenskampf. Zu Kriegsbeginn strömte das Volk in die Kirchen. Das mag zum Teil nur die äußerlich überkommene Form eines äußerlichen Verhältnisses zur Gottheit gewesen sein. Im Grunde war es aber doch überall eine Regung des wahrhaft Religiösen: nämlich unser inneres Verlangen nach Anschluß an das Innere im Nebenmenschen, an ein Geistiges über uns, in dem alles einmünden könnte. Man hört jetzt vielfach die Klage, der Kirchenbesuch habe nachgelassen. Dann sind sicher jene nicht von Schuld frei, die das Amt des Mittlers in der Kirche innehaben. Dann haben auch sie das Gebot der Stunde nicht voll verstanden und haben Buße und Zerknirschung gepredigt, wo die Freude der Gotteskindschaft und die Erhebung über die Not gesucht wurde.

Neben diesen mehr persönlichen Hilfsmitteln des einzelnen stehen für die Erholung der Masse die dazu besonders geschaffenen öffentlichen Einrichtungen in Theater, Konzert und den zahlreichen sonstigen Formen der öffentlichen Vergnügungen zur Verfügung.

Diese Einrichtungen tragen am Fluche der Friedenszeit. Wir sehen den Fehler jetzt sofort. Wir suchen für die angespannten Nerven Ausspannung. Was uns angeboten wird, ist Aufpeitschung. Nicht Freude, sondern Amüsement; nicht Fröhlichkeit, sondern Lärm und Gekreisch; nicht Heiterkeit, sondern Aufgeregtheit; nicht lustiger Witz, sondern verzerrende Karikatur; nicht sinnliche Schönheit, sondern schwüle Erotik.

Ich brauche das im einzelnen nicht auszuführen. Ein jeder braucht nur die Augen zu öffnen, um es zu sehen. Gewiß bieten vor allem Konzert und Theater auch sehr viel des Schönen und Guten, aber es ist so mit dem anderen vermengt, daß es unter diesem besudelnden Umgang leidet.

Aber eins ist jetzt unbedingte Pflicht für alle jene, die in die Gestaltung dieses Lebens eingreifen können: sie müssen der Freude zum Siege verhelfen, müssen das bekämpfen, was sich unter falscher Vorspiegelung der Unterhaltung in unser Vergnügungsleben eingedrängt hat. An erster Stelle ist das die Aufgabe des Staates. Die Reinigung geht nicht ohne „Gefährdung zahlreicher Existenzen". Es haben sich, in den Großstädten zumal, ganze Straßenzüge von

Digitized by Google

Geschäften aufgetan, die lediglich von dieser unsauberen, ungesunden und undeutschen Form des Vergnügens leben. Welch ein Schaden, wenn nun einige Dutzende von Nachtlokalen, Bars, Cafés, Tingeltangels, Kinos, zweifelhaften Modehäusern und Geschäften in allerlei Luxusartikeln für die innere Heilung unseres Staates zugrunde gehen, wo draußen in der Verteidigung dieses Landes täglich Tausende tüchtiger Leben geopfert werden! Ist es nicht geradezu grotesk, wenn z. B. die Kinobesitzer die Sommerzeit unter der Begründung zu bekämpfen wagen: wenn die jungen Leute nun aus dem Geschäft kämen, sei es noch so lange heller Tag, daß sie zu einem Spaziergang ins Freie verlockt würden? Konnte es vom Gesichtspunkt der Volkswohlfahrt eine bessere Fürsprache für die Sommerzeit geben, als daß nun Tausende in die Natur hinausströmen, statt hinein in die dumpfen Kinolöcher mit ihren elenden Sensationen?!

Es ergibt sich als oberstes Gesetz, alles zu fördern, was der Freude dient, das Amüsement dagegen und die Sensation zu bekämpfen. Der Freude dient alle wirkliche Kunst, auch die ernste mit den schwersten Problemen. Dagegen ist das meiste von dem, was unter der Maske der Kunst sich die bloße Unterhaltung oder gar das tolle Vergnügen zum Ziel setzt, durchweg verwerflich. Gerade diese grundlegende Erkenntnis haben sich unsere gesetzgebenden Behörden vielfach nicht zu eigen gemacht. Wir haben von vielen Verboten ernstgemeinter Kunstwerke vernommen. Wir stehen sicher nicht im Verdacht, jener Art von Kunst, etwa der Dramatisierung sexueller Problematik, das Wort zu reden. Aber jedes dieser in ernster künstlerischer Absicht gearbeiteten Werke dient unendlich mehr der Freude, als alles das, was unbeanstandet in unseren Possentheatern und in den Kabaretts aufgeführt und zum Vortrag gebracht wird. Es ist ein durchaus verwerflicher Grundsatz, diesen Stätten, die schon programmäßig der leichtgeschürzten Muse dienen, nun auch noch eine besonders milde Beurteilung ihrer Aufführungen zuteil werden zu lassen.

Hier mußte man im Kriege mit eisernem Besen auskehren. Nach diesen Dingen gibt es kein anständiges Bedürfnis, das Anspruch auf Befriedigung hat. Dieser ganze Betrieb verfällt auch immer wieder der Gemeinheit. Wer kann wider seine Natur? Als in der letzten Zeit in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf die Polizei etwas schärfer gegen derartige Veranstaltungen vorging, verzogen sie sich nach entfernteren Vororten. Was z. B. zurzeit in dem sonst gutbürgerlichen Steglitz in dieser Hinsicht geleistet wird, übersteigt alles erlaubte Maß. Hier ist nicht nur die kaum noch verhüllte Zote Trumpf, sondern aus der Verniedlichung des Krieges, wie sie von unseren Possentheatern getrieben wird, ist seine Verulkung geworden. Ähnliches wird man in anderen Städten beobachten können.

Dieser ganze Betrieb wird um so gemeinfährlicher, als die halbwüchsige Jugend sich durch die tollen Lohnsteigerungen im Besitze von Geldmitteln sieht, die ihr die Teilnahme an jenen Genüssen gestattet, vor denen sie sonst, falls es am guten Willen fehlte, die Ohnmacht des Geldbeutels bewahrte. Die weibliche Halbwelt sucht hier ihre Beute und muß um so verheerender wirken, je jünger ihre Opfer sind.

Digitized by Google

Es kann hier nicht streng und rücksichtslos genug vorgegangen werden. Diese Kreise sind es, die unser großstädtisches Leben in jetziger Zeit schänden. Sie leben in der Tat, als ob kein Krieg wäre. Nein, sie leben noch viel schlimmer. Und dadurch wird weiten Bevölkerungskreisen ein fruchtbares Mitleben des Kriegs erschwert. Man verekelt und verbittert die Ernsten und verführt die leichter Gearteten. Beides schwächt die „Nerven“ und erschwert außen und innen den Sieg.



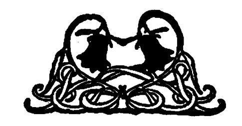
Worte von Jenseits

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Ich hab dir vom Deutschtum gesprochen
Und seiner heiligen Macht, —
Du hast am Tüchlein gerochen,
Und hast gegähnt und gelacht,
Ich klagte, wie fern uns leider
Die Hagen-Treue gerückt, —
Du dachtest an deine Kleider
Und sagtest „Du bist verrückt!“

Und alle deine Gedanken,
Die hab ich dir vorgedacht,
Und deine Witze, die blanken,
Die hab ich dir vorgemacht,
Nun hab ich dir vorgestorben
Einen stummen Soldatentod, —
Du hast dir den Magen verdorben
Und jammerst über die Not!

Du jammerst über die Preise
Im friedlichen Heimatland,
Du jammerst, weil nach der Reise
Kein Auto am Bahnhof stand,
Du jammerst, weil dir verdorben
Im Kasten das dunklere Brot, —
Und ich hab dir vorgestorben
So stummen, anständigen Tod!



Digitized by Google

Eine Auferstehung

Ein Nachtgesicht und eine Morgenphantasie

Von Karl Frank

Nacht. — Fugenlose, lastende Finsternis ringsum — Stille, unheimliche Stille — Grabesstille ... Langsam spreche ich's in Gedanken aus: Grabes—stille. — Ich habe das bestimmte Gefühl, tief versenkt zu sein in dunklem, engem Verließ. Ein paar Schuh hoch darüber aber weiß ich das Leben, das ruhelos webende und wandernde Leben. Da wächst Gras aus dem Boden, und der Wind streicht darüber, da stehen Bäume und Häuser; Berge steigen empor und Wasser fließen; Wege schneiden sich, und über allem schwebt unermeßlich groß und schön das Sternengewölbe. Irgendwo draußen aber ist ein großes Geschehen, ein unaufhörliches Brausen und Branden, ein Hämmern und Schmieden. Irgendwo draußen ... Nur hier unten ist vollkommene Stille und Finsternis und Lauschen, ein einziges, alles erfüllendes Lauschen. Alles, was mir noch vom Leben geblieben ist, ist Lauschen geworden. Oft, wenn ich in früheren Tagen an einem Friedhof vorbeiging, frug ich mich: Wie wird es da unten sein? Was werden sie tun da unten? — Nun weiß ich's: Sie lauschen, sie lauschen — — — Sie lauschen in schmerzhaft starrer Spannung — — —

Ein scharfer, gellender Lokomotivenpfiff hallt einsam von ferne, als ob die Nacht ihn erschrocken ausstieße. Da steht also ein Zug draußen vor der Station vor dem hohen Signalmast, und die rote Scheibe am kurzen Querarm gebietet: Halt! Die möchte der haltende Zug gerne fort haben und dafür eine grüne sehen, damit seine Räder wieder sausen dürfen. Ein zweiter, ebenso ungeduldiger Pfiff mit höherem, giftiger klingendem Ton folgt. — Vielleicht ist noch ein weiterer Zug auf einem anderen Gleis in derselben Lage. — Gleich darauf läßt sich ein dunklerer Pfiff als die beiden vorherigen in kurzem, rauhbautzigem Befehlston vernehmen. Demnach müßte also noch eine dritte Maschine dazugekommen sein. Ja, was ist denn da nur los? Schläft etwa der Stationsbeamte? So frägt in mir instinktiv die noch von der Erde stammende, alte Ungeduld, während ich mir die wartenden Züge mit den schnaubenden Lokomotiven deutlich vorstelle. Aber gleich darauf sage ich mir selbst: Was geht das mich an? Die Menschen, die ewig eiligen, die sollen meinetwegen schimpfen über einen armen Teufel von Beamten, der, anstatt Dienst zu tun, schlafen will; aber meine Sache ist das nicht. Ich stelle mich durchaus auf die Seite des Schlafenden und lache still vor mich hin. Sie sollen nur pfeifen und heulen, die Dampfigen, die Wichtigtuerischen, die Laufwütigen mit den glotzenden Laternenaugen! Ruhe sanft! möcht' ich dem Beamten zurufen. Vielleicht träumt er gerade, daß er Audienz habe beim Minister, und dieser haucht eben eine Rede und hält dabei einen blinkenden Orden in der Hand, und der Mann kann also überhaupt nicht weg, denn das wäre ein größerer Verstoß, als ein paar klappernde Züge — möglicherweise sind's überhaupt bloß schmierige Güterzüge! — ein bißchen warten zu lassen. — Nochmals pfeifen alle drei Maschinen zu gleicher Zeit, was sehr aufrührerisch klingt, und gleich darauf setzt

Digitized by Google

ein dumpfes, gleichmäßiges Rollen ein; die Sache kommt wieder in Fluß! Es hat sich also doch machen lassen, die Dampfigen haben wieder mal ihren Willen durchgesetzt. Der Beamte scheint demnach erwacht zu sein. Ja, der Pflichteifer geht doch über alles! — Es könnte übrigens auch sein, daß der Mann mit der roten Mütze in seinem Dienstzimmer vor Ankunft der Züge plötzlich gestorben ist und nicht schlafend, sondern tot auf seinem Stuhle saß, und daß ein anderer ihn inzwischen beiseite gelegt und sich selbst flink auf den gleichen Stuhl gesetzt hat und nun bereits einen Bericht über den Vorfall an die vorgesetzte Behörde schreibt. Alles möglich da droben. Auf jeden Fall geht die Maschine weiter. — — — — —

Tick, tick, tick, tick. — — Was ist das? Wenn ich noch in meiner früheren Behausung wäre, würde ich vermutlich sagen: eine etwas eilfertige, schusselige Uhr, vielleicht das liebe, tapfere, billige Bazar-Standührchen mit dem blechernen Gang, das sich nicht umbringen ließ. Hier unten aber gibt's keine Uhren, da kann's nur ein Holzwurm sein, irgendwo im Sargholz, tick, tick, tick, tick — — — — — —

Noch eine Stimme: tack, tack, tack, tack. Es könnte eine zweite, härter gestimmte Uhr sein; mir scheint es indessen, als ob da droben einer unermüdlich hin und her wanderte und dabei mit seinem eisenbeschlagenen Stock wütend auf das Pflaster klopfte. Ruhelos, maschinenmäßig, verbissen — das könnte auch ein Beamter oder so was sein, aber ein schlafloser. — — Knack ratsch — Knack ratsch — Was das sein mag? So knacksen billige neue Möbel, knack ratsch — auf Teil-knack-ratsch-zahlung — Es klingt erbärmlich! Aber da unten braucht man ja weiter keine Möbel mehr; es kann also nur von einem noch neuen Sarg, natürlich billigster Sorte, herkommen. Das ist ja weiter nicht schlimm, denn bis hinauf zu den Ohren der Hämischen, der Spöttischen, der Giftigen und Klatschwütigen, die sich an solchen unschuldigen Geräuschen berauschen könnten, dringt der Schall nicht. Und hier unten sind die Lauscher ehrfürchtiger. —

Nun wieder Stille — grauenvolle, saugende Stille, die auf den Lauscher niederlauscht. Eine Stille, die sinnverwirrend wirkt und Halluzinationen erzeugt. Wirre Bilder und Erinnerungen krabbeln wie Ameisen über die nackten Stirnknochen der Toten. — Ich bin im Bade, dann im Walde und auf einmal wieder in einem Theatersaal; Unordnung, Verwirrung — ach, das versteht man ja da oben meisterhaft! — Eine grüne Wiese vor einer Schlucht. Riesengroße, graue Bären trotten schwerfällig heran. Ein überschlanker Löwe steht ganz dicht in meiner Nähe und schaut mit seinem Ibsenkopf kritisch und grimmig nach einer Kuh, die jenseits der Schlucht weidet. Die Kuh ist mein Glück, sonst ging's natürlich an mich! — Und jetzt bau' ich mir ein Haus; rund um mich her ragt schon die Grundmauer aus dem Wiesengelände. Aber sie ist nur von Ziegel, einen besonders festen Bau scheint es nicht zu geben. — Da kommt ein tolles Pferd in rasendem Lauf, immer näher, immer größer, immer wilder, und — natürlich, ich hab's ja kommen sehen! — schlägt mir alles wieder zusammen, und ich bin trostlos wie Hiob und sitze auf den Trümmern meines Hauses und will mich eben auf den Spruch besinnen, den ich aus der Bibel noch dunkel in Erinnerung habe — da trifft ein lieblich Geläute von oben her an mein Ohr, und ich liege wieder ganz still und lausche und lausche — — — — —

Digitized by Google

Eine Amsel flötet in erquickend-klaren, ruhigen und kräftigen Tönen ihr Lied, das alle wirren Rätsel der Welt mit einer verblüffenden Leichtigkeit und Einfachheit auf nur drei Töne bringt und damit das ganze große Geheimnis Himmels und der Erde spielend lösen zu wollen scheint. Do-didel-dum, do-didel-dum! Immer wieder der gleiche und immer gleich klar und überzeugend wirkende Satz. Unwillkürlich denke ich mir eine Tanzbewegung dazu; die Amsel ist der Tanzmeister, und ich der Tanzschüler: Eins — linker Fuß vor — zwei — rechtes Bein über das linke geschlagen — drei vier — ganze Drehbewegung nach links um sich selbst und Abschluß mit einer Verbeugung mit schwebender Handerhebung — Do-didel-dum — das Ganze rum — das Hexenevangelium! — Nun erst kommt's mir zum Bewußtsein, daß nebenher ein ganzer Massenchor von Spatzen sein eintöniges Geplärr tschip, tschip — tschip, tschip — hören läßt. Tausend Spatzen gegen eine Amsel, und trotzdem kommen sie mit ihrem plebejischen, unermüdlich geplärrten tschip, tschip, tschip, tschip, nicht auf gegen die klare, graziös-einfache und alles widerlegende Beweisführung der Amsel. Und doch toben sie weiter, die Spatzen. Sie sind rechte Taglöhnersnaturen. Sie schuften ordentlich. Es klingt schon so mühsam, wie wenn sie einen schweren Karren einen Berg hinaufschieben müßten mit ihrem Fuhrmannsruf: tschip — tschip — tschip — tschip! Und mühelos und fest und immer siegreich tönt dagegen in angemessenen Pausen das Do-didel-dum —

Lange höre ich so mit geschlossenen Augen zu. Irgendwo schlägt eine Turmuhr vier Uhr. Meine Augen öffnen sich von selbst. Da seh' ich mir gegenüber an dunkler Wand drei Zeilen in rotflammender Schrift geschrieben, in einer Schrift mit rätselhaften arabisch-mystischen Lettern, die ich zwar nicht kenne; aber dennoch wirken die feurigen drei Zeilen auf mich wie ein Brandsignal von unerhört belebender Wucht, so daß alle meine Sinne in rasenden Wirbel geraten. Und unter der Schrift erscheint nun ein großes, schön geschnittenes, immer heller und goldener brennendes Herz, zuletzt leuchtend wie die lebendige Sonne. Ein Gedanke durchzuckt mich blitzartig. Ich verstehe plötzlich die Flammenschrift. Mit einem wilden Schrei spring' ich vom Lager auf und reiße das sonnenflammende Herz an mich. Dann aber hämmre ich mit übermenschlicher Gewalt an die Wände meines Verließes. Ein Riegel springt. Ein Laden öffnet sich. Er hat oben drei parallele Querluken und darunter ein ausgeschnittenes Herz. — —

Tag, Helle! Ich bin wie durch ein Wunder aus der Versenkung aufgetaucht und finde mich ebener Erde. Ein Satz — und ich stehe draußen im Freien; weißes, heiliges Licht rieselt über mich; in Millionen Sonnen brennt funkelnder Tau; und ich knie nieder und halte mein Herz der neuen Sonne entgegen und berge es dann, neu entflammt und neu geweiht, in meiner Brust. —

Nun reck' ich die Arme und jauchze dem Tag zu und dem leuchtenden Leben, das mich aus sonnigen Augen verheißend anblitzt. Aus dem Schuppen reiß' ich singend und lachend mein Flugzeug. Ich will aufwärts, ich will empor! Es genügt mir nicht, auf dem Blumenteppich der sichern Erde zu wandeln und den Schäfer, den Pflüger, den Federkratzer, den Händler oder den Lastträger zu spielen. Ich lag zu tief im Grabe, ich will empor, ich muß schweben, muß fliegen, muß steigen! —

Digitized by Google

Wie braust der entfesselte Motor so wild, so jauchzend, so grimmig durch die jungfräulich frische Morgenluft! Hörst du's, Sonne, ich komme, ich komme! — Ein bunter Teppich ist die Erde, ein blumiges Bett mit Perlenketten und seidenen Bändern umhangen, der Spielplatz von kleinen Leuten. Ich aber werfe mich der Höhe in die Arme, dem Kampf mit Wind und Wolken; ich will mit Sternen spielen, wenn es Abend ist! —

Brrrrrrsch, brrrrrsch, brrrrsch. Es braust und rauscht und singt über den Tiefen mein Flügel — brrrrrsch, brrrrrsch, brrrrrsch. — Und mein auferstandenes, beschwingtes Herz frohlockt. — Ein Friedhof liegt unten mit dunklen Zypressen und weißen Kreuzen, mauerumringt, klein und niedlich wie ein Puppengärtchen. Brrrrrsch, brrrrrsch. — — Hört ihr's, ihr Schläfer da unten, ihr Brüder, die die Nacht noch hält, ihr Lauscher aus den Grüften? Brrrrrsch — das klang noch nicht, als ihr schlafen ginget. Brrrrrsch. — Ich weiß es, ihr lauscht und lauscht, als wartetet ihr auf das Wunder, das auch eure Gruft zersprengen wird. Ihr lauscht und lauscht auf das erlösende Wort. — Einmal werdet auch ihr die Flammenschrift erblicken, einmal werdet auch ihr das brennende Herz ergreifen! Wir sind immer unterwegs zu euch! Wir hämmern ohne Unterlaß an die Türen eurer unterirdischen Gefängnisse, wir ringen um eure Befreiung! —

Einmal wird der Tag uns allen sein Licht und neue Glut spenden, und die goldene Fahne der Freiheit wird selig rauschend über unsern Häuptern wehn. Ihr lauscht nicht umsonst! Wenn das Wunder der Wunder erfüllt ist, sehen wir uns wieder! Wir sind immer unterwegs zu euch!

Brrrrrrsch, brrrrrrsch, brrrrrrsch —



Tod — — — — Von Isa Madeleine Schulze

Tod, ich will dir ohne Zagen
In die strengen Augen sehn,
Die wie ferne
Rätselsterne
Über allem Leben stehn; —
Will die blassen, kühlen Hände
Und den Mund, der ewig schweigt,
Mutig schauen,
Bis mein Grauen
Vor dem tiefen Frieden weicht;
Daß ich an die grünen Hügel,
Wo die weißen Kreuze stehn,
Still mag treten,
Um zu beten,
Wie ein Kind vorm Schlafengehn.



Digitized by Google

Pazifismus und Wahrheitsliebe
Von Gustav Dumstrey

In ihrer Nummer 1313 vom 19. August hatte die „Neue Zürcher Zeitung“ eine Unterredung mit Professor Aulard, „dem berühmten Historiker der Französischen Revolution an der Sorbonne“, wie es bei der Gelegenheit hieß, veröffentlicht. Aulard hatte als hauptsächlichstes Kriegsziel der Entente die Vernichtung des deutschen Militarismus bezeichnet und es des näheren dahin bestimmt:

Wir nennen den Zustand Militarismus, wo ein einzelner, unbeschränkter, ohne Gegengewicht tätiger Wille eine ganze Nation zu Gewaltmaßregeln veranlassen kann. Als Elemente dieses Militarismus betrachten wir die Tatsache, daß der Vorsitz des deutschen Bundesstaats erblich und ausschließlich bei den Hohenzollern liegt. Ferner die Tatsache, daß der deutsche Kaiser der Chef aller Armeen der deutschen Bundesstaaten ist, und schließlich die Tatsache, daß in einem Lande mit einer solchen modernen Entwicklung die politischen Einrichtungen durchaus rückständig, ja geradezu mittelalterlich sind. Das verstehen wir unter deutschem Militarismus, der nach unserer Meinung vernichtet werden muß ...

Auf eine Frage hatte Aulard dann noch gesagt, er glaube, daß alle gebildeten Franzosen in dem Wunsche einig sind, die deutsche Einheit möge sich aufrechterhalten lassen, wenn sie wirklich den Wünschen des deutschen Volkes entspreche, freilich unter der Bedingung, daß sie sich einem wirklich modernen und friedlichen politischen System anpasse, das für immer die Möglichkeit eines solchen Krieges ausschalte. Nach seiner Meinung kann nur die Entwicklung freiheitlicher und demokratischer Verfassungen den Frieden, auf den die Völker ein Recht haben, sichern.

In Nr. 1469 desselben Blattes vom 16. September schrieb Professor Otfried Nippold in Erwiderung auf eine Auslassung L. v. Sybels:

„Es ist einfach nicht wahr, daß das ausgesprochene englisch-französische Kriegsziel, die Vernichtung des preußischen Militarismus, gleichbedeutend ist mit der Zerstörung des Deutschen Reiches unter dem erblichen Kaisertum der Hohenzollern und Wiederherstellung des verflossenen Bundes, mithin ein ohnmächtiges Deutschland, den altbefestigten Gewalten England und Frankreich wehrlos gegenüberstehend wie früher. Wir wissen aus allen offiziellen Äußerungen der Entente, daß sie keineswegs ein derartiges Kriegsziel verfolgt. Vernichtung des preußischen Militarismus und Zerstörung des Deutschen Reiches sind zwei ganz verschiedene Dinge. Wie man sich die erstere in Frankreich denkt, hat kürzlich Professor Aulard in dieser Zeitung geschildert ... Die Entstellung dieses Kriegszieles entstammt der deutschen Presse.“

Ebenso bestreitet Nippold an derselben Stelle die Behauptung v. Sybels, es sei ein Kriegsziel der Gegner Deutschlands, in Deutschland demokratische Verfassungen einzuführen, und alle deutschen Parteien, auch die Demokraten und Sozialdemokraten, hätten erklärt, dies bis zum letzten Blutstropfen abwehren zu wollen. Er, Nippold, sei besser über deren Absichten unterrichtet. — Nun mag

Digitized by Google

sein, daß er und seine Gesinnungsgenossen gelegentlich aus den Kreisen der deutschen Demokratie Zustimmung erhalten haben. Soweit sie aber politisch organisiert ist und für die Entscheidung ins Gewicht fällt, hat sie stets nur die Behauptung v. Sybels bestätigt. Indessen, es handelt sich nicht darum, Nippold einen sachlichen Irrtum nachzuweisen, sondern zu zeigen, mit welchem Mindestmaß von gutem Willen diese Kreise Deutschland und seine Sache behandeln. Daraus können auch die vereinzelten Querköpfe, auf die sie sich berufen, auf die Berechtigung schließen, mit der hier Urteile über Deutschland gefällt werden.

Man vergleiche das Kriegsziel Aulards mit dem, was Nippold mit Berufung auf ihn bestreitet. Nippold ist Jurist und Hochschullehrer, er ist also imstande, zu beurteilen, daß für den „berühmten Revolutionshistoriker der Sorbonne“ die Vernichtung des deutschen Militarismus genau dasselbe ist, wie die Vernichtung des Deutschen Reiches in seiner heutigen Gestalt, und daß er sie als Kriegsziel durchführen will. So bleibt nur übrig, daß er die Auslassung Aulards entweder nicht gelesen oder sie als nur selbstverständlich von vorneherein gebilligt hat, so daß er sich ihrer skandalösen Einzelforderungen nachher nicht mehr erinnerte. Die äußerste Annahme, daß er im Vertrauen auf die Vergeßlichkeit des Zeitungslesers Aulard in seinem Sinn zurechtlegte, also fälschte, braucht gar nicht in Frage zu kommen; der Tatbestand genügt, um den Zürcher Hochschulprofessor einer dreisten Leichtfertigkeit zu zeihen, eines Mangels an gutem Willen, an jeder objektiven und gerechten Beurteilung.

Wer gewisse Dinge aufmerksam verfolgt hat, weiß den Grund. Nippold ist nicht bloß Professor des Völkerrechtes und Hochschullehrer, der zur Wahrhaftigkeit verpflichtet ist, er ist auch — Pazifist. Alles, was aus diesem Lager kommt, ist von vorneherein nicht so sehr eines verworrenen und zuchtlosen Denkens, als einer wüsten, streitsüchtigen Parteilichkeit und einer jakobinischen Rechthaberei verdächtig. Können wir darauf rechnen, uns mit diesen Leuten sachlich zu verständigen, sie durch Gründe zu überzeugen? Kaum. Ich zitiere Nippold noch einmal, er sagt bei derselben Gelegenheit ein Wort, das auch wir unterschreiben können: „Wenn man über einen Gegenstand ernsthaft und ersprießlich diskutieren will, muß bei allen Beteiligten wenigstens das Streben nach einer objektiven und gerechten Beurteilung der Dinge vorhanden sein.“ Wem fehlt dies Streben aber? — Erich Schlaikjer sprach neulich im „Türmer“ von „Pazifismus und Gemeinheit“. Er hatte wohl recht darin. Mit der Gemeinheit diskutiert man aber nicht. Sollen wir es mit dieser Sorte von Pazifismus tun?



Winter · Von Friedrich W. Wagner

Wolken drücken
Schwer auf die Stadt,
Die ihr Lächeln
Verloren hat —

Wo die Möven
Ruhlos kreisen
Über Wassern,
Die vereisen —

Über der Stadt
Dunkel droht
Eine schwere
Not und der Tod.



Digitized by Google



Das Land der Wunder und der wunderbaren Geschäfte

Die ganze Welt ist Deutschlands Feind" (All the world is Germany's enemy) —: das, schreibt ein genauer Kenner amerikanischer Verhältnisse an die „Kreuzzeitung", ist der neueste „Schlager" der amerikanischen Presse. Der amerikanische „Geist" liebt „das Wunderbare, das Unerwartete, das Groteske". Und so liebt auch die amerikanische Presse „das Wunderbare, das Unerwartete, das Groteske". Sie hat während des Krieges schon so viele Walzen auf ihrem Instrument gehabt, daß man kaum glauben sollte, es sei noch möglich, etwas Neues zu finden, und doch ist es gelungen. Was sie vorträgt, beruht freilich keineswegs auf Wahrheit, sondern auf ihrer eigensten Erfindung, aber darauf kommt es ja auch nicht an: es ist ein „Schlager", der „Sensation" macht. Und nun hören wir sie wispern: Deutschland würde es ganz gerne sehen, von Onkel Sam jetzt einmal einen tüchtigen Rippenstoß zu bekommen, der es mahnen solle, nunmehr Frieden zu schließen. Denn aus eigener Initiative könne Deutschland das ja nicht machen, besonders nicht die notwendige Vorbedingung erfüllen, die eroberten feindlichen Gebiete zu räumen (!!), aber es könne dann die Ausrede machen, von dem Präsidenten der gewaltigen amerikanischen Republik dazu gezwungen (!!) zu sein.

Bei der Dürftigkeit der uns vorliegenden amerikanischen Nachrichten können wir leider nicht feststellen, welchen Zwecken dieser Trick dienen soll, aber wahrscheinlich handelt es sich um ein Manöver, die ungünstigen Wahlaussichten des Präsidenten Wilson zu bessern. Vielleicht will man andeuten, daß er sich zu einem großen Schlage bereit halte, der ihm Ruhm und Unsterblichkeit sichere, es können aber auch andere Absichten dabei im Hintergrunde spielen. Jedenfalls ist das internationale Wandelbildtheater wieder einmal um ein neues, Aufsehen erregendes Stück bereichert. Für unsere Leser genügt es, von dieser Halluzination einfach Kenntnis zu nehmen. Entschiedenen Einspruch müssen wir aber dagegen erheben, wenn man es so darstellt, als befinde Deutschland sich in der übelsten Lage, nachdem auch Rumänien ihm den Krieg erklärt habe. Jetzt müsse es jede Vermittlung demütig annehmen, denn „all the world is Germany's enemy". Selbst die Rumänen werden angesichts der erhaltenen Schläge darüber ganz anders denken.

Je feindseliger die Stellungnahme der Angloamerikaner gegen Deutschland wird, desto tapferer kämpfen dagegen die Deutschamerikaner, denen wir heute einmal das verdiente Lob spenden wollen. Von ihrer politischen Vergangenheit können wir leider nicht viel Gutes sagen, denn früher haben sie sich leider niemals um Politik gekümmert. Sie wollten in der Neuen Welt nur „ihr Leben machen", wie sie in Anlehnung an das Englische sagen. An den Wahlurnen erschienen sie nicht, wenn hier und da einmal ein politischer deutscher Verein

Digitized by Google

gegründet wurde, so ging er schnell wieder ein; man beschränkte sich nur auf Gesang-, Schützen- und Turnvereine. Geleistet hat das Deutschtum in Amerika eigentlich nur etwas auf dem Gebiete der Musik, hier aber in größtem Maßstabe, denn die Geschichte der Musik in Amerika ist zugleich eine Geschichte des Deutschtums, und deutsche Musik herrscht in diesem Lande. Am traurigsten sah es mit dem Deutschtum auf dem Gebiete der Politik aus. Man bedenke nur, daß die Zahl der Amerikaner deutschen Blutes doppelt so groß ist, als die Zahl der Deutschen in Österreich-Ungarn, und trotzdem haben die Deutschen in Amerika „nix tau seggen", während die Deutschen der Donaumonarchie mindestens eine so große Rolle spielen wie die Madjaren und Slawen, und ihre Sprache die Vermittlungssprache aller Nationalitäten ist. Und obschon das Deutschtum in Amerika doppelt so stark ist, als im Reiche der Habsburger, wird die deutsche Sprache in Österreich-Ungarn schätzungsweise von drei- bis viermal so viel Menschen gesprochen, als in den Vereinigten Staaten. So furchtbar war hier der Rückgang des Deutschtums! Wie das kam? Es zeigt sich eben auf der ganzen Welt, daß die deutsche Sprache überall der englischen erliegt. Die Deutschen erlernen so leicht das Englische und bevorzugen es wegen seiner Einfachheit. In Südamerika halten sich die deutschen Kolonien verlustlos gegen den spanisch-portugiesischen Ansturm, aber in den Vereinigten Staaten und allen britischen Kolonien kapitulieren sie, selbst ohne zur Übergabe aufgefordert zu sein.

Das ist jetzt anders geworden. Solange man den Deutschen nichts zuleide tat, gingen sie freiwillig in das englische Lager über, aber nachdem man sie zwei Jahre lang gestoßen und getreten, ist der Furor teutonicus erwacht, und sie wehren sich mit Grimm gegen ihre Feinde, am meisten gegen den Präsidenten Wilson, dem sie schon in einem Dutzend Staaten ganz empfindliche Wahlniederlagen beigebracht haben. Zwei einflußreiche politische Organisationen leiten diesen Kampf, nämlich 1. der Deutschamerikanische Nationalbund, dessen Präsident der aus der Moselgegend stammende Dr. Hexamer ist, und 2. die — noch mächtigere — „American Truth Society", aus Deutschen und Irländern bestehend, unter dem Präsidium des Rechtsanwalts Jeremias O'Leary. Hexamer und O'Leary gehen Hand in Hand und arbeiten nach einem gemeinsamen Schlachtplan. — Alle übrigen Nationalitäten verhalten sich gleichgültig, nur die Angloamerikaner, Deutschen und Irländer kämpfen auf amerikanischem Boden den Weltkrieg aus.

Wenn hier und da etwas Unerfreuliches geschieht, so soll dies auch nicht verschwiegen werden, aber es handelt sich dann nur um einzelne, um Ausnahmen. Sehr viel Schaden hat der in Amerika in Millionen Stücken verbreitete Bryce-Bericht über die „deutschen Greuel in Belgien" der deutschen Sache zugefügt, und tief hat die Deutschen die Kunde verletzt, daß der Hauptverfasser dieses Berichts ein Herr Friedländer aus Breslau ist, der vor dem Kriege deutscher Konsulatsbeamter in Kapstadt war. — Den deutschen Austauschprofessor Dr. Hugo Münsterberg müssen wir leider auch erwähnen, obschon er gewiß ein guter Patriot ist, aber er ist nicht nur ein Professor, sondern auch ein Theoretiker, ein ganz unheilbarer und unheilvoller. Er hat einen vielbeachteten Artikel geschrieben, in dem er weissagt, das Ergebnis dieses Krieges werde ein enges deutsch-englisch-amerikanisches Bündnis (!) sein. Viele Amerikaner haben kräftig darüber gelacht, das geht uns ja weiter nichts an, das kommt auf die Kappe des Herrn Professors. Viele haben aber auch erklärt, hier sehe man, daß Deutschland verzweifele, weil „all the world is Germany's enemy". Darum habe man in diesem Artikel einen Kniefall vor England zu erkennen. Es sei ja undenkbar, daß ein Professor von Oxford oder der Sorbonne etwa ein deutsch-englisch-französisches Bündnis an die Wand male. Das schlimmste ist aber, daß manche Leute sogar dem Verdacht Ausdruck geben, der Herr Professor habe einen Auftrag von hoher Stelle ausgeführt, indem er diesen Gedanken vertrete. Solches Unheil kann ein wohlmeinender Mann anrichten, wenn er nicht politisch zu denken versteht. Er sollte bei seiner Wissenschaft bleiben.

Digitized by Google

Wenn der deutsche Staatsbürger nach Amerika blickt, so erkennt er als politische Faktoren nur den Präsidenten und den Kongreß. Es gibt aber noch ein Drittes, das ist die Lobby. Es ist dasselbe, was man in Monarchien zuweilen als „die Macht hinter dem Throne" bezeichnet. Es sind Interessengruppen, welche auf die Abgeordneten und zuweilen auch auf den Präsidenten bestimmend einwirken und sozusagen eine Geheimregierung darstellen. Jetzt ist die Lobby britisch gefärbt, und es gehören zu ihr Finanzmächte, die Kriegslieferanten usw., die ein Interesse daran haben, daß unsere Feinde siegen. Sie verbünden sich mit anderen, die irgendwelche wirtschaftlichen und politischen Ziele haben, die sie mit Hilfe jener Leute auch durchzusetzen hoffen können. Im Grunde ist es eine kaufmännische Geheimregierung, bei der nach den Worten eines Parteiführers jeder Geschäftsmann bekommen kann, was er braucht, und zu reellem Preise. Das System macht es nötig, in die Hände von wenigen Vertrauenspersonen große Macht zu legen. Diese müssen Geld zu freier Verwendung bekommen, bald um Leute zu gewinnen, bald um sie einzuschüchtern. Natürlich blüht hier auch die Bestechung, die aber so geschickt betrieben wird, daß sie nicht zu fassen ist. Man läßt z. B. einen Parlamentarier oder hohen Regierungsbeamten im Pokerspiel hohe Summen gewinnen. Dazu gibt es noch viele Mittel indirekter Bestechung, die großen „Korporationen" greifen z. B. zu Aktienbezugsrechten, Rabatten auf Frachten, Anstellung von Verwandten oder dergleichen. Ob der Mann Demokrat oder Republikaner ist, kommt dabei nicht in Betracht; die Hauptsache ist, daß er sich gewinnen läßt. Oder der Abgeordnete hat einen ziemlich aussichtslosen Sonderwunsch in bezug auf seinen Wahlkreis. Man sichert ihm die Erfüllung zu, wenn er dafür seine Stimme in einer wichtigen politischen Frage verkauft. Zuweilen gewinnt man, wie Bryce sagt, Abgeordnete sogar schon durch Diners, Getränke und Zigarren. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Politik in Amerika eine gewinnbringende Beschäftigung ist; man ergreift den Beruf eines Politikers, um seinen Lebensunterhalt dabei zu finden, und zwar möglichst reichlich. So ist zu verstehen, daß die amerikanische Politik im Grunde durch die großen kapitalkräftigen Körperschaften geleitet wird. Jetzt spielen die Geschoßerzeuger eine große Rolle und dazu die Bankhäuser, wie Pierpont Morgan, welche die Staaten des Vierverbandes mit Anleihen versehen. Die Deutsch- und Irischamerikaner, welche unsere Sache vertreten, haben diesen großen Mächten nichts entgegenzusetzen als ihr Rechtsgefühl und ihr Gewissen.

Wer diese Dinge überblickt, wird sich sagen, daß es für die amerikanische Auslandspolitik nicht allzuviel darauf ankommen mag, wer als Sieger aus der Präsidentenwahl hervorgeht. Die „Lobby" wird schon dafür sorgen, daß sie weiterhin für den Vierverband sympathisiert, aber auf einen Krieg läßt sie sich schwerlich ein, weil der zu sehr das über alles geliebte Geschäft beeinträchtigen würde. Wenn Roosevelt den Kriegsteufel an die Wand malt, so ist schon zu bezweifeln, ob er das ernstlich so meint — wahrscheinlich will er Wilson nur als feige hinstellen —, jedenfalls würden Hughes und Roosevelt, wenn sie an die Spitze der Geschäfte treten sollten, sehr viel Wasser in ihren Wein gießen. Seitdem Wilson mit stolzer Geste auf die Stimmen der Deutschen verzichtete, wollen die Republikaner ihn noch übertrumpfen und lassen deshalb durchblicken, daß sie auch vor einem Kriege keine Angst haben. Damit kann Wilson nicht wettlaufen, weil er als amtierender Präsident zuviel Verantwortlichkeit hat, um so mit dem Feuer zu spielen. Wir bleiben dabei, daß die Hoffnungen derer, welche auf einen „deutschfreundlichen Umschwung" rechnen, sowie die Befürchtungen, daß Amerika am Kriege teilnehmen könne, sich nicht erfüllen werden. Auch nimmt man in Amerika an, daß unsere Gegner uns aus eigener Kraft überwinden werden. Daher das schadenfrohe Wort: „All the world is Germany's enemy", das in amerikanischen Blättern immer von neuem als Leitartikelüberschrift wiederkehrt.

Der langjährige frühere österreichisch-ungarische Botschafter in Washington, Baron v. Hemgelmüller, hat ja auch erklärt: „Wer immer Präsident wird, die Politik der Vereinigten Staaten wird sich kaum ändern." Man lasse sich also nicht dadurch

Digitized by Google

täuschen, wenn aus Amerika bald Friedens-, bald Kriegsmeldungen zu uns herüberklingen. Die Stimmung dort wechselt beständig, wie das Wetter. Das ist „des Landes so der Brauch", aber es sind Aufwallungen, die keinen Bestand haben, und der Weg vom Wort bis zur Tat ist sehr weit. ...

Ein alter Gutsnachbar des Fürsten Bismarck erzählte uns, der Eiserne Kanzler habe wiederholt zu ihm gesagt: „Sie wollen immer alles durch Güte erreichen, lieber X., aber das ist nicht der rechte Weg! Durch Furcht regiert man die Menschen." So richtig dies im allgemeinen ist, so trifft es doch nicht in bezug auf die amerikanischen Verhältnisse zu, denn dort hat die Staatsgewalt keinerlei Gewaltmittel in Händen, mittels deren sie Furcht erregen könnte. Man weiß sich dort aber auf andere Weise zu helfen, und, ins Amerikanische übersetzt, würde die Vorschrift lauten: „Durch List und Betrug regiert man die Menschen."



Das Schwarze Meer in der Geschichte

Nicht immer, schreibt der Landtagsabgeordnete Dr. Wilhelm Blankenburg im „Größeren Deutschland", hat der schlichte Hinterhof des stolzen Mittelmeeres, das Schwarze Meer, so im Schatten des Weltgeschehens stehen müssen, wie in den letzten Jahrhunderten. Nicht immer erweckte sein skythisches Gestade in den Griechen den Eindruck trostloser Barbarei und jener gottverlassenen Einsamkeit, wie sie uns aus Feuerbachs Gemälde: „Iphigenie auf Tauris" so ergreifend entgegenblickt. Aus dem mythischen Dämmerlicht des Argonautenzuges hatte das allerdings sturm- und nebelreiche, obendrein hafenarme Meer den verrufenen Namen eines Pontos axeinos (ungastliches Meer) als Angebinde mitgebracht; aber es kam die Zeit, wo ein blühender Kranz von Griechenkolonien seine Ufer umsäumte, wo es in Wahrheit zum „griechischen Teich" wurde mit der gebührenden Rangerhöhung zum Pontos euxeinos (gastliches Meer). Doch war der Kultursaum gar zu schmal, der Barbarendruck gar zu stark. In schmiegsamer Anpassungsfähigkeit oder bereitwilliger Anerkennung fremder Schutzherrschaft (Mithradates, Rom) erkannte der bosboranische Grieche der Krim und des Asowschen Meeres die einzige Möglichkeit, sein Dasein zu fristen und scherte sich wenig darum, daß sein glücklicherer und empfindlicherer Volksgenosse aus Athen oder Byzanz ihm mangelndes national-hellenisches Ehrgefühl vorwarf und ihm sein elastisches Entgegenkommen gegen sarmatische und gotische Kleidung und Namengebung als Rückfall in die Barbarei verargte. Die Griechen der nördlichen Diaspora wußten, warum sie es weiter so hielten, selbst noch zur Zeit des verbannten Ovid, der sich zu Tomis (Konstanza) über ihre struppigen Haare und Bärte und ihre skythischen Hosen entsetzte. Sie retteten durch solch kluges Paktieren in Äußerlichkeiten ihr Volkstum selbst oben am Dnjepr über alle Stürme der Römer-, Goten- und Mongolenherrschaft hinweg bis weit hinein ins Mitrelalter und vermittelten dem südwärts drängenden Russentum als erste den Anschluß an die byzantinische Kultur. Selbst heute noch stellt der jüngst befreite Dobrudschahafen Mangalia die nördlichste Griechenstadt der Erde dar.

Niemals aber hat es das pontische Griechentum zu staatenbildender Kraft gebracht. Im Kampf um die Unversehrtheit des Weichbildes der Kolonialstadt, der Polis, erschöpfte sich sein politischer und lokalpatriotischer Sinn. Dafür verstand er es auch, wie alle Diasporaleute, den Klingelbeutel vom fernen Mutterlande kräftig rühren zu lassen. Im übrigen genügten ihm Kultur und Handel völlig. Der Gedanke eines pontischen Großstaates keimt erst im Haupte Mithradates des Großen, der 100 Jahre vor Christi Geburt von Pontus in Kleinasien aus die Süd- und Nordgestade mit Völkern von 22 Sprachen erstmalig eint.


Digitized by Google

Sein bosporanisches Reich auf und jenseits der Krim hat den gewaltigen echtasiatischen Großsultan von Pontus und seinen unwürdigen Sohn Pharnaces noch lange überlebt, blieb auch unter römischer Schutzherrschaft lange bestehen.

Dann schien es kurze Zeit, als ob das Schwarze Meer zu einem „germanischen Teich“ werden sollte. Von Norden her, aus Rußland, offenbar unter dem Druck der hinter ihnen stehenden Slawen, rückt das Gotenvolk an die Nordgestade. Durch den römischen Donaugrenzschutz in seiner Bewegungsfreiheit zu Lande gehindert, wirft es sich mit jugendlichem Ungestüm auf die Seeräuberei. Die wehrlosen Griechenstädte auf der Krim und am Asowschen Meer, früher durch das taurische Geschwader der römischen pontischen Flotte und durch eine Abteilung der moesischen Armee geschützt, müssen jetzt widerwillig die Schiffe liefern, ein eigner Typ von flinken Korsarenbooten aus Weidengeflecht und Erdwachs wird hinzuerfunden, und die kleinasiatische Gegenküste erzittert vor der gotischen und herulischen Seemacht, die einmal mit 2000 Segeln aus der Straße von Kertsch herausbricht. Das stolze Byzanz erlebt seine schwere „gotische Stunde“, wie später Rom seine vandalische und Paris seine normannische. Schon damals gab es eine Dardanellenfrage, und doch lohte 262 n. Chr. der berühmte zweite Dianatempel zu Ephesus in Flammen auf, und die Brandstifter waren gotische Wikinger, auf Beute im Ägäischen Meere!

Auch in der Folgezeit versagt die byzantinische Seepolizei. Der kommende Herr des Nordens gibt erstmalig seine Visitenkarte ab: die skandinavischen Waräger, die Staatenbildner des alten Rußlands, erscheinen im 9. Jahrhundert an der taurischen Nordküste und vor Byzanz. Gewissermaßen als Lösegeld für das von ihnen besetzte Cherson erwirbt Wladimir von Kiew die Hand der byzantinischen Kaisertochter Anna, der Schwester Theophanos, damit zugleich einen mystischen Erbfolgeanspruch auf Konstantinopel, den Katharina II. dereinst ausmünzen wird. Und was von noch folgenschwererer Bedeutung für den europäischen Osten sein wird: Wladimir nimmt auf der Rückfahrt vom Brautzug die orthodoxen Priester mit, die ums Jahr 1000 sein Volk summarisch in den Fluten des Dnjepr taufen und auf ewig vom römisch-katholischen Westeuropa trennen.

Der Mongolensturm umbraust das pontische Becken und unterdrückt im Norden die schüchternen Keime germanischer Freiheitsentwicklung, die Ruriks Nachfolger ins Russentum gesenkt hatten, hemmt zugleich im Süden zeitweilig die aufstrebende osmanische Macht. Als der Sturm sich verzogen hat, liegt das Russentum geknebelt zu Füßen der Goldenen Horde, während der nach den Schreckenstagen von Angora wiedererstandene Osmane seinen Siegeslauf vollendet, Konstantinopel einnimmt und allmählich den Herrschaftsring um das Schwarze Meer legt, das nunmehr zum „türkischen Teich“ geworden ist. Europa vergißt sein Hinterhaus: während im Norden der Kampf um das Imperium Maris Baltici, im Westen seit der Armadakatastrophe der Kampf um die Herrschaft auf dem Weltmeer tobt, stört länger als drei Jahrhunderte kein europäisches Kriegs- oder Handelsschiff dem Pontus Euxinus, dessen freundlicher Name sich nun bald wieder zum „Schwarzen“ Meer — moralisch, nicht optisch! — verschlimmert, seinen weltgeschichtlichen Schlummer, noch dem Türken seinen geruhigen Besitz. Der Erzfeind, der es dereinst tun wird, steht noch hoch im Norden, er berührt kaum den Saum des ukrainischen Schwarzerdegebietes. Aber schon tastet der Moskowiter die Wolga herab auf das Kaspibecken und das ohnmächtige Persien los. Vom pontischen Becken trennt ihn noch die Ukraina, die zwischen Polen, Rußland und der Türkei einherpendelt und schließlich ihr Schicksal mit dem Schweden Karls XII. verknüpft.

Das Jahr 1709, der Tag von Pultawa, bringt die große welthistorische Wendung für die Geschicke des Schwarzen Meerbeckens. Die freie Ukraina ist zusammengebrochen, und das Großrussentum nähert sich dem bosporanischen Gestade. Ein nur mit halber Kraft geführter türkischer Rückschlag verhindert zwar Peter den Großen, schon jetzt im Asowschen Busen das zu tun, was ihm am Finnischen vergönnt ist, aber er hinterläßt seinem Volke — ob-

Digitized by Google

zwar ungeschrieben und apokryph — das bekannte „politische Testament“. Seitdem schaut das gesamte Großrussentum wie gebannt gen Süd, wo über den Wassern des Schwarzen Meeres eine Fata Morgana flimmert, das Ziel seines Sehnens: das goldene Kreuz auf der Kuppel der Haghia Sophia. — Der vierte Akt in der Geschichte des einst griechischen, dann germanischen, dann türkischen Sees hebt an.

In jenem weiten Ausmaß, das die moskowitische Staatsidee kennzeichnet, steckt die kühl berechnende, doch schlagwortfreudige Katharina II. das Ziel ab: nicht mehr und nicht weniger als Wiederherstellung eines griechischen Kaisertums rund um den „russischen Teich“ des Tschernoje more! Zwar verlachen es die historisch Gebildeten, aber seit wann hätte man aus der Geschichte etwas anderes gelernt, als daß man nichts daraus lernt?! Der größte Teil der bürgerlichen Intelligenz Rußlands und das gesamte Militär werden durch Geschichtsunterricht und Tradition für das Phantom eingefangen, später durch Ignatiews berüchtigte „Slawische Wohltätigkeitsgesellschaft“ immer mehr darin verhärtet, und der dumpfe Muschik setzt sich mit naiver Gutgläubigkeit und echt russischer Zähigkeit dafür ein. Die fixe Idee, hinter der in Wirklichkeit die ungestillte Küstensehnsucht steckt, erweist sich stärker als alle realpolitischen Erwägungen; nach gelegentlichen Abschweifungen in die westeuropäische, vorder-, mittel- und ostasiatische Politik — zumal wenn man sich dabei etwa blutige Nasenstüber geholt hat — kehrt der außenpolitische Instinkt des Moskowitertums immer wieder zum Schwarzen Meere zurück. Der hartnäckige goldene Halbmond auf der Hauptmoschee zu Stambul erweist sich mehr und mehr als der glänzende Knopf in der Hypnose. ...

Drei Wege führen nach Zarigrad-Byzanz, einer übers Wasser, zwei längs der Ufer. Seit 1878 entdeckt man noch einen vierten: den durchs Brandenburger Tor. Nach der jungtürkischen Revolution ist man entschlossen, diesen notwendigen Umweg zu betreten, der den endgültigen Sieg zu gewährleisten scheint.

Die allmähliche Umwandlung des weiland türkischen in einen russischen Teich erfolgt nicht ohne Rückschläge. 1774 faßt Katharina II. dauernd an den Mündungen des Dnjepr, Bug und Don Fuß. Schon vorher durchrauschten von Asow her die ersten russischen Kiele seit der Warägerzeit die Wogen des Schwarzen Meeres. Noch unterschätzt der Kapudan-Pascha den neuen Gegner: die Überfälle bei Tscheschme 1770 und Sinope 1853 belehren ihn eines Besseren. Aber nach dem Krimkrieg erklärt der Pariser Friede von 1856 das Schwarze Meer für unverletzlich. Bis 1871 trägt Rußland diese Kette. Dann schafft es sich die Angriffswaffe der Schwarzen-Meer-Flotte, doch die ihr von Bismarck (Gedanken und Erinnerungen II, 262) gewiesene Bestimmung, sich des Hausschlüssels am Bosporus zu bemächtigen, vermag sie auch 1878 nicht zu erfüllen.

Immerhin scheint das Ziel erreicht: das Andreaskreuz beherrscht faktisch einen „russischen Teich“, aber nur auf dem verschlossenen Hinterhofe. In ohnmächtigem Zorn hört die Schwarze-Meer-Flotte im Mai 1905 den Kanonendonner von Tsuschima und kann den Kameraden von der Baltischen Flotte nicht beistehen. Man tröstet sich: das Endziel ihres Strebens ist und bleibt Konstantinopel. Der entscheidende Oktobertag im ersten Jahre des Weltkriegs zerstört auch diese letzte Hoffnung: die zum Überfall auf Konstantinopel ausrückende russische Schwarze-Meer-Flotte wird ihrerseits von der unter deutschem Einfluß erstarkten jungen türkischen Flotte überrascht. Monatelang üben dann umgekehrt der mächtige Göben-Jawus-Selim und die flinke Breslau-Midilli die ottomanische Seepolizei bis hinauf zur Krim und nach Taurien aus. Nun gar türkische Unterseeboote die Küste unsicher machen, ist trotz der zahlenmäßigen Übermacht der russischen Streitkräfte der Traum vom „russischen See“ weiter denn je von seiner Erfüllung entfernt.

Wasser tut's freilich nicht, die Hauptentscheidungen werden auch hier auf dem Lande fallen. Und da ist es ein tragisches Verhängnis, daß sich Rußland den westlichen Küstenweg nach Konstantinopel selbst verbaut hat durch die „Befreiung“ der Bulgaren, die sich bald

Digitized by Google

dem russischen Leitseil entzogen. Jener Februartag im Jahre 1878, der die russischen Truppen bei St. Stefano und die Kosaken dicht unter der diokletianischen Stadtmauer Stambuls sah, bedeutet den Höhepunkt des bisher Erreichten und zugleich den Anfang jener Entwicklung, an deren Ende die Namen Dobric und Tutrakan stehen. Statt im Sinne seines Schöpfers dem Moskowiter den Zugang nach Stambul freizuhalten, hilft das Bulgarien Ferdinands von Koburg der Türkei und den Mittelmächten, ihn am alten Trajanswall, der wiederum seinen alten militärgeographischen Zauber bewährt, zu verrammeln. Zum letztenmal hoffentlich begeht Rußland auf dem Kriegspfad den pontischen Westweg.

Im Gegensatz zu dem klar erkannten Weg über den Balkan wurde der pontische Ostweg über die Kirgisensteppe und den Kaukasus weniger zielbewußt betreten: er ergab sich eigentlich mehr nebenher bei der Verfolgung anderer Ziele der russischen Expansionspolitik. Peter der Große betrat ihn zunächst auf dem Kriegspfad gegen Persien. In den früheren Türkenkriegen kam dem kaukasischen Aufmarschgebiet daher nur sekundäre Bedeutung zu.

Das änderte sich seit der Entrevue von Reval. Jetzt erkannte man in St. Petersburg, daß erst die Herrschaft über das südöstliche Hinterland des Schwarzen Meeres Rußland instand setzen würde, die Türkei in die Zange zu nehmen, Konstantinopel nicht nur über den Schipkapaß, sondern auch über Kars zu bedrohen. Die deutsche Diplomatie trug dieser Erkenntnis ihrerseits Rechnung, als sie im Frühjahr 1914 durch den Mund des unvergeßlichen Freiherrn v. Wangenheim dem einmarschlüsternen Moskowiter ein donnerndes: „Hände weg von Anatolien!" entgegenrief. Eines jener Worte, das man uns nie vergessen hat, einer der Hauptmeilensteine auf dem Wege zum Weltkrieg! Im Jahre 1915 zog man russischerseits das Fazit: der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ward Oberbefehlshaber im Kaukasus, seine Truppen besetzten im Sommer allmählich fast ganz Armenien. Erst die noch anhaltende türkische Gegenoffensive brachte den vermessenen Plan Erzerum—Siwas—Konstantinopel zum Scheitern. ...

Von den vier Toren, durch die der Weg nach Konstantinopel geht, dem pontischen „Wassertor", den balkanischen und kaukasischen „Landtoren" und dem Brandenburger „Siegestor" hat sich das letzte doch als das für die Verteidigung wertvollste erwiesen. An ihm wird sich der Testamentsvollstrecker Peters des Großen endgültig den Schädel einrennen. Das verstattet ohne Überhebung deutscherseits einen Ausblick auf kommende Geschicke der Länder am Schwarzen Meer.

Ein großpontisches Reich nach Art des Mithradatischen wird kaum wieder entstehen. Aber neue Kräfte regen sich: die erstarkte Türkei, das jugendlich emporstrebende Bulgarien, das Rumänien von der See abdrängen dürfte, endlich als vorläufig irrationale Faktoren die Ukrainer und die Georgier. Deutschland hat keinerlei Interesse, im pontischen Becken Land zu erwerben, aber der Gedanke einer deutschen Seegeltung auf dem Schwarzen Meer braucht nicht notwendigerweise eine Utopie zu sein. Das wäre zugleich die beste reale Garantie für die Ruhe des südosteuropäischen Wetterwinkels zugunsten der Mittelmächte und ihrer Verbündeten. ...

Der nächste Weg nach Indien

(Konstanza—Tschernavoda)

Die Strecke Konstanza—Tschernavoda, die unsere Truppen in der Dobrudscha erobert haben, hat schon vor der Entstehung des Fürstentums Rumänien die europäische Politik beschäftigt. Im Jahre 1829 waren die Dardanellen für die internationale Handelsschiffahrt freigegeben worden. Bald darauf schickte die englische Regierung Agenten nach den Donaumündungen, um zu untersuchen, ob sich das rumänische Getreide, das bis

Digitized by Google

dahin nur nach der Türkei ausgeführt worden war, für England nutzbar machen ließe. England ging damals mit schnellen Schritten der Industrialisierung entgegen und mußte sich zur Versorgung mit Brot, das von der eigenen Landwirtschaft nicht mehr hinreichend geliefert werden konnte, nach zuverlässigen Getreidelieferanten umsehen. Gleichzeitig studierten die englischen Agenten die verschiedenen Industriewaren, die Rumänien bis dahin auf dem Donauweg aus Wien und Leipzig bekommen hatte, ließen sie in den englischen Fabriken kopieren und leiteten, da die neue englische Maschinenindustrie viel billiger liefern konnte, als die deutsche Handarbeit, eine erfolgreiche englische Handelskonkurrenz in Rumänien ein. Ein Nachteil war dabei die Gefährlichkeit der Schiffahrt in den Donaumündungen, durch die der Handel Galatz, den uralten Stapelplatz und Ausfuhrhafen, erreichte. Die Donaumündungen gehörten damals Rußland, und Rußland ließ sie planmäßig versanden, um den rumänischen Seehandel zu lähmen; Odessa sollte auf diese Weise gefördert werden! Österreichische diplomatische Bemühungen zur Wiederherstellung einer fahrbaren Donaurinne, die früher unter türkischer Herrschaft stets leidlich instandgehalten worden war, hatten keinen Erfolg. So kamen unternehmende Engländer Ende der vierziger Jahre auf den Gedanken, das ganze russische Donaudelta abzuschneiden durch einen Kanal, der die Donau auf der Strecke Tschernavoda—Konstanza mit dem Schwarzen Meere verbinden sollte. Das Gebiet war türkisch, die Landstrecke nur 60 km lang. Mehrere Jahre hindurch haben Engländer die Gegend daraufhin studiert und vermessen. Wir verdanken ihnen einige interessante Veröffentlichungen über den Zustand jener Gegenden in damaliger Zeit. Schließlich wurde eine englische Gesellschaft gebildet, die 1856 mit Hilfe des englischen Botschafters in Konstantinopel, trotz hartnäckigen Widerstands der russischen Diplomatie, eine Kanalbaukonzession erwirkte. Allein nach kurzen Vorarbeiten, von denen übrigens heute noch Spuren zu sehen sind, stellte man das Unternehmen aus technischen Gründen ein und entschloß sich, statt des Kanals eine Bahn zu bauen. Die englische Regierung hat auch diesen neuen Plan in Konstantinopel erfolgreich unterstützt und Rußland zum Trotz der englischen Gesellschaft 1857 die Konzession zum Bahnbau erwirkt, der 1860 vollendet war. Die Gesellschaft bekam unter anderem das Recht, eigene Briefmarken zu drucken. Unseren Sammlern sind sie wohlbekannt.

Die englische Regierung hatte einen besonderen Grund, diese neue Verkehrslinie zu fördern. Die Donaumündungen waren mit Hilfe des Krimkrieges aus russischen Händen erlöst, und der Pariser Kongreß hatte 1856 auf englisches Betreiben eine internationale Strombauverwaltung eingerichtet, die den alten Handelsweg durch die Donaumündungen wieder benutzbar machen sollte. Der englische Handel war also nicht mehr so wie früher an einer Verbindung zwischen Donau und Schwarzem Meer durch die Dobrudscha interessiert. Aber während der Vorstudien für den Kanalbau war man in England darauf gekommen, daß die neue Verkehrsstrecke einst in ganz anderer Beziehung eine große Bedeutung für Großbritannien gewinnen könne. Man hatte gefunden, daß sie ein Glied in der nächsten Verbindungslinie zwischen London und Indien darstellte. Deshalb unterstützte man in weitblickender Verkehrspolitik den Bahnbau, auch nachdem die Pariser Kongreßbeschlüsse dem Donauhandel im Delta zu Hilfe gekommen waren.

Lange Jahre blieb dieses Zwischenglied auf dem Weg nach Indien völlig isoliert. Aber auch für die Rumänen, die bei der Thronbesteigung Carols I. 1866 noch keinen Kilometer Eisenbahn besaßen, ist der Gedanke, daß ihre Bahnlinien einst ein zentrales Verbindungsstück auf dem Wege London—Indien bilden müßten, ein treibender Faktor für den Ausbau ihres Bahnnetzes geworden, und als die Dobrudscha 1878 rumänisch wurde, entstand in Rumänien sofort der Plan, die alte englische Strecke Tschernavoda—Konstanza, die der Staat 1882 aufkaufte, mit der Walachei durch eine Eisenbahnbrücke zu verbinden. Schon damals ist in Rumänien auf persönliche Anregung des Königs Carol hin eine Berechnung über die Entfernungen von London nach Konstantinopel und Port Said aufgestellt worden. Dabei stellte sich heraus,

Digitized by Google

daß sich mit Hilfe einer schnellen Dampferverbindung ab Konstanza und guter Eisenbahnanschlüsse in der Tat auf dieser Linie für den indischen Verkehr Englands die beste Verbindung herstellen ließe. Gleich nach der Eröffnung der gewaltigen Donaubrücke bei Tschernavoda — sie ist heute noch eine der größten der Welt — sorgte deshalb die rumänische Regierung für einen Bahnanschluß bis auf den Landungskai im Hafen von Konstanza, so daß der Übergang von der Bahn auf die Schiffe dort möglichst ohne Zeitverlust vor sich gehen konnte, und begann gleichzeitig mit der Gründung einer Flotte von schnellen Schiffen für den Seedienst nach Ägypten.

Zehn Jahre später war dieser rumänische Schiffahrtsdienst durch den Norddeutschen Lloyd, mit dem die rumänische Regierung für ihre neuen Dampfer in ein förmliches Kartell getreten war, so gut organisiert, daß tatsächlich auf dem Wege durch Rumänien sich leicht eine Verbindung zwischen London und Ägypten hätte herstellen lassen, die kürzer gewesen wäre, als die Linien über Marseille, Neapel, Saloniki, und sogar schneller als die Linie über Brindisi. Von London nach Port Said sind es über Brindisi 2215 km Eisenbahn und 930 Seemeilen, über Konstanza 2027 km Eisenbahn und 1062 Seemeilen. Alle anderen Strecken sind erheblich länger. Z. B. über Saloniki 2665 km und 725 Seemeilen; über Konstantinopel (Orientexpreß) 3027 km und 812 Seemeilen, über Triest 2185 km und 1302 Seemeilen, über Marseille 1191 km und 1591 Seemeilen. Noch günstiger ist die Verbindung über Konstanza für den Verkehr Berlin—Port Said. Hier beträgt die Entfernung über Brindisi 2004 km und 930 Seemeilen; über Konstanza 1774 km und 1062 Seemeilen. Der Weg geht über Lemberg—Tschernowitz durch die Moldau. Für die Verbindung mit Wien und München sind die Wege über Orsowa oder Predeal kürzer: Wien—Orsowa—Konstanza 1390 km, Wien—Predeal—Konstanza 1401 km. Berlin—Belgrad—Konstantinopel sind 2400 km.

Wenn trotzdem Großbritannien für seine indische Post den neuen Weg durch Rumänien nicht gewählt hat, so lag dies daran, daß tatsächlich die Fahrzeit über Brindisi ein wenig kürzer blieb, als über Konstanza. England stellte speziell für den Dienst der indischen Post ganz außerordentlich schnelle Dampfer zwischen Brindisi und Port Said ein, die gar nicht für den Personenverkehr benutzt wurden, sondern nur eben der Post dienten, und mit denen die rumänischen Personendampfer, die einige Knoten weniger liefen, nicht konkurrieren konnten. Vor allem aber war die Eisenbahnverbindung nach Brindisi besser, als die Bahnverbindung durch Galizien nach Konstanza. An der südschlesischen Grenze, bei Myslowitz, mußte der rumänische Durchgangszug über eine eingleisige Strecke nach Krakau geführt werden, die dicht an der russischen Grenze herlief. Der Eisenbahnverwaltung war aus verschiedenen Gründen die Benutzung dieser Linie unangenehm, und sie zog es vor, die Züge etwas weiter westwärts von Schlesien nach Krakau zu leiten, was einen Umweg bedingte. Auch in der Bukowina und in Südgalizien war die Eisenbahn eingleisig, leicht gebaut und für einen Verkehr sehr schwerer Schnellzüge untauglich, so daß hier ein bedeutender Zeitverlust entstand. Infolgedessen ist die Strecke über Brindisi mit einigen Stunden kürzerer Gesamtfahrzeit im Vorsprung geblieben.

Heute kommt es für die Zentralmächte mehr auf eine Verbindung mit Konstantinopel und Kleinasien an, als auf eine Umleitung der indischen Post über deutsche und österreichische Strecken. Aber gerade deshalb bekommt die Verbindung durch die Dobrudscha für uns eine ganz besondere Bedeutung. Nachdem wir seit dem Eintritt Rumäniens in den Krieg hoffen dürfen, auch in jenen Gegenden später einen stärkeren Einfluß zu gewinnen als bisher, werden wir hierauf trotz des Balkanzuges unser Augenmerk richten müssen; denn die Post und auch der Handel mit manchen hochwertigen Waren werden im Frieden sich sehr bald wieder den Weg wählen, der die geringste Fahrzeit und die geringsten Bahnkosten verlangt.

Dr. Freiherr v. Dungern



Digitized by Google

Die „Vlaemsche Hoogeschool"

So ist denn unter deutschem Schirm und Schutz aus der Universität mit französischer Lehrsprache in Wahrheit die „Vlaemsche Hoogeschool" Gent erstanden! Am 24. Oktober hat die feierliche Eröffnung stattgefunden. Dank dem Generalgouverneur in Belgien, Generaloberften von Bissing, der das Werk auch gegen den Widerstand einer Gruppe von „Patrioten vlämischer Gesinnung" durchgeführt hat.

Aber die Genter Universität feiert in diesem Jahre auch das Fest ihres 100jährigen Bestehens, und das gibt H. Stens in der „Frankfurter Zeitung" Gelegenheit zu einem Rückblick auf die Geschichte dieser Hochschule, die zugleich ein gut Stück der politischen Geschichte des Vlamentums verkörpert:

Durch eine am 25. September 1816 — also bald nach dem Wiener Kongresse — während der holländischen Herrschaft gegebene Verfügung des Königs Wilhelm I. betreffend die Regelung des Unterrichtswesens in den südlichen Niederlanden wurde die Errichtung beziehungsweise Wiederherstellung von drei staatlichen Universitäten und einer Anzahl höherer Schulen angeordnet, und zwar wurden neben den höheren Lehranstalten in Brüssel, Mastricht, Brügge, Tournai, Namur, Antwerpen und Luxemburg die Universitäten von Gent, Löwen und Lüttich ins Leben gerufen. Sowohl in Löwen wie auch in Gent hatten bereits früher Universitäten bestanden. Die Universität Löwen war die älteste Hochschule der belgischen Lande. Sie wurde am 6. September 1425 gegründet und bestand bis 1792. Die Lebensdauer der alten Universität Gent war bedeutend kürzer gewesen. Sie war als „Calvinistische Academie" im Jahre 1578 eröffnet, aber bereits 1654 wieder geschlossen worden, hat auch nie die Bedeutung erlangen können wie die Universität in Löwen, in welcher im 16. Jahrhundert Papst Hadrian VI., der Lehrer Kaiser Karls V., eine Professur bekleidet hat.

Die Gründung des ersten Königs der Niederlande, der ein bekannter Franzosenhasser war, war zweifellos als vlämisch-niederländische Hochschule gedacht; davon geben nicht nur die ersten Einrichtungen, die Berufungen vlämischer Gelehrter als Lehrer Zeugnis, sondern vor allem der offizielle Name der Universität Gent als die „Vlaemsche Hoogeschool". Mit König Wilhelm I. trat Belgien, dessen Kunst und Literatur, im Mittelalter in hoher Blüte prangend, durch die Kriege der Revolutionszeit und Napoleonischen Kaiserreiches zugrunde gerichtet war, in eine neue Literaturepoche ein. Auch heute noch schwankt dieses Niederländers Geschichtsbild zwischen der Parteien Gunst und Haß. Während ihn die einen für einen Vorkämpfer der vlämischen Selbständigkeit halten, werfen ihm die andern franzosenfreundliche Neigungen vor. So urteilt der vlämische Schriftsteller F. A. Snellaert in der „Vlaemsche Bibliographie" vom Jahre 1857 über ihn: „zoo wel Koning Willems eigene daden van menschlievenheid en liberalismus als de handelswyze van zyn bestuer omtrent het onderswys (Unterrichtsministerium), liepen regtstreeks de ontwikkeling van den nationalen geest in Vlaemsch-Belgie tegen." Der geschichtlichen Wahrheit näher dürfte der gelehrte Prudens van Duyse kommen, der in einem Nachruf auf den Professor J. L. Kesteloot, einen der ersten Professoren der „vlämischen" Universität Gent, von dem König sagt:

„Men heeft zyne staetkundige inzichten betrekkelyk de volksbeschaving, by middel der volkstael en eenes welingerichten onderwyzes, kunnen miskennen, tegenwerken, tydelyk verydelen; maer zeker is het, dat de strekking van dien nederlandschen Vorst, om vlamesch Belgie zich zelven weder te geven, en van den taelinvloed des vreemdelings allengskens los te scheuren, alles behalven smaed verdiende." (Man hat seine politischen Ansichten über die Volksbildung durch das Mittel der Volkssprache und einer guteingerichteten Unterrichtsweise verkennen, hat ihnen entgegenwirken und sie zeitlich vereiteln können, aber sicher ist daß die Bestrebungen dieses niederländischen Fürsten, um Vlämisch-Belgien sich selbst wieder

Digitized by Google

finden zu lassen und es von dem Spracheinfluß der Fremden [Franzosen] allmählich zu befreien, alles andere denn Schmähungen verdienen.)

Und auch der niederländische Dichter Dautzenberg, der Vorkämpfer einer vlämisch-deutschen Verständigung, setzte ihm in seinem Dichterkranz auf Karl V. folgendes bleibende Denkmal:

Stil, eerbiedvol herinneren wy ons een anderen vorst,
Die eek der Belgen grootheid beoogte met dietscher borst,
Die eok de spraek der vaedren de schoonste sprake vond;
Maer, ach, voor zynen lyke was hier geen plekjen grond.

Daß die Gründung der Genter Universität durch den König als eine völkisch-niederländische gedacht war, geht, wie schon erwähnt, aus seinen Anordnungen über Lehrkörper und Lehrplan hervor. Die Unterrichtssprache auf sämtlichen drei ins Leben gerufenen Hochschulen sollte, wie zu der damaligen Zeit allgemein üblich war, lateinisch sein, nur sollten außerdem in Gent zwei Kollegien in französischer und zwei (Geschichte und Literatur) in niederländischer Sprache abgehalten werden ...

Die Universität Gent wurde im Namen des Königs der Vereinigten Niederlande am 9. Oktober 1817 in einem feierlichen Festakte durch den Unterrichtsminister Repelaer van Driel und den Staatssekretär und Gelehrten A. R. Falck eröffnet. Der Inauguration wohnte auch der Erbprinz bei. Der erste Präsident der Universität war der Graf von Lens, Bürgermeister der Stadt Gent und Mitglied der Ersten Kammer der Generalstaaten. Erster Rektor wurde der ordentliche Professor der medizinischen Fakultät van Rotterdam, akademischer Sekretär Professor Hellebaut, ordentlicher Professor der juristischen Fakultät der Universität. Außer den Reden des Unterrichtsministers, des Grafen von Lens und des Rektors Professor van Rotterdam fand bei der Einweihung besondere Beachtung die Rede des Professors Kesteloot in der „Landessprache", die ein kräftiges Geleitwort im national-vlämischen Sinne bildete und dem Könige so ausnehmend gefiel, daß sie im „Staats-Courant" veröffentlicht wurde ...

Leider sollte sich der Ausbau der Universität Gent zu einer rein vlämischen Hochschule nicht verwirklichen. Als die Revolution von 1830 das Königreich der Niederlande trennte und Belgien ein eigenes Königreich wurde, kam der französisch-wallonische Bevölkerungsteil zur Vorherrschaft. Die Folge war eine Verdrängung der vlämischen Sprache aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens und vor allem des höheren Unterrichts. Am 10. Dezember 1830 wurde die philosophische Fakultät eingezogen, und wenige Jahre darauf wurde das Unterrichtswesen an der Universität Gent wie auch an den übrigen belgischen Universitäten völlig französiert. Doch nicht nur auf das höhere Unterrichtswesen erstreckte sich der Einfluß der französischen Sprache und des „lateinischen" Geistes, auch in den niederen Schulen der Städte und auf dem Lande verdrängte bald die französische Sprache die „dierbar vlaamsche moedertael". Wohl blieb das Unterrichtswesen in den ersten Jahren nach der Revolution hier und da noch vlämisch, doch von Zeit zu Zeit wurde das Recht der vlämischen Sprache beschnitten, die selbst unter den Fittichen der Geistlichkeit bald nicht mehr sicher war. Wohl in den meisten Schulen, die von den Kindern des Arbeiterstandes und der Landbevölkerung besucht wurden, wurden den Kindern bald der Katechismus und die täglichen Gebete in französischer Sprache gelehrt, und bitter klagt der Roeselaerer Dichter Albrecht Rodenbach: „Die Erziehung der Kinder und das Unterrichtswesen, die allein fähig sind, unsere Selbständigkeit zu retten, und ohne welche, von einem anderen Gesichtspunkt betrachtet, alle anderen Mittel, wie wirkungsvoll sie auch eingeleitet werden, vergeblich sind, der Unterricht hat heute nur das Ziel, die vlämische Jugend zu entvlamen".

Die wenigen Jahre der niederländischen Regierung und Sprachherrschaft hatten jedoch genügt, bei den Vlamen eine neue Generation von Kämpfern für die Rechte der Muttersprache entstehen zu lassen. Und die meisten dieser Kämpfer gingen aus den Kollegien der

Digitized by Google

Genter Universität hervor, die so eine „Vorschule der vlämischen Bewegung“ wurde und Gelegenheit schuf: „in onze knapenschap het kiemend zaad te strooien van der Toekomst mannenschap“. Die Regierung mochte denn auch getrost ankündigen, daß das Französische die offizielle Sprache in Belgien geworden sei, der Haß gegen Holland mochte den Gebrauch der Volkssprache vermindern, das ganze Land mochte überschwemmt werden von Fremden, die Regierung mochte noch so viele Professoren aus Frankreich entbieten und die Verwaltungen mochten noch so viele Sophismen gegen den Unterricht in vlämischer Sprache vorbringen, alles das war nicht in der Lage, die einmal erwachte vlämische Bewegung zu dämmen. Der Aufruf von Jan Franz Willems im Jahre 1834 und das gleichzeitige Erscheinen von ein paar literarischen Zeitschriften brachten die zerstreuten Kräfte zusammen. Im Jahre 1835 kamen in Gent und Antwerpen Genossenschaften und Vereinigungen zustande, welche die Jungschulen wurden für ähnliche Gründungen in allen anderen Städten und auf dem Lande. Und alle diese Vereinigungen bildeten, um mit dem Dichter Rens zu reden: „een krachtig bewys hunner verkleeftheid (Treue und Liebe) aen de moedertael, die wy te bewaren, aen het nederduitsche volkwezen in Belgie, dat wy voor vernietiging te behoeden heoben“. Vom Jahre 1840 an nahm das Volk einen tätigen Anteil an der geistigen Bewegung, die man von da ab „Vlämische Bewegung“ nannte, und mit der sich die bekanntesten vlämischen Gelehrten- und Dichternamen verbinden: Willems, David, Bormans, Snellaert, Blommaert, Serrure, Conscience, Ledoganck, von Duyse, Rens, Benninck, Rijswyck, Gezelle, Heremans usw. Das Theater kam auf festen Fuß und führte Schauspiele in vlämischer Sprache und aus der vlämischen Geschichte und dem vlämischen Leben auf. Zeitschriften, sowohl für die breiten Massen wie für den engeren Kreis von Gelehrten bestimmt, erschienen in der Öffentlichkeit. Das Volk fand den Weg zu seiner Sprache zurück durch eine große Zahl poetischer Denkmäler; aber auch ernsthaftes Studium auf dem Gebiete der vlämischen Sprachkunde und Geschichte fand mehr und mehr Anklang im Volke. Überall kamen Vereinigungen zustande zur Verteidigung und Verherrlichung der Sprache, und dieses wirksame Wiederaufleben der sang- und dichtfrohen Genossenschaften war ein sichtbares Zeichen des mehr und mehr Feld gewinnenden vaterländischen Geistes der vlämischen Bevölkerung von Belgien. Eine im Jahre 1840 eingereichte, mit 100 000 Unterschriften bedeckte Petition forderte unter anderem gleiche Rechte für das Vlämische und Französische an der Universität Gent und Errichtung einer vlämischen Abteilung an der Akademie zu Brüssel. Selbst die Staatsbehörden begannen jetzt wieder, diesen geistigen Bemühungen der Vlaminganten tatkräftigere Unterstützung zu gewähren als vordem, und so konnte man hoffen, daß der gewöhnliche Indifferentismus allmählich vertrieben werde. Schon 1845 war es den Vlamen geglückt, die Einrichtung von „beigeordneten Lehrern“ an den Hochschulen des Reichs durchzudrücken. Am 6. November desselben Jahres wurden im Verfolg dieser Verordnung durch den Minister van de Weyer die Dichter Conscience, Ladeganck und de Laet als „beigeordnete“ Professoren der Universität vereidigt. Heilsame Folgen für die Entwicklung der niederländischen Sprach- und Schriftkunde hatten im Jahre 1849 bis 1850 die Gründung des „Taelverband“ und der erste Nederlandsch Congreß zu Gent und Antwerpen.

Wollte die junge vlämische Bewegung im Volke Wurzel fassen, so mußte sie vor allem sich der gebildeten Jugend versichern. Dieses geschah zu Anfang der fünfziger Jahre. Vor allem waren es die Genter Studenten, die die Fahne der vlämischen Bewegung entrollten. Es wurde eine von mehr als hundert Studenten unterschriebene Eingabe an den Minister des Innern gesandt wegen Errichtung eines Lehrstuhls für die Sprache und Literatur an der Universität Gent. Und dieser Schritt hatte Erfolg. Nachdem am 19. März 1852 der Universität eine „School voor Kunsten en Fabriekwezen“ angegliedert worden war — 1835 war außerdem eine Schule für bürgerliche Baukunde gegründet worden —, wurde am 6. November 1854 der erste niederländische Lehrgang durch Professor Serrure eröffnet.

Digitized by Google

Unter dem Jubel der Studenten erklangen zum ersten Male wieder seit langen Jahren der Verbannung die Laute der Muttersprache. Noch im gleichen Jahre wurde ein zweiter „vlämischer" Lehrstuhl eingerichtet, den der Dichter Heremans einnahm.

Die großen Fortschritte, die vlämische Sprache und Dichtung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts machten, und die nach längerem Kampf um eine einheitliche Orthographie im Jahre 1862 auf dem „Nederlandsch Taalcongreß" zu Brügge zu einer Verschmelzung der vlämischen (südniederländischen) Sprache mit der nordniederländischen führten, dann auch die unaufhörlichen Proteste der studierenden Jugend und der nach dem „Vater der vlämischen Bewegung" benannten Vereinigung „Willems-Fonds" brachten im Laufe der Jahre noch einige kleine Zugeständnisse in der Universitätsfrage. So wurde 1876 das Vlämische als Examenssprache zugelassen, 1880 in einzelnen Kollegien in anderen Fakultäten. Am 7. Mai 1881 wurde eine „Normale Afdeeling voor Handelswetenschappen" eingerichtet. Schon lange genügte das 1829 eingeweihte Universitätsgebäude nicht mehr, und so wurde 1883 der Bau eines neuen Universitätsgebäudes beschlossen. Ein Jahr darauf errangen die Vlaminganten einen weiteren Erfolg, indem am 5. März 1884 eine „Vlaamsche Normale Afdeeling voor Geschiedenis en Germaansche Philologie" und eine „Normalschool voor Wetenschappen" eröffnet wurde, um die zukünftigen Beamten mit den sprachgesetzlichen Bestimmungen bekanntzumachen. Seit 1884 konnte dann die Zulassungsprüfung in Vlämisch abgelegt werden. Schließlich wurde im Jahre 1886 neben der Universität eine „Koninklijke Akademie voor Taal- en Letterkunde" in Gent begründet. Die 1884 eingerichtete „Normale Abteilung für Geschichte und Germanische Philologie" sowie die „Normalschule für Wissenschaften" sollte indessen nicht lange Bestand haben; sie wurde bereits am 30. September 1890 wieder eingezogen. Im Oktober 1893 wurde dann eine Abteilung für Staatenkunde, Verwaltungs- und Sozialwissenschaften angegliedert.

War demnach die Volks- und Landessprache im Genter Hochschulleben auch nicht ganz unterdrückt, so nahm sie doch neben dem Französischen einen bescheidenen Platz ein, um so mehr, als die meisten Zugeständnisse nur auf dem Papier standen. Mit einer solch zweisprachigen Hochschule war den Vlamen denn auch nicht gedient. Einen Lehrkörper von einheitlich überzeugender Art, einheitlichem National- und Kulturbewußtsein, gleichsam das Vorbild eines geschlossenen, festumgrenzten Charakters, kann eine Universität ihren Hörern nur dann bieten, wenn sie eine rein nationalvlämische wird, wenn die Lehr- und Unterrichtssprache die Sprache des Volkes ist. Das Ziel der langjährigen Bestrebungen vlämischer Volkskreise in Gelehrtenkreisen wie im öffentlichen politischen Leben ging denn auch auf eine völlige „Vervlamsching" der Universität. Unter den mannigfachen Erwägungen, die im Laufe der Jahre hin und her gepflogen wurden, fand natürlich auch die Frage Beachtung, welche der beiden Staatsuniversitäten Lüttich oder Gent in eine vlämische zu verwandeln sei. Die große Mehrheit der Vlamen hat sich bereits vor dem Kriege für die Umwandlung der Universität Gent in eine vlämische Hochschule entschieden, weil Gent, die Hauptstadt Ostflanderns, der sprachlich einheitlichsten, ganz vlämischen Provinz, seit 100 Jahren Universitätsstadt, der gegebene Ort für den von den Vlamen ersehnten geistigen Mittelpunkt ihrer Kultur ist. Heute dürfte nach dem Beschluß des Generalgouvernements diese Frage keine Bedeutung mehr haben.

Der Kampf der Vlamen um die „vlämische Hochschule" in Gent spielte nicht nur im geistigen Leben des Volkes eine Rolle; auch in der politischen Arena der Volksvertretung wurde heiß und zähe um dieses Ideal der Vlamen gestritten. Die französische Oberschicht bekämpfte diesen Plan, der das Bollwerk ihrer Macht in Flandern bedrohte, seit jenen Tagen, als man den ersten Antrag auf Einführung eines höheren Unterrichts in niederländischer Sprache in der belgischen Kammer gestellt hatte (1840), aber immer wieder brachte man Anträge ein, die eine Verwirklichung des Gedankens erstrebten, unter dem vor nunmehr 100 Jahren die Universität Gent ins Leben gerufen worden war. So forderte der

Digitized by Google

„Nederlandsch Congreß van Antwerpen" auf dem Kongreß von Dortrecht 1897 nach dem Vorschlag des Professors Jul Mac-Leod die „Vervlaamsching" einer der Staatshochschulen. Nicht nur auf vlämischer Seite — in der Literatur am trefflichsten wohl durch das Werk von Lodewijk de Raet „Over Vlaamsche Volkskracht 1913" —, sondern auch im Lager der einsichtigen Wallonen — Fernand Daumonts Werk: „Le mouvement Flamand" — wurde die Berechtigung und auch die Notwendigkeit einer vlämischen Hochschule anerkannt. „Die Regierung kann eine vlämische Universität nicht mehr ablehnen", schreibt Daumont in dem ebengenannten Werke 1911.

Die eifrigsten Förderer des Gedankens einer vlämischen Universität aber fanden sich in der akademischen Jugend. Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts traten die Studentenverbindungen der Universität Gent (Taalminnend Studentengenootschap: „Tzal wel gaan", Allgemeene liberale Studenten-Matschappij, University Extension (Hooger Onderwys voor het Volk) in Schriften, Vorträgen, Versammlungen und Eingaben für eine Vervlamung der Universität Gent ein. Es wurden Umfragen gehalten bei den Gelehrten, Politikern und Künstlern des Landes hinsichtlich ihrer Meinung über die Notwendigkeit der Gründung einer reinvlämischen Universität; und diese durchweg zustimmenden, aus Geschichte, Erfahrung und Moral abgeleiteten Begründungen wurden dem Volke und seinen Vertretern zugänglich gemacht. Auf diese Weise wirkte man in der Verbreitung des alle Vlamen bewegenden Gedankens. Und der Erfolg kristallisierte sich schließlich in neue Sprachenanträge, die in der Kammer eingebracht wurden. Im Jahre 1911 wurde der belgischen Kammer ein ausführliches Programm einer Umwandlung der Universität vorgelegt. Es wurde dann 1912/13 in der belgischen Kammer ein Antrag eingebracht — Antrage der Abgg. Franck, Cauwelaert und Huysmans —, der auf eine Umwandlung der Universität Gent in eine vlämische hinzielt. Dieser Antrag, auf den sich sämtliche vlämischen Organisationen geeinigt hatten, fand aber nicht die Billigung der Regierung. Von der studierenden Jugend ist der Wunsch nach einer derartigen Hochschule dann noch einmal im Sommer 1914 in der Utrechter Studentenabteilung des „Allgemeinen Niederländischen Verbandes" durch einen Antrag zum Ausdruck gebracht worden, daß das vlämische Volk endlich Gelegenheit haben müsse, seinen berechtigten Anteil an der allgemeinen Arbeit geistiger Bildung zu nehmen.

Shaw über die Engländer

Die Engländer sind eine Rasse für sich. Kein Engländer steht zu tief, um Skrupel zu haben, und keiner hoch genug, um von ihrer Tyrannei befreit zu sein. Aber jeder Engländer kommt mit einem wunderbaren Talisman zur Welt, der ihn zum Herrn der Erde macht. Wenn der Engländer etwas will, gesteht er sich nie ein, daß er es will. Er wartet geduldig, bis in ihm — Gott weiß wie — die tiefe Überzeugung erwacht, daß es seine moralische und religiöse Pflicht sei, diejenigen zu unterwerfen, die das haben, was er will. Dann wird er unwiderstehlich. Wie der Aristokrat, tut er, was ihm gefällt, und schnappt nach dem, wonach ihn gelüstet. Wie der Krämer, verfolgt er seinen Zweck mit dem Fleiß und der Beharrlichkeit, die von starker, religiöser Überzeugung und dem tiefen Sinn für moralische Verantwortlichkeit herrühren. Er ist nie in Verlegenheit um eine wirksame, moralische Pose. Als großer Vorkämpfer der Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit erobert er die halbe Welt, ergreift Besitz von ihr und nennt das „Kolonisation". Wenn er einen neuen Markt für seine schlechten Manchesterwaren braucht, schickt er Missionäre aus, die den Wilden das Evangelium des Friedens verkünden müssen. Die Wilden töten den Missionar; nun eilt er zu den

Digitized by Google

Waffen, zur Verteidigung des Christentums, kämpft und siegt für seinen Glauben und nimmt als göttliche Belohnung den Markt in Besitz. Zur Verteidigung seiner Inselgestade nimmt er einen Schiffsgeistlichen an Bord, nagelt eine Flagge mit einem Kreuz an den Hauptmast und segelt so bis ans Ende der Welt, und bohrt in den Grund, verbrennt und zerstört alles, was ihm die Herrschaft auf dem Meere streitig macht. Er prahlt damit, daß jeder Sklave frei werde, sobald sein Fuß britischen Boden betritt; dabei verkauft er die Kinder seiner Armen, kaum daß sie sechs Jahre alt sind, an Fabrikherren und läßt sie täglich sechzehn Stunden unter der Peitsche Sklavenarbeit verrichten. Er macht zwei Revolutionen und erklärt dann im Namen des Gesetzes und der Ordnung der unsern den Krieg. Nichts ist so schlecht und nichts ist so gut, daß Sie es einen Engländer nicht werden vollbringen sehen, aber Sie werden einem Engländer niemals beweisen können, daß er im Unrecht ist. Denn er tut alles aus Grundsatz. Er führt Krieg aus patriotischem Grundsatz, er betrügt aus geschäftlichem Grundsatz, er macht freie Völker zu Sklaven aus reichspolitischem Grundsatz, er behandelt euch grob aus männlichem Grundsatz, er hält treu zu seinem Könige aus loyalem Grundsatz und schlägt seinem Könige aus republikanischem Grundsatz den Kopf ab. Seine Losung ist dabei immer nur seine „Pflicht“! Und er vergißt nie, daß die Nation verloren ist, die ihre Pflicht dort sucht, wo nicht ihr Vorteil zu finden ist.

(Shaws Werke, Bd. II, S. 249, Berlin, S. Fischer.)



Das Kunstgeschäft im Kriege

Die „Frankfurter Zeitung“ (12. Oktober) bringt eine Zuschrift aus München, deren erste Hälfte hier Platz finden möge.

„Seit einiger Zeit hört man aus den Münchner Kunsthandelsbezirken Gerüchte über An- und Verkäufe von sagenhafter Ungewöhnlichkeit. Es werden Summen genannt, die den ehrenvollen Verdacht aufkommen lassen, unsere Maler müßten am Erfolg der fünften Kriegsanleihe nicht unerheblich beteiligt sein. Aber alle Ausgeburten erhitzter Phantasie verständnisvoll in Betracht gezogen, bleibt doch als Tatsache bestehen, daß in einem Umfange gekauft wird, wie seit undenklichen Zeiten nicht. Und zwar wurden und werden Bilder gekauft, deren Qualitätseinschätzung, in Ziffern ausgedrückt, etwa zwischen 100 und 26000 ℳ variiert. Wenn man nun auch bei den ‚großen Sachen‘ gewiß annehmen kann, daß sie vorwiegend von ernsthaft interessierten Sammlern erworben werden, deren Kauflust infolge der allgemeinen Betriebsamkeit eben auch gestiegen ist, so würde das doch bei weitem nicht genügen, die überraschende ‚Hochkonjunktur‘ zu erklären. Es bleibt nur die Folgerung, daß viele von denen, die der Krieg finanziell gekräftigt hat, auf den Gedanken verfallen sind, sich für Bilder zu interessieren.

In den letzten Jahren sind über fabelhafte Ergebnisse von Kunstauktionen derart suggestible Nachrichten in Umlauf gekommen, daß man sich wundern müßte, wenn solche Anregungen in einer Zeit erhöhter Kapitalzirkulation nicht anfeuernd wirkten. Und in der Tat: man kann es auf Schritt und Tritt beobachten, wie die Suggestion, durch Erwerbung und spätere Versteigerung einer Sammlung verhältnismäßig rasch ein Vermögen zu verdienen, auch in Kreisen zu wirken beginnt, denen ehemals die Sorge um rechtzeitigen Ankauf eines Bildes nicht gerade den Schlaf raubte. Wenn es dem Menschen gegeben wäre, die Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung bis zu ihren geheimsten Wurzeln zu verfolgen, so läge es vielleicht nicht außer dem Bereich des Möglichen, manche Bilderankäufe damit in Zusammenhang zu bringen, daß der in ‚Kunstgegenständen‘ angelegte Kriegsgewinn bis zu einer gewissen

Digitized by Google

Höhe steuerfrei bleiben soll. Die ‚gewisse Höhe' wird freilich bedingen, daß jene neuartigen Sammler darauf bedacht sein werden, mehr Bilder der ‚billigeren Gattung' zu erwerben, und so mag manche Sammlung entstehen, die ihren Besitzer vielleicht dereinst zur Erkenntnis bringen wird, daß er mit ihr nicht nur der Steuerbehörde ein Leid angetan hat. Hierbei ist es nun wieder ein Zeichen der Zeit, daß Sammler dieser Art zuweilen sogar vor ‚Expressionisten' nicht zurückschrecken. Alle Warnungen von nachweisbar berufener Seite verwegen in den Wind schlagend, ja ihr eigenes Unbehagen für nichts achtend, reißen sie derartige Sachen an sich, bloß weil sie gehört haben: ‚Heute ist es vielleicht noch grausliches Zeug, aber in sechs bis acht Jahren ist es sicher schon ein Geschäft.'" — —

So hat also der Krieg Verhältnisse offenkundig gemacht, die schon lange als heimliche Krankheiten an unserem Kunstkörper zehrten und hier im Türmer schon früher gebrandmarkt wurden. Es ist aber gut, daß nun einmal auch von anderer Seite offen zugegeben wird, aus welchen Beweggründen manche unserer Kunstsammlungen zustandegebracht werden. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß heute der größere Teil der privaten Sammlertätigkeit nicht mehr der Kunstliebe, sondern ganz gewöhnlicher Spekulationsabsicht entspringt.

Wir wollen nun einige Punkte feststellen. Die Presse trägt einen großen Teil der Schuld an dieser Entwicklung durch die Art, wie sie die Kunstversteigerungen bespricht und in einer ganz unerhörten Weise das Reklamegeschäft für diese Gattung von Spekulanten besorgt.

Die Presse darf auch jetzt nicht die geschilderten Verhältnisse gleichmütig und untätig hinnehmen. Es ist höchste Zeit, daß auf der ganzen Linie der Kampf gegen diese Verkapitalisierung unseres Kunstlebens aufgenommen wird. Daß auf die Dauer nur die Dauerwerte sich behaupten können, ist ein schwacher Trost, wenn man aus Erfahrung weiß, wieviel Verwirrung ein planmäßig vorgehendes Kunstunternehmertum im Kunsturteil hervorrufen kann. Die jetzt klug genug sind, ihr Geld in Kunstspekulationen anzulegen, werden nachher auch gewandt genug sein, die entsprechenden Kunsthändler für den Wiederverkauf zu finden. Und daß diese Kunsthändler ihre Schriftsteller an der Hand haben, mit deren Hilfe sie nach Bedarf Modebewegungen hervorzurufen verstehen, haben wir doch in den letzten Jahren genugsam erfahren. Ich meine, es sei die Aufgabe einer ihren Beruf ernst erfassenden Presse, solchem Treiben von vornherein mit allen verfügbaren Mitteln entgegenzuarbeiten.

Daß der gesteigerte Bilderkauf zu einem Teil aus der Absicht entspringt, die Kriegsgewinne auf diese Weise der Besteuerung zu entziehen, ist klar. Wir haben hier ein Seitenstück zu dem unheimlich gesteigerten Juwelenhandel. Auch hier kann ich es nicht begreifen, daß die Regierung nicht von vornherein ein scharfes Augenmerk auf dieses Treiben gerichtet hat. Es müßte möglich sein, in dieser Zeit die Kapitalanlage in Juwelen zu verhindern. Wie man aus den Erinnerungen von Casanova und anderen ähnlichen „Helden" ersehen kann, haben es zu allen Zeiten derartige Existenzen verstanden, unlautere Geldgewinne in Juwelen anzulegen und so der öffentlichen Nachprüfung zu entziehen.

Hoffentlich werden die jetzigen Erfahrungen dazu beitragen, daß der Staat sich durch das viele Gezeter von „Freiheit der Kunst" in seinen Absichten der Besteuerung des Kunsthandels nicht irremachen läßt. Wie eine solche ohne jede Schädigung der Kunst und des wirklichen Kunstfreundes durchzuführen ist, ist hier im Türmer (1916, 1. Maiheft) ausgeführt worden. Zahlreiche hervorragende Künstler haben mir damals ihre Zustimmung zu diesen Erwägungen ausgesprochen, deren Berechtigung schon jetzt durch die Ereignisse dargetan ist.

K. St.



Digitized by Google

Ausländische Musik in Deutschland

Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ vom 15. Oktober bringt eine Reihe von Äußerungen deutscher Theater- und Konzertleiter, wie wir uns der ausländischen Musik gegenüber während des Krieges zu verhalten haben. Angeregt war diese neue Umfrage durch Richard Strauß, der sich in einem Gespräch mit — Alfred Holzbock zu folgenden Grundsätzen bekannt hatte: „Ich bin ganz entschieden dagegen, daß Werke lebender Komponisten, die dem feindlichen Auslande angehören, von deutschen Bühnen- und Konzertleitern grundsätzlich boykottiert werden; daß wir jetzt die Schöpfungen jener Komponisten verbannen, die es gewagt haben, deutsche Kultur zu schmähen, ist selbstverständlich, aber die Werke, ich meine natürlich nur die ideell wertvollen Werke jener Ausländer, die sich nicht in derartige unwürdige Kundgebungen hineinhetzen ließen, könnten wir getrost berücksichtigen. Wir brauchen nicht das schlechte Beispiel der feindlichen Völker nachzuahmen, wir sind eben ein mächtiges, unerschütterliches Kulturvolk, und wir können es uns gestatten, der Welt zu beweisen, daß wir besser sind als die anderen und das Gute, nur dieses kommt in Betracht, heute ebenfalls anerkennen, woher es auch kommen mag. Nur das Minderwertige sei boykottiert, auch wenn es heimisches Erzeugnis ist.“

Der „Lokal-Anzeiger“ veröffentlicht acht Zuschriften, sechs von den Intendanten der Hoftheater in Dresden, Stuttgart, Weimar und Altenburg und der städtischen Theater in Leipzig und Frankfurt a. M., und zwei der bedeutenden Dirigenten Leo Blech und Artur Nikisch. Nur der Intendant Berg-Ehlert von Altenburg erklärt sich gegen die Auffassung von Richard Strauß, alle anderen bekennen sich mit ihm zu dem Grundsatze, daß uns die ausländische Herkunft eines Werkes vollständig gleichgültig sein soll, und nur die eine Einschränkung wird durchweg gemacht, daß jene Komponisten ausgeschlossen sein müßten, die sich zur Beschimpfung deutschen Wesens haben hinreißen lassen.

Warum haben die Herren nicht den Mut, wirklich folgerichtig vorzugehen? Entweder bekenne ich mich zu dem Grundsatze: „Die Person des Verfassers scheidet ganz aus, und es gilt nur das Werk“, oder aber ich trenne die beiden nicht und erkenne damit an, daß auch unsere Stellung zur Kunst im Leben von außerkünstlerischen Gesichtspunkten bestimmt werden kann. Im ersteren Falle können sich die Herrschaften die mühselige und zeitraubende, übrigens die stete Gefahr nachheriger Enttäuschung in sich bergende Nachforschung ersparen, ob Herr Z uns ebenso beschimpft hat, wie X und Y. Da wir bereits vor dem Kriege fremden Künstlern die Beschimpfung deutschen Wesens „großmütig“ nachgesehen, Herrn Camille Saint-Saëns z. B. sogar die höchsten persönlichen Ehren erwiesen haben, die wir an Künstler zu vergeben haben, so ist nicht recht einzusehen, weshalb jene nun härter behandelt werden sollen, die sich durch die begreifliche Leidenschaft des Krieges haben hinreißen lassen.

Also diese Stellungnahme ist unhaltbar und im Grunde — feige. Denn die Einschränkung ist aus dem — sagen wir instinktiven Gefühl heraus erfolgt, daß auch für unser Verhältnis zu Kunstwerken Lebenswerte bestimmend sein können, die mit der Kunst nichts zu tun haben. Und ich erkläre es für feige, aus einem großtuerischen, aber trotzdem spottbilligen artistischen Standpunkte heraus das nicht offene Bekenntnis zu dieser Erkenntnis zu wagen.

Kunst ist nur dann wahrhafter Kulturbesitz, wenn sie durchaus mit dem Leben verwächst, nicht als ein Fremdkörper — und sei es als der hochgeschätzteste — in dieses Leben hineingestellt ist. Wie der Kunstschöpfer seinen ganzen Menschen der Kunst hingibt, ihn im Kunstwerke mitteilt, so empfängt auch der Kunstgenießer als Ganzheit, als Vollmensch die Kunst. Und wenn ich wahrhaft in hohem Grade kunstempfänglich bin, so wird mein ganzes Wesen sich mit dem ganzen Wesen des Kunstwerkes zu vereinigen streben.

Digitized by Google

Ist nun ein Kunstwerk wahrhafter Ausdruck eines Vollmenschen, so wird es auch die nationale Eigenart (im Sinne des reinsten Volkstums) seines Schöpfers widerspiegeln. Ausländische Werke werden demnach ein vollkommener Ausdruck des ausländischen Wesens sein. Ich kann das als besonderen Reiz, weil als eine köstliche Ergänzung meines eigenen Volkstums empfinden und bin sicher, daß die vielen Deutschen innewohnende Liebe für französische Literatur und italienische Musik in diesem Gefühl des Ergänztwerdens durch das Fremde die tiefste Ursache hat. Jedenfalls ist das auch der einzige wertvolle Grund, der allein die Bemühung um Auslandskunst rechtfertigt, soweit es sich nicht um jene ganz wenigen genialen Schöpfungen handelt, die ins Universale hinaufragen. Denn der Begriff „Welt"literatur, „Welt"-kunst" hat keinen Sinn als lediglich quantitative Mehrung des Besitzes an Kunstwerken, sondern nur als Bereicherung unseres eigenen Wesens.

Das ist der Standpunkt in gewohnten Friedenstagen. Wenn nun aber, wie in diesem furchtbaren Kriege, die Kräfte des Volkstums zur Höchstleistung aufgerufen sind, so ist durch diese ganze Lebenslage die höchste Einseitigkeit geboten. Nicht aus Haß und Leidenschaft gegen das Fremde, sondern aus der gesteigerten Liebe, aber auch aus der Notwehr des Eigenen.

Wir alle wissen, der jetzige Kampf geht ums Deutschtum. Da ist es doch geradezu Naturgebot, alle Kräfte dieses Deutschtums, insbesondere die ihm eigenartigen, bis aufs letzte anzuspannen, dagegen alles, was irgendwie diese Kraft in ihrer Eigenart, in ihrer „Einseitigkeit" schwächt, auszuhalten.

Gerade, wenn ich wirklich stark empfänglich bin für ausländische Kunst, werde ich in Zeiten, in denen dieses Ausland als lebendiges Wesen mich auf den Tod bekämpft, von allen seinen charakteristischen Äußerungen feindlich berührt und aufs tiefste verletzt werden.

Es ist doch ein Wahnwitz, einen Krieg wie den jetzigen bloß als einen Krieg der Leiber aufzufassen. Er ist ebenso ein Kampf der Geister und der Seelen. Wie aber im Kampf der Leiber für den echten Soldaten kein persönlicher Haß vorhanden ist, sondern nur die höchste Betätigung der eigenen Kraft, so auch in diesem Krieg des Geistigen und Seelischen.

Deshalb kann gerade die höchste nationale Einseitigkeit in diesem Falle nicht zur Verarmung führen, sondern nur zur Bereicherung.

Diese höchste Anspannung unserer eigenen nationalen Kräfte würde im künstlerischen und insbesondere auch unserem musikalischen Leben um so mehr die Bereicherung bringen müssen, als wir eine Zeit hinter uns haben, für die die Fremdtümelei charakteristisch war. Hier aber liegt es im argen. Es ist geradezu kümmerlich, ganz abgesehen davon, daß es von keiner großen Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse zeugt, wenn der Generalintendant des Weimarer Hoftheaters, Carl von Schirach, sagt: „Durch den gänzlichen Ausschluß der Erzeugnisse des Auslands werden wir unsere Konzertprogramme nicht unwesentlich ärmer gestalten, unsere Opernbühnen sind aber auf die ausländischen Werke geradezu angewiesen. Das alte Lied von den ‚verkannten' deutschen Meistern darf uns nicht irre machen, denn wer dies Lied anstimmt, hat meist selbst solches ‚Meisterwerk' im Kasten liegen."

Woher weiß denn das Herr von Schirach? Und wenn er es weiß, warum hält er es dann als Intendant eines deutschen Theaters nicht vor allem für seine Pflicht, dieses Werk zu prüfen, das der deutsche Künstler in seinem Kasten liegen hat? Wozu sich denn überhaupt die große Mühe geben, im Ausland zu suchen?

Artur Nikisch, der grundsätzlich Richard Strauß zustimmt, sagt sehr richtig: „Eine andere Frage ist es, ob es sich lohnt, die mehr oder weniger berechtigte Empfindlichkeit eines Teiles unseres deutschen Publikums durch Aufführung solcher Werke zu verletzen, denn — wo sind die bedeutenden Werke, bei denen man sich sagen müßte, daß es ein Unrecht ist, sie dem deutschen Publikum vorzuenthalten! Ich habe noch keine zu Gesicht bekommen, und ich halte mich doch mit der zeitgenössischen Produktion immer auf dem laufenden! Sollen die Herren Aus-

Digitized by Google

länder nur wirklich Bedeutendes schaffen — wir werden dann schon den Mut haben, diese Werke aufzuführen. Ich sehe vorläufig noch keine Veranlassung, derartige Experimente mit meinem Namen zu decken!"

In der Tat, wir können bei ausländischen Werken ruhig abwarten. Es bedeutet auf keinen Fall eine Schädigung für unsere deutsche Kultur, wenn selbst ein sehr bedeutendes Auslandswerk durch dieses Abwarten ein, zwei Jahre später zu uns kommt. Es ist aber eine ungeheure Schädigung dieser deutschen Kultur, wenn auch nur einem deutschen Werke deshalb der Platz an der Sonne dadurch verkümmert wird, daß er einem Ausländer eingeräumt ist, der uns bestenfalls gute Marktware zu liefern hat.

Und dieser Fall der Verkümmerung deutschen Schaffens zugunsten ausländischer Werke, die an eigentlich künstlerischen Werten nicht über dem Durchschnitt stehen, nicht ins Universale hinaufragen, ist im Frieden bei uns bis zur Selbstvernichtung gediehen. Am allerschlimmsten in der Oper, wo wir kostspielige Neueinstudierungen an fremdländische Werke verschwendet haben, die nicht einmal in ihrem Ursprungslande sich zu behaupten vermocht hatten.

Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so himmelschreiend traurig wäre, jetzt im dritten Kriegsjahre unsere deutschen Theaterintendanten sich darüber Gewissensbisse machen zu sehen, weil sie nicht für ausländische Kunst sich einsetzen können, wo sie doch seit so und soviel Jahren für inländische, für deutsche Kunst nichts tun, nichts wagen, sondern sich hier von den kleinlichsten Nützlichkeitserwägungen leiten lassen.

Und ich meine, auch Richard Strauß, der zu dieser ganzen Aussprache den Anlaß gegeben hat, hätte viel näherliegende Pflichten, als die Mahnung, uns ausländischer Kunst nicht zu verschließen. Er ist Generalmusikdirektor der Berliner Hofoper, deren Verhalten dem deutschen Schaffen gegenüber seit Jahren ein Ärgernis ist, er ist ferner der Leiter der Sinfoniekonzerte der Berliner Königlichen Kapelle und hat es als solcher in der Hand, neuen Werken an hervorragender Stelle die für ihr Schicksal entscheidenden Aufführungen zuteil werden zu lassen. Das Arbeitsprogramm, das er für die diesjährigen Konzerte aufgestellt hat, verrät nichts von irgendwelchen Bemühungen um neue deutsche Musik. Ich glaube nicht daran, daß er gesucht hat, denn dann hätte er auch gefunden. Will er sich etwa für das Ausland mehr Mühe geben, als für die Kunst seines eigenen Vaterlandes? Wirklich, wir wollen uns endlich dazu aufschwingen, „das Gute anzuerkennen, woher es auch kommen mag", selbst dann, wenn es — aus Deutschland kommt.

Karl Storck



Zu den Bildern

Wieder einmal kommen wir zu einigen Künstlern des Scherenschnittes, der sich in den letzten Jahren wachsender Pflege und steigender Beliebtheit erfreute. Daß die neuen Veröffentlichungen sich vorzüglich an Kinder wenden, ist auch darum erfreulich, weil der Scherenschnitt an sich dem kindlichen Wesen entgegenkommt. Übt sich doch jedes Kind, das eine Schere erlangt, selber gern im Ausschneiden. Dann aber regt das Schattenbild, das selbst bei peinlichster Ausführung, da es auf den Umriß beschränkt ist, so viel erraten lassen muß, die Phantasie des Beschauers an. Das einfache Schwarzweiß läßt ihr größte Bewegungsfreiheit.

Es ist darum zu begrüßen, daß derartige Bilder jetzt schon für das Bilderbuch der Kleinsten nutzbar gemacht werden. Freilich, gerade wenn ich an die Verwendung in der Kleinkinderstube denke, möchte ich doch wünschen, daß der Verlag Friedrich Andreas Perthes in Gotha seine beiden diesjährigen Veröffentlichungen „Im Kinderhimmel" und „Goldflügelein" nicht nur als Mappen, sondern auch in festem Einbande herausbrächte. Denn die

Digitized by Google



Kinderstube pflegt ja kein Himmel für lose Kunstblätter zu sein. Die Mappe bietet freilich die Möglichkeit, die Bilder an die Wand zu heften, wozu sie sich sehr gut eignen. Denn Marie Margarete Behrens hat ein so entschiedenes Gefühl für die Umrißlinie, daß auch diese kleinen Blätter eine kräftige Raumwirkung behalten, so daß sie auch an der Wand ihre Wirkung üben. Allerdings entgehen einem dann die artigen Verse, die sie aus echt kindlichem Empfinden ihren Bildern beifügt.



Digitized by Google



„Im Kinderhimmel“ bringt elf Scherenschnitte; vor allem die Blätter, die, wie „Zum Gratulieren“ und „Kasperletheater“, eine größere Zahl von Kindern zeigen, sind wohlgelungen. „Die Tauben“ zeugen von guter Beobachtung und bemerkenswertem Geschick, die fliegenden Vögel in den Raum zu verteilen. Die zehn Scherenschnitte der zweiten Mappe „Goldflügelein“ tragen mehr märchenhaften Charakter, doch so, daß das Schwergewicht auf der Darstellung von Blumen und Tieren liegt. Unser Blatt „Mit Vorsicht“ zeugt für die sichere Erfassung des Blumenbildes, zeigt aber auch in der schreitenden Gestalt eine schöne Charakterisierungsfähigkeit. Die höchste Vorsicht des Elfleins, beim Schreiten ja keine Blume zu knicken, kommt in der ganzen Körperhaltung, vor allem in dem ausschreitenden rechten Bein ausgezeichnet zum Ausdruck.

Um die Art der Verse zu charakterisieren, mögen die diesem Bilde beigegebenen hier einen Platz finden:

„Furchtbar vorsichtig muß man sein; —
Aber dann geht es wirklich fein,
Von einem Blütenknöspchen zum andern
Die ganzen Maiglöckchen längs zu wandern!
Zwar — vorbeitreten darfst du nicht,
Dann kommst du leicht aus dem Gleichgewicht!
Du mußt recht geschickt mit den Zehchen fühlen
Nach dem nächsten Köpfchen, dem weißen, kühlen.
Steht 's zweite Beinchen dann sicher und fest,
Das erste sein Maiglockenblütchen verläßt.
Und wenn ich so leise und vorsichtig geh',
Tu' ich den Blumen kein bißchen weh!“

Jede der beiden in Druck und Papier gut ausgestatteten Mappen kostet 4 M.

Als große Kunstblätter veröffentlicht der Kunstverlag Ludwig Möller in Lübeck sieben in Handkupferdruck ausgezeichnet gelungene Wiedergaben nach Schattenrissen von Käte Wolff (jedes der sieben Bilder auf weiß Bütten 5 bzw. 6 M, auf Japan M 6.50 bzw. 7.50). Diese sieben Märchenbilder Prinzessin und Gänsehirt, Schwan kleb an, Rotkäppchen, Schneewittchen, Hänsl und Gretl, Aschenbrödel und Dornröschen gehören zum Besten, was die neuere Zeit auf dem Gebiete des Schattenrisses geschaffen hat. Es ist eine ganz ungewöhnliche Charakteristik des Gesichtsausdruckes und der Bewegung erreicht, dabei bei allem Reich-



Digitized by Google

tum an Einzelheiten übersichtliche Großzügigkeit gewahrt und nirgendwo der Sonderart des Scherenschnittes Gewalt angetan. Die Blätter geben einen ausgezeichneten Wandschmuck für das Kinderzimmer, werden aber in einigen Stücken, wie dem ungemein zierlichen „Prinzessin und Gänsehirt" auch für die Erwachsenen eine stete Freude sein.



Gottfried Wilhelm von Leibniz

Nach einem Porträt von Matth. Scheits in Holz geschnitten von M. Klinkicht

(Aus „Dreihundert berühmte Deutsche". Stuttgart, Greiner & Pfeiffer)

Ich benutze die Gelegenheit, um auf Martin Knapps Buch „Deutsche Schatten- und Scherenbilder aus drei Jahrhunderten" (Der Gelbe Verlag in Dachau; geh. ℳ 1.90, geb. 3 ℳ) hinzuweisen. Reichlich 200 Abbildungen geben einen anschaulichen Überblick über die bei aller Beschränkung doch recht vielseitige Kunst des Schattenbildes. Da die meisten der hier gezeigten Bilder anderwärts noch nicht veröffentlicht sind, hat das Buch auch besonderen Wert für den Sammler. Eine gedrängte Einleitung bringt alles Wichtige über die Geschichte der Silhouettenkunst bei; angehängte Bemerkungen zu den einzelnen Blättern geben wertvolle Hinweise über ältere und neuere Künstler.

* * *

Digitized by Google

Mit dem Bilde des Gottfried Wilhelm **Leibniz** wollten wir an den zweihundertsten Todestag dieses größten Gelehrten seiner Zeit erinnern. Am 14. November 1716 ist Leibniz in Hannover siebzigjährig gestorben. Unbegreiflicherweise wurde das Ableben des Mannes kaum beachtet, um dessen Gunst wenige Jahre zuvor die Größten der Erde gebuhlt hatten.

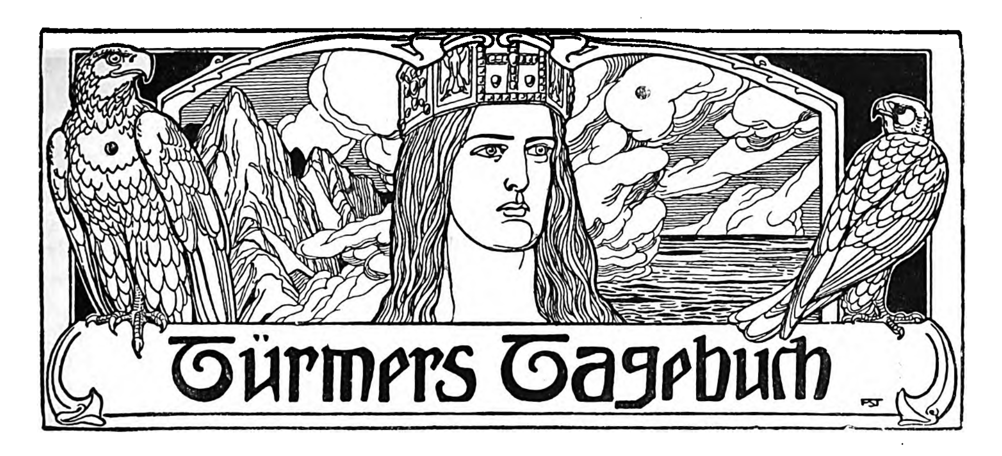
Da er selber sogar sein philosophisches Denken niemals in ein geschlossenes System gebracht hat, braucht man sich nicht zu wundern, wenn es anderen nicht gelang, sein in unbegreifliche Breiten sich erstreckendes Gesamtschaffen unter einen einheitlichen Lebensbegriff systematisch zusammenzufassen.

Und doch ist diese Einheitlichkeit sicher vorhanden. Wenn, wie zu hoffen steht, das Erleben dieses Krieges auf lange Zeit hinaus den Willen zum bewußten Deutschtum gestärkt und die Erkenntnis für deutsche Kräfte geschärft hat, so wird wohl die nächste Zeit eine Wiedererstehung Leibnizens bringen, die durch die tausendfältigen Ablenkungen des Krieges zwar eine zeitliche Verzögerung erfährt, innerlich aber durch seine Erschütterungen vertieft wird. Denn wenn er als junger Diplomat in Paris bekannte, der innerste Antrieb zu seinen mathematischen Studien sei gewesen, eine wissenschaftliche Methode zur Schlichtung der konfessionellen Gegensätze zu finden und damit das Mittel zur Behebung des Deutschland zerreißenden und schwächenden Zwiespalts aufzuweisen, so stimmt das merkwürdig zusammen mit der fast gleichzeitigen politischen Schrift, durch die er die bedrohliche Ländergier Ludwigs XIV. von Deutschland auf — Ägypten abzulenken suchte.

So war er nicht nur ein in seiner Zeit einzig dastehender großer Deutscher, sondern hatte auch einen in dieser Zeit sonst kaum wiederzufindenden Begriff von deutscher Größe. Es wird die Aufgabe der nächsten Zukunft sein, das Charakterbild Leibnizens nach dieser Richtung hin für das deutsche Volk aufzuhellen. K. St.



Digitized by Google



Der Krieg

Ja, es ist wahr, und wir brauchen es nicht zu verheimlichen, haben uns dessen nicht zu schämen. Eine stumme Frage liegt auf aller Lippen: Wie lange noch?

„Unser Volk“, schreibt Major a. D. Moraht, „freut sich der Tapferkeit seiner Heere, ihrer Erfolge in Abwehr und Angriff und unserer Unüberwindlichkeit an nahen und fernen Fronten. Aber es fragt doch: Wie lange noch? Es kann kein ehrlicheres Zeugnis dafür geben, daß wir den Frieden mehr lieben als den Streit. Nicht aus Schwäche, aber aus dem Fehlen blutiger Instinkte, die den Zwist aufsuchen, sich leichtfertig ihm hingeben und im Blutrausch zu jener Tollheit verführen, wie wir sie kürzlich bei den führenden Schichten der Walachen erkannten. Wir wünschen den Frieden. Aber man muß uns kennen, um uns nicht mißzuverstehen. Unsere Gegner rechneten mit dem Müdewerden der Deutschen im Waffen- und Hungerkrieg. Zwei Jahre warteten sie auf den kritischen Zeitpunkt und erhoffen ihn jetzt vom dritten Kriegswinter. Sie opfern Millionen, um heimlich unsere Stimmung zu erforschen. Ihre Beauftragten horchen an jeder offenen Tür und sind erfreut, wenn sie schwache Zeichen des persönlichen Mißvergnügens erlauschen konnten. Unterdessen haben draußen mit beispielloser Härte gegen sich selbst, gegen das eigene Herz und Gemüt, gegen Friedens- und Heimatssehnsucht unsere Männer aus allen Gauen gerungen. Sie haben jede Hoffnung der Gegner auf unsere Ermattung bislang zuschanden gemacht. Und unser Offizierkorps, jetzt zum größeren Teile breiteren Volksschichten entnommen, tut seine Pflicht der Führerschaft. Ausnahmen bestätigen nur diese eherne Regel.

Von jüngeren Offizieren des deutschen Heeres, die im Frieden noch nicht zu den Führern der bewaffneten Macht gehörten, und auch von Kriegsberichterstattern, welche niemals Soldaten waren, vernimmt und liest man gelegentlich, daß draußen ‚ohne Zorn‘ gekämpft würde. Die Gegner beeilen sich, solche Äußerungen mißzuverstehen. Sie notieren: das deutsche Heer gehorche lediglich der erzwungenen Pflicht und habe die Kraft des Willens nicht immer auf die ‚Vernichtung‘ des Gegners — also seines Heeres — gerichtet. Man muß

Digitized by Google

daher solche Äußerungen mit Vorsicht aufnehmen. Wir wären ein psychologisches Rätsel, wenn wir im dritten Kriegsjahr, angesichts der Ziele unserer Feinde und beim Erleben der Verluste und der Entbehrungen im Waffenkampfe uns von der Regung des Zornes freihalten könnten. Das gelingt uns auch nicht, weder den Deutschen, noch den Österreichern und Ungarn, noch den Bulgaren und Türken. Ich wenigstens sah in den Karpathen, in Galizien und in der Champagne in vorderster Linie glühende Zornesaugen und hartgeballte Fäuste, wenn vom Kampf die Rede war. Nicht jene hysterische Nervosität, wie einzelne unserer Gegner sie offenbaren, aber — den Zorn. Inzwischen ist der Krieg viel grausamer geworden, und unsere Gegner haben stellenweise Kampfesformen angenommen, die dem brutalsten Mittelalter entnommen sind. Man muß sich also hüten, solche auf das Papier gezeichnete zornlose Kriegspsychologie als das Ergebnis eingehender Forschung und Beurteilungsmöglichkeit der kämpfenden Massen anzusehen. Derartige gelegentliche Urteile ergeben sich doch nur aus der Betrachtung eines engen Frontausschnittes, und oft liegt ihnen nur das eigene erschütterte Gemüt zugrunde. Richtig ist, daß der tägliche Aufenthalt in persönlicher Gefahr unter deutschen Truppen den ‚Haß' sich verflüchtigen läßt. Aber der Kampfeszorn ist da, wenn er gebraucht wird. Er gehört auch zu den Grundbedingungen des militärischen Erfolges, zu den Fundamenten, auf denen unsere Heereserziehung zur Größe heranwuchs. Der Kampfeszorn steht neben der festen Kriegszucht, die auf straffer Schulung beruht und sich mit dem bewußten Pflichtgefühl zu jener unzerbrechbaren Kraft zusammenfügt, die wir seit mehr als drei Monaten in den Sommekämpfen offenbaren. Solche Leistungen können nur durch Liebe zur Sache entstehen, also durch Liebe zum Kampf. Kein Führer wird seiner Aufgabe gerecht, ohne den Vernichtungswillen gegen den Feind. Kein Soldat wird im Nahkampf bestehen, der frei von Kampfeszorn bleibt. Der unsere ist seit 26 Monaten nicht erloschen, ein Beweis dafür, daß er nicht künstlich erzeugt, sondern innerstes Wesen unseres Heeres ist. Wir haben im Frieden, wenn wir unsere Aufgabe richtig anfaßten, es verstanden, unsere Mitarbeiter in der Erziehung des Heeres aus der Mannschaft selbst zu entnehmen. Das lohnt sich jetzt. Das Heer verjüngt sich ohne Gefahr der Verwässerung des kriegerischen Geistes, und viele alte Offiziere des Heeres gestehen offen ein, daß sie in Friedenszeiten kaum gewagt hätten, eine solche Spannkraft in unserer Wehrpflichtarmee vorauszusetzen. Noch bedürfen wir der ganzen Anspannung unserer seelischen und körperlichen Kräfte. Besonders unser Offizierkorps an der Front. Freytag-Loringhoven legte einst den Finger auf die russische Wunde des japanischen Krieges: ‚Das russische Offizierkorps des Mandschureiheeres hat es vielfach an Hingebung nicht fehlen lassen, in seiner Masse aber wies es zahlreiche Schwächen auf und war nicht vom kriegerischen Geiste erfüllt. Ihm fehlte die echte Freude am Handwerk, die Begeisterungsfähigkeit, die ihre Nahrung schöpft aus der Größe des Krieges selbst, aus seiner wilden Poesie; es war nicht dazu erzogen, einen mächtigen Antrieb zu sehen in dem Bewußtsein gesteigerter Verantwortung inmitten der Gefahr.' Und dann fügt dieser unter uns weilende klare Kriegspsychologe hinzu: ‚Erst, wo solches Denken einem Offizierkorps selbstverständlich ist, wird es der Führerschaft eines Volkes würdig sein.'

Digitized by Google

Die Siege unserer Heere, ihr Erdulden und ihr Festhalten haben erwiesen, daß die Masse unseres Kriegsoffizierkorps der Führerschaft des Millionenheeres würdig ist. Es scheint aber, als ob einige unter den niederen Führern der Front den Verdacht der ‚Kriegstreiberei' weit von sich weisen möchten. Für diese Besorgten sei darauf hingewiesen, daß unser jetziger stellvertretender Chef des Generalstabes in seinen ‚Beiträgen zur Psychologie des Krieges' hervorhebt, wie jene echte Freude am Handwerk und jene Begeisterungsfähigkeit nicht das geringste mit ‚Kriegstreiberei' zu tun hat. ‚Zu einer solchen ist nur dort der geeignete Boden, wo ein Offizierkorps sich der Politik nicht fernhält.' Wir wollen diese Worte in den Frieden der kommenden Tage mit hineinnehmen. Richtet sich das Offizierkorps im weitesten Umfange danach, so wird man unseren späteren ‚Militarismus' nicht falsch verstehen und es nie wieder versuchen, uns einen Strick daraus zu drehen, wenn wir unsere gesamte Jugend zum Schutze der Heimat wehrhaft machen.

Unser Volk fragt, wann es Frieden gäbe. Oft ist schon die Antwort Berufener darauf erteilt, und wer nicht Stimmungsmensch ist, sondern hart gegen sich selbst, wie es die Zeit von uns fordert, der wird sich erinnern, daß es nicht in unserer Macht liegt, den Frieden anzubieten, solange man auf gegnerischer Seite den Triumph darin sieht, uns ‚niederzuboxen'. Wer von uns will jetzt ergründen, ob Grey und Asquith ‚die völlig einträchtige und vertrauende Nation hinter sich haben', wie die ‚Daily Chronicle' schrieb? Wer wagt es mit der Sicherheit eines Apostels zu verkünden, daß in der russischen oder französischen Kriegsanschauung sich Wesentliches geändert habe? Wohl betrachtet man gelegentlich drüben die schlimmen Folgen von ‚Europas Selbstmord'. Aber man wünscht dabei nur, die eigene Wunde zu heilen und ist mit Deutschlands Blutleere ganz einverstanden. Die Augen der Gegner müssen besser sehen lernen, ehe sie den engen Zusammenhang ihres Heils mit dem unseren erblicken, und dazu können uns nur der Sieg und das Durchhalten verhelfen. Es gibt kein anderes Rezept. Würden wir auf anderem Boden verhandeln, so kämen die Diplomaten niemals ans Ende, und die kriegstote Zeit wäre nur eine neue Rüstungsperiode. England und Frankreich sind unzufrieden mit der ‚Entscheidungsschlacht' an der Somme, und wir müssen gestehen, daß ein Stachel in unserem Fleisch läge, wenn während des langsamen Vorrückens der Engländer über Nacht der Frieden käme. Es ist ein schönes Lob, welches uns das Kopenhagener ‚Extrablad' widmet: ‚Wie auch der Krieg ausläuft, die Deutschen werden in der Zukunft nicht als dumme Nation angesehen werden. Wird diese Nation erdrückt, so bleibt sie in Wahrheit auf dem Felde der Ehre. Die Geschichte wird nicht von einzelnen Helden im deutschen Lande sprechen, sie wird von einem ganzen Volk von Helden, vom Kapitän auf der Kommandobrücke bis zum Heizer in der Tiefe des Schiffes, vom Feldmarschall bis zum niedrigsten Soldaten erzählen.' Aber an solcher Ehre können wir uns nicht genügen lassen. Es handelt sich um Lebensluft und Lebensraum für uns, und die gewinnen wir nur im siegreichen Verteidigungskriege.

Clausewitz setzte an den Anfang seiner Studien über ‚Zweck und Mittel im Kriege' auch das Wort: ‚Das Wehrlosmachen des Gegners ist nicht die notwendige Bedingung zum Frieden und kann also auf keine Weise in der Theorie als ein

Digitized by Google

Gesetz aufgestellt werden.' Und er nennt das Wort vom ‚Niederwerfen des Gegners' ein unnützes Spiel der Vorstellungen, wenn nämlich der Gegner bedeutend mächtiger ist. Die Feinde in ihrer Gesamtheit glauben noch immer dieser eitlen Vorstellung. Sie werden es nicht mehr tun, wenn sie unsere größte Kraft restlos erkannt haben, die ihnen den Plan des Niederwerfens verdirbt. Jeder neue Abschnitt des Riesenkampfes offenbart dem Gegner die ‚Unwahrscheinlichkeit' und den ‚zu großen Preis eines Erfolges' in seinem Sinne. Dies sind aber die Motive zum Frieden, welche Clausewitz in der nüchternen Möglichkeit als berechtigt anerkennt, an die Stelle der Unfähigkeit zum weiteren Kriegführen zu treten. Unserer Heere Arbeit führt also unmittelbar auf den Weg zum Frieden."

Das wir solche Zuversicht bekennen, daß wir nach beispielloser Überrumpelung und Umschlingung als freies Volk auf freiem Grunde noch dastehen dürfen, das haben wir unserem herrlichen Volksheere und seinen gottbegnadeten Führern allein zu danken. Und es wird wohl heute kein Deutscher ohne Erröten wagen dürfen, auch nur die Ausschließlichkeit dieses Dankes in Zweifel zu ziehen. Wenn nun aber militär-politischen Betrachtungen wie diesen das „Berliner Tageblatt" seine Spalten öffnet, wenn Major Moraht auch im pazifistischen „Berliner Tageblatt" erklären darf und kann, daß es „nicht in unserer Macht liegt, den Frieden anzubieten", — in welchem Lichte erscheinen dann erst die Unterstellungen, die Angebereien an das feindliche Ausland: wir brauchten nur „Ja" zu sagen, und die Welt würde morgen den Frieden, wohl gar den ewigen Frieden, haben?

Sind denn diese Schwätzer vom Frieden noch nie auf den Gedanken verfallen, daß die Männer der Tat, die für den Frieden kämpfen, daß unsere Hindenburg und Ludendorff die ersten wären, die ihrem obersten Kriegsherrn auch den Rat zum Frieden geben würden, sobald sie das nur vor ihrem Gewissen verantworten können? Und deren Gewissen hat doch wohl noch etwas mehr zu verantworten, als die Leute um Haase, ja sogar um Scheidemann herum. Müssen, die so verstiegenen Wahn in all den lodernden Schlägen der mitternächtigen Gottesglocke noch träumen, — träumen wollen, nicht Idioten oder Landesverräter sein?

So fragt der urwüchsige deutsche Zorn, den wir um keinen Preis der Welt missen möchten, weil uns dann in der Tat das Grab geschaufelt werden würde. — Wie aber, wenn diese Selbstverneiner mehr — Opfer wären? Opfer von Verfehlungen anderer? Opfer vielleicht einer unverschuldeten Unmündigkeit, einer verkehrten politischen Erziehung, um nicht zu sagen politischen — „Verelendung"?

Das ist ein weitschauendes Kapitel. Machen wir heute nur eine Stichprobe, — dann kommen wir mit einem Kapitel nicht mehr aus, denn schon die eine Probe spricht Bände. Die „Kölnische Volkszeitung" nennt den Rücktritt des Leiters der Presseabteilung in unserem Auswärtigen Amt, Geheimrats Hammann, „ein historisches Ereignis" für eben dieses deutsche (nicht ganz unwichtige) Reichsamt. Wenn das führende Blatt einer so starken, so unterrichteten, klug überlegenden Partei, wie das Zentrum, ein so starkes Wort in den Mund nimmt, so ist das gewiß an sich schon — etwas und noch einiges andere mehr. Aber weiter:

„Hammann hatte der Abteilung seine eigene Note gegeben und seinen Geist ihr aufgeprägt. Es wird erst nach dem Kriege möglich sein, über diese Zeit sich

Digitized by Google

eingehender auszusprechen. ... Er verstand es, im Laufe der Jahre sich einen journalistischen Kreis heranzuziehen, auf den er persönlich großen Einfluß ausübte. Durch diesen persönlichen Einfluß gelang es ihm, längere Zeit selbst Zeitungen, die sonst in ihren politischen Richtlinien weit abstanden von der Regierungspolitik, politisch zu bändigen und so stark unter seinen Einfluß zu bringen, daß man bisweilen, namentlich unter Bülow, außer den Kreisblättern reichlich ein halbes Dutzend deutscher Zeitungen offiziös nennen konnte. Die ‚Frankfurter Zeitung' war oft offiziöser als die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung'. Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' machten im Offiziösentum eine Zeitlang der ‚Kölnischen Zeitung' Konkurrenz, und so weiter eine ganze Reihe lang. Man hat viel von einem System Hammann im Auswärtigen Amt gesprochen. Wer im Auswärtigen Amt in den letzten zehn Jahren verkehrt hat, konnte allerdings ein förmliches System kennenlernen. Es hat darin gegipfelt, alles Unangenehme in der Welt zu vertuschen, alles uns Feindliche im Auslande nicht zu sehen und mehr und mehr die Inlandspolitik mit der Auslandspolitik zu verquicken. So kam es, daß ein großer Teil der deutschen Presse allmählich gewöhnt wurde, selbst bei den schwersten Schlägen, die vor dem Kriege unserer Politik von England oder Rußland oder Italien versetzt wurden, verbindlich zu lächeln und sie fast als Freundlichkeiten hinzunehmen. Es ist wohl kein Ereignis in den letzten zehn Jahren eingetreten, dem nicht das System Hammann mehr gute als unangenehme Seiten abzugewinnen gewußt hätte. Das deutsche Volk durfte nur rosaliebliches Morgenrot und blauen Himmel am politischen Horizont sehen, bis im Juli 1914 das große, furchtbare Gewitter anhub. Ich kenne kein Ereignis der letzten zehn Jahre, zu dem nicht im Auswärtigen Amt der Presse die stereotype Anweisung gegeben worden wäre: ‚Nur möglichste Zurückhaltung, am besten gar nichts dazu sagen!' Der Grundfehler dieses Systems war, daß die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes ihren Beruf in der Beeinflussung, nicht in der Aufklärung der deutschen Presse erblickte. Wer sich nicht im gewünschten Sinne beeinflussen ließ, der blieb eben ohne die guten Informationen, die der Konkurrent erhielt, der Einflüssen mehr zugänglich war. So wurden die Geheimräte und Legationsräte unter Hammann im Auswärtigen Amt mehr oder weniger zu Automaten der Auskunftsabteilung. Aber man muß gestehen, daß Hammann durch seine Tätigkeit einen gewaltigen Einfluß auf die deutsche Presse auszuüben verstanden hat. Nur ist dieser Einfluß mehr und mehr in innerpolitischer Beziehung wirksam geworden. Ja, man kann sagen, daß ein gut Teil der Arbeit in der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes von Hammann und seinen Untergebenen geleistet worden ist, um innere Politik im Sinne des jeweiligen Kanzlers zu machen."

Ein dem Zentrumsblatte so wenig gleichgestimmtes Blatt, wie die „Berliner Neuesten Nachrichten", verfügt aber doch über die gleichen Erfahrungen: „Endlich! Endlich!" atmet es wie nach einem Alpdrücken auf. Dann: „Kleinlich und schwächlich ist der Pressedienst unseres Auswärtigen Dienstes seit zwanzig Jahren geblieben. Er (Hammann) suchte sich nur Helfer und Lober der amtlichen Politik, einer alle zwei Jahre wechselnden, heranzu-

Digitized by Google

bilden. Die ‚Kölnische Zeitung‘ war sein einer Krückstock, die ‚Frankfurter Zeitung‘ war sein anderer. Dazwischen schob sich dann noch seit zehn Jahren der ‚Berliner Lokal-Anzeiger‘. Und in den allerletzten Jahren wuchs man teils innerhalb, teils oberhalb dieser Nachrichtenabteilung auch noch mit dem ‚Berliner Tageblatt‘ mehr und mehr zusammen. Die wirklich sachlich und unter nationalen Zielen arbeitende ehemalige Nachrichtenabteilung des Reichsmarineamts befehdete man insgeheim, bis der Abgang des Großadmirals v. Tirpitz ihre Köpfung ermöglichte. Dem Bestreben des preußischen Kriegsministeriums, sich gleichfalls eine selbständige Nachrichtenabteilung einzurichten, hat man sicher von dieser Stelle auch nach Möglichkeit entgegengearbeitet. Am Unverstand des Reichstages scheiterte seinerzeit höchst beklagenswert jener Wunsch und Vorschlag. Nun ist durch den Krieg der Große Generalstab Gott sei Dank in die Lage gekommen, alle diese Zuständlichkeiten und Mangelhaftigkeiten zu durchleuchten und zu erkennen.

Mit lächerlich geringen Mitteln hat der Haushalt unseres Auswärtigen Amtes gearbeitet; mit lächerlich geringen Mitteln auch seine Nachrichtenabteilung in der Wilhelmstraße. Vor acht Jahren suchten wir ganz sachlich einmal diesen Nöten zu Hilfe zu kommen — und wir ließen deshalb durch unsern Pariser Berichterstatter eine Aufstellung machen, über wieviel mehr Kräfte, Amtspersonen und Mittel der Pariser Nachrichtendienst am Quai d'Orsay verfüge. Der Abgeordnete Bassermann trug die Vergleichszahlen auch im Reichstag vor. Aber selbst eine so selbstlose und sachliche Hilfe förderte nicht die Erkenntnis, daß sich unser Auswärtiges Amt und sein Nachrichtendienst auf einem viel größeren Fuß einrichten müsse, wenn es ‚Weltpolitik‘ treiben, wenn es die pflichtmäßig emporwachsende Konkurrenz mit Downing Street und Quai d'Orsay aufnehmen wolle. Gegenüber den frei umherschweifenden Raubtieren dieser Groß- und Weltmächte blieb unser amtlicher Dienst in dem engen Käfig seiner Presse-Kleinstaaterei, seines Wolffschen Telegraphenbureaus mit dessen bindenden Abhängigkeiten vom Reuterschen Bureau und von der Havasagentur. Genau vor acht Jahren (weniger einem Monat) sagten wir bei denkbar günstigster Gelegenheit dem damaligen Chef der Nachrichtenabteilung in der Wilhelmstraße: ‚Der Augenblick ist da. Fordern Sie 20 Millionen Mark vom Reichstag für ein deutsches Weltkabelbureau, das in allen Ländern und Kontinenten selbständig Nachrichten sammeln und im deutschen Sinne wirken kann!‘ Das war 5¾ Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges — in den wir so gut wie waffenlos auf diesem Gebiete eingetreten sind. Gewiß mußte diese Notlage, es mußte die Dringlichkeit dieser Forderung auch der damalige Reichskanzler erkennen, auch der damalige Staatssekretär als Leiter des auswärtigen Dienstes, und auch jeder Nachfolger dieser beiden Herren. Aber ganz besonders war solche Erkenntnis und solches Handeln Pflicht des Leiters der Nachrichtenabteilung, als des im engeren Sinne ressortmäßig verantwortlichen Vortragenden Rates. Indessen lag unter seiner Führung der Nachrichtenabteilung nur daran, eine ‚gute Presse‘ für die so häufig wechselnde und fast immer uneinträgliche auswärtige Politik zu haben. Bei der Rückständigkeit des deutschen Volkes in allen größeren politischen Fragen, und bei der entsprechend

Digitized by Google

mangelhaften Selbständigkeit der deutschen Presse gelang das mit den wohlfeilen Mitteln gelegentlicher Informationen, scheinbar vertraulicher Aussprachen, von ein paar Einladungen und ewigem Appell an die staatsmännische Besonnenheit des Empfangenen. Es wurde grundsätzlich ‚flau gemacht', zur Ruhe gemahnt und zu Duldsamkeit gegenüber dem Auslande erzogen. Ausgerodet wurden alle Ansätze natürlichen politischen und nationalen Selbstgefühls. Mit Sträußen und Blumen wurden die Vertreter der Auslandspresse empfangen, die unseren auswärtigen Dienstbetrieb sozusagen bald bis auf die Nieren durchschauten. Anstatt den publizistischen Streit in Feindesland zu tragen und dort aufzunehmen, ließ man sich die dreisten Anmaßungen des politischen Auslandes immer näher auf den Leib rücken. Das Ausland trieb wahrlich eine chauvinistische Interessenpolitik, eine vielfach offen demütigende Politik gegen das Deutsche Reich — und trotzdem durfte bei uns nichts aufflammen. ‚Pst, pst!' ... so ertönte es automatisch jedesmal aus der Wilhelmstraße. Und wenn sich nun in Deutschland vereinzelte Stimmen des Zornes erhoben, so wagte das dreist gewordene Ausland sich auch noch auf diese paar Reste politischen Begreifens und nationalen Selbstgefühls zu stürzen; und anstatt diese Anmaßung zurückzuweisen und anstatt die ausländische Presse auf ihre eigenen zweifellosen Maßlosigkeiten und auf die noch viel bedeutsameren herausfordernden Taten ihrer Regierungen, ihrer Minister, Generale, Konsular- und Grenzbeamten hinzuweisen, stimmte man im runden Umkreis unserer Nachrichtenabteilung in das Geschrei über die ‚Alldeutschen' ein; das lenkte von den eigenen Mißerfolgen und von den Dreistigkeiten des feindlichen Auslandes ab; die Sozialdemokratie jubelte da programmäßig mit; und leider war auch das Zentrum und war die Fortschrittliche Volkspartei ehedem immer bereit, auf das rote Tuch des ‚Nationalismus' loszufahren und darüber völlig zu vergessen Sinn und Zweck deutscher auswärtiger Politik.

In den Marokko-Nöten der Jahre 1905, 1909 und 1911 fingen dann die beiden genannten bürgerlichen Parteien doch an zu erkennen, um was es sich in Sachen auswärtiger Politik eigentlich handelte, und daß auswärtige Politik einträglich sein muß. Als der Staatssekretär v. Lindequist ging, brauste diese Erkenntnis einmal im Reichstagssaale auf. Gerade in fortschrittlichen Kreisen wiederholte man außerdem damals das Wort: ‚Andere Völker bekommen neue Interessensphären; das deutsche Volk erhält eine neue Militärvorlage.' Im Kriege begab man sich dann zunächst auf den Weg der Hoffnung, des Abwartens und des Schweigens. Wie dann auf unermeßlich schuldhafte Weise im Verlaufe des Weltkrieges, bis zum heutigen Tage, aus der auswärtigen Politik wieder ein Pfahlbürger-Raufen um Interessenstreit der inneren Politik gemacht wurde, fühlen wir mit Zorn und Schauder ja jeden Tag von neuem. Erst in letzter Zeit scheinen wieder leise Ansätze zum Bessern sich zu wenden."

Wir dürfen heute wohl mit mehr Recht hoffen, daß die „Ansätze" nicht nur scheinbare sind, und daß es dann bei den „Ansätzen" auch nicht sein Bewenden haben wird. Zwei Sterne leuchten uns heute bei dieser Hoffnung am Himmel deutscher Zukunft. — Ich brauche sie nicht zu nennen.



Digitized by Google



Innerer Belagerungszustand

Professor Dr. Karl von Amira berichtet in der „Täglichen Rundschau“ (20. Oktober 1916, Nr. 536) über eine dem Reichstage vorgelegte „in mehr als einer Hinsicht merkwürdige“ Petition:

„Sie verlangt, der Reichstag solle sich dafür verwenden, ‚daß mit dem Abbau der politischen Zensur endlich einmal Ernst gemacht werde‘, und ‚daß Personen, die sich als politisch unzuverlässig erwiesen haben, aus der Umgebung der Reichsregierung entfernt werden‘. Unterzeichnet ist sie nur von acht Herren. Aber diese Herren sind der Fürst Otto zu Salm-Horstmar, die Prinzen Karl und Friedrich zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, der Landtagspräsident Karl Freiherr von Thüngen-Roßbach, der Landtagsabgeordnete Beckh-Ratsberg, die Geheimräte Dietrich Schäfer und Seeberg und der Geheime Kommerzienrat Dr. Wacker. Übrigens würde, was sie vor den Reichstag bringen, auch nicht eindringlicher reden, wenn der Unterzeichner noch mehr wären. Es spricht genugsam durch sich selbst. Und da sich die Petition gedruckt in den Händen von fast 400 Volksvertretern und außerdem von allen Mitgliedern des Bundesrats befindet, mithin als ‚erschienen‘ gelten muß, erfreut sie sich auch genügender Öffentlichkeit ...

Die Verbindung der zwei obengenannten Anträge unter dem einen: ‚betreffs Einwirkung der Reichsregierung auf die öffentliche Meinung‘ kann auffallen. Verständlich wird sie jedoch schon, wenn man sich auch nur eines kürzlich bekanntgewordenen Falles erinnert; ein junger Professor ist vom Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches sozusagen als Reichshistoriograph (zur Rechtfertigung einer Vorgeschichte des Krieges!) in Dienst genommen. Ausgerüstet mit dem Ansehen einer solchen Stellung hilft er mit beim Verbreiten eines höchst ehrenrührigen Gerüchts über einen ehemaligen Staatssekretär, den das deutsche Volk als einen seiner meistverdienten Staats- und Kriegsmänner verehrt. Das Gerücht trifft wichtige Reichsangelegenheiten. Es erweist sich in jeder Hinsicht als falsch. Aber die allgemein erwartete Genugtuung für den Übelbeleumdeten bleibt aus, wie auch des Gerüchtes Quelle, die auf ‚parlamentarische Kreise‘ und hohe Reichsbeamte zurückgehen soll, unaufgeklärt bleibt.

Auf diesen Fall weist die Petition sehr deutlich hin. Sie führt indes teils in ihrem eigenen Wortlaut, teils durch ihre Beilagen noch andere an. So zum

Digitized by Google

Beispiel den eines in Italien naturalisierten Deutschen, der noch während des gegenwärtigen Krieges ‚Vertrauensmann des Auswärtigen Amtes in Basel' war, in Italien und der italienischen Schweiz Hetzartikel gegen Deutschland schrieb und erst auf einen Protest der deutschen Professoren in Basel hin entfernt wurde. Man begreift, wie kurz vor Kriegsbeginn ein Geheimer Legationsrat in der Reichskanzlei dem Herausgeber einer Zeitschrift, die schon damals vor Italien gewarnt hatte, spöttisch vorzuhalten sich getraute: ‚Mit den Aufsätzen über Italien sind Sie hereingelegt worden, das italienische Bündnis ist fester denn je.' Dieser Geheime Legationsrat steht im Rufe, zu den Vertrauten des leitenden Staatsmannes zu gehören. Nicht sehr erfreulich wirkt auch das Beispiel eines deutschen Gesandten, der einen an besonders ausgesetzter Stelle tätigen deutschen Konsul ‚in Gegenwart von Franzosen und Engländern höhnisch als teutschen Konsul' bezeichnet. Was sagt doch Bismarck von den Erfolgen unseres Anbiederns? ...

In allen diesen Fällen gibt die Petition die Namen der Beteiligten an. Sie tun hier nichts zur Sache. Vor der breiteren Öffentlichkeit kann es sich nur darum handeln, daß solche Dinge überhaupt möglich sind, daß einzelne Reichsbeamte eine Sonderpolitik haben, womit sie mindestens die öffentliche Meinung beeinflussen, für die jedoch der Reichskanzler schwerlich die Verantwortung wird übernehmen wollen, während er sie verfassungsgemäß übernehmen müßte.

Bekanntlich hatte der Reichskanzler am 5. Juni 1916 vor versammeltem Reichstag erklärt: ‚Ich werde dahin wirken, daß in solchen politischen Angelegenheiten, die nur lose mit der Kriegführung zusammenhängen, der Zensurstift so wenig wie möglich angewendet wird.' Der gutgläubige Ausleger dieser Worte durfte unter dem Zensurstift nicht bloß den verstehen, der Äußerungen der Presse zusammenstreicht, sondern auch den, der es sich überhaupt zur Aufgabe macht, den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu beherrschen, den wahrhaften zu verhindern, einen falschen ihr aufzunötigen. In diesem Sinne mußte man nach der Rede des Kanzlers hoffen, es werde zu dem kommen, was man den ‚Abbau' der politischen Zensur nannte.

Die Hoffnungen, die man an das Versprechen des Reichskanzlers vom 5. Juni geknüpft hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Petition beweist dies mittels eines Vergleiches der Praxis vorher und nachher. ... Das stärkste, was man sich in jener Zeit im Verbieten leistete, waren die Unterdrückung einer ‚Hindenburgschen' Rede mit dem Wort ‚Nicht durchhalten, sondern siegen', die Zensur kaiserlicher Ansprachen, aus denen kurze Sätze über das Niederzwingen oder Niederkämpfen des Feindes gestrichen wurden, das Verbot einer Rede des Kaisers, welche den Entschluß zum Weiterkämpfen bis zu einem für Deutschland günstigen Frieden verkündete, das Verbot einer Rede des Königs von Bayern, die einen deutschen Ausgang in die Meere forderte. Die Zensur beschränkte sich aber nicht aufs Verbieten. Sie ‚ersuchte' die Zeitungen auch, in einer bestimmten Richtung zu schreiben. Man weiß, was ein solches ‚Ersuchen' zu bedeuten hatte, wenn man empfahl,

Digitized by Google

‚Besprechungen der Reichstagsreden innerhalb des Rahmens zu halten, in dem sich die Ausführungen des Reichskanzlers bewegen werden‘. So wurde damals das Verfertigen öffentlicher Meinung systematisch betrieben. Einzelne Redaktionen unterlagen besonderen Maßregeln. Ihnen wurden Mitteilungen untersagt, die anderen erlaubt blieben, z. B. der Abdruck von Nachrichten des ‚Wolffschen Bureaus‘. Eine, die in polnischen Fragen anderer Meinung zu sein schien als die Reichsleitung, durfte nichts über Polen veröffentlichen.

Seit dem Juni 1916 haben sich diese Zustände nicht nur nicht gebessert, sondern, wie die in der Petition aktenmäßig angeführten Tatsachen zeigen, eher verschlimmert. Haussuchungen ohne richterlichen Befehl und ohne Anzeige an den Betroffenen haben sich in rascher Folge wiederholt. Die Häscher suchten nach verbotenen Schriften, nahmen jedoch auch erlaubte und allgemein verbreitete mit, ja sogar Konto- und Scheckbücher, die zu den ‚Schriften‘ rechneten, einmal auch die noch unausgepackten Stücke einer nagelneuen Vervielfältigungsmaschine. Briefe außerhalb der Postsperre zu öffnen, Telephongespräche von ebenso mißliebigen wie harmlosen Politikern zu belauschen, galt als staatsmännisch. ‚Wir scheinen uns also wieder im Zeitalter der schwarzen Kabinette zu befinden‘ — sagt die Eingabe. In einer Versammlung, die einen Vortrag über England anhören sollte, durfte nichts erörtert und nichts gesprochen werden, was nicht vorher niedergeschrieben und zensiert war, folglich überhaupt unzensiert nichts geredet, nichts abgelesen oder aufgesagt werden. Ja nicht einmal unzensierte Huldigungstelegramme an den Kaiser und an den Landesherrn wurden geduldet. Man sieht, es wird darauf angelegt, die Volksstimmung den geborenen Führern des Volkes unvernehmlich zu machen, wie man sie zuvor durch das Verhindern von Petitionen seinen Vertretern im Reichstag unvernehmlich zu machen, und wie man umgekehrt den Weg von den geborenen Führern zum Volk abzusperren getrachtet hatte.

Wenn diese Verhältnisse unter allen Umständen von Übel, so sind sie verhängnisvoll in einem Staat mit allgemeiner Wehrpflicht und allgemeinem Wahlrecht, in einem Staat, wo täglich die Regierenden das Volk mit Lobsprüchen wegen seines verständnisvollen Opfermutes überhäufen. ...“

Nur ein solches System konnte solche Früchte zeitigen, wie sie in den letzten Reichstagssitzungen vor aller Welt zur Schau gestellt wurden, — leider! — zur Schau gestellt werden mußten. Nur unter dem verhüllenden Mantel der Zensur konnten, wie die „T. R.“ hervorhebt, Einrichtung und Handhabung der Schutzhaft „wahre moralische und rechtliche Pestherde“ im Lande schaffen. Nach den Angaben des nationalliberalen Abgeordneten Rießer in der Sitzung vom 28. Oktober befinden sich — da es kurz vor Zusammentritt des Reichstages immerhin besser geworden sein soll — zurzeit „nur noch 424“ Personen in Schutzhaft. „Das heißt, sie befinden sich ohne Möglichkeit einer Beschwerde oder einer Verteidigung hinter Schloß und Riegel, ohne daß ihnen auch nur ein anderer Grund dafür angegeben wäre als der, daß es ‚im Interesse der öffent-

Digitized by Google

lichen Sicherheit' geschehe. Was natürlich für alle nur ein schwacher Trost und für viele, die möglicherweise ohne jede Schuld auf Grund irgendeiner Spitzelei dahin gelangt sind, nur ein neues Rätsel sein kann. Außer diesen 424 Fällen schweren Kalibers stellt Herr Rießer noch 1053 Fälle von Aufenthaltsbeschränkungen in Verbindung mit Postsperre und dergleichen Lieblichkeiten fest. Der Kanzlerstellvertreter und der Vertreter des Kriegsministeriums machen mit Recht darauf aufmerksam, daß im Kriege stets Gefahr im Verzug sei; daß deshalb rasches Zugreifen vielfach nottue, wo man sonst zögern könnte; daß da der soldatische Grundsatz gelte: besser eine falsche Maßnahme als gar keine, und daß das Recht des einzelnen dabei von Fall zu Fall von dem Interesse der Gesamtheit einmal verschlungen werden könne. Verschiedene Redner aus dem Hause gestehen das vollauf zu; keiner bestreitet es, nicht einmal Herr Dittmann, nicht einmal die in Zwischenrufen um die Palme streitenden Herren Molkenbuhr und Ledebour. Aber nach allem, was man da zu hören bekam, handelt es sich hier doch um zu viele Fälle, um noch so leichthin von seltenen Einzelfällen sprechen zu können. Es handelt sich hier nicht nur um rasches Zugreifen und dabei unterlaufendes Danebenhauen, sondern um sehr hartnäckiges Beharren auf krassen Irrtümern, die einem Justizmord zum Verwechseln ähnlich sehen. Es handelt sich um allerschwerste Entgleisungen vorgeordneter und nachgeordneter Behörden, die für bloße Entgleisungen zu halten vielfach unmöglich erscheint. ... Auch Herr Paasche und Herr Fehrenbach, der fortschrittliche Herr Müller aus Meiningen und der Pole Seyda haben recht, wenn sie trotz der Unkontrollierbarkeiten des Genossen Dittmann ein Sündenkonto der Schutzhaftgewaltigen erwiesen finden, so ungeheuerlich, daß kein Wort zu scharf für seine Verurteilung ist, und die Gewißheit schleunigster rücksichtslosester Untersuchung und schwerster rücksichtslosester Bestrafung der Schuldigen als eine brennende sittliche Forderung bereits erwiesen ist und von Herrn Helfferich vielleicht in etwas schärferer Formulierung, als es zunächst geschah, hätte in Aussicht gestellt werden können.

Herr Helfferich hatte da keine gute Sache zu verteidigen. Kein Wunder, daß er also bei aller Gewandtheit nicht stark wirkte auf eine Hörerschaft, die begreiflicherweise erregt war über die Eröffnung von ungeheuerlichen Dingen. Die Erregung wird sich fortpflanzen durch Land und Reich überallhin, wo man — immer dank der Gewissensknechtung durch die Zensur — bis heute keine Ahnung von dem hatte, was das Wort Schutzhaft in sich begreift. Aber Herr Helfferich hat doch von Anfang an keinen Zweifel gelassen, daß er — die Richtigkeit der Dittmannschen Unkontrollierbarkeiten vorausgesetzt — die Empörung des Hauses begreife und teile.

Das war und ist der Ton und der Gedankengang, die allein dem traurigen Ergebnis dieses Tages und seinen Eröffnungen über ein in der Dumpfheit des Zensurdunkels wucherndes Fäulniswesen gerecht werden können. ... Aber Eile tut not. Noch schmachten Hunderte von Menschen hinter Kerkergittern, ohne zu wissen warum, ohne eine Möglichkeit der Beschwerde, ohne ein Recht der Verteidigung, der Willkür von hohen

Digitized by Google

und niederen Gewalthabern preisgegeben, in vielen Fällen erwiesenermaßen so niederträchtig behandelt, wie kein wegen Mordes verurteilter Zuchthäusler sich zu behandeln lassen braucht. Geordnete Geister sind unter solcher Behandlung verwirrt und zerstört, gesunde Menschen sind dabei zu Krüppeln geworden. Und nicht etwa nur Herr Dittmann hat für Rosa Luxemburg zu klagen, oder Herr Scheidemann für Herrn Quidde. Derselbe Herr Scheidemann hat öffentlich festgestellt, was man sich bisher nur hinter dicken, dichten Wänden erzählen durfte, daß man z. B. Männer, die man sonst für geeignet hielt, das Deutsche Reich im Auslande von Amts wegen zu vertreten, ebenfalls ‚im Interesse der öffentlichen Sicherheit' auf dem Wege der Schutzverhaftung aus dem Wege schaffte."

Man muß sich die Fälle, die der Abgeordnete Dittmann vorbrachte, mit allen ihren Einzelheiten vor Augen halten, um die ganze — Verwegenheit zu ermessen, mit der da auf den allernatürlichsten Menschenrechten herumgetreten worden ist. Wenn nun der Stellvertreter des Kanzlers, Herr Helfferich, in dem Vortragen dieser einzelnen Fälle einen Überfall erblickt, so muß das, wie der „Deutsche Kurier" bemerkt, einigermaßen wundernehmen. „Soweit wir unterrichtet sind, hat man im Ausschuß über eine Anzahl dieser Fälle ausführlich berichtet; auch in der Pressekonferenz ist davon die Rede gewesen und insbesondere über den Fall Mehring noch kürzlich gesprochen worden; es dürfte dem Herrn Staatssekretär also sehr leicht gewesen sein, sich mit dem nötigen Aktenmaterial zu versehen. ... Warum gab die Regierung die Mißstände und Übergriffe nicht restlos preis? Wir wissen, und möchten es ausdrücklich betonen, daß die Übergriffe unter dem Schutz des Belagerungszustandes sich nicht nur auf die Sozialdemokratie beschränken, und daß es des entschiedensten Eintretens der Herren Bassermann und Scheidemann bedurft hat, um im Einzelfalle wenigstens Milderung zu erzielen."

„Der heutige Zustand", stellte der Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen unter allgemeiner Zustimmung des Reichstages fest, „ist tatsächlich zu einer Gemeingefährlichkeit für die deutsche Sache geworden. Die Einmischungen in bürgerliche Angelegenheiten sind geradezu unbegreiflich und lassen sich nur durch ein krankhaftes Machtgefühl erklären. Wir haben nicht einen Diktator, sondern Dutzende von Diktatoren, die zuweilen gegeneinander arbeiten."

Auf den selben Ton waren auch die Zensurerörterungen am 30. Oktober gestimmt, mit der selben Einmütigkeit erhob sich der Reichstag gegen eine Handhabung der Zensur, die in nur allzuvielen Fällen kaum noch in einem Zusammenhange mit den ursprünglichen Zwecken dieser Einrichtung steht, ja ihnen geradezu entgegenwirkt. „Alle bisherigen Debatten", sagte wieder der Abgeordnete Müller-Meiningen, „haben gar nichts genutzt. Es ist beschämend, daß alle Vierteljahr sich diese Erörterungen wiederholen müssen. Das jetzige Gewohnheitsrecht ist ein diktatorisches Recht übelster Art, unter dem es keine Freiheit mehr gibt noch geben kann. Das Kriegspresseamt ist ein vollständiger Versager. Der tollste Bureaukratismus macht sich darin geltend. Wenn wir

Digitized by Google

es los sind, so ist das immer ein Fortschritt. Die Behandlung der parlamentarischen Berichte ist ein Skandal und eine Gesetzlosigkeit. Hier ist parlamentarische Solidarität nötig. Das Vereins- und Versammlungsrecht ist nur noch ein Fetzen Papier. Jetzt verlangt man hier und dort sogar, daß die Reden der Diskussionsredner der Zensur vorher vorgelegt werden! Herr Staatssekretär Helfferich, es genügen nicht nur schöne Reden! Es muß auch etwas erreicht werden! Torheiten in Süd und Nord! Ein System macht sich breit, das der Lächerlichkeit verfallen muß. Die Presse leidet entsetzlich darunter. Hochintelligente Leute werden wie die kleinen Kinder behandelt ... Der Reichskanzler hat sehr wunderschöne Richtlinien aufgestellt. Keine Einschränkung der Erörterung innerpolitischer und wirtschaftspolitischer Fragen soll erfolgen. Wie schön das klingt. Was ist aber erreicht worden? Gar nichts, rein gar nichts. Ich habe hier ein vertrauliches Schreiben des Oberkommandos in den Marken. Ich werde daraus nichts verlesen, was das Vaterland gefährden könnte. In diesem Schreiben heißt es, daß nach Ansicht der Kriegsrohstoff-Abteilung geeignet sind vaterländische Interessen zu verletzen u. a.: jede Kritik der Beschlagnahme, der Höchstpreise und der Preisbeschränkungsverordnungen. Alle diese Kritiken sind einfach zu verbieten. Ferner sind verboten Klagen darüber, daß Sachverständige nicht herangezogen werden. Verboten ist schließlich jede Kritik von Kriegsgesellschaften!"

Von bemerkenswerter Schärfe war auch die Sprache des Zentrumsabgeordneten Gröber: „Am 10. Juni schrieb der Reichskanzler in einer Antwort an eine Zeitung, daß er die Zensur außerhalb des militärischen Gebiets nur insofern als nötig ansehe, als sie dem Zweck der siegreichen Durchführung des Krieges nütze. Von der Zensur sollte also die Behandlung der innerpolitischen Fragen frei bleiben. Noch weniger als das Verhältnis der politischen Parteien untereinander dürfte als zensurbedürftig und nach der Verfassung als zensurzulässig die Erörterung des Gegensatzes zwischen der Regierung und den Parteien anzusehen sein. Auf diesem Gebiete ist die Zensur sogar für die Regierung schädlich, denn sie untergräbt das Vertrauen in die Unparteilichkeit der Regierung. Dieses Vertrauen ist unendlich viel mehr wert, als alle vermeintlichen Vorteile der Zensur. Die Fühlung zwischen Regierung und Volk kann in einem Volkskriege nicht entbehrt werden. Die Regierung kann die richtigen Maßnahmen nicht treffen, wenn sie von der Stimmung im Volke keine richtige Kenntnis hat, sondern durch die Augengläser der staatlichen Bureaukratie sehen muß, was im Volke vorgeht. In diesem Volkskrieg liegt zwischen der Regierung und dem Volke eine wahrhafte Zensurbureaukratie, die das Volk nicht versteht und vom Volke nicht verstanden wird. In nichtmilitärischen Dingen sind die militärischen Befehlshaber nicht die berufenen Männer, sie sind deshalb darauf angewiesen, die Zivilbehörden zu befragen, und deshalb sind alle ihre Verordnungen eigentlich Verordnungen der Zivilbehörden. Wenn auch im Kriege die Sicherheit des Vaterlandes in einer Hand liegen muß, so sollen damit doch nicht die Aufgaben der Zivilbehörden an die Militärbehörden übergehen. Es ist eine Schädigung des Kaisers, wenn ein militärischer Befehlshaber ‚im

Digitized by Google

Namen des Kaisers' über seine verfassungsmäßige Zuständigkeit hinausgeht. Eine ganze Anzahl von Offizieren und Sanitätsoffizieren sind wegen ihrer Stellungnahme zum Duell aus dem Heere entlassen worden, aber während des Krieges wieder in den Heeresverband aufgenommen worden. Das ist dankbar begrüßt worden, aber die Zensur verbot die Veröffentlichung dieser Nachricht, weil daraus geschlossen werden könne, daß das Kriegsministerium jetzt zur Duellfrage eine andere Stellung einnehme als früher. Kaiserliche Gnadenakte dürften so nicht von der Zensur behandelt werden; vielleicht macht das auf die Beteiligten mehr Eindruck, wenn ich auf diese Konsequenz hinweise. Das Gouvernement Mainz hat einen Artikel mit der Überschrift ‚Vertrocknete Herzen' nicht zugelassen, weil er gegen die Bestimmung des Merkblatts für die Presse verstoße, wonach die auswärtige Politik in dieser kritischen Zeit durch keine offene oder versteckte Kritik gestört oder behindert werden dürfe. Zweifel an der Festigkeit dieser Politik schade den Interessen des Vaterlandes, das Vertrauen müsse vielmehr gehoben werden. Wenn diese Politik nicht durch ihren sachlichen Inhalt gehoben wird, sondern durch die Zensur gehoben werden muß, dann ist es bös um sie bestellt....

Aus alledem ergibt sich die Notwendigkeit, die Pressezensur wieder in ihre Schranken zurückzuweisen, ganz von selbst. Nun hat man uns auf eine Verfügung des Kanzlers vom 1. August verwiesen, welche eine Milderung der Handhabung der Zensur enthalten haben soll. Die Presse hat inzwischen nichts von einer Milderung wahrgenommen, eher ist die Zensur verschärft worden. Welchen Wortlaut hat diese Verfügung, und welche amtlichen Erfahrungen sind in der Richtung der Milderung der Zensurhandhabung damit gemacht worden? Wir haben, um aus diesem Zensurelend herauszukommen, einen Gesetzentwurf beantragt, der sich auf den Boden des geltenden Rechts stellt, aber eine Verbesserung des Verfahrens anbahnt. Wir halten die sofortige Annahme dieses Gesetzentwurfs, welcher die Einheitlichkeit der Zensurhandhabung für das ganze Reich gewährleistet, für geboten. Mit der ‚souveränen Selbständigkeit' der Generalkommandos, die auch im militärischen Interesse gar nicht wünschenswert ist, geht es so nicht weiter. Auch die Verhandlungen über die Schutzhaft lassen die sofortige Änderung des gesetzlichen Zustandes in der Richtung unseres Antrags geboten erscheinen. Der üble Eindruck der vorgestrigen Debatte muß so schnell wie möglich verwischt werden. Namentlich die kühle, geschäftsmäßige, trockene Art der Erwiderung durch den Stellvertreter des Reichskanzlers hat empört. Wir vermissen die Zusicherung, daß so etwas nicht mehr vorkommen kann und darf. Was wir vorschlagen, muß noch innerhalb dieser Woche gemacht werden.

Wir wollen zur Beruhigung der berechtigten Aufregung des deutschen Volkes und des Deutschen Reichstags Remedur, nicht nur in den Einzelfällen, eintreten lassen und hoffen, daß die Reichsregierung auch Telegraph und Telephon benutzen wird, um Übelstände sofort zu beseitigen."

Bisher hatte der Reichstag immer nur Beschwerden vorgebracht, in diesen Tagungen hat er sich endlich zu Forderungen aufgerafft. Obenan stand die For-

Digitized by Google

derung des Hauptausschusses, daß dem Reichstag unverzüglich ein Gesetz über den Belagerungszustand vorgelegt werde. Ihr schloß sich ein sozialdemokratischer Antrag an, der die Aufhebung des Belagerungszustandes und die Wiederherstellung der Freiheit der Presse fordert. In ähnlicher Richtung bewegte sich der Zentrumsentwurf über den Kriegszustand, der vor allem eine Zentralinstanz als Aufsichtsstelle und Beschwerdestelle fordert; endlich wurde auch noch der Antrag vorgelegt, der die Verantwortung für die politische Zensur dem Reichskanzler übertragen will.

„Das", meint das „Berliner Tageblatt", sind vielleicht etwas zuviel Anträge, weniger wäre gerade in diesem Falle mehr gewesen. Aber das schadet an sich noch nichts, wenn nur entschlossen nachgedrückt wird, damit überhaupt etwas zustande kommt. Vor allem möchten wir den Nachdruck darauf legen, daß der Reichstag sich jedenfalls nicht wieder auf Wochen oder Monate hinaus vertagen lassen darf, ohne daß er den greifbaren Erfolg in der Hand hat. Sonst ist zehn gegen eins zu wetten, daß er im Januar genau den gleichen Unerfreulichkeiten wieder gegenüberstehen und sich abermals genötigt sehen wird, eine Neuauflage der nun schon zu einer Art von Verfassungseinrichtung gewordenen Zensurdebatte zu veranstalten."

Auf dieser „Plattform" begegnen sich alle Parteien, begegnet sich sogar das „Berliner Tageblatt" mit der „Täglichen Rundschau", die ihre mehr als gemischten Gefühle in folgenden beschaulichen Rauchringen sich auskräuseln läßt:

„Wirkte die vorige Sitzung mit ihren Enthüllungen über das Unwesen der Schutzhaftmißbräuche wie eine Explosion, so wirkt diese neue Debatte über die Mutter alles Übels, über die Zensur, wie ein altes Elend. Sowie der Berichterstatter des Ausschusses die Bühne der Rednerschaft betritt, legt sich in der nächsten Saalecke ein Vertreter des deutschen Volkes längelang auf das gute alte Lederkanapee zum Schlafen nieder. Ein Symbolum. Hat der Mann nicht recht? Herr Stresemann hat ja im Namen des Ausschusses unanfechtbare Dinge zu berichten: daß ohne Zensur alles besser wäre, insbesondere der faule Burgfrieden; daß die Zensur mit namenloser Ungeschicklichkeit unmeßbaren Schaden anrichte, im Geistigen, im Materiellen, im Rechtlichen, in allem; daß die Dinge so nicht weitergehen könnten, und daß der Kanzler die Verantwortung für das übernehmen müsse, was im Namen seiner Politik gesündigt wurde. Das ist alles richtig, aber alles nicht neu, und soweit hat der Mann auf dem Lederkanapee recht darin, daß er seine Seele aus der Niederung dieser Redehalle ein wenig ‚in die Höh, juchhe' sich schwingen läßt. Bestätigen ihm doch alle Redner des Tages seine Auffassung von der Sache. Was jeder von ihnen zu sagen hat, Herr Gröber fürs Zentrum, Herr Geck für die Genossen, Herr Müller aus Meiningen für den Fortschritt, Herr Böttger für die Nationalliberalen und Herr Rösicke für die Konservativen, das ist ‚der ewige Gesang, der täglich an die Ohren klingt, den' — mit einer kleinen Abwandlung des Urtextes — ‚diesen ganzen Krieg entlang uns heiser jede Stunde singt'. ...

Gewiß, es ist gut und nützlich, daß diese Dinge, über die die Presse periodisch immer wieder schweigen muß, die sie nur dann einmal andeuten darf, wenn der Reichstag ein wenig sagt, was sie leidet, — es ist gut, daß über diese Dinge vom

Digitized by Google

Reichstag immer wieder einmal einige Lichter aufgesteckt werden. Gut, daß, wie z. B. vom Abgeordneten Böttger, immer wieder einmal logisch entwickelt wird, daß zwar von den beklagten und beklagenswerten Geheimkonventikeln und Ausschüssen immer einer am andern schuld ist, aber die Zensur an allen miteinander, daß die Zensur erst die Krankheitserscheinungen schafft, die sie zu bekämpfen sich nachher den Anschein gibt. Aber das bleibt für das nach Wahrheit und Klarheit hungrige Gewissen der Nation doch ein ‚Chamäleonsgericht'. Dieser Hunger ißt Luft, er wird mit Versprechungen gefüttert. Davon wird er aber auf die Dauer nicht satt. Und so sehen vielleicht gerade die Leute in den Zeitungsstuben, um deren Ach und Weh es hier geht, diesen immer wiederholten Lauf der Klage ein wenig aus dem Gesichtswinkel des Mannes auf dem ledernen Ecksofa an. Er hat sich eben umgedreht."

*

Die schon über Gebühr hinausgezogene Drucklegung des Heftes ruft hier: Schluß! Die Erörterungen werden inzwischen noch fortgesetzt. — „Hoffentlich", sagte Herr Vizekanzler Helfferich, „wird es besser werden." „Hoffentlich" werde ich im nächsten Hefte in der Lage sein, solches vermelden zu können ... Daß der Türmer (seit dem 18. Januar 1915) unter Vorprüfung (Präventivzensur) gestellt ist, haben die Leser ja nun aus den öffentlichen Berichten über die Ausschußverhandlungen des Reichstages zur Kenntnis genommen. Gr.

* * *

Kriegsziele

Ich bin seit dem ersten Mobilmachungstage als Landstürmer im Felde. Seit Februar 1915 dauernd in Rußland. — Man wird begreiflich finden, daß man sich unter den Umständen nach Frieden sehnt, nach der Heimat, der liebgewonnenen Beschäftigung, nach der Arbeit, aus der uns der Krieg so plötzlich und unbarmherzig herausgerissen hatte. Dessen brauchen wir uns nicht zu schämen. Wir sind keine Berufssoldaten, und auch bei diesen dürfte der Kriegsbedarf gedeckt sein. — Darüber sind wir uns mehr oder weniger einig. — Wir stehen in der Hinsicht nicht allein da. Beim Feinde ist die gleiche Stimmung. Man höre nur die Aussagen der Gefangenen. —

Und doch! Wenn man in den Zeitungen das Gezeter über die „Kriegsziele" liest, so überkommt einen die Wut. Das Getue der Friedensapostel, der Nationalausschüsse und all das gelehrte Geschreibsel der Herren „Weit vom Schuß" ist nicht nach dem Geschmack der Millionen im Felde. —

Die einen wollen nur ja keinen Streifen fremden Landes, damit es nicht nach Eroberungsgelüsten aussehe, was dem idealen Deutschen nicht gut ansteht. Daß wir Frankreich keine Hand breit abnehmen dürfen, das steht allgemein fest, denn der Franzmann könnte uns noch mehr hassen als bisher — wenn das überhaupt noch möglich ist! — Es wird gewarnt, die Grenze im Osten etwas weiter zu verlegen. Väterchen könnte es am Ende übel nehmen. — Die Phantasie der Friedensvermittler treibt darin wahre Orgien! Das stolze Gefühl der bewußten Stärke und Überlegenheit soll uns allein genügen! Großmütig erklären wir: da habt ihr all den eroberten Krempel wieder. Nun erwarten wir, daß ihr uns in Ruh und Frieden laßt, sonst ...

Glaubt man im Ernst, mit diesem Großmutswahnsinn — anders kann man es nicht bezeichnen — unsern Gegnern Eindruck zu machen? Dann wäre man allerdings stark auf dem Holzwege. —

Bleiben wir doch bei den Tatsachen. Wir haben Belgien, wir haben Nordfrankreich,

Digitized by Google

wir haben einen ganz ansehnlichen Streifen von Rußland mit seinen reichen Kornfeldern; Serbien ist in unserer Hand, ebenso Montenegro! —

Sagt es euch, ihr gelehrten Friedensapostel, laut vor, damit ihr es endlich einmal begreift.

Fragt die, die im Felde stehen, nach den Kriegszielen, die werden es euch genau sagen. Vorläufig gibt es für uns nur ein Kriegsziel: Die eherne Kette, die von den braven und todesmutigen Feldgrauen zum Schutze Deutschlands gebildet ist, zu halten und nach Möglichkeit weiter ins Feindesland vorzuschieben.

Rückt erst der Friede in greifbare Nähe, dann können wir die Erörterung der Kriegsziele ruhig unsern — Feinden überlassen. Was wir von dem Erreichten abgeben oder behalten, das wird davon abhängen, welche Sicherheiten der Gegner uns für einen dauernden Frieden und für eine uneingeschränkte Entwicklung bietet.

Vorläufig halten wir fest an dem gutpreußischen Wahlspruch: „Suum cuique“ — das ist im Schützengraben deutsch übersetzt: „Halt fest, was du hast, und nimm, was du kriegen kannst.“ S. G.

*

Der Reichstagsausschuß für die auswärtige Politik

ist also abgelehnt. Man erörterte die hemmende Wirkung seines anhörenden und beratenden Waltens, die Frage seiner Mitübernahme der Verantwortlichkeit, Machtwünsche des Parlamentarismus und selbstverständlich paragraphenmäßige Kleinbedenken. So war es nur gar nicht gemeint. Sondern daß etwas da sei, den Herren ihre Verantwortlichkeit zu schärfen, sie aufzumuntern, sie zuinnerst zu enthemmen, sie minder bedenkenvoll und reicher an Gedanken und Ergebnissen zu machen. Es lebe der Parlamentarismus und die Debatte! H.

*

Verschwendung

Eine erheblich größere Arbeitsleistung als im Frieden ist gegenwärtig von dem deutschen Volk zu leisten, und zwar obwohl die zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte um die vielen Millionen der Kämpfer vermindert sind. Da sollte höchste Sparsamkeit mit der vorhandenen Menschenkraft allenthalben selbstverständlich scheinen. Doch leider: der Bureaukratismus ist das einzig Unerschütterliche im Weltenbrand; er ist das Ding, das sich immer für den Zweck und nie für das Mittel hält. Leider sind es auch mitunter die Militärbehörden, die doch sonst eine gewisse Anpassungsfähigkeit bewiesen haben. Oder es soll gleich deutlich gesagt werden: es ist eine der untergeordneten Behörden, das Bezirkskommando. Soweit zu übersehen, wird überall nach einer bestimmten gleichmäßigen Weise verfahren. Zunächst die Musterungen. Da werden die Pflichtigen denn wohl um 8 Uhr morgens bestellt, um 9 Uhr erscheint der Schutzmann zur Verlesung, und um 10 Uhr beginnt die Untersuchung. Nun, das mag schließlich hingehen, wenngleich auch hier der Grundsatz „Zeit ist Geld“ von vielen arbeitsfreudigen Männern sehnlichst herbeigewünscht wird. Aber nach der Untersuchung darf der Abgefertigte nun nicht etwa nach Hause gehen, sondern er muß warten, bis der ganze Schwarm — etwa 200 oder 300 oder noch mehr — abgefertigt ist. Wozu? Um sich zum Schluß von den nun selbständig, d. h. oft sehr behäbig arbeitenden Unterbeamten die zwei Buchstaben der Entscheidung auf sein Militärpapier setzen zu lassen. Würde das bei jeder einzelnen Untersuchung gleich erledigt, so würden freilich die beiden Ärzte vielleicht eine Stunde später fertig werden, und um dieser Stunde willen wird ein paar hundert Menschen mindestens ein halber Arbeitstag entzogen. Würde man nur einen einzigen Schreiber mehr hinsetzen, so wäre sogar die eine Stunde noch gespart.

Bei den Einberufungen ist das Verfahren häufig so, daß die Einberufenen am Morgen zu erscheinen haben, verlesen werden und dann

Digitized by Google

den übrigen Tag verbummeln können, um abends in die Eisenbahn gesetzt zu werden. Nachweislich lagen bei einer Gruppe Einberufener volle zwölf Stunden zwischen Erscheinen und endgültigem Antreten. Und dann ist es Gepflogenheit, einen bestimmten Prozentsatz Überzähliger zu bestellen, die nach dem Verlesen wieder entlassen werden. Diese Leute haben natürlich ihre Arbeit aufgegeben und stehen nun bis auf unbestimmte Zeit rat- und tatlos da.

Und endlich die Kontrollversammlungen. Zweimal im Jahre entziehen sie dem Volksvermögen Millionen und Millionen.

Die Frage ist nun die: Sind alle diese Vorsichtsmaßregeln nicht nur Überbleibsel aus einer Zeit, die unsere straffe Organisation nicht kannte? Ist bei unserer so überaus strengen und genauen Militärordnung, wo jeder Mann bis aufs letzte Haar in den Listen steht, z. B. wirklich noch das Herbeiströmen zum Heeresbann eine Notwendigkeit? Wegen der Ausschreitungen, Prügeleien und der darauf stehenden schweren Militärstrafen sind diese Tage ja doch berüchtigt. Ein großer Teil der Kontrollpflichtigen wird übrigens beurlaubt, und es geht auch damit. Vielleicht käme doch ein Ergebnis heraus, wenn die Behörden einmal ernstlich nachdächten, daß sie des Volkes wegen da sind, nicht aber umgekehrt.

Und vielen Zivilbehörden wäre dasselbe zu wünschen. Ganz abgesehen von dem Verlust an Arbeitsleistung soll man nur einmal die Klagen der armen Mütter hören, die zwei- bis dreimal stundenlang nach ihren Karten stehen müssen, um dann doch unverrichteter Sache heimzukehren. Denn ihre Wartezeit ist beschränkt, weil zu Hause drei oder vier kleine Kinder eingeschlossen sind, und sie immer fürchten müssen, das eine oder andre nicht mehr lebendig wiederzufinden. Die Abhilfe wäre so einfach, wenn man den Grundsatz der Gruppenbildung noch weit mehr ausgestalten würde. Vgl. z. B. die Organisation der Fleischverteilung! Also vorwärts auf diesem Wege! Ersparet Zeit und laßt das Volk die Ersparnis nützen!

Dr. E. K.

*

Schändliche Manöver

der listigen deutschen Politik nennt die französische Presse die am 11. Oktober gehaltenen Reichstagsreden Scheidemanns und Davids, der Führer der „Schutztruppe des Reichskanzlers“. Für unsere Politik die zutreffende Erklärung zu finden, ist dieses in seiner natürlicheren Einfalt beharrende Ausland einfach nicht imstande. Was Deutschland jetzt durch seine neuesten sozialdemokratischen Reinecke plane, sei nur, die Alliierten zu einem vorzeitigen Frieden zu verführen, währenddessen Deutschland sich besser rüsten und dann abermals die Welt „ruchlos überfallen“ will. Anderem Zweck haben ja, wie man es dort ansieht, auch alle Friedensbeteuerungen und geheuchelten Bescheidenheiten vor 1914 nicht gegolten. „Wenn das offizielle Deutschland“, sagt der „Temps“, „uns morgen den Status quo anbietet, so bedeutet dies, daß es zurzeit unter der Kriegslast keuchend nach Atem ringt und eine Erholungspause braucht, um mit ausgeruhten Kräften zu erneuern, was ihm diesmal nicht gelingen will.“ Ähnlich das „Journal des Débats“. Selbst die „Humanité“ gelangt zu Schlüssen, die sich von dem sogenannten Jusqu'au-boutismus nur durch das gewohnte Kindermehl der allgemeineren Parteidoktrin, doch nicht in der Abweisung jeder Verständigungsmöglichkeit vor Deutschlands Niederlage unterscheiden.

Zwischen der wilden Offensive an der Somme und unserer nicht wilden Politik besteht eine intime Ähnlichkeit. Beide verzehren ihre beste nationale Kraft, indem sie von der fixen Idee geleitet scheinen, Mauern, die zehnmal nicht erschüttert werden konnten, möchten umfallen, wenn man nur fortfährt, wider sie mit unerschütterlicher Unbelehrbarkeit zum elften-, zwölftenmal zu rennen. Es gibt friedesehnende Franzosen genug. Aber denen wird durch die mittelbare Rückenstärkung ihrer selbstbezweckten Eintagsgrößen, Minister und Politikmacher, nicht geholfen.

H.

*

Digitized by Google

Gegenüberstellungen

Das österreichisch-ungarische Rotbuch über Rumänien schließt damit, wie der vom Gesandten v. Czernin vorausgesehene Fall eintrat, daß die Entente in Bukarest eine Aktion erzwingen werde. Dasselbe Rotbuch beginnt damit, daß König Karol Anfang August 1914 die Erfüllung der Bundespflicht Rumäniens im Kronrat nicht durchzusetzen vermochte. „Leider", hatte er vorausgesagt. Was man entsprechend zur Kenntnis nahm.

Die Geschichte wird künftig klären, ob mehr die Entente oder Bratianus Sorge, daß Maiorescu ihn persönlich verdränge, den entscheidenden Kriegsbeschluß im letzten Kronrat herbeiführte. Wesentlich ist, daß die Diplomatie der militärisch erfolgreichen Mittelmächte einen Druck der minder erfolgreichen Entente für ausreichend hielt, die Wendung Rumäniens zu bestimmen. Und noch auf diese ihre Voraussicht soviel Wert legt, daß wir sie ein dutzendmal zu lesen bekamen. Nachdem sie sich zwei Jahre in schwierigen, aber auch in günstigen Tagen darin begnügt hatte, durch Vorstellungen und Gesichtspunkte Rumäniens — Neutralität zu stützen. So ist es nun wieder mit all ihren Rücksichten und Zagheiten dahin gekommen, daß die Betreffenden von unseren unverzagten Heerführern und dem braven Musketier, der alles übermenschlich gutzumachen hat, rücksichtslos gehauen werden müssen. —

In dasselbe Fach, aber anders herum, schlägt eine Andeutung König Konstantins an den parteipolitischen Arbeiterdrakon Drakulos: der König glaube an die militärische Oberhand Deutschlands, und ein Bruch mit diesem, ein deutscher feindlicher Einmarsch in Griechenland könne dessen Ende bedeuten! Wie gesagt, anders herum. Von dorther. So daß die Verscheuchungen dieser für uns sehr wertvollen athenischen Sorge von Berlin her, sofern man sie dort ernster nimmt, abzuwarten bleiben. Ed. H.

*

Gesandtschaftsberichte und Auswärtiges Amt

„Werden Gesandtschaftsberichte auch immer beachtet?" fragt die „Deutsche Volkswirtschaftliche Correspondenz", um die Antwort wie folgt zu umschreiben:

„Die Kritik, die an unserer auswärtigen Politik seit 1890 geübt wird, scheint in der Meinung übereinzustimmen, daß die Unzulänglichkeit derselben zum Teil auf ungeeignete diplomatische Vertretung Deutschlands im Auslande zurückzuführen sei. Ein gerechtes, abschließendes Urteil hierüber bleibt aber der breiten Öffentlichkeit schon deshalb versagt, weil ihr das Hauptmaterial zur Beurteilung der Wirksamkeit unserer Botschafter und Gesandten, deren Berichte an das Auswärtige Amt, verschlossen ist. Unsere Vertreter im Auslande können sich nicht rechtfertigen, wenn ihnen Unfähigkeit vorgeworfen wird. Sie können sich demgegenüber nicht auf ihre geheimgehaltenen Berichte berufen und die Prüfung fordern, ob und inwieweit diese von der allein maßgebenden verantwortlichen Zentralstelle befolgt oder geflissentlich mißachtet worden sind. Ein beachtenswerter Fall liegt vor, der zur Vorsicht im Urteil über gesandtschaftliche Tätigkeit mahnt. Im ungarischen Reichstage war die Diplomatie Österreich-Ungarns lebhaft beschuldigt worden, daß sie über die kritische Lage in Rumänien nicht unterrichtet gewesen, von der rumänischen Kriegserklärung überrascht worden sei und daher für den Einfall der Rumänen in Siebenbürgen völlig ungenügende Vorbereitungen getroffen seien. Im besonderen richteten sich die Anklagen gegen den Grafen Czernin, den österreichisch-ungarischen Gesandten in Bukarest, der sich wie andere dortige Vertreter habe täuschen lassen. Das Wiener Rotbuch über die Vorgeschichte des rumänischen Krieges bedeutet jedoch für den Grafen Czernin einen vollständigen Freispruch von jeglichem Vorwurf. Seine Berichte haben sich durchweg als durchaus zutreffend erwiesen; er hat sogar den Ausbruch des Krieges mit Rumänien fast auf Tag und Stunde richtig vorausgesehen.

Digitized by Google

Das Auswärtige Amt in Wien ist also von seinem Vertreter in Bukarest auf das beste unterrichtet und auf den rumänischen Krieg vorbereitet worden. Offen indes bleibt noch die Frage, ob durch das Rotbuch ebenso wie Graf Czernin auch die Wiener Zentralstelle als vollständig entlastet anzusehen sei. Ein Wiener Artikel der ‚Frankfurter Zeitung' sagt zu dem Rotbuche: ‚Wenn irgendwo Illusionen über die rumänische Politik oder den Charakter des Königs bestanden haben sollten, so war es nicht in Wien.' Weiter glaubt dann der Artikel feststellen zu können, daß man in Berlin sehr empfindlich gegen jedes aufrichtige Wort über die Bukarester Machthaber gewesen sei: ‚Vertraute man dem Hohenzoller auf dem Throne, vertraute man der politischen Einsicht der Rumänen so sehr, daß man die Antipathien der französelnden Bukarester Gesellschaft und den absoluten Mangel an Treu und Glauben, der diese Gesellschaft zur moralisch tiefststehenden von Europa stempelt, vollständig ignorieren zu dürfen glaubte?' An Warnungen habe es wahrhaftig nicht gefehlt. Es wird hierfür auf die Berichte des langjährigen deutschen Gesandten in Bukarest, v. Kiderlen-Wächter, verwiesen, der gesagt habe: ‚Mit solchem Gelichter sind wir verbündet!' Die Zeit eignet sich jetzt nicht, die hier aufgeworfene Frage des näheren zu erörtern und den Aufschluß zu erstreben, ob etwa der Ausruf begründet sei: Was nützen die besten Gesandtschaftsberichte, wenn sie dort, wo sie Berücksichtigung zu beanspruchen haben, beharrlich in den Wind geschlagen werden! Vielleicht erlangen erst unsere Enkel hierüber Aufklärung, falls ihnen einmal die gesamten Akten des Auswärtigen Amtes zugänglich sein sollten. Aber dann freilich wäre es zu spät, Schuldige zur Verantwortung zu ziehen."

*

Politische Unbegabtheit

Mit Recht ward im Türmer kürzlich gemahnt, unsere Militärschriftsteller möchten weniger die Zeitungen benutzen, die Gegner auf ihre derzeitigen Fehler aufmerksam zu machen und ihnen für deren Verbesserung Anhaltspunkte zu liefern. Ähnliches kann von der Wolffschen telegraphischen Verlautbarung gesagt werden, die am 20. Oktober ins Ausland ging. Hinsichtlich Sarrails ungenügender mazedonischer Erfolge, hieß es da, „dürfte auch die für den Vierverband unklare politische Lage Griechenlands für das Zögern des französischen Heerführers verantwortlich (!) gemacht werden müssen".

Wir denken uns, König Konstantin dürfte beim Lesen dieser Stelle einiges hier Unaussprechliche empfinden müssen. Ed. H.

*

„Neuorientierung"

Die folgende Aussprache verdient um so größere Beachtung, als sie von einem liberalen Blatte zu Gehör gebracht wird. In der „Vossischen Zeitung" schreibt Richard May:

„Von Neid und Haß umtobt, sind wir gezwungen, auf jeden einzelnen, auf alles, was er ist und will und kann, zurückzugreifen. Wenn wir bleiben wollen, was wir in hundertjähriger Arbeit mit Pflug und Schwert und Wissenschaft geworden sind. Wir können uns den Luxus nicht gestatten, ganze Bevölkerungsteile von der Mitarbeit am Staate auszuschließen. Der Staat braucht jeden, wie jeder mit allem, was er ist und denkt und fühlt, am Staate hängt.

Wenn wir immer wieder betonen, daß die Entwicklung nicht stillstehen darf, so kann und soll das nicht bedeuten, daß wir für Selbstverständliches Belohnung fordern. Was Millionen draußen und daheim geleistet haben, das taten sie für sich, für die Familie wie für die Gemeinschaft, zu der sie gehören und deren Lebensform eben das Reich ist. Die Neuorientierung aber ist genau so gut ein Teil unserer Rüstung wie die Kanonen, wie die Panzerkreuzer. Auch hier ist es der Geist, der sich den Körper baut. ‚Freie Bahn jedem Tüchtigen' heißt nicht: der Staat wolle irgendeinem einzelnen entgegenkommen. Er nützt sich selbst, wenn er

Digitized by Google

die Befähigung seiner Bürger, ganz gleich, woher sie kommen, zu seinem Vorteil eingliedert in sein großes Räderwerk. Mit Recht hat das offiziöse Organ der nationalliberalen Partei es abgelehnt, auf ein, und sei es noch so ernst gemeintes, Versprechen leitender Männer zu bauen. Reformen können so wenig Geschenke wie Belohnungen sein. Sie müssen kommen, wenn sie der Zeitgeist fordert, sonst unterbleiben sie. Man kann es heute ruhig aussprechen: Wäre in jenen Augusttagen, da die Begeisterung verbrüderte und alles Widerstrebende mit sich riß, unter der Zustimmung sämtlicher Parteien irgendeine Reform zustande gekommen, sie wäre ein Flickwerk geworden, an dem niemand später seine Freude gehabt hätte. Tage, wie jener 4. August 1789, der den Ideengehalt der französischen Revolution in einer idealistischen Aufwallung zusammenfaßte, wiederholen sich in der Geschichte nicht. Wir wollen es im Gegenteil Herren v. Heydebrand und Westarp danken, daß sie zwischen sich und diese Reform den Burgfrieden geschoben haben. Ob bewußt oder nicht, sie haben dem Gedanken gedient, daß solche Kämpfe voll ausgetragen werden müssen. Wenn je, so ist Klarheit hier Vorbedingung des Erfolges. Und doch eins: Man mag zu Herrn v. Bethmann Hollweg stehen, wie man will, er kann und wird nicht verlangen, daß wir ihm das Ausmaß unserer Neuorientierung überlassen.

Die Männer, die unter Verleugnung ihres Selbsterhaltungstriebes den Bau Bismarcks beschirmt und behütet haben, sie müssen auch gefragt werden, wenn die Stunde kommt, wo wir an seine Ausgestaltung gehen. Waren sie reif genug, für die Gegenwart Vollstrecker des nationalen Schicksalswillens zu sein, so kann man sie unmöglich von der Mitbestimmung unserer Zukunft ausschließen. Und wahrlich: von einzelnen Verirrungen abgesehen, die in jeder Gemeinschaft unvermeidlich sind, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit hat sich als reif erwiesen."

*

Von den Barbarengreueln

Wir dürfen uns nicht einbilden, die Gegner seien des Blödsinns dieser Lügen müde geworden, oder sie hätten durch zweijährige Tatsächlichkeit belehrt werden wollen. Da veröffentlicht ein Engländer John Morse seine Erzählungen, wie er als Geschäftsmann vorgerückten Alters, Sechziger, im polnischen Rußland vom Ausbruch des Krieges überrascht worden, infolge der abgeschnittenen Heimkehr flugs in die russische Armee als Mitkämpfer eingetreten und dadurch Augenzeuge der deutschen Greuel in den Gegenden um Suwalki geworden sei. Schon diese Einleitungen mögen ihm — vielleicht — seine Landsleute glauben! Doch werden sie vertrauensvoller werden, wenn sie das Weitere lesen.

Wo die Deutschen gewesen waren, gab es nichts als verkohlte Häuser, Leichen von alten Leuten, Frauen und Kindern. Unter einem verbrannten Schuppen sah der Erzähler zwei Knaben von noch nicht 12 Jahren, getötet von Bajonettstichen. An einem Ort, wo Deutsche biwakiert hatten, standen noch gedeckte Eßtische mit Stühlen, auf einem der Tische lagen, als man das Tafeltuch weghob, zwei Paar menschlicher Hände, die an den Handgelenken abgeschnitten waren. Mit ähnlicher Genauigkeit werden die ermordet daliegenden Frauen und die — nicht durch die Waffen — getöteten jungen Mädchen als die Opfer dieses Volkes der Kannibalen und Vergewaltiger beschrieben.

Mister John Morse macht gute Geschäfte. Auch eine der billigen französischen Halbmonatsschriften, die im Verlag von Hachette erscheint, I. Oktoberheft 1916, bringt seine „Berichte" mit gleichwertigen englischen Illustrationen, und wahrscheinlich geschieht das auch noch anderswo in den vielen Ländern, die als die Blüte der Literatur den mit Hilfe von Reisebeschreibungen oder Kriegsberichterstatterbriefen fabrizierten Nick-Carter-Roman verehren. So werden, weil sie ihn dafür nicht erkennen, diese Dinge mit einer nicht ablassenden, überzeugenden Gewalt den Hunderttausenden, gerade den sich gebildet

Digitized by Google

Dünkenden, eingehämmert, ebenso nicht zu wenigst den auf allen Bahnhöfen diese Schriften findenden Neutralen.

Ob unsere Zeilen anregen wollen, sich noch von neuem um diese Meinungsbildungen zu kümmern? Nein, nur das Gegenteil. Es hilft uns da gar nichts weiter, als endgültig ins Auge zu fassen, daß wir jahrzehntelang mit jenen Vorurteilen zu rechnen haben werden, daß uns da keine künftige Verständigung in Aussicht steht, — außer der, die sich auf unsere Unangreifbarkeit und Macht, unser erzwungenes Ansehen und dessen rücksichtenlose Sicherungen gründet.

Ed. H.

*

Berichtigung

Der General-Bevollmächtigte des Fürsten von Pleß sendet uns folgende Berichtigung: „Die in der Nr. 23 (1. Septemberheft) Ihrer Zeitschrift in der Abteilung ‚Auf der Warte' unter der Überschrift ‚Unbegreifliches' aus der ‚Täglichen Rundschau' wiedergegebene Behauptung, daß am 28. Juni aus Anlaß des Geburtstages der Fürstin von Pleß in Bad Salzbrunn auf verschiedenen Gebäuden englische Fahnen geweht haben, sogar auf dem Kurhause Schlesischer Hof, früher Grand Hotel, in dem deutsche Offiziere wohnen, ist unrichtig. Es ist an dem Tage, wie seit Jahrzehnten, mit den Hausfahnen der Fürstin geflaggt worden, die mit englischen Fahnen gar nicht zu verwechseln sind, weil ihnen deren Hauptmerkmal, das Andreas- und Georgskreuz im oberen linken Felde, fehlt."

Die „Tägl. Rundschau" bemerkt dazu u. a.: „Die Fürstin ist Engländerin von Geburt, und Blau und Rot sind nicht nur die Farben der weltbekannten britischen Handelsflagge, sondern auch die Hausfarben der Fürstin, einer Tochter des Colonel Cornwallis West aus dem Hause des Earl Delaware. In jedem Fall englische Farben! Die Salzbrunner hatten aus diesem Grunde — von anderem zu schweigen — bestimmt erwartet, daß diesmal am 28. Juni die bekannte ‚Hausflagge' unentrollt bleiben würde; um so größer war ihr Befremden, als die ‚englischen Farben' am Morgen des kritischen Tages trotzdem lustig im Winde flatterten, gleich als ob das Reich nicht im Kriege mit Großbritannien und als wenn überhaupt nichts vorgefallen wäre. Wie Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Logierhaus zu Logierhaus, und kargten schon die Ortsansässigen nicht mit den kräftigsten Ausdrücken ihrer Mißbilligung, so waren die Kurgäste — unter ihnen eine Menge Akademiker, Beamte und Offiziere — doppelt empört. ... Alle Welt ist einig in ihrem Urteil darüber, daß es sich dabei um einen überaus bedauerlichen Mißgriff der fürstlichen Kurverwaltung gehandelt hat."

Wir sind auch dieser Meinung. Das deutsche Volk hat alles Recht, jetzt in diesen Dingen sehr empfindlich zu sein, und es sollte allerseits als selbstverständliche Pflicht empfunden werden, alles zu meiden, was diese Empfindlichkeit verletzten könnte.

*

Schwäbische Volksstimme

Bei einem meiner regelmäßigen Besuche in einem größeren Lazarett sagte plötzlich aus tiefem Schweigen heraus einer meiner Lieblinge, ein junger, schwerverwundeter Schwabe, der stets in seiner Bibel las: „Wisset Se, Frau Maier, onser Heiland isch eigentlich 2000 Johr z'früa uff d' Welt komma!" — Und da ich ihn über diesen mit großer Entschiedenheit vorgebrachten Stoßseufzer erstaunt anblickte, fuhr er fort: „Ha no", und zögernd kam die Erklärung: „etzt hätt' er doch viel meh z'schaffa g'het. Dui Doktora kennet halt älle net so viel wia onser Heiland! Des merk' i jeden Dag. Ond om die baar alte, kranke oder blinde Juda domols wär's lang net so schad g'wä als om ons (uns) jetzt. Sehet Se, mir sottet halt älle wieder g'sond wera, scho bloß om dene Deifelsengländer da Kraga romz'dreha, oim nach em andera!"

M. W.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

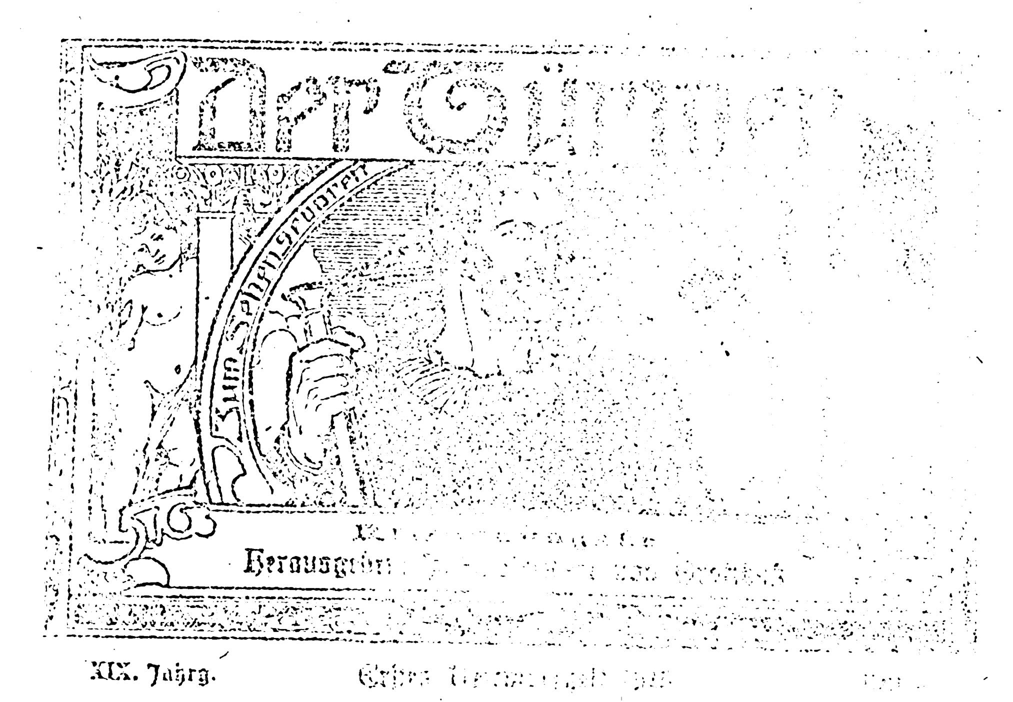


Verspätet

Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Erstes [illegible] [illegible]

Michel-[illegible]

Von J. E. [illegible] v. Grotthuß

Auch viele Zeitungen [illegible] [illegible] Stelle ein herzerfrischender [illegible] [illegible], vom Chef des stellvertr[illegible] [illegible], Freiherrn von Freytag-Lorin[illegible] [illegible]:

„Siegeswille und Sieg[illegible] [illegible] Kriege im Heere nicht gebrochen: Das Volksheer [illegible]. Darum aber verknüpfen es tausend Fäden mit d[illegible] [illegible] Aufgabe der Heimat, in ihrer Weise mit dem Heer in [illegible]. In ihr muß derselbe unerschütterliche Siegeswille [illegible] der unversöhnlichen Haltung und der Verblendung unserer [illegible] noch kein Friedensziel, sondern nur ein Kriegsziel [illegible] Sieg und abermals Sieg!

Entbehrungen werden [illegible] des Alltags schwerer empfunden als draußen unter [illegible] und der unmittelbar auf das Gemüt wirkenden kriegeri[illegible] mag gelegentlich die Stimmung beeinträchtigen, darf a[illegible] nicht schwinden lassen. [illegible] bedeuten auch schließlich diese [illegible] Heimat gegen die Leiden der Truppe draußen und gar die [illegible] Verwundeten mit [illegible] werter [illegible] entgegen. [illegible] um sich zu greifen [illegible] daher Pflicht jedes [illegible] ihr entgegenzutreten [illegible]

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Erstes Dezemberheft 1916 Heft 5

Michael-Hamlet

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Durch viele Zeitungen ging zu gleicher Zeit an leitender Stelle ein herzerfrischender Aufruf: „Siegeswille und Siegeszuversicht“, vom Chef des stellvertretenden Generalstabes der Armee, Freiherrn von Freytag-Loringhofen. Da hörten wir mit Freuden:

„Siegeswille und Siegeszuversicht sind nach 2¼jährigem Kriege im Heere nicht gebrochen. Das Volksheer im besten Sinne ist geblieben. Darum aber verknüpfen es tausend Fäden mit der Heimat, und wiederum ist es Aufgabe der Heimat, in ihrer Weise mit dem Heer die gleiche Schlacht zu schlagen. In ihr muß derselbe unerschütterliche Siegeswille leben. Angesichts der unversöhnlichen Haltung und der Verblendung unserer Gegner gibt es vorerst überhaupt noch kein Friedensziel, sondern nur ein Kriegsziel, und das lautet: Sieg und abermals Sieg!

Entbehrungen werden daheim unter dem Drucke des Alltags schwerer empfunden als draußen unter der Einwirkung der Gefahr und der unmittelbar auf das Gemüt wirkenden kriegerischen Tätigkeit. Das mag gelegentlich die Stimmung beeinträchtigen, darf aber die Siegeszuversicht nicht schwinden lassen. Was bedeuten auch schließlich diese Entbehrungen in der Heimat gegen die Leiden der Truppe draußen und gar die Qualen, die unsere Verwundeten mit bewundernswerter stoischer Ruhe ertragen. Wo Unfreudigkeit um sich zu greifen droht, ist es daher Pflicht jedes rechtschaffenen Deutschen, ihr entgegenzutreten. Immer

Digitized by Google

wieder gilt es, den Blick vom Einzelnen ab und dem Ganzen zuzuwenden. Wer sich Schwächeanwandlungen zuschulden kommen läßt, versündigt sich an den Kämpfern an der Front, versündigt sich am deutschen Vaterlande.

Wir haben wahrhaftig ein Recht, angesichts unserer bisherigen Leistungen den Glauben an den Sieg in uns zu nähren. Tun wir es nicht, so beweisen wir damit einen Mangel an nationalem Stolz. Seien wir auf der Hut gegen unsere ererbte deutsche Objektivität. Sie ist in dieser Kampfeszeit nicht am Platze. Sie schwächt das Urteil. Sie läßt uns viele Dinge auf einmal sehen, erschwert uns das Festhalten an dem einen leitenden Gedanken, der dem Siege zu gelten hat."

Exzellenz von Freytag-Loringhofen! Sie haben mit Ihren prächtigen Worten niemand mehr aus der Seele gesprochen, als denen, die mit diesem Geiste unser ganzes Volk auch durchdringen — möchten. Aber — mit dem Papagenoschloß vor dem Munde ist nicht gut pfeifen.

So wahr wie je ist heute das Wort des Alten: „Der Appell an die Furcht wird in deutschen Herzen nie ein Echo finden." Auch in der Heimat nicht. Aber wie soll man „Schwächeanwandlungen" bekämpfen, wenn solche Anwandlungen sich als Bilder gestählter Kraft, überlegener Kunst und Weisheit spiegeln dürfen? Wie auf der Hut sein gegen „unsere ererbte deutsche Objektivität", wenn diese „Objektivität" in deutsche — Hut genommen wird?

Die Heimat schlägt „in ihrer Weise" mit dem Heere die gleiche Schlacht, soweit es ihr — erlaubt und nicht verkümmert wird. Sie hat den gleichen unerschütterlichen Siegeswillen, soweit ihr Siegeswille — nicht unter Vormundschaft gestellt wird. Sie hat „vorerst noch kein Friedensziel, sondern nur ein Kriegsziel: Sieg und abermals Sieg", — soweit dieses Ziel nicht — in Gewahrsam genommen und in die Rumpelkammer verwiesen wird.

Exzellenz! Die Heimat tut, duldet, opfert, was sie an ihrem Teile nur immer kann. Das ist mit den Opfern an der Front nicht in einem Atem zu nennen, aber das Mögliche unter dem erlaubten, sehr vielfältigen, sehr ablenkenden — „inneren Zustande". Und doch würde die Heimat zu ungeahnt höherem Mitschlagen sich tüchtig erweisen, wenn sie, wenn ihre geborenen Führer nur dürften.

Unwiderruflich bleibt's ja: „Was du dem Augenblicke abgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!" Wir dürfen's heute nicht ausdenken ... Aber einmal — dann kommt ein Tag, dann werden Steine schreien: „Wo wart ihr?" — Heute? — Solche Reichstagsverhandlungen — und daß sie kommen mußten, immer wieder kommen müssen —: Wo seid ihr? In welcher Welt? Wem dient ihr!

Auch die Heimat überkommt endlich ein galliger Geschmack, wenn ihr der Siegeswille in der Kehle steckenbleiben muß. Heimat! Schwermütig klingt's. Gotenlos? Germanenlos? — Ein kleines Sinnbild und ein Fragezeichen nur —: Baltenlos?

„Das Vaterland muß größer sein." Manchen ist es heute längst groß genug als Markt- oder Spielplatz für ihr raffendes oder — verkannt — hungerndes Genie. Indessen — das deutsche Volk hat keine Freude dran, um sich feilschen oder spielen zu lassen. Es ist das Kindsvolk nicht mehr, das jeden Rattenfängers Flöte,

Digitized by Google

jedem in Watte gewickelten Schellenbehängten fürderhin noch ahnungslos folgen möchte.

Es war Germanenlos, deutsches Los, alles um sich herum für andere niederzuschlagen und dabei an sich selbst und der Welt zu verzweifeln —: Michel und Hamlet. Nur ein Germane, ein Michael konnte und mußte den Hamlet aus sich und zu sich schaffen (nie ein „Engländer“). Darum ist der Deutsche nicht nur der Michael, sondern auch der Hamlet. Heute ist er nach außen der Michael, nach innen — der Hamlet. Die Begriffe „Außen“ und „Innen“ sind hier sehr räumlich zu verstehen.

Wehe uns, wenn dem deutschen Michael der deutsche Hamlet in den Schwertarm fällt!



Ding und Erkenntnis · Von Adolf Lapp

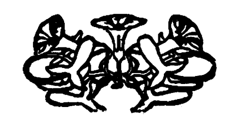
Einmal möcht' ich die quälende Furcht verlernen
Vor all den rätselhaften und fremden Dingen,
Einmal möcht' ich in jene dämmerigen Fernen
Unerkannter, jenseitiger Wesen dringen.

Möchte mich selbst sehen im Schlaf und erwachend noch wissen,
Um was die Seele da kreist in ohnmächtigem Flug,
Möchte, in wirbelnde Träume hineingerissen,
Wahrheit mit wachem Bewußtsein scheiden von Trug.

Möchte das tote Ding sein, das eben jetzt ich noch halte
Und nun beiseite lege, als hätt' ich nie teil dran gehabt,
Möchte das Brot, das ich esse, der Wein sein, der alte,
Der mich am Abend von Werktagsbürde gelabt.

Möchte ein Baum sein und rauschend mich selbst belauschen,
Möchte die Erde, das Meer und der Himmel sein —
Einmal nur, könnt' ich die Seelen der Dinge vertauschen,
Hielte ich Wahrheit getrennt von dem trügenden Schein.

Weise würd' ich und still wie die toten Dinge
Und ich hörte nicht mehr das Ticken der Zeit,
Fühlte nicht Wandel der Welt, noch Zerfall, sondern ginge
Festen und sicheren Schritts in die Ewigkeit.



Digitized by Google

Der Dichter

Eine Geschichte aus der Zeit vor dem Kriege

Von Karl Berner

Es war für den Dichter ein Sommer gewesen, den die Einsamkeit der Berge gesegnet hatte. Er hatte sie herbeigesehnt, diese Einsamkeit, nach dem Winter der Großstadt, wo ihn Minister grüßten, wo Jünglinge in bunten Mützen flüsternd stehenblieben, wenn er vorbeischritt, wo bei seiner Anrede in freudiger Aufregung Damen erröteten, die hoch geschlitzte Röcke trugen und gepfefferte französische Romane lasen, ohne daß ihre Haut sich dunkler färbte.

Und er hatte lächeln müssen über den Scharfsinn, den er aufgewendet hatte, um sich seine Bergeinsamkeit zu sichern. In die stille Alpenhütte herauf drang keine der gleißnerischen Lügen, die wir Kultur nennen. Still und weiß schimmerten die Wetterhörner herüber, wenn er morgens erwachte, und wenn er auf einsamen Pfaden höher stieg, standen wie große, ewige Gedanken die Berghäupter des Berner Oberlandes in der Morgenluft. Er arbeitete wenig; aber Stimmen waren in ihm wachgeworden, denen er staunend lauschte. Im kühlen Hauch der Gletscher sank so manche Treibhausblüte einer überschwenglichen Kritik fröstelnd zusammen, und was in seinen Werken sprühte und blendete, erschien ihm oft wie das Spiel eines altklugen Knaben.

Selten, ganz selten huschte durch sein Sinnen und Denken die Erinnerung an schöne Frauen, an die auserlesenen Speisen seines Stammtisches. Pfui! — sagte er dann lachend zu sich selber.

Als er abreiste, war es Herbst geworden. Die Uraufführung seines Stückes rief ihn nach der Großstadt zurück. Die Berge standen im Nebel, als er zu Tale schritt, und als er an den See kam, lag er grau und bleiern vor ihm. Aber in seine Seele war ein stilles Leuchten gekommen, eine starke Zuversicht. Er war männlicher und feinhöriger geworden. Die Berge hatten ihn gesegnet.

Als er am Abend des ersten Reisetages durch die Straßen der süddeutschen Universitätsstadt schritt, deren Münster ihn gelockt hatte, empfand er noch einmal das wohlige Behagen, berühmt und unerkannt zu sein. Plötzlich sah in großen, schwarzen Lettern sein eigener Name auf ihn herab. Es war wie ein Willkommgruß, der ihn seltsam anheimelte. Eine Dame trug an diesem Abend aus seinen Dichtungen vor. Ob sie jung und hübsch war? Er hatte es gern, wenn schöne Frauen sich seiner Schöpfungen annahmen.

Als er hinkam, waren die Karten fast vergriffen, und auf seinem Stuhl saß ein nach der neuesten Mode gekleideter Jüngling, der sich in der Nummer geirrt hatte und nun mit höflicher Entschuldigung hinter dem Dichter Platz nahm. Dem Fremdling war es behaglich zumute. Schon der Raum an sich gefiel ihm. Es war einer jener Säle in Weiß und Gold, mit Blumengewinden in Stuck, wie man sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts oft in kleineren Städten baute.

Digitized by Google

Auf dem Podium standen Lorbeerbäume. Die Wände waren mit Büsten berühmter Dichter und Musiker verziert, die die gelbliche Farbe des Alters hatten. Der unbekannte Dichter aber freute sich, daß auf seinen Wangen ein gesundes Braun lag, und er hätte um alles in der Welt seine bescheidenere Berühmtheit nicht gegen die umfassendere des alten Goethe eingetauscht, der dort mit einem seltsamen Ernst auf die Menge herabsah, als wunderte er sich, daß ihn auch jetzt noch so wenige kannten. Für den frohgelaunten fremden Gast aber hatte an diesem Abend der Gedanke, daß er selber zum Bildungsinventar der Gegenwart gehörte, etwas Festliches, und mit der boshaften Offenheit, die ihm eigen war, stellte er fest, daß ihn der starke Besuch freute — obwohl der alte Goethe immer noch mißbilligend auf die Menge herunterblickte und ihm allerlei zu denken gab.

Eine Bewegung ging durch den Saal. Eine junge Dame war durch eine Seitentüre auf das Podium getreten und hatte sich nach einer leichten Verneigung auf den geblümten Sessel niedergelassen, der neben dem Tische stand. Der Dichter war angenehm überrascht. Was er da sah, war kein verblühtes Mädchen, dem die Poesie zum Surrogat für ungenossene Freuden werden mußte. Die Gestalt war zart und schlank; das blasse Gesicht mit den dunklen Augen zeigte jenes feine Oval, das den Eindruck des Durchgeistigten macht, und um die reine Stirne schmiegten sich schwarze, leicht gewellte Haare, die in der Mitte gescheitelt waren. Der Dichter aber, dem die Frauen immer holde Freudebringerinnen gewesen waren, sah in ihr eine süße Verheißung. Glücklich, wem sie sich einst erfüllen würde!

Einen Augenblick gingen die Augen des Mädchens suchend durch den Saal und blieben dann — ein seltsamer Zufall — auf dem Dichter haften. Unwillkürlich straffte er seine sehnige Gestalt, und er freute sich in diesem Augenblick darüber, daß seine Haare, obwohl schon stark ergraut, dicht und borstig auf dem Schädel standen, daß seine Augen kein Glas brauchten und jeder in ihm eher den Offizier oder Jäger vermutete, als den Mann der Feder.

Das junge Mädchen las mit etwas schwacher, aber ungemein biegsamer und wohllautender Stimme, die sich jeder Gefühlsregung anschmiegte, und nach den rauhen Kehllauten des Schweizer Bauern und der etwas heiseren Stimme seiner Schwester tat dem Dichter die sanfte Musik dieser Sprache wohl. Und merkwürdig — von Zeit zu Zeit suchten ihn ihre Augen, als wüßte sie, wer dort saß. Dem Dichter war seltsam zumute. Er schwärmte nicht mehr für junge Mädchen, sondern zog ihnen reife, geistreiche Frauen vor, die in ihm eine seltene Mischung von Joseph und Don Juan schätzten. Aber diese holde Verkünderin seiner Werke hatte es ihm angetan, und es war ihm eine behagliche Genugtuung, daß Kollege Goethe, der jetzt so geheimeratsmäßig auf ihn herunterblickte, in weit höherem Alter gewissen Versuchungen erlegen war.

Das junge Mädchen las mit feinem Geschmack, und die eigenartige Liebeslyrik des Dichters trug sie so vollendet vor, daß eine stille Weihe, eine einheitliche Stimmung die Hörer gefangenhielt. Und wieder — den Dichter durchzuckte es — wandte sie die Augen dorthin, wo er saß, und um ihre Lippen spielte ein leises Lächeln. Kannte sie ihn? Unmöglich. Um so stolzer war er, daß seine Dichtung Macht genug besaß, solche Holdseligkeit über das junge Geschöpf zu gießen, jede

Digitized by Google

Regung dieser Mädchenseele bloßzulegen. Der aus ihrem Vortrag zu ihm sprach, war ihm freilich weniger interessant als die Sprecherin. Es waren Verse aus seinen jungen Jahren; er war ein anderer geworden, und der Dichter, den sie vortrug, war für ihn abgetan. Aber es war für ihn ein beglückendes Gefühl, daß sein Leben und damit auch seine Dichtung ein ewiges Verwandeln war, daß für ihn Türen auf- und zugingen, und daß auch die letzte für seine Phantasie ein Geheimnis barg. In einem freilich war er altmodisch ritterlich geblieben: er hatte zuviel von der jämmerlichen Kleinheit der Männer gesehen, um seinen Witz auf Kosten der Frauen zu üben.

Ein feines Empfinden hatte die Anwesenden während der einzelnen Darbietungen von lauten Beifallsbezeugungen abgehalten. Am Schluß jedoch wurde der Künstlerin eine warme, herzliche Kundgebung zuteil; man ruhte nicht, bis sie noch einiges zugab. Und wieder wanderten die dunkeln Augen des Mädchens zu ihm, und als sie sich zum letztenmal dankend verneigte, blieb ihr Gesicht ihm zugewandt. Er stand vor einem anmutigen Rätsel. Aber er liebte die Rätsel, die traurigen und die andern — die unlösbaren am meisten. Sie erhöhten ihm den Reiz des Daseins; sie weckten seine Gestaltungskraft und bildeten oft den Kern seiner Werke.

Träumend schritt er durch die Straßen der alten Stadt. Ein sanfter Schimmer floß um Erker und Giebel, und in der wunderbaren Filigranarbeit der Münsterpyramide hing der Vollmond wie eine silberne Ampel. Die gotischen Brunnen rauschten und sangen ein heimliches Lied von deutschen Zaubernächten.

Vor einem alten Haus mit hohem Giebel und vorspringenden Stockwerken lockten strahlende Bogenlampen. Es war eine alte, weithin bekannte Weinstube. Der Dichter trat ein und war überrascht, im Innern des alten Hauses die reiche, geschmackvolle Ausstattung zu finden, die für den verwöhnten Genießer etwas Selbstverständliches ist. Er durchschritt den vordern, stark besetzten Raum und trat in ein Nebenzimmer. Das Licht war hier gedämpft; jedes der weißgedeckten Tischchen war mit Blumen geziert, und auf jedem stand eine elektrische Lampe. Bei seinem Eintritt wendete eine Dame den Kopf. Sie! Der Dichter hatte Mühe, seine Überraschung zu verbergen. Sie kannte ihn offenbar nicht; denn sie beachtete ihn nicht weiter, sah aber immer wieder nach den schweren Samtfalten, die den reizenden Raum von dem größeren trennten. Der prachtvolle Strauß, den ihr der Saaldiener während ihres Vortrages überreicht hatte, lag vor ihr. Sie griff darnach und tauchte ihr feines Gesicht in die zarten Blüten. Aber als sie den Kopf wieder hob, war die bleiche zur purpurnen Rose geworden, und dicht vor dem Faltenwurf des Einganges stand lächelnd der Jüngling mit dem Schillerkragen und dem glockenförmigen Gehrock, der sich in der Nummer geirrt und dann hinter dem Dichter Platz genommen hatte. Als gleich darauf beide die glücklichen Gesichter auffallend lang in dem Blumenstrauß vergruben, hatte der Dichter die Lösung des Rätsels gefunden. Die beiden Glücklichen merkten nichts von seinem stummen Monolog. Der schmucken Kellnerin, die in der Tracht des Landes die Gäste bediente, gab er ein reiches Trinkgeld. Sie knickste verheißungsvoll. Der Dichter aber trat hinaus in die kühle, sternenklare Herbstnacht. „Alter Esel!" —

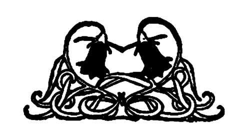
Digitized by Google

Er sagte es leise vor sich hin und wunderte sich durchaus nicht darüber. Er träumte nicht mehr; aber dem Traum folgte nicht die Nüchternheit, sondern das Bewußtsein der Kraft. Das kleine Erlebnis war in seine Seele gefallen wie ein Stein in einen Bergsee. Er fühlte, wie die Wellenkreise sich regten und an ferne Ufer schlugen. Ein Verlangen war in ihm nach einem starken Werk. Wie Firnenglanz sollte es herunterleuchten in das Schattental, wo er einst den langen Schlaf tun wollte.



Kriegsbrot · Von Karl Frank

In frischgepflügten, feuchten Ackerschollen,
Vom Stahl in glatten Wogen aufgewölbt,
Spiegelt der Abendsonne dunkler Glanz —
Der gleichen Sonne, die wie ein Rubin,
Ein glühender, das rote Siegel setzt
An eines blutigheißen Kampftags Ende,
Die irgendwo ein Schlachtfeld überflammt
Und im Entschwinden sich in letzter Wollust
In mattgewordnen Feuersbrünsten badet — — —
Der Acker brennt, und jede Scholle leuchtet,
Als hätte Purpurblut sie eingesogen —
Der Abend sinkt wie auf ein Lavafeld —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Vor meinen Augen greifbar steht ein Bild:
In einer niedern Bauernstube seh' ich
Auf weißen Bänken um den Eßtisch sitzen,
In halber Dämmrung, Vater, Mutter, Kinder;
Dahinter an der Wand, im dunklen Rahmen,
Ein wohlbekanntes Bild: „Das Abendmahl" —
Die Mutter schneidet jedem nun das Brot
Vom braunen Laibe — und es ist das Brot
Von jenem Acker, den ich glühen sah
Von jenes Kampftags satter Abendsonne —
Und während sie die Stücke dann verteilt,
Ist mir, als hört' ich eine Stimme klingen
Ganz seltsam leis und fern und feierlich,
Als käm' sie aus der Mitte jenes Bildes
Dort an der Wand und spräche diese Worte:
Nehmt hin und eßt, dies ist mein Fleisch — und Blut! ...



Digitized by Google

Was ein Sieg der Deutschen für die ganze Welt bedeuten würde

Von Professor John A. Walz

Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Harvard-Universität

Die gegenwärtige Deutschenfeindlichkeit in Amerika wurzelt zum großen Teil in der Furcht vor einem deutschen Siege.

Die Deutschen, so sagt man, streben nach der Weltherrschaft, und ein deutscher Sieg würde eine deutsche Übermacht auf der ganzen Welt begründen, die die Unabhängigkeit aller anderen großen und kleinen Völker bedrohe. Gibt es in Wirklichkeit Gründe für solche Ansichten? Es hat früher Weltreiche gegeben und es gibt deren zwei zurzeit: das russische und das britische Weltreich.

Das russische Weltreich entwickelte sich in seinen östlichen Grenzen, weil es dort als Nachbarn nur untergeordnete asiatische Völkerschaften hatte, im Westen jedoch vergrößerte es sich hauptsächlich infolge der politischen Auflösung von Mitteleuropa. Aber das russische Weltreich hat solch eine materielle Machtgrundlage, wie sie nur die asiatischen Weltreiche der Vergangenheit gehabt haben: die ungeheuren Ländermassen des mittleren und nördlichen Rußlands und eine unerschöpfliche Hilfsquelle von Soldaten. Die Ausdehnung Rußlands hat sich durch die Masse, durch Quantität, nicht durch Qualität vollzogen.

Das britische Weltreich ist auf der Seeherrschaft begründet. Seine materielle Grundlage ist durch die geographische Lage Englands inmitten des Ozeans gebildet. Die Oberherrschaft zur See hat den Engländern gestattet, Indien, Ägypten und Südafrika zu erobern. Aber wie Rußland seine westliche Ausdehnung der Auflösung von Mitteleuropa verdankt, ebenso verdankt England seine Seeherrschaft der Uneinigkeit der Festlandmächte.

Wie ist das Deutsche Reich gelegen? Es hat keine große physische Ausdehnung. Sein Flächenraum bedeckt nur 209000 Quadratmeilen, das sind nicht ganz vier Fünftel des einzigen Staates Texas. Seine Bevölkerung beträgt 67 Millionen, gegen 330 Millionen des übrigen Europa, 160 Millionen des russischen Reiches, 110 Millionen des nordamerikanischen Festlandes und fast 400 Millionen des britischen Reiches. Dazu ist die Bevölkerungszunahme in Deutschland nicht so groß, wie in Rußland oder auf dem amerikanischen Festland. Wie ist es möglich, daß in unserem Zeitalter der Demokratie und des Volksbewußtseins ein Volk von 67 Millionen über 330 Millionen der übrigen Europäer herrschen könnte, ungerechnet der Völker der anderen Festländer? Denn obgleich die Kultur- und Zivilisationsunterschiede in den europäischen Ländern sehr groß sind, gehören sie doch im allgemeinen zu derselben Rasse und denselben Einflüssen der Zivilisation, wie die Deutschen. Sie sind nicht, wie die sibirischen Nomaden, oder wie die Bergvölker des Kaukasus, sehr viel tiefer stehend in der Zivilisation.

Digitized by Google

Kann ein siegreiches Deutschland jemals darauf rechnen, Beherrscher der Meere zu werden? Dazu fehlt es ebenfalls an jeder physischen und geographischen Grundlage. Die deutsche Küstenlinie ist nicht für das Monopol zur See geeignet. Selbst wenn ein siegreiches Deutschland die flandrische Küste beherrschte, würde es doch nicht die Seeherrschaft besitzen. Es wird behauptet, daß die Seeherrschaft unteilbar ist, und daß immer nur ein einziges Land das Meer beherrschen muß; daß, wenn England bezwungen ist, Deutschland seinen Platz als Beherrscher der Meere einnehmen wird. Die Geschichte lehrt es uns anders. England erwarb seine absolute Herrschaft zur See während der napoleonischen Kriege, durch seinen überraschenden Angriff auf die dänische Flotte und durch die Schlacht von Trafalgar. Vorher war England die erste Seemacht, aber es hatte nicht die Alleinherrschaft.

Wie wäre es sonst für eine französische Flotte möglich gewesen, den Atlantischen Ozean zu durchkreuzen und den amerikanischen Kolonien wirksame Hilfe zu bringen? Wie hätte es den Seemächten möglich werden können, sich 1780 zu vereinigen, um von England die Anerkennung neutraler Rechte zu erzwingen? Heutzutage beugen sich alle neutralen Seemächte demütig unter die britischen Verordnungen. Ein siegreiches Deutschland wird das britische Monopol der Seeherrschaft zerbrechen, aber es kann an seine Stelle nicht ein deutsches Monopol setzen. Deutschland kann nicht die Natur ändern oder die Geschichte zerstören.

Deutschland mangelt die physische, materielle und geographische Grundlage für die Weltherrschaft zu Land und zu Wasser. Die Deutschen mit ihrem scharfen Wirklichkeitssinn haben das sehr gut erkannt. Kein deutscher Staatsmann und kein angesehener deutscher Staatsrechtslehrer hat je davon gesprochen oder daran gedacht, daß die Weltherrschaft das Ziel deutschen Ehrgeizes sei.

Warum glaubte die Türkei, daß ihre Zukunft mit derjenigen Deutschlands verknüpft sei? Über fünfzig Jahre lang war Großbritannien der Beschützer der Türkei, nicht aus Liebe zur Türkei, sondern aus Furcht vor Rußland. Vor ungefähr zehn Jahren machte Großbritannien auf Kosten des hilflosen Persien Frieden mit Rußland. Die Türkei erkannte, was für sie in Bereitschaft stand. Aber die Türken sind keine Perser, und sie zogen den Kampf dem Schicksal Persiens (oder Polens) vor.

Als Großbritannien das Interesse an der Türkei verlor, trat Deutschland an seine Stelle. Es war das Ziel der deutschen Politik, die Türkei von innen heraus durch militärische Neuschöpfung und durch die Entwicklung der ökonomischen Quellen des Landes zu kräftigen. Eine starke Türkei lag im Interesse Deutschlands, eine schwache Türkei in demjenigen Rußlands und Großbritanniens.

Als die Jungtürken siegreich waren, triumphierte die britische Presse über den, wie sie glaubte, Fehlschlag der deutschen Politik, aber die Jungtürken erkannten sehr bald, daß Deutschland doch der einzige wahre Freund der parlamentarischen Türkei sei, ebenso, wie es derjenige der despotischen Türkei gewesen war. Denn die Türken wußten, daß Deutschland die einzige Großmacht war, die nicht nach türkischem Landbesitz strebte, und die erste Pflicht jeder Regierung, ob demokratisch oder despotisch, ist die Sicherheit und Unabhängigkeit ihres Volkes.

Digitized by Google

Aber ein deutscher Sieg bedeutet nicht nur die Wiedergeburt der Türkei, er wird auch ein neues Zeitalter für die Völker Asiens bedeuten; Japan hat der Welt gezeigt, daß ein asiatisches Volk fähig ist, sich selbst zu regieren und zu verteidigen.

Wenn die Türkei ihre Unabhängigkeit gegen die Heere Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs mit Deutschlands Hilfe aufrechterhalten konnte, warum sollte nicht Persien nach Unabhängigkeit streben, warum nicht die Völker Zentralasiens, warum nicht Indien mit seiner alten Kultur? Das ist es, was denkende Engländer mit Furcht und Zittern erfüllt. Deutschland kann niemals hoffen, Persien oder Indien zu beherrschen, aber es ist wohl imstande, beiden Ländern zur Gewinnung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit behilflich zu sein, und sein organisatorischer Geist kann beiden helfen, eine beständige Regierung einzurichten. Je länger der Krieg dauert, um so wahrscheinlicher ist es, daß die asiatischen Völker ihre Unabhängigkeit erlangen werden.

Und jetzt kommen wir zur wahren Bedeutung eines deutschen Sieges. Natur und Geschichte haben den Deutschen die materielle Grundlage zu einem Weltreich versagt. Wäre es nicht so, so würden sie zweifellos schon lange versucht haben, ein Weltreich zu gründen, gerade so wie die Engländer und Russen. Aber sie kennen die Grenzen, die das unerbittliche Schicksal ihnen gezogen hat. Sie waren gezwungen, sie anzunehmen, und haben ihre nationale Politik dementsprechend eingerichtet.

Deutschland ringt gezwungenerweise nach der Unabhängigkeit der Völker, und ein deutscher Sieg ist das Zeichen für das Ende der großen, sich auf Eroberungen aufbauenden Weltreiche; ein deutscher Sieg wird die Demokratie und das Zusammenwirken der Völker zur Herrschaft bringen. Hierzu wird Deutschland (wie auch jedes andere Volk) nicht aus Nächstenliebe getrieben, sondern aus der Erkenntnis seines Lebensinteresses. Es ist im Interesse Deutschlands, daß die Balkanstaaten sich des Friedens und einer beständigen Regierung erfreuen, daß die Türkei ihre Hilfsquellen erschließt, daß Persien frei und unabhängig ist, daß Ägypten über seine eigene Wirtschaftspolitik bestimmt, daß die Tür nach China offen bleibt und daß dieses Land stark und unabhängig ist, sowie daß das Seerecht von allen seefahrenden Völkern gemeinsam aufgestellt wird und nicht von einem einzigen Volke, seinen eigenen Interessen entsprechend.

Alles dies liegt aber auch im Interesse der Vereinigten Staaten, und aus diesem Grunde haben wir Deutsch-Amerikaner und einige andere Amerikaner stets behauptet, daß die ausländischen Interessen dieses Landes und die Interessen Deutschlands im wesentlichen die gleichen sind. Die Zeit naht, wo dies erkannt werden wird.

Daß ein deutscher Sieg neues Leben für die unterdrückten kleineren Völkerschaften bedeuten wird, kann man an zwei Tatsachen neueren Datums erkennen. Wie bekannt, ist Belgien nicht ein Staat, der auf gemeinsamen Nationalitäten begründet ist. Es gibt zwei Völker und zwei Sprachen in diesem Lande: das vlämische, das ungefähr 55 % der ganzen Bevölkerung ausmacht, und die Wallonen. Es hat eine vlämische Bewegung beinahe seit Errichtung des belgischen Staates im Jahre 1831 gegeben.

Digitized by Google

Die Vlamen kämpften für die Anerkennung ihrer Sprache gegen die französische der Wallonen. Diese Bewegung hatte insoweit Erfolg, als die vlämische Sprache von der belgischen Regierung in der Theorie als offizielle Sprache Belgiens anerkannt wurde; in der Praxis war es jedoch für jeden Vlamen unmöglich, eine höhere Stellung in der Regierung oder sonstwo zu bekleiden, wenn er sich nicht dazu entschloß, die französische Sprache zu gebrauchen.

Seit der deutschen Einnahme hat die vlämische Bewegung neues Leben erhalten. Sie ist durchaus nicht pro-deutsch, sondern anti-wallonisch-französisch. Welches auch immer die politische Stellung Belgiens nach dem Kriege sein möge, ein deutscher Sieg wird den Vlamen den unbeschränkten Gebrauch ihrer Sprache und die volle Anerkennung ihres nationalen Lebens sichern.

Die zweite bedeutungsvolle Tatsache, die unsere Zeitungen übersehen haben, hängt mit Polen zusammen. Am 15. November ist eine neue polnische Universität in Warschau in Gegenwart des Militär-Gouverneurs eröffnet worden. Sie soll die frühere russische Universität ersetzen. Der Charakter der Universität sichert ihr das Polnische als Unterrichtssprache. Zu gleicher Zeit ist eine Hochschule für technische Studien mit Polnisch als Unterrichtssprache eröffnet worden.

Schon zu Beginn des Krieges bestand kein Zweifel, auf welcher Seite die Sympathie und das Interesse der Polen Preußens und Österreichs mitkämpften, aber die Polen in Rußland waren geteilt. Heute hat die große Mehrzahl der russischen Polen erkannt, daß ihre nationale Zukunft und Entwicklung von dem Sieg der Mittelmächte abhängt. Sie nehmen die Worte des deutschen Reichskanzlers zu ihrem vollen Werte an, während die meisten von ihnen die in Zeiten der höchsten Not gegebenen russischen Versprechungen immer diskontiert haben.

Bis jetzt haben wir von den politischen Folgen eines deutschen Sieges gesprochen. Sie werden wohl Europa und Asien, aber schwerlich unser eigenes Land betreffen. Aber es gibt andere Folgen, die sich in unserem Lande sowohl wie in anderen industriellen und kommerziellen Ländern schwer fühlbar machen werden. Es wird behauptet, daß ein siegreiches Deutschland sicherlich die Monroe-Doktrin umstoßen und sogar eine Invasion der Vereinigten Staaten in Erwägung ziehen wird. Aber selbst ein Laie in militärischen Sachen sieht, daß keiner der Kriegführenden versucht hat, ein Heer an den feindlichen Küsten zu landen, mit Ausnahme an den Dardanellen. Weder haben die Deutschen versucht, Truppen in England oder im Norden von Riga, noch die Briten, Truppen in Belgien zu landen, um die Deutschen im Rücken anzugreifen.

Die Landung an den Dardanellen war nur möglich, nachdem die Verbündeten einige neutrale und unverteidigte Inseln besetzt hatten, die ihnen als Stützpunkte dienen sollten. Ein Neuling in Marine-Angelegenheiten kann sehen, daß keine moderne Flotte fähig ist, sich ernstlich in feindliche Operationen, 4000 Meilen von ihrer Basis entfernt, einzulassen. Solchen Leuten, die versuchen, das amerikanische Volk aufzuhetzen, indem sie ihm das Gespenst einer deutschen Invasion in Nord- und Südamerika vormalen, müssen wir den guten Glauben oder den gesunden Verstand absprechen.

Nein, die Folgen eines deutschen Sieges werden in unserem Lande ganz


Digitized by Google

andere sein. Wir sehen heute die Heere Deutschlands auf feindlichem Boden, obgleich sie von ihren Gegnern an Zahl bedeutend übertroffen wurden. Es sieht ganz so aus, wie ein Sieg der Qualität über die Quantität. Es ist unmöglich, länger die Behauptung von einer Selbstherrschaft oder einer militärischen Kaste aufrechtzuhalten, die ein Volk widerwillig in einen Angriffskrieg treibt.

Keine despotische Regierung und keine Regierungskaste haben vollbracht, was die Deutschen während der letzten sechzehn Monate getan haben. Die Demokratie allein ist zu solchen Anstrengungen fähig.

Aber was ist deutsche Demokratie und wie arbeitet sie in der Praxis? Es besteht ein höchst interessantes politisches Dokument, das die Antwort enthält, nämlich das Programm von 1912 der amerikanischen Fortschrittspartei. Ich will nur die wichtigsten Sätze anführen.

Die Fortschrittspartei verlangt die Erhaltung der menschlichen Kräfte durch aufgeklärte Maßnahmen des sozialen und industriellen Rechtes; Gesetze zur Verhütung von Unglücksfällen in der Industrie; ein Mindestmaß von Sicherheits- und Gesundheitsvorschriften für die verschiedenen Beschäftigungen; einen Ruhetag in der Woche für alle Lohnarbeiter; Entschädigung beim Tode durch Unglücksfälle in der Industrie; Versorgung in Krankheit und Alter durch ein ganzes System von sozialer Versicherung; Beseitigung der letzten Spur von Analphabeten aus der amerikanischen Jugend und die Einrichtung von Fortbildungsschulen für industrielle Erziehung.

Das fortschrittliche Programm verlangt ferner eine strenge nationale Einrichtung von zwischenstaatlichen Körperschaften, um die ungeheure heimliche und unverantwortliche Macht über das tägliche Leben der Bürger, welche die Zusammenhäufung enormer Reichtümer in die Hände von wenigen Männern gebracht hat, zu entkräften; es verlangt die Errichtung einer strengen verbündeten Kommission, um industrielle Organisationen zu beaufsichtigen; die Zusammenwirkung von Bundesregierung und Fabrikanten und Erzeugern, um unseren Außenhandel auszudehnen; eine unparteiische Zolltarifkommission, die Erhaltung und Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen im Interesse des ganzen Volkes, die Entwicklung landwirtschaftlichen Kredites und Zusammenarbeitens, öffentliche Gesundheitsvorschriften, Zwang und Ausdehnung der Zivilverwaltung, Sparsamkeit und Wirksamkeit der Staatsverwaltung.

Diese sind einige der wichtigsten Grundpfeiler des 1912er Programms der Fortschrittspartei; alle diese Forderungen sind grundsätzlich von der deutschen Regierung und dem deutschen Volke in den letzten dreißig Jahren anerkannt und die meisten davon in die Praxis übertragen worden.

Ja, bei der Besprechung des Zusammenwirkens zwischen Regierung und Handel erwähnt die Fortschrittspartei tatsächlich, daß Deutschland den Weg dazu gewiesen habe. Ich glaube, niemals in der Geschichte der amerikanischen Parteien hat ein nationales Programm ein fremdes Land als Vorbild bezeichnet.

Die fortschrittliche Bewegung in diesem Lande ist ein Versuch, um deutsche Regierungsgrundsätze und Methoden auf amerikanische Verhältnisse anzuwenden, amerikanische Einrichtungen zu verdeutschen, oder wenn man will, zu verpreußen.

Digitized by Google

Zwei Drittel des fortschrittlichen Programms sind eine amerikanische Übertragung von deutschen Regierungsmaßnahmen.

Ein deutscher Sieg bedeutet den Sieg der fortschrittlichen Gesetzgebung in unserem Lande, selbst wenn die Fortschrittspartei eingehen sollte.

Herr Duncan-Clark hat die Grundideen der fortschrittlichen Bewegung, wie folgt, zusammengefaßt: Menschenrechte stehen über Eigentumsrechten, Gerechtigkeit ist ein höherer Begriff als Barmherzigkeit, Ehrlichkeit ein höherer als Erfolg, Zusammenarbeit ist der menschlichen Wohlfahrt und dem Fortschritt förderlicher als Wettbewerb, und das höchste Ideal des Staatsbürgers ist Dienen. Dies sind alles Grundsätze, die die deutsche Regierung in der Theorie und Praxis unterstützt, und diese Gundsätze werden in der Welt triumphieren durch einen deutschen Sieg. Es wird mehr durch das Volk und für das Volk regiert werden.

Und hier kommen wir zu dem Kernpunkt der deutschfeindlichen Gesinnung in unserem Lande. In der ganzen Welt hat der Kapitalismus eine instinktive Abneigung gegen die deutsche Regierung; der Sitz des Kapitalismus jedoch ist in London, und seine bedeutendste Abzweigung ist Wall-Street. In England ist es dem Kapitalismus unter der Maske parlamentarischer Formen gelungen, sich auf Kosten der englischen Volksmasse eine erhabene Stellung zu schaffen. Kapitalismus bedeutet Regierung weniger für wenige. Aber deutsche Regierungsgrundsätze sind unerbittlich gegenüber der Herrschaft des Kapitalismus auf Kosten des Volkes.

Die Deutschen waren die ersten, die erkannten, daß unbeschränkter Kapitalismus die Unterjochung der Massen bedeutet, sei die Regierungsform monarchisch oder republikanisch. Die fortschrittliche Bewegung war in unserem Lande der erste organisierte Angriff gegen die verderblichen Einflüsse des Kapitalismus.

Zusammenarbeit ist der charakteristische Zug des deutschen Staates. Schon lange vor dem Kriege ist sie grundsätzlich eingeführt worden; während des Krieges hat sie alle Schichten das nationalen Lebens durchdrungen. Zusammenarbeit als ein angewandter Regierungsgrundsatz ist ohne Frage eine Form des Sozialismus, eine zusammenfassende Gesellschaftsform. Alle kriegführenden Länder sind gezwungen worden, ihre Zuflucht zur grundsätzlichen Zusammenarbeit zu nehmen, und sie haben viele Maßregeln eingeführt, die vor dem Kriege in einer kapitalistischen Gesellschaftsform unbegreiflich gewesen wären, aber nirgends werden sie so erfolgreich ausgeführt wie in Deutschland, denn die ganze deutsche Entwicklung vor dem Kriege strebte nach Zusammenarbeit. Zusammenarbeit ist der geeignetste Grundsatz für neue Lebensbedingungen im Frieden, sie hat sich aber auch als solcher in Kriegszeiten erwiesen. Trotz seiner gerühmten Freiheit des Individuums hat England auch das deutsche System der Zusammenarbeit angenommen. Aber fundamentale Veränderungen in Regierungsgrundsätzen können nicht im Handumdrehn ausgeführt werden. England verdankt seinen Mißerfolg seinen veralteten Regierungsgrundsätzen, die sich auf die unbeschränkte persönliche Freiheit früherer Generationen, auf den unbeschränkten Wettbewerb stützen. Deutschland verdankt seinen Erfolg seinen modernen Grundsätzen. Deutschland hat der Welt bewiesen, daß Zusammenarbeit mächtiger ist als Wettbewerb.

Digitized by Google

Ein deutscher Sieg bedeutet, daß der Grundsatz der Zusammenarbeit einen Platz im politischen und ökonomischen Aufbau aller Länder erhalten muß, die nicht in ihrer nationalen Entwicklung zurückbleiben wollen. Notwendigerweise wird das die Niederwerfung des Kapitalismus und die Erhebung des einfachen Volkes bedeuten. Dieser Grundsatz wird keineswegs die Entfaltung starker Persönlichkeiten unterdrücken, aber er wird das englische Ideal des Staatsbürgers, das persönliche Freiheit bedeutet, durch das deutsche Ideal des Staatsbürgers, das Dienen heißt, ersetzen.

Wirksamkeit setzt Ehrlichkeit, Lust zur Arbeit und ein starkes Pflichtgefühl voraus. Diese sind die Grundeigenschaften der deutschen Wirksamkeit. Und ein deutscher Sieg wird diesen Eigenschaften auf der ganzen Welt einen höheren Wert verschaffen, als sie jemals vorher gehabt haben.

Die deutsche Wirksamkeit ist es, die die neutralen Völker zu fürchten haben werden, nicht deutsche Heere oder deutsche Kriegsschiffe.

(„New York American.")



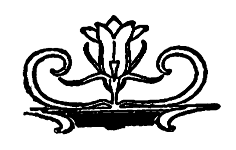
Totenfeier · Von Inge Karsten

Es ist die Stunde, da die Toten feiern
Im bleichen Mondlicht hinter Nebelschleiern —
Wehmütig sinkt Erinnerung auf mich.

Es ist die Stunde, da sich still vereinen
Das Lied Erlöster und der Menschen Weinen.
Tief in Vergangenes senkt die Seele sich.

Es ist die Stunde, da der Seele Flügel
Sich schwingen klagend über Grab und Hügel,
Darunter Schläfer ruh'n befreit von Not.

Es ist die Stunde, da zur Totenfeier
Novembersturm greift schaurig in die Leier,
Zu singen uns das alte Lied vom Tod.



Digitized by Google

Gräber

Von Inge Karsten

Nichts spricht ergreifender und überzeugender von Vergänglichkeit, als ein alter, weltvergessener Friedhof. Was hier vor langen Jahren unter heißen Tränen in die Erde gesenkt wurde, ist überwunden und nur noch wehmütiges Erinnern. Oft auch dies nicht einmal. Die Lebenden, die hier und da aus Pietät ein Grab schmücken, durch Generationen von den stillen Schläfern getrennt, tragen diese in ihren Herzen oft nur als ferne Kindheitserinnerung. Sie leiden keine Schmerzen an ihrer Ruhestätte, sie ist ein Ort der Andacht und Sammlung für sie geworden. Welch eine Heilkraft, welch ein starker Trost geht von diesen Gräbern aus, auch für die, die in keinerlei Beziehung zu den Toten gestanden haben, die in ihnen nur ein endlich Überwundenes sehen im Gegensatz zu der Wegstrecke, die noch vor ihnen liegt. Es liest sich in ihnen wie in alten vergilbten Büchern, aus wenigen Buchstaben nicht selten ein ganzes Schicksal. Die hier ruhen, trugen Leid wie wir, meisterten das Leben oder zerbrachen daran wie wir, und sind doch endlich zu Ausruhen und Frieden gekommen. Ob die, die hier nebeneinander ruhen, im Leben Freund oder Feind waren, wir wissen es nicht. Es ist Gras darüber gewachsen. Die Schmerzen, die hier unter Hügeln gebettet sind, tun niemand mehr weh. Sie sind in Wahrheit überwunden.

Wie ganz anders auf unsern modernen Friedhöfen. Durchwandert man die Gräberreihen mit ihrem bunten Blumenschmuck, ihren oft überladenen Inschriften und Gedenktafeln, so empfindet man nichts von einem Frieden, der die Welt überwunden hat. Diese modernen Grabstätten tragen noch allzusehr den Stempel der Gegenwart. Sie reden von heißen, unüberwundenen Schmerzen der Lebenden, von kaum überstandenem Leid der Dahingeschiedenen, das noch als frisch blutende Wunde in schmerzlich-lebendiger Erinnerung der Hinterbliebenen lebt. Die Totenklage an einem frisch aufgeworfenen Hügel ist lauter, als an einer Stätte, wo großblättriger Efeu sich um verlöschte Goldlettern rankt. Unsre neuen Friedhöfe umweht eine Leidenschaft des Schmerzes. Jedes Grab ist ein Aufschrei, eine Anklage, ein erbittertes, qualvolles Warum, selten ein sanftes Beugen unter einen unerforschlichen Willen. Jedes Grab hier ist eine schmerzlich ins Leben gerissene Lücke. So viel Einsamkeit, Verlassenheit, so viel Hilflosigkeit lassen diese Gräber zurück. Es sind alles Menschen, die mit uns durch die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit gegangen sind, die man, wenn auch nicht von Mund zu Mund, so doch einmal irgendwie kannte, mit denen man manche Wegstrecke, durch Liebe oder Haß verbunden, gemeinsam wanderte.

Wieviel Unverstandenes geht von diesen Hügeln aus, wieviel schmerzliches Fragen.

Auf dem Grabstein eines Kindes las ich diese Worte: „Er war unser ganzes Glück.“ Das klingt wie ein Aufschrei, wie Verzweiflung. Dieser Hügel birgt eine Mutter, die ihren unmündigen Kindern entrissen wurde; jener einen Mann in der Vollkraft seiner Jahre, der seiner jungen Witwe tiefstes Erleben war. An

Digitized by Google

einem andren Grabe steht, hilflos weinend, ein altes Mütterchen, das seine unter größten Sorgen großgezogenen Kinder hat hergeben müssen.

Der Tod fragt nicht nach Alter und Müdesein, und alle Blumen und Tränen rufen die Toten nicht zurück.

Auf einem Grabstein las ich das erlösende Bibelwort aus dem Buche der Weisheit: „Der Gerechte, ob er gleich zu zeitig stirbt, ist er doch in der Ruhe. Denn ein ehrliches Alter ist nicht, das lange lebet und viele Jahre hat: Klugheit unter den Menschen ist das rechte graue Haar, und ein unbefleckt Leben ist das rechte Alter."

In diesem Weisheitswort liegt, wie in keinem andren, die Antwort auf alles unverstandene Fragen, und besonders über einem Soldatenfriedhof könnte ich mir kein erlösenderes, befreienderes Wort denken.

„Ein ehrliches Alter ist nicht, das lange lebet oder viele Jahre hat." Sie alle, die dort liegen, traf der Tod in der Blüte oder Vollkraft ihres Lebens. „Ein unbefleckt Leben ist das rechte Alter." Was auch den einzelnen im Leben schuldig gemacht haben mag, sein Heldentod hat ihn entsühnt. Was ihn in seinem Tun vielleicht klein und wertlos gemacht, das löschte aus, als er sein eignes Schicksal unter das des Vaterlandes stellte, als er sein Blut für den heiligen Vaterlandsgedanken dahingab.

Vor diesem Weisheitswort muß alle Leidenschaft des Schmerzes verblassen, die der Gedanke an frische Heldengräber auslöst, die da und dort verstreut in Feindesland oder auf einem gemeinsamen Friedhof vereinigt sind. Dies Wort muß den Schmerz lindern, daß es uns nicht vergönnt war, den draußen verlassen Gestorbenen die starke helfende Hand entgegengestreckt zu haben, als sie durch die dunkle Pforte gingen; es muß uns darüber trösten, daß unsre trauernde Liebe ihre Hügel nicht schmücken darf.

Später einmal wird man diese Gräber alle in der Gloriole des Heldentums sehen, man wird zu ihnen wallfahrten als zu Marksteinen großer Vergangenheit. Dann sind sie Geschichte geworden. Heut' noch ist die Luft um sie mit heißer Totenklage erfüllt, und schwerer wie Grabsteine lasten auf ihnen die leiderfüllten Herzen von Eltern, Kindern, Frauen und Bräuten.

Menschen kommen und gehen. Auch an unsern Gräbern dereinst werden Menschen stehen, für die wir Vergangenheit geworden sind; sie werden uns um unsern Frieden beneiden, um unsre überwundenen Leiden.

Vielleicht wird dann nur ein schief gewehtes Kreuz an uns erinnern, das sich auf einem ungepflegten Rasenhügel erhebt, der nur durch eine sanfte Erhöhung als Grab sich kennzeichnet. Sonnenstrahlen spielen um uns und machen unsre unlesbar gewordenen Namenszüge schwach aufleuchten; ein wilder Rosenzweig rankt sich darum; irgendwo auf einem Aste singt ein Vöglein. Die Zeit ist über uns dahingerauscht, und die Stätte, wo wir ruhen, ist von der Welt vergessen. Unsichtbar aber schwebt darüber das Wort:

„Siehe wir preisen selig,
Die überwunden haben."



Digitized by Google

Die neuzeitliche Geldherrschaft

Von Paul Dehn

In den großen Demokratien der Gegenwart herrscht nicht das Volk, sondern mit Hilfe der Presse, die die öffentliche Meinung macht, und unter Mitwirkung schwächlicher Staatsleiter das Großkapital, die Hochfinanz. Diese Auffassung hat ein Mann ausgesprochen, der trotz seiner Deutschfeindlichkeit bei den deutschen Demokraten noch immer in hohem Ansehen steht und als Anhänger der Alliance Israelite Universelle besondere Kenntnis auch verborgener Beziehungen besitzt: Georg Brandes in Kopenhagen. In seinem Organ „Politiken" vom 13. August 1916 führte er den Ursprung des großen Krieges auf die Eifersucht großkapitalistischer Kreise in England zurück. Nach Abschluß des Bagdadbahnvertrages sei zwischen deutschen und französischen Großkapitalisten ein Einvernehmen angebahnt worden, das in London für bedenklich erachtet wurde. Man befürchtete davon eine Steigerung der Gefährlichkeit des deutschen Mitbewerbes auf dem Weltmarkt. Eduard VII. sei nach Paris gegangen und habe eingegriffen. Frankreich steht nach Brandes unter der Herrschaft von drei oder vier Pariser Großbanken. In England üben die Geldfürsten der Londoner City weitreichenden Einfluß auf die Politik. Einem so erfahrenen und klugen Kenner der Londoner und Pariser Hochfinanz, wie es Eduard VII. war, gelang es, die Annäherung deutschen und französischen Großkapitals zu vereiteln. Auf diese Weise entstand nach Brandes' Darstellung der englische Geschäfts- und Handelskrieg zum Besten der Bankdirektoren und Großindustriellen.

Wenn die Völker trotz ihrer Friedensliebe so häufig in Kriege verwickelt werden, so liegt das daran, sagt Brandes, daß die Frage über Krieg oder Frieden von einigen Diplomaten und Ministern entschieden wird, die in Wirklichkeit die Geschäfte der Banken und Großindustriellen betreiben.

Verfügt die Hochfinanz wirklich über so große Machtmittel, um die öffentliche Meinung und die leitenden Politiker zu beherrschen? Diese Frage ist zunächst an der Hand der offenliegenden nordamerikanischen Verhältnisse zu bejahen.

Ende März 1913 starb J. Pierpont Morgan. Nach den Ermittelungen der Steuerbehörde hinterließ er 68,9 Millionen Dollars = 290 Millionen Mark. Ein stattliches Vermögen, aber kaum zureichend, um dem Besitzer eine politische Machtstellung zu sichern, wie er sie in Wirklichkeit behauptete. Wenn der Nachlaß Morgans richtig ermittelt wurde, was nicht ganz außer Zweifel steht, so bezog er sich eben nur auf das persönliche Vermögen eines, wenn auch führenden, Mitgliedes des großen Bankhauses.

Morgan war übermächtig geworden durch die sogenannte Reorganisation d. i. Vertrustung der Eisenbahnen, des Bankgeschäfts, der Kohlengruben und wichtiger Industriezweige, insbesondere unter dem Präsidenten Roosevelt, der trotz seiner demokratischen Reden den Interessen der Trustmagnaten diente. Wie Morgan zu Werke ging, hat Gustav Myers in seiner „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" unter Beibringung unzweifelhafter Belege anschaulich

Digitized by Google

dargestellt. Nach Erwerb des Carnegieschen Stahltrusts, der 1900 mit sechs Milliarden Kapital gegründet wurde, besaß Morgan überwiegende Anteile an Hunderten von Trustgesellschaften mit Kapitalien in Höhe von annähernd 100 Milliarden Mark, mit Tausenden von Angestellten und Aktionären und übte darüber in Verbindung mit Geldgrößen zweiten und dritten Ranges eine „Kontrolle", die einer Beherrschung gleichkam.

An die Morgangruppe wandten sich die englischen Vermittler bei Kriegsausbruch mit dem Ersuchen um Kriegsbedarf und Geld. Anfangs hielt es Präsident Wilson nicht für zulässig, daß der kriegführende Vierverband von der neutralen Union her unterstützt wurde, und zögerte mit seiner Zustimmung zur Ausfuhr von Kriegsbedarf und Anleihegeld nach England, wurde aber durch den Druck der Morgangruppe gefügig gemacht. Der eifrige Vertreter weltfriedensfreundlicher Bestrebungen mußte es geschehen lassen, daß der Krieg durch die amerikanischen Massenlieferungen von Kriegsbedarf bedenklich verschärft und verlängert wurde. Die Kriegsindustrie blühte. Nach der amtlichen Statistik der Union belief sich seit Kriegsbeginn bis Ende März 1916 ihre Ausfuhr an Pulver, Patronen, Dynamit und Schießwaffen auf rund 715 Millionen Mark, an Sprengstoffen, Stacheldraht, Eisen und sonstigem Kriegsbedarf auf 3900 Millionen Mark, die Ausfuhr ihrer gesamten Kriegsindustrie demnach auf über 4,6 Milliarden Mark! Der Stahltrust erzielte für die beiden ersten Vierteljahre 1916 einen Gewinn von 517 Millionen Mark. Bei Vermittlung der englisch-französischen Anleihen soll die Morgangruppe nach einer Mitteilung des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" im Jahre 1915 gegen 300 Millionen Mark rein verdient haben.

Solange das Geschäft mit Kriegsbedarf und Anleihen fortgesetzt werden kann, wird die Morgangruppe den Präsidenten Wilson von Friedensvermittlungsversuchen abhalten. Gerät aber England durch den Verlauf des Krieges in finanzielle Schwierigkeiten, wird sein Kredit erschöpft, seine Zahlungsfähigkeit zweifelhaft, bietet das Kriegs- und Anleihegeschäft keine Gewinnaussichten mehr, dann erkennt auch die Morgangruppe das Friedensbedürfnis der Völker und wird dem Präsidenten Wilson gestatten, als Friedensvermittler einzugreifen, mit dem Schein der Uneigennützigkeit, aber mit dem ganzen Einfluß der Union zugunsten jener Macht, mit der man so glänzende Geschäfte erzielt hat und noch fernerhin abzuschließen hofft.

So führt die Demokratie, die in der Theorie eine Volksherrschaft sein soll, in der Praxis zu einer Herrschaft des Großkapitals unter weitgehender Bestechung der Presse, der Volksvertretung und der Regierung und nach Maßgabe der Interessen zu Völkerkriegen von beispielloser Ausdehnung und Verschärfung.

Es ist kein Zweifel, daß der Vierbund auf Tod und Leben bekämpft wird von einer Mächtegruppe, die mit England, dem Geldgeber des Krieges, an der Spitze unter der Oberherrschaft des Großkapitals steht. Das englische Großkapital hat mit dem französischen durch Gold und Bestechung zunächst Rußland und Italien als Geschäftsgenossen und schließlich durch das nordamerikanische Großkapital auch die große Republik jenseits des Meeres als stillen Teilhaber gewonnen.

Digitized by Google

Siegt der Vierverband, so erhofft das führende Großkapital neue ungeheure Gewinne von phantastischen Kriegsentschädigungen, von einem wirtschaftlichen Aufschwung, von der Verwertung eroberter Landesteile, auch von internationalen Vertrustungen, und wird durch die gefügigen Zeitungen, Parlamentarier, Minister und Staatsoberhäupter noch lauter als bisher die alten Ideale von Volksfreiheit und Weltfrieden mit dazugehöriger Abrüstung verkünden lassen.



Heimkehr · Von Alice Weiß-v. Rucketeschell

I.

Mutter, wenn ich nun dich wiederseh',
Sag', ist dann mein wirrer Traum zu Ende?
Deine Haare sind wie Winterschnee,
Weich und streichelnd deine lieben Hände.

In den Augen, mild und liebevoll,
Zittern werden blanke, heiße Tropfen,
Wenn ich in die reinen schauen soll,
Wird mein sündig Herze schneller klopfen.

Werde schluchzend sinken in die Knie.
— Bin so ohne Frieden, ohne Segen —
Müde werd' ich, müde wie noch nie,
Meinen Kopf in deine Hände legen.

Und du streichelst sanft mein wirres Haar,
Kannst in meiner armen Seele lesen,
Und mir wird so selig — wunderbar,
Still — als wär' ich niemals fort gewesen.

II.

Mutter, frag' mich nimmer, wie es war,
Alle meine Tempel sind zerbrochen,
Über alles, was mir heilig war,
Haben sie das Lästerwort gesprochen.

Aus den Händen — sieh — nun sind sie leer, —
Haben sie den Opferkrug geschlagen,
Und die sind wie eine Welt so schwer,
Seit sie nichts als ihre Leere tragen.



Digitized by Google



Das Königreich Polen

Aus den Händen Deutschlands und Österreich-Ungarns, so etwa sagte der Reichskanzler einer Abordnung polnischer Vaterlandsfreunde, empfängt das polnische Volk sein wiederkommendes Königreich. „Das Volk," — wie Herwegh sang — „das blutend vor dem Himmel stand — Und keine andre Hilfe fand — Als die Verzweiflung der Poeten."

Heilig haben die Polen allzeit ihr Volkstum gehalten. Das gereicht ihnen zu hoher Ehre. Folgen wir einem Rückblick auf die Geschichte Polens im — „Vorwärts":

Die Anfänge des Königreichs Polen verlieren sich in die Nebel historischer Unklarheit, aus denen in schärferen Umrissen erst die Fürsten Lech und Popiel und nach deren Tode Piast, der Begründer des Fürstengeschlechts der Piasten, hervortreten. Piasts Nachfolger Mscislaw war es vergönnt, die zerstreut zwischen Weichsel und Oder liegenden polnischen Gemeinden zu einem festen Staatswesen zusammenzufassen, die durch die Eroberung Pommerns, Krakaus und Kleinpolens sowie Schlesiens unter seinen Nachfolgern noch erweitert wurde. Mscislaw hatte 966 das Christentum angenommen und das Bistum Posen begründet. Aber Bruderzwist und Bürgerkriege, die verhängnisvollen Erbschäden des polnischen Staatswesens, hemmten in der Folge die politische Entwicklung des Piastenreiches und gaben den scheelsüchtigen Nachbarn die gern benutzte Gelegenheit, das wehrlose Land zu überfallen und ein Stück nach dem andern abzutrennen, bis durch die Wahl König Wenzels von Böhmen im Jahre 1300 endlich der Mann ins Land kam, der die Ruhe wiederherstellte. Zwar gingen das Kulmer Land und Pommern an den Deutschorden verloren, dafür wurden aber Halicz, Wlademir, Kujawien und andere russische Fürstentümer mit dem Königreich vereint.

Durch die Verheiratung der Königin Hedwig, die im Jahre 1384 den Königsthron von Polen bestiegen hatte, mit dem Großfürsten Jagello ging die Erbfolge auf die Jagellonen über, deren Herrschaft die höchste politische und wirtschaftliche Blüte Polens bezeichnet. Polen erhob sich unter den Jagellonen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert zum wichtigsten Staate Osteuropas; es umfaßte mit dem Gebiet Krakau die Herzogtümer Schlesien, Kujawien, Masowien sowie das Großfürstentum Litauen und war nur durch das Gebiet des Deutschordens von der Ostsee getrennt. Nachdem 1413 Litauen mit der Krone Polens fest vereinigt war, wurden 20 Jahre später Rotrußland und Podolien hinzugewonnen. Den Gipfel der Machtstellung Polens bezeichnet die Lubliner Union von 1569, die, nachdem im zweiten Frieden zu Thorn der Deutschorden nach 13jährigem Kampf Westpreußen und Ermland an Polen hatte abtreten müssen, ein Polen mit einem Flächeninhalt von 940 000 qkm und 35 Millionen Einwohner begründet. Aber schon zur Zeit der Hochblüte Polens entwickelten sich auch bereits

Digitized by Google

die Keime, die seinen Verfall vorbereiten halfen. Durch die Verbreitung der Reformation, die fünf Sechstel der polnischen Bevölkerung für sich gewann, begann eine Zeit erbitterter religiöser Kämpfe, deren zersetzender Einfluß durch die Herrschsucht eines aufsässigen Adels noch wesentlich gesteigert wurde. Dazu kam, daß, nachdem mit dem Tode König Sigismunds II. im Jahre 1572 der jagellonische Mannesstamm ausgestorben war, die bisher nur theoretische Frage der Königswahl plötzlich praktische und für Polen recht unheilvolle Bedeutung erlangte. Die Einberufung des „Konvokationsreichstages", dem die Königswahl vorbehalten blieb, übertrug dem einfachsten Adeligen die Macht eines Königswählers und öffnete den Ränken des Adels und den Umtrieben der auswärtigen Mächte Tür und Tor. In Wahrheit war nach dem Aussterben der Jagellonen Polen keine Monarchie mehr, sondern eine Adelsrepublik mit einem Scheinkönig an der Spitze.

Umsonst bemühte sich der 1575 vom Reichstag gewählte Stephan Bathori von Siebenbürgen, der die Schwester des letzten Jagellonen geheiratet hatte, dem Königtum, nachdem er in den Russenkriegen siegreich gewesen war und Dorpat erobert hatte, seine alte Selbständigkeit zurückzugewinnen. Er fand in dem von den Jesuiten unterstützten Adel den heftigsten Widerstand und mußte es mit ansehen, daß infolge des Wiederaufflammens der religiösen Gegensätze die deutsche Bevölkerung, der Polen in wirtschaftlicher Beziehung so unendlich viel zu danken hatte, allmählich auswanderte, was mit einem Schwinden des selbständigen Bürgerstandes gleichbedeutend war. Die Episode König Sigismunds III., mit dem ein Mitglied der schwedischen Adelsfamilie Wasa auf den polnischen Thron gelangte, brachte eine kurze Vereinigung mit Schweden, das sich aber bald wieder von Polen losriß. Es kam zum Kriege mit Schweden. Aufstände des arg bedrückten Volkes, Treibereien der Jesuiten und des Adels verschlimmerten die innere Lage des Landes immer mehr. Das vielbesprochene Vetorecht, das jedem Schlachtschitzen gestattete, willkürlich die Beschlüsse des Reichstages über den Haufen zu werfen, und das Parteiunwesen waren es hauptsächlich, die die Staatshoheit untergruben. Mit dem Antritt der Herrschaft der sächsischen Kurfürsten als Könige Polens schoß die böse Saat des Bürgerkrieges wieder üppig in die Halme.

Die Zwietracht der sich gegenseitig bekämpfenden Königswähler brachte es auch mit sich, daß Polen in seiner auswärtigen Politik mehr und mehr in hilflose Ohnmacht verfiel. Der Versuch der Familie Czartoryskis, eine erbliche Monarchie zu begründen, scheiterte nicht nur, sondern gab auch Rußland den Anlaß, sich einzumischen und durch Erzwingung der Wahl des Günstlings Katharinas II., Stanislaus Poniatowskis, die Hände ins Spiel zu bekommen. Fast humoristisch mutet es an, daß die Russen just die Frage der Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken dazu benutzten, sich als Verteidiger der Dissidenten aufzuwerfen, was ihnen die billige Gelegenheit verschaffte, zum Schutz dieser Dissidenten mit einem starken Heer in Polen einzurücken. Da es augenscheinlich darauf abgesehen war, Polen ganz in russische Gewalt zu bekommen, traten Österreich und Preußen als Friedensvermittler auf, und nach langer Beratung einigte man sich endlich dahin, durch eine Teilung Polens der auf den polnischen Bissen lauernden Eroberungsgier der Russen einen Strich durch die Rechnung zu machen. So kam am 17. Februar 1772 der erste Teilungsvertrag zwischen Rußland, Österreich und Preußen zustande, der Polen 241000 qkm Land und 5 Millionen Einwohner kostete. Vergeblich versuchte man durch Abschaffung des Vetorechts und der Konföderationen und Einführung der Erblichkeit der Krone im sächsischen Kurfürstenhause das sinkende Staatsschiff wieder flott zu machen. Rußland war der Appetit beim Essen gekommen, und 1793 sah sich Preußen gezwungen, um einer vollständigen Vernichtung Polens durch Rußland vorzubeugen, mit Truppenmacht in Polen einzudringen. Die Folge war die zweite Teilung Polens, die Danzig und Thorn in deutschen Besitz brachte, während Rußland sich durch Bemächtigung der östlichen Provinzen einen Landgewinn von 250000 qkm sicherte.

Digitized by Google

Da erhob sich der Nationalheld Thaddäus Kosciuzko zum Kampf für Vaterland und Freiheit, und wenn er zunächst auch Erfolg erzielte, so brachte ihn doch der ewige Zwist zwischen den Adelsgruppen wieder um die Früchte des Sieges und schließlich auch zu Fall. Nach der Waffenstreckung der polnischen Armee kam es dann zur dritten Teilung Polens zwischen Preußen, Rußland und Österreich. Die Hoffnung, daß die geflohenen Führer der Bewegung in Frankreich Hilfe für ihr Land finden würden, wurde bald von schmerzlicher Enttäuschung abgelöst. Napoleon hatte wohl nach dem Sturze Preußens aus den Preußen abgenommenen Teilen Polens ein Großherzogtum Warschau, das 1809 durch das von Österreich abgetretene Westgalizien vergrößert worden war, gegründet, aber das Glück der Nation war ihm, dem es nur darauf ankam, Soldaten aus Polen zu ziehen, doch völlig gleichgültig. Das Kartenhaus aus dieser napoleonischen Staatengründung fiel denn auch nach der Vernichtung der großen Armee im Jahre 1812 wieder zusammen. Der Wiener Kongreß beschloß dann die vierte Teilung Polens, mit der der Rest der Monarchie, das Königreich Polen oder Kongreßpolen, an Rußland fiel. Die im stillen glimmenden Funken des Hasses gegen den russischen, mit brutaler Willkür auftretenden Unterdrücker schlugen am 18. Januar 1831 zur Empörungsflamme empor, aber der Aufstand wurde, wenn auch nicht ohne Mühe, unterdrückt und brachte Polen nur eine Verschärfung des Knutenregiments, das alles nationale Leben vernichtete, trotzdem aber den glimmenden Brand nicht zu löschen vermochte. Die Emigrierten waren ohne Unterlaß in Paris an der Arbeit, eine neue Erhebung vorzubereiten. Eine aufrührerische Bewegung löste denn auch die andere ab, bis sich Polen am 25. Februar 1861 zur letzten großen Kraftanstrengung aufraffte. Die von Rußland angeordnete Rekrutierung gab den letzten Anstoß dazu, daß sich der Aufstand zum Bürgerkriege entwickelte. In dem folgenden Bandenkriege wurden hier und da wohl russische Truppenabteilungen geschlagen, aber schließlich unterlagen die Freiheitskämpfer der russischen Übermacht. Ein furchtbares Strafgericht folgte. Man erstickte den letzten Rest polnischer Freiheit im Blute, und des Zaren Henker Berg und Murawjew sorgten ausreichend dafür, daß die anbefohlene Russifikation auch nachdrücklich durchgeführt wurde.

Von 1864 bis 1914 stand Polen im Zeichen der russischen Schreckensherrschaft, die mit blindwütiger Brutalität jede Spur nationalen Lebens zu vernichten trachtete, und von der erst die Truppen der Verbündeten die Opfer der russischen Erstickungspolitik befreit haben.



Materialistische Weltgeschichte?

Einer Art Abrechnung mit der „materialistischen Geschichtsauffassung“, wie sie von den beiden Begründern der sozialdemokratischen Weltanschauung, Marx und Engels, am klarsten und eindrücklichsten geformt wurde, unterzieht sich Naumann in der „Hilfe“:

Die Abhängigkeit der bedeutenden Geschichtsereignisse von wirtschaftlichen Vorgängen wurde gegenüber einer früheren mehr idealistischen Auffassungsweise einseitig in den Vordergrund gestellt, und die persönlichen Willensakte der Einzelmenschen wurden als ein trügerischer Schein betrachtet, der bei genauerem Studium der Vorgänge zerfließen müsse. Es sei das Ende der Monarchengeschichte, Heldengeschichte, kurz der persönlichen Geschichtschreibung gekommen, und man solle nur noch Klassenkämpfe, Nahrungsstreitigkeiten, Profitkonkurrenzen, Betriebsgegensätze, Verkehrsfolgen und ähnliches in hundertfältiger Verflechtung vor sich sehen. Eine Zeitlang schien es so, als gehöre die Zustimmung oder Ablehnung dieser Gedankengänge zum Parteiprogramm der Sozialisten oder Antisozialisten, aber das ist schon ziemlich lange vorübergegangen, denn innerhalb des Sozialismus wurde man sich immer stärker bewußt, daß eine fortschrittliche Partei gar nicht ohne lebhafte Anspannung des als frei gedachten

Digitized by Google

idealen Willens auskommen könne, außerhalb der sozialistischen Kreise aber wurde immer allgemeiner zugegeben, daß in der wirtschaftlichen Geschichtserklärung ein sehr wichtiges, früher allzusehr übersehenes Wahrheitselement enthalten sei. Die Auseinandersetzung schob sich aus der Tagesagitation rückwärts in die Studierstuben der historischen und politischen Denker, wohin sie auch gehört. Dort aber war und blieb sie von großer Bedeutung. Man merkte, daß in der Frage nach der materialistischen Geschichtsauffassung nur eines der allerältesten und dunkelsten Menschheitsprobleme eine neuere Form des Ausdrucks gefunden hat, nämlich das Problem, ob es in der Welt einen freien Willen gibt oder nicht, daß aber die Verwickeltheit des alten Willensproblems in keiner früheren Art der Fragstellung so handgreiflich zutage trat, als gerade in dieser. ...

Wenn die materialistische Geschichtsauffassung grundsätzlich richtig ist und den Kern der Geschichtserkenntnis in sich schließt, dann muß der Weltkrieg in Anfang und Verlauf sich dieser Erklärung einfügen. Mit anderen Worten: Der spätere Historiker muß beim Rückblick auf das Jahr 1914 schreiben können, es sei eine so unerträgliche wirtschaftliche Spannung vorhanden gewesen, daß sie sich gar nicht mehr anders entladen konnte, als gerade durch diesen unheimlichen, gewaltigen Krieg. Man wird vom späteren Geschichtschreiber zwar nicht fordern dürfen, daß er jeden kleinen Einzelakt des übermenschlichen Dramas auf Wirtschaftsgründe zurückführe, denn so streng ist der geschichtliche Materialismus von seinen eigenen Hauptvertretern gar nicht gefaßt worden, aber man wird für die Hauptbewegungen sichtbare Wirtschaftsursachen erwarten. Daß das der gewissenhafte zukünftige Historiker in genügendem Umfange wird leisten können, halten wir für ausgeschlossen.

Es ist in der Kriegsliteratur vielfach und an sehr verschiedenen Stellen der Versuch gemacht worden, die Anfangsereignisse als Wirtschaftsfolgen darzustellen. ... Da die gegenwärtigen Völkerbeziehungen im Zeitalter des Verkehrs hundertfältig sind, so gibt es nirgends einen Mangel an derartigen Reibungsstellen. Wir werden alle solche und verwandte Wirtschaftsspannungen in ihrer Weiterwirkung auf die betreffenden Volksseelen und Regierungen als beachtlich einsetzen müssen, nur soll man sich hüten, die umgekehrten Wirkungen des Wirtschaftszeitalters dabei als nicht vorhanden anzusehen. Überall fast, wo es Gegensätze gab, waren auch gleichzeitig Verbindungen vorhanden. ... Man kann ruhig behaupten, daß die allgemeine Wirtschaftsgestaltung vor dem Kriege viel mehr Friedensgründe in sich trug als Kriegsgründe, und wir sollen nicht deshalb nachträglich den Wirtschaftskriegszustand übertreiben, nur um auf materialistische Weise den Weltkrieg zu erklären. Wenn die Völker und ihre Regierenden tatsächlich wirtschaftlich gedacht hätten, so wäre der Krieg nicht zustande gekommen. Wirtschaftlich ist viel mehr riskiert worden, als gewonnen werden konnte, denn im allgemeinen ist eine völlige Aufkaufung von Ländern billiger als eine Eroberung. Das war in alten Zeiten bei einfacherer Kriegführung anders, aber für die Gegenwart hat der Krieg fast überall unter den Zivilisationsvölkern aufgehört, ein wirtschaftliches Geschäft zu sein. Würden also die Völker und ihre Herrscher reine Materialisten sein (bewußte oder unbewußte), so müßten sie als absolute Friedensanhänger auftreten.

Daraus nun freilich kurzerhand zu folgern, daß sie überhaupt nicht aus Wirtschaftsgründen gehandelt haben, würde zu weit greifen, denn es bleibt die Möglichkeit offen, daß sie es aus irregegangenem Materialismus getan haben, indem sie entweder die möglichen Gewinne überschätzten oder die möglichen Verluste unterschätzten oder Nebenvorteile für Hauptsachen hielten oder nur aus dumpfen wirtschaftlichen Gesamtvorstellungen heraus arbeiteten. So ist es z. B. denkbar, daß man sich in England gedacht hat, sein eigener Anteil am Welthandel würde dadurch größer bleiben, daß man Deutschland ausschaltete, ohne dabei in Rechnung einzusetzen, welche Steigerung Amerikas durch den Ermattungskampf Europas eintreten muß.


Digitized by Google

Sicherlich haben in diesem Sinne nicht nur wichtige, sondern auch unwichtige Wirtschaftserwägungen mitgespielt. Schon aber die Anerkennung der Wirksamkeit derartiger Irrtümer ist ein Einwand gegen den strengen Geist der materialistischen Geschichtsauffassung. Es haben nämlich in solchen Fällen nicht die Wirtschaftsverhältnisse, sondern nur ihre falsche geistige Erfassung als Bestandteile der Weltgeschichte gewirkt — nicht Tatsachen, sondern Illusionen. Wo nun aber ein Gedankengebilde, das auf wirtschaftlichem Grunde erwachsen ist, anfängt zur überwirtschaftlichen Illusion zu werden, läßt sich gar nicht bestimmt sagen. Wenn beispielsweise Italien glaubt, durch den Besitz von Triest eine größere Nation zu werden, so ist das schon längst kein bloß wirtschaftlicher Gedanke mehr, weil ja Triest entweder die österreichische Meeresverbindung ist oder überhaupt nichts Wirkliches mehr bedeutet. Oder wenn England so spricht, als könne es im Falle des Sieges die deutsche Eisenproduktion auch noch leisten, so redet es Wolken. Der Wirtschaftsgedanke wird geformt und überwuchert vom nationalen Herrschaftswunsche. Dieser aber ist seiner Natur nach kein Wirtschaftsgedanke.

Es hat schon immer zu den unlösbaren Aufgaben der materialistischen Geschichtsauffassung gehört, die Nationalitätskämpfe auf reine Wirtschafts- und Interessenkämpfe zurückzuführen. Auch hierbei ist zwar die Mitwirkung wirtschaftlicher Wünsche oder Zustände nicht immer von der Hand zu weisen, da häufig nationalistische Agitationen aus unbeschäftigten Intelligenzen entstehen oder Nationalitäts- und Klassengegensätze sich verflechten wie etwa in den Ostseeprovinzen, es ist aber irrig, den Selbständigkeitswunsch der Polen etwa in erster Linie aus materiellen Beweggründen abzuleiten. So bedeutend und so wirkungsvoll sind die materiellen Dinge nicht, daß man um ihretwillen sich und seine ganze Zukunft aufs Spiel setzt.

Wir sehen unsere Soldaten tapfer und treu ins Feld ziehen und wissen ohne weiteres, daß es eine Verletzung ihrer Würde wäre, wenn man ihre Heldenhaftigkeit als Widerspiegelung einer Nützlichkeitsidee ansehen wollte. Sie eilen hinaus, indem sie wissen, daß daheim ihre Arbeit und ihr Besitz zurückgeht, aber das, was sie treibt, ist stärker als das Besitzinteresse. Ist das nun vielleicht eine Täuschung? Stehen sie unwissend im Dienste materieller Mächte, die ihnen nur künstlich ideelle Gesinnungen beigebracht haben, wie man ihnen Uniformen angezogen hat. So ungefähr müßte nach strengem historischen Materialismus die Sache aussehen, aber wer kann das für möglich halten, daß die Völker so wenig über ihre eigenen Seelenbewegungen unterrichtet sind? Es würde bei solcher Erklärung auch nicht eine allgemeine Wirkung wirtschaftlicher Ursachen den Lauf des Krieges bestimmen, sondern der Privatnutzen einiger weniger Hauptinteressenten. Daß es solche Interessenten gibt, wird nicht von vornherein bestritten, aber daß sie allen ehrlichen hohen Patriotismus nur als Mittel zu ihrem Zwecke zu entzünden verstehen, lehnen wir rundweg ab. Es gibt einen überwirtschaftlichen Lebenswillen der Völker, der falsch oder richtig geleitet sein mag, der aber im Kern nicht Dienst einer Nützlichkeit ist, sondern Hingebung an eine Idee oder an eine Blutsgemeinschaft oder an beides. Wer in diesem Weltkriege die freimachende Kraft höherer Seelenbewegungen nicht fühlt, der ist von allen guten Geistern geschichtlicher Erkenntnis verlassen.

Warum kämpfen wir im Felde und zu Hause für unser Volk? Etwa nur dafür, damit die Nachkommen der Übriggebliebenen später einmal 80 kg Fleisch auf den Kopf der Bevölkerung essen und jeden zweiten Tag ein frisches Hemd anziehen können? Ist uns das wichtig genug, um Hunderttausende verbluten zu lassen? Nein! Wir verteidigen gegen allseitige boshafte Angriffe einen Geist, der unser Geist ist, eine Seele, die die Seele unserer Väter und Mütter war, unsere Art, Kultur, Nation! Beim Anmarsch zur Schlacht zerfällt der Materialismus. Es muß für irgend etwas gekämpft werden, was des Todes wert ist. Etwas Derartiges aber findet sich nicht in einer bloß materiell erklärten Welt.



Digitized by Google

Deutsche Macht

Professor Dr. Dietrich Schaefer gibt im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig ein Sammelwerk „Der Krieg 1914—1916“ heraus, das in über hundert Einzelschriften hervorragender Fachmänner das Werden und Wesen des Weltkrieges darstellen soll. Aus Dietrich Schaefers einleitender Abhandlung „Von deutscher Art“ ist der nachstehende Aufsatz entnommen:

Sicher haben wir in staatlicher Einsicht seit Begründung des Reiches verhältnismäßig rasch erfreuliche Fortschritte gemacht. Aber in der wichtigsten Frage müssen Millionen unseres Volkes noch lernen, sich umzudenken. Abgesehen von einigen verbohrten und verbissenen Sonderlingen sind alle einig darüber, daß das Reich bestehen soll. Aber bis in hohe und höchste Schichten unseres Volkes hinein ist der Glaube verbreitet, daß es bestehen könne ohne Mehrung seiner Macht. Man möchte zufrieden sein mit der Wahrung der Ehre und der Überlegenheit im Felde. Die europäische, die Weltlage beachtet man nicht oder verkennt sie. Gehen Deutschland und Österreich-Ungarn aus dem Kriege hervor in dem Besitzstande, mit dem sie in ihn eintraten, so sind sie dem sicheren Untergange preisgegeben. Die Streitpunkte, die den Krieg herbeigeführt haben, bleiben. Sie liegen unverrückbar in den Verhältnissen. Die Macht der Gegner aber wächst, auch ohne europäischen Landgewinn, durch den gegenwärtigen Krieg, allein durch die natürliche Entwicklung, zwar nicht so bedrohlich die der Franzosen, wohl aber die der Russen und Briten durch ihren ungeheuren, unabsehbarer Entwicklung fähigen Landbesitz. Dazu wird uns die See bei jedem zukünftigen Zusammenstoß mindestens in gleichem Maße verschlossen sein, wie im gegenwärtigen Kriege, und wir sollten jetzt doch gelernt haben, was das bedeutet. Es wird gesagt, wir müßten doch wenigstens mit einer Großmacht zusammengehen. Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Verschiedenheit der Interessen, die unter den Gegnern besteht, einmal zu einer Trennung führen mag. Aber unendlich viel sicherer und leichter nimmt Deutschland dann Stellung mit vermehrter Macht als in seiner bisherigen Gestalt. Sie würde es unfehlbar zum bloßen Gefolgsmann, zum Vasallen seines Bundesgenossen machen, der dessen Schlachten schlagen könnte, ohne an der Beute entsprechenden Anteil zu haben. In weltpolitischen Fragen könnte Deutschland nicht mehr erstreben und erlangen, als England, Rußland und Amerika zu gestatten für gut fänden. Aus dieser Lage gibt es nur einen Ausweg, Mehrung unserer Macht in einem Umfange, der im Osten eine nachhaltige Schwächung unseres Gegners, im Westen eine gesteigerte Gefahr für kriegslüsterne Feinde bedeutet.

Unsere Vorfahren haben sich schwer an städtische Wohnweise gewöhnt; nach ihrem ersten Eintreten in die Geschichte hat es länger als ein Jahrtausend gedauert, bis sie anfingen, Versuche zu machen. Bei uns überwiegt städtisches Wohnen durchaus. Die Bevölkerungszunahme, die unser Reich seit seiner Begründung erfahren hat — 25 Millionen! —, ist allein den Städten zugute gekommen, und zum größeren Teil den Städten mit Mietskasernen. Wir haben die insulae Roms nicht nur erreicht, sondern übertroffen. Dabei ist uns glücklicherweise die Freude an der Natur, die nach Ranke zu „unseren hervorstechendsten Eigenschaften“ gehört, nicht verlorengegangen. Kein Volk durchwandert den ihm gehörigen Boden so fleißig und so freudig, keines pflegt und genießt seine Reize so wie das deutsche. Größte Sorgfalt und Umsicht ermöglichen es jetzt noch der heimischen Landwirtschaft, die angehäufte Bevölkerung zu ernähren. (Auch jetzt nicht ausreichend. D. T.) Bei weiterem Zuwachs wird sie das nur noch können, wenn mehr Boden zur Verfügung steht. Nur wenn der Landmann neben dem Städter genügend vertreten ist, kann in unserem Volke gesunde Blutmischung erhalten bleiben. Der Russe hat weite Landstrecken ausgeräumt, Millionen ihrer Bewohner aus ihrer Heimat ins Elend getrieben. Möchte die Gelegenheit benutzt werden, sie

Digitized by Google

mit Deutschen zu füllen. Kehrt die Herrschaft des Zaren zurück, so wird das den Entführten nicht zugute kommen; „echte Russen“ werden an ihre Stelle treten. Davor kann uns nur Ausbreitung deutscher Macht bewahren; sie ist Lebensbedingung für unseren ferneren Bestand.

Es ist ein Mangel unserer politischen Entwicklung, unseres Staatsgefühls, daß unser Volk nicht in dieser Überzeugung einig ist. Es müßte durchdrungen sein von der Erkenntnis, daß der Staat, zumal der Großstaat, nur als Macht bestehen kann, als Macht, die imstande ist, sich den „Platz an der Sonne“ nach ihrem Ermessen zu sichern. Es ist damit noch keineswegs der Anspruch auf schrankenloses Durchsetzen der eigenen Wünsche erhoben, nur die Forderung, nicht von vornherein in Hoffnungslosigkeit verzichten zu müssen. Unserem Volke, als Gesamtheit betrachtet, fehlt noch der Wille zur Macht, das Verständnis für ihre Unentbehrlichkeit. Wer das Verhalten der Parteien in diesem Kriege überblickt, wird ja gegen keine den Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe erheben wollen, doch aber nicht verkennen können, daß ihre Stellungnahme in den Fragen, die für die Zukunft unseres Reiches und Volkes entscheidend sind, vielfach mehr von Parteierwägungen beeinflußt waren, als der Gesamtheit dienlich ist. In dem Streite, der einst um die Frage tobte, ob zunächst Freiheit oder Einheit anzustreben sei, hat David Friedrich Strauß das Wort geprägt: „Trachtet am ersten nach der Einheit, so wird euch alles andere zufallen.“ Es hat sich bewahrheitet. Jetzt kann die Lehre nicht anders lauten als: Trachtet zuerst nach Macht; dann wird unser Reich schon die Ordnung erhalten, die ihm, und damit uns allen, dient. Wir brauchen den Willen zur Macht.

Aber wir sind doch ein Friedensvolk, wollen es sein, und durch solche Gesinnung und solche Bestrebungen reizt man zum Kriege. So hört man in Deutschland inmitten dieses Völkerringens nicht so wenige, jedenfalls mehr Stimmen als in irgendeinem anderen kämpfenden Lande. Es ist eine Zeitschrift begründet worden mit dem Titel „Neues Vaterland“. Sie trägt ihren Namen mit demselben Rechte wie einst Cromes „Germania“, die vor reichlich hundert Jahren den Rheinbund als die Vollendung deutscher Größe pries. Wir bringen eben noch nicht das Staatsgefühl auf, das sich für älter geeinigte Nationen von selbst versteht. Wer nach den jüngsten Erfahrungen noch nicht gelernt hat, daß Friedfertigkeit nicht vor Krieg schützen kann, daß allein Furcht, wie sie durch Macht geweckt wird, dies zu leisten vermag, dem ist freilich nicht zu helfen. Er gehört einer Generation an, die erst aussterben muß, ehe ein gesundes Volksleben Platz greifen kann. Hoffen wir, daß sie bald das Schicksal derer teilt, die gegen Rüstungen eiferten. Noch gilt das römische Wort: Si vis pacem, para bellum, gilt heute mehr denn je. Wenn nicht alles trügt, so sind die blutigen Auseinandersetzungen der großen Völker mit dem Zusammenstoße, den wir jetzt erleben, nicht abgeschlossen.



Die Balten

In einer „Kriegsansprache“, die er am Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht in Magdeburg gehalten hat — sie ist inzwischen als Druckheft im Reichsverlag von Hermann Kalkoff in Berlin erschienen — hat der nationalliberale Abgeordnete Schiffer auch der Balten gedacht und von ihnen gesagt:

„Wenn ich aber unserer Freunde gedenke, so muß ich doch auch ein Wort denjenigen widmen, denen es nicht vergönnt ist, als selbständiger Staat an unserer Seite zu stehen, obwohl doch ihr Herz sie zu uns zieht. In Banden fremder Eroberer liegt ein deutscher Stamm, der Jahrhunderte in Not und Gefahr, in Sorge und Kümmernis um sein Deutschtum verbracht und durchgehalten hat und doch deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Kultur, die ihm anvertraut waren, zu erhalten imstande war.

Digitized by Google

Das sind die Balten. Seit Peter der Große Livland und Estland an Rußland gebracht hat, und Kurland, das Gottesländchen, nach der dritten Teilung Polens 1795 dem Moskowiterreiche angegliedert worden ist, haben die baltischen Deutschen in schweren Kämpfen um ihr Volkstum gestanden. Sie haben ihren Kampf gekämpft in der steten und stillen Hoffnung, daß noch einstmals der Tag kommen müsse, der sie ins deutsche Vaterhaus zurückführen würde. Obgleich an Zahl gegenüber der Gesamteinwohnerschaft gering, haben sie ihrem Lande den Charakter des Deutschtums aufzuprägen und zu bewahren gewußt. Welche Ströme deutschen Geisteslebens sind allein von Dorpat ausgegangen, und wie heimeln uns die deutschen Städtebilder an, die sich in Libau, in Mitau, in Riga und Reval auftun! Kerndeutsch sind vor allem die Menschen, die dort leben. Trotzige Gesellen, nicht bequem und leicht zu nehmen, aber markig und fest, männlich und stark, gerade so, wie wir sie brauchen können. Nicht ohne weiteres werden sie sich einordnen in das Gefüge eines großen Staates; denn sie sind gewöhnt, in dem Staat, dem sie bisher eingeordnet waren, den Feind zu sehen, der sie um das geistige Erbe ihrer Väter zu bringen trachtet, und haben im eigenen Kreise Herrschersinn und Herrengewohnheit geübt. Freilich haben sie dafür auch aus freiem Willen Großes geschaffen; die Agrarverfassung, die sie aus freien Stücken ihren Ländern gegeben, ist ein vielbewundertes Beispiel großzügiger und kluger Politik und sticht in der Bereitwilligkeit, mit der die Hörigkeit aufgehoben worden, von russischer Art sehr wohltätig ab. Jetzt soll ihren Ritterschafts- und Landschaftstagungen ein Ende gemacht werden; das russische Ministerium bereitet einen Gesetzentwurf vor, durch den die Semstwo-Verfassung auch in den baltischen Provinzen eingeführt werden soll. Aber das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Wenn die Russen bleiben, ist der baltische Stamm verloren, und ein Stück Deutschtum geht zugrunde und wird ausgelöscht, das in der Zähigkeit seines Bestehens uns den Beweis für den Wert seines Bestandes vollgültig erbracht hat. Viel haben die Braven erduldet, und noch Schwereres würde ihnen bevorstehen; hoffenden Herzens sehen sie auf uns. Möge ihre Hoffnung nicht betrogen werden — sie ist auch die unsrige.“

Die „Stimmen aus dem Osten“ bemerken dazu: Mit tiefer Bewegung und innigem Dank werden die Deutsch-Balten diese warmen und herzlichen, diese wahrhaft brüderlichen Worte vernehmen. Nur in einem Stücke irrt — gottlob — der Abgeordnete Schiffer. Die Balten haben bisher kein Verhältnis zum Staat finden können, weil der Staat, in den sie hineingeboren wurden, je und je ihr und ihres Wesens bitterster Feind war. Die vielen Hunderte aber, die in der schweren Wahl zwischen Heimat und Vaterland schon früher sich für das Vaterland entschieden und ins Reich abwanderten, sind hier gern und freudig dessen treue und hingebende Söhne geworden. Das wird sich in großem Maßstab und, wie wir nach dem kurländischen Beispiel annehmen möchten, auf eine erschütternde Weise wiederholen, sobald die Balten ein Anrecht haben auf den deutschen Staat und das Reich seine Vaterarme auftut für alle, die droben an den Gestaden der baltischen See hangen und bangen, harren und hoffen.



Aus der Werkstatt der nationalen Vernichtung

Ein Beitrag zum Kampf ums Theater

In einem Organ der kulturellen Ausländerei war kürzlich ausgesprochen, daß der unwürdige Zustand der deutschen Bühnen auf einen Mangel an großen deutschen Talenten zurückzuführen sei. Obwohl dieser Einwand einem Volk gegenüber, das von den alten Griechen die Erbschaft übernommen hat, ein auserwähltes Volk des Dramas zu sein, schamlos genannt werden muß, war er zu erwarten. Mit einem andern Einwand zu-

Digitized by Google

sammen, den wir im zweiten Teil dieser Arbeit kennen lernen werden, bildet er den eigentlichen Kern in dem sophistischen Gerede, mit dem der internationale Mammonismus den Deutschen ihr Deutschtum abgewöhnen will. Wir nehmen um so lieber die Mühe auf uns, beide Einwände in ihrer heuchlerischen Verlogenheit aufzudecken, als unsere Leser dabei einen sehr unterrichtenden Blick in die raffiniert ausgestattete Werkstatt der nationalen Vernichtung tun werden.

Die Ausländerei sieht sich historischen Symptomen gegenüber, die auf einen scharfen Kampf nach dem Kriege schließen lassen, und beginnt sich darum nach Ausreden umzusehen, durch die sie ihre jahrzehntelange Vernichtungsarbeit zu rechtfertigen hofft. Es war zu erwarten, daß dabei die Abwesenheit deutscher Talente als bequemste aller Begründungen nicht fehlen würde. Es war zu erwarten, daß die Herrschaften sich in die Toga einer hoffnungslosen Resignation werfen und die Welt mit einem leidenden Blick anschmachten würden.

Glauben Sie nicht, daß wir ebenso deutsch empfinden wie Sie? Glauben Sie nicht, daß wir so brennend gern deutsche Talente auf unseren Bühnen gespielt und in unseren Zeitungen gefördert hätten? Wie schwer ist es uns angekommen, die nationale Flamme unserer Seele zu bändigen! Aber was sollten wir tun? Wo nichts ist, hat bekanntlich selbst der Kaiser sein Recht verloren. Bevor wir alle Gassen und alle Gossen des Auslands absuchten, haben wir in ganz Deutschland mit der Laterne des Diogenes nach einem dramatischen Menschen herumgeleuchtet. Aber wir fanden leider keinen. Die deutschen Talente waren gestorben, und so ließen wir den ausländischen Schwarm über die Grenzen fluten.

Ehe wir den Einwand einer kritischen Betrachtung unterwerfen, muß zunächst ausgesprochen werden, daß man über das Talent eines Mannes sehr verschiedener Meinung sein kann. Richard Wagner beispielsweise hat es in der europäischen Kulturmenschheit zu dem Ruhm eines ganz leidlichen Talents gebracht. In der Presse der Ausländerei, die damals wie heute tätig war, gelang es ihm aber durchaus nicht, eine Anerkennung seiner Begabung zu erreichen. Die Lindau und Blumenthal, die das französische Salonstück in ihren eigenen Jargon übersetzten und verpöbelten — oh ja, das waren schon Talente, und die Reklametrommel wirbelte für ihre Stücke nur so durchs Land. Auch die wirklichen Franzosen, die Sardou und andere, waren ergebener Bewunderung sicher. Aber das deutsche Genie Richard Wagner? Gerade in den Zeitungen, die auch heute noch am fleißigsten der Ausländerei obliegen, wurde ein wahres Maschinenfeuer auf ihn gerichtet. Wenn es nach der Ausländerei gegangen wäre, Wagner wäre heute noch ein toter Mann, und der Markt wäre mit ausländischem Schund überschwemmt, weil es deutsche Talente nicht gibt.

Wie man sieht, ist es für einen Sohn Germaniens nicht leicht, eine Anerkennung seiner Begabung von dieser Presse zu erringen. Wenn selbst die Genialität Wagners, die inzwischen die Welt zu ihren Füßen gelegt hat, nicht der Auszeichnung für würdig befunden wurde, mit den Lindau, Blumenthal, Sardou oder den französischen Schwankfabrikanten auf gleichem Fuß behandelt zu werden, darf man sich in diesem Punkt schwerlich übertriebenen Hoffnungen hingeben. Und wie erging es dem ebenfalls nicht unbegabten Hebbel? Möchten die Herrschaften sich nicht das kritische Heldenstück ansehen, das bei der letzten Hebbelfeier von dem inzwischen verstorbenen Paul Schlenther verübt wurde? Oder möchten sie nicht die Jahrgänge ihrer Zeitungen zurückwälzen, um einmal festzustellen, was sie im Grunde seit 1870 für ihn getan haben? Wenn sie dabei finden sollten, daß sie für den deutschen Hebbel, sagen wir ein Hundertstel von dem getan haben, was sie an den vortrefflichen Herrn Shaw wandten, will ich mich ruhig hängen lassen. Eisige Gleichgültigkeit, so lange es ging, und mühsam verhaltener Haß, der immer wieder hervorzüngelt, als das Schweigen von anderer Seite zerstört war: das ist das Schicksal Hebbels in dieser Presse geblieben bis auf den heutigen Tag. Wenn Schalom Asch sich im dunkelsten Winkel des inneren Rußlands verborgen hielte: die Diogeneslaterne der Ausländerei würde ihn finden und in das helle Licht der Berliner Rampen zerren. Die Wagner und Hebbel aber haben sie durchaus nicht finden können, und so

Digitized by Google

müssen sie uns schon gestatten, ihre Ansicht über das Vorhandensein deutscher Talente als unerheblich abzulehnen.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Anzengrubers quellfrisches Talent in Berlin seine reinen Wirkungen zu entfalten begann. Hat die Presse der Ausländerei wirklich vergessen, daß er damals von Oskar Blumenthal verrissen wurde? Wo waren ihre Federhelden im Grunde, als es galt, dem Norweger Ibsen die Bahn zu brechen, der doch den unschätzbaren Vorzug hatte, ein Ausländer zu sein? Ist es ihnen entfallen, daß sich gegen die „Gespenster" Oskar Blumenthals Schamgefühl (jawohl, sein Schamgefühl!) sträubte? Als das „Festspiel" des erloschenen Hauptmann aber zu einer nationalen Erniedrigung ausgenutzt werden konnte, setzten sie Himmel und Hölle in Bewegung. Sie mögen von ihrem Standpunkt aus unser Deutschtum hassen: das ist eine notwendige Voraussetzung ihrer Handlungsweise und gehört zum Metier. Wer aber gibt ihnen das Recht, unseren Verstand so niedrig einzuschätzen, daß wir über ihre Behandlung deutscher Talente nicht zuverlässig sollten unterrichtet sein?

Sehen wir aber ganz von den Männern ab, die noch um ihre Geltung rangen, und halten wir uns ruhig an die, die wenigstens heute auch in der Presse der Ausländerei als ganz leidliche Talente anerkannt sind. Was geschieht denn in Berlin für Schiller? Wo wird an dem schauspielerischen Schillerstil gearbeitet, der uns immer noch fehlt? Was geschieht für Goethe? Oder für Lessing? Oder für Kleist? Oder für Grillparzer? Oder für Anzengruber? Oder für Hebbel? Wenn man von einigen Zufallsaufführungen absieht, die sich innerhalb Deutschlands leider nicht ganz vermeiden lassen, geschieht schlechterdings nichts. Warum müssen Wildenbruchs Dramen feiern, wenn selbst die unmöglichsten und gequältesten Dramen Strindbergs auf die Bühne geschleift werden? Ich kenne selbstverständlich die Grenzen Wildenbruchs; aber gegen Strindbergs „Luther" sind seine historischen Dramen immer noch künstlerische Offenbarungen großen Stils. Warum mußte Max Halbes bestes Drama „Das tausendjährige Reich" in unerhört schroffer Weise vom Spielplan abgesetzt werden, um nie wiederzukommen? Fritz Mauthner schrieb damals, daß sich das Premièrenpublikum bei den vielen neutestamentlichen Zitaten gelangweilt habe. Wir möchten die religiösen Gefühle des Berliner Premièrenpublikums nicht antasten, aber ist das wirklich ein durchschlagender ästhetischer Einwand? Warum kam Schönherrs „Glaube und Heimat" erst nach Berlin, als der Riesenerfolg in der Provinz nicht mehr kleinzukriegen war? Warum konnte „Schneider Wibbel" in Düsseldorf und anderswo volle Häuser machen, ohne daß die Diogeneslaterne der Ausländerei das Stück zu entdecken vermochte — bis schließlich Grunwald im Künstlertheater, der dem Berliner Theaterring gegenüber ein Außenseiter war, die Arbeit spielte? Warum ist Karl Hauptmanns talentvolle „Ephraims Breite" nach einer dramatischen Hinrichtung im alten Schillertheater für immer verschwunden? Warum fällt die ungeheure systematische Arbeit, die augenblicklich für Strindberg geleistet wird, nie auf einen Deutschen der Gegenwart oder der Vergangenheit, sondern immer auf einen Ausländer? Und warum immer auf einen Ausländer, von dem nicht eine aufbauende, sondern eine zersetzende Wirkung zu erwarten ist? Ach nein, die Herrschaften müssen schon freundlichst entschuldigen. Wir brauchen durchaus nicht auf einen deutschen Messias zu warten, und noch weniger auf einen, den sie zu bemerken die Güte haben. Wenn wir uns nur für das einsetzen wollten, was unzweifelhaft vorhanden ist, könnten wir einen Berliner Spielplan haben, der ebenso deutsch und segensreich wäre, wie er jetzt ausländisch und schädlich ist.

Wir haben im Voraufgegangenen nur von genialen deutschen Begabungen gesprochen oder zum mindesten von solchen, denen ein bestimmter künstlerischer Rang zukommt. Die Lage der Ausländerei verschlechtert sich erheblich, wenn wir auch die dramatische Unterhaltungsware in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Der echte Dichter schreibt seine Dramen auch dann, wenn jedes einzelne mit dem Wagnis der Todesstrafe belastet wäre. Die Unterhaltungsliteratur aber kann allerdings nur entstehen, wenn sie einen Markt hat. Sie wurde in der

Digitized by Google

Tat zu einem großen Teil totgeschlagen, als der Spielplan auch in dieser Beziehung an die Ausländerei und ihre geistigen Vettern ausgeliefert wurde. Wer auf dem Standpunkt steht, daß die Deutschen auch in ihrer Unterhaltung am liebsten deutsch bleiben sollen, wird hier einen Schuldposten finden, der schon darum nicht gering geachtet werden kann, weil er so entsetzlich viel französisches Gift in die Adern unseres Volkslebens hat gelangen lassen.

Wie wenig die Sehnsucht nach „großen Talenten" die Ausländerei ins Ausland trieb, geht am besten aus dem Schwarm von schoflen geistigen Individualitäten hervor, den sie ins Land brachte. Nicht „große Talente" hat sie eingeführt. Wohl aber hat sie alles Wertvolle der deutschen Vergangenheit und der deutschen Gegenwart nach besten Kräften in den giftigen Sumpfgewässern eines außerordentlich minderwertigen Auslands ertränkt. Wir begreifen durchaus, daß sie der Sache angenehmere Namen geben möchte. Richten aber wollen wir sie, nicht nach ihren schmachtenden Worten, sondern nach ihren unzweifelhaften Taten.

Im Anschluß an einen Aufsatz aus meiner Feder äußerte ein Theaterleiter in einer Berliner Mittagszeitung, daß die erfolgreichen Stücke vom Publikum gemacht würden, und daß man also dem Publikum die Verantwortung für die Schmach unserer Theaterzustände aufbürden müsse. Hier haben wir den zweiten Einwand, den wir in unseren einleitenden Zeilen bereits ankündigten. Der Gedankengang ist darum so verführerisch, weil er, wie kaum ein anderer, in das Wesen der kapitalistischen Welt hineinzupassen scheint, und darum so gefährlich, weil er wie ein betäubendes Gift den Willen zum Idealismus lähmt.

Was wollen Sie eigentlich von den vielgeplagten Bühnenleitern? Die Leute sind doch Kapitalisten wie alle anderen Unternehmer auf dieser sündigen Erde! Als solche müssen sie in erster Linie Geschäfte machen. Geht ein Theater pleite, kann es auch keine wertvollen Stücke spielen. Ein gesundes Geschäft ist die Grundlage jeder Bühne. Ein Geschäft kann man aber nur machen, indem man das spielt, was Markt hat. Der Markt liegt im Publikum. Elende Stücke beweisen lediglich, daß ein elendes Publikum vorhanden ist. Wenn Sie sich über Ausländerei beschweren, wenden Sie sich freundlichst an die guten Deutschen, die mit aller Gewalt ausländische Stücke sehen wollten. Der Bühnenleiter ist nichts als der gehorsame Diener des zahlenden Parketts.

Obwohl dieser Gedankengang so einleuchtend scheint, ist er den Berliner Theaterverhältnissen gegenüber von einer geradezu grauenhaften Verlogenheit. Die junge naturalistische Bewegung, die sich gegen die überkommene Korruption der Gründerjahre richtete, schuf in Berlin (neben den freien Volksbühnen) als ihre schönste Frucht das alte realistische Theater Otto Brahms. Auf die Rolle, die Brahm als Kritiker wie als Theaterleiter gespielt hat, braucht im gegenwärtigen Zusammenhang nicht näher eingegangen zu werden. Ich persönlich halte ihn für eine sehr zweideutige Erscheinung, will aber mit dieser Ansicht augenblicklich gern unrecht haben. Genug, daß sein „Deutsches Theater" das Auge des Künstlers erfreute und daß die dunklen Mächte der Vernichtung einsetzten, als er den Spielplan seiner Bühne an Verknöcherung sterben ließ. Ein idealistischer Zwischenzustand knüpfte sich im wesentlichen an den Reinhardt im „Kleinen Theater" und war die notwendige Überleitung in den neuen Zustand. Die Ausländerei muß immer mit gefälschten Karten spielen, um gewinnen zu können. Sie kämpfte zunächst unter dem Schlachtruf „Fort mit der Brahmschen Enge", um dann mit der Enge zugleich auch alle germanischen Werte des Brahmschen Spielplans über Bord zu werfen, ja im weiteren Verlauf der Dinge alle Werte überhaupt.

Auf die Gefahr hin, meinen Verstand in einigen Mißkredit zu bringen, will ich gern einräumen, daß ich das geschickt angelegte Spiel nicht sofort durchschaute. Ich hielt für das Wesen der Sache, was nur einen notwendigen Übergang in den Zustand der Vernichtung darstellte, und glaubte als deutscher Michel, daß wir besseren Tagen entgegengingen. Nachdem ich dieses Minus an Scharfblick auf mich genommen habe, darf ich aber auch aussprechen, daß ich unter den ersten war, die bei dem nun einsetzenden Treiben stutzig wurden.

Digitized by Google

In den Übergangsjahren nun, in denen der alte Brahmsche Spielplan immer sichtbarer an kranke ausländische Premièren verraten wurde, habe ich in meinem Berliner Blatt immer die Spielzeit mit einem statistischen Überblick abgeschlossen. Hatte ich zunächst die rechte Witterung vermissen lassen (nur gemeine Naturen sind über das Spiel der Gemeinheit sofort unterrichtet), ahnte ich dafür nunmehr sehr früh, worauf die ästhetische Begründung des neuen Kurses hinauslaufen sollte und worauf sie in der Tat auch hinausgelaufen ist. Ein wehleidiges Achselzucken und ein trauriges Reden mit den Händen: „Was soll man machen? Das liebe Publikum! Es ist ein Kreuz, aber man muß es tragen.“ In den genannten statistischen Aufstellungen nun führte ich Winter um Winter in den entscheidenden Jahren des Übergangs den Nachweis, daß das Publikum die ausländischen Schundpremièren nicht wollte. In den Premièren steckte der schlechte Wille der Ausländerei. Diese Premièren aber blieben erfolglos. In den erfolgreichen Abenden steckte der Wille des Publikums; dieser Wille aber war durchaus auf das Gute gerichtet. Die Ausländerei ließ sich die nationale Vernichtung zunächst einen schönen Batzen kosten und beschwor eine halsbrecherische Unsolidität der Theatergründungen herauf, die später in der Person ihres Jüngers Rudolf Lothar einen gewissen Höhepunkt erreichte. Der Weg der Ausländerei wurde nicht durch das Geschäft vorgezeichnet. Er führte ganz im Gegenteil durch eine Theaterkrisis schwerster Art. Eben weil das Publikum den neuen Kurs so ausgesprochen nicht wollte.

Ich höre den Einwand: „Nun, schließlich aber siegte er doch, und also muß ihn in irgendeinem Stadium der Entwicklung das Publikum doch auch gewollt haben.“ Wahr ist daran allerdings, daß die verheißungsvolle Bewegung der achtziger Jahre nunmehr auf das gründlichste vergiftet und vernichtet wurde von den geistigen Nachfahren eben des Gründerpöbels, der zunächst unterlegen war. Wahr ist, daß die geborene Vertreterin germanischer Rollen, nämlich Else Lehmann, nunmehr viel frische Luft schöpfen konnte, während die auftauchenden weiblichen Sterne immer um so leichter berühmt wurden, je exotischer und perverser sie waren. Wahr ist die schmachvolle Tatsache des endlichen Sieges. Unwahr ist, daß das Publikum die Schuld trug. Man hat die Berliner nicht gefragt. Man hat sie gezwungen.

„Gestatten Sie höflichst: Wie kann man innerhalb der kapitalistischen Welt den Käufer zum Kauf einer Ware zwingen, die er nicht will? Sehen Sie nicht, daß Sie nationalökonomischen Unsinn reden?“

Nun, ich bin in meinen jungen Jahren von Marx-Engels ausgegangen und bin über das Wesen der kapitalistischen Welt leidlich gut unterrichtet. Man kann auch innerhalb des privatkapitalistischen Systems den Käufer zu einer bestimmten Ware zwingen. Ein übermächtiger Ring von Erzeugern, der den kapitalschwachen Mitbewerb niederzuhalten vermag, kann das bereits in sehr weitgehendem Maße unternehmen. Es ist ein Irrtum, daß der Geschmack des Publikums die Zigarettenmarken bestimmt. Die Fabrikanten bestimmen sie und zwingen sie mit allen Mitteln der Reklame den Abnehmern auf. In der allerschärfsten Form aber ist das Publikum bei einem wirtschaftlichen Monopol der rücksichtslosen Herrschaft der Produzenten unterworfen. Wenn ich in den österreichischen Alpen zu Gast bin, werde ich nicht gefragt, ob mir die Zigarrensorten der k. k. Tabakregie gefallen. Will ich rauchen, muß ich mich schon fügen. Ein derartiges Monopol aber besaß die Ausländerei in Berlin. Nicht formal-juristisch, wohl aber faktisch und praktisch. Und mit Hilfe dieses Monopols hat ihr ehrloses System das Berliner Publikum bezwungen und unterworfen.

Die Ausländerei hatte alle privatkapitalistischen Bühnen der Hauptstadt ergriffen. Sie alle handelten, als wären sie Mitglieder eines geheimen Rings, der sich den Untergang des deutschen Nationalgefühls zum Ziele gesetzt hatte. Wagte jemand, eine deutsche Losung auszugeben, wie seinerzeit Schmieden im „Neuen Theater“, der mit einem redlichen Willen, aber unzulänglichen Gaben ausgerüstet war, wurde er in beispielloser Weise niedergeknüppelt. Wagner, der im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhause die


Digitized by Google

Einheit durch solide Arbeit empfindlich störte, wurde mit Hilfe einer nichtswürdigen Klatschgeschichte zu Fall gebracht. Das Königliche Schauspielhaus lernte so weit gehorchen, daß es Fritz Lienhard ablehnte, weil seine deutsche Gesinnung der Presse der Ausländerei auf die Nerven gegangen war. Man mag von Lienhard halten was man will: mit dieser Begründung durfte er selbstverständlich nicht abgelehnt werden. Das System fraß immer weiter um sich und verstand es, jeden Widerstand zu vernichten. Auch die Presse stand mit ungeheurer Wucht in seinem Dienst. An einigen Stellen wurde tapfer genug, aber aussichtslos gekämpft. In der Erkenntnis dieser Aussichtslosigkeit legte der Verfasser dieser Zeilen die theaterkritische Feder nieder und verließ Berlin.

Nun ist aber die Lust am Theater im deutschen Volk glücklicherweise unausrottbar. Wollten die Berliner also ihr Theatervergnügen oder ihre Theatererholung haben, mußten sie sich schon fügen. Sie mußten es um so eher, als das internationale Fremdenpublikum der Hauptstadt ihren Einfluß schwächte. Solange noch von einer Frage an das Publikum die Rede sein konnte, nämlich in den Übergangsjahren, antwortete es mit einem entschlossenen „Nein". Schließlich aber mußte es sich dem Monopol der Ausländerei unterwerfen, wie jeder von uns sich in Österreich dem Tabakmonopol unterwerfen muß.

Will man an einem bestimmten Beispiel das Verhalten des Publikums studieren, kann auf die Schillertheater verwiesen werden. Die Schillertheater wurzelten stärker im Berliner Publikum und weniger im Fremdenpublikum als alle anderen Bühnen. Nach dem Norden oder dem Osten von Berlin verirrten sich Fremde nicht leicht; ganz abgesehen davon, daß von der Presse der Ausländerei aus wohlberechneten Gründen über die alten Schillertheater immer ein wehleidiger Schimmer der Minderwertigkeit geworfen wurde. Die Reklame fehlte, die das Fremdenpublikum ins Haus lockt. Außerdem bestand an diesen Bühnen ein Abonnement. Das Abonnement aber wirkt wie eine sozusagen latente Organisation und verstärkt den Einfluß des Publikums ganz erheblich. Der Wille der zahlenden Besucher kam hier so rein zum Ausdruck, wie sonst nirgends. Infolgedessen begann auch der Abbau des alten respektablen Spielplans hier verhältnismäßig spät und mit einer gewissen Schonung der zahlenden Abonnenten. Angefangen hatte er, als ich Berlin verließ. Ob der Auflösungsprozeß inzwischen fortgeschritten ist, weiß ich nicht. Ich habe die Bühnen aus dem Gesicht verloren.

Wir kommen zum Schluß. Die Herrschaften von der Ausländerei müssen sich schon damit begnügen, daß sie ihr System durchgesetzt haben. Die Leistung ist an sich interessant genug und wird ihren Historiker finden. Mit der Ausrede, daß sie sich dem Willen des Publikums „leider" hätten unterwerfen müssen, sollten sie unseren Verstand nicht beleidigen wollen. Wer die Zeit in Berlin am eigenen Leib erfahren hat, weiß mit vollster Zuverlässigkeit, daß sie die vielen Lügen ihres verlogenen Lebens damit um eine neue bereichern.

Erich Schlaikjer



Persönliche Ehre und Volksehre

Der durch seine Beziehungen zum Auswärtigen Amt und zur Tirpitz-Hetze bekannt gewordene Geschichtsprofessor Veit Valentin hatte das vielbemerkte, das große Wort gelassen ausgesprochen: „Ich glaube an eine persönliche Ehre, aber an keine Volksehre."

Dazu schreibt Dr. Otto Schmidt-Gibichenfels an die „Tägl. Rundschau":

Wer da weiß, welch wichtige Rolle in den gegenseitigen Beziehungen der Staaten und Völker gerade in unseren Tagen oft nicht nur das „Sein", auch der „Schein" gespielt hat,

Digitized by Google

wird den Ausspruch — ganz abgesehen von seiner sittlichen Bedenklichkeit — auch vom Standpunkte reiner Nützlichkeitspolitik höchst seltsam finden. Eher könnte man nämlich von diesem Standpunkte aus die Umkehrung des Sinnes für richtig halten, denn die persönliche Ehre ist eine Sache, die nur eine einzelne Person angeht, deren Nichtbesitz also auch nur einer einzelnen Person im Verkehr mit ihresgleichen und anderen schaden kann. Wer für das Ansehen vor seinen Landsleuten und vor der Welt keine oder nur bescheidene Ansprüche macht, braucht im Punkte seiner persönlichen Ehre nicht allzu empfindlich zu sein. Auch kann das Bewußtsein des eigenen Wertes unter Umständen über die Eitelkeit eines bloß äußeren Scheins hinwegsehen lassen.

Ganz anders ist das aber mit der Ehre von Staaten und Völkern. Hier schadet der Nichtbesitz oder der Verlust der Ehre nicht nur einem einzelnen, sondern jedem einzelnen im Volke, und zwar nicht allein moralisch, auch materiell, nicht bloß in der Annehmlichkeit des geselligen und geschäftlichen Verkehrs mit dem Auslande, auch am Geldbeutel, ja unter Umständen sogar an Leib und Leben. Selbst ein Krieg kann einem Volke erspart oder wider Willen aufgezwungen werden, je nachdem es jenes „Imponderabile“ der „Ehre“ eifrig bewachte und bewahrte oder sich in dieser Hinsicht Unterlassungssünden zuschulden kommen ließ. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, und wenn er sich das nicht gefallen lassen will, muß er sich mit diesen zudringlichen Tieren herumschlagen. Dagegen kann eine fleckenlos erhaltene, weil stets eifrig bewachte und mit Geschick diplomatisch verteidigte Volksehre unter Umständen eine ganze Armee wert sein, denn sie kann Bundesgenossen ermutigen oder übelwollende Neutrale in heilsamer Furcht halten.

Professor Valentins Ausspruch ist aber nicht nur vom heldischen, auch vom rein händlerischen Standpunkte aus falsch. Auch der typische Händler, der keine persönliche Ehre im Sinne der heldischen Auffassung kennt, hält doch peinlich genau auf die „Ehre“, den „Kredit“, das „Ansehen“ seiner Firma, seines Staates und Volkes, selbst wenn es sich dabei oft mehr um Schein als um Sein handelt und die öffentliche Meinungsmache (Reklame), der „Bluff“, die Lüge eine große Rolle spielen. Er weiß aber nur zu genau, was das im öffentlichen Leben bedeutet, und würde, wenn man ihn nach einem Urteil über jenen Ausspruch fragte, und er die Wahrheit sagen wollte, wahrscheinlich antworten: „Ich glaube an keine persönliche Ehre, wohl aber an eine Volksehre.“

Der Ausspruch ist also von jedem moralisch oder politisch einzunehmenden vernünftigen Standpunkte aus falsch, und eine Politik, die in diesem Sinne geleitet würde, wäre weder heldische noch händlerische Staatskunst, wäre überhaupt keine „Kunst“, sondern dumme, zwecklose Stümperei, die mit tödlicher Sicherheit von Mißerfolg zu Mißerfolg und schließlich zum völligen Zusammenbruch führen müßte. Anderseits erkennt man daran, wie sicher und klar unser großer Dichter und Denker auch politisch fühlt und denkt, wenn er in der „Jungfrau von Orleans“ einer Heldennatur die Worte in den Mund legt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“

Neue Gesamtausgaben

Für den Weihnachtsbüchertisch, den wir jetzt wieder zu decken uns anschicken, sind einige neue Gesamtausgaben als besonders willkommene Mehrung für den Stammschatz des häuslichen deutschen Buchbesitzes zu verzeichnen. Sie sind um so freudiger zu begrüßen, als sie eine ungewöhnliche Bereicherung an vornehmster Unterhaltungsliteratur bedeuten. Es ist eine Ehre für das deutsche Volk, wie für den deutschen Buchhandel, daß in furchtbarster Kriegszeit diese Erscheinungen möglich sind.

Fontanes „Gesammelten Werken“ (5 Bände, Berlin, S. Fischer, 20 ℳ) könnte man sogar eine gewisse Aktualität zusprechen. Das Preußische, genauer Märkische, ja, soweit die Gesellschaftsschilderung in Betracht kommt, Berlinische, hat keinen größeren Schilderer gefunden, als diesen Sproß aus französischem Hugenottenblute. Wenn man bedenkt, wieviele Berliner Gesellschaftsromane seit Fontanes Tode erschienen sind und von einer willigen Kritik jeweils als „das Buch der Saison“ gepiesen wurden, und hinzunimmt, daß sie alle inzwischen im Literaturmeer wieder untergesunken sind, so erkennt man auch hier wieder, daß es nur eine Kraft ist, die in allem literarischen und künstlerischen Schaffen überhaupt eine dauernde Wirkung gewährleistet: das rein künstlerische Schaffen aus rein menschlicher Absicht. Alle literarischen Absichten, vom Naturalismus bis zum verstiegensten Ästhetizismus, von peinlichster Wirklichkeitsschilderung bis zur schweifendsten Romantik, sind gerade dadurch, daß sie Absicht sind, eine Schädigung des rein Menschlichen im Künstler, sind im höchsten Sinne nicht mehr wahrhaftig und damit dann auch nicht mehr voll künstlerisch.

Ich glaube, daß eine Absicht der Idee, sofern sie nur aus dem Geiste des Dienens fließt, weniger schädlich zu sein braucht, als das rein Literarische. Denn dieses Dienen, dieses Sich-hingeben-können an eine Idee bleibt immer ein menschlich Großes und hat nichts mit Tendenz zu tun, die immer herrschsüchtig ist. Fontane ist ein wunderbares Beispiel für diese Hingabe eines ganzen reifen Mannes an den Stoff. Darin liegt auch die erwärmende Wirkung seiner doch aus so kühler Beobachtung und scharfem geistigen Denken genährten Arbeit. In der Hinsicht ist er Menzel so nahe verwandt, wie kein anderer Künstler. Wie bei Menzel verbindet sich in ihm wohl auch gerade darum die Fähigkeit, eine geschichtliche Vergangenheit so zu beleben, daß sie für uns Gegenwart wird, andererseits aber die unmittelbarste Gegenwart so in ihrem Wesentlichen zu erfassen, daß ihre Darstellung etwas von typischer Geschichtsgestaltung erreicht. Und wie bei Menzel wird der Geist Schönheit.

Man möchte dieser Ausgabe vor allem auch in Süddeutschland und im deutschen Österreich weitere Verbreitung wünschen, und darin liegt das oben betonte Aktuelle. Nach diesem Kriege dürfen die Sperrmauern, die bisher immer noch zwischen den deutschen Stämmen gelegen haben, nicht wieder aufgerichtet werden, und es muß im Frieden auch dieses Werk vollendet werden, von dem der Krieg das Wichtigste vollbracht hat. Die Süddeutschen aber können die Schönheit des preußischen Wesens — seine Tüchtigkeit haben sie ja nie verkannt — nirgendwo besser empfinden, als in Fontanes Werken.

Eine prachtvolle Ergänzung nach dieser Richtung einer künstlerisch vertieften Volkskunde, aus der Volksliebe werden muß, geben Theodor Storms „Sämtliche Werke“ (5 Bde., Braunschweig, Westermann, 15 ℳ). Im Gegensatz zu Fontane, dessen Dialogführung für alle Zeit eine reich fließende Quelle des Genusses sein wird, liegt Storms Kraft durchaus in der Stimmungskunst. Seine Gesprächsführung wirkt dagegen oft buchhaft und berührt schon manchmal veraltet. Aber der aus der Naturschilderung gewonnene Stimmungsgehalt, die Innigkeit und Tiefe des Empfindens, wirken mit unwiderstehlichem Zauber. Dabei ist auch hier das Weiche mit dem Starken unlösbar verbunden.

Der Inhalt der beiden Ausgaben ist außerordentlich reich, und man gewinnt sich mit ihnen einen richtigen Hausschatz. Als buchhändlerische Leistung sind beide gleich bemerkenswert. Zusammen je etwa 2000 Seiten, vorzüglich gedruckt, in 5 gebundenen Bänden für die angegebenen Preise, das ist eine wirklich vornehme Art geistiger Volksernährung. — Dem literarischen Kritiker freilich bleiben einige Wünsche unerfüllt. Als Theodor Storm im Jahre 1868 zum erstenmal seine gesammelten Schriften herausgab, mußte er auf die Erfüllung seines Wunsches, die Novellen und Märchen chronologisch geordnet zu sehen, verzichten aus Rücksicht auf die Verleger der Separatausgaben. War es nun nicht möglich, jetzt fast 50 Jahre später diesen begreiflichen Wunsch zu erfüllen? Inhaltlich bringen diese sämtlichen Werke fast alles, was von Storm bekanntgeworden ist, mit Ausnahme der vor etwas

Digitized by Google



Jesus erscheint den Jüngern Franz Stassen

Digitized by Google

mehr als einem Jahre erschienenen Spukgeschichten, die man aber ohne Schmerzen entbehren kann.

Schlimmer ist es mit der Fontane-Ausgabe bestellt. Daß mehrere der erzählenden Werke fehlen, wiegt bei der Fülle des Gebotenen nicht allzu schwer. Viel schmerzlicher ist, daß kein einziges der autobiographischen Werke Aufnahme gefunden hat und daß vermutlich aus verlagsrechtlichen Schwierigkeiten die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ ganz fehlen, ist ein schwerer Mangel. Denn wie Paul Schlenther in seiner Einführung zutreffend sagt, waren diese Wanderungen „etwas in ihrer Art nie Dagewesenes und sind noch jetzt etwas nie wieder auch nur annähernd Erreichtes“. Zutreffend ist auch der Satz: „Aber sie selbst wanderten nicht über die Mark hinaus, kaum durch die Mark selbst. Ihre Hauptgemeinde blieben Landpastoren und Dorfschullehrer.“ Diese „Wanderungen“ werden auch nicht weiter wandern, solange die „wohlfeile“ Ausgabe in 5 Bänden 30 ℳ kostet und für sich als Einzelwerk stehen bleibt. Gerade jetzt, wo uns so sehr daran liegen muß, Kenntnis unseres deutschen Vaterlandes bei den Deutschen selbst zu mehren, könnte ein solches Werk nach jeder Richtung hin auf Schriftsteller wie Leser erziehend wirken.

Eigenartig zeitgemäß wirken auch Robert Hamerlings Werke, denen eine schöne billige Ausgabe in der bekannten Sammlung des Verlags Hesse & Becker in Leipzig die weiteste Verbreitung ermöglicht (3 Leinenbände 6 ℳ). Es ist zu hoffen, daß gerade jetzt neben dem bislang einseitig gekannten Schöpfer des „Ahasver“, „König von Sion“ und der „Aspasia“ auch der deutschvölkische Dichter in Hamerling zur Schätzung gelangt, der im Pathos des „Germanenzuges“, wie im Scherz des „Teut“ in schwungvollen Zeitgedichten und dem treffsichern „Homunculus“ vieles hervorgebracht hat, was für unsere Tage geschaffen sein könnte. Ein gutes Lebensbild von M. M. Rabenlechner erhöht die Brauchbarkeit der Ausgabe.

Auch die ausgewählten Werke von Georg Ebers, die die Deutsche Verlagsanstalt in einer Reihe von zehn schönen Bänden zum Preise von 40 ℳ herausbringt, werden dankbar begrüßt werden. Denn sicher ist die Gemeinde dieser Romane noch viel größer, als man nach der heftigen Bekämpfung vermuten sollte, die Ebers von seiten der Literaturgeschichte in den letzten Jahrzehnten zu erleiden hatte. Es ist übrigens an der Zeit, daß die Kritik ihr Urteil wieder überprüft. Da diese Bücher nun nicht mehr „Mode“ sind, brauchen sie auch nicht als solche bekämpft zu werden. Da aber dürfte doch manches in günstigerem Lichte erscheinen, als wir es seit zwanzig Jahren gesehen haben. Zumal die ägyptischen Romane: „Uarda“, „Eine ägyptische Königstochter“, „Die Schwestern“, „Hadrian“ und „Homo sum“ entrollen Kulturbilder von leuchtender Farbenkraft und starker Anschaulichkeit. Es folgen dann die vier deutschen Romane „Die Gred“, „Ein Wort“, „Barbara Blomberg“ und „Die Frau Bürgermeisterin“. Die lebhaft spannende „Geschichte meines Lebens“ beschließt die Reihe.

Noch zu Lebzeiten hat es zu einer schönen Gesamtausgabe gebracht Timm Kröger, Theodor Storms Landsmann. Im November 1914 ist er siebzig Jahre alt geworden; die sechsbändige Gesamtausgabe seiner Novellen war als eine Art Geburtstagsgabe gedacht, ist aber durch die Kriegsumstände verzögert worden. Das hat der Ausgabe selber nichts geschadet. Die sechs Bände sind, wie alles, was aus dem Verlage Alfred Jansen in Hamburg kommt, mit vornehmer Gediegenheit ausgestattet. Sie kosten in Pappband 24 ℳ. Daß sie auch einzeln ohne Preiserhöhung zu beziehen sind, erleichtert ihre Anschaffung, und es wäre dringend zu wünschen, daß dieser echte Dichter im deutschen Hause recht heimisch würde.

Kröger war über vierzig Jahre alt, als er seine erste Novelle „Die Roßtrappe von Neudorf“ schrieb. „Ich suchte sie erst an unsere Familienblätter zu verhökern, indes vergebens, so daß ich an meinem Talent verzweifelte.“ Liliencron hat ihn dann wieder ermutigt und der Conradschen „Gesellschaft“ als Mitarbeiter zugeführt. Wer so spät anfängt, ist kein Literat, sondern entweder ein rettungsloser Dilettant oder ein wahrer Dichter. Soll das letztere zutreffen, so muß es sich um eine grundmännliche, aber spröde Natur handeln, bei der es einer

Digitized by Google



Franz Stassen

Digitized by Google

gewissen Überwindung bedarf, um sich anderen mitzuteilen. Lieber möchten sie alles in sich verschließen; doch lockert sich die enge Bindung mit wachsenden Jahren bis zum Mitteilungsdrang, der aber dann nicht die Folge sprudelnder Leidenschaft, sondern ruhiger Abgeklärtheit ist. Kröger hat mit solch ruhiger Sachlichkeit auch über sich selber geschrieben, jetzt auch der Gesamtausgabe einige Bemerkungen vorangeschickt. „Ich schrieb keine Dramen, keine großen, ein Weltbild vorstellen sollenden Romane und veröffentlichte kaum Gedichte. Indem ich mich von nichts anderem als von dem leiten ließ, was mich seelisch trieb, wurde ich das, was man vielleicht einen Spezialisten der Heimatnovelle nennen darf." Er spricht dann recht Nachdenkenswertes über die Gattung Novelle, betont, daß seine Arbeiten ebensosehr wegen der Form und in dem Wie der lyrischen Einfühlung gewürdigt sein wollen, wie in dem Was des Geschehens. Er trennt sich also von der früheren Auffassung der Novelle, nach der die Darstellung der Erscheinungen außerhalb der Helden (äußerer Raum) die Hauptsache war, während neuerdings die Wiedergabe des inneren Lebens (innerer Raum) und die psychologischen Vorgänge eher noch wichtiger geworden seien. „Ohne Absicht und Vorsatz mich treiben lassend, wohin der Strom meiner Sehnsucht wollte, bin ich Heimatdichter geworden. — Heimatkunst ist eine alte Kunst, nichts Neues. Sie kann auch nicht aussterben, es müßte denn zuvor jede Sehnsucht nach, es müßten alle Erinnerungen an Heimat und Jugend und Kindheit in uns ausgetilgt worden sein. — Als wesentliches Merkmal der Heimatdichtung erkenne ich ihre Gebundenheit an einen Ort oder an eine bestimmte Landschaft mit Unterstreichung der in dieser Umwelt hervortretenden Eigenart bei Menschen sowohl, wie bei der Natur. Im übrigen wird das ganze Gebiet dichterischer Darstellung von ihr so gut wie von anderer Dichtkunst ausgenutzt. — Mit demselben Recht wie jeder andere Dichter, klopft auch der Heimatdichter mit allen unlösbaren Fragen der Warum und Wie und Woher an die Tore des Ewigen."

Timm Kröger ist ein sehr bewußter Kunstdichter. Er verschmäht darum auch den peinlichen Naturalismus der Abschilderung. „Gewinnt nicht manche Äußerung in einem zwar unwirklicheren, aber dafür dem Leser vertrauteren Gewand? Wenn ich literarische Kunst genieße, so soll meine Illusion kein Vergessen sein. Im Gegenteil, ich will mir bewußt bleiben, daß ich nicht die Dinge selbst, sondern ihre Abbilder erblicke, wie sie sich in der Vision des Dichters darstellen."

Der Inhalt dieser sechs Bände ist außerordentlich reich und steigert sich aus der „Stillen Welt" und den eng umfriedeten Schicksalen der „Geschichten aus alter Truhe" bis zur Behandlung der Ewigkeitsfragen im „unbekannten Gott". Der Geist, der diese tiefdringenden Erzählungen des letzten Bandes erfüllt, lebt auch in allen anderen Geschichten als sicher gefühlter Besitz einer Offenbarung. Was er unter dieser versteht, hat der Siebzigjährige in den Worten bekannt: „Offenbarung ist eine nicht ergrübelte, nicht einmal erfühlte, sondern eine aus den Tiefen unseres Unterbewußtseins blitzartig heraufgeworfene Wahrheit, nach deren Ursprungsquelle die logische Sprossenleiter unseres Verstandes nicht hinabreicht." Den persönlichsten Reiz der Erzählungen Krögers bildet sein eigenartiger Humor. Diesen Humor hat, „wer weiß, daß es nicht unsere Bestimmung ist, im banalen Sinn glücklich zu sein", und „Humor ist die Gabe, allen Widerwärtigkeiten des Lebens die Zuversicht entgegenzusetzen, daß unser Erdenwallen nur das Schattenspiel eines anderen hinter ihm stehenden besseren ist, daher eine tragische Auffassung nicht verdient".

Braucht man nach alledem noch zu sagen, daß dieser Erzähler, wenn er nichts anderes sein will, als Künstler, doch auch in höchstem Maße Ethiker ist, daß also seine Werke, die sich nur das Ziel gesetzt haben, edelsten Genuß zu bereiten, gleichzeitig voll innerlicher erzieherischer Kraft sind? — Noch einmal: möge das deutsche Haus sich diese vollwichtige Gabe nicht entgehen lassen. —

Die Raschlebigkeit unserer Zeit gebietet dem Buchhandel, wie ich glaube, nicht nur aus literarischen Gründen mit der Herstellung billiger Gesamtausgaben nicht bis zum „Frei-

Digitized by Google



Franz Stassen

Was mein Gott will, das gescheh' allzeit,
Sein Will', der ist der beste.

werden" der Dichter zu warten. Dreißig Jahre nach dem Tode eines Schriftstellers ist eine lange Zeit, und in der Regel wird in dieser Frist die buchkäuferische Teilnahme für einen Schriftsteller sehr nachlassen, wenn nicht völlig erlahmen. Es fehlt der Anreiz des Neuerscheinens von Werken, es fehlen für die Presse die Anlässe zu Besprechungen und erneuten Hinweisen. Oft wird auf diese Weise die geeignetste Zeit für die Wirkung eines Schriftstellers ungenützt verstreichen. Selbst weit über den Durchschnitt reichende Erscheinungen werden

Digitized by Google

davon hart betroffen, sogar dann, wenn sie dank der Art ihrer Gedichte mit einzelnen Stücken Eingang in die Schullesebücher gefunden haben, ein Glück, das z. B. dem Romanschriftsteller kaum zuteil werden wird. Ich glaube nicht, daß sich z. B. das Urteil über Emanuel Geibel so einseitig und doch auch ungünstig entwickelt hätte, wenn seine Werke früher in einer billigen Ausgabe zu haben gewesen wären, wie es jetzt nun allerdings in der immer wieder erstaunlichen Billigkeit unserer Klassikerausgaben der Fall ist. Denn der stattliche, vier Teile in sich vereinigende Band „Emanuel Geibels Werke“, der im Verlage von Hesse & Becker in Leipzig erschienen ist, kostet gebunden nur 3 ℳ. Dabei vereinigt er alles, was auch zur eindringlichen Kenntnis des Dichters irgendwie nötig ist. Die ersten Sammlungen der Gedichte sind so beibehalten, wie sie Geibel berühmt gemacht haben. Aus den späteren, im Grunde ja viel wertvolleren Gedichtsammlungen ist dann alles hinzugenommen, was des Dichters Erscheinung zu vertiefen und zu bereichern vermag. Von den Dramen erhalten wir die Tragödie „Brunhild und Sophonisbe“ und die Lustspiele „Meister Andrea“ und „Echtes Gold wird klar im Feuer“. Als Hauptstück der Übersetzungen ist das „klassische Liederbuch“ aufgenommen. Eine ausgiebige Lebensbeschreibung aus der Feder von R. Schacht, der auch den einzelnen Abschnitten wertvolle Einleitungen beigegeben hat, erhöht den Wert des Bandes.

Sehr schön ist die im gleichen Verlag erschienene Ausgabe von Ludwig Uhlands gesammelten Werken (8 Bände in 2 geb. 5 ℳ), deren Herausgeber der durch sein Buch „Uhland als Politiker“ bekannte Walter Reinöhl ist. Die Ausgabe gibt ein Bild von der Gesamtpersönlichkeit Uhlands. Die dichterischen Werke sind vollständig aufgenommen; aus den wissenschaftlichen Schriften die prachtvolle Studie über Walther von der Vogelweide und die Sage vom Herzog Ernst, der Mythus vom Thor, die Abhandlung über die Volkslieder und dazu als eigenartige Beigabe das Wichtigste aus dem sogenannten „Stilistikum“, den 1886 von W. L. Holland unter dem Titel „Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis“ herausgegebenen Mitteilungen seiner akademischen Lehrtätigkeit. Diese durchweg kurzen Abhandlungen bergen eine Fülle anregender Gedanken, vor allem auch zur Ästhetik. Der letzte Band bringt dann politische Reden und Aufsätze, eine beträchtliche Auswahl der Briefe und „Zwei Monate Angst und Sorge um die künftige Braut“ aus dem Tagebuch. Die biographische Einleitung, die der Herausgeber vorangeschickt hat, ist eine durch eigene Forschung bereicherte Zusammenfassung der gesamten bisherigen Uhland-Literatur.

Endlich hat der Krieg auch nicht verhindert, daß zu Shakespeares 300. Todestag eine neue Gesamtausgabe von Shakespeares Werken auf den Markt gebracht worden ist, die es den bisherigen schwer machen wird, den Wettbewerb mit ihr auszuhalten. Sie ist in Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong) erschienen, vereinigt 15 Teile in fünf stattlichen Leinenbänden und kostet nur ℳ 11.50. Der Herausgeber, Professor Wolfgang Keller, hat für die Dramen die Übersetzungen von Schlegel und Tieck zugrunde gelegt und nur dort eingegriffen, wo es offenkundige Irrtümer zu berichtigen gab. Die epischen Dichtungen „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ sind in Wilhelm Jordans Verdeutschung, die Sonette in der von Dr. Max Jos. Wolff aufgenommen. Jedem Werke ist eine gediegene wissenschaftliche Einleitung vorangeschickt, die vor allem auch über die Quellen und das Verhältnis zu verwandten zeitgenössischen Werken unterrichtet. In reichlich bemessenen, am Ende des letzten Bandes vereinigten Anmerkungen ist alles erläutert, was irgendwie der Erklärung bedarf. Eine knappe Einführung unterrichtet über Shakespeares Leben, und hier wäre es allerdings doch wohl angebracht gewesen, dem Leser etwas von der Bacon-Theorie mitzuteilen. Mag man noch so sehr dagegen sein, das einfache Verschweigen einer Anschauung, die so weite Kreise erregt hat, kann nur schädlich wirken. R. St.



Digitized by Google

Peter Breuers Beethoven

Im gleichen Kunstsalon Keller & Reiner, wo vor bald vierzehn Jahren Max Klingers Beethoven die Kunstfreunde um sich versammelte und leidenschaftlich erregte, hat jetzt der Berliner Bildhauer Peter Breuer seinen „Beethoven" ausgestellt. Es liegt aber nicht an diesem äußeren Zufall, daß man an das alte Werk erinnert wird, sondern Breuers Schöpfung ist bewußt gegen die Klingersche gestellt. Man könnte es etwas grob dahin ausdrücken, daß ein berufsmäßiger Plastiker dem berufenen Radierer habe zeigen wollen, wie eine solche Aufgabe aus dem Geiste der Plastik heraus zu lösen sei. Denn Klingers Beethoven ist, das habe ich schon damals in meiner Würdigung (1903, Februarheft) scharf betont, nicht plastisch empfunden, sondern die Dichtung eines Radierers. Daher die innerlich bebende Haltung des Körpers, daher das viele Drumherum symbolischer Zugaben. Die Buntfarbigkeit des Materials steigerte die innere Unruhe und beeinträchtigte das plastische Empfinden.

Auch Breuer zeigt einen sitzenden Beethoven. Der Gegensatz zu Klinger beginnt bereits mit dem Stuhl, bei dem Breuers schwere Massigkeit in uns das Gefühl zu erwecken strebt, als sei die hineingebrachte Gestalt gewissermaßen aus diesem Material herausgeholt, wie manche ägyptischen Figuren aus dem Kalksteinfelsen, der ihnen als Halt diente. Aber wir kommen leider bei der neueren Plastik fast nie vom Tonmodell weg; wir gewinnen nicht den Eindruck des Heraushauens aus einem Stein, sondern das in Ton geknetete Modell ist auf den Stein übertragen. Und so bin ich das peinliche Gefühl eines ungefügen Klubsessels nicht losgeworden. In diesen gewaltigen Sessel ist ein Leib hingestreckt, auf dem ein Kopf mit der Totenmaske Beethovens steht. Ich kann mich auch da nicht schonungsvoller ausdrücken. Dieser Kopf gehört nicht zu diesem Leib, und könnte diese Gestalt aufstehen, es würde uns ergehen wie beim Riesenbildnis in Goethes „Paria", bei dem die ungestüme Hand des Sohnes das Haupt seiner hehren Brahmanenmutter dem ungeheuren Leibe einer Verbrecherin angeheftet hat. Wie verhängnisvoll, wenn ein Werk, das vor allem geistigem Ausdrucke dienen möchte, so ganz der Leiblichkeit erliegt.

Wie ist das gekommen?

Es ist das Streben nach einer falsch verstandenen Monumentalität. Wenn irgendeine Eigenschaft, so ist Monumentalität durchaus innerlich. So wenig sie durch Vergrößerung der natürlichen Maße zu erreichen ist, so wenig durch bloße Vereinfachung der Form. Eine Formvereinfachung braucht nur ungeschlacht zu wirken, nicht aber monumental. Monumentalität ist Empfindungssache, und eine durchaus getreue Nachbildung der Natur, die die tatsächliche Erscheinung des menschlichen Körpers so lange durcharbeitet, bis sie vollkommen Ausdruck eines Seelischen ist, wird dann monumental sein, wenn dieser seelische Gehalt monumental empfunden ist. Aber von der Form aus ist Monumentalität niemals zu erreichen. Auch nicht, wenn man für diese Form zu den Ägyptern oder den Indern geht.

Nach meinem Gefühl wird gerade dieser Weg, der heute so viel begangen wird, uns niemals zum Ziele führen, weil wir immer einen inneren Widerstand gegen den fremdartigen Typus werden überwinden müssen und schon dadurch in der Großzügigkeit unseres Empfindens gehemmt werden.

Breuers Beethoven ist ein betrübendes Beispiel dieser äußerlichen Nachahmung. Die Ägypter haben den Halseinschnitt im Nacken störend empfunden, ob aus dem Gefühl heraus, daß dadurch die große Rückenlinie geknickt und unmonumental werde, oder ob aus Rücksichten auf das Material ihrer Statuen, oder endlich auch aus der Gewohnheit von Haarschnitt und Kopftracht im wirklichen Leben her, bleibe dahingestellt. Jedenfalls bauen sie — man denke etwa an das Sitzbild des Königs Cephren — die Haare zu einem festen Wulst, so daß nun eine Gerade verläuft vom Kopfwirbel über die Rückenlinie hinunter. Breuer geht hin und wulstet

Digitized by Google

das Haar zu einer festen Masse um Beethovens Kopf herum. Da er es aber nicht über die Nackenlinie hinaus zu verlängern wagt, ist nun der Einschnitt noch viel schärfer und wiederholt sich obendrein durch die Stuhllehne.

Aber selbst wenn auf die Weise eine gewisse Monumentalität zu erreichen gewesen wäre, würde bei einer Darstellung Beethovens Einspruch zu erheben sein, weil bei ihm in dem wilden Durcheinander der Haare die innere Erregtheit und Bewegtheit zum Ausdruck kommt. Daß es übrigens ein Unsinn ist, anzunehmen, die natürliche Nackenlinie des Menschen widerstrebe der monumentalen Wirkung, zeigt ein Blick auf die Stifterstatuen im Naumburger Dom oder das berühmte Reiterbildnis des Kaisers Konrad im Dom zu Bamberg. Warum suchen überhaupt unsere Künstler das Monumentale in der Fremde, wo wir es im eigenen Lande so trefflich erreicht haben?

Aber noch einmal: die von außen übernommene Form tut's nicht. Nur von innen heraus kann die Größe kommen, und darum wirkt die über dem verfallenen Totenantlitz Beethovens abgedrückte Maske gewaltig und erhaben, trotzdem sie sogar die Blatternarben zeigt.

K. St.



Zu unsern Bildern

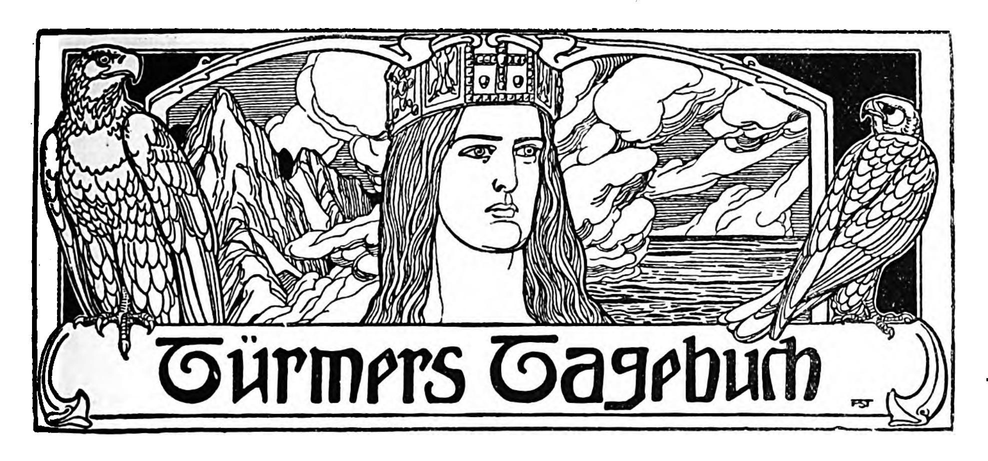
Es tut einem in dieser mit innerer Erregtheit belasteten Zeit besonders wohl, in ein so ruhiges Bild, wie Fritz Gärtners „Verspätet" hineinzusehen. Gerade weil darin die in beseligter Mondnachtruhe liegende Natur im bezwingenden Gegensatze steht zur inneren Unruhe der „Verspäteten". Diese drängen nach Hause; der Schäfer würde ganz anders eilen ohne seine Herde, die zu langsamem Schritte zwingt. Aber ich glaube, wenn sie jetzt ganz auf der Höhe sind, ist drüben das Dörflein zu sehn mit ganz nahen Lichtern und der bergenden Hürde. Wundervoll, wie so in der nächtlichen Natur Mensch und Tier mit der Landschaft eins werden, als wären sie ein Teil von ihr. —

Mit den drei Bildern von Franz Staffen will ich auf ein Werk hinweisen, das eine besonders schöne Zierde des diesjährigen Weihnachtstisches sein wird. Es heißt „Ein' feste Burg ist unser Gott" und will „ein Andachtsbuch für das deutsche Haus" sein. Der stattliche Folioband wird 100 Federzeichnungen von Franz Staffen bringen, die sich mit den zugehörigen Texten zu einem tief religiösen, wenn auch gar nicht theologischen Erbauungswerke zusammenschließen. In vier Teilen folgen sich „das Leben Jesu", „von der Nachfolge", „Vater unser" nach Klopstocks dithyrambischer Umschreibung und „deutscher Psalter", eine Auswahl der schönsten Kirchenlieder. Ich muß auf das Werk zurückkommen, wenn es als Ganzes zu sehen ist. Aber schon nach den mir vorliegenden Proben kann zuversichtlich gesagt werden, daß in diesem „dem Andenken unserer Gefallenen gewidmeten" Buche ein tief ergreifendes, hehres Denkmal deutschchristlichen Empfindens geschaffen ist, das in würdigster Weise das Andenken der Toten feiert, wie es den Lebenden eine Quelle ist religiöser Vertiefung in reinstem künstlerischem Genießen. Das auch in buchtechnischer Hinsicht hervorragende Werk wird von der Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin zu dem angesichts des Gebotenen erfreulich billigen Preise von 30 M herausgebracht.

St.



Digitized by Google



Der Krieg

„Nicht erfüllte Hoffnungen!" So überschreibt der Landtagsabgeordnete W. Bacmeister einen Rückblick auf die letzte Reichstagsversammlung in dem von ihm herausgegebenen „Größeren Deutschland":

„Als der Reichstag am 11. Oktober 1916 zu einer Vollversammlung zusammentrat, begleitete seine Arbeit der fiebernde Pulsschlag des tief erregten deutschen Volkes. Was war denn geschehen? Mitten im Krieg hatten sich zwei mächtige Heerlager in diesem Volke gebildet. Bitterböse Worte fielen auf beiden Seiten. Burgfriede war ein schemenhafter Begriff geworden, an den niemand mehr glaubte. Es ging um die politische Führung des Reiches. Nicht um die militärische. Es ist ein Wahnsinn, diese beiden Dinge immer wieder zu verquicken. An den Männern, die uns militärisch führen, hat außer der ‚Magdeburgischen Zeitung' bisher niemand im Reiche seine kritischen Fähigkeiten zu üben versucht. Wer besorgten Herzens dieser Entwicklung aufmerksam zugeschaut hatte, dem konnte seine Sorge nicht gemindert werden dadurch, daß für die politische Führung des Reiches Stellung nahmen alle die Parteien und Gruppen, mit denen der Altmeister neudeutscher Politik stets in unversöhnlicher Fehde gelegen. Wie Bismarck in der Kriegszeit 1870/71 bekämpft wurde von der ‚Frankfurter Zeitung', so wird sein Nachfolger in der Kriegszeit 1916 von ihr unterstützt. Und wen das nicht stutzig machte, der mußte mit einem Gefühl des Unbehagens sehen, daß die schwersten Bedenken gegen die derzeitige Reichspolitik gerade aus den Kreisen geäußert wurden, an die noch jede Regierung sich hat wenden müssen, wenn es galt, des Reiches Waffen zu schmieden.

Breiteste Schichten des Volkes, auch unter den Gebildeten, standen ratlos vor diesen Dingen. Sie sahen das wertvolle Gut der Einigkeit dahinschmelzen in einer Zeit, die nach Zusammenhaltung aller Kräfte förmlich schrie. War das nötig? Verlangte wirklich die vaterländische Pflichterfüllung, daß man der eigenen Regierung Schwierigkeiten bereitete, während das Land von den Stürmen des größten aller Kriege umtost ist und in den Fugen seines mächtigen Baues erzittert? War das nötig? Ist wirklich das, was sich gegen die politische Führung sagen läßt,

Digitized by Google

so gewichtig, daß von dieser Führung eine größere Gefährdung des Reiches erwachsen könnte, als von der Zerstörung der inneren Front? Oder ist es wirklich wahr, daß alle diese Kämpfe gegen die Politik des Kanzlers nur Scheinmanöver sind, die wahre Absicht zu verschleiern: Die Beseitigung eines Mannes, der sich nicht vor den egoistischen Wünschen einer Reihe von Reaktionären beugen will? Spielte wirklich eine ‚dünne Oberschicht' ein so frevles Spiel?

Mit allen diesen Fragen auf dem Herzen sah das deutsche Volk seinen Reichstag zusammentreten. Von dem dramatischen Spiel hinter den Kulissen hatte es nur dunkle oder gar keine Vorstellungen. Aber hier und da war doch einmal — durch Zufall, ohne Absicht — einer der Akteure auf die offene Bühne getreten. Da hatte man merkwürdige Gestalten zu sehen bekommen. Ein dem Auswärtigen Amt verbundener Professor, der sich an der Verbreitung von Verleumdungen gegen den bedeutendsten deutschen Staatsmann der nachbismarckschen Epoche beteiligt hatte; zwei Zeugen, die ihm nachsagten, er habe sogar von einem Diebstahl gesprochen, den eines der Reichsämter gegen das andere in Szene gesetzt habe. Einen kurzen Augenblick lang hatte man Tirpitz und Bethmann auf der Bühne gesehen, den einen sein Recht fordernd, den anderen kalt ablehnend. Im Hintergrund war ein merkwürdiges Gruppenbild aufgetaucht, nicht in allen Einzelheiten klar erkennbar, aber doch so deutlich, daß man auf dem Haupt des einen eine Königskrone gewahrte. Und vor dem Gesalbten eine Reihe von aufrechtstehenden Männern, neben ihm Minister in gold- und tressenbesetztem Kleid. Dann wieder war der alte Graf vom Bodensee über die Bretter gegangen. Hatte man nicht einige schattenhafte Gestalten neben ihm gesehen? Was war das für eine sonderbare Erscheinung gewesen? Andere hatten sich blicken lassen — man hatte sie hinterlistig aus den Kulissen vorgestoßen —, so der große Kohlenindustrielle von der Ruhr, ‚*ein* Emil Kirdorf' aus Mülheim, wie das ‚Berliner Tageblatt' sagte, als wenn es nicht wüßte, daß in dieses mächtigen Mannes Hand die Geschicke der größten Bergindustrie des europäischen Kontinents geformt worden sind. ‚Ein Emil Kirdorf' aus Mülheim. Ist's nicht zum Lachen? Das deutsche Volk aber kam aus dem Staunen nicht heraus. All diese Akteure spielten offensichtlich mit in einem *dramatisch bewegten Spiel.* Man hörte ja das Getöse, das im deutschen Blätterwald ein vielfältiges Echo fand. Von dem Spiel selbst hatte man nichts oder nur abgerissene Szenen gesehen, in die schwer ein Zusammenhang zu bringen war.

Draußen aber floß in Strömen das deutsche Blut dahin. In gewaltigsten, unerhörten Anstrengungen erzitterte der Körper des jungen deutschen Riesen.

Ist's da nicht begreiflich, wenn das deutsche Volk endlich stürmisch verlangte: Was ist's mit dem Spiel hinter den Kulissen? Ihr spielt nicht nur um euch, ihr spielt um uns, um Thron und Land! Laßt drum sehen, ob ihr ehrliches Spiel treibt!

Nun kam der erste große Tag nach alledem im Haus am Königsplatz. Der *Kanzler* sprach. Von dem dramatisch bewegten Spiel hinter der Bühne hörte das deutsche Volk nichts. Eine verächtliche Handbewegung für die Andersdenkenden, die in dem Spiel mitwirkten, das war alles. Es kam der zweite große Tag, der Tag der *Reichsboten.* Sie waren — das nur hatte das Volk vernommen — zwei

Digitized by Google

Wochen lang bemüht gewesen, alle Szenen des Dramas zu durchleuchten, alle Akteure auf Herz und Nieren zu prüfen. So müßten sie — meinte das Volk — sicherlich ein Urteil haben über alle die sorgenvollen Fragen der sorgenschweren Zeit. Nun sollten — meinte das Volk — die Aufklärungen kommen über das geheimnisvolle Spiel, sollte man erfahren, ob mit Recht oder Unrecht so stürmisch hinter den Kulissen gekämpft worden war. Die verlorene Ruhe sollte zurückkehren in das Land.

Der Reichstag hat diese Hoffnungen nicht erfüllt. Es ist manches an den Tag getreten, was klärt. Aber Klarheit ist nicht geschaffen. An der Haltung des Zentrums ist zu erkennen, wie wuchtig die militärischen und wirtschaftlichen Tatsachen sind, die für den uneingeschränkten U-Bootkrieg sprechen. Mitteilungen, die in dem Reichstagsausschuß gegeben worden sind, werden jede Geschichtsklitterung über den Wert der U-Bootwaffe in Zukunft verhindern. Dieser Wert steht nun einwandfrei fest. Politische Gründe sind es, die uns hindern, ihn voll auszunutzen. Daß keine Einigkeit unter den Reichsboten herzustellen war, beweist, daß diese politischen Gründe nicht jeden nachdenkenden Mann zu überzeugen fähig sind. Wenn der Reichstag über das U-Boottheme auf dringenden Wunsch der Regierung fast nicht gesprochen hat, so muß er das mit sich selbst ausmachen. Daß Westarp sich den Mund nicht ganz hat verbinden lassen, ist schon deshalb erfreulich, weil sonst Roosevelt und mit ihm viele Amerikaner hätten meinen können, auch der Deutsche Reichstag tanze nun schon ganz nach der amerikanischen Pfeife.

Aber es handelte sich wahrlich nicht nur um das Thema vom U-Boot. Es handelte sich um mehr. Daß den Männern, die die angebliche ‚Kanzlerfronde' bilden, von der ragenden Stelle der Reichstagstribüne mehrfach ihre über jeden Zweifel erhabene Vaterlandsliebe bezeugt worden ist, mag man begrüßen. Viele von ihnen meinen solch Zeugnis nicht sonderlich nötig zu haben. Aber mehr noch als zuvor fragt sich nun das Volk: Warum also? Warum kämpfen diese ihr Vaterland liebenden Männer einen wahrlich doch nicht dankbaren Kampf? Was ist's mit ihren Sorgen? Sind sie begründet, so geht das auch uns, das Volk, an. Denn unser Schicksal steht auf dem Spiel.

Diesen quälenden Fragen hat der Reichstag keine Antwort gegeben.

Mußte das so sein?

Konnte wirklich nicht ein Bild unserer auswärtigen Politik entrollt werden, aus dem die Erklärung für alle Sorgen gesprochen hätte? Von der auswärtigen Politik vor dem Kriege, jener ‚Politik des Ausweichens vor jedem Konflikt' über die Politik der ‚Verständigungsversuche' hin zum 4. August 1914 und seiner noch so unaufgeklärten deutschen Politik? Hätte in diesem Zusammenhang nicht ein Bild unserer Politik während des Kriegs gemalt werden können, wie es in breiten Schichten der deutschen Intelligenz gesehen wird? Und hätte nicht — das ist die Hauptsache — die Regierung die Gelegenheit freudig ergreifen sollen, einmal in großen Zügen das Wesen ihrer Politik vor und während des Kriegs darzulegen, um sie vor dem Volke zu rechtfertigen? Daß wir den Krieg nicht gewollt haben, hat man uns, ohne daß das für das Volksempfinden sonderlich not-

wendig gewesen wäre, immer wieder zu beweisen gesucht. Wir alle waren ohnehin überzeugt, und die Zweifler, Ungläubigen und Lügner im Ausland werden wir nicht belehren. Daß wir den Krieg haben kommen sehen, daß wir uns in jeder Hinsicht darauf vorbereitet haben, daß unsere Diplomatie aus der Entwicklung der internationalen Lage für uns alles herausgeholt hat, was herauszuholen war, dafür möchte das Volk Beweise sehen.

Man muß doch in der Regierung und im Reichstag längst erkannt haben, daß alle die Mißstimmungen im Lande und die Angriffe gegen die politische Führung nicht etwa ihren Ursprung finden nur in der U-Bootfrage, daß diese Frage vielmehr auf der Oberfläche eines ganzen Komplexes von politischen Vorgängen schwimmt. Will man Ruhe und Vertrauen in das Land zurückkehren lassen, so müssen Erklärungen für eine ganze Reihe von Dingen gegeben werden. Nur an einiges sei hier erinnert.

Noch fehlt uns eine deutsche amtliche Darstellung über das, was der britische Botschafter in den Berichten an seine Regierung über die Vorgänge vom 4. August 1914 behauptet hat. Wie war es mit dem Zusammenbruch unserer Politik an diesem Tage? Ist, was Goschen behauptet, das Wort vom Kartenhaus, das Wort vom Fetzen Papier gefallen oder nicht? Manches von Goschens Behauptungen ist amtlich bestritten worden, die Hauptsache bisher leider nicht. Und weiß man im Reichstag nicht, daß Goschens Berichte, gerade weil man anderthalb Jahre lang von deutscher amtlicher Seite nichts darüber vernommen hat, mit eine der Grundlagen vaterländischer Unruhe im Lande geworden sind? Es liegt im Interesse der Regierung und des Reiches, daß der Kanzler selbst endlich eine authentische Darstellung der in Betracht kommenden Vorgänge gibt.

Und dann das Wort vom Unrecht, das wir an Belgien getan haben sollen. Wir wissen heute alle, daß wir kein Unrecht taten. Aber es fehlt uns die Aufklärung darüber, wie es möglich war, daß am 4. August 1914 jenes Wort fiel, das so verhängnisvoll gewirkt hat. Dürfen wir es nicht erfahren, ob das Auswärtige Amt die diplomatische Rechtfertigung unseres Marsches durch Belgien vorbereitet hatte oder nicht? Was in den ersten Augusttagen 1914 geschah, geschah doch nicht von ungefähr. Der Generalstab hat doch nicht die deutsche Politik überrascht. Viele unter den Gebildeten Deutschlands hungern nach einer Erklärung. Und jene Depesche des Staatssekretärs des Auswärtigen an den Fürsten Lichnowsky in London, die, als deutsche Truppen schon auf belgischem Boden standen, die Integrität Belgiens mit den holländischen Interessen ganz unnötigerweise verquickte! Wäre es nicht gut, uns eine Erklärung dafür zu geben, damit Ruhe und Vertrauen einkehrten?

Das ist doch alles nur einzelnes aus einer Flucht von Erscheinungen, die an uns vorübergegangen sind, vorübergegangen sind auch noch während des Kriegs. Man denke nur an die Versicherungen des Unterstaatssekretärs Zimmermann und des Reichskanzlers gegenüber amerikanischen Journalisten über U-Bootwaffe und die Ehre Deutschlands und an die Taten, die zwei Monate später folgten. Das kann doch unmöglich eine Hetze, eine Treiberei genannt werden, wenn die, die alles das sorgenden Herzens beobachtet haben, den heißen Wunsch

Digitized by Google

hegen, aufgeklärt zu werden über die Wege unserer Politik, auf denen doch schließlich das Schicksal des ganzen Volkes zur Entscheidung geführt wird. Als Tirpitz ging, meinten viele von uns, der beste deutsche Staatsmann, aber auch der stärkste Mann habe nun die Reichsregierung verlassen. Auch das mußte getragen werden, ohne daß wir verzweifeln wollten an der Zukunft. Aber daß sein Weggang nur eine, wenn auch besonders bedeutsame Erscheinung in einer Kette von Vorgängen war, das mehrte die Sorge im Land. Aus der Erscheinungen Flucht wuchs uns das Bild. Das sollte Beachtung finden. Will man Ruhe und Vertrauen im Land, so muß man jener Erscheinungen Flucht erklären. Mit Worten, hinter denen keine Begriffe stehen, ist da nicht mehr geholfen.

Es gibt kein Volk, das mehr zum Vertrauen gegenüber der Obrigkeit geneigt ist, wie gerade das unsere. Sollte es nicht möglich sein, dieses Volk wieder ganz zu gewinnen? Aber nicht so wird man das Ziel erreichen, daß man Vertrauen verlangt, sondern so, daß man es durch Gründe erwirbt."

Dafür erlebten wir eine Aussprache über Zensur und Belagerungszustand. Die „Kölnische Volkszeitung" gibt dem Abgeordneten Freiherrn v. Zedlitz recht, wenn er in der „Post" feststellt, daß diese Verhandlungen nur einen Vorgeschmack von der Stimmung geben, die allmählich durch die Auswüchse der Zensur und des Belagerungszustandes in weiten Kreisen der Bevölkerung entstanden ist. „Und Zedlitz hat noch mehr recht, wenn er erklärt, daß man den heutigen Zustand allmählich als eine Art Diktatur auffaßt, und zwar als eine Art politische Diktatur. Freiherr v. Zedlitz spricht aus, was jetzt in Hunderten von Entschließungen und Reden zum Ausdruck kommt, daß sich das deutsche Volk allenfalls noch mit einer Diktatur Hindenburg abfinden würde, aber mit keiner anderen. Sehr selten ist in Deutschland seit Beginn des Krieges eine Zeitung bestraft oder verboten worden, weil sie in militärischen Dingen unvorsichtig gewesen oder weil sie in militärischen Dingen gegen die Zensur verstoßen hätte. Solche Verfehlungen gegen militärische Bestimmungen und gegen die militärische Sicherheit des Reiches mochten vielleicht im Anfang des Krieges da und dort einmal vorkommen, weil damals bei dem Weltkriege zu Lande, zu Wasser und in der Luft die Verhältnisse zu neu, fremd und unübersehbar waren. Aber als Presse und Zensur nur einige Wochen aufeinander eingespielt waren, kamen solche Fälle kaum noch vor; jedenfalls waren sie nicht von Belang. Aber an Reibungen politischer Natur, an Verboten wegen politischer Artikel, an Strafandrohungen und Strafen wegen der Haltung einer Zeitung in nicht rein militärischen Fragen ist die deutsche Presse allmählich in den zwei Jahren reich und reicher geworden ... Man kann allerdings der Presse selbst nicht den Vorwurf ersparen, daß sie in der Erziehung der Zensur zu dieser Schützerrolle des Reichskanzlers sehr stark mitgewirkt hat. Es hat Leute genug gegeben, die es tatsächlich zu einem Verbrechen am Deutschen Reiche stempeln wollten, wenn eine Zeitung an der Politik des Reichskanzlers Kritik üben wollte. Gerade durch dieses Verhalten der Zensur und der Regierung ist das größte Mißtrauen gegen Regierung und Reichskanzler entstanden. Wie waren die Dinge in Wirklichkeit? Man wird sich noch erinnern, wie im Berliner Tageblatt Professor Baumgarten (Kiel)

Digitized by Google

die Aussprache über die Kriegsziele und Friedensbedingungen beginnen konnte mit der Forderung, es dürfe im Westen von Nordfrankreich und Belgien nichts annektiert werden, weil diese Länder überwiegend katholische Bevölkerung hätten. Seitdem sind Hunderte von Artikeln erschienen, die zwar nicht so offen, aber im gleichen Sinne gegen Annexionen im Westen schrieben, wie Prof. Baumgarten (Kiel). Erwiderungen darauf aber waren nicht möglich. Erst noch in diesen Tagen schrieb der freisinnige Abgeordnete Gothein mehrmals in gleichem Sinne und Geiste zum selben Thema. In der öffentlichen Aussprache über unser Verhältnis zu Amerika, über den U-Bootkrieg, war fast immer die Seite im Vorteil, welche gegen den U-Bootkrieg schrieb. Die Erwiderungen des andern Teils wurden als militärische Angelegenheiten meist unterdrückt. Über unser Verhältnis zu Amerika, über die mit Amerika gewechselten Noten hat das deutsche Volk bis heute noch lange nicht die ganze Wahrheit erfahren, weil man die Dinge als militärische ansieht und unter Zensur stellt. Eine Kritik dieser Politik war ganz unmöglich.

Wie kann es denn unter solchen Verhältnissen anders sein, als daß gerade gegenüber unserer auswärtigen Politik Mißtrauen eigentlich die Grundlage aller politischen Debatten und aller politischen Krisen ist? Man sage doch nicht, daß die Veröffentlichung dieser Dinge die Interessen des Vaterlandes im Auslande schädige. Die amerikanische Presse und selbst die englische konnten über die mit Amerika gepflogene Aussprache und über die deutschen amtlichen Noten mehr veröffentlichen, als die deutsche Presse selber. In der amerikanischen und englischen Presse ist der Wortlaut aller Noten bekannt geworden. Nur die deutsche Presse und das deutsche Volk durften sie nicht kennen lernen. Alle diese Dinge haben allmählich in den politischen Parteien eine Stimmung erzeugt, wie sie in den letzten Tagen zum Ausdruck gekommen ist. Freiherr v. Zedlitz hat recht mit seiner Warnung:

‚Unter der Herrschaft des Belagerungszustandes muß diese Stimmung sich auf gesetzgeberische Notbehelfe beschränken; nach Friedensschluß aber wird sie sicher zum Sturm anschwellen, der den Kriegsabsolutismus wegzufegen und zum Parlamentarismus im wahrsten Sinne des Wortes zu führen droht. Soll die Selbständigkeit der Regierungsgewalt nach Friedensschluß erhalten bleiben, so ist dringend notwendig, daß ungesäumt mit den autokratischen Tendenzen aufgeräumt und mit der Öffnung legislativer und administrativer Sicherheitsventile vorgegangen wird. Noch so schöne Worte des Vertrauens zum Volke tun's nicht mehr, die entsprechende Betätigung muß hinzukommen, und zwar bald, wenn ernster Schaden verhütet werden soll.‘

Viel und oft sind Versprechungen für den Abbau der Zensur gegeben worden. Ein wirklicher Abbau ist bis heute nicht erfolgt. Im Gegenteil. Unser Auswärtiges Amt und auch hohe und höchste Ämter haben schon im Frieden wenig das Instrument der Presse gewürdigt und zu behandeln verstanden. In Friedenszeiten mochte man darüber noch hinweggehen, aber der Krieg hat die alten Erfahrungen verschärft und neue gebracht, und die Kritik ist dabei immer stärker ge-

Digitized by Google

worden. Wenn der Krieg noch lange dauert und die jetzigen Zustände der Zensur und des Belagerungszustandes aufrechterhalten werden, dann wird das schließlich, vielleicht zunächst im Reichstag, aber auch vielleicht außerhalb des Reichstages zu unhaltbaren Zuständen führen. Weg mit der politischen Zensur und weg mit der politischen Diktatur! Das sind die Forderungen, in die sich die Aussprache im Reichstage zusammenfassen läßt. Sie müssen erfüllt werden."

Aber nichts von alledem — der Reichstag wurde Hals über Kopf nach Hause geschickt! Warum? fragt die „Tägliche Rundschau". Warum hatte der Stellvertreter Herrn von Bethmanns den Auftrag, so sehr darauf zu bestehen, daß der Reichtsag noch am Sonnabend nach Hause ging? Weil am Sonntag ein Akt von weltpolitischer Tragweite stattfinden sollte, über den man am Montag keine Besprechung des Parlaments sich entspinnen sehen wollte: die Verkündigung des Königreichs Polen!

„Einstimmig fast weist die Presse auf diesen wenig imponierenden Tatbestand hin. Einstimmig fast bedauert sie ihn. Mehr als nur Randbemerkungen gibt im übrigen auch die Presse nicht. Bei jedem Punkt und Beistrich stößt man auf die Schranken, die auch der Besprechung dieses welthistorischen Ereignisses die Presse sich gezogen fühlt. Verschiedentlich wird die Herkunft und Natur dieser Beschränkung unmißverständlich angedeutet und als Rechtfertigung für eine Zurückhaltung angeführt, die fast ein Schweigen ist. Schweigen aber wirkt in solchen Fällen wie reine Ablehnung. Die ganze Ungeschicklichkeit, die bei uns in der Behandlung der öffentlichen Meinung und der Presse von Amts wegen gang und gäbe ist, ist auch bei dieser Gelegenheit wieder entfaltet worden. Es wird kaum eine Zeitung geben, die mit der beschlossenen Lösung der polnischen Frage grundsätzlich unzufrieden wäre, kaum eine, die ihr nicht im wesentlichen beistimmen würde. Die Beschränknng der freien Meinungsäußerung hat die natürliche Wirkung, daß die meisten Blätter um ihres Gewissens willen die sonst freiwillig gezollte Zustimmung hintanhalten, weil sie sich in der Äußerung ihrer Bedenken und Vorbehalte gebunden fühlen.

So ist die Begrüßung des neuen Königreiches Polen durch die deutsche Presse äußerst kühl, ja frostig, obgleich kaum jemand ist, der nicht im wesentlichen die Lösung des polnischen Problems auf dem eingeschlagenen Wege gesucht hätte. Kannte man doch diese Lösung schon seit Wochen und war im großen nnd ganzen mit ihr einverstanden. Die künstliche Beschränkung der Erörterung ist schuld daran, daß dieses wesentliche Einverständnis nur in der allerzurückhaltendsten Weise zum Ausdruck gebracht wird. Das ist schade. Denn die andernfalls unzweifelhaft viel volltöniger einsetzende Erörterung und Zustimmung hätte der Regierung — ungeachtet einiger etwa ablehnender Stimmen — einen ganz anderen Rückhalt gegeben, als es der jetzt erklingende frostige Chorus kann. Begreiflich ja, daß, da niemand zuvor um seine Meinung gefragt worden ist, auch hinterher niemand Lust hat, freiwillig die Verantwortung mit auf sich zu nehmen für einen Entschluß von erdrückendem Gewicht und ungeheurer Tragweite. So stehen denn heute Preßleute und schreibende Parlamentarier, waschen sich die Hände in Unschuld und betonen

Digitized by Google

laut, daß alle Verantwortung für das, was geschehen ist, und für das, was daraus folgen wird, allein den Reichskanzler trifft.

Von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken sieht man die Auguren solche vorsichtige Zurückhaltung üben. Und es wäre doch so leicht anders zu haben gewesen. Wäre so leicht gewesen, ohne jeden Schaden für die Sache und mit Nutzen selbst für Herrn v. Bethmann die allgemein peinliche Erinnerung zu vermeiden an das seinerzeitige Versprechen der Regierung, der Nation, der öffentlichen Meinung und dem öffentlichen Gewissen rechtzeitig die Möglichkeit zu geben, sich und ihre heiligen Rechte in der Vorerörterung unserer Kriegsziele geltend zu machen. Jetzt ist ein solches Kriegsziel nicht nur aufgestellt, sondern vorweggenommen worden, ohne daß von einem Anhören der Stimme der Nation auch nur mit einer Silbe die Rede war. Diese Nation, die rechtzeitig die Möglichkeit zur Äußerung ihrer Meinungen und Wahrung ihrer Lebensrechte gegeben werden sollte, ist von heute auf morgen unter Ausschaltung ihrer Vertretung vor eine unumstößliche Tatsache gestellt worden, die nicht nur an sich ein allerwichtigstes Kriegsziel vorwegnimmt, sondern auch aufs schwerste und stärkste auf die Formulierung aller anderen Kriegsziele und Friedensbedingungen zurückwirken muß.

Das sind die kühlen frostigen Grundgedanken der Betrachtungen, welche die deutsche Presse der Verkündigung des neuen Königreiches Polen widmet, soweit sie sich dazu in ihrer heutigen inneren Verfassung des kommandierten Vertrauens überhaupt in der Stimmung und Lage fühlt. Außerordentlich bedauerlich, zumal es, wie gesagt, so sehr leicht gewesen wäre, für eine wärmere, herzlichere Stimmung zu sorgen und mehr zu erreichen, wenn man weniger gewollt hätte. Der verhängnisvolle Kardinalfehler aller unserer obrigkeitlichen Behandlung der öffentlichen Meinung und ihrer Organe, der seit dem Kriegsbeginn schon so unendlich viel verdorben hat, hat auch hier wieder schweren stimmungsmäßigen Schaden angerichtet, der zwar in der Betrachtung etwa unserer Regierenden vielleicht nichts, in dem Spiel der Geschichte aber sehr viel wiegt...

Das deutsche Volk wünscht in allen seinen Teilen einen Ausgleich mit Polen und würde sich freuen, wenn sich die Hoffnungen auf eine gute Nachbarschaft und ein enges auf Waffengemeinschaft begründetes Bündnis mit dem freien Polen sich verwirklichen würden. Voraussetzung aber wird bleiben, daß das Deutschtum unserer Ostmark unversehrt bleibt. Wir haben seit mehr als Jahresfrist kein eigenes Wort über die preußische Ostmark schreiben können, während die Polenliteratur zu Bibliotheken anwuchs — selbst amtliche Verfügungen Beselers, die im ‚Vorwärts' und der ‚Nordd. Allg. Ztg.' standen, durften wir nicht bringen. Um so lieber benützen wir diese Gelegenheit, um festzustellen, daß die preußischen Polen im Weltkriege die Gemeinsamkeit mit den Deutschen nicht gesucht und bekundet, daß die preußischen polnischen Zeitungen den Kriegsereignissen gegenüber nicht einmal eine wohlwollende Neutralität bekundet haben, daß ihr Anteil an den Kriegsanleihen und der Liebestätigkeit geringfügig war, daß in der Posener Stadtverordnetenversammlung von den Polen das Hindenburg-Museum abgelehnt wurde, und daß die Worte des Reichskanzlers für

Digitized by Google

Polen namentlich in Posen eine matte Aufnahme fanden, von Schlimmerem zu schweigen. Nunmehr ist das Königreich Polen begründet, der Traum des polnischen Volkes erfüllt, und so dürfen wir von den preußischen Staatsbürgern polnischer Nationalität erwarten, daß sie die gedeihliche Verwirklichung der Absichten unserer Regierung nicht durch Sonderbestrebungen stören, sondern feierlich bekunden werden, daß eine Vereinigung unserer Ostmark mit dem Königreiche Polen auch von ihnen nicht gewünscht wird, daß sie künftighin kein polnisches Gemeinwesen im deutschen Staate sein, sondern sich der gegebenen Ordnung der Dinge freiwillig und ehrlich, nicht nur mit Steuerzahlen und Militärpflicht, einfügen wollen. Wer das nicht kann, hat ja nunmehr die Möglichkeit und Freiheit, nach Polen abzuwandern und Bürger eines reinpolnischen Staates zu werden. Wenn wir von unseren Mitbürgern polnischer Nationalität nicht Dankbarkeit fordern, daß wir ihren Volksgenossen mit unserm Blute einen Staat erkämpft haben, so doch Unbefangenheit, die aber — um ein Beispiel aus Dutzenden zu wählen — z. B. der Abgeordnete v. Trampczynski nicht zeigte, als er im Reichstage Vorwürfe gegen die deutsche Verwaltung im Gouvernement Warschau erhob, daß sie im militärischen Interesse Arbeitszwang gegen die zur öffentlichen Gefahr werdenden Arbeitslosen ausübe. Man kann unserer Verwaltung in Polen vorwerfen, daß sie sich über den Grundsatz, daß Wohltaten nicht aufgedrängt werden sollen, allzu häufig hinwegsetzt; aber auch ein preußischer Pole sollte anerkennen, daß sie für die Wiederaufrichtung des schwer getroffenen Landes mit unsäglichem Fleiße und Einsetzung bester Kräfte unendlich viel geleistet hat."

Mit allem Nachdruck verlangt auch Freiherr v. Zedlitz im „Tag", daß das staatsrechtliche Verhältnis des Polenreiches zum Deutschen Reiche auch wirklich so gestaltet werde, wie dies zur dauernden Sicherung unserer militärischen und wirtschaftlichen Interessen notwendig ist: „Dafür ist die Reichsleitung dem deutschen Volke, über dessen Kopf hinweg sie die Autonomie Polens verheißen hat, in vollem Umfange verantwortlich. Weiter aber ist von den Polen unbedingt zu fordern, daß sie sich dauernd zu Gedeih und Verderb mit dem Deutschen Reiche verbunden fühlen. Sie werden sich mit der Überzeugung durchdringen müssen, daß ihre feste westliche Orientierung die unerläßliche Voraussetzung für ihre Autonomie bildet und daß diese im entgegengesetzten Falle ihre Existenzberechtigung verliert. Und zwar werden sie ihre westliche Orientierung nicht bloß mit Worten, sondern auch durch die Tat zu beweisen haben. Zunächst indem sie sich ihre Befreiung mit Einsetzung ihrer vollen Kraft miterkämpfen.

Auch in bezug auf die preußische Ostmark ergeben sich für die Polen aus der Bildung eines mit weitgehendem Selbstbestimmungsrecht ausgestatteten nationalpolnischen Reiches bestimmte Verpflichtungen. Die ganz selbstverständliche Voraussetzung für die Erfüllung dieses nationalen Wunsches bildet die Gewähr, daß das, was man mit dem Wort Irredenta zusammenzufassen pflegt, in dem neuen Polenreiche völlig ausgeschlossen bleibt. Weder Deutschland noch Österreich-Ungarn könnten es dulden, daß aus dem Königreich Polen ein zweites

Digitized by Google

Serbien wird. Das, was daraus sich ergibt, müssen die Polen sich stets gegenwärtig halten.

Wenn ferner, wie der Abg. Seyda im Reichstage hervorhob, eine Neuorientierung unserer Ostmarkenpolitik insofern einzutreten haben wird, als in der Gesetzgebung und Verwaltung das fortan auszuscheiden haben wird, was, wie die Enteignungsbefugnis, seine Spitze gegen die Polen richtet, so ist umgekehrt von diesen zu verlangen, daß sie sich fortan ausschließlich als preußische Staatsbürger polnischer Zunge betätigen, sich jeder damit unvereinbaren politischen Bestrebungen enthalten und den wirtschaftlichen Kampf gegen Deutschtum und Deutsche einstellen. Deutsche Kultur und deutsches Volkstum darf unter der Erfüllung polnischer Wünsche nicht verkümmern, hat vielmehr zum Ausgleich für diese vollberechtigten Anspruch auf besonders kräftigen Schutz und besonders sorgsame Pflege. Das gilt auch für die über 600000 im Königreich Polen lebenden Deutschen; bei der Ordnung dieses Staatswesens wird für die dauernde Sicherung ihres nationalen Daseins zu sorgen sein.

Endlich aber muß auch auf die Verhütung einer schädlichen Rückwirkung auf das deutsche Volk im ganzen Bedacht genommen werden. Der erste Eindruck der Verheißung der polnischen Autonomie auf die darauf gar nicht vorbereitete deutsche Bevölkerung darf nicht der sein, daß ihm als erste und vorläufig einzige Frucht seiner schweren Opfer an Blut und Gut die Erfüllung der polnischen Wünsche geboten wird. Setzte sich diese Auffassung in weiteren Kreisen fest, so müßte davon eine sehr ungünstige Einwirkung auf die für das sieghafte Durchhalten unentbehrliche Hochspannung der Volksseele zu befürchten sein.

Vorgängige Aufklärung hätte sehr not getan, nun muß aber das Versäumte nachgeholt werden. In Wirklichkeit trifft doch, was die Reichsleitung und ihre Absichten anlangt, jener erste Eindruck nicht zu. Die Erfüllung der polnischen Wünsche ist ihr nicht entfernt Selbstzweck, ihr Ziel ist vielmehr unsere bessere Sicherung gegen Rußland durch Schaffung eines besonders verteidigungsfähigen Glacis und die wirksame Verschiebung der Stärkeverhältnisse zwischen den Mittelmächten und Rußland zugunsten der ersteren; zur Erreichung dieses Zieles erscheint ihr die Bildung eines autonomen Königreichs Polen als der geeignete Weg. Die Erfüllung der nationalen Wünsche der Polen ist dabei sicher eine erwünschte Nebenfrucht, schon aber keineswegs allein deshalb, weil dadurch der schlagende Gegenbeweis gegen die verhetzende Anschuldigung unserer Feinde geführt wird, als gehe Deutschland planmäßig auf die Unterdrückung der nationalen Selbständigkeit der kleinen Völker aus. Aber in der Hauptsache handelt es sich dabei um die Wahrung eigenster Interessen Deutschlands von größter Bedeutung. Auch wer mit dem von der Reichsleitung gewählten Wege zum Ziele nichts weniger als einverstanden ist, wird ohne weiteres anerkennen müssen, daß die volle Sicherung gegen Rußland geradezu ein Lebensinteresse des Deutschen Reiches und ihre Erreichung ein überaus erstrebenswertes Kriegsziel ist. Würde es in Wirklichkeit erreicht, so wäre darin zweifellos ein wert-

Digitized by Google

voller Anfang des Ausgleichs für unsere schweren Opfer an Gut und Blut zu erblicken."

Wie die Aussprache zur Polenfrage, so ist auch die Antwort des Kanzlers auf die Rede Lord Greys im Ausschuß, nicht in der Vollversammlung des Reichstages erfolgt. „Mancher Legendenbildung", wird im „Deutschen Kurier" ausgeführt, „hätte begegnet werden können, wenn die Rolle Deutschlands in dieser Frage früher festgestellt worden wäre. Es hat auch nicht an Fehlern von unserer Seite gefehlt. Das deutsche amtliche Weißbuch läßt eine Zarendepesche vermissen, die — geschickt formuliert — ihre Einwirkung auf die neutralen Völker nicht verfehlt hat, obwohl sie im Grunde an den Dingen nichts ändert. Man kann diesen Fehler nicht mit der Eile und Schnelligkeit entschuldigen, mit der das amtliche Weißbuch hergestellt worden ist. Anscheinend hat man in der Reichskanzlei nicht daran gedacht, daß dieses deutsche Weißbuch ein welthistorisches Dokument werden würde, sondern hat darin lediglich eine schleunige Informierung des Reichstages gesehen; man hat es nicht mit der Sorgfalt hergestellt, die einem solchen Dokument zukäme. Die Verkennung der großen Bedeutung der öffentlichen Meinung der Welt für einen Weltkrieg beginnt bei diesem Punkte wirksam zu werden.

Es wird kein Zweifel darüber bestehen, daß es im Vaterlandsinteresse geboten war, auf die russische Mobilmachung sofort mit der deutschen Mobilmachung zu antworten. Wir glauben dem Kanzler gern, daß er, wie er früher darlegte, an der unsagbar schweren Verantwortung trug, dem Kaiser die Mobilmachung auch nur einen Augenblick früher vorzuschlagen, als sie unabweisbar geworden war. Andererseits aber meinen wir, daß die Verantwortung für die Verzögerung der Mobilmachung, und sei es auch nur um eine Stunde, ebenso schwer gewogen hat. Man hat die Veröffentlichung des ‚Lokal-Anzeigers' mit militärischen Einflüssen beim Kaiser in Verbindung bringen wollen. Wir verstehen gar nicht, wie man sich darüber aufregt, daß in einer solchen Schicksalsstunde des Reiches auch die führenden Militärs dem Kaiser ihre Meinung zum Ausdruck bringen. Höchstens das Gegenteil wäre auffallend. Deutschlands Mobilmachung war tatsächlich nicht eine halbe Stunde mehr hinauszuhalten, nachdem Rußland heimlich seit Monaten und öffentlich seit Tagen sein ganzes Heer auf Kriegsfuß gebracht hatte. Eine andere Frage ist es, ob es notwendig war, daß die Formalität der Kriegserklärung gegen Rußland von Deutschland ausging, ein Verfahren, gegen das eine Persönlichkeit wie der Staatssekretär v. Tirpitz aus wohlerwogenen Gründen dem Reichskanzler seine schwersten Bedenken ausgesprochen hat. Die aus der Natur der Sache folgende Waffenhandlung hätte kaum überrascht. Aber das Aufeinanderfolgen deutscher Kriegserklärungen hat den geschickten Machern an der Themse die Möglichkeit gegeben, Deutschland als den Friedensstörer hinzustellen. Hier und in unglücklichen Ausdrücken in der Unterredung mit dem englischen Botschafter liegen die ersten schweren Fehler der Verkennung der öffentlichen Meinung, von deren Folgen wir uns bis heute noch nicht erholt haben, so sonnenklar auch vor unserem eigenen Gewissen unser Recht ist und so sonnenklar es sich später erweisen

Digitized by Google

wird. Was über die angeblichen Vorbereitungen des Krieges durch Deutschland in ausländischen Blättern und in einem viel zitierten Buche gesagt worden ist, würde gelegentlich auch vom Reichskanzler in voller Öffentlichkeit zu widerlegen sein. Wir meinen, daß allein die wirtschaftliche Unvorbereitetheit Deutschlands den Gegenbeweis gegen solche Behauptungen erbringt. Ein Land, das bis in die letzten Tage des Juli Getreide an seine Feinde geliefert hat, ist wirklich über den Verdacht erhaben, den Weltkrieg auch nur Wochen vorher vorbereitet zu haben!

Bedenklich stimmt es uns, daß der Kanzler nur negative Kriegsziele aufgestellt hat. Wie das ausgedeutet wird, zeigt die Nummer des ‚Vorwärts', die bereits völlig auf die Gleichung gestimmt ist: Bethmann-Scheidemann. Was die deutsche Regierung will, so schreibt der ‚Vorwärts', ist jetzt ziemlich klar, ‚was französisch ist, soll französisch, was belgisch ist, soll belgisch, was deutsch ist, soll deutsch bleiben'. Gegen diese Ausdeutung der Kanzlerrede verwahren wir uns auf das allerentschiedenste. Der Kanzler hat auf entsprechende Vorhaltungen der nationalliberalen, konservativen und Zentrums-Redner auch seinerseits Verwahrung dagegen eingelegt, daß ein Schweigen zu den Reden des Herrn Scheidemann als Billigung der Reden des Herrn Scheidemann ausgelegt würde. Er hat ferner ausdrücklich erklärt, daß er kein Wort von dem zurückzunehmen habe, was er früher über die Notwendigkeit der realen Garantien im Westen zum Ausdruck gebracht hätte. Wir wollen das Schweigen des Reichskanzlers gegenüber den Äußerungen von Gröber, Bassermann und Westarp ebenfalls nicht als Zustimmung auslegen, aber an der eben erwähnten Erklärung des Kanzlers unbedingt festhalten. Die ‚Annexion' Belgiens hat weder der Kanzler bisher je gefordert, noch ist sie von einer politischen Partei Deutschlands gefordert worden. Wohl aber sind weite Kreise des deutschen Volkes der Überzeugung, daß die Notwendigkeit des Schutzes gegen England für uns das Festhalten an einer Flottenbasis im Kanal erheischt und daß wir militärische, maritime, wirtschaftliche und politische Garantien dafür haben müssen, daß Belgien nicht englischer Vasallenstaat wird, ebenso wie wir für Vlamenland dieselben Garantien gegen wallonische Verwelschung fordern müssen, die wir dem Polenlande gegen Russifizierung gegeben haben... Heute legen wir Wert darauf, noch einmal deutlich zu dokumentieren — Bassermann hat das in unmißverständlicher Weise im Ausschuß des Reichshaushalts getan —, daß wir uns ganz entschieden dagegen verwahren, daß die Rede des Reichskanzlers so ausgedeutet und umgedeutet wird, als hätte er unseren Feinden den Frieden auf der Grundlage des status quo angeboten, einen Frieden, der gleichbedeutend wäre mit der Opferung unserer Toten und Verwundeten, 70 Milliarden Kriegskosten, künftig schwerer zu verteidigenden Grenzen und damit einer Befestigung englischer Weltherrschaft unter Herabdrückung unserer politischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen.

Ob die günstigen Wirkungen, die pazifistisch gesinnte Kreise von dem Verzicht auf die Annexion Belgiens erwarten, überhaupt eintreten werden, steht dahin. Wir haben bis heute noch nicht gehört, daß ein englischer Minister seinerseits etwa

Digitized by Google

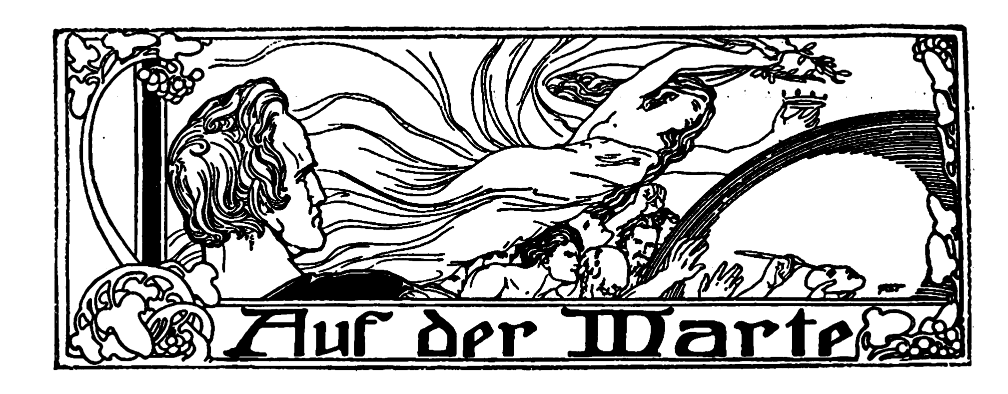
den Verzicht auf den dauernden Besitz der deutschen Kolonien ausgesprochen hätte. Die Worte des Kanzlers von Faustpfändern, die wir in der Hand haben, verlieren an Wirkung, wenn in die ganze Welt hinaustrompetet wird, daß wir nicht die Absicht hätten, diese Faustpfänder zu behalten. Im Zusammenhange mit der polnischen Frage und mit Äußerungen, die dort gefallen sind, können wir uns des uns aufsteigenden schwer beängstigenden Gefühls nicht erwehren, als steuerten wir im Kielwasser des Kurses von Dernburg-Delbrück, indem wir Verständigungen nach Westen suchten, von denen wir befürchten, daß sie nicht auf der Grundlage gefunden werden, auf der man glaubt sie erreichen zu können.

Wir sind damit einverstanden, daß der Gedanke eines großen Völkerbundes zur Bewahrung des Friedens von Deutschland nicht zurückgewiesen, sondern daß er ernstlich geprüft und an ihm mitgearbeitet wird. Große Hoffnungen vermögen wir an einen solchen Völkerfriedensbund allerdings nicht zu knüpfen. Deutschland wird in ihm so vereinzelt stehen, wie es heute in der ganzen Welt vereinzelt dasteht. Wir müssen versuchen, uns so viele Freunde in der Welt zu schaffen, als irgend möglich ist, und auf vielen Gebieten, namentlich auf dem der Gewinnung der öffentlichen Meinung der Welt, werden wir Fehler vermeiden müssen, die bisher gemacht worden sind, und auch auf manche Empfindungen mehr Rücksicht zu nehmen haben, als bisher notwendig erschien. Darüber hinaus aber bleibt die alte Wahrheit bestehen, daß letzten Endes die Sicherheit für Deutschlands Unversehrtheit und Freiheit seiner Entwicklung nur in seiner eigenen Stärke besteht. England verdächtigt uns heute, daß wir den Friedensbund nicht wollten, England wird uns verdächtigen, wenn wir im Friedensbunde mitwirken, England wird ein wirtschaftlich armes und politisch einflußloses Deutschland gelten lassen, es wird ein wirtschaftlich emporstrebendes und politisch bedeutsames Deutschland bekämpfen, wie es das gegenüber jeder starken Kontinentalmacht, die Seegeltung erstrebte, getan hat. An diese unumstößlichen Tatsachen unserer Erfahrungen in der Weltgeschichte wird keine Bankettrede Greys und keine teilweise Zustimmung des deutschen Reichskanzlers zu pazifischen Völkerbünden irgend etwas ändern."

Im übrigen, schließt das Blatt, hat Hindenburg das Wort. Gott sei Dank, daß dem so ist!



Digitized by Google



Das gebrochene Versprechen

Dem Berliner Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ ist versichert worden, auch die Regierung bedaure lebhaft, daß eine allgemeine Erörterung der polnischen Frage vorher nicht habe zugelassen werden können. Aber die Forderung einer solchen Erörterung, die grundsätzlich unbedingt richtig und selbstverständlich sei, hätte in diesem Falle aus ganz bestimmten wichtigen Gründen nicht erfüllt werden können. Die Verhandlungen zwischen den beiden Kaisermächten über die Lösung der Polenfrage seien nicht ganz leicht gewesen. Bei der Erörterung der verschiedenen Parteistandpunkte in Deutschland und Österreich wäre die Lösung dieser Frage noch viel schwieriger gewesen.

„Diese Begründung“, bemerkt die „Kreuzzeitung“, „kann nicht gerade das Vertrauen festigen, daß das in einem so wichtigen Punkte gebrochene Versprechen bei den anderen Kriegszielen besser gehalten werden wird. Denn es dürfte keine Friedensziele geben, die sich bei der Natur dieses Krieges als eines Koalitionskrieges leicht und ohne Schwierigkeiten erreichen ließen. Und den Einwand, daß die Lösung der Aufgabe durch die Erörterung der verschiedenen Standpunkte noch erschwert werde, wird man immer erheben können. ... Eine geschickte Diplomatie wird nicht in der Ausschaltung der öffentlichen Meinung, sondern in ihrer Benutzung als Kampfmittel ihr Ziel sehen. Dazu gehört freilich ein selbstsicherer Standpunkt, der nicht ängstlich jeden Widerspruch zu vermeiden sucht.“

*

Eine weltgeschichtliche Groteske

Die — trotz des unzweideutigen Versprechens des Kanzlers — erfolgte völlige Ausschaltung des deutschen Volkes bei der Regelung der polnischen Frage, einer der bedeutungsvollsten für seine ganze Zukunft, veranlaßt die „Alldeutschen Blätter“ zu folgenden Bemerkungen:

„Man hat seinerzeit dem deutschen Volke eine Erörterung der Kriegsziele, d. h. also die Aussprache über seine brennendsten Zukunftsfragen verboten, weil die militärische Lage eine solche Besprechung untunlich erscheinen lasse, aber man hat ihm damals gleichzeitig in bindender Form das Versprechen gegeben, daß es rechtzeitig Gelegenheit erhalten werde, sich eine Meinung über den Zweck der von ihm gebrachten ungeheuren Opfer an Blut und Gut zu bilden und diese zu entsprechender Geltung zu bringen; nunmehr ist jedoch eine der schwierigsten und wichtigsten Fragen dieser ganzen Gattung nicht nur in behördliche Behandlung genommen, sondern zur endgültigen Entscheidung gebracht worden, und noch immer ist das deutsche Volk nicht in der Lage, seiner Meinung darüber Ausdruck zu geben. Nur die gänzliche Unkenntnis der Stimmungen und Regungen der Volksseele kann der Anschauung sein, daß aus einem solchen Vorgehen Vertrauen und Segen erwachsen werde; wie soll das Volk fürderhin glauben, daß es um

Digitized by Google

seine Meinung hinsichtlich der übrigen Kriegsziele gefragt werde, nachdem ein vor aller Welt gegebenes Versprechen sich als so leicht und inhaltlos erwiesen hat!

Immerhin trifft die Schuld dafür nicht die Regierung allein, sondern sie liegt zum mindestens gleichen Teile auch beim Reichstage, der sich wenige Stunden vor der amtlichen Bekanntgabe des schicksalsschweren Schrittes widerspruchslos nach Hause schicken ließ. Gibt es ein groteskeres Bild und ein für diesen Reichstag vernichtenderes Urteil, als jene Sonnabend-Sitzung, in der vor leeren Bänken politischer Quark und Kleinkram erledigt wurde, während sich draußen ein politisches Ereignis vollzog, das seine Wirkungen weit über den Verlauf dieses Krieges hinaus fühlbar machen wird?"

*

„Die Person des Kanzlers — eine militärische Angelegenheit"

Über die Zensurverhandlungen in der Reichstagssitzung vom 31. Oktober berichtet die „Tägliche Rundschau" vom 1. November (Nr. 558):

„Ein erdrückendes Sündenkonto wird dem Belagerungszustand und der Zensur weiterhin aufgemacht: Haussuchungen bei harmlosen Leuten, aus keinem anderen Grunde, als weil sie denselben bürgerlichen Namen tragen, wie ein Mann, der vor hundert Jahren unter dem Decknamen Junius politischer Schriftstellerei oblag; Haussuchungen bei Abgeordneten, sogar zu dem Zweck, in die Beziehungen zwischen einem bestallten Rechtsanwalt und seinen Klienten einzudringen; Ungeschicklichkeit und Anmaßung, und immer wieder Anmaßung und Ungeschicklichkeit. Wenn Lächerlichkeit wirklich töten könnte, müßte die Zensur jetzt endgültig tot sein. Wenn eine erwiesene Hilflosigkeit bei uns eine Amtsgewalt nichtig machen könnte, wäre die Gewalt der Zensur nichtig. Wenn ihre erschreckende Gemeingefährlichkeit bei uns ein Grund für die Beseitigung ihrer verfehlten Einrichtung wäre, wäre die Zensur schon beseitigt. Die unsere aber blüht und gedeiht und wird noch täglich feister in ihren Sünden. Gestern verlas Herr Gröber (der Sprecher der Zentrumspartei) jene allervertraulichsten ergänzenden Bestimmungen zu dem Merkblatt für die Presse, wonach die Person des Kanzlers und die auswärtige Politik kurzerhand für eine militärische Angelegenheit erklärt wird, an der keine offene oder versteckte Kritik geübt werden dürfe, und durch die der Presse Vertrauen zu dieser Politik kommandiert, auch die Weitergabe solchen Vertrauens an ihre Leser im Instanzenzug anbefohlen wird. Aber nach mehr als vierundzwanzig Stunden ist kein Geheimrat mit der Erklärung beauftragt worden, daß die Regierung fürderhin nicht darauf bestehen wolle, das Vertrauen zu ihr auf dem Wege des militärischen Befehls zu beleben und zu pflegen."

*

Pagoden?

Die Darlegungen des Kanzlers zur Polenfrage sind bekanntlich im Ausschuß für den Reichshaushalt, nicht, wie angekündigt, im Plenum erfolgt. „Wir verraten kein Geheimnis," schreibt der „Deutsche Kurier", „wenn wir die Tatsache feststellen, daß der Ausschuß dieser Frage aus dem Plenum an dem Widerspruch gescheitert ist, der sich aus dem ablehnenden Standpunkt verschiedener Reichstagsparteien im Plenum ergeben hätte. Gouvernementale Beflissenheit, die in fortschrittlichen Kreisen beinahe epidemisch grassiert, glaubte daher einen Grund gefunden zu haben, Klage gegen die Nationalliberale Partei zu erheben und diese damit zu begründen, daß das Ansehen des Reichstages durch seine Nichtbeteiligung an diesem großen welthistorischen Akt gelitten habe. Auch wir bedauern diese zuschauende Stellungnahme des Reichstages in dieser Frage, müssen aber betonen, daß lediglich der Regierung

ein Vorwurf daraus zu machen ist... Von großen Parteien zu verlangen, daß sie ohne Kenntnis des Manifestes oder einer in gleichen Gedankengängen sich spielenden Rede des Kanzlers sich verpflichten, nicht zu sprechen oder nur zustimmend sich zu äußern, ohne daß an irgend einer anderen Stelle des Reichstages ein einziges Wort der Kritik gesagt werden könnte, das heißt den Reichstag zur Kulissenwand für Regierungsaktionen herabwürdigen. Wenn fortschrittliche Demokraten mit einem solchen Zustand des Reichstages einverstanden sind, so mögen sie es tun. Wir müssen eine solche Stellung des Reichstages ablehnen, zumal das Verhalten der Regierung offenkundig in flagrantem Widerspruch zu der feierlich verkündeten Freigabe der Kriegsziele im gegebenen Moment steht. Wer schweigend zustimmt oder das bei der Polenfrage getan hätte, der ermuntert damit geradezu die Regierung, ein derartiges Verhalten auch bei der gesamten Friedensfrage einzuführen. Und dagegen auf das entschiedenste Einspruch zu erheben, scheint uns das Gebot der Stunde zu sein."

*

Graf Zeppelin und „eine gewisse Art Präventivzensur"

Im Deutschen Reichstage (70. Sitzung, 30. Oktober 1916) erklärte der Sprecher der Konservativen, Dr. Roesicke, namens seiner Partei:

„Nach den Grundsätzen, die zu Anfang des Krieges aufgestellt worden sind, soll Präventivzensur nur auf militärischem Gebiet geübt werden, nicht aber auf politischem. Eine gewisse Art Präventivzensur hat sich ja vor kurzer Zeit vor unseren Augen abgespielt — in einem Briefwechsel. Es ist bekannt, daß der Graf Zeppelin im September einen Brief an den Reichskanzler geschrieben hat. Dieser Brief ist veröffentlicht worden. Der Brief ist dahin ausgelegt worden, als ob Graf Zeppelin alle seine früheren Auffassungen abgeschworen hätte, die in anderen Briefen, die von ihm an den Reichskanzler gerichtet waren, zum Ausdruck gebracht worden seien. Meine Herren! nach der Veröffentlichung dieses Briefes ist aber bekanntgeworden, daß der Graf Zeppelin sehr bedauert, daß diese Auffassung, diese Interpretationen aus seinen Briefen entnommen werden. Aus seinen Darlegungen muß man annehmen, daß er diese Briefe nicht hat so abfassen können, wie er es selbst wollte, sondern daß man ihm gleichsam unter Präventivzensur eine Form insinuiert hat, die ihn ganz etwas anderes sagen ließ, als er wollte. Dieser Brief bezog sich nicht auf den Inhalt seiner früheren Berichte, seine Angaben nicht auf die Vergangenheit. Da nun aber dadurch bekanntgeworden ist, daß der Graf Zeppelin an den Herrn Reichskanzler schon früher 2 Briefe geschrieben hat, so sollte man nunmehr diese Briefe veröffentlichen. Graf Zeppelin ist eine Persönlichkeit, deren Worte — das brauche ich hier erst gar nicht hervorzuheben — in jedem einzelnen Herzen Anklang finden, eine Persönlichkeit, die so bedeutende Erfolge durch ihre Tätigkeit für Deutschland erzielt hat, daß es von der größten Bedeutung für jeden einzelnen sein muß und sein wird, zu hören, was er gesagt hat. (Bravo!) Deshalb bitte ich darum, daß, nachdem sein Brief vom 5. September veröffentlicht worden ist, nun auch seine Briefe aus dem April und Juni — wenn ich nicht irre —, die gewiß einzelnen bekannt sein werden, nun auch noch veröffentlicht werden. Meine Herren, auch hier eine Präventivzensur, indem eigentlich das, was man aus seinen Briefen herausgelesen hat, ganz anders aussieht, als das, was er herausgelesen haben wollte. So steht es überhaupt mit jeder Präventivzensur."

*

Unter seelischem Zwange

In der „Kreuzzeitung" liest man:

Der dritte Brief des Grafen Zeppelin. Der Rittergutsbesitzer F. v. Bodelschwingh auf Haus Steinhaus bei Fulda

Digitized by Google

hat folgenden Brief an den Staatssekretär Dr. Helfferich gerichtet:

Euer Exzellenz

Ich hatte gestern von der Tribüne des Reichstages aus Gelegenheit, Euer Exzellenz Worte über den Fall Zeppelin zu hören. Da Euer Exzellenz trotz Ihres Amtes als Stellvertreter des Reichskanzlers anscheinend nicht darüber unterrichtet sind, durch welche Mittel zwei Untergebene des Herrn Reichskanzlers den Grafen zur Unterzeichnung des Briefes bestimmt haben, so gestatte ich mir zu sagen: Gewiß ist der Mann, den Seine Majestät der Kaiser als einen der größten Deutschen gefeiert hat, Manns genug, um seine eigene Meinung auszusprechen und sich nicht eine andere Meinung aufdrängen zu lassen. Aber im vorliegenden Falle hat er unter einem seelischen Zwange gehandelt, der unter schlauer Spekulation auf die Empfindungen des Monarchisten, des Soldaten und des Edelmannes auf ihn ausgeübt worden ist. Ich gestatte mir ergebenst hinzuzufügen: Wo solche Mittel angewendet werden, da muß doch der Glaube an die Stichhaltigkeit der für die eigene Haltung maßgebenden Gründe ein sehr schwacher sein. Dem Herrn Reichskanzler lasse ich Abschrift dieses Schreibens zugehen und behalte mir seine Veröffentlichung vor. Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung habe ich die Ehre zu verbleiben

Euer Exzellenz sehr ergebener
F. v. Bodelschwingh,
Rittergutsbesitzer.

An Seine Exzellenz
den Staatssekretär des Innern,
Herrn Dr. Helfferich,
Berlin.

*

Was die Spatzen von den Dächern pfeifen

Zu der bekannten Luftverpestung schreibt Dr. Frosch in der „Welt am Montag“: „Jetzt, nach den letzten Reichstagsdebatten, wäre ganze Arbeit das einzig Wahre. Sie allein würde den Zweck erfüllen, der Presse die Glaubwürdigkeit, die doch in tausend Fällen (sagen wir nur bei Kriegsanleihen!) der Regierung und dem Staate bitter nötig ist, wiederzugeben. Die deutsche Presse ist nicht im geringsten lügnerisch gewesen. Sie hat nie die fröhliche Frechheit der englischen und französischen besessen, die unverfroren faustdicke Lügennachrichten in die Welt posaunt. Aber sie ging so verschleiert wie keine andere. Wenn man französische (oder, in unserem Lager, österreichische) Blätter in die Hand nimmt, dann springen einem die weißen Flecken in die Augen, oft ganze Spalten lang: jeder weiß, hier hat der Zensor seines Amtes gewaltet. Jeder weiß darum: die Zeitung selbst kann nichts dafür, daß uns dies oder das nicht gesagt wird; sie wollte, aber durfte nicht. Bei uns verrät kein auch noch so leises Anzeichen, was der Zensor strich. ... Bei uns späht man nach solchen Zeichen der Zensortätigkeit vergeblich. Da aber doch jeder weiß, daß eine Zensur besteht, wird der Leser nur kribbelig, ärgerlich, mißtrauisch. Und da ihm jeder Fingerzeig fehlt, setzt er sich mit seinen Mutmaßungen schließlich unfehlbar auf die falsche Stelle und mißtraut da, wo ganzes und volles Vertrauen am Platze und dem Staate von Nutzen wäre.

*

Man kann sagen: diese Verschleierung wird nicht für die deutschen Leser vorgenommen, sondern für das feindliche und neutrale Ausland. Es glaubt doch niemand im Ernste daran, daß man das Ausland in dieser Weise einwickeln kann! Ganz im Gegenteil: gerade aus dieser Verschleierung ziehen unsere Feinde ihren Vorteil, indem sie ganz allgemein das Vertrauen in unsere Presse untergraben. Sie kehren immer und immer wieder den Standpunkt heraus, daß wir überhaupt keine andere Presse als eine offiziöse besitzen. Im übrigen wäre es wirklich ratsam, das Ausland hier nicht in den Vordergrund zu schieben. Die deutsche Presse wird doch schließlich in erster Linie für die Deutschen selbst geschrieben.

Digitized by Google

Dem Ausland gegenüber können wir es machen, wie wir wollen; das wird uns niemals vor Entstellung sichern. Denn die Leute draußen lesen unsere Blätter selbst ja doch nicht vollständig, sondern nur, was daraus ausgehoben und mit entsprechender Zutat serviert wird. Wir machen es ja schließlich selbst nicht viel anders. Man kann, wenn man die Ausschnitte gut aussucht und hübsch aufmacht, jeden Tag aus englischen, französischen und russischen Blättern beweisen, daß die ganze Entente völlig am Ende ihres Lateins ist. Wenn diese Methode uns nützte, wäre Frankreich längst entvölkert, England längst ausgepowert, Italien erfroren und Rußland vollends völlig verelendet. Genau so sind wir schon seit mehr als Jahresfrist, den Ausschnitten aus unseren eigenen, so gebundenen Zeitungen zufolge, für die da draußen verhungert, abgerissen und außerdem in ständiger Revolution. Und wenn in unseren Zeitungen nichts, aber auch nicht ein Sterbenswörtchen stände, das dafür auch nur den geringsten Anhalt böte, dann würde es in der Boulevard- und Northcliffepresse eben heißen: weil unsere Zeitungen nichts derartiges bringen, eben darum ist es so!"

Ach, wie hat der Mann recht! Und dabei ist's wirklich keine Offenbarung! Die Spatzen pfeifen's von den Dächern. Ja, die Spatzen, die Spatzen! Das ist, was man so die Volksstimme nennt. Früher sagte man, wurde auf den Schulen gelehrt: „Volkes Stimme, Gottes Stimme." Aber wir haben eben — umgelernt.

*

Ohne Überschrift

Der konservative Abgeordnete Dr. Roesicke stellte in der Reichstagssitzung vom 30. Oktober 1916 fest:

„Daß heute überhaupt jede Persönlichkeit, die eine andere sachliche Meinung hat als die Reichsleitung, der Verfolgung ausgesetzt ist. Gegen solche Persönlichkeiten erfolgt dann gewöhnlich sehr bald die Haussuchung, die Beschlagnahme von Schriften, die Briefsperre. Meine Herren, das ist es, was uns ja den Belagerungszustand so besonders schwer ertragen läßt, daß ohne besondere Garantien nicht bloß bei militärischen Fragen, sondern auch bei politischen Fragen eine solche Verfolgung eintritt, daß man sich in dieser Weise gegen die Freiheit der Person wendet, Haussuchungen vornimmt, die Briefzensur verhängt, und daß vaterländisch gesinnte Leute, oft ohne es zu wissen, von allen Seiten von Spähern umringt sind."

*

Renegaten in England

Nach einer neuen Bestimmung soll in Zukunft kein naturalisierter Engländer und kein Sohn eines naturalisierten Engländers eine Anstellung in dem diplomatischen oder Konsulatsdienst erhalten. Undankbares England! Gerade die naturalisierten Engländer, englischer als die Vollblutengländer, haben sich um die englische Politik und ihre Absichten besondere Verdienste erworben. Erinnert sei nur an den früheren englischen Generalkonsul Sir Francis Oppenheimer in Frankfurt a. M., der den niederländischen Überseetrust mit einem ausgedehnten und hochbezahlten Ausspäherdienst organisierte. Unter den Mitgliedern des geheimen Staatsrats nehmen Sir Edward Speyer und Sir Ernest Cassel, der vertraute Freund Eduards VII., eine hervorragende Stellung ein, obwohl sie nichts weniger als Vollblutengländer sind. Dasselbe gilt von den früheren und jetzigen Ministern Samuel und Simon und von dem obersten Richter Lord Reading, dessen Name bis vor kurzem Rufus Isaacs war. Viel gerühmt wird in England Dr. Karl Friedländer, weil er bei der Abfassung des Berichtes über die deutschen Greuel in Belgien eine orientalische Phantasie entwickelte, die den Vollblutengländern abgeht. Einer der hervorragendsten Vorkämpfer der englischen Rasse oder, wie er selbst sagt, „unserer Rasse", ist ein gewisser Ellis Barker, ein eifriger Mitarbeiter angesehenster englischer Monatsschriften, der vordem Eltzbacher hieß und aus Frankfurt a. M. kam. Lord Burnham, der Be-

Digitized by Google

sitzer des Londoner „Daily Telegraph", führte bis zu seiner Erhebung in den englischen Adelsstand den Namen Levy. Mitte 1915 bildete sich ein „Ausschuß der loyalen britischen Untertanen deutscher und österreichisch-ungarischer Abstammung" und überwies 5000 ℳ für eine Cavell-Stiftung zur Erinnerung an die angebliche Ermordung der belgischen Spionin Cavell durch die Deutschen. An der Spitze dieses Ausschusses standen Sir F. Eckstein, Sir Karl Meyer, Sir S. Neumann und Sir Felix Simon. Auch unter den englischen Spionen auf dem Festlande, wie unter den englischen Bestechungsagenten in den neutralen Ländern spielen Nicht-Vollblutengländer ähnlicher Art eine große Rolle. Alle diese Leute müssen schmerzlich davon berührt sein, daß ihr anempfundenes Über-Engländertum auf Undankbarkeit stößt, ja sogar Verdacht erregt. Käme Peter Schlemihl nach England, so würde er dort viele Leidensgefährten finden.

*

Ein schimpfender Professor

In der „Hilfe" wird der Inhalt eines Vortrages wiedergegeben, den Professor Dr. Max Weber am 22. Oktober in München gehalten hat. Darin sagt Herr Professor Max Weber u. a. folgendes:

„Am allerwenigsten dürfen wir, in unserer geographischen Lage, eine Politik der Eroberungseitelkeit treiben wollen. Es ist öffentlich bekannt, daß eine Denkschrift mehrerer Interessenverbände unter alldeutscher Führung seinerzeit die Einverleibung ganz Belgiens und Nordfrankreichs bis zur Somme gefordert hat. Wenn jemand diese, nach meiner Meinung unglaublich törichte Ansicht hatte, — nun, so war es gewiß sein Recht, sie zu vertreten. Dazu stand ihm das Mittel der Eingabe an die politischen Instanzen und daneben der Erörterung mit den politischen Parteiführern zu Gebote. Den Weg zu diesen hatten gerade diese Herren nicht weit. Was aber geschah? In tausend Exemplaren wurde die Denkschrift verschickt, nach kurzer Zeit war ihr Inhalt Gemeingut aller ausländischen Zeitungen: das also waren die deutschen Kriegsziele."

In seinen weiteren Ausführungen spricht Herr Professor Weber dann unter Bezugnahme auf die Verfasser dieser Eingabe von den „Daheimgebliebenen im Kontor" und gibt der Hoffnung Ausdruck, „daß sich noch deutsche Fäuste finden, um solche Burschen auf den Mund zu schlagen".

Zu diesem Erguß des Herrn Universitätsprofessors Dr. Max Weber bemerkt der „Deutsche Kurier", daß der Herr Professor sich hier „von der Wahrheit außerordentlich weit entfernt": „Wenn Herrn Professor Weber die Eingabe der sechs Wirtschaftsverbände bekannt ist, so wird er auch wissen, daß darin niemals die Einverleibung Belgiens gefordert worden ist. Daß die Eingabe unter alldeutscher Führung zustande gekommen sei, ist eine plumpe Erfindung [sagen wir milde — Entgleisung. D. T.] des Herrn Weber, denn die Vertreter der maßgebenden deutschen Wirtschaftsgruppen sind Manns genug, sich ihre Ideen selbst zu bilden, ohne sich beim Alldeutschen Verband die Richtlinien hierfür ausborgen zu müssen. Unwahr ist ferner, wenn der Herr Professor Weber behauptet, daß die Eingabe in tausend Exemplaren verschickt worden sei und dadurch im Auslande bekannt geworden wäre. Die Eingabe der Wirtschaftsverbände ist dem Reichskanzler und den Bundesstaatsministerien unterbreitet worden und im übrigen nur an eine kleine Anzahl von Mitgliedern der Verbände in numerierten Exemplaren weitergegeben worden. Die Veröffentlichung im Auslande ist bekanntlich durch die Berner Tagwacht — ein sozialdemokratisches Organ radikaler Richtung — erfolgt, und zwar anscheinend von deutsch-radikalsozialdemokratischer Seite aus.

Man kann daher nicht mehr plumpe Unwahrheiten aneinanderreihen, als wie es der Universitätsprofessor Max Weber hier in wenigen Zeilen eines Vortrages tut. ... Daß in der heutigen Zeit angesichts der Leistungen der deutschen Industrie ein deutscher Universitätsprofessor sich findet, der in dieser unerhörten Art die Führer der deutschen Industrie als ‚Burschen' be-

Digitized by Google

zeichnen darf, denen man auf den Mund schlagen sollte, ist ein Tiefstand der Kampfesweise, für den wir nicht die deutsche Wissenschaft, wohl aber Herrn Max Weber und solche Zeitschriften verantwortlich machen, die derartige Schimpfereien abdrucken."

*

Schwere Anklagen

Die „Berliner Neuesten Nachrichten" (579, 12. Nov. 1916) schreiben:

„Wir sind von je der Meinung gewesen, daß unsere Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich, das Kanzlerwort vom ‚Unrecht' wider Belgien und die Kanzleräußerung zu Sir E. Goschen von dem ‚Stück Papier' des belgischen Garantievertrages allerschwerste, kaum je wieder gut zu machende diplomatische Fehler waren. Wenn nun aber das Organ der nationalliberalen Partei [„Deutscher Kurier"] mitteilt, daß selbst ein Seemann, wie der Großadmiral v. Tirpitz, schon vor der Kriegserklärung an Rußland davor lebhaft gewarnt habe, so empfinden wir dies als die schwerste Anklage, die bisher gegen die Staatsmannschaft Herrn von Bethmann Hollwegs erhoben worden ist."

*

Hindenburg und England

Die „Unabhängige National-Korrespondenz" veröffentlicht eine Zuschrift, in der es heißt:

„Es war bei Gelegenheit des Besuches eines hohen mittelbaren Staatsbeamten im Hauptquartier Ost, als im Laufe der Unterhaltung der Besucher den Feldmarschall daran erinnerte, daß er bereits 1866 bei Königgrätz verwundet worden sei. Hindenburg bestätigte das, indem er launig hinzufügte, er habe den heutigen Bundesgenossen bereits gelegentlich gesagt, wie es eigentlich sehr nett von ihnen gewesen sei, daß sie ihn damals nicht ganz totgeschossen hätten. An diese Erinnerung anknüpfend, fuhr er dann fort in seiner langsamen Art zu sprechen:

‚1866 war ein Zweikampf zwischen zwei Kavalieren, 1870/71 waren wir gezwungen, einen ungezogenen Straßenjungen zu züchtigen, heute aber müssen wir einen Schuft niederschlagen.'

„Das", bemerkt die „Unabh. Nat.-Korr.", „ist allerdings die Ansicht, die uns vom ersten Tage an not tat und die an manchen Stellen leider nur allzulange gemangelt hat: daß wir in England keinen ritterlichen und irgendwie ehrlichen Gegner, sondern tatsächlich den Schuft zu Boden zu schlagen haben."

*

Die Letten und Deutschland

Zu einer von einem lettischen Sozialdemokraten veröffentlichten Flugschrift nimmt die sozialdemokratische Chemnitzer „Volksstimme", wie folgt, Stellung:

Der Verfasser erklärt mit guten Gründen und voller Bestimmtheit für grundfalsch, was Haase im Reichstag ausgeführt hat, als Bethmann Hollweg ankündigte, daß Polen, Litauer, Balten und Letten nicht wiederum der russischen Gewaltherrschaft ausgeliefert werden dürften: daß die Letten ihr Heil und ihre Zukunft im Anschluß an Rußland sähen. Schon die bisherigen Maßnahmen der deutschen Militärbehörden bewiesen, daß sie nicht an eine Zwang-Germanisierung der in den besetzten Gebieten verbliebenen Bevölkerung dächten. Sie haben die von den russischen „Kulturträgern" vernichteten lettischen Volksschulen wieder hergestellt und lassen die Kinder durch lettische Lehrerinnen etwas Gründliches lernen. Auch das Verhältnis zwischen Deutsch-Balten und Letten hat sich bereits sehr gebessert, da Deutschland nicht, wie der Zarismus, nötig hat, ein Volk gegen das andere auszuspielen. An wirklich volksfreundliche baltische Junker hätten der lettische Bauer und Landarbeiter niemals mit Haß, sondern eher mit Liebe und Ehrfurcht gedacht. Wenn die deutsche Regierung die sozialen Zustände, wie sie in Deutschland seien, auf die baltischen Provinzen übertrüge, würde mancher der Herren die Schmälerung seiner Vorrechte höchst schmerz-

Digitized by Google

haft empfinden (? D. T.), aber die Masse des Volkes würde Deutschland dafür heißen Dank wissen. Jedenfalls könnten bei dem Übergang unter deutsche Herrschaft die wirtschaftlich Schwachen aller Volksstämme in den Ostseeprovinzen nur gewinnen. „Die Versicherung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, daß die Balten und Letten der russischen Gewaltherrschaft nicht wieder ausgeliefert werden sollen, kann jeden wahren und ehrlich denkenden Letten in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft seines Volkes nur bestärken.“

Wir nehmen von dieser vernünftigen Stellungnahme eines klardenkenden lettischen Parteigenossen mit Freude Kenntnis. Die Deutschbalten haben heute keinen sehnlicheren Wunsch als den, beim Deutschen Reiche zu bleiben. Sie haben sich bereit erklärt, ein Drittel ihres allzu ausgedehnten Grundbesitzes dem Deutschen Reiche unentgeltlich zu Ansiedelungszwecken zur Verfügung zu stellen. Es sind demnach im besetzten Gebiet der Ostseeprovinzen alle Voraussetzungen gegeben, um unter deutscher Herrschaft eine erfreuliche soziale Entwicklung anzubahnen. Heftige Nationalitätenkämpfe, welche die Arbeiterklasse von ihren sozialen Zielen ablenken könnten, sind schon deshalb nicht zu fürchten, weil die Letten stets in der deutschen Sozialdemokratie ihr Vorbild gesehen und ihr gesamtes literarisches Rüstzeug aus Deutschland bezogen haben; auch sind sie Protestanten, so daß der in anderen Gebieten sehr störende religiöse Konflikt fortfällt. Bei dieser Sachlage vermögen wir kein proletarisches Interesse zu erkennen, welches durch das Kriegszielprogramm des Reichskanzlers im Osten verletzt würde. ...

Es läßt sich von vornherein durchaus nicht sagen, daß jede Grenzveränderung die proletarische Bewegung hemmt und jede Annäherung an den Grundsatz des Nationalitätenstaates sie fördert, sondern es bedarf in jedem einzelnen Falle einer gründlichen Prüfung der Tatsachen. Allgemein zu verwerfen ist nur die gewaltsame Unterdrückung bisher freier Völker und überhaupt jede staatliche Neuregelung, welche das Maß der bisher vorhandenen Freiheiten kürzt.

•

Vive la Pologne, Monsieur!

Im denkbar schärfsten Gegensatz zu dem Schicksal der Völker, die im Schatten des Vierverbandes (jetzt Zwölf- bis —?-Verbandes), sieht Polen seine nationale Würde durch den Willen der Mittelmächte wieder aufgerichtet. Ist das, fragt die „Frankf. Ztg.“, nicht im höchsten Maße beleidigend für die Pariser Presse? Ja, es ist geradezu unlauterer Wettbewerb, wenn die Mittelmächte heute etwas tun, was die Entente nur als Redensart gepflegt hat. Freilich, die Freiheit Polens war in der Pariser Presse selbst als Redensart nur unter allem Vorbehalt erlaubt. Die Regierung der Republik wachte sorgfältig darüber, daß über die Zukunft Polens kein Wort gesagt wurde, das dem Zarentum mißfallen könnte. Auch zeigten sich die französischen Politiker wenig geneigt, ihren Leumund in der Weise zu belasten, wie es vor einem halben Jahrhundert der nachmalige Ministerpräsident Floquet getan hat, als er dem Zaren Alexander II. das berühmte Wort zurief: „Vive la Pologne, Monsieur!“ An dieses Wort muß man heute erinnern, um die Pariser Presse in der peinlichen und lächerlichen Rolle eines Menschen erscheinen zu sehen, der unendlich von einem Werke schwatzt, das ein anderer zu vollbringen berufen ist. Wen aber kann der Schwätzer zu überzeugen hoffen, wenn er die Tat des Vollbringers auf alle Weise herabzusetzen sucht? Wenn die Tat vollbracht ist, hat das Geschwätz zu gelten aufgehört, und das auch für diejenigen, die sich bis dahin noch von seinem hohlen Klang betören ließen. Mit der Wiederherstellung des polnischen Staates verliert die Pariser Presse eines ihrer wirksamsten, obgleich wohlfeilsten Motive. Denn sofern sie sich nicht in den komischen Rollen gefällt, wird sie in Zukunft auf die schöne Phrase von der Völkerbefreiung verzichten

Digitized by Google

müssen. Ein herber Verlust, dem wir etwelches Geschimpfe wohl zugute halten dürfen. Nach dem französischen Sprichwort sind dem Verurteilten drei Tage verstattet, um „seinen Richtern zu fluchen“. Wir wollen dem Schwätzer gerne die doppelte Zeit gewähren, um seinen belustigenden Grimm über den Vollbringer auszulassen, denn durch nichts kann die klare Tatsache verdunkelt werden, daß fünfzig Jahre nach Floquets Ausruf Deutschland und Österreich-Ungarn es sind, die aus der Redensart eine Wirklichkeit machen.

*

Die skandinavischen Staaten

Manche Vorkommnisse während dieses Krieges werden erst nach dem Frieden klargestellt werden, u. a. die Zusammenkunft der drei skandinavischen Könige und ihrer Minister. In Deutschland war man der Meinung, daß die drei Könige aus eigenem Antriebe zusammenkamen, um gegen die Vergewaltigung ihrer neutralen Rechte durch England Stellung zu nehmen. Diese Auffassung dürfte schärferblickenden Politikern von vornherein verfehlt erschienen sein. In Wirklichkeit folgten die drei Könige einer englischen Eingebung. Beschlossen sie ein gemeinsames Vorgehen, so konnte England auf neue diplomatische Erfolge rechnen, denn der Norweger und der Däne standen unter englischem Einfluß, und der schwankende oder deutschfreundliche Schwede würde überstimmt. Vom deutschen Standpunkt war sonach ein gemeinsames Vorgehen der drei skandinavischen Staaten bedenklich. Anscheinend hat England noch nicht sein Ziel erreicht. Anfang November verkündeten Londoner Blätter eine neue Zusammenkunft der drei Könige, wurden aber von Stockholm belehrt, daß dergleichen nicht beabsichtigt sei. Seither verhandelt London mit Stockholm, um auch Schweden dem Vierverband näherzubringen. Ob England die erwartete Gegenliebe finden oder erzwingen wird, wird nicht zuletzt auch von uns abhängen. P. D.

*

„Eine eigenartige und seltsame Offenbarung“

finden die „Berliner Neuesten Nachrichten“ in der „Nordd. Allg. Ztg.“:

„In einer Bemerkung zu den letzten *französischen Flieger- und Gasangriffen auf lothringische Dörfer* warf das halbamtliche Blatt nämlich die Frage auf, ob ‚diese Leute es sich denn gar nicht überlegt‘ hätten, daß wir dieses feindliche Vorgehen ‚in tausendfacher Weise‘ erwidern können? Daß ‚*unsere Zeppeline soviel Gas auf einmal auf die Städte abwerfen können, daß wir die Einwohnerschaft ganzer Städte in wenigen Augenblicken vollständig vernichten können?*‘ Dieser Appell an das *moralische Gefühl* oder an die Vorsicht der Franzosen ist interessant, wenn man sich jetzt zum *elften oder zwölften Male* daran erinnert, daß selbst der wüste und blutige *Fliegerangriff auf Karlsruhe* vom Fronleichnamstage bis zum heutigen Tage noch nicht ‚gerächt‘ worden ist, außer durch die rein moralische, jedenfalls aber *völlig irrige Prophezeiung*: daß Frankreich an jene blutige Missetat ‚noch lange schmerzlich denken‘ werde. Die Franzosen ‚schmerzt‘ es so wenig, daß sie seitdem zweimal *von neuem* offene deutsche Städte und drittens auch lothringische Dörfer bombardiert haben. Die Franzosen *lachen* über Drohungen und moralischen Zuspruch. Sie *mißhandeln und entwürdigen inzwischen auch durchweg deutsche Gefangene und Verwundete.* Und solche hilflosen moralischen Ansprachen aus Deutschland *stärken* ihnen nur den Mut und die Siegeshoffnung, *steigern nur ihre Verachtung gegen die deutsche Politik.* Interessant aber war es gleichwohl, aus der ‚Nordd. Allg. Ztg.‘ zu erfahren, *daß wir so gewaltige Kriegsmittel zur Verfügung haben*, die erstens, wie es scheint, *überhaupt nicht*, und zweitens, wie es scheint, *nicht einmal zur Vergeltung* angewandt werden.“

*

Digitized by Google

Ein unmöglicher Zustand

Die Ankunft der „Deutschland“ in Amerika und die Rückkehr von „U 53“ veranlaßt die „Times“, sich mit der neuen Wendung im „Unterseebootskriege“ zu beschäftigen. Sie beschuldigt die englische Admiralität der Saumseligkeit und fordert, daß die Handelsschiffe so gut zu bewaffnen seien, daß sie unangreifbar erschienen. Dieser Mahnung hat es bei der englischen Marinebehörde nicht erst bedurft. Sie tut alles, den jetzigen Vorsprung der U-Boote durch eine bessere und ausgiebigere Bewaffnung auszugleichen. „Damit“, sagt die „Kreuzzeitung“, „müssen sich die Gefahren, die im wesentlichen nur in der künstlichen diplomatisch geschaffenen Hilflosigkeit der U-Boote begründet sind, noch wesentlich erhöhen. Und deshalb erscheint es unerläßlich, daß wir die U-Boote wenigstens von diesen diplomatischen Fesseln befreien. Wie wenig man in Amerika geneigt ist, solche Fesseln als bindend auch für unsere Gegner anzusehen, zeigt ein Artikel der ‚New York Times‘ über die ‚Deutschland‘, in dem das Blatt unumwunden erklärt, die ‚Deutschland‘ werde auf ihrer Rückfahrt den Angriffen der englischen und französischen Kreuzer ausgesetzt sein. ‚Sie kann mit oder ohne vorherige Warnung versenkt werden, ohne die Möglichkeit einer Rettung von Offizieren und Mannschaften.‘ Was so unseren Gegnern nahegelegt und empfohlen wird, das soll kraft amerikanischen Gebots uns als Barbarei verwehrt sein? Das ist doch wohl ein unmöglicher Zustand, der geradezu nach Beseitigung schreit.“

*

Belgien — das Aufmarschgebiet Englands gegen Deutschland

Wenn wir selbst schon den Kopf in den Sand stecken wollen, um die Gefahr nicht zu sehen, — die derben Rippenstöße unserer Gegner gönnen uns nicht einmal dieses ihnen doch so unschädliche, sogar so nützliche Vergnügen. Die Stimmen unserer Gegner gestatten uns keinen Zweifel über die künftige „Freiheit“ Belgiens, die sie meinen. Was wir da erfahren, faßt die „Kreuzzeitung“ so zusammen:

„Es ist bereits vertraglich zwischen Belgien und England vereinbart worden, daß Belgien alle Vorteile genießen soll, die England seinen Kolonien gewährt. Dafür hat es an dem wirtschaftlichen Kriege gegen Deutschland teilzunehmen. Militärisch wird es als der ‚gendarme du Rhin‘ bezeichnet; das heißt, es soll gewissermaßen das Glacis Englands gegen Deutschland bilden, ein gesichertes Aufmarschgebiet in der Nachbarschaft empfindlichster Teile der deutschen Volkswirtschaft. Man stelle sich nun vor, was es bedeutet, wenn es unseren Feinden dann in einem neuen Kriege auch nur gelingt, die Grenze zu halten, so daß sie von dort aus mit der Flugwaffe, die ja sicher noch weiterer Vervollkommnung entgegengehen wird, unser Industriegebiet angreifen können. Die wirtschaftlichen und militärischen Ausblicke, die uns da eröffnet werden, sind eine sehr ernste Mahnung, der Möglichkeit ihrer Verwirklichung durch die Gestaltung des Friedensvertrages wirklich wirksam vorzubeugen. Und das wird kaum anders geschehen können, als dadurch, daß wir das Land militärisch in unsere Hand bringen.“

*

Eine Vorahnung

Der Zufall ließ mir dieser Tage wieder eine ältere Nummer des „Türmer“ in die Hand fallen, und wie von ungefähr lese ich da (Juli 1913!!):

„Warum? Ein Kommando von drei belgischen Infanterieoffizieren wird am 1. Juli in Berlin eintreffen, um einen dreimonatlichen Studien- und Informationskursus bei verschiedenen deutschen Regimentern zu absolvieren. Es tragen sich bei uns Dinge zu, die schlechterdings nicht mehr verständlich sind. Man plant eine Verschärfung des Spionagegesetzes, man warnt die einheimische Presse vor Veröffentlichungen über das Heerwesen, und dann lädt man sich

fremde Offiziere ein und gibt ihnen Anschauungsunterricht. Warum nur? Sind andere Nationen uns gegenüber so höflich? Ja, wenn sie unsere Offiziere als Instrukteure gebrauchen, — aber sonst? — Es bleibt als einzige Erklärung nur die liebe Eitelkeit übrig. Der Wunsch zu zeigen, wie weit wir es gebracht haben. Eine Eitelkeit, die uns vielleicht noch einmal Kopf und Kragen kosten kann!“

Manch einer mag damals über diese Sätze gelächelt haben. Sogar der Schreiber dieser Zeilen muß bekennen, daß er besonders den letzten Satz damals für eine ganz unbegründete, ja übertriebene Besorgnis ansah. Inzwischen dürften wir aber alle wohl andere Brillengläser bekommen haben. Wenn es uns auch nicht ganz an Kopf und Kragen ging! Dr. Sch.

*

Was die deutsche Presse im Auslande noch gilt

Aus Amsterdam wird dem „Berl. Tageblatt“ von seinem Berichterstatter geschrieben:

Wie sehr die peinlichen Enthüllungen, welche die Reichstagsverhandlungen über die Schutzhaft gebracht haben, von tiefgehender Wirkung auch im Auslande gewesen sind, geht aus einer Betrachtung des Amsterdamer Blattes „Het Nieuws van den Dag“ hervor, das seine gewohnte Übersicht über die allgemeine Kriegslage mit den Worten einleitet: „Die deutsche Presse ... Ja, haben wir eigentlich noch das Recht, darauf zu achten, was sie schreibt, wo wir doch seit gestern wissen, daß ein Journalist beim Äußern seiner Meinung nicht nur mit des Zensors Rotstift zu rechnen hat, sondern auch mit der Möglichkeit, daß seine Worte ihn ‚in Schutzhaft‘ bringen können? Ist unter diesen Umständen den Auslassungen der deutschen Presse, wo neben jedem einzelnen Journalisten gewissermaßen ein bewaffneter Mann steht, viel mehr Wert beizumessen, als beispielsweise dem, was die russische Presse schreibt?“

*

Binsenwahrheiten

legt ein Zeitungsaufsatz von Professor Dietrich Schäfer dar. Den feindlichen Wunsch, Deutschland zu vernichten oder zu lähmen, ebenso den durch erfolgreiche Verhetzung auf Menschenalter hinaus aufgewühlten Völkerhaß gegen uns beseitigt keine Verständigungsschwächlichkeit. Unsere gefährlichsten und ernstesten Gegner, England und Rußland, verfügen in mehreren Erdteilen über stetig wachsende und organisierungsfähige Kräfte. Uns kann nur retten, was gleichfalls unsere Kräfte mehrt, und zwar ihren Kern, die gesunde, ernährungserzeugende, kindererzeugende, landbesiedelnde Bevölkerung, zugleich mit der Sicherung der für unsere Verteidigung und Entwicklung notwendigsten Außenstellungen unseres geschlossenen Machtgebiets. Nur so können wir erneuerten Kriegs- und Koalitionsbereitschaften wider uns begegnen, den Frieden richtig einbringen und ihn aufrechterhalten. —

Hätte ein französischer Minister mit so überzeugender Klarheit und Bündigkeit die Lebensbedingungen der ganzen Nation dargelegt, das dortige Parlament würde beschließen, diese Rede in allen Gemeinden zum amtlichen Anschlag zu bringen. Auch für jenen Aufsatz sollte etwas Entsprechendes möglich werden. Er sollte weiter wirken dürfen, als daß er durch Szylla und Charybdis hindurch in eine Zeitungsnummer gelangt und mit ihr vom Landregen des über uns andauernden Tiefdrucks verwaschen wird. H.

*

Ukrainer und Russen

Ein gefangener ukrainischer Offizier gibt über die unwürdige Stellung der ukrainischen Offiziere im russischen Heer folgendes zu Protokoll: „Die Stellung des ukrainischen Offiziers ist in jeder Beziehung unwürdig. Im Schützengraben ist er wohl für den russischen Offizier der gleichgestellte Kamerad. Das Bild ändert sich aber schon in der Reservestellung. Hier wird er von dem Russen über die Achsel angesehen und gemieden. Man sagt ihm ins Gesicht, daß der Kleinrusse

Digitized by Google

sich nicht in der Gesellschaft zu benehmen verstehe und daher vom Verkehr ausgeschlossen sei. Im Frieden höre sowieso seine Herrlichkeit wieder auf, denn er sei zu jeder höheren Stellung durch seine Geburt unfähig. Die verwundeten ukrainischen Offiziere werden möglichst rasch wieder an die Front befördert. Während sich die russischen Offiziere unter den nichtigsten Vorspiegelungen viele Monate lang hinter der Front herumtreiben, wird der Kleinrusse, wenn er kaum das Krankenbett verlassen hat, wieder felddienstfähig. Als der vernommene Offizier im Januar 1916 das viertemal durch einen Brustschuß verwundet war, wurde er nur eine Woche im Lazarett von Kuskowa bei Moskau behandelt und mußte dann obgleich noch schwerkrank, wieder in den Schützengraben. Die Ukrainer können noch so tapfer kämpfen, sie erhalten weder Orden noch Urlaub. Auch ihre Briefe werden vielfach unterschlagen."

* o. st.

Nebensächlichkeiten

Es ist geäußert worden, unsere Höfe dürften nach dem Kriege an denen von Petersburg und London keine ablehnende Verstimmung finden. Bei den übrigen ward die Verstimmung als weniger tragisch bezeichnet.

Wir glauben die Meinung, wenn nicht Wolffs, so doch Haases zu treffen, wenn wir Erwägungen dieser Art die nebensächlichsten finden. Es kommt darauf an, daß jetzt Deutschland den seit Jahrzehnten verkleinerten Respekt zurückgewinnt. Daß er uns vor Wiederholung schützt. Es kommt darauf an, daß das Volk, das so Unmenschliches geleistet und überstanden hat, in einen neuen, schöneren Geschichtstag eintritt, und zwar so beschaffen, wie es vor hundert Jahren schon Männer wie Kant und Stein und Arndt freiheitlich und deutsch vorausgezeichnet hatten. Was dahin nicht stimmt, hat jetzt einmal zurückzutreten, Bedenken und Wünsche von Kammerherrngeistern so gut wie die von machtsüchtigen Agitatoren und Auslandsverehrern.

Im übrigen hat gesellschaftlich immer noch der die beste Behandlung gefunden, der auch den meisten Respekt besaß. Gewiß haben wir Frankreich durch den Krieg, den es 1870 gegen uns begann, „verstimmt". Aber haben denn die Leute, die hier die Schlüsse ihrer Schwachheit ableiten, keine Ahnung davon, daß überhaupt erst seit 1871 Frankreich sich um Preußen und Deutschland mit Achtung und mancherlei Studium zu kümmern begonnen? H.

*

Französisch-englische Kinderverhetzung

Aus der Schweiz wurde uns heute eine Nummer einer in Paris in englischer Sprache erscheinenden Zeitschrift, die den schönen Namen „The Resurrection" („Die Auferstehung") führt, zugesandt. Dieses Heft ist auf dem Umschlag als „Sondernummer für Kinder" bezeichnet. Gleich der erste größere Artikel vom Herausgeber, einem Herrn F. de la Touche in Paris, verfaßt, trägt die Überschrift: „An die Kinder." Nun ist gerade dieses besonders an die Kinder gerichtete Machwerk ziemlich das Unglaublichste, was an niedriger Verhetzung gegen Deutschland und seinen Herrscher bisher geleistet wurde. Unseres Erachtens ist es schon an sich das Schmachvollste, was ein Mensch tun kann, wenn er das Gift des Hasses und der Zwietracht in das unschuldige und harmlose Gemüt der Kinder sät; aber was hier geleistet wird, ist echt französische Gemeinheit der Gesinnung, die auf diese Art durch die Sprache der heranwachsenden Jugend Englands eingeimpft werden soll. Unsere Anschauungen über diese Art von Politik sind schon wiederholt an dieser Stelle ausgesprochen worden, es dürfte daher genügen, wenn wir heute unseren Lesern einige Proben dieser französisch-englischen Erziehungsmethode in wörtlicher Übersetzung bringen.

Nach einem Vergleich zwischen der deutschen Politik mit einem Hausnachbarn, der in seinem Garten Kanonen und andere Mordinstrumente gegen seine friedlichen Nachbarn richtet, fährt dieser famose Jugendpfleger de la Touche fort: „Ihr glaubt wohl, daß Länder, die von empfindsamen und ver-

Digitized by Google

nünftigen menschlichen Wesen regiert werden, so etwas nicht tun könnten? In älteren Zeiten, als die Menschen, wie wir denken, viel weniger feinfühlig waren, wie sie es heutigentags sind, würden die Herrscher Europas schon längst irgend jemand hingeschickt haben, der Wilhelm von Deutschland und seine abscheuliche Bande von Ratgebern, die solche Dinge erdacht haben, hingerichtet hätte, für den Fall, daß das deutsche Volk dies nicht selbst getan hätte. Und das wäre ein sehr gutes Werk gewesen!

Aber heutigentags sind wir, wie wir denken, für Taten wie diese zu zivilisiert, und außerdem haben wir viel zuviel Politik und Diplomatie.

Wenn die Weltgeschichte ehrlich in den Büchern der Geschichte niedergeschrieben würde, müßte Wilhelm der Zweite von Deutschland als Zeitgenosse des John Lackland von England hingestellt werden, weil die Begriffe Deutschlands von Menschlichkeit seit jener Zeit fast keine Fortschritte gemacht haben. Ihr werdet euch erinnern, daß alle Länder zu der einen oder der anderen Zeit ihre Könige getötet haben, aber Deutschland hat das nicht getan! — Kein Volk kann frei sein und auf gleicher Stufe mit den andern stehen, solange es nicht seine ungerechten Könige getötet hat; denn trotzdem es tatsächlich eine sehr ernste Sache ist, zu töten, sollte es andererseits Menschen, die zu ehrgeizig sind und zuviel Macht über andere besitzen, nicht erlaubt sein, weiterzuleben! Sobald die Deutschen es einsehen, daß ihr Herrscher nichts weiter ist als ein blutdürstiger Tyrann, werden sie die Lehre aus der Geschichte verwirklichen und ein freieres und glücklicheres Volk werden. Wilhelm von Deutschland ist schlimmer als alle überehrgeizigen Herrscher der Vergangenheit, weil diese es nicht besser verstanden, er aber hatte jede Gelegenheit, ein großer und würdiger König zu werden.

Daher also, weil Deutschland sich nicht von seinem widernatürlichen Herrscher und seinen mörderischen Ratgebern frei machte, und weil sie kamen und friedfertige Leute, Frauen und Kinder angriffen und deren Städte, Dörfer und Kirchen zerstörten, mußten alle Männer Englands und seiner Kolonien, Frankreichs, Belgiens und Rußlands (die übrigen braven Verbündeten scheint der Verfasser nicht für gleichwertig zu halten. D. R.), die es konnten, gegen dies Volk kämpfen; und sie müssen gegen sie kämpfen nicht etwa in der ritterlichen Art vergangener Zeiten, weil unsere Zivilisation barbarische Kampfesweisen erfand, die nicht etwa den Gegner mit einem Schlage niederstrecken, sondern sie zerreißen ihn in Dutzende von Stücken oder vergiften ihn unter furchtbaren Qualen! —“

Diese Probe möge genügen, in dem Tone geht es vier ganze Quartseiten weiter.

(m.)

*

Lord Haldaneburg

Wer in England vordem deutschfreundliche Liebhabereien bekundet hat, gilt, mag er noch so kriegseifrig sein, für verdächtig und wird verrufen. So brachte es die „National Review“ in ihrem Oktoberheft fertig, Lord Haldane, den sie der Deutschfreundlichkeit verdächtigte und als den wirklichen Minister des Auswärtigen hinstellte, spöttisch „Haldaneburg“ zu nennen. An Kenntnis deutscher Verhältnisse und an Einsicht übertrifft Lord Haldane jedenfalls alle seine Kollegen im Amt. Noch weiter ging am 2. November im Unterhause der Abgeordnete Booth mit der Behauptung, im Ministerium säßen Deutschfreunde, ja Verräter, und mit der Verdächtigung, irgendwo wirke geheimer Einfluß zugunsten Deutschlands, ja gewisse hervorragende Männer ständen in deutschem Solde! Weil die Engländer gewisse fremde Diplomaten durch Gold für sich gewannen, nahmen sie ohne weiteres an, daß auch Deutschland sich dieses englischen Kriegsmittels bedient. Bisher war bekannt, daß die englischen Minister die Praktiken der Bestechung betreiben. Englischen Stimmen blieb aber die vielleicht nicht allerwärts überraschende Verdächtigung vorbehalten, daß englische Minister sich auch bestechen lassen.

*

Digitized by Google

Die Ära der Telegraphen-agenturen

„Gelogen wie telegraphiert“, pflegte man früher zu sagen. Das hat dem Verfahren indessen keinen Abbruch getan. Schweinsleder besteht, heißt es bei Andersen, die Ausdauer siegt. Tagtäglich wird durch die Zeitungen das Publikum mit einer Fülle politischer Nachrichten aus aller Welt überschüttet, die auf dem Wege der Agenturen — telegraphiert sind. In gewisser Hinsicht gehören dazu auch kurz zusammengefaßte Parlamentsberichte amtlicher Agenturen.

Was unter der Übermacht der Drahtungen abstirbt, ist die alte gute Kunst der Redaktion. Der Herr Schrift- oder Hauptschriftleiter hat gerade genug zu tun, eiligst die Einläufe einigermaßen sortiert aneinanderkleben zu lassen. Für die politischen Hauptartikel wird von besseren Blättern ein besonderes Genie bestellt, das mit dem Quodlibet des Nachrichtenteils außer engerer Verbindung steht. Die Zeitung ist kein durch einen vertrauenswürdigen Geist mit übersehendem und kritischem Verstande durchgebildetes Ganzes mehr.

Der böse Feind einer vernünftigen, sachlichen Presse ist der Zeitmangel. Das Publikum, das niemals so dumm ist, wie es meist behandelt wird, fühlt ganz richtig heraus, was von all den Telegrammen Schwindel ist. Zumal es die Zeitung aufmerksamer liest, als sie gemacht wird. Das berufsjournalistische Nachrichtenlesen hat so etwas von einem zappeligen Uhrwerk, dem nicht vergönnt ist, einen besinnungsvollen Augenblick innezuhalten. Kritik, Widerlegung, Berichtigung, auch alles das muß irgendwo gelesen sein, um sich einzustellen, muß telegraphiert werden.

Für die selbstdenkenden Leser bedarf es der Beispiele nicht. Allüberall ist Beispiel. Soll man an eines besonders erinnern, so bietet am drastischsten sich die Rubrik: Die Ereignisse in Griechenland. Gerade nationalen hauptstädtischen Blättern kann man das Urteil nicht ersparen, daß sie diese Vorgänge ganz nach den Wünschen der englisch-französischen Politik sehen, obwohl diese die Bilder doch nach altbekannter Methode telegraphiert, und obwohl unsere eigene Presse auf dem Umwege über das verstimmte Italien oder durch neutrale Korrespondenten fortgesetzt Gelegenheit erhält, jene Bilder recht scharf zu berichtigen. So spricht man bei uns von der „nationalen Revolution in Griechenland“, obwohl der lieben Entente trotz allen Fünfdrachmensilberlingen für die kleinen und goldenen Millionen für die großen Empfänger nur da, wo sie die unmittelbare Militärgewalt und Zensur ausübt, in Saloniki und auf einigen Inseln, die künstliche Verführung kümmerlich gelingen will. —

Zu obiger Kritik muß eine Einschränkung gemacht werden. Der in Deutschland heimatlose Deutsche, wozu der Einsender dieser Zeilen gehört, hat in Gasthäusern und Familien wechselnde Gelegenheit, mittlere Provinzblätter zu lesen, schon weil sie zuerst das Neue bringen. Da fällt es immer wieder auf, wie viele von ihnen tatsächlich noch redigiert werden, und zwar von denkenden, gedächtnisklaren, den Stoff durchdringenden Köpfen. Wäre dies durchweg auch bei der wichtigen Presse der großen Städte der Fall, so fänden unser politischer Wille — wenn man ihn einmal so nennen will — und die verantwortliche Führung eine publizistisch bessere Unterstützung. Es ist nicht die Zensur allein, die die nationalen Schicksale zunehmend in die Hand ganz weniger Blätter spielt, die nicht ganz gleich schattiert, aber darin einig sind, daß keine zu deutsche Zukunft werde. S.

*

Amerika

Wir rechnen es unsern Feinden zur Beschränktheit, wenn sie die Deutschen sich zu einem groben, unsinnigen Durchschnittsbilde formen, als ob vor noch nicht langen Zeiten jeder hier Dichter und Denker gewesen, seitdem jedoch der Deutsche schlechthin zum Hunnen, boche usw. herabgesunken sei. Die derartigen Plakatfiguren, die sich die Völker voneinander machen, sind das eigent-

Digitized by Google

lichste Hindernis der politischen Schlichtung zwischen ihnen oder einer Übereinstimmung, die sich viel logischer ihnen oft geradezu aufdrängen müßte.

Nun sollen wir nicht denselben Fehler gegenüber Nordamerika machen. Mit der Freundschaft ist es nichts; sie ist so eines dieser Phantome, eines dieser nur von uns selber ausgedachten Postulate, die unsere Unpolitik dann hingebungsvoll zu verwirklichen sucht, hierüber alle Wirklichkeit und alle Politik verpassend. Aber es ist dann auch noch keine Politik, wenn jemand nun in das ebenso blinde Gegenteil verfällt, wenn er jede amerikanische Handlung ununtersucht herabsetzt und verdächtigt und namentlich solche Männer beleidigt, die über die Zeitungen hinweg, wohl wissend, wie es da zugeht und gemacht wird, in höherer Wahrung des Amtes, für das sie da sind und beglaubigt sind, sich doch auch um Objektivitäten und glättende Verständigungen Mühe geben. Ed. H.

*

Französische Zählung

Aus Berlin kommt vom 8. Oktober eine Zeitungsnachricht, in der es unter anderem heißt: „... Frankreich liefert rund 80 Sanitätsoffiziere und 1100 Köpfe Sanitäts-Unterpersonal aus ...“

Die Sanitätsoffiziere scheint man also zu den Menschen zu rechnen, das „Sanitäts-Unterpersonal“ wohl kaum. Denn „1100 Köpfe“ erinnert doch sehr stark an Viehzählungen, wo das Rindvieh vielleicht nach „Köpfen“ gerechnet wird. Wäre es in vorliegendem Falle nicht doch besser gewesen, „1100 Mann“ zu schreiben? S.

*

Was alles der deutschen Politik zugetraut wird

Nun sind ja die Griechentruppen in Görlitz zur beiderseitigen Zufriedenheit eingerückt. Als aber damals das betreffende Athener Ministerium den abgepreßten Einspruch nach Berlin richten mußte, waren allen Ernstes „die diplomatischen Kreise Roms“ der überwiegenden Meinung, in Berlin werde man sicherlich daraufhin umgehend die Truppen auf neutralem Wege heimwärts senden. (Italienische Meldung der meist über gute Korrespondenzen verfügenden „Züricher Post“ vom 22. September.)

Die Mitteilung hier im Türmer kommt etwas spät. Es schien uns nicht unrätlich, noch ein wenig abzuwarten. Ed. H.

*

Die Kraft des Gebetes

Aus einem Aufsatze von Friedrich Lienhard im „Tag“ („Das Geheimnis des Krieges“):

Hindenburg hat einmal die Äußerung getan, die zweite große Russenschlacht sei ihm schwerer geworden: er habe gespürt, daß des deutschen Volkes Gebetskraft nicht mehr so stark gewesen sei, wie bei der ersten Kriegsnot. Ein merkwürdiges Wort! Der Generalfeldmarschall und unser Kaiser kommen aus dem Reich der Religion; auch der Monarch weist oft auf die Kraft des Gebetes hin. Das scheint zunächst so unzeitgemäß wie nur möglich. Aber dennoch: es ist auch für den naturwissenschaftlich Geschulten, sobald er diese uralt-ewigen Dinge aufs neue zu durchdenken wagt, kein ungangbarer Weg.

Es gehört dies zum Kapitel der Fernwirkungen. Keine Schwingung, keine Kraft geht verloren; das ist Naturgesetz; das sitzt uns in Fleisch und Blut. Sollte es vielleicht auch Geistgesetz sein? Hat nicht auch der Geist seine Gesetze? Hat nicht auch das Herz seine liebenden Schwingungen? Kennen wir nicht alle die rhythmischen Bewegungen des Zeitgeistes, die oft zur Gleichzeitigkeit von Entdeckungen und Ideen führen?

Genau so muß man an jene ausgesandte Seelenkraft herantreten, die man nach überliefertem Wort Gebet zu nennen pflegt. ... „Wenn zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, so bin ich mitten unter ihnen“ (Math. 18, 20), hat einmal der Meister gesagt. Womit keinerlei sentimentale Erbaulichkeit gemeint sein kann, denn solches Träumer-Christentum paßt nicht in die Schöpferstimmung der Großen: sondern ein

Digitized by Google

Ansammeln von Kraft, von jener Kraft, die damals von innen her das Römerreich und die europäische Welt erobert hat. Wie nun, wenn viele eins sind in derselben edlen und sieghaften Lebensschwingung? ...

Es steckt eine großartige Symbolik in dem uralten Wort: „Und solange Moses seine Hände aufhob, siegte Israel; wenn er aber seine Hände sinken ließ, siegte Amalek" (2 Mos. 17, 11). Und es ist genau derselbe Anschluß an ein göttliches Elektrizitätswerk, wenn es heißt: „Der Herr machte einen Bund mit Abraham." ...

*

Das Beispiel

Wilhelm Schwaner schreibt im „Volkserzieher":

Wer die Welt überzeugen und gewinnen will, muß mit gutem und bestem Beispiel vorangehen und muß dem Wahren und Großen, wenn nicht anders möglich, auch mit eiserner Gewalt im eigenen Volke freie Bahn schaffen. Wenn die Regierung die Auswüchse der Preßfreiheit mit einem Schlage durch die Zensur beseitigen konnte: warum zum Teufel kann sie nicht ebenso schnell und ebenso gründlich gegen die viel gefährlicheren Banditen des Nahrungsmittelwuchers, gegen die Geld- und Goldhamster, gegen die unheimlichen Paragraphenschuster in den sogenannten Ernährungsämtern losgehen?! Es glaubt ihr ja das eigene Volk nicht mehr — wenigstens soweit sie ‚bürgerlich', heimatstaatlich ist — während die Militärregierung eines Hindenburg und Ludendorff für unser Volk beinahe als unfehlbar dasteht, gerade, weil diese beiden Männer wissen, was sie wollen, und weil sie wollen, was sie wissen, weil sie durch das Gesetz des Staates und durch eigene Bindung zur wahren inneren und äußeren Freiheit durchgedrungen sind, und endlich — weil sie offen sagen und offen tun, was sie für recht und gut halten, unbekümmert um Gesellschaft und Diplomatie. Darum glaubt diesen beiden Männern sogar das feindliche Ausland. Es hört auf sie und achtet sie, obgleich die beiden ihre gefährlichsten Gegner sind. Die Soldaten machen halt keine ‚schönen' und vielen Worte. Sie reden nicht zum Fenster hinaus mit Augenplinkern zu der politischen Linken und Schmunzeln nach der höfischen Rechten. Sie überzeugen und erziehen alle Welt, auch das Ausland, durch ihr glänzendes Beispiel ..."

*

„Verschwendung"

Zu den unter vorstehender Spitzmarke im zweiten Novemberheft des „Türmer" gemachten Ausführungen seien auch mir ein paar Worte über die Verhältnisse in Bayern verstattet:

Die Musterungen gehen bei uns so vor sich:

Der Musterungspflichtige erhält eine Vorladung; auf dieser steht eine Nummer. Zur festgesetzten Zeit beginnt die Musterung der niedrigsten Nummer; eine Verlesung der Namen findet nur nebenbei statt, während sich die ersten „Nummern" im Vorraum des Musterungszimmers entkleiden. Je fünf und fünf betreten dann schubweise diesen Vorraum. Die Abfertigung geschieht derart, daß der Musterungspflichtige sein Militärpapier mit in den eigentlichen Musterungsraum bringt und dort einem Schreiber, an dessen Tisch er vorbeigehen muß, aushändigt. Während er untersucht wird, stempelt der Schreiber bereits das Papier ab und macht es eintragungsfertig. Der Arzt sagt sein Urteil über die körperliche Beschaffenheit, der Vorsitzende gibt die Endentscheidung, also beispielsweise „Feldartillerie II", der Musterungspflichtige wiederholt dies laut, der Schreiber trägt es in sein Militärpapier und hierauf in die amtliche Liste ein, der Musterungspflichtige macht kehrt, nimmt sein Militärpapier mit dem Bescheid wieder an sich, begibt sich in den Ankleideraum zurück und — verläßt das Wehramt oder Bezirkskommando. — So dauerte meine Abwesenheit gelegentlich der Musterung einschließlich des Zu- und Abgangs insgesamt ein Stündchen, und das kann, sollte ich meinen, in gegenwärtigen Zeitläuften jeder dem Vaterland opfern.

Sehr recht hat der Einsender mit seiner Rüge wegen der Kontrollversammlungen.

Digitized by Google

Das bayerische Kriegsministerium hat aber, vielleicht von ähnlichen Zweckmäßigkeitserwägungen ausgehend, kurzerhand verfügt, daß die Herbstkontrollversammlungen auszufallen hätten!

Also: Bayern in Deutschland voran!

Dr. Sch.

*

Wucherei und Gaunerei ohne Ende!

Der „D. T." geht aus dem Leserkreise ein Stück Einwickelpapier zu, in dem in einem Buttergeschäft die üblichen 90 Gramm Butter verkauft worden sind. Das Papier ist außergewöhnlich dick und wiegt 5 Gramm. Da auch in anderen Geschäften ähnliche Erfahrungen gemacht worden sind, so scheint sich der Unfug des Mitwiegens dicken und schweren Papieres zu einer Gepflogenheit entwickelt zu haben. Hier muß auf das schärfste zugefaßt werden, wie es solcher gewerbsmäßigen Gaunerei gebührt. Niemand will bei den ohnehin knapp zugemessenen Nahrungsmitteln einen Abzug erleiden, und diesen auch noch in Gestalt von Papier zu den hohen Preisen des gekauften Gegenstandes bezahlen. Dabei drängt sich die Frage auf, wo der also erzielte Unterschied zwischen den im großen bezogenen und im kleinen mit Papierbeigewicht abgegebenen Mengen bleibt. Auf den Zentner Butter z. B. würden sich dabei 6—7 Pfund erübrigen. Wo bleiben die?

*

Erschütternde Purzelbäume

Die B. Z. am Mittag berichtet am 21. September über einen Kunstabend der Gesellschaft „Sturm". Darin heißt es zum Schluß über eine Dichtung „Die Menschheit" von August Stramm: „Ekstase in Extrakten, Versuche einer gedanklichen Musikalität, Stammeln für Sätze, Laute für Worte, erschütternde Purzelbäume einer stampfenden Genialität."

Die Dichtung scheint in der Tat auf den Kritiker eine gehirnerschütternde Wirkung gehabt zu haben, daß er sich in solchen Purzelbäumen einer strampelnden Stammelei ergeht. Aber Scherz beiseite. Ist es nicht traurig, daß solche Leute in vielgelesenen Zeitungen Kritiken schreiben dürfen?

St.

*

Hat das noch Zweck und Sinn?

Da erzählt einer in dem tapfersten und gehaltvollsten unserer Familienblätter Kriegserlebnisse vor Verdun. Von dem Fort D . . . ., von Dorf und Veste V . . . ., dem Th . . . . . - Werk, dem F . . . - Wald usw. Unmöglich wird es nun für den französischen Generalstab sein, festzustellen, wo der Ungenannte vor soundso viel Monaten seine Taten vollbracht hat.

Das ist die sich eigentümlich immer wieder aufdrängende Frage: ob Deutschland es nun eigentlich zu was gebracht hat trotz dieser Art von richtig gehenden Korrektionsautomaten oder eben just mit ihnen? Am Ende doch ... Und damit hätte auch unsere Überschrift die Antwort gefunden.

h.

*

Zu Heinrich Ripplers 50. Geburtstage

Es ist sonst nicht Türmer-Gewohnheit, derartige mehr persönliche Gedenktage zu feiern, aber dem tapferen Herausgeber der „Täglichen Rundschau" an diesem Tage unsere warme Anteilnahme öffentlich zu bezeugen, ist uns Bedürfnis. Wer in dieser Zeit, gleich ihm, an verantwortungsvoller Stelle im Pressedienst tätig ist, der erlebt den Krieg in ganz besonderer Schwere mit, nicht weil es in verdoppelter und verdreifachter Arbeit zu handeln gilt, sondern weil so vieles bis zur Gewissensqual schweigend erduldet werden muß. Trotzdem durchzuhalten und trotzdem zu siegen ist hier schwerer, als anderswo. Wenn wir dem Fünfzigjährigen diesen Erfolg wünschen, so wünschen wir ihn gleichzeitig der guten Sache. Und das wird sein schönster Lohn sein.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Heilige Nacht — Ad. Hildebrand

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. [illegible]

Der Thronwechsel in Österreich-Ungarn · [illegible]

Der Tod des sechsundachtzig[illegible] [illegible] vember 1916 [illegible] politische Wirkung [illegible] und Politik [illegible] zurück nach jenen grauen [illegible] der Revolution, vom Bürger[illegible] damit er die Freiheit nieder[illegible] der. Blickt zurück auf eine [illegible] zurück auf eine unerhörte Fülle [illegible] Während der achtundsechzig Jahre von [illegible] Fürstengeschlechter dahingesunken [illegible] Neulandsentdeckungen [illegible] dieser Flucht der Erscheinungen [illegible] Beharrlichkeit, kaum berührt von den [illegible] Schicksalsblitzen, schien so unerschütterlich, daß man [illegible] Vertrauen noch mit dem Morgen und Übermorgen des Uralten so sicher rechnete wie mit seinem Gestern. Und doch hatten [illegible] auch Franz Josephs Wesen allmählich [illegible] Nichts auf Erden bleibt

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Zweites Dezemberheft 1916 Heft 6

Der Thronwechsel in Österreich-Ungarn · Von Hermann Kienzl

Der Tod des sechsundachtzigjährigen Franz Joseph macht den 21. November 1916 zu einem geschichtlichen Tag. Doch des Ereignisses politische Wirkung auf die nächste Folgezeit ist gering. Geschichte und Politik sind die zwei Gesichter des Januskopfes. Das eine blickt zurück nach jenen grauen Zeiten, in denen Franz Joseph, eigenen Sinns ein Kaiser der Revolution, vom Bürgerkrieg unverhofft früh auf den Thron gehoben wurde, damit er die Freiheit niedermähe, die unter Ferdinands Ohnmacht emporgewuchert war. Blickt zurück auf drei Lebensalter, von einem alten Leben umspannt, — zurück auf eine unerhörte Fülle der Veränderungen und Entwicklungen. Während der achtundsechzig Jahre von Franz Josephs Regierung sind mächtige Reiche und Fürstengeschlechter dahingesunken, andere neu erstanden. Noch bedeutsamer waren die Neulandsentdeckungen und Errungenschaften des menschlichen Geistes. In dieser Flucht der Erscheinungen schien der Kaiser von Österreich ein ruhender Pol. Seine Beharrlichkeit, kaum berührt von den im eigenen Hause einschlagenden Schicksalsblitzen, schien so unerschütterlich, daß man in einer Art von traumhaftem Vertrauen noch mit dem Morgen und Übermorgen des Uralten so sicher rechnete, wie mit seinem Gestern. Und doch hatten Leiden, Erfahrungen und äußere Gewalten auch Franz Josephs Wesen allmählich verändert. Nichts auf Erden bleibt,

Digitized by Google

wie es gewesen, alles wächst beständig, um zu vergehen ... Aus dem unerbittlichen Absolutisten der Jugendtage, der einst die Kosaken des Zaren gegen seine widerspenstigen Ungarn ins Land gerufen, war ein milder Hüter der Landeskinder, aus dem zähen Verteidiger der Selbstherrlichkeit am Ende sechzigjähriger Verfassungskämpfe der Patron des österreichischen allgemeinen gleichen Wahlrechts geworden. Das erste Viertel von Franz Josephs langer Regierungszeit war ausgefüllt mit dem Ringen brennenden Ehrgeizes um die Hegemonie Österreichs in Deutschland. Der Weg führte über Olmütz — Österreichs Sieg ohne Schwertstreich über Preußen! — nach Königgrätz. Dann aber, nachdem eine neue deutsche Landkarte gezeichnet worden, bewährte sich aufs ruhmvollste die eigentümliche Doppeleigenschaft des Monarchen: seine Fähigkeit, der einmal vollzogenen Veränderung ohne tückischen Vorbehalt Rechnung zu tragen, und sein Wesenskern, das Sich-selbst-getreu-sein. Wortzuhalten war ihm selbstverständlich. Eine von höfischen Rücksichten nicht mehr gehemmte Geschichtsschreibung wird feststellen — in Österreich bewachen Archivar und Zensor besonders streng die eingesperrte Wahrheit! — eine freiere Forschung wird dafür Beweise erbringen, daß es dem Kaiser Franz Joseph nicht immer leicht gemacht wurde, ein fester Anker des deutsch-österreichischen Bündnisses zu sein. Nicht bloß gewisse nationale Parteien, deren panslawistische Aussaat noch während des Weltkriegs ausgejätet werden mußte, stützten sich auf großmächtige Exponenten in der Wiener Burg. Dort scharten auch Erzherzog Albrecht und die Erben seines Grolls vielerlei Widersacher. Doch Kaiser Franz Joseph bekannte sich unbeirrbar zu dem Satze, den man sonst den „Untertanen" vorzuschreiben liebt: „An einem Kaiserwort darf nicht gedeutelt und gemäkelt werden." Mit vierundachtzig schweren Jahren auf dem Haupte erlebte er bei Ausbruch des Weltkriegs die blutigernste Genugtuung, in Wortpflicht und Ehrlichkeit sein Reich vor dem Untergang bewahrt zu haben. Der erste vernichtenwollende Stoß der feindlichen Welt galt ja der alten Monarchie der Habsburger. Daß sie ohne des Deutschen Reiches Schutz und Trutz verloren gewesen wäre, begriff nun der letzte österreichische Patriot; und auch in jenen überösterreichischen Kreisen, die einst vor dem Deutschtum zitterten, dämmert heute die Ahnung vom ursprünglichen Zweck und der sozusagen naturgesetzlichen Bestimmung Österreich-Ungarns.

Noch kurz vor Ausbruch des großen Krieges wäre der Thronwechsel eine Gefahr für den Bestand der Monarchie gewesen. Damals hieß der Anwärter der Krone Franz Ferdinand, von dessen militärischem Radikalismus allerdings manche eine Kraftkur des Reiches erwarteten, während viele andere die dunkelsten Wolken am Horizont aufsteigen sahen. Die Ungarn befanden sich in geschlossener Phalanx gegen den Thronfolger, und man brauchte kein Horcher an der Wand zu sein, um zu erlauschen, daß ihre Wünsche nicht nur über den Reichsdualismus von heute, vielmehr auch über das alte Ziel der madjarischen Unabhängigkeitspartei: die Personalunion, hinausgingen. In Zisleithanien stand die große Mehrheit der freiheitlichen Deutschen dem „Kirchenprinzen", wie man den konfessionell streitbaren Schwager der tschechischen Choteks nannte, so frostig gegenüber, daß von den treuesten Stützen des Staatsgedankens mindestens kein liebender Eifer für den damals lebenden Nachfolger Franz Josephs zu erwarten war.

Digitized by Google

Und selbst abgesehen von der Personenfrage: es wogten kalte Abenddämmernebel. Der allslawische Wahn der Tschechen im Norden, der Slowenen und Serben im Süden, viel zu lange geschont und sogar mit Erfolgen gefüttert, bescheidete sich nicht mehr bloß mit Träumen ... Er wurde zum Posten in der Rechnung der Großmächte und der Zwergstaaten, die die Stunde für die Zertrümmerung des historischen Staatengebildes gekommen glaubten. Großserbien, Großrumänien, ein großgeblähtes Welschland, das den österreichischen Küstensaum der Adria (Triest und Pola!) und das altdeutsche Tirol bis zur Brennerhöhe verschlingen sollte; und ein den Balkan, den Bosporus und die Dardanellen beherrschendes Rußland breiteten sich auf den Ruinen Österreich-Ungarns aus. So war's besiegelt in der Verschwörung aller Nachbarn der zwei deutschen Kaiserreiche. Der slawische Moloch riß das österreichische Galizien und Preußen bis zur Oder an sich, um den Raub zusammenzuschweißen mit dem unter der russischen Knute schmachtenden Polenland. Und der Anschlag der unter Englands Führung verbündeten Räuber trieb den slawischen Keil mitten durch altdeutsches Gefilde. Auch das Land der Wenzelskrone gehörte zu den erlösten Gebieten; Swatopluk, der Westslawenkönig, sollte aus tausendjährigem Grabe steigen und herrschen in dem Überbleibsel der deutschen Ostmark. So war's, an der Themse, an der Newa, an der Seine dem Reiche der Habsburger bestimmt, und das Deutsche Reich, des Genossen beraubt, zerfetzt, eine arme Insel im feindlichen Meere, war dem englischen Warenhandel nicht mehr gefährlich ... Solchen kleinen Wünschen der Großen diente der Größenwahn der Kleinen, und der Landesverrat der Kramarsch und Genossen half die Minen legen. Man war seiner Sache sicher. Spätestens, so lautete seit langem die geheime Losung, sollte der Thronwechsel in Österreich-Ungarn die zermalmende Lawine ins Rollen bringen. Die Staatsoberhäupter, die den alten Kaiser auf beide Wangen zu küssen pflegten, spähten mit menschenfreundlichen Augen, wann endlich in seinem ehrwürdigen Antlitz der hippokratische Zug das ersehnte Ende verspräche ... Es war unter den Verdiensten Franz Josephs wahrhaftig nicht das kleinste, daß seine zähe Lebenskraft die Lauernden enttäuschte, daß er die gefährlichsten Zeiten überlebte. Nicht daß seine Staatskunst allein Österreich gerettet hätte; schon sein bloßes Dasein, die staatserhaltende Kraft, die von der menschlichen Verehrung seines hohen Alters auf die weichen Herzen der österreichischen Völker ausging, war ein Schutz seines Reiches.

Es währte den räuberischen „Erben" schließlich zu lange! Sie nahmen an, chauvinistischer Vaterlandsverrat und bezahlte Wühlarbeit hätten ihre Pionierdienste bei den Slawen Österreichs schon so genügend getan, daß der alte Mann, der, wie sie glaubten, allein noch die Einheit Österreich-Ungarns verkörperte, gegen das vernichtende Geschick keine Macht mehr hätte. Und das — war der Irrtum. Das Zeichen wurde voreilig gegeben, die Mörderschüsse von Sarajevo knallten, Franz Ferdinand lag in seinem Blute. Franz Ferdinand, der gewiß ein starker, trotziger Führer des Heeres geworden wäre, aber vielleicht als Träger der Krone in Zeiten der größten Gefahr nicht die höhere Gewalt, die Herzen bindende, besessen hätte ... Müßig, über längst zerstörte Möglichkeiten zu grübeln! Nur das, was in der Tat geschehen und geworden ist, kommt heute in Betracht.

Digitized by Google

Und es geschah, daß die Doppelmonarchie, die die Feinde für morsch und sterbensreif hielten, sich in den Schlachten verjüngte, und daß in den Schützengräben jenes Österreich auferstand, das einst Grillparzer im Heere des Radetzky gegrüßt hat. Ob es, würde Franz Joseph schon zu Beginn des Weltkriegs in seine Kapuzinergruft gefahren sein, anders gekommen wäre? Auch auf diese unlösbare Frage kann nur eine Antwort fallen: Der Tod des alten Kaisers galt den Feinden für wichtiger als eine Hauptschlacht, die den Österreichern verloren ginge; und — siehe da! jetzt, da wirklich sein letzter Atem verweht ist, jetzt, da in achtundzwanzig Kriegsmonaten die Völker seines Reichs ein einig Volk in Waffen — einig wenigstens in Waffen, wenn auch nur in Waffen! — geworden sind, jetzt ist sein Begräbnis viel mehr ein geschichtliches denn ein politisches Ereignis. Der falschtönende Jubel, den, aller Ehrfurcht vor der Majestät des Todes vergessend, die italienische und ein Teil der französischen Presse an der Bahre Franz Josephs anstimmten, täuscht darüber nicht. Wären die schamlosen Leichenschänder nicht so grimmig enttäuscht, sie würden sich sanfter und menschlicher gebärden!

Nicht für den Augenblick hat der Thronwechsel ein entscheidendes politisches Gewicht; für die spätere Entwicklung der politischen Dinge muß er selbstverständlich im Guten oder Bösen von Belang sein. Auch dann, wenn der neunundzwanzigjährige Monarch eine persönliche Potenz nicht wäre. (Übrigens eine Allfälligkeit, die man nur akademisch betrachten mag und für die irgendwelche Anzeichen zur Stunde ebensowenig sprechen, wie gegen sie!) Nichts bleibt, wie es war, alles wächst. Die Krone kann Entwicklungen fördern, sie kann sie hemmen, oder es können Entwicklungen über sie hinweggehen. In allen drei Fällen, auch in dem letzten, ist ihr persönlicher Charakter, ihr inneres Verhältnis zu den anderen in Reich und Volk bestimmenden Faktoren von großer Wichtigkeit. Aber — Kaiser Karl I. mag wer immer sein, ein junger Gott oder ein Mensch, dem nur die theresianische Pragmatische Sanktion (das österreichische Thronfolge-Hausgesetz) zu persönlichem Gewicht verhalf: während der Dauer des Kriegszustands vermag er schwerlich einen eigenen, einen neuen Weg zu beschreiten. Der Krieg hat die Politik der Monarchie eisern eingeschient, und die Kriegspolitik folgt einem übermächtigen Trägheitsgesetz.

Der Wechsel auf dem Thron wäre für Österreich-Ungarns Führung und für den Bündniswert der Monarchie im gegenwärtigen Zeitpunkt nur dann von Belang, wenn etwa dem greisen Kaiser die Zügel längst entglitten gewesen wären und man seine atmende Hülle den Völkern gezeigt hätte, wie man einst den toten Cid auf sein Schlachtroß band, daß noch sein entseelter Körper die Mauren schrecke. Davon aber kann nicht die Rede sein. Kaiser Franz Joseph, der Hochbetagte, ist in den Sielen gestorben, noch an seinem Sterbetage erledigte der nimmermüde Frühaufsteher, der arbeitsamste aller Monarchen, die Regierungsgeschäfte. Sein eigener Sinn war nie matt und schwach geworden. Es ist kein Geheimnis, daß an seinem Widerstand lange Zeit die Bemühungen scheiterten, Südtirol aus dem lebendigen deutschen und österreichischen Leibe zu reißen und der gefräßigen römischen Bestie hinzuwerfen ... Und wenn nun binnen kurzem endlich der österreichische Reichsrat einberufen werden wird, so erinnere man sich, daß dies schon in den letzten Lebens-

Digitized by Google

wochen des alten Kaisers sicherstand, seit Koerber, der moderne und kraftvolle Staatsmann, an die Stelle des furchtsam um seine Regierungssitzgelegenheit besorgten Ministerpräsidenten Stürgkh getreten war. Es hätte der Mordkugel eines Wahnsinnigen nicht bedurft, dem Grafen Stürgkh ein Ende zu bereiten. Seine Ministertage waren gezählt, als er noch lebte. So paradox es klingt: die lange Dauer des verfassungswidrigen Zustands, die beschämende Ausschaltung des österreichischen Reichsrats und Volkswillens, mußte den konstitutionellen Gepflogenheiten Franz Josephs zugeschrieben werden. Er hat niemals nach eigenem Gutdünken ein Ministerium entlassen, ein Regierungswechsel war für ihn immer die Bilanz im Hauptbuche des innerpolitischen Soll und Habens. An den politischen Parteien Österreichs lag es, sich die Knebelung der Volksvertretung nicht gefallen zu lassen, des einzigen Parlaments der kriegführenden Staaten, das seit dem ersten Kriegstage zum Schweigen verurteilt und von der Mitarbeit in geschichtlichen Zeitläuften ausgeschlossen war! Doch diese politischen Parteien, uneinig in einer Frage, in der es für das konstitutionelle Gewissen keinen Zweifel gab, unterließen es lange, ihre Posten in das Geschäftsbuch Österreichs einzutragen. Aus Gründen kleinlicher parlamentarischer Fraktionsgeometrie brachten sie nicht den einmütigen Willen zur Ausarbeitung der neuen Geschäftsordnung auf, die die Lebensfähigkeit des Abgeordnetenhauses verbürgen sollte, und sie unterstützten aus ihren besonderen Gründen den Egoismus des Ministers, der seine Verantwortung vor dem Parlament scheute. Als sich endlich die Parteien, nach zwei Jahren des Kriegs, ihrer Mandatspflichten zu erinnern begannen und ihre Mittler an den alten Kaiser herantraten, da war auch schon die Einberufung des Reichsrats grundsätzlich beschlossen; sie hing nur noch ab von der raschen Aufrichtung der geschäftsordnungsmäßigen Schutzwehren gegen die Anschläge solcher Elemente, die etwa die Unverletzlichkeit des Volkshauses zur Schädigung des Vaterlands zu benutzen planten. — Immerhin ist es eine freundliche Fügung, daß die tatsächliche Wiederherstellung der schon im Nebel der Theorie versunkenen österreichischen Verfassung in die erste Regierungszeit des jungen Monarchen fallen wird.

Nur mit Befriedigung hat man in Österreich-Ungarn wie im Deutschen Reich festzustellen, daß der Thronwechsel zu Wien das Bestehende zunächst nicht bewegt. Das Kriegsbündnis der beiden von Deutschen geschaffenen Reiche bedarf keiner Erweiterung und Vertiefung. Es ist bis zur Einheit im Felde gediehen. Um so üppiger strömen die großen Wünsche dem künftigen Ausbau des Friedensbündnisses zu. Und wir blicken ins zweite Antlitz des Januskopfes ...

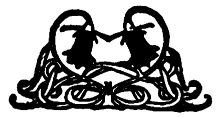
Die blutig-eisernen Lehren des Weltkriegs sind nicht der auswärtigen, der Diplomatenpolitik allein erteilt. Diese Vermischung der Begriffe, diese Überantwortung der Staatenschicksale an eine erbberechtigte und keineswegs erblich befähigte Kaste, sie muß endgültig erloschen sein. Nicht zum erstenmal in der deutschen Geschichte, aber diesmal empfindlicher denn je, hat sich die Zweiteilung der Privilegien geltend gemacht: es war das Privileg der gebürtigen, durchaus nicht immer zur Staatskunst geborenen Staatskünstler, die Suppe zu kochen, und das Privileg des Volks, sie auszulöffeln. Der vom Krieg erzogene Geist hat

Digitized by Google

das neue Wort des deutschen Kanzlers geprägt: „Freie Bahn jedem Tüchtigen!“ Ach, daß eine Selbstverständlichkeit der Jahrtausende im Jahr 1916 zur deutschen Offenbarung werden konnte! Aber nur erst haben wir ein Wort, ein schwaches, undeutliches Wort. Die Millionen Helden, aus der ungeheuren Not der Schützengräben heimkehrend, werden für die scharfe Ausmünzung und Einlösung des Wortes sorgen.

Die Völker Österreich-Ungarns werden beweisen, daß sie in der härtesten Schule nicht minder gelehrig gewesen. Ihrer harren im Innern des Reiches die schwersten Aufgaben; Aufgaben, an deren glücklicher Lösung auch das Deutsche Reich ein mittelbares Lebensinteresse hat ... Die Phrase von der „obligatorischen Nichtintervention“ bei inneren Angelegenheiten des befreundeten Staates zerspellt an den gesammelten Erfahrungen und an der sicheren Wahrheit, daß der Bündniswert des Freundes von seiner eigenen Gesundheit abhängt. Aber selbstverständlich würde kein Rat frommen, wenn der Freund nicht selbst sein Bestes wollte. Über die inneren Wirren hinweg hat sich im Weltkrieg Österreich-Ungarn, zum Erstaunen der Welt, mächtig entfaltet. Was sonst könnte das brüderliche Herz ihm wünschen, als daß zur Selbstverständlichkeit werde, was wie ein Wunder angesehen wurde, — und daß diese Selbstverständlichkeit eine noch umfassendere Kraftentfaltung sei, die auf die Überwindung innerer Schwierigkeiten und Reibungen keine Teilkraft abzugeben habe! Im künftigen Frieden soll es erreicht werden, in einem Frieden, der so fest in seinen Angeln ruht, von der inneren Harmonie des Reiches so treu behütet wird, daß kein friedlicher Spekulant mehr mit unsicheren Kantonisten rechnen kann ... Österreich, dieses blühende Land der Talente, kann unter günstigen Gestirnen die höchste Reife der Kultur gewinnen. Dieselben Gestirne werden dann dem neuen Mitteleuropa und dem gesamten Deutschtum leuchten. Auch die Politik der Staaten ist zuletzt abhängig von der Politik in den Staaten.

Von innen heraus, von unten hinauf muß der Segen der neuen Zeit kommen. Die oben stehen, die Machthaber, tun ihre Pflicht, wenn sie die rechten Strömungen erkennen und fördern. Mannigfache Erscheinungen, die besonders das erste Kriegsjahr zeitigte, erleichterten es den Lenkern Österreichs ungemein, sich künftig vor Täuschungen und Irrwegen der Schwäche in acht zu nehmen. Sie brauchen jetzt nur Gedächtnis zu haben und den Mut der Konsequenz ... Dann wird man zu dem größten Ergebnis dieses Krieges gelangen: zu der vollkommenen Ausgestaltung des deutsch-österreichischen Bündnisses. Nicht nur ein Trutzbund im Krieg — der hat sich glänzend bewährt! — nicht minder auch ein Bund zu wechselseitigem Schutz im Frieden, eine innige Gemeinschaft und Einschaft muß es sein. Die politische, militärische, wirtschaftliche und kulturelle Verschwisterung der beiden Reiche ist der höchste Preis für die Ströme vergossenen Bluts.



Digitized by Google

Toten-Weihnacht · Von Mela Escherich

Aus den Schützengräben wehen Lichtlein
In die Nacht hinaus,
Kerzenlicht von kleinen Weihnachtsbäumen.
Die Soldaten singen: Stille Nacht . . .

Laut und hell ist's heut im Schützengraben;
Schwarz und still die Nacht,
Draußen, wo im Feld die Toten liegen.
Daß die Toten keine Weihnacht haben!

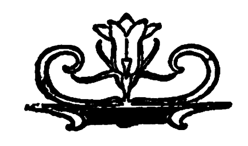
Licht verlöscht. Gesang verstummt. Sie schlafen.
In die Nacht hinaus
Fliegt ein kleiner, goldner Christbaumengel,
Hält behutsam in der Hand sein Lichtlein.

Schwebt im Finstern suchend hin und her,
Wo die Toten liegen.
Leuchtet jedem ins Gesicht und sagt
Ihm die Weihnacht an: Christ ist geboren.

Von dem Wachs tropft auf die bleichen Stirnen.
Da erwachen sie,
Stehen auf und schließen sich zum Zuge,
Ihm voran der Engel mit dem Lichtlein.

Und der stille Zug geht in die Heimat . . .
Wo ein Baum noch brennt
Und der Weihnachtsduft die Stube füllet,
Schaun die Toten in die hellen Fenster.

Liebe Mütter, liebe Frau'n, nicht weinen!
Eure Lieben sind
Heute eure Gäste! Morgen gehen
Sie ins Land der ewigen stillen Nacht.



Digitized by Google

Sonnenkinder
Von Fr. Schaal

Nichts Übernatürliches, aber etwas Außerirdisches, nicht die Gottheit selbst, aber ihr Bild und Abglanz, ein steter Quell aller Kraft, ein tägliches Wunder vor unseren Augen — das ist die Sonne. So gewaltig ist die Fülle ihres Lichtes, daß sie ein menschliches Auge nicht zu ertragen vermag. Ein Meer von Glanz wallt aus ihrem Schoße und flutet durch den Äther.

Dem Forscher, der den Maßstab seiner irdischen Weisheit an sie legt, der sie mit dem vergleicht, was vor Augen liegt, mag die Sonne ein glühender Gasball sein, und er mag Stoffe auf ihr nachweisen, die auf Erden zu treffen sind, so vor allem Natrium, Wasserstoff und Eisen. Er mag das Geschehen, das er von ferne beobachtet, den Gesetzen der Natur einordnen — er tastet nur am Saum des Kleides der Strahlenden. Sie selbst in ihrer überwältigenden Majestät und Pracht entzieht sich seinem Bereich und schließt ihr großes Weltengeheimnis in sich ein. Kein Sterblicher schaut der Sternenkönigin ungestraft ins leuchtende Antlitz. Ein bloßes Stammeln ist's, wenn der Himmelskundige sich unterfängt, die Vorgänge auf ihrer Oberfläche zu schildern. Dieselben sind so ungeheuer, daß unsere Einbildungskraft sie nicht auch nur von ferne zu fassen vermag. Auflodernde Flammenmassen (Protuberanzen) von über 500000 km Höhe (7. Oktober 1880 beobachtet), Sonnenflecke, in deren Schlund die Erde spurlos verschwinden würde (im Jahr 1858 wurde ein Fleck von 250000 km Durchmesser wahrgenommen, einer Strecke, die nahezu das Zwanzigfache des Erddurchmessers ausmacht) — rasch wechselnde Gebilde von solcher Ausdehnung überschreiten weitaus alle menschliche Fassungskraft und setzen Kräfte voraus, für die wir kein Maß besitzen.

Nicht der Anschauung vermögen wir die großartigen Verhältnisse nahezubringen, nur ein blasses Begriffsbild, dem die Zahl zugrunde liegt, kann der Forscher entwerfen. So steht das Sonnenwunder, getrennt durch ein weites Äthermeer, vor unserem Blick. Und doch ist uns die Sonne so nahe, so nahe wie die segnende Gottheit. Alles Licht auf Erden rührt von ihr, und die wohltuende Wärme ist ihr Geschenk. Licht und Wärme, ein herrliches Geschwisterpaar, auf den Wellen des Äthers innigst umschlungen dahinwallend und die dunkle Erde zur Wohnstätte des Lebens umgestaltend — Sonnenkinder. Würde uns die Sonne diese beiden Segensmächte vorenthalten, dann müßte unsere Erde in Nacht und Eis versinken, und alles Leben würde ersterben. Eine dunkle Weltenschlacke würde durch lichtlose Räume irren.

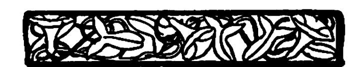
Leben — der Wunder größtes, einzig ein Geschenk der Sonne! Leben kann sich nur entfalten, wo Wärme ist, und Wärme ist Sonnenkraft. Leben — ein geheimnisvolles schöpferisches Walten, ein feinstes Gestalten des toten Stoffs, in welchem sich jetzt ein wunderbares Etwas bewegt. Ein Klümpchen mit halbflüssigem Inhalt — die lebendige Zelle ... Millionen dieser Zellen zusammen-

Digitized by Google

geordnet, ein untrennbares Ganzes bildend, das ein einheitlicher Wille beherrscht — das lebende Geschöpf.

Der Mensch — in den Verband des Lebenden eingeschlossen, aus ihm herausstrebend —, er ist ein Sonnenkind. Er ahnt, daß das, was ihn zum Menschen macht, was ihn über die übrige Welt der Lebewesen emporhebt, nichts Irdisches mehr ist. Geist ist seines Wesens Kern, Geist, der sich in den Stoff senkt wie die Sonnenkraft!

Was ist Licht, ist Sonnenkraft? — Unsere Gelehrten sagen, das Licht beruhe auf feinsten Schwingungen des Äthers, und führen es so auf einen mechanischen Vorgang zurück. Aber dieser Vorgang ist bloß die äußere Bedingung jener wunderbaren Empfindung, die wir Licht nennen. Das Wesen des Lichtes bleibt uns verborgen. Licht, das körperlose Etwas, das die stoffliche Welt umkleidet und in die Erscheinung rückt, ist ein Bild des Geistes und ein Abglanz der höchsten Herrlichkeit. Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann. Nach dem Lichte sehnen wir uns, nach einer Klarheit, die nicht von dieser Erde ist, weil wir Sonnenkinder sind, und die Sonne ist der Born des Lichts, nicht die Gottheit selbst, aber eine strahlende Perle in der Krone auf des Schöpfers Haupt, und die Wärme ist sein belebender Odem, der das Geschaffene durchweht. Sonnenkraft ist Schöpferkraft, und diese Kraft breitet sich über alle Sonnen. Gott ist groß.



Abschied · Von Helene Brauer

Der letzte Uhrenschlag erscholl
Und trennt von meinem dein Geschick.
Das Lächeln lügt in deinem Blick,
Der nichts verraten soll.

Ich weiß, wie nun Erinnerung
Und Ahnen dir ins Leben greift;
Herb ist dein Antlitz und gereift —
Und doch so jung, und doch so jung!

Dein Herz, noch gestern heimatstill,
Schlägt heute laut und sehnt sich fort.
Und ungesprochen bleibt das Wort,
Das diese Stunde von uns will.

Da du zum letzten Male leis
Dich über meine Hand gebückt,
Ist dein Gedanke schon entrückt
In Fernen, die ich nicht mehr weiß.



Digitized by Google

Die winzig kleinen Füße

Weihnachtsnovellette von Thyra Jensen

Mitten im vorigen Jahrhundert lebte auf einer der herrlichsten dänischen Inseln ein altes Ehepaar, das alles besaß, was das Herz begehrte, nur keine Kinder.

Sie hatten den schönsten Garten, in dem die Früchte reif, ja überreif wurden; sie waren gar nicht imstande, alles zu verzehren, was gewachsen war. Sie hatten eine Haushälterin, drei Dienstmädchen, Kutscher und Gärtner, denen die Zeit lang wurde, so wenig hatten sie zu tun. Und im Stalle standen schöne Wagenpferde mit langen Mähnen und seidigen Schwänzen, — denen wurden die Beine steif, weil sie sich nie Bewegung machten. Und die guten alten Leute wurden allmählich durch die vielen guten Tage kränklich und reizbar, bis ihnen zuletzt Schlaf und Appetit verging und keiner sich mehr der Zeit entsinnen konnte, wo die Frau jung und lieblich gewesen war. Und der alte Herr — einst der munterste Student im ganzen Königreich — war nun so mager und verdrießlich, daß die Nachtigall verstummte, wenn sie seine Stimme hörte, und die Kastanie anfing zu zittern, so daß ihre weißen Blüten kopfüber zu Boden stürzten.

In der Verwandtschaft fand sich ein ganz kleines, mageres, vierzehnjähriges Mädchen von so bescheidenem Auftreten, daß das alte Ehepaar Lust bekam, es zu sich zu nehmen und zu bemuttern.

Das gute, kräftige Essen bekam dem armen Kinde so ausgezeichnet, daß es wuchs und gedieh, daß seine Wangen sich röteten und sein Haar sich kräuselte, und die alte Frau fühlte sich jünger und glücklicher wie seit Jahren, und der alte Herr erzählte zum erstenmal nach langer Zeit die alten Geschichten aus seiner Studentenzeit. Besonders gern erzählte er von der Feuersbrunst in Kopenhagen, wo ein junges Mädchen ihn gefragt hatte: „Aber mein Gott, Student, wo ist das Feuer?“ — und er schlagfertig antwortete: „In meinem Herzen, kleines Fräulein!“ —

Diese Geschichte fand die alte Dame gar nicht witzig, aber der alte Herr und das junge Mädchen lachten um die Wette darüber.

Ja, das waren schöne Tage!

Aber als das kleine Mädchen 17 Jahre alt war, passierte das Unglück, daß sie einen Studenten kennen lernte, mit dem sie sehr gut Freund wurde. Das heißt, sie wußte gar nicht, daß dies ein Unglück war. Das wurde ihr erst klar, als das alte Ehepaar davon erfuhr. Die alte Frau weinte, und der alte Herr schalt, und wäre es nur Sommer gewesen, so würden alle Vögel vor Schrecken verstummt und alle Blätter vor Entsetzen von den Bäumen gefallen sein.

„Ja, so sind die Zeiten, so ist der Zeitgeist heutzutage!“ jammerte der alte Herr. „Leichtsinn und Aufruhr, wohin man blickt!“

Im Grunde hatten die beiden alten Menschen, ohne es selbst zu ahnen, das kleine magere Mädchen nur aus Eigennutz gehegt und gepflegt. In den Tagen ihres Alters sollte das Kind sie erheitern, für sie sorgen und ihnen endlich die Augen

Digitized by Google

zudrücken. Sie waren ja noch nie im Leben so gut gegen irgendeinen Menschen gewesen, da war es doch ganz natürlich, daß das Kind ihnen Gutes mit Gutem vergalt. Ganz selbstverständlich war ihnen das vorgekommen, bis plötzlich, ganz unvermutet, dieser unglückselige junge Springinsfeld dazwischenkam.

Ja, anders konnte man es nicht nennen, denn Weihnachten stand vor der Tür, und dazu hatte er sein Kommen angemeldet.

„Herr du meines Lebens,“ sagte der alte Herr, „was will dieser Mensch hier? Kann vielleicht irgend jemand mir sagen, was er hier zu suchen hat?“

Mit einem drohenden Blick sah er sich im Kreise um. Die alte Dame konnte ihm nicht antworten, und das junge Mädchen fühlte unter den obwaltenden Umständen nicht den Drang, sich auszusprechen.

Am Weihnachtsabend erschien er, mit Schnee in seinem blonden, krausen Haar und so strahlenden Augen, als sei er sicher, außerordentlich willkommen zu sein. Er war groß und schlank wie der alte Herr, und im ersten Augenblick war es, als erinnere er eine gewisse alte Dame an einen gewissen anderen Studenten, der auch schlank und blond gewesen war. Aber man ließ die Erinnerungen nicht aufkommen. Kurz darauf flüsterte sie dem alten Herrn zu:

„Schrecklich! Sahst du, wie er bei Tisch zugriff? Meint er vielleicht, daß wir ihn nun auch durchfüttern sollen?“

Aber der alte Herr antwortete nicht sogleich. Er dachte plötzlich an eine längst vergangene Zeit, da auch er einen solchen Appetit auf das ganze Leben gehabt hatte, und das war eigentlich eine herrliche Zeit gewesen. Aber als die alte Dame fortfuhr: „Und ein Radikaler ist er sicher auch; ich sah ganz deutlich das ‚Morgenblatt‘ in seiner Reisetasche —“ — ja, da wurde der alte Herr fuchswild, denn in den guten alten Tagen, da hatte man es verstanden, Politik zu machen! Damals schliefen die jungen, lebensfrohen Studenten nicht ein, ohne ein geladenes Gewehr neben sich gelegt zu haben, und die jungen Frauen gingen von Haus zu Haus und sammelten Geld für Kanonen, um das Vaterland zu retten. Aber die Gewehre und die Kanonen haßten sich gegenseitig. Ja, das heißt, einzelne Ausnahmen von dieser Regel kamen immer wieder vor, wie mit diesem Studenten und dem schweigsamen kleinen Mädchen, denn *sie* sammelte für Kanonen, uud er führte ein Gewehr, aber noch hatten sie nicht Zeit gehabt, dies etwas unklare Verhältnis zu ordnen.

Aber nun beschloß der alte Herr, das Seinige zur Aufklärung beizutragen; sie sollte sich nicht ins Unglück stürzen, ohne gewarnt zu sein.

Und von diesem Augenblick an sprach der alte Herr nur noch von Politik.

Weihnachten war vergessen, — nur Politik hörte man von früh bis spät. Und hätte das junge Mädchen weniger flehend und verschüchtert ausgesehen, so wäre es wohl zweifelhaft gewesen, ob der Student standgehalten hätte. Aber sie belohnte ihn mit guten Worten, milden Blicken und heimlichen Küssen für sein Schweigen, und er vergaß sich denn auch nicht weiter, als daß er sich eines Abends nach einem längeren politischen Vortrag über einen Schuß auf Estrup ans Klavier setzte und mit einem Finger spielte: „Ach du lieber Augustin, alles ist weg — weg — weg!“ — und das war schon schlimm genug.

Digitized by Google

Schließlich schien der alte Herr sich ganz erschöpft zu haben, darum schlug der Student vor, aus einem neuen Buch, das „Alte Gewohnheiten" hieß, vorzulesen.

Der Titel machte die beiden Alten etwas mißtrauisch; jedoch gaben sie — etwas kühl — ihre Zustimmung.

Aber das Buch gefiel ihnen nicht, und die alte Dame gebot dem jungen Mädchen, das Buch zu holen, in dem sie gewöhnlich lasen: „Witwe Barneby", aus dem Englischen übersetzt, siebenter Band. Aber kaum bei der dritten Seite angelangt, schlief der Student ein. —

Die Tage vergingen, aber die rechte Weihnachtsfreude wollte nicht aufkommen, und der Student dachte an die Abreise. Keiner drängte ihn, länger zu bleiben. Aber des jungen Mädchens Augen waren rot; — das Weihnachtsfest war lange nicht so schön gewesen, wie sie gehofft hatte.

Auch die Alten waren nicht ganz zufrieden, obgleich sie sich der Aussicht freuten, diesen unseligen Menschen, den radikalen Studenten, los zu werden.

Es war am letzten Abend in der Dämmerstunde. Der Student saß am Klavier, seine Finger tasteten nach einer alten, lieblichen Melodie; er hatte sie so oft von seiner Mutter singen hören.

Ganz still war's in der alten, behaglichen Stube. Die großen Holzklötze im weißen Kamin knackten und glühten und warfen einen hellen Schein auf die vier guten Menschen, die sich gegenseitig die Freude der schönen Weihnachtszeit so gründlich verdorben hatten.

Der nächste Tag war der letzte des Jahres. Was würde das neue Jahr bringen? Das junge Mädchen seufzte, sie sah nur Kampf und Streit in ihrem eigenen Herzen und im Leben — sie liebte sie ja alle, wie konnte sie allen gerecht werden?

Der alte Herr war still hinausgegangen. Jetzt kam er zurück; in der Hand trug er die alte Ebenholzflöte aus seiner Jugend.

„Wir spielen weiter, Student, ich kenne die Melodie." Und nun kam die Melodie mit all den alten Variationen, die nur der alte Herr kannte; weich und gedämpft erklang dazu die Begleitung des Studenten.

Und alle Bitterkeit zwischen den beiden Männern schwand dahin; diese ineinander verschmelzenden Töne vertrieben sie ganz und gar. Im behaglichen Stübchen schien kein Raum mehr für sie zu sein. Das junge Mädchen lauschte mit erglühenden Wangen, und die munteren Flammen schienen vom Kamin her lachend zu rufen: „Kommt nicht in unsere Nähe, ihr bitteren Gedanken, wir verzehren euch!"

Aber die alte Dame saß etwas abseits, und die Schatten fielen so unglücklich, daß der Flammenschein sie nicht erreichen konnte. Und die bitteren Gedanken überwältigten sie, denn sie hatte die Freude ihres Mannes an Musik und Gesang nie geteilt. —

Und nun war der allerletzte Morgen gekommen. Die Pferde standen vor der Tür und Maren, das Stubenmädchen, brachte das Handgepäck des Studenten auf den Wagen.

Sie waren alle im Flur versammelt, aber die Unterhaltung stockte. Der alte Herr hätte gerne etwas gesagt, aber er konnte die Worte nicht recht finden.

Digitized by Google

Die alte Dame war kühl und zurückhaltend, wie man es an einem rauhen Wintermorgen bei Lampenlicht zu sein pflegt.

Da fielen die Augen des Studenten plötzlich auf ein Paar feine kleine Stiefelchen, die frostig aneinandergelehnt am Fuß der Treppe standen.

„Ach, seht doch diese Kinderstiefelchen! Wem können die denn gehören! Es sind doch keine Kinder mehr im Hause. Wie reizend!"

Da lachte die alte Dame, ja, sie errötete sogar, denn von all ihren Jugendreizen waren einzig und allein die kleinen, zierlichen Füßchen übriggeblieben; aber es war schon lange, lange her, daß jemand sie bewundert hatte, sogar ihr eigener alter Mann dachte nie mehr an die winzig kleinen Füßchen.

Und doch mußte er im Grunde wohl noch stolz darauf sein, denn nun sagte er plötzlich mit frohem Selbstgefühl:

„Na, na, Student, wollen Sie es wohl bleiben lassen, mit den Stiefeln meiner Frau zu liebäugeln!"

Aber der Student behauptete, es sei eine Unmöglichkeit, daß diese Stiefel einem erwachsenen Menschen gehörten; er selbst würde nicht mehr als höchstens seine große Zehe hineinzwängen können.

Das fand die alte Dame sehr witzig gesagt. „Und ehrlich ist er", dachte sie, und so erzählte sie ihm denn verschiedene Erlebnisse mit den winzig kleinen Füßchen, und der alte Herr wußte auch davon zu erzählen, und das junge Mädchen und Maren ebenfalls.

Aber niemand hörte indessen das ungeduldige Stampfen der Pferde und das mahnende Räuspern des Kutschers. Niemand dachte an die Abfahrt des Zuges, bevor der alte Herr mit hoch erhobener Stimme rief:

„Wissen Sie was, Student, aus Ihrer Abreise wird heute nichts. Sie erreichen den Zug nicht mehr, die Pferde halten eine solche Jagd nicht aus. Nein, ich schlage vor, daß wir jetzt diesen kalten Raum und die kleinen Füße meiner Frau verlassen, ins warme Zimmer gehen und eine heiße Tasse Tee trinken."

Und die alte Dame machte — nicht ohne Koketterie — den Vorschlag, der Student solle doch noch Neujahr mit ihnen feiern — Weihnachten sei ja lang, warum sich übereilen? — —

(Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von O. Reventlow)



Ahnung · Von Paul Lingens

Der weiße Nebel dämpft die Fernen ab.
In mattem Schimmer dehnen sich die Wiesen,
Die Krähe schreit in Einsamkeit.

Doch sieh: am Mittag steigt aus dumpfem Grab
Die Sonne! Bunte Farben leuchtend fließen.
Die Fernen liegen blau und weit.

Und auf dem kurzen Augenblick
Ruht bunte Pracht und Sonnengold —
Als ob nach schwerer Zeit ein Glück
— Noch scheu und leise — nahen wollt'...



Digitized by Google

Ver sacrum

Von Carl Schönfeld

Da man jetzt zweijährige Erinnerungen feiert, als sei der Krieg bereits zu Ende, so sei es auch mir erlaubt, eines Eindruckes zu gedenken, der mir mein Leben lang der allergrößte bleiben wird: Unsere Kriegsfreiwilligen. Meine eigene Einberufung und endliches Ausrücken ins Feld treten dagegen ganz zurück, da sie viel später fallen. So hatte ich Zeit zu beobachten. Wie im Traum lief ich in den Straßen umher und sah die Mengen der jungen Leute sich zur Fahne drängen. Der König hatte gerufen, und alle, alle kamen, wie einst vor hundert Jahren. Vor jeder Kaserne standen sie in Haufen, um sich einschreiben zu lassen, und hieß es dann: das Grenadierregiment nimmt niemand mehr an! so zogen sie eben zu einer anderen Truppe und standen wieder stundenlang. Dieses Aufflammen der Kriegsbegeisterung war wie eine Offenbarung. Die als Hurrapatriotismus so oft und meist mit Unrecht belächelte Vaterlandsliebe ist also kein leerer Schall gewesen; nicht leere Redensarten waren es, die ein Jahr vorher bei der großen Feier der Befreiungskriege in unserer Provinzstadt gesprochen worden waren, damals auf der mächtigen Studentenversammlung. Unrecht hatten die Nörgler in einer gewissen Presse, die über die ganze Veranstaltung den Mund schief zogen! Unrecht auch die vereinzelten akademischen Gruppen, welche still saßen und keinen Fuß rührten, als der junge V. d. St.er als Festredner in flammenden Worten den Geist von 1813 heraufbeschwor und alles mit sich fortriß. Gottlob, es war echtes, lauteres Gold.

Jetzt brauchte kein Steffens mehr zu kommen, um in den Hörsälen zum Kampfe aufzurufen. Am ersten Tage schon gingen ganze Verbindungen geschlossen zu den Schreibstuben der Kasernen, wie damals zum Werber der Lützower im „Goldenen Zepter“. Die Klassenzimmer der Primen leerten sich. Ganz Jungdeutschland war aufgestanden wie ein Mann, der Sturm brach los! — Das war die Zeit, wo die „Buben hinter dem Ofen“ sich noch nicht so hervorwagten wie jetzt, sondern sich hinten herumdrückten; denn jeder kräftige junge Mann ohne Königs Rock wurde schief angesehen.

Mit unverwüstlicher Ausdauer exerzierten sie nun und freuten sich über jede echt preußische Grobheit, die ihnen an den Kopf geworfen wurde. Ob die Beine noch so schmerzten, das Lager noch so hart war, es galt alles gleich, nur hinaus an den Feind, ehe draußen alles zu Ende war! Endlich kam der ersehnte Tag. Man bildete ein ganzes Regiment aus Kriegsfreiwilligen mit einer hohen Hausnummer. Sie rückten aus ins Feld, blumenbekränzt, unter Singen und Jubeln, wahrlich ein einziges, gewaltiges Ver sacrum!

Wir wußten es: Sie waren dem ehernen Gott der Schlachten geweiht zum Tode, aber sie dachten nicht daran. Ihnen verschwand alles hinter dem überschäumenden Gefühl der Freude, daß sie mitwirken durften im ehernen Würfelspiel. Sie vergaßen den Schmerz ihrer Eltern, all ihre Zukunftshoffnungen und

Digitized by Google

ihre eigenen Pläne. Auf der Schulter trugen sie ihr Gewehr und die Taschen voll scharfe Patronen, die sie eben mit heiliger Scheu empfangen hatten. Damit wollten sie kämpfen und siegen oder — sterben. Was war ihnen der Tod? Sie kannten ihn nicht.

Wochen vergingen — — —

Da geschah etwas Merkwürdiges. Mit einem Male tauchten dunkle Gerüchte auf: Sie hätten sich nicht bewährt, sie seien kopflos geworden im Gefecht und laut nach Vater und Mutter schreiend davongelaufen. Zuerst wagte man es nicht laut zu sagen, später hörte man es öffentlich auf der Straße und in den Kneipen. Ich war wütend und niedergedrückt zugleich von dem Gefühl tiefer Beschämung. Sollte alles nur Strohfeuer gewesen sein? Unsere Jugend doch entnervt und angefressen? Dann war auch mein Lebenswerk als Erzieher und Führer vergeblich gewesen!

Darum versuchte ich der Sache auf den Grund zu gehen und zog Erkundigungen ein, bis ich klar sah. Das gleichzeitige Auftreten der Gerüchte in allen Teilen des Reichs wies zu deutlich auf eine absichtliche und böswillige Ausstreuung hin, die nur von feindlicher Seite ausgehen konnte. Es war ein hinterlistiger Schachzug der Gegner, in Szene gesetzt von zahllosen Spionen, welche offenbar einer Zentralstelle ihre jeweiligen Anregungen entnahmen. Fanden sie doch reichlich Nahrung bei den Nörglern und Miesmachern in unserer Mitte und in der Truppe selbst bei den gedienten Leuten, die begreiflicherweise auf die Kriegsfreiwilligen herabsahen als auf nicht vollwertige Soldaten. Mit diesen will ich nicht rechten, sie hatten natürlich nicht ganz unrecht. Jugendlichen Wagemut und Findigkeit und Gewandtheit hatten aber jene mitunter mehr als mancher Landwehrmann.

Ein schmähliches Unrecht jedoch begingen die Daheimgebliebenen. Was wußten sie von den Eindrücken des Krieges, zumal auf ein junges Gemüt! Sie haben ja noch nie die markerschütternden Schreie der Getroffenen, noch nie den letzten sehnsüchtigen Gruß an die Lieben daheim aus dem Munde der Sterbenden gehört. Sie haben ja noch nie auf zerrissene Menschenleiber getreten und den Pesthauch des Leichenfeldes geatmet. Schrecklich, grausig über alle Maßen ist der Krieg! Männer und Jünglinge sah ich in gleicher Weise den Kopf verlieren, aber auch echte Helden unter beiden, jung und alt.

Keine Anstrengungen konnten dem niederträchtigen Klatsch ein Ende machen. Sie wehrten sich selbst oft mannhaft, die jungen Leute, wenn sie zurückkamen, krank oder verwundet. So machte einer kurz entschlossen zwei Herren, ihrem Typus nach von der Gruppe der „Armeelieferanten“, wie wir sie scherzhaft nannten, die über ihn redeten, mit Hilfe eines Schutzmanns dingfest. Aber es nützte alles nichts. Die dunklen Mächte erwiesen sich, wie immer und auch heute noch, als zu stark. Schließlich fand die oberste Heeresleitung Gelegenheit zu einem Machtwort, indem sie den Tag von Langemarck für alle Zeiten zu einem Ruhmesblatt unserer Jungmannschaften machte. Von da an verstummte das böse Gerede. Mit der Zeit veränderten jene Regimenter durch häufigen Nachersatz völlig ihren Charakter. Die jungen Krieger sind heute zum größten Teile zu jungen Offizieren

Digitized by Google

geworden, aus unerfahrenen Jünglingen Männer von Eisen. Und Lüge und Verleumdung war alles, was man über sie gesagt hatte. Jungdeutschland hat gehalten, was es versprach.

Unseren „heiligen Frühling" aber, die Blüte des Volkes, deckt seit zwei Jahren die Erde. Die Wunden der Heimat beginnen zu vernarben. Wir sind es schon bald gewöhnt, daß Opfer fallen müssen, Opfer über Opfer. Dürfen wir darum jene vergessen, deren Gedächtnis in diesem Herbst wieder lebendig wird? Müssen wir nicht vielmehr zu ihren Gräbern wallfahrten, um uns Kraft zum weiteren Ausharren zu holen? Nichts ist erschütternder als das Verlöschen eines jungen Lebens am Anfang seines Aufblühens. Männer und Greise kann man sterben sehen und sagen: Es war ihre Pflicht. Aber sie? ...

Den Tod litten sie für uns, die wir leben. Uns Eltern und Erziehern besonders erwächst aus dem deutschen Ver sacrum eine heilige, göttliche Aufgabe. Es geht nicht mehr an, daß wir die uns anvertraute Jugend auf den alten Bahnen weiterwandeln lassen, die wir selbst ehemals gingen. Wir brauchen ein freies und starkes Geschlecht. Darum müssen wir die Scheuklappen weglegen, mit denen wir unsere Kinder vor den Versuchungen der bösen Welt schützen wollten, und mit denen wir sie bloß wehrlos machten. Offenes Vertrauen walte fortan zwischen uns und ihnen. Wir wollen ihnen die Kräfte zugänglich machen, die in dem Umgang mit der Natur liegen, und sie wandern, turnen und spielen lassen, ohne die frühere Ängstlichkeit und falsche Sorge. Zur Mäßigkeit, statt zu Wohlleben und Genußsucht wollen wir sie erziehen. Weg mit Alkohol und Tabak! Das ist die allerselbstverständlichste Forderung. Wir wollen sie nicht mehr ganz für uns beanspruchen und nicht mehr klagen, daß wir gar nichts von unseren Kindern haben, wenn es sie Sonntags hinauszieht in den Kreis ihrer Kameraden zum Wandern und gesundem Spiel. Es gibt genug Vereinigungen, denen wir sie unbedenklich anvertrauen können, Wandervögel, Pfadfinder u. a. Eine Entfremdung brauchen wir nicht zu fürchten, es sei denn, daß wir schlechte Eltern sind. Der Vater der Freund seiner heranwachsenden Söhne, die Mutter ihrer Töchter Beraterin in allen Dingen — so bleiben uns unsere Kinder erhalten. Das Elternhaus bleibt ihnen stets Heimat und Zuflucht. Wir Lehrer wollen mit den alten Vorurteilen gegen Bestrebungen unter der Jugend brechen, die sich von uns nicht gängeln lassen wollen. Sind wir rechte Erzieher, so wird die Schule nur gewinnen.

Und die, aus deren Mitte jene jungen Helden auszogen, müßten sich zu einem heiligen Bunde zusammenschließen und einen feierlichen Schwur tun, fürder zu lassen von aller Untugend, die bisher unter den jungen Männern gebildeter Stände als Zeichen von Schneid und Lebenserfahrung galt. Denn sie allein sind unsere Hoffnung für die Zukunft. Die lebende Generation, die vor zwei Jahren eine Wiedergeburt zu erfahren schien, hat uns grausam enttäuscht. Statt Opfer zu bringen der gemeinen Sache, beuten sie die Notlage ihrer Mitbürger aus und lassen sich in ihrem gotteslästerlichen Treiben selbst durch Gesetze und polizeiliche Maßregeln nicht stören. Kalte Ichsucht und Genußsucht regieren nach wie vor unter ihnen. Ideale hat nur die Jugend. Sie ist die Trägerin der fruchtbringenden Kräfte im Volk. Nicht militärischer Drill durch Exerzieren ist not, son-

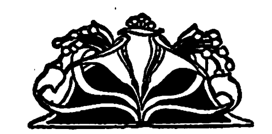
Digitized by Google

dern eine große, allgemeine Bewegung Jungdeutschlands zu einem freien und starken Leben, einem Leben in entschlossener Mäßigkeit, Keuschheit und Schönheit. Das ist das heilige Vermächtnis unserer gefallenen Söhne, des deutschen Ver sacrum!



Aufgebot · Von Reinhold Braun

Recke dich auf, deutscher Wille!
Sei Tat!
Erfülle
Die Zeit!
Sie ist Opfer und Pflicht!
Aus der Stille, dem letzten Tor
Tretet hervor
In den Tag!
Alle!
Eure Kraft sei Leben,
Und müßt' sie den letzten Atemzug geben!
Ihr seid nicht mehr euer selbst,
Ihr seid das Vaterland!
Anders nicht!
Die Zeit ist Opfer und Pflicht! —
Wachse hervor, still-mächtige Wehr!
Heimatheer!
Deutscher Wille, zeige der Erde
Mit Trutzgebärde,
Wer du bist,
Und daß dein Wesen
Liebe ist!
Alles sei wie der ersten Tage
Herrlicher Schwung:
Ohne Klage
Ein Ganzes und jung! — — — —
Es geht zum Siege, zum Frieden hinan!
Feinde, stürmt an!



Digitized by Google



Deutsche und Polen

Man mag in manchen, ja in Lebensfragen des deutschen Volkes andere Mittel und Wege wollen als Professor Hans Delbrück, — in den letzten Zielen wird sich der ernste Vaterlandsfreund mit ihm einig wissen. Aber auch über die Mittel und Wege hat eine Persönlichkeit vom Range Delbrücks manchem manches zu sagen, was nicht auf die leichte Achsel zu nehmen ist. So, wenn er (im „Tag") in der Frage „Deutsche und Polen" den weiten geschichtlichen Hintergrund belichtet:

Die öffentliche Meinung hat ehedem bei der Behandlung des Polenproblems bei uns häufig den Fehler gemacht, die Frage nur unter dem Gesichtspunkt der inneren Politik, der natürlichen Rivalität der beiden Nationalitäten in unseren gemischten Provinzen zu betrachten und darüber ganz zu vergessen, daß es sich natürlich in erster Linie um ein Problem der auswärtigen Politik handelt; also daß es unmöglich von großer Bedeutung sein kann, ob unsere 4000000 Polen sich auf 4100000 vermehren oder auf 3900000 zurückgehen, daß aber die Stellungnahme des Gesamtpolentums zwischen Deutschland und Rußland eine Sache ganz allerersten Ranges ist. Die Folge dieser falschen Perspektive ist gewesen, daß man in Deutschland ganz vorwiegend die Gegensätzlichkeit zwischen Deutschtum und Polentum ins Auge gefaßt, die große Gemeinsamkeit der Interessen aber verkannt und sich so in falsche Vorstellungen hineingedacht hat, die es nunmehr gilt zu korrigieren und richtigzustellen. Ich will vier solcher vielverbreiteten historischen Irrtümer einmal vorläufig zusammenstellen.

Man glaubt vielfach in Deutschland, zwischen Deutschen und Polen oder allgemein Deutschen und Slawen habe von je eine tiefgehende Rassenfeindschaft bestanden. In Wahrheit kann man diesen Satz geradezu umkehren, so zwar, daß, wenn auch Deutsche und Polen sich, wie alle Nachbarvölker, oft miteinander geschlagen haben, doch kaum in der Weltgeschichte zwei benachbarte Völker verschiedener Sprache gefunden werden können, die so wenige Kämpfe miteinander ausgefochten haben, wie gerade Polen und Deutsche. Nicht entfernt sind diese Kämpfe etwa zu vergleichen mit den ein halbes Jahrtausend wiederholten Kämpfen zwischen Engländern und Franzosen oder auch nur mit den Kämpfen der deutschen Stämme und Territorien untereinander. Das ist um so bemerkenswerter, als ja das Deutschtum sich allmählich ganz oder teilweise über weite Gebiete ausgebreitet hat, die vorher polnisch waren. Nicht nur Schlesien gehörte einmal zu Polen, sondern auch das Bistum Lebus (Fürstenwalde) war ursprünglich ein polnisches Bistum, und es gab einen polnischen Herzog in Köpenick. Auch das von Slawen bewohnte Pommern hat einmal unter polnischer Hoheit gestanden. Nicht eigentlich durch kriegerische Gewalt sind diese Gebiete an Deutschland gekommen, sondern die slawischen Fürsten haben sich freiwillig an das Deutsche Reich und das Deutschtum angeschlossen. Von

Digitized by Google

Kärnten und Böhmen bis an die Ostsee gab es nach Rankes Ausdruck „ein durch die Begebenheiten und den Zug der Dinge hervorgebrachtes deutsch-slawisches Element, ein eigentümliches Produkt der Epoche, das sich durch sich selbst forttrieb und den Gegensatz des reinen Slawismus hervorrief". Die askanischen Fürsten in Brandenburg heirateten immer wieder slawische Prinzessinnen, so daß sie zuletzt dem Blute nach mehr Slawen als Germanen waren. Überhaupt ist die heutige deutsche Bevölkerung östlich der Saale und Elbe zu einem sehr großen Teil slawischen Geblütes, und diese germanisch-slawische Mischung hat sich ja gut bewährt. Wir finden bis ins 18. Jahrhundert wohl auch hier und da einmal Ausdrücke der Feindschaft und des Hasses von Polen gegen das Deutschtum, aber sie sind doch schließlich nicht zahlreich, und wenn sich einmal das Polentum gegen das Deutschtum als solches regt, wie z. B. in der Auflehnung gegen die Verheiratung der Erbtochter Hedwig (1386) mit einem deutschen Fürsten, so erfolgt bald genug ein Rückschlag. Jene Hedwig wurde dem litauischen Fürsten Jagiello vermählt, aber als es schien, daß das Reich wieder an eine Tochter aus dieser Ehe kommen würde, so wurde ihr als Gemahl doch wieder ein deutscher Prinz bestimmt, der Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, später Friedrich II. von Brandenburg, der als präsumtiver Thronfolger schon am polnischen Hofe erzogen wurde.

Als besonderer Akt der Feindschaft des Polentums gegen das Deutschtum gilt die Schlacht bei Tannenberg (1410) und die Zerstörung des deutschen Ordensstaates. Sieht man aber näher zu, so sind es viel weniger die Polen gewesen, die den Ordensstaat niedergekämpft haben, als die preußischen Stände selbst, der Adel und die Städte, die sich die Herrschaft der Ritterkorporationen nicht länger gefallen lassen wollten. Man hat das den preußischen Ständen immer als eine Art Verrat am Deutschtum ausgelegt, aber man darf billigerweise nicht übersehen, daß die Herrschaft des Ritterordens, der sich nicht einmal aus Eingeborenen, sondern aus den jüngeren Söhnen des Adels des Deutschen Reiches ergänzte, überaus drückend empfunden wurde. Die Schöpfung eines Staates von kriegerischen Mönchen war etwas so Künstliches, daß sie nur durch ungemeine Charakterkraft einige Jahrhunderte erhalten bleiben konnte und notwendig zusammenbrechen mußte, als die positive Aufgabe, die Christianisierung jener Gegenden, erreicht war. Die Polen haben, indem sie dem Hilferuf der preußischen Stände nachkamen und den Ordensstaat zerbrachen, sozusagen nur als Instrument einer historischen Notwendigkeit gedient und unbewußt damit sogar dem Deutschtum geholfen, indem sie die spätere Protestantisierung Preußens ermöglichten.

Das 15. und 16. Jahrhundert sind die Blütezeit Polens. Die Polen haben in dieser Zeit staatliche Aufgaben erfüllt, die viel zu bedeutend sind, als daß man ihnen, wie es nicht selten in Deutschland geschieht, den staatlichen Sinn absprechen dürfte. Sie haben durch die Vereinigung mit Litauen und die Unterwerfung von Weißrussen, Rotrussen und Kleinrussen ein gewaltiges Reich zusammengebracht und in den oberen Schichten polonisiert, ähnlich den Deutschen in Livland, und wenn dieses Reich im 17. Jahrhundert schon wieder zerfällt, so ist das ganz aus demselben Grunde geschehen, der auch die deutsche Kaiserherrlichkeit zerstört hat, nämlich dem Wahlkönigtum. In was für widersinnigen, geradezu fratzenhaften politischen Verhältnissen hat das deutsche Volk jahrhundertelang gelebt! Wer wollte ihm deshalb den politischen Sinn absprechen?

Diesen Bemerkungen seien schließlich noch einige Worte über das Verhältnis des Fürsten Bismarck zum Polentum angeschlossen. Man stellt sich dieses vielfach als reine Feindseligkeit vor. Das ist aber grundfalsch. Bismarck hat als Realpolitiker wie zu allen anderen Mächten so auch zum Polentum je nach den Weltverhältnissen eine verschiedene Stellung genommen. Man kann darüber das Nähere in meinen Büchern „Bismarcks Erbe" und „Regierung und Volkswille" nachlesen. Die feindlichen Äußerungen Bismarcks sind freilich überwiegend, aber die Vorstellung, als ob er immer nur vor der Errichtung eines polnischen Reiches gewarnt habe, ist unzutreffend. Schon im Jahre 1868 hat er zu Bluntschli gesagt: „Die Polen sind ge-

Digitized by Google

nötigt, in ähnlicher Weise auf uns zu sehen und sich an uns anzulehnen wie die Ungarn. Das wird sich ganz von selber so machen, ist heute schon wahrnehmbar. Wenn die Russen fortfahren, die Polen zu vernichten, so wird das um so bälder kommen“ (Poschinger: „Bismarck und die Parlamentarier“ II, 122). Um dieselbe Zeit verlangte er, wie er selber öfters erzählt hat, daß der Kronprinz (Kaiser Friedrich) seine Söhne Polnisch lernen lasse, und 1887 hat er zu Crispi gesagt: „Ein selbständiges Polen unter einem österreichischen Erzherzog würde einen Wall gegen Rußland bilden.“ Noch in seinen letzten Lebensjahren hat er in mehrfachen Ansprachen ausgeführt, daß die große Masse der preußischen Polen getreue und zuverlässige Untertanen des Königs und die polnische Feindseligkeit nur im Adel und in der Geistlichkeit zu suchen sei — was ja auch schon längst überholt ist und schon damals überholt war. Die deutsche Bauernansiedlung in den Ostmarken ist zwar sein Werk, ist aber nicht aus seinem Willen hervorgegangen, sondern er hat sie sich, wie er dem Abgeordneten v. Kardorff mitgeteilt hat, nur von den Parteien im Abgeordnetenhause abdrängen lassen und noch in seinen letzten Lebensjahren mehrfach öffentlich davon abgeraten. Wenn also jetzt in manchen Zeitungen gesagt worden ist, daß Bismarck als Realpolitiker unter den jetzigen Umständen auch unser Bündnis mit den Polen gutheißen würde, so genügt das noch nicht, sondern man darf hinzufügen, daß schon von ihm selbst Äußerungen vorliegen, die direkt darauf hinweisen.



Amerikanische „Freiheit“

Ein großer Teil des deutschen Volkes kann sich lediglich deshalb nicht von Wahnvorstellungen über die Vereinigten Staaten losmachen, weil er freiheitlich gesinnt und deshalb geneigt ist, sehnsüchtig nach dem „Lande der Freiheit“ hinüberzublicken, von dem er meint, daß es beneidenswerte Zustände besitzt, im Gegensatz zu den deutschen, die als rückständig verschrien werden.

Auch der Schreiber dieser Zeilen lebte in diesem Wahn, bis ihm schon seine erste Reise von 1906 gründlich den Star stach und er dann (bis kurz vor dem Weltkrieg) durch die Umstände gezwungen war, fast 4 Jahre in „Amerika“ zuzubringen, wobei er natürlich reichlich Gelegenheit fand, die Einrichtungen des Landes zu studieren. Er hält es deshalb unter den heutigen Umständen nicht für überflüssig, die angeblich „freiheitlichen“ Einrichtungen der Vereinigten Staaten so zu zeigen, wie sie in Wirklichkeit sind.

Wenn man einen Amerikaner nach seinen „freiheitlichen Einrichtungen“ fragt, wird er zunächst mit Selbstgefühl betonen: „Bei uns ist das Volk allmächtig und die Regierung hängt von ihm ab, weil alle öffentlichen Stellen durch unmittelbare Volkswahlen besetzt werden, abweichend von Europa, wo die Regierung maßgebend ist und alle Beamten ernennt.“

Das sieht großartig aus; aber wie verhält es sich in Wirklichkeit damit? Richtig ist, daß (den Präsidenten ausgenommen, der von Senatswahlmännern gewählt wird) alle öffentlichen Stellen durch unmittelbare Wahlen seitens der Bevölkerung besetzt werden. Gerade dies ist aber der größte Blödsinn, den ein verrücktes Hirn ausdenken konnte und Ursache der fürchterlichen Verderbtheit und Bestechlichkeit in der Union! Denn die öffentlichen Stellen werden nicht mit Leuten besetzt, die durch ihr Wissen und ihre Kenntnisse dazu geeignet sind, sondern mit Leuten, die ihre Wahl lediglich der herrschenden Partei verdanken, die dazu ihre Parteigenossen vorschlägt — einerlei, ob diese für die Stellung passen oder nicht! Das dumme Volk kennt natürlich die von der Parteileitung vorgeschlagenen Personen gar nicht, folgt also lediglich der ausgegebenen Losung und wählt deshalb einen „Grafter“ (Dieb an öffentlichen Geldern) um den andern! Alle Amerikaner jammerten mir gegenüber, daß es

Digitized by Google

unmöglich sei, ehrliche Leute und obendrein fähige für die öffentlichen Stellen zu bekommen, aber trotzdem fuhren sie fort, auf ihr Wahlrecht stolz zu sein!

Die Folge dieser lächerlichen Einrichtung ist, daß z. B. zum Friedensrichter ein Mensch gewählt wird, der nicht eine einzige gesetzliche Bestimmung kennt! Ein Bürgermeister, dem die Stadtverwaltung so fremd ist wie uns die Verfassung der vorsintflutlichen Völker; ein Staatsanwalt, der (wie es in San Franzisko vorkam) selbst Verbrecher ist; ein Sheriff, der für seine mit 24 000 ℳ bezahlte Dienstzeit 200 000 ℳ an Wahlkosten ausgibt, weil er hofft, durch seine Bestechlichkeit die Kosten weit einzubringen; ein Leichenbeschauer, der von Medizin so viel versteht wie der Igel vom Klavierspiel, aber flott annimmt, weil er sicher ist, auf unredliche Art ein Vermögen zu ergattern; ein Assessor, der für seinen neuen Beruf soviel Kenntnisse mitbringt, als sonst ein Gewürzkrämer dafür zu haben pflegt usw. Selbstverständlich ist es bei diesem System, wo alle Jahre oder höchstens alle drei Jahre der Beamte einem anderen Platz machen muß, ausgeschlossen, daß es in Amerika einen geschulten Beamtenkörper gibt wie bei uns. Fast alle Stellen sind mit Unwissenden besetzt, denen auch gar nicht darum zu tun ist, ihren Dienstpflichten nachzukommen, sondern deren einziges Bestreben dahin geht, sich zu bereichern und ihrer Partei zu helfen und zu nützen. Und dazu verschlingen diese fast jeden Monat vorkommenden Wahlen ungeheure Summen, die man für Vernünftigeres verwenden könnte. So z. B. hatte der nur 2½ Millionen Einwohner zählende Staat Kalifornien für die Septemberwahlen 1911, bei denen abgestimmt wurde, ob man den Weibern das Wahlrecht erteilen solle, 1 134 000 ℳ gezahlt! Außerdem werden durch die beständigen Wahlen und die damit verbundene Agitation Bestechlichkeit, Verderbtheit, Trunkenheit, Verleumdung, Haß, Rachgier, kurz alle möglichen schlechten Eigenschaften im Volke großgezüchtet.

Man macht bei jeder Wahl dieselben Erfahrungen, und dennoch denkt niemand an Abhilfe. Jedermann weiß, daß eine Senatorwahl nicht unter 200 000 ℳ kostet, aber auch viermal so hoch kommen kann. Weil nun ein Senator bloß 30 000 ℳ Gehalt hat, so weiß jedermann, daß er damit rechnet, seine Wahlkosten damit einzubringen (wie Lorimer nachgewiesen wurde), daß er sich bestechen läßt. Der Bürgermeister Schmitz von San Franzisko gestand offen, daß ihn seine 105 000 ℳ Bürgschaft kalt ließen, weil sich jeder Bürgermeister von San Franzisko mit Leichtigkeit binnen kurzem „mehrere Millionen zusammensparen kann!“ Was er auch tat, dann die Flucht ergriff und nach ein paar Jahren, als die Verbrechen verjährt waren, unverfroren zurückkehrte und vom gestohlenen Gelde offen lebte! Der Staatsanwalt Fickert von San Franzisko konnte seine Stellung behalten, trotzdem ihm nachgewiesen wurde, daß er einen Meineid geleistet hatte, als er schwor, er habe nur 736 Dollars für seine Wahl ausgegeben, während ihm nachgewiesen wurde, daß sie 600 000 ℳ gekostet hatte! Diesen ungeheuren Betrag, der sein zu erwartendes Gehalt um ein Vielfaches übersteigt, hoffte er nämlich durch Begnadigung des Zuchthäusler-Millionärs Ruef mehr als einzubringen, denn er sagte sich, daß ein zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilter Millionär sicher 1 bis 2 Millionen opfern würde, um begnadigt zu werden.

Und so ist es in allen öffentlichen Ämtern der Union. Nicht minder grotesk ist das Gerichtswesen, wo alle Fälle von Geschworenen abgeurteilt werden, die sich oft bestechen lassen oder so beschränkt sind, daß ein schlauer Rechtsanwalt leichtes Spiel hat, selbst den größten Verbrecher freizubekommen. Denn lächerlicherweise genügt nicht eine Zweidrittelmehrheit zur Verurteilung, sondern der Spruch muß einstimmig erfolgen, sonst gilt er nicht. Auf diese Weise werden manche Fälle durch Bestechung auch nur eines einzigen Geschworenen unzählige Male von einem Schwurgericht zum anderen gebracht und niemals erledigt, bis der Staatsanwalt den merkwürdigen Ausspruch fällt: „Ich halte es für zwecklos, den Fall einem weiteren Gerichte zu überweisen, weil ja doch der Angeklagte es immer versteht, Einstimmigkeit zu vereiteln, und die Staatskasse nicht dazu da ist, Millionen für solche zwecklose Prozesse auszugeben.“ (!)

Digitized by Google

Die Richter werden wohl meist aus dem Advokatenstande gewählt, dieser setzt sich aber in der Union, wo es keine Advokatenkammern gibt, teilweise aus den größten Spitzbuben zusammen, weshalb man sagen kann, daß von zehn amerikanischen Rechtsanwälten neun sogenannte „shysters“ sind, die man stets bereit findet, ihren Klienten gegen Geld dem Gegner auszuliefern! Dabei sind die Gesetze der einzelnen Staaten meist derart lächerlich, ja vernunftwidrig, daß ein Europäer starr vor Staunen ist, bis ihm das Rätsel gelöst wird: die Gesetze wurden nämlich von spitzbübischen Abgeordneten gemacht, die sich dadurch für ihre eigenen Gaunereien Straflosigkeit sichern wollten. Der Staatsanwalt Nott von Neuyork (ein weißer Rabe) wies nach, daß dort in 6 Jahren von den bestechlichen Richtern mehr als 4500 überführte Verbrecher freigelassen wurden! Ebenso wurde nachgewiesen, daß die Politiker, welche dem Volke gewisse Richter zur Wahl anempfahlen, diese dafür verpflichtet hatten, zum Wahlfonds der betreffenden, sie vorschlagenden Partei über 100 000 ℳ zu zahlen! Und was für den Deutschen unfaßbar ist: so oft ein derartiger Gaunerstreich aufkommt und nachgewiesen wird, geschieht nichts zur Sühne oder Abhilfe, sondern die Blätter jammern nur von neuem über die Verderbtheit!

Der Polizist gilt in der Union als komische Figur und wird als solche auf allen Bühnen lächerlich gemacht. Es ist nämlich eine bekannte Sache, daß er nur jene Spitzbuben fängt, für deren Fang er etwas erwartet, daß er mit ihnen jedoch Halbpart macht, wenn dies nicht der Fall ist. In den großen Städten (z. B. Neuyork und San Franzisko) haben die Vorstände der Polizei offen erklärt, daß sämtliche ihrer Untergebenen verdienten, davongejagt, ja mit Zuchthaus bestraft zu werden, weil alle mit den Verbrechern unter einer Decke stecken; daß aber dennoch eine so gründliche Maßregel unmöglich sei, weil man erstens nicht sofort Ersatz hätte und zweitens mit Sicherheit angenommen werden könnte, daß die Neuangestellten binnen kurzem gerade so große, wenn nicht noch größere Verbrecher werden würden wie die davongejagten!

Zu den „freiheitlichen“ Einrichtungen der Yankees gehören auch die Ehegesetze, die nach den Staaten verschieden, aber immer grotesk sind. Die „freiheitlichen“ Einrichtungen der Union bringen es nämlich mit sich, daß niemand Ausweispapiere benötigt; Geburtsscheine werden nur auf Verlangen ausgegeben, sind aber selten. Für Pässe genügt der einfache Eid, daß die Aussagen wahr seien. Kommt man auf Meineid, so wird er in den seltensten Fällen bestraft. Die Folge davon ist die Straflosigkeit und Freizügigkeit der meisten Verbrecher, und bei Ehen die Doppelehen oder Ehen unter betrügerischen Vorspiegelungen. Zur Ehe genügt es, wenn zwei Personen zum Friedensrichter gehen, dort an Eidesstatt behaupten, sie seien ledig und willens, sich zu heiraten, sie hießen soundso (auch wenn es nicht wahr ist), und — was die Hauptsache ist —, daß sie die Taxe zahlen, die meist nur 4 ℳ beträgt. Ebenso schnell kann man auch geschieden sein, und die Blätter verzeichneten einmal mit Bewunderung den „Rekord“, daß eine Frau schon 15 Minuten, nachdem sie um Scheidung nachgesucht hatte, geschieden war und eine neue Ehe einging, die allerdings auch noch am selben Tage geschieden wurde und zu einer dritten Ehe führte, so daß die brave Frau in einem Tag drei rechtmäßige Gatten besaß!

Die „Freiheit“ der Amerikaner bringt es auch mit sich, daß sie die Sklaven der sie ausbeutenden Trusts und der Arbeiter sowie ihrer eigenen Dienstboten sind, die an Anmaßung, Frechheit und Ansprüchen derartiges leisten, daß mir niemand Glauben schenken würde, wenn ich dies durch Beispiele belegen wollte. Dabei halten die Arbeiter so zusammen, daß kein Bewohner für irgendeine Reparatur einen Arbeiter oder Geschäftsmann bekommt, wenn er das Mißfallen eines Mitglieds der betreffenden Clique erregt hätte!

So sieht die „Freiheit“ in der Union aus!

Prof. Dr. Leo Brenner



Digitized by Google

„Das erste Kulturvolk der Welt“

Das zu sein und in Paris das Herz der literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Welt zu besitzen, bilden sich, wie jeder weiß, die Franzosen ein. Dem stellt Professor Dr. Fr. Sigismund in der „Kreuzzeitung“ einige Selbstzeugnisse gegenüber. So hat der „Temps“, das Leibblatt des französischen Bürgertums, im Jahre 1912 nachgewiesen, daß in einigen Regimentern ein Viertel aller Soldaten Analphabeten seien („Umschau“ 1915, S. 817). Dies rührt zum Teil daher, daß die Schulpflicht, und zwar aus politischen Gründen, nicht streng durchgeführt wird, muß uns aber außerdem zu der Frage drängen, ob die Franzosen vielleicht aus dieser rühmlichen Tatsache das Recht ableiten, sich „das erste Kulturvolk der Erde“ zu nennen. Von der hochgepriesenen, überall nachgeäfften französischen Literatur behauptet Frédéric Soulié, sie habe „weder Zweck noch Sinn“, und wagt sogar, die ketzerische Ansicht zu vertreten: „Kein Volk ist weniger für urwüchsige Gedanken geschaffen, als das unsere“ (Le magnétiseur“, II, S. 6 und 11). Noch schärfer geht Pigault-Lebrun mit seinen Stammesbrüdern ins Gericht. In seinem Romane „Monsieur Botte“ (Paris 1843) gibt er von dem Frankreich des Jahres 1800 folgende erbauliche Schilderung (S. 324/325): „Ganze Provinzen nähren sich nur von Kastanien, andere kennen bloß Haferbrot. Drei Millionen Einwohner tragen Holzschuhe im Winter und gehen im Sommer barfuß. ... Wird dieses Volk sich wenigstens in den Wissenschaften, in den Künsten als das erste zeigen? Was hat es erfunden? Verdankt man ihm den Kompaß, die Entdeckung Amerikas, das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Brille, die Fernrohre, die Barometer, die Thermometer, die Luftpumpe? Hat es das wahre Weltsystem entdeckt, die Trabanten des Jupiter, die Sonnenflecken, die Drehung der Sonne um ihre Achse, die Kunst, Wanduhren zu machen, Stiche zu schneiden, Spiegelglas zu gießen, das Licht zu analysieren? Hat es die Einimpfung erfunden, die Kuhpockenimpfung? Alle diese Entdeckungen werden Fremden verdankt. Auf welche Art Ruhm erhebt denn dieses unsinnige Volk Anspruch? Auf den der schönen Literatur? Es möge sich erinnern, daß es den, dessen es sich erfreut, etwa zwanzig Männern verdankt, die nicht die Nation sind, und die die Nation vernachlässigt und gehaßt oder verfolgt hat. ... Kurz, was hat dieses Volk getan? Es hat den Italienern die komische Oper entlehnt; es hat einige Moden erdacht; es hat Ballone aufgebläht; es hat eine Krone gestürzt, die für die Stirn des Trägers zu schwer war; es hat sich der Anarchie, der Religionslosigkeit hingegeben, und mit einem Wankelmut, von dem es nicht zu heilen ist, wirft es sich heute vor denselben Altären nieder, die es entweiht hat.“ Den scheinheiligen Tempelhütern der Kunst, die über die Kathedrale von Reims so viele Krokodilstränen vergossen haben, ruft Anatole France zu („Les Annales“, 26. Juni 1910): „Schließlich ist die allen Völkern gemeinsame Zerstörungswut bei den Franzosen besonders lebhaft. Leben heißt handeln, und da das Zerstören die einfachste Form des Handelns ist, zeigen die Massen ein natürliches Vergnügen, alles an ihrem Wege zu verstümmeln oder kurz und klein zu schlagen. Diese Freude war dem lebhaftesten aller Völker (den Franzosen) besonders eigen.“



Digitized by Google

Ein deutscher Engländer

Nicht mißzuverstehen: der Engländer, dem hier das Wort gegeben wird, ist nicht etwa ein fragwürdiger „Deutschengländer", nein, er ist Engländer, aber er hat eine gewisse Art, deutsch zu denken. Nach einem Bericht der „New York Sun" hat der englische Schriftsteller Frank Harris, sozialistischer Neigungen verdächtig (früher Herausgeber der „Fortnightly Review" und „Saturday Review"), in den Vereinigten Staaten eine Reihe von Vorträgen über den Krieg gehalten, in denen er sich einer von der allgemeinen Meinung seines Landes durchaus abweichenden Ansicht erkühnt haben muß. Was die Amerikaner hindert — sagte der Redner —, den Krieg so zu sehen, wie er ist, ist die Sprache, die sie sprechen, und die Zeitungen, die sie lesen. Man vergleiche das Ideal Deutschlands und Englands. Dieses ist eine Insel, jenes der Mittelpunkt eines Kontinents. Auf der Insel hat das Individuum die größte Bedeutung, so daß in England der Individualismus ausgeprägter ist als in irgendeinem andern Lande. Das Ideal ist die Figur des all roundman. Er muß geübt im Sport sein, firm in der eigenen Verteidigung und fähig zum Angriff auf die, welche ihm nicht gefallen. Dazu gehört noch eine gewisse Bildung. Oxford, Magdalene College, gute Familie, gute Erziehung, gute Kleidung, gewöhnliche wissenschaftliche Bildung und 3000 Dollar Rente.

Auf der andern Seite dagegen das enge Zusammenleben, von dem Bismarck in einer wundervollen Rede sagte, die Deutschen seien so zusammengepfercht, daß sie nicht untätig bleiben und an Ausruhen denken könnten. Das deutsche Ideal ist der vollkommene Staat. Der Engländer haßt diese Lebensauffassung und hält sie für barbarisch. Also: hier ist das absolute Individuum, dort der vollkommene Staat. Die Lehre des Individuums ist die Vergangenheit, die des Staates die Zukunft. Heute richten sich die Blicke aller derer, die nachdenken, auf Deutschland.

Das englische Leben führt im allgemeinen zur Ungleichheit der Klassen. Die anglikanische Kirche ist das Bollwerk der Oligarchie; sie ist die einzige Kirche der Welt, die keinen Heiligen hervorgebracht hat. 40 v. H. der englischen Arbeiter besitzen kein Stimmrecht; in Deutschland dagegen haben alle Männer das allgemeine Wahlrecht. In England lebt der achte Teil des Volkes in Reichtum, ein Drittel in der entsetzlichsten Armut, und dazwischen gibt es einen unbedeutenden Mittelstand. England hat heute keinen Anspruch, sich das Recht anzumaßen, das Ideal der Freiheit zu vertreten. Wer solches behauptet, ist ein Betrogener oder ein Lügner.

Deutschland ist zurzeit der wunderbarste Staat der Welt. Es steht an der Spitze der Zivilisation. In den letzten zwanzig Jahren hat es für die Menschheit mehr getan als irgendeine andere Nation.

Ich liebe Frankreich leidenschaftlich, weil ich Kunst und Literatur liebe, und ich bedaure, daß dieses Land nicht siegen kann. Aber selbst wenn es noch sechs Jahre dauerte, würde das Bild dasselbe sein. Man kritisiert den deutschen Militarismus? Ach! Die Deutschen sind nicht militärischer als andere; was sie sind, das ist: geeignet zu allem. —

Diesen Engländer zu hören ist auch für uns ganz nützlich. Wir bilden uns noch immer ein, das Volk der „Individualisten" zu sein. Das trifft — in dieser Allgemeinheit und besonders für das preußische Deutschland — nicht mehr zu. Das war einmal. Ob es einen Verlust oder Gewinn bedeutet, ist eine Frage für sich. Eine Doktorfrage. Gr.



Digitized by Google

Fürsorgezöglinge

Der Artikel im 1. Novemberhefte: „Fürsorgezöglinge — Zuchthauskandidaten“ hat große Verstimmung in den Kreisen solcher hervorgerufen, die an der Besserung von Fürsorgezöglingen mit zum größten Teile gutem, zum Teil sehr gutem Erfolge arbeiten. Mir selbst steht eine mehr als 20jährige Erfahrung auf dem Gebiete der Erziehung Verwahrloster zur Seite, und ich halte es nach meinen Erfahrungen und meiner Auffassung dieses Zweiges sozialer Arbeit für höchst bedauerlich, wenn der Verfasser obigen Artikels die ganze Fürsorgeerziehung, zum mindesten das bestehende System derselben, in Grund und Boden verurteilt. Den Fürsorgeanstalten wird damit ein derber Faustschlag ins Gesicht versetzt, weite Kreise werden gegen die Fürsorgeerziehung beeinflußt und den brav gewordenen Zöglingen wird ein häßlicher Makel aufgeprägt, der ihnen die Aufnahme in geordnete Lebensverhältnisse erschwert, unter gewissen Umständen unmöglich macht und sie dann vielleicht auf die Bahn des Lasters drängt.

Um den Aufsatz von Rich. Dietrich im ersten Novemberheft des Türmers zu widerlegen und dem Leserpublikum ein erfreulicheres, aber durchaus wahres Bild von der preußischen Fürsorgeerziehung zu geben, will ich meine eigenen mehr als 20jährigen Erfahrungen reden lassen. Allerdings sammelte ich diese nur in katholischen Mädchenanstalten, aber es genügt mir, einstweilen diese gegen den Vorwurf zu schützen, als seien sie „künstliche Seuchenherde“, die eine „epidemische Ausbreitung aufgehäuften moralischen Unrates geradezu fördern“. Freilich gibt es unter den Zöglingen auch schwer erziehbare, zumeist anormale Kinder, bei denen mit einer dauernden Besserung nicht gerechnet werden kann. Sie sind unberechenbar und bilden das Kreuz jeder Anstalt. Diese gilt es, einige Jahre vor schlimmen Taten zu bewahren — sie dauernd festzuhalten bietet das Fürsorgegesetz leider noch keine Handhabe — und ihren verderblichen Einfluß auf die anderen Kinder zu verhüten. Bei gewissenhafter Aufsicht und sorgfältiger Erziehung gelingt dies auch. Außerordentlich viel vermag auch hier der Einfluß der Religion. Die Kinder werden zur religiösen Gewissenhaftigkeit erzogen, und diese schützt sie auch in solchen Momenten, wo das Auge des Erziehers nicht auf ihnen ruht. Wenn ehemalige Fürsorgezöglinge nach begangener Straftat behaupten wollen, sie seien erst in der Anstalt so recht verdorben worden, so ist das nichts als eine billige Phrase, die eins dem andern nachspricht, um Mitleid zu erregen oder sich selbst zu entschuldigen. In den meisten Kindern steckt ein guter Kern, trotz äußerer und innerer Verwahrlosung. Hat man erst ihre Liebe und ihr Vertrauen gewonnen, dann besitzt man den Schlüssel zu ihrem Herzen und erzielt oft die allerschönsten Erfolge. Mit der Knute und dem Polizeistock sind diese Kinder freilich nicht zu erziehen. Ein verständnisvolles Eingehen auf die Psyche des einzelnen, Liebe und Geduld und vor allem Pflege des Gemütes und des religiösen Lebens sind die Erziehungsmittel, die keine „Scheinbesserung“, sondern dauernde Erfolge hervorrufen. Von 480 Zöglingen, die während meiner 13jährigen Tätigkeit an einer staatlichen Erziehungsanstalt unter meiner Leitung standen, sind mir von 194 gute Erziehungsresultate bekanntgeworden; die meisten haben sich inzwischen gut verheiratet. Bei 24 konnte ich spätere Entgleisungen feststellen. Über die Lebensschicksale der andern habe ich persönlich nichts mehr erfahren, und das amtliche statistische Material steht mir nicht zur Verfügung; aber man kann annehmen, daß auch von diesen der weitaus größte Teil den richtigen Lebensweg gefunden hat. —

In der gedachten staatlichen Erziehungsanstalt werden die Mädchen vor allem für ihren künftigen Mutter- und Hausfrauenberuf vorbereitet, indem sie praktisch alle häuslichen und wirtschaftlichen Arbeiten üben, Nähen, Flicken, Stopfen und Stricken lernen, zum Fleiß, zur Sparsamkeit und weisen Haushaltung angeleitet werden. In guten Familien, denen diese Mädchen als Dienstmädchen überwiesen werden, wird dieses Erziehungswerk fortgesetzt, und

Digitized by Google

wenn der Zögling dann 21 Jahre alt geworden ist, dann hat er sich nicht nur an ein geordnetes bürgerliches Leben gewöhnt, sondern er hat auch etwas Tüchtiges gelernt und sich nebenbei ein ganz hübsches Kapitälchen erspart — zuweilen sind es 500—600 ℳ — und besitzt außerdem einen reichlichen Vorrat an Wäsche und Bekleidungsstücken. Kein Wunder, daß diese Mädchen dann auch leicht einen ordentlichen Mann finden, mit dem sie eine glückliche Ehe führen. Die Fürsorgeerziehung ist für diese Kinder zum Segen geworden. In den früheren schlechten häuslichen Verhältnissen wären die meisten von ihnen an Leib und Seele zugrunde gegangen; für keines von ihnen hätte die eigene Familie in annähernd fürsorglicher Weise sorgen können, wie der Staat dies tut, weil es den Eltern dieser Kinder selbst im günstigsten Falle an der nötigen Einsicht und den erforderlichen Geldmitteln gefehlt hätte. Ferner ist auch nicht zu unterschätzen, daß diese meist nervösen, schlecht ernährten, skrofulösen oder manchmal auch tuberkulösen Kinder in der Fürsorge-Erziehung körperlich aufblühen, gesund und kräftig sich entwickeln und dem Staate dann einen gesunden Nachwuchs liefern. Welche Familie aus dem Kreise, dem diese Kinder entstammen, wäre imstande, zumal jetzt in der Kriegszeit, denselben eine Verpflegung angedeihen zu lassen, wie sie ihnen in den Anstalten zuteil wird? Kränkliche und schwächliche Kinder erhalten dortselbst auch jetzt noch täglich ½—1 Liter Milch, Eier, rohen Schinken und alles, was der Arzt für dieselben fordert. —

Der Verfasser des Artikels hebt die zunehmende Kriminalität der Jugendlichen hervor. Das sind traurige Begleiterscheinungen des Krieges, auf deren Ursache näher einzugehen, nicht der Zweck meiner Zeilen ist. Die in Fürsorge-Erziehung befindlichen Kinder bleiben jedenfalls vor weiterer Verderbnis bewahrt, und sofern ehemalige Fürsorgezöglinge Straftaten begehen, so tun sie das nicht, weil sie Fürsorgezöglinge waren, sondern weil sie eben unverbesserliche Taugenichtse sind. Solcher gibt es in großen Mengen auch außerhalb der Fürsorge-Erziehung. Es schadet dem großen sozialen Werke der Fürsorge-Erziehung ungeheuer, wenn kurzsichtige Nörgler, die keine Ahnung haben von dem überaus segensreichen Wirken der ausführenden Organe des Fürsorgegesetzes, bei jedem Verbrechen, das zufällig ein Fürsorgezögling begangen hat, besonders darauf hinweisen und damit die Sache so darstellen, als ob die ganze Fürsorge-Erziehung nichts tauge. Wenn es Anstalten gibt, auf welche jene Vorwürfe passen, dann verdienen dieselben ausgeräuchert zu werden. Ich kenne außer jener staatlichen Anstalt noch eine Reihe klösterlicher Anstalten, wo derselbe Geist wahrer Liebe und bedingungsloser Hingabe an das große Werk der Erziehung Verwahrloster waltet, und ich wünschte, es könnte sich jeder, der ein hartes Urteil über die Fürsorge-Erziehung besitzt, durch Augenschein überzeugen, wie prächtig diese Kinder an Leib und Seele gedeihen, und welche zuversichtliche Hoffnung sie uns für später bieten. Wer es noch nicht glaubt, den lade ich ein, nach St. Raphael bei Aachen zu kommen, wo Töchter vom Heiligen Kreuz gegen 150 weibliche Fürsorgezöglinge in liebevoller Art, fast ohne jedes Strafmittel, mit bestem Erfolge erziehen. Wer die gute Haltung der Mädchen, ihre freundlichen und fröhlichen Gesichter sieht, sie bei Spiel und Arbeit beobachtet, der wird verwundert über den „Augiasstall“ und „Seuchenherd“ den Kopf schütteln.

C. Schmalz



Ein baltischer Dichter

Seit Hindenburg und sein herrliches Heer Kurland erobert hat, ist uns zumute, als wolle Deutschland die baltischen Lande fest an sein Herz ziehen. Aber noch sind wir fern von dem Ziele, und mehr denn je müssen die Balten gerade jetzt leiden und tragen. Nicht nur jene da drüben, jenseits der Düna, sondern auch manche, die unter uns weilen.

Ein außergewöhnlich hartes Geschick hat einen der besten baltischen Dichter betroffen: Maurice Reinhold von Stern, der manchen Kennern als der bedeutendste baltische Lyriker gilt, jedenfalls zu den bedeutendsten zählt. Seit Jahren schon in sehr beschränkten Verhältnissen an einem kleinen Ort in der Nähe von Linz lebend, ist er durch den Krieg in eine geradezu verzweifelte Lage geraten. Seine Existenz, um die er schon lange schwer ringen mußte, war durch eine bescheidene Pension der livländischen Ritterschaft leidlich gesichert. Diese Pension ist seit Ausbruch des Krieges begreiflicherweise ganz ausgeblieben, und dadurch bitterste Not im Hause des Dichters eingekehrt. M. R. v. Stern ist jetzt fast 58 Jahre alt, schwer leidend, herzkrank und diabetisch — nicht mehr imstande, sich und die Seinen durch eigene Arbeit zu erhalten. Seine Frau ist so arg gichtisch, daß sie der Hausarbeit nicht mehr vorstehen kann, und da auch jede Bedienung fehlt, muß der alternde Dichter die Hausarbeit selbst besorgen. Ein erwachsener Sohn steht im österreichischen Heere, kämpft für uns an der russischen Front; ein jüngerer besucht die Schule in Linz. Freundliche Hilfe hat nicht ganz gefehlt. Der Schillerverein gewährte wiederholt Unterstützung. Auch baltische Landsleute und Freunde der Kunst halfen einmal über das andere. Aber es ist nur zu natürlich, wo Wohnung, Essen, nahezu alles auf diesem Wege bestritten werden soll, daß allzubald die Hilfe aufgebraucht, die Not wieder da ist. Zwei Winter hat der kranke Dichter nun schon hungernd und frierend durchgehalten. An Heizung war kaum zu denken; selbst das Essen konnte oft nicht gekocht werden. Rohes Gemüse, Äpfel, Erzeugnisse des Gartens, der zur ländlichen Wohnung des Dichters gehört, bildeten vielfach die einzige Nahrung. Ein Darben, das schon an das Verhungern streifte. Nun beginnt der dritte Kriegswinter; und die Not, der Kampf mit Hunger und Frost, tritt wieder ein; das Elend wächst. Wir dürfen M. R. v. Stern, wir dürfen den deutschen, den baltischen Dichter nicht verhungern und verkommen lassen. So helfe denn, wer helfen kann, wer ein Herz und ein Verständnis hat für solche Not, und für die Ehrenpflicht der Gesamtheit ihr gegenüber. Spenden wird der Türmerverlag (Greiner & Pfeiffer), Stuttgart, gern an den Dichter befördern und über sie in den „Briefen“ des Türmers Rechnung legen.

* * *

Aus den Gedichten M. R. von Sterns

Lorbeerbaum und Bettelstab

Ein Fremdling bin ich auf der Erde,
Ein Träumer ohne Zweck und Ziel;
Ich reite auf dem Flügelpferde
Und trage stolz ein Glockenspiel.
Leicht, wie ein Kind die reife Pflaume,
Streift ihr die goldnen Früchte ab —
Ich schnitt von meinem Lorbeerbaume
Mir nichts als einen Bettelstab.

Ich ritt umher in allen Landen
Mit Glockenspiel und mit Gesang;
Ihr aber habt es nicht verstanden,
Was hell mir aus der Seele klang!
Ihr trinkt, berauscht von leichtem Schaume,
Des Lebens goldnen Wein hinab —
Ich schnitt von meinem Lorbeerbaume
Mir nichts als einen Bettelstab.

Mein Reich ist nicht von dieser Erde,
Und meine Kunst geht nicht nach Brot;
Ich tummle mich mit meinem Pferde
Fern in der Schönheit Abendrot.
Ich singe einsam, wie im Traume,
Und stolpre unbemerkt ins Grab —
Das ist das Lied vom Lorbeerbaume,
Von Lorbeerbaum und Bettelstab.

Digitized by Google

Morgen in Konstantinopel

Im märchenhaften Silberschaume
Des Sonnennebels ruht Byzanz;
Es ragen wie aus zartem Traume
Die Minaretts im Morgenglanz.

Die blanken Kuppeln der Moscheen
Erglühen in des Frühlichts Duft;
Kühl von dem Meere haucht ein Wehen,
Und rein wie Balsam ist die Luft.

Fern glitzert als ein Silberstreifen
Das Goldne Horn in Asiens Glut;
Die leichten Nebelbilder schweifen
Wie Träume gleitend auf der Flut.

Die feinen Sonnenstrahlen klettern
Sanft über flache Dächer her;
Es geht ein leises Koranblättern
Wie Traumwind durch das Häusermeer.

In Strömen fließt die Morgenröte
Warm, wie wenn Gold in Duft zerrinnt:
Und leise, lallende Gebete
Verhallen in dem Morgenwind.

* * *

Zauber im Jugendwald

Die Fremde ist des Herzens höchste Qual. —
Heut' hub mich Phantasie mit weiten Schwingen
Aus meiner Ohnmacht todesbangem Ringen
Und trug mich fort ins ferne Heimattal.
O Livlands Frühling! Welch ein zarter Schmelz
Winkt mir von deines Birkenwaldes Zweigen!
Ein Duft von Jugend und ein Hauch von Schweigen
Geht wie ein Traumgewebe durchs Gehölz.

O horch, wie leis die Birkenkrone weht!
Der junge Glanz des kaum ergrünten Laubes
Füllt traumeshell die arme Welt des Staubes,
Wie Gottesliebe, die durch Sünden geht.
Ich lausche wieder wie ein selig Kind.
Die tiefe Stille unterbricht ein Klopfen ...
Es singt in leisen, stockend süßen Tropfen
Der Birkensaft, der in den Eimer rinnt.

Ich beuge mich zum Eimer. O, wie traut
Ist mir der Saft des süßen Birkenblutes!
Versucht es nur! Glaubt mir, es ist was Gutes,
Wenn über euch der Heimathimmel blaut.
Ich trinke schon. Gedämpft aus Tag und Traum
Erschallt des Kuckucks wohlbekannte Weise.
Es tropft. Es tropft. So friedevoll und leise —
Mein Haupt lehnt müd' am treuen Heimatbaum.

* * *

Digitized by Google

Packerort
(Am baltischen Strande)

Es starrt am Glint das Felsenriff,
Blank ist die See durchsonnt;
Wie träumend schwebt das Segelschiff
Am blauen Horizont.

Das Licht erklimmt von Strauch zu Strauch
Die kreideweiße Wand;
Die Welle rauscht im Atemhauch
Des Meeres auf den Strand.

In Teergeruch und Sonnenglut
Vereinsamt träumt das Boot;
Es kündet leis ein Hauch der Flut
Das nahende Abendrot.

Schon trübt und kräuselt kühle Luft
Den Spiegel vor sich her;
Verschleiert in den Sonnenduft
Versinkt mein Heimatmeer.

* * *

Nachtgebet

In Donnern und Blitzen
Auf Bergesspitzen
Ist der Herr.

Im Sonnenbrüten,
In schauernden Blüten,
Im Sturmeswüten
Ist der Herr.

In Wolken wohnt er,
Im Frührot thront er,
Im Regen rauscht seine Gnade durchs Land.

Die Erde bannt er,
Das All umspannt er.
Du Unbekannter,
Herr Gott, ich befehl' mich in deine Hand!

* * *

Heimat-Sommermorgen

Schwer ist das hohe Gras durchfeuchtet,
Im Zwielicht matt der Morgen graut;
Hell auf betauter Wiese leuchtet
Berauscht von Duft das Knabenkraut.

Tief wogt im Traum der junge Weizen,
Wie Wellenschlag der toten See;
Rot in den ersten Blütenreizen
Perlt taubesprüht der frische Klee.

Laut ächzt und gähnt die schwere Achse
Des Leiterwagens durchs Revier;
Wild stutzt im wiegend blauen Flachse
Das hochgebaute Elentier.

Kühn hebt es in die Morgenröte
Die Riesenschaufeln schwer und stolz;
Fern tönt des Hirten Weidenflöte,
Und splitternd knackt es durch das Holz.

Rot haucht der Morgen durch die Birken
Und taucht das Land in Duft und Glanz;
Bunt in die feuchten Felder wirken
Die Lichter ihren Farbenkranz.

* * *

An meine Brust, du flügellahmer Vogel!

An meine Brust, du flügellahmer Vogel!
Kiwit! Kiwit! O, wie das Herzchen schlägt!
Wie sich die Flaumbrust hebt und senkt und zittert
Wie scheu sich's birgt und angstvoll sich bewegt!


Digitized by Google

Die böse Katze, hat sie dich ergriffen,
Derweil du froh den jungen Lenz besangst,
Im Blütenbusch dich wohlgeborgen wähntest,
Auf Liedern jauchzend dich zum Himmel schwangst?

Nun will, Kollege, ich dich schützen, pflegen,
Nicht, um dich in den Käfig dann zu sperr'n —
Nein, um dir deine Freiheit bald zu schenken —
Ich weiß, kein Sänger trägt die Kette gern.

Wie Wehmut zuckt's in meinem kranken Herzen:
Wie diesen Vogel, lieb' ich alle Welt!
Sie weiß es nicht; ach, es ist hart und bitter,
So reich an Lieb' allein auf sich gestellt!

Ich press' die Lippen weinend in die warme,
Die flaumig duft'ge Vogelbrust hinein —
O zittre nicht! Was meiner Liebe sicher,
Das muß, wie du, verfolgt, verwundet sein.



Eine merkwürdige Prophezeiung

Das vorausschauende, die Jahrhunderte überfliegende Ahnungsvermögen, das sich in manchen Äußerungen großer Dichter und Denker kundgibt, grenzt zuweilen an das Wunderbare. Unter den Philosophen des Mittelalters (so liest man in der „Voss. Ztg.") ragt durch Umfang des Wissens, Schärfe des Geistes und Selbständigkeit des Urteils der englische Franziskanermönch Roger Baco hervor, der zu Ilchester im Jahre 1214 geboren wurde und 1294 starb. In den Schriften dieses Denkers, der tiefer als irgendein anderer jener Epoche die Kräfte der Natur erforschte und deshalb seinen Zeitgenossen als Zauberer verdächtig war, finden sich höchst merkwürdige Vorhersagen auf technische Erfindungen, zum Teil viel späterer Zeit. In seiner Schrift „De mirabili potestate artis et naturae" (Paris 1542) findet sich eine Äußerung, die sich kaum anders denn als Bekanntschaft mit der Herstellung und Wirkung des Schießpulvers deuten läßt: „In omnem distantiam, quam volumus, possumus artificialiter componere ignem comburentem ex sale patrae et aliis, item ex oleo petroleo rubro et aliis. Ebenda (S. 42 der Pariser Ausgabe) liest man folgende merkwürdige Stelle: „Es ist möglich, Maschinen zu konstruieren, durch welche die größten Flußschiffe und Seeschiffe, von einem Menschen gelenkt, mit größter Schnelligkeit dahinfahren, als wenn sie ganz voll Ruderer wären. Und ebenso ist es möglich, Wagen zu konstruieren, die ohne Pferde und mit unglaublicher Schnelligkeit sich bewegen, den Sichelwagen vergleichbar, mit denen das Altertum gekämpft haben soll. Ja, auch Flugmaschinen können erfunden werden, vermöge deren ein Mensch mit künstlichen Flügeln die Luft zu durchschneiden vermöchte, nach Art eines fliegenden Vogels." Erst in unseren Tagen, ein halbes Jahrtausend nach dem Tode des einsam forschenden Mönches, sind in den Dampfwagen, Dampfschiffen, Automobilen und Flugzeugen seine Weissagungen sämtlich erfüllt worden, die darum nicht weniger Staunen erregend sind, weil sie wahrscheinlich nicht bloß auf Ahnungen beruhen, sondern ihr Urheber, seiner Zeit weit vorauseilend, in der Mechanik Kenntnisse besaß, die erst eine viel spätere Zeit genauer zu begründen und praktisch anzuwenden imstande war. Dem

Digitized by Google

kühnen Franziskaner, der, den künstlichen Begriffskonstruktionen der Scholastiker abhold, ganz wie sein späterer Namensvetter, der Lordkanzler, auf die Erfahrung als die allein zuverlässige Quelle unseres Wissens hinwies, schwebte schon eine Enzyklopädie der Profanwissenschaften, Mathematik, Naturwissenschaft, Sprachwissenschaft, Ethik und Metaphysik vor. Höchst merkwürdig ist auch, daß sich bei ihm schon deutliche Hinweise auf die Möglichkeit der Telepathie und Suggestion und der Beeinflußbarkeit des Willens durch einen fremden Willen finden. Die Stelle ist zu lang, um sie hier herzusetzen; sie findet sich in seinem Opus majus, Oxford 1733, Seite 252.



Bayreuth —?

Siegfried Wagners neueste Oper wird soeben vom Verlage, diesmal nicht Brockhaus, sondern Carl Gießel-Bayreuth, an die deutschen Opernbühnen versandt. Das Werk führt den wunderlichen Titel: „An allem ist Hütchen schuld!" Wunderlicher aber als der Titel ist (nach der „Voss. Ztg.") der bunte Reigen märchenhafter Geschehnisse, der in diesen drei Akten und neun szenischen Verwandlungen über die Bretter tollt. Im dritten Akt, als Hütchen, ein neckischer Kobold, der alles in Verwirrung setzt, seine Schelmereien so arg treibt, daß es auf der Bühne zu einer solennen Rauferei (nach Art der Prügelszene in den „Meistersingern") kommt, läßt der Urheber, frei nach Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", gar Jakob Grimm und sich selbst in Person auftreten, um nach dem Rechten zu sehen! Es entspinnt sich da zwischen den beiden folgender merkwürdige Dialog:

„Jakob Grimm:

Ja, um des Himmels willen!
Siegfried! Welch wüster Chor!
Alles sauft und alles rauft!
Kommt das in meinen Märchen vor?

Siegfried Wagner:

Aber Jakob! Wozu der Grimm?
Zwischen uns ein Zwist wär' doch zu schlimm –
Hab' ich den Streit gezündet?

J. Grimm:

Und was du da wieder aufgebaut!
Vierzig Märchen zusammengebraut!

S. Wagner:

Statt, daß er mir dankt,
Werd' ich noch gezankt!
Ich helf' dir auf die Bein', (?!)
Und du fängst an zu schrein!

J. Grimm:

Bestiehlst mich vorn und hinten, du Dieb!
Gibst du's nicht auf, setzt's einen Hieb!
(Sie hauen sich gegenseitig eine herunter.)"



Digitized by Google



Die Anbetung der heiligen drei Könige Fr. E. Ströver

Heliand

Als „Inbegriff aller derjenigen, die eine gemeinschaftliche Not empfinden," hat Richard Wagner das Wort „Volk" umschrieben. Es ist danach nur natürliche Folge, daß durch das Empfinden einer gemeinsamen Not das Volksbewußtsein außerordentlich gesteigert wird. Wir Deutsche erfahren diese Wahrheit in den Kriegsjahren zu vielfältigem Schmerz, aber auch zu starker Freude. In eigenartiger Weise mischen sich meinem Empfinden Schmerz und Freude in der auf geistigem Gebiete sich täglich aufdrängenden Erkenntnis, daß wir eigentlich kaum in den Anfängen des bewußten Volkstums stehen. Freude ist es mir, weil ich die heilige Überzeugung von einer Zweckstrebigkeit der Weltschöpfung in mir trage und darum überzeugt bin, daß, komme was kommen mag, dem deutschen Volke in der Welt noch eine große Aufgabe zu erfüllen bleibt. Denn es steht in der Tat erst am Anfange dessen, was sein Volkstum zu leisten imstande ist. Ein tiefer Schmerz ist es dagegen, sich immer wieder sagen zu müssen, daß unser Volk tausend und mehr Jahre sich recht merkwürdig im Kreise herumgedreht und in die Irre verlaufen hat. Da steigt einem doch der Zweifel auf, ob ein Beruf im höchsten Sinne dort noch vorhanden ist, wo der Ruf so lange nicht gehört worden ist.

In den Kriegsjahren hat das Wort „deutsches Christentum", das zuvor so oft als gedankenlose Phrase oder auch als überhebliche Anmaßung wirkte, einen tiefen Sinn erhalten. Wenn man die verschiedenen Schriften durchdenkt, in denen die deutschen Katholiken sich gegen die übrige katholische Welt zur Wehr setzen, so liegt darin im Grunde das Bekenntnis zur Lebensnotwendigkeit eines deutschen Christentums, wie sie nur noch in der Reformation von einem großen Teile des deutschen Volksgemütes empfunden wurde, bei den führenden Geistern aber nur vereinzelt, am stärksten bei Luther persönlich, lebendig war. Und auch hier siegte allzuschnell der dogmatische Geist, der die ganze Welt beherrschte — man denke an das Recht oder die Sprachwissenschaft des Humanismus — und verschob, was nur Sache des inneren seelischen gefühlsmäßigen Erlebens sein konnte, auf den Boden der verstandesmäßig begründeten Ansicht.

Das ist immer wieder eine Veräußerlichung, ist Entfernung von dem, was allein deutsche Religion sein kann, und darum mußten die Deutschen weiter zerrissen und zerklüftet werden. Vor diesen äußeren Schranken wurden sie dann nicht gewahr, daß hüben wie drüben innerhalb der Mauern der verschiedenen Kirchen eine deutsche Art des religiösen Lebens gedieh neben der undeutschen einer dogmatischen Gestaltung des Kirchentums. In Zeiten wie den jetzigen, in denen die deutschen Katholiken erkennen müssen, daß ihnen der deutsche Protestant religiös unendlich näher steht, als der romanische Katholik, in denen auf der anderen Seite auch dem deutschen evangelischen Christen die Überzeugung lebendig wird, daß ihn von seinen katholi-

Digitized by Google

schen Volksgenossen nur Formen trennen, auf die es doch letzterdings gar nicht ankommt, gewinnt auch der Begriff „deutsches Christentum“ ein neues, von allem Verneinenden befreites Leben.

Gerade das Überweltliche, unsterblich Geniale, also das Göttliche in der Lehre Christi, bedingt ihre innere Anpassungsfähigkeit an zeitlich und räumlich umgrenzte Lebenserscheinungen. Die Bedeutung dieser Tatsache enthüllt sich schlagender, wenn wir uns auf die Seite dieses Engeren stellen. Wir können ein Unendliches, Ewiges nur insoweit erleben, als wir es in unsere zeitliche und räumliche Umgrenzung einzufangen vermögen. Wir werden es um so stärker erleben, je mehr wir es dieser eigenen Umgrenzung anpassen. Laßt uns duldsam sein. Lassen wir den Romanen ihre Art, Christ zu sein. Wir wollen nicht rechten, ob sie besser oder schlechter sei, als die unsrige. Wir Deutsche aber können Christi Lehre nur auf deutsche Art wirklich zum Lebensgute gewinnen. Und je deutscher wir sind, je reiner unser Deutschtum sich dabei erhält, um so reiner und edler wird unser Erleben des Wesentlichen in Christi Lehre sein.

Wir haben den Beweis für diese Tatsache in den ersten christlichen Bekundungen des sein Deutschtum am stärksten bewährenden Niedersachsenstammes. Die altsächsische Dichtung „Heliand“, die ein Mönch des Klosters Verden an der Ruhr auf Befehl Ludwigs des Frommen verfaßt haben soll, hat in den Kindheitstagen des deutschen Christentums eine Stufe der eigenartigen Erlebensfähigkeit Christi und seiner Lehre bewährt, wie sie uns Deutschen nur noch bei den Mystikern und in Luthers Neuem Testament beschert worden ist.

Von dieser altsächsischen Dichtung weiß jeder, der einmal eine Literaturgeschichte in der Hand gehabt hat, aber welcher Deutsche hat sie gelesen?

So ist es mir ein eigentümliches Zeugnis der „gemeinschaftlichen Not“ ums innere seelische Deutschtum, die wir jetzt erleben, daß im Kriegsjahr als fünfte Liebesgabe deutscher Hochschüler im Furche-Verlag zu Kassel der „Heliand, ein Sachsensang aus dem 9. Jahrhundert,“ erschienen ist. Und zwar zunächst als Buch mit Bildwerk und -schmuck von Ida C. Ströver in Bremen. Möchte dieses Buch, das nur 2 ℳ kostet, zu dieser Kriegsweihnacht als Liebesgabe in Tausende von deutschen Häusern gelangen!

Das Bildwerk ist dann auch in zwei Mappen herausgekommen, die sich ergänzen; in einer großen Mappe in Doppelfolioformat (55 × 74 cm), die sieben Tafeln in Tondruck enthält und ℳ 7,50 kostet, und in der 35 Tafeln enthaltenden kleinen Mappe, die 5 ℳ kostet. Benutzt ist die in ihrer schlichten Treue überzeugende Erneuerung Simrocks. Die Schöpferin der Bilder, Ida C. Ströver, über deren Gesamtschaffen wir demnächst berichten wollen, ist ein echtes Niedersachsenblut, voll starker, leidenschaftlicher Empfindungen, aber in Kraft gebändigt. Die Bilder sind mit der Rohrfeder gezeichnet, von den wenigen großen Blättern abgesehen, durchaus Skizze, gewissermaßen unter dem Eindruck während des Lesens neben dem Buche gezeichnet. So ist das Ganze eingestellt auf die Komposition, die Verteilung der Massen, die Umrisse der Gestalten. Gerade bei einem Gegenstande, wie dem vorliegenden, der uns stofflich ganz vertraut ist, hat eine derartige Darstellungsweise einen besonderen Reiz. Auch in den Bildern ist das ganze Erleben deutsch, eine völlige Verpflanzung in heimischen Boden.

Das tief Ergreifende an dieser Dichtung, die Vilmar mit Recht als das einzige deutsche christliche Epos bezeichnet hat, liegt im Untergrunde ihres Entstehens. Wir fühlen noch heute ohne geschichtliches Zurückdenken, wie hier von einem Volke mit leidenschaftlicher Inbrunst um eine fremde Botschaft gerungen wird, weil sie als die Botschaft des Heiles erkannt ist. Wie hatten die Sachsen sich gegen die neue Lehre gewehrt! Furchtbar, noch heute erbitternd, war der Blutzoll, den Karl der Große in ihrem Namen geheischt hatte. In den dichten Wäldern unter den den alten Göttern geweihten Bäumen moderten aber auch die erschlagenen Leiber der ersten Sendboten der neuen Lehre.

Dann aber war der Umschwung erfolgt, und es entsteht dieses ergreifende Ringen um ein der eigenen Art hundertfältig Widerstrebendes. Aber nicht einen Augenblick kommt der Gedanke auf, die eigene Art könnte minderwertig sein. Niemals ist wahrhaftiger eingedeutscht

Digitized by Google

worden, als in diesem Fall. Der Kampf Jakobs mit dem Herrn wiederholt sich: „Ich lasse dich nicht, du segnetest mich denn.“ Ein schweres Ringen, aber der deutsche Dichter bleibt siegreich, ohne Fälschung, ohne Umdeutung des Wesentlichen. Ohne irgendwie den Kern anzutasten, geschweige denn zu zerstören, wird er Herr durch die Kraft seiner Vorstellung, sich das Gotteskind als einen eigenen Volksgenossen zu denken, in der eigenen Heimat wirkend.

So ist er zum Gotte hindurchgedrungen, von dem ja die Vorstellung des Allgegenwärtigen, also überall Beheimateten, nicht zu trennen ist. Etwa siebenhundert Jahre später hat Luther auf der Wartburg in ähnlichem Kampfe mit dem Worte gelegen. Damit die fremde Botschaft zur guten Botschaft werde, suchte er sie wirklich deutsch auszudrücken, nicht zu übersetzen, sondern von innen heraus sie neu zu sagen. Da berührt es doch eigentümlich, wenn zuweilen eine Vorstellung und sprachliche Wendung auftaucht, die man eigentlich im Heliand suchen möchte, so wenn im Hebräerbrief im 10. Vers des 2. Kapitels der Heiland den Menschen als „Herzog ihrer Seligkeit“ bezeichnet wird. Überhaupt, wie tun uns die Beziehungen wohl, die sich überall zu eigenartig deutscher Anschauung auftun! Wie hat sich unser deutsches Rittertum gequält, es der französischen Ritterschaft in der Art der spielenden Galanterie und kecken Verliebtheit gleichzutun. Und was ist in Deutschland daraus geworden? Die Minne, das Sichversenken und Versinnen in die Vorstellung von dem geliebten Gegenstand. Und hier im „Heliand“, als Maria die Gottesbotschaft empfangen hat, heißt es: „Da ward der Heilige Geist das Kind in ihrem Schoß, sie erkannte es in der Brust und versann sich sein.“ Auch die deutsche Gläubigkeit, jenes Vertrauen, das nicht nur in unserer Sprache, sondern in unserm Wesen aufs engste verbunden ist der Treue, kommt in der Szene der Engelsbotschaft an Maria prachtvoll zum Ausdruck. Als Gabriel die Jungfrau über die wunderbare Art ihrer Befruchtung aufgeklärt hat, sagt sie: „Ich bin willig zu solchem Dienstgeschäft, des er mich würdigen will. Siehe, ich bin Gottes Magd, gänzlich vertrau' ich dir: nach deinen Worten werde mir, wie es der Wille ist meines Herrn. Mein Herz weiß vom Zweifel nichts, nicht Wort noch Weise.“

Wie dann in all diesen Geschehnissen die heimische Vorstellung wachgehalten wird von der Bethlehemburg, in die Joseph und Maria als Sprossen eines edlen Geschlechtes ziehen, von dem großen Gastsaal, in dem die Weisen aus der Fremde, die nichts mit Astrologie zu tun haben, Unterkunft finden, wie im allgemeinen die heimischen Verhältnisse hier ohne jeden Zwang als die einzig natürlichen übernommen sind, das ist schon immer als ein Besonderes der Heliand-Dichtung betont worden. Die Hirten halten natürlich bei den Pferden Wacht, als die frohe Botschaft in die Welt kommt und sie zusehen, „wie die Finsternis in der Luft sich zerläßt und das Licht Gottes bricht wonnig durch die Wolken“.

Eigenartig ist die rührende Zärtlichkeit, diese echte Liebe, die daraus spricht, wenn immer neue Namen für das Gotteskind, den Friedensboten, den Mundherrn der Welt, gefunden werden, und die gleich bei der Schilderung der Geburt sich offenbart. „Da ihn die Mutter nahm, mit Gewand bewand ihn der Weiber Schönste, zierlichen Zeugen, und mit den zwei Händen legte sie liebreich den lieben kleinen Mann, das Kind, in die Krippe, das doch Gottes Kraft besaß, der Menschen Mächtigster.“

Urdeutsch ist es, wie das Leben der Natur hineingreift. Das Meer rauscht herein, wenn uns die Fahrt über das sturmbewegte Galiläische Meer geschildert wird. „Der Leute Gewühl hieß er weiter wandern; mit wenigen stieg in einen Nachen nur der Nothelfer Christ, von der Reis' erschöpft bis zum Schlafen. Die Segel hißten wetterweise Männer und ließen vom Winde sich über den Meerstrom treiben, bis in die Mitte kam der Göttliche mit den Jüngern. Da begann des Wetters Kraft: im Wirbelwinde stiegen die Wogen, Nacht schwang sich schwarz hinab, die See kam in Aufruhr, Wind und Wasser kämpften. Angst erwuchs den Leuten, da das Meer so mutig ward.“

Aber auch den lieben deutschen Wald, den sie in Judäa nicht kannten, mag der Sachsensänger nicht missen. Nachdem der Christ den Versucher von sich weggewiesen hat, „da weilt

Digitized by Google



Aus der „Heliand“-Mappe von J. C. Ströver
(Furche-Verlag, Berlin-Cassel)

Digitized by Google

im tiefen Walde des Waltenden Sohn eine lange Zeit, bis ihm lieber ward, seine große Kraft kundzutun der Welt zum Wohl. Er verließ des Waldes Hülle, der Einöde Raum, und suchte der Menschen Umgang, die Menge des Volkes und der Männer Treiben." Wie Parzival bereitet auch der Herr in der Einsamkeit des Waldes sich auf sein großes Lebenswerk vor.

Und immer gewaltiger wächst die Herrschergestalt Christs empor, so daß ihm aus innerem Zwange folgen die Recken, die er zu seinen Jüngern beruft. Dieses Bild des edlen Herzogs mit der Schar seiner Getreuen erhält seine Krönung in der Bergpredigt. „Dem Beseliger Christ kamen da zunächst die Gesellen zu stehen, die von ihm selber erkoren waren, dem Waltenden. Die weisen Männer umgaben den Gottessohn: ihre Begierde war groß, der Erwählten Wunsch, seine Worte zu hören. ... Erst saß er und schwieg, sah sie lange an, war ihnen hold im Herzen, der heilige Herr, und mild im Gemüt."

Ganz wundervoll ist es, wie die Gleichnisse leicht umschreibend und durch Ausmalen veranschaulichend zum Eigenbesitz gemacht werden; schön auch, wie die deutsche Lebensfreude kräftig bejahend überall sich ausspricht. Wenn er die Blinden frägt: „Was möchtet ihr von mir denn für Hilfe erbitten?" „Da baten sie den Heiligen, daß er die Augen ihnen öffnen wollte, dieses Licht verliehe, daß sie der Leute Lust, den hellen Sonnenschein erschauen möchten, die wunderschöne Welt."

Auch Christus selbst fällt das Scheiden von der Erde schwer, und in harten Kämpfen ringt er sich im Ölberggarten die Worte ab: „Mögen anders nicht werden erlöst die Menschen und muß ich lassen das liebe Leben für der Leute Kinder in entsetzlichem Schmerze, so geschehe dein Wille."

Doch nicht in den Einzelheiten, und seien sie noch so zahlreich, liegt das eigenartig Schöne dieser Dichtung, auch nicht in der Fähigkeit, das ganze Geschehen so lebendig zu schauen, daß es nun ohne jeden Zwang in die deutsche Heimat verpflanzt wird; das wirklich Ergreifende ist, wie aus entgegengesetzter Weltanschauung heraus der Sieg über sich selbst zur Heilsbotschaft hin erkämpft wird. Das wehrlose Erleiden des furchtbaren Geschickes durch das heilige Gotteskind ist für deutsche Anschauung noch heute kaum zu begreifen. Wir können uns das in der jetzigen Stunde zuallerletzt verhehlen, wo ein jeder von uns gewillt ist, sich bis aufs letzte zu wehren und zum mindesten sein Dasein so teuer zu verkaufen, daß kein anderer am Siege Freude hat.

So fühlen wir bis zur Stunde, und wir wissen, das ist deutsches Fühlen, und trotz allem, wir wissen auch, das ist christlich deutsches Fühlen. Wie mußte es dem alten Sachsenhelden schwer fallen, seinen Herzog zur Seligkeit, seinen Heiland, kampflos untergehen zu lassen! Aber in echt deutscher Art geht der alte Dichter keiner Schwierigkeit aus dem Wege. Er deutelt nicht, geschweige denn, daß er ändert. Aber er taucht unter, immer wieder und immer tiefer in das Meer dieses seelischen Erlebens, bis er auf dem Grunde anlangt und als kostbare Perle das Verstehen dieses Heldentums heraufbringt.

Schon für das Verhalten der ihren Gebieter verlassenden Jünger und für die Verleumdung Petri findet er tiefere Gründe. Es ist doch nicht so, daß das alles bloß um der Erfüllung alter Weissagungen geschieht. Die Verleumdung des Petrus wird erkannt als tiefe Tragik. „Daß so liebem Mann solch Leid widerführe, daß so schmählich sollte den Schützer und Herrn um der Dirne Wort der Degen Wackerster vor den Leuten verleumden, das ließ der Herr geschehen, uns Menschen zum Frommen." Da Petrus zum Fürsten über das Haus Gottes bestimmt war, sollte er an sich selber erfahren, wie klein die Kraft des Menschen ist. Er sollte dadurch mild werden gegen die Sünden der anderen, da er es selber nun nötig hatte, daß ihm Sünde vergeben werde. Beim Christ aber betont er nicht umsonst immer wieder den Mut, mit dem er allen Widersachern entgegentritt, wie er seine Feinde aufsucht in ihrer Hochburg Jerusalem. Wenn sein Christ trotzdem wehrlos duldet, so tut er es in Anerkenntnis von Kräften, die nichts mit denen gemein haben, die den Leib zu töten vermögen.

Digitized by Google

Dem alten Sachsensänger dämmert die Erkenntnis, daß hier ein Kampf gekämpft wurde, größer, als je einer war, der mit Waffen auszutragen ist, ein Kampf darum auch, in den einen keiner, auch der Treueste nicht, begleiten kann, den man allein bestehen muß. Das uralte Problem deutscher Dichtung, deutscher Kunst überhaupt, ist hier erschaut als Kampf zwischen Licht und Finsternis. Auch in der germanischen Mythe war der Lichtgott Baldur kampflos den Mächten der Finsternis erlegen. Aber doch nicht besiegt, sondern mit der Kraft der Wiederkehr in sich, so daß es immer wieder Weihnacht wird, in der die Menschheit erfährt, daß „die Finsternis in der Luft sich zerläßt und das Licht Gottes bricht wonnig durch die Wolken".

Karl Storck



Luther auf der Wartburg

Zur Weimarer Erstaufführung von Lienhards Drama

In der Einführung, die er der neuen Ausgabe seiner Wartburg-Trilogie (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) voranschickt, bezeichnet Friedrich Lienhard das letzte der drei darin vereinigten Dramen als einen „dramatisch undankbaren Stoff". Wenn ein Dichter gegen solche klare Erkenntnis einen Stoff trotzdem als Drama behandelt, so müssen ihm einerseits andere gewichtige Werte in Aussicht stehen, die nach seiner Meinung die Widerstände des Stoffes überwiegen; andererseits aber muß er auch eine von der landläufigen abweichende Auffassung des Theaters haben. Vermutlich wird sich beides als zusammenhängend erweisen.

Daß Lienhard seiner ganzen Art nach im Theater nicht die Unterhaltungsstätte sieht, braucht nicht erst betont zu werden. Für Schillers Gedanken von der „moralischen Anstalt" und Wagners Ideal einer Festspielbühne ist Lienhard nicht nur stets ein theoretischer Vorkämpfer gewesen, er hat sich auch durch sein ganzes dramatisches Schaffen zur gleichen Überzeugung bekannt.

So gern ich dem Unterhaltungstheater seinen Platz gönne, so wichtig mir aus kunsterzieherischen Gründen gerade die Hebung der Unterhaltungsbühne erscheint, bin ich doch der Überzeugung, daß gerade dem innersten und ureigensten Bedürfen des deutschen Volkes Schillers und Wagners Absichten durchaus entsprechen. Das entgegengesetzte Verhalten des für unsere Theatererfolge maßgebenden großstädtischen Publikums und fast der gesamten Kritik kann dem, der häufiger die Gelegenheit wahrnimmt, an kleineren deutschen Orten Theateraufführungen beizuwohnen, diese Tatsache nicht verhüllen. Sogar in Berlin ist in der Hinsicht die Haltung der Zuhörerschaft der Schillertheater oder auch der Freien Volksbühne anders, als die unseres Premièrenpublikums. Aber auch dieses ist durchaus nicht abgeneigt, die Bühne als Kanzel anzunehmen, wenn nur der Gegenstand der Predigt seinem geistigen Interessenkreise entspricht. Wedekind, Sternheim, auch Strindberg sind angefüllt von voreingenommener Lehrhaftigkeit und allerlei Absichten, die mit dem innersten Wesen des Dramas und mit der eigentlichen Natur des Theaters gar nichts zu tun haben. Ich glaube auch nicht, daß einer von ihnen bei einem Volke, das im Theater nur das Theater sucht — z. B. in Frankreich, dem schon Ibsen fremd geblieben ist — Erfolg haben könnte. Wenn sie ihn in Deutschland finden, so liegt es an der deutschen Art, die Bühne als Gelegenheit zur Verkündigung von Weltanschauungsfragen hinzunehmen. Und es ist nur die geradezu lächerliche Unduldsamkeit und beschränkte Voreingenommenheit der sich selbst „liberal" nennenden Kritik, wenn sie solchen mit außerdichterischen Kräften belasteten Stücken die Teilnahme versagt, sobald ihr die vorgetragene Weltanschauung nicht paßt, genauer genommen, wenn diese Weltanschauung nicht die Moderne oder Mode für sich hat. Dann erlahmt das Interesse sofort. Sobald der vorgetragene Geist

Digitized by Google

konservativ ist, wird über unkünstlerische Tendenz oder doch unlebendige Lehrhaftigkeit gezetert, während allen pathologisch perversen Problemen eine so starke Teilnahme entgegengebracht wird, daß ihre Behandlung an sich schon Aufmerksamkeit findet.

Ich gebe zu, daß diese Probleme den Reiz des Neuen haben, aber gerade darin offenbart sich uns der grundlegende Unterschied des Festspielbegriffes. Der Inhalt des Festspiels kann niemals neu sein. Die ganze griechische Tragödie war in ihrem Inhalt jedem Besucher von vornherein vertraut. Die Spannung des Festspielbesuchers liegt weniger im Geist als im Gemüt; sie ist seelische Erhöhung, der Empfindung des Gottesdienstes nah verwandt.

Nach meinen nunmehr immerhin über mehr als zwanzig Jahre sich erstreckenden und an vielen Bühnen der verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes gesammelten Erfahrungen, ist das deutsche Volk für dieses festspielartige Erleben im Theater viel günstiger eingestimmt, als die durchweg ungünstige Beurteilung derartiger Stücke seitens der Kritik und ihre damit zusammenhängende geringe Verbreitung ahnen läßt. Aber noch mehr. Unser Volk liebt überhaupt die Aussprache über Fragen seines inneren Lebens, selbst auf Kosten der Handlung. Und damit zusammen hängt die Liebe zur Schönheit des Wortes, des Verses zumal.

In der Hinsicht kann man eigentümliche Bühnenschicksale erleben. Ich war Zeuge, wie Eduard Stuckens „Gawan“ in München nicht nur bei der ersten Aufführung, sondern auch noch später vom Publikum eines Pfingsttages gerade nach seinen sprachlichen Schönheiten hin liebevoll genossen wurde. Auf die gesamte Kritik und vor allem auf die übrigen Theater machte diese deutlich kundgegebene Empfänglichkeit des Publikums keinen Eindruck. Erst einige Jahre später führte Reinhardt das Werk auf, und nun wurde es zu einem Saisonerfolg gemacht. In der Mitte dieses Oktobers wurde in Darmstadt ein Drama Hermann Bahrs „Die Stimme“ aufgeführt. Ich stehe gewiß nicht im Verdacht einer besonderen Vorliebe für diesen virtuosen Verwandlungskünstler in Weltanschauung. Aber ein feinhöriger Deuter der Zeitseele ist Hermann Bahr, und so hat er auch hier das Problem aufgegriffen, wie der moderne Verstandesmensch zum Glauben gelangen kann. Darauf, daß eine befriedigende innere Lösung nicht gefunden ist, kommt es in unserem Zusammenhange nicht an. Die Kritik hat fast einstimmig das Stück aufs schärfste abgelehnt und ihm trotz der günstigen Beziehungen, über die Hermann Bahr verfügt, offenbar den Weg verbaut. In Darmstadt hat das Publikum mit lebhaftester Aufmerksamkeit dem fast ganz aus Gesprächen bestehenden Stücke zugehört und seiner Befriedigung an dieser Art einer höheren Aussprache über tiefgreifende Probleme durch lebhaften Beifall Ausdruck gegeben, gegen den das Zischen einiger weniger nicht aufkommen konnte. Ein solcher Theaterabend ist kein verlorener, auch für jenen nicht, den der Dichter nicht zu überzeugen vermag.

Auch bei der Aufführung von Lienhards „Luther“ in Weimar war das das Theater vollkommen füllende Publikum aufs lebhafteste gepackt von zwei Szenen, deren eine die verschiedenen reformatorischen Richtungen Melanchthons, Karlstadts und der Zwickauer Erleuchteten mit ihren Lehrmeinungen aufeinanderplatzen läßt, während in der anderen Luther seine Gegner widerlegt und sein Bekenntnis vorträgt. Gerade nach diesen mehr „rhetorischen“ Szenen erscholl der Beifall am lautesten, der übrigens jedem einzelnen der zwölf Bilder in steigender Lebhaftigkeit zuteil wurde. Dieser Beifall war verdient.

Lienhards „Luther auf der Wartburg“ ist ein echtes Festspiel, das zumal im kommenden Erinnerungsjahre an die Reformation allen evangelischen Kreisen Deutschlands lautere Freude und Erbauung bringen wird und obendrein den Vorzug hat, keine Andersdenkenden auch nur im leisesten zu verletzen. Das liegt an der inneren historischen Wahrheit. Die Zeit ist ausgezeichnet erfaßt. Wie unser deutsches Leben nach allen Richtungen hin erschüttert und in allen seinen Schichten mit Kampfstoffen geladen war und so zu einer Neugestaltung drängte, kommt überzeugend zum Ausdruck. Daß dieser Geist des Kampfes nicht von zersetzender Kritik ein-

Digitized by Google

geflößt ist, sondern vom Willen zum Starken und Guten, entspricht der geschichtlichen Wahrheit und verleiht dem Werke eben den Charakter des Festlichen.

Noch in anderer Hinsicht ist Lienhards Werk ein Festspiel. Es steht innerhalb einer Trilogie „Wartburg“. Jedes Volk braucht heilige Stätten, in denen sich sein Werdegang oder auch sein inneres Wesen geradezu symbolisch verdichtet. Die schmerzliche Zerrissenheit unserer deutschen Geschichte trägt die Schuld daran, daß wir nur wenige Stätten in unserem Vaterlande haben, die für das ganze Volk den Charakter der Weihe tragen. Die Wartburg ist fast die einzige, deren Namen im Innern eines jeden Deutschen ein Mitschwingen erzeugt. Der Sängerkrieg auf der Wartburg ruft die Erinnerung an den Glanz der deutschen mittelalterlichen Herrlichkeit herauf; die lichte Gestalt der heiligen Elisabeth entspricht der urdeutschen Vorstellung hehren Frauentums; Luther auf der Wartburg ist wenigstens dem evangelischen Teile unseres Volkes eine besonders liebe Vorstellung, bedeutsam gesteigert durch die Verbindung mit der Übersetzung des Neuen Testamentes; Joh. Seb. Bach führt die deutsche Musik nach Eisenach an den Fuß der Wartburg; sie liegt nahe bei Weimar, der Stätte unserer klassischen Literatur, die leider keine Beziehungen zur Wartburg angeknüpft hat, deren Herrlichkeit erst der Romantik wieder aufging. Dann aber kommen die Burschenschaften, und mit der zunehmenden Kraft des deutschen Einheitsgedankens ein besonders warmes Gefühl für diese im Herzen Deutschlands im köstlichen Rahmen einer wunderschönen Natur eingebettete Stätte.

Für Lienhard, der dem heutigen geistigen Leben die „Wege nach Weimar“ aufzuzeigen bestrebt war, ist die Wartburg gewissermaßen ein geistiger Gegenpol gegen Berlin, gegen die moderne Großstadt schlechthin. Und hier ist der Punkt, wo er über das Festspiel hinausschreitet zum Drama. Die Wartburg wird zum Symbol des innerlichen deutschen Lebens, geradezu die Gralsburg der Deutschen. So hat er in seiner „Wartburg-Trilogie“ drei Dramen vereinigt, deren gemeinsamer Grundgedanke ist, daß die Helden auf der Wartburg ihre Lebensaufgabe finden. Diese Helden sind nicht Menschen, die ihren Weg verloren haben, aber solche, die einen Weg ins Höhere suchen. Sie finden aber das Ziel ihres Weges — und darin offenbart sich Lienhards eigene Art — in der inneren persönlichen Herzensläuterung, durch die sie dann ihre Wirkung auf die Welt üben. Nicht gewaltsame Tat, nicht äußeres Wirken, sondern Herzenskraft, Versittlichung, Liebe.

In „Luther“ ist das Thema des Ganzen besonders scharf herausgestellt. Hie Schwert — hie Wort. Die erste Szene spielt auf Franz von Sickingens Burg und beginnt an einer Feldhaubitze. Zum Schluß sehen wir Luther, die Bibel im Arm, zur Predigt in die Kirche ziehen; die Glocken läuten und sein mächtiger Choral von der Gottesburg erklingt. Dort bei Sickingen und Hutten das Schwert und die Gewalttat um irdische Macht — hier bei Luther das Wort und die Arbeit für das Reich Gottes.

Wiederholt wird innerhalb des Stückes dieses Thema neu aufgestellt. Die alte, gelähmte Muhme Lene in Eisenach betont es zuerst. „Ja, es wird wohl so bleiben: Dort die laute Welt — hier die stille Stube. Dort das Schwert — hier das Gotteswort. Und viel Haß dort — und hier viel gute Liebe. ...“ Auch Melanchthon bei der ersten Sitzung der Wittenberger betont: „So stehen sich denn zwei Prinzipia allhier scharf gegenüber: dort Schwert — hier Wort! Ich nun meine — glaube zu sprechen im Namen unseres abwesenden Bruders Martinus: — Wir sagen ab allem, was nach Gewalt schmeckt. Unser Kriegsamt ist es, das Wort zu laden mit Kräften des Herzens gleich einer Armbrust. Also daß es treffe mitten ins Herz ... Lasset uns recht viele Herzen erobern dem Evangelio der Liebe ohne Blut und Gewalt.“ Und annoch Martin Luther selbst: „Meine Seele habe ich gesucht — und bin für die Seelen ein Sendling Gottes, für die verängstigten, trostbedürftigen Seelen, nit für ungesättigte und gesättigte Bäuche! Ich kämpfe bei gering und vornehm nur mit dem Wort! Ist das Wort Gottes im Herzen, so hat allda weder Tyrannei noch Wucher Platz. ...“ Und später

Digitized by Google

noch einmal: „Von mir bringt Absage an Hutten und Sickingen! Ich kämpfe wider den Seelenfeind mit Wort und Feder und Gesang und Gebet, so Gott mir helfe bis an mein Ende.“

Daß Luther zu dieser Erkenntnis seines heiligen Berufes gelangt, ist der innere Inhalt des Werkes, und diese Erkenntnis wird gewonnen in schwerem geistigem Ringen. Das Werk hat also im wesentlichen eine innere Handlung, für das Theater seit Goethes „Tasso“ her trotz allem leicht ein nicht widerstandsfähiges Gebilde. Immerhin habe ich das Gefühl, daß der Martin Luther Lienhards als überzeugende Notwendigkeit wirkt. Denn die Gegenhandlung ist an sich so gut geführt, daß wir Luther als Kämpfer empfinden. Wir fühlen es ihm nach: „Siehe, da sitze ich nun in einem engen Gelaß der Wartburg.... Und ist in mir ein großes Feuer und um mich her ein starker Aufruhr in Deutschland, also daß meine Seele seufzt und banget Nacht um Nacht.“ Und später: „Die Händel der Welt ... o, es ist wohl schwer, schwer, Ritter zu sein und nit ins Gefecht reiten zu dürfen.“

Es kommt dahin, daß die Wartburg als eine Insel des Friedens und der inneren Sammlung herausragt aus dem rundum brandenden Meere des Aufruhrs, der alten ritterlichen Kampfgewalt bei Sickingen und Hutten, des wühlenden Bauernaufstandes und der wüsten Streitigkeiten der verschiedenen neuen religiösen Richtungen. Das ist vom Dichter klar gesehen und klug angelegt, und er fühlt auch, daß es hier der einzelnen Persönlichkeit bedarf. Er hat den Gegenspieler gegen Luther geschaffen in dem gleich ihm dem Kloster entronnenen Konrad Hellgraf aus Eisenach. Dieser junge Feuerbrand trägt Huttens Aufrufbrief durch Deutschland und trifft sich mit den Schwarmgeistern aus Zwickau, sowie mit Karlstadt und den Bilderstürmern. Zuletzt mit Luther selbst.

Der Fehler des Dramas liegt darin, daß dieser Hellgraf in seinem Menschlichen vernachlässigt ist. Auch hier ist die Anlage zu Konflikten geschaffen, vom Dichter aber nicht genutzt, weil seine Seele mit zu starkem „parteiischem Enthusiasmus“ auf der Seite Luthers steht. Das ist es. Lienhard ist in diesem Werke mehr Verkünder einer Weltanschauung, als Gestalter einer gesehenen Welt. Darum versagt auch sein „Luther auf der Wartburg“ im entscheidenden Punkte als Drama, ist aber ein echt künstlerisches, mit heller Freude zu begrüßendes Festspiel.

Das Weimarer Hoftheater, das als erstes am 11. November das Werk in Deutschland zur Aufführung brachte — die Uraufführung hat schon 1908 am Stadttheater in Riga stattgefunden — bot eine eindrucksvolle Leistung, bei der man sich allerdings die Drehbühne gewünscht hätte, um die Pausen zwischen den einzelnen Bildern abzukürzen. Als Einzelleistung verdient der Martin Luther Karl Schreiners besondere Erwähnung. Die Aufgabe ist so schön und dankbar, daß sich im kommenden Lutherjahre auch Liebhaberkreise an ihre Bewältigung wagen sollten.

Karl Storck



Erinnerungsbücher und Briefe

In unserer Zeit vaterländischer Not finden wir die beste Hilfe gegen innere Zweifel und Mühen im Umgang mit kerndeutschen Geistern. Vorab sind es die Großen, die geradezu Sinnbilder werden der besten Kräfte und unvergänglichsten Güter ihres Volkes. Aber auch einfachere Männer und Frauen können wertvolle Nothelfer werden, wenn sie treue Wahrer ihres Volkstums gewesen sind.

Gerade in der Stimmung verlangt es uns nach einer Art von persönlichem Verkehr, und so gewinnen Bücher einen besonderen Wert, die uns an den Menschen selber recht nahe herankommen lassen. Aus diesem Grunde zähle ich für den diesjährigen Weihnachtstisch eine Reihe derartiger Werke auf.

Digitized by Google

Das bevorstehende Luther-Gedenkjahr macht sich in der Tätigkeit des Buchhandels schon bemerkbar. Ein kleines Büchlein wird hier als guter Freiwerber für eingehendere Beschäftigung wirken können: „Deutsche Luther-Briefe. In Auswahl und mit biographischer Einleitung von J. Fritz, Stadtpfarrer in Ulm“ (Leipzig, C. F. Amelang; 1 M). Aus den 800 deutschen Briefen Luthers, die uns neben einer zweieinhalbmal so starken Zahl lateinischer erhalten blieben, sind hier sechzig an vierzig verschiedene Empfänger ausgewählt. So klein die Auswahl ist, so vorzüglich kennzeichnet sie den Volkshelden Luther, in seiner köstlichen Mischung von Gottvertrauen, Wahrhaftigkeit, Humor, Innigkeit und Entschlossenheit; außerdem aber fühlen wir den Genuß an der prächtigen sprachlichen Meisterschaft. Die kurze Einleitung gibt ein gutes Bild von der inneren Entwicklung des Mannes.

Viel zu wenig kennen wir Friedrich den Großen. „Zwei Bilder stehen vor uns in Menzelscher Schärfe: der alte Fritz, der Haudegen und Vater seiner Soldaten, der Held des Siebenjährigen Kriegs, und Friedrich, der Freund Voltaires, der feinsinnige Genußmensch von Rheinsberg, der Philosoph von Sanssouci. Aber es fehlt die Empfindung des zündenden Funkens, der beide verbindet. Zwei Welten und ein Geist! Die Verbindung ist das Rätsel, und in des Rätsels Lösung liegt Friedrichs wahrer Wert.“ Bedenkt man die Einzigartigkeit dieses königlichen Helden in der deutschen Geschichte, so muß man zugeben, daß wir sträflich wenig zur Lösung dieses Rätsels getan haben. Erst in den letzten zwei Jahren sind seine Werke in guten deutschen Ausgaben in leicht erreichbare Nähe gerückt worden, aber noch fehlt viel an ihrem „Gelesenwerden“. Aber auch danach brauchen wir vor allem persönliche Zeugnisse. Eines der wertvollsten wird jetzt zum erstenmal in deutscher Sprache dargeboten. Unter dem Titel „Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen“ bringt ein Band der bei Gustav Kiepenhauer in Weimar erscheinenden Liebhaberbibliothek die „Tagebücher des Henri de Catt“ (1758—1760). Nicht die später zurechtgemachte Überarbeitung, sondern die ursprünglichen, unter dem Eindruck des Augenblicks und in der Wahrheit des unmittelbaren Erlebens niedergeschriebenen Aufzeichnungen dieses Mannes, der Friedrichs vertrautester Umgang in zwei seiner schwersten Lebensjahre war. Diese Tagebücher sind in der Tat „völlig unverdächtige Zeugnisse des Zaubers, mit dem die Persönlichkeit des Königs in ihrer Größe und zugleich in ihrer Liebenswürdigkeit den jugendlichen Sinn des Begleiters gefangennahm“ (Koser). Der guten Übertragung von Klara Hertz ist eine wertvolle Einführung von C. H. Heise vorangeschickt (2 M).

Danach treten wir in den Kreis unserer Klassiker, der auch buchhändlerisch unerschöpflich zu sein scheint. Jedenfalls beschert auch dieses Jahr einige wertvolle Neuerscheinungen.

Als eine Festgabe des jetzigen Großherzogs von Sachsen-Weimar zum hundertjährigen Bestehen des von ihm regierten Großherzogtums erscheint ein umfassendes, in sich gegliedertes Werk, das den Namen des großen Karl August an der Stirn trägt und sich die Aufgabe setzt, die Gestalt dieses in vielfacher Richtung bedeutenden Fürsten geschichtlich und menschlich herauszuarbeiten und sie gleichzeitig in die lebendig angeschaute Geschichte seines Hauses, seines Staates und seines Landes mitten hineinzustellen.

Unter der Oberleitung von Erich Marcks werden verschiedene Gelehrte sich in die große und dankbare Aufgabe teilen, von der Persönlichkeit dieses Fürsten vor- und zurückgehend das gesamte inner- und außerpolitische und kulturelle Leben seines nicht nur geographisch dem Herzen Deutschlands so naheliegenden Staates zu schildern. Das bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin erscheinende Werk setzt mit der vierten Abteilung ein, die den „Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe“ umfaßt. Von den drei Bänden liegen bis jetzt zwei vor (geh. 10 M, geb. 12 M). Herausgeber ist Dr. Hans Wahl.

Im Vergleich zur früheren Ausgabe dieses Briefwechsels erhalten wir hier fast ein neues Buch. Die genaue Durchforschung der weimarischen Staatsarchive, noch mehr des Goethe- und Schillerarchivs, haben eine Fülle neuen Materials ergeben. Bereits Bekanntes

Digitized by Google

ist nach den Handschriften in die ursprüngliche Gestalt gebracht, anderes ist an Hand der neuen Forschungsergebnisse neu eingeordnet. Neben der zum Teil sehr lückenhaften Überlieferung des Briefwechsels gebietet auch die Tatsache, daß bei der Gemeinsamkeit des Wohnortes zwischen den einzelnen Briefen immer viel mündlich erledigt worden ist, ausgiebige Erklärungen, die in sorgsamster auf gründlicher Kenntnis gestützter Weise vom Herausgeber beigebracht sind. Gründliche Register erleichtern die Benutzung der stattlichen, durch zwei schöne Bildnisse Karl Augusts geschmückten Bände. In der Geistesgeschichte kehrt der Glücksfall nicht wieder, in dem ein so einzigartiger Mensch wie Goethe einen so bedeutenden Fürsten fand, daß sich beide wahrhafte Freunde werden konnten. Der Briefwechsel läßt uns das nach allen Seiten hin Strahlende, von überall her in sich hineinziehende Leben der beiden mitgenießen.

Über den Großherzog hat Goethe ein Jahr vor dem eigenen Tode gesagt, er sei „eine dämonische Natur gewesen, voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter." Und ein andermal nennt er ihn einen „geborenen großen Menschen. Er war ein Mensch aus dem Ganzen, und es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle." In dieser seiner unter den deutschen Fürsten ziemlich alleinstehenden Größe ist Karl August, in dem wir fast immer nur den Freund Goethes sehen, noch zu wenig bekannt. Ein Bändchen der schmucken Liebhaberbibliothek aus Gustav Kiepenheuers Verlag in Weimar wird hier in seiner Weise Unterhaltung mit Aufklärung verbinden: „Karl August von Weimar in seinen Briefen", herausgegeben von Dr. Hans Wahl und Dora Zänk. 24 verschiedene bedeutende Menschen lernen wir hier in der zeitlichen Folge, in der sie in Karl Augusts Leben traten, als Briefempfänger kennen, und damit den Briefschreiber in seiner immer packenden Lebendigkeit, voll offenen Natursinns, prächtigen Humors, frischer Derbheit und echter Warmherzigkeit. Wirklich ein Vollmensch. —

Ich glaube, man macht sich trotz allem nur selten klar, was in diesen Jahrzehnten im kleinen Weimar für unser Deutschland geleistet worden ist. Man vergegenwärtigt sich doch nicht genügend, was es bedeuten wollte, wenn in einem Volk alles, was etwas gelten will, die eigene Muttersprache nicht sprach. Es mag noch sein, daß ein politisch starkes Volk von großer einheitlich zusammengefaßter Macht eine derartige Zeit ohne Gefahr zu überdauern vermag. Aber unser Deutschland war doch seit dem Dreißigjährigen Kriege politisch ein Schatten und wirtschaftlich völlig zerrüttet. Das einzige gemeinsame Band der mehr als hundert kleinen Staaten hätte die Sprache sein können. Sie aber war bei den Gebildeten und Vornehmen verpönt. Es ist die Leistung des kleinen Weimar, daß im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Gedanke „Vaterland" für den Deutschen wieder ein lebendiger Begriff sein konnte.

Auch dieses Weimar können wir uns heute wohl kaum mehr klein genug vorstellen, und so ist es ein verdienstliches Unternehmen Wilhelm Bodes, unter dem Titel „Der Weimarische Musenhof" diese ganze Welt in lebendig geschauten Bildern uns vorzuführen. Er setzt mit dem Einzug der Herzogin Amalie 1756 ein, die in ihren Witwenjahren den bescheidenen Hof zum Musensitz umwandelte und den dann ihr großer Sohn Karl August so bedeutsam ausbaute. Das mit zahlreichen Bildern geschmückte Buch führt uns die vielen Charakterköpfe jener bewegten Zeit vor, entrollt farbige Gesellschaftsbilder, sieht das Leben gelegentlich auch aus der Froschperspektive, trägt alles in allem ein reiches und zuverlässiges Material für die Kenntnis der Zeit, der gesamten Lebensvorbedingungen, mit denen unsere größten Geister zu rechnen hatten, zusammen. Das zum Geschenk gut geeignete Buch kostet nur 5 M (Berlin, E. S. Mittler & Sohn).

Von Goethe selbst erhalten wir einen einzigartigen Einblick in sein häusliches Leben durch die von Hans Gerhard Gräf herausgegebenen zwei Bände „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau" (Frankfurt, Rütten & Loening; geh. 15 M, geb. 20 M). Es handelt sich hier wirklich um einen Briefwechsel. Trotz großer Verluste sind 601 Briefe erhalten, davon

Digitized by Google

247 von Christiane, die bisher überhaupt noch nicht veröffentlicht waren. Auch die Goethes an seine Frau waren bisher nicht im Zusammenhang zu lesen, da sie auf viele Bände der großen Weimarer Ausgabe verstreut sind. — Der durch seine bisherige Goethearbeit an die erste Stelle gerückte Herausgeber hat durch überleitende Bemerkungen und kleine Berichte von den dazwischenliegenden Vorkommnissen die Lücken überbrückt. Zwölf Bildertafeln verschönen die gut gedruckte Ausgabe.

In einer längeren Einführung geht Gräf nochmals eindringlich auf den Fall Christiane ein und versucht, ruhig abwägend, das von Haß und Liebe arg verzerrte Bild dieser Frau richtig zu sehen. Es steht sehr viel Kluges in dieser Einführung, und vor allem ist sehr geschickt herausgearbeitet, wie Goethe selbst mit seiner genialen Lebensklugheit aus dem ungleichen Bunde Werte herauszugewinnen vermochte, die der Mehrzahl seiner Zeitgenossen verschlossen blieben. Ganz sicher war Christiane nicht die minderwertige Person, als die sie von der Scheelsucht ihrer Zeitgenossinnen vielfach hingestellt wurde. Und man kann sich wohl denken, daß gerade ein Goethe von einem Menschenkinde dauernd gefesselt wurde, dem es in hervorragendem Maße beschieden war, zeitlebens „natürlich" zu bleiben. Auf der andern Seite müssen wir uns dagegen wehren, wenn jetzt vielfach Christiane „zur einzig möglichen Frau" für Goethe emporgelobt wird. Die Einrichtung der Ehe und Familie ist so groß, daß auch der Größte in ihr Raum hat, wenn er die Rechte findet. Darüber nun zu rechten, ob von den vielen Frauen, die den Lebensweg Goethes kreuzten oder auch stückweise teilten, eine die Rechte für ihn gewesen wäre, ist recht überflüssig. Andererseits braucht man es wohl auch nicht tragisch zu nehmen, daß der „König Goethe" nach Gottfried Kellers Ausdruck ohne Königin geblieben ist. Tragisch ist es eher für uns, weil dadurch sein Leben auf einem entscheidenden Gebiete nicht vorbildlich sein kann. Denn das ist eine Entgleisung im Vorwort, wenn Gräf sagt: „Mit Ehrfurcht werden wir inne werden, wie Goethe, dieser große und gute Mensch, sich auch in seiner Ehe als ein Lebenskünstler bewährt hat und als ein Muster für uns alle." Als ein Lebenskünstler gewiß, als ein Muster nur insofern, als er aus einem im Grunde verfehlten Verhältnisse so viel des Guten zu gewinnen wußte. Er selber war der allererste, der immer wieder betonte, daß er gerade nach der Richtung hin nicht als Muster gelten und keinesfalls nachgeahmt sein wolle.

Wie auch der bedeutende Geist durch ein reines, auf wirklicher Gemeinschaft auch der Seelen gegründetes Familienleben gehoben und gesteigert wird, offenbart sich in einem prächtigen Buche „Karl und Maria von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern", herausgegeben und eingeleitet von Karl Linnebach (Berlin, Martin Warneck; geb. 8 ℳ). Ich stehe nicht an, diesen Band zu unseren schönsten Briefbüchern zu rechnen, und es ist eine große Freude, diesen Briefwechsel der Vergessenheit entrissen zu sehen, in die er innerhalb der umfangreichen Biographie von Karl Schwartz geraten war. Wie Clausewitz selbst aus schwerster Jugend sich zu den höchsten Stellen emporarbeitete, ist noch nicht so bedeutsam, als wie ein Mensch ganz aus Eigenem heraus sich bildet und als Mann der Tat auch zum Mann des Geistes entwickelt. Wie der wunderbare Liebesbund dieser beiden Edelmenschen sich in der Ehe noch immer vertieft, ist von ergreifender Schönheit. In seinem gesamten Inhalt aber ist der nun etwa ein Jahrhundert alte Briefwechsel so aktuell, daß er eine besondere Betrachtung verdient und in diesem Zusammenhange nur erwähnt wird, um auf ihn als eine besonders geeignete Festgabe hinzuweisen.

Ein köstliches deutsches Familienbuch ist auch die unter dem Titel „Aus sonniger Kindheit" dargebotene Briefsammlung von Moritz Seebeck (mit acht Bildertafeln; Berlin, E. S. Mittler; geh. ℳ 4.50, geb. 6 ℳ). Der Schreiber der Briefe ist der als Pädagoge ganz hervorragende Moritz Seebeck, der um 1835 aus Berlin nach Meiningen berufen wurde, um dort die Erziehung des Erbprinzen und die Umgestaltung des ganzen Schulwesens zu übernehmen. Der damals dreißigjährige Mann schrieb nun ein Jahrzehnt hindurch ganz regel-

Digitized by Google

mäßig seiner auch geistig bedeutenden Mutter vor allem über die Beobachtungen, die er an seiner heranwachsenden Kinderschar machte. Als hochbetagter Greis hat er dann die Briefe, die er nach dem Tode der Mutter zurückerhalten hatte, für seinen Sohn gesammelt, den Ende 1914 als Achtzigjähriger heimgegangenen ersten Kurator der Kaiserin-Augusta-Stiftung und General der Infanterie von Seebeck. Es ist so ein ganz eigen- und fast einzigartiges Buch entstanden. „Gerade die Tatsache, daß diese Briefe ursprünglich nur für die Mutter des Schreibers bestimmt waren, gibt ihnen ihren besonderen Reiz und ihren eigentümlichen quellenmäßigen Wert. Die feinste psychologische Kunst wird nie imstande sein, Kinder so lebendig vor den Leser hinzustellen, wie diese Briefe des Vaters. Sie sind ein Bild deutschen Familienlebens, wie es schöner nicht gedacht werden kann, unendlich bezeichnend für das Jahrzehnt, in dem sie geschrieben wurden."

Eigentlich gewinnen wir durch diese Briefe den Einblick in drei Generationen. Wir lernen die Kinder kennen und in ihnen den Vater lieben. Aber auch des Schreibers Mutter tritt uns im Licht der Verklärung entgegen. Wie schön ist es, wenn der fünfunddreißigjährige Mann an seine Mutter schreibt: „Heute ist ein freier Tag, und da eile ich, froh wie sonst, wenn ich aus der Schule kam, zu Dir und versetze mich mit derselben kindlichen Anhänglichkeit wie damals nahe zu Dir und rede frei aus dem innersten Herzen heraus, was mich eben erfüllt. Du wirst ja nie müde, mich zu hören. Du bist mir von meinem ersten Atemzuge an immer freundlich und gut, und nichts ist, was mich in Freude oder Sorge bewegt, was Du nicht in derselben Weise mit mir empfindest. Du verstehst mich bis in die innersten Falten meines Herzens, und alles, was Du mir sagst, das fügt sich mit meinen Gedanken und Gefühlen wohl zusammen. Es ist ein immer harmonischer Zusammenklang, in dem auch harte Dissonanzen, die das Leben zuweilen in mir anschlägt, ihre Lösung finden."

Kuno Fischer hat die Ehe Seebecks als eine der glücklichsten bezeichnet, die es je gegeben. Es tut gerade jetzt wohl, in solche stillen, ganz in sich gefestigten und im engeren Rahmen ungemein tiefschürfenden Verhältnisse hineinzusehen.

Ein schönes Seitenstück zu diesem Buche und eine freudige Überraschung bringt das gleich einem Schatzkästlein ausgestattete Buch „Die Roesner-Kinder. Ein Stück Kunst- und Kulturgeschichte aus der Alt-Wiener Zeit. An der Hand von Briefen, Tagebuchnotizen und sonstigen Aufzeichnungen zusammengestellt, erläutert und herausgegeben von Dr. Wolfgang Pauker. Mit vielen zeitgenössischen Bildern." (Wien, F. Tempsky; 10 M.)

Der Herausgeber ist Chorherr in dem berühmten Stift Klosterneuburg. Was er uns darbietet, hat er im Nachlaß des 1891 verstorbenen Chorherrn Ambros Roesner gefunden, der bis in sein hohes Greisenalter hinein diese Familienerinnerungen mit sichtlicher Liebe gesammelt und geordnet hat. Zuerst erfahren wir vom Großvater. Er war Kunstweber und Kirchenvorsteher zu Gabersdorf in Preußisch-Schlesien. Tüchtiges Handwerk und echte Frömmigkeit einen sich in diesem Manne. In eigenartiger Steigerung finden sich beide bei seinem Sohn Anton Roesner, der gleichzeitig eine Künstler- und Priesternatur ist. Katholischer Priester hatte er werden wollen, ein Augenleiden veranlaßte ihn zur Aufgabe des Studiums. Da wird er — Schauspieler. Für diesen Mann liegt kein Widerspruch in den Berufen. Durch seine Heirat mit der Schauspielerin Felizitas Neefe bringt uns das Buch in Verbindung mit dem ausgezeichneten Vertreter des deutschen Singspiels und trefflichen Lehrer Beethovens, Christian Neefe, Felizitas' Vater. Die drei Söhne, die aus dieser Ehe hervorgehen, sind alle künstlerisch und religiös hochbegabt. Ambros, der die Papiere gesammelt hat, wird Stiftsherr in Klosterneuburg, desgleichen der nächstältere Anton. Der verwitwete Vater ist inzwischen Organist an einer Wiener Kirche geworden, und aus seinen Briefen gewinnen wir ein Bild des Altwiener Musiklebens. Der dritte Sohn, Karl Roesner, wird erst Maler, dann Architekt und bewährt seine Religiosität im Eintritt in den Kreis der Nazarener, deren überzeugter Verkünder er durch seine Wiener Wirkungszeit bleibt.

Digitized by Google

Seltsam nun, wie in diese fromme, still gesittete Familie das Leben einen tollen Romanstoff wirft. Dieser fromme Baumeister hatte sich in Rom an einen rasch emporsteigenden Diplomaten Hübner angeschlossen, einen Günstling Metternichs. In Hübners Familie eingeführt, wird Karl von einer tiefen Liebe zu dessen Schwester erfaßt und erstrebt mit allen Kräften die Verbindung mit dem neunzehnjährigen Mädchen. Die Ehe ist eine Tragödie geworden, voll Strindbergscher Ironie und Grausamkeit. Die Mutter der Frau, die angebliche Frau Hübner — Baronin nannte sie sich mit Vorliebe — hieß in Wahrheit Elisabeth Hafenbredl. Sie wurde die Geliebte ihres Onkels, eines Glashändlers Rohrweck, dem sie fünf Kinder gebar. Es war ihr aber gelungen, sich als eine Hauptmannsfrau Hübner aufzuspielen, auf dessen Namen die Kinder getauft wurden. Als nun die Tochter zur Heirat kam, scheint Karl Roesner über die wirkliche Vergangenheit seiner Schwiegermutter aus den Papieren aufgeklärt worden zu sein. Er hing so sehr an seiner Braut, daß er trotzdem an ihr festhielt, aber die Mutter nimmt von dieser Stunde an den Kampf auf, die beiden einander vermählten Menschen nicht zusammenkommen zu lassen, auf daß ihre Kinder nicht aufgeklärt werden können. Sie hat es mit allen erdenklichen Mitteln erreicht, daß die beiden Menschen nie zusammengekommen sind, daß Karl Roesner sein Leben in Einsamkeit vertrauern mußte, während seine Frau, die er nie in seinem Leben allein hatte sprechen können, nach fünfzehn Jahren von ihm geschieden wurde und bald danach verunglückte. — Es bleibt nur zu bemerken, daß der junge Diplomat Joseph Hübner, eigentlich Hafenbredl, der uneheliche Sohn des Glasermeisters Rohrweck, der erst 1892 verstorbene bekannte Graf Alexander Hübner, ein bekannter Diplomat und Staatsmann geworden ist.

Solche Geschichten stehen in diesem einfachen Familienbuche, dessen Reiz freilich nicht in diesen romantischen Seitensprüngen des Lebens liegt, sondern in der innigen, eigenartig reichen Kleinwelt der schlicht bürgerlichen Schicksale der drei Geschlechter Roesner, die es uns vorführt.

Eine menschlich und literarisch gleich gewichtige Gabe erhalten wir in dem neuen, groß angelegten Werke: „Gottfried Kellers Leben. Briefe und Tagebücher, dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung). Ursprünglich war es auf eine Neubearbeitung des bekannten gleichbetitelten Werkes von Jakob Baechtold abgesehen, das 1890 gleich nach Kellers Tode begonnen worden war und viel dazu beigetragen hat, der eigenartigen Persönlichkeit des großen Schweizer Erzählers warme menschliche Teilnahme zu gewinnen. Indessen zeigte sich bald, daß heute mit einer bloßen Bearbeitung nicht mehr getan war, und so entschloß sich der längst bewährte Züricher Literaturhistoriker zu einem völligen Neubau. Während Baechtold eigentlich nur die Brücke zwischen den Briefen und Tagebüchern schlug und mit dem eigenen Reiz, aber doch auch der Befangenheit der persönlichen Bekanntschaft das Bild abrundete, bietet Ermatinger jetzt im ersten Band (geh. 17 ℳ, geb. ℳ 19.50) ein abgeschlossenes Lebensbild, in dem auch die ästhetische und literarhistorische Würdigung der Werke zu ihrem Rechte kommt. Mit besonderer Neigung geht der Verfasser „der Entwicklung von Kellers Weltanschauung nach; denn gerade an ihm läßt sich eigentlich paradygmatischerweise zeigen, wie bei dem aus erster Hand schaffenden Dichter die Kunstform vor allem durch die Art und Zusammensetzung der im geistigen Organismus kreisenden und sich wandelnden Ideen über Gott und Welt und erst nachträglich durch Überlegung allgemein technischer Art bedingt ist“. Es ist hier ein wirklich bedeutendes Werk entstanden.

Der zweite und dritte Band wird die gegenüber dem von Baechtold dargebotenen Material reichlich verdoppelten Briefe und Tagebücher enthalten, und zwar bringt der zweite Band, der bis jetzt vorliegt, die Jahre 1830—1861 (geh. ℳ 13.50, geb. 16 ℳ). Die Briefe bilden ein Seitenstück zu der im „Grünen Heinrich“ gespiegelten Entwicklung und dann darüber hinaus das immer weitere Kreise ziehende Leben des in mannigfache Beziehung zu eigen-

Digitized by Google

artigen Männern und Frauen tretenden Dichters. Glücklicherweise spiegeln sie auch den goldenen Humor ihres Schreibers wider. — Die schön ausgestatteten Bände sind mit je einem Bildnis und eigenen Federzeichnungen Kellers geschmückt. Aus dem Vorwort zum ersten Bande erfahren wir die erfreuliche Tatsache, daß eine kritische Gesamtausgabe der Werke Gottfried Kellers für die nächste Zeit geplant ist. Hoffentlich wird dann auch eine preiswerte Volksausgabe nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Im geistigen Umkreis dieses Werkes bleiben wir beim „Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse“, den Emil Petzet herausgegeben hat. (München, J. F. Lehmanns Verlag; 4 M.) Es ist ein eigenartiger Genuß, diese beiden glänzenden Geister bei unmittelbarer und ungezwungener Aussprache zu belauschen. Die beiden hatten sich 1847 im Hause des prächtigen Franz Kugler kennengelernt, in einem angeregten Kreise, dem u. a. auch Geibel, Theodor Fontane und Adolf Menzel angehörten. Die Freundschaft zwischen Heyse und dem zwölf Jahre älteren Burckhardt hat fürs Leben angehalten, so verschieden der geschmeidige Berliner und der kantig-derbe Schweizer waren. An feinem Kunstempfinden waren sie sich ebenbürtig, und es ist über Heyse sicher nie besser geurteilt worden, als es in diesen Briefen geschieht. Auch hier spielt natürlich viel vom literarischen und künstlerischen Leben der Zeit ins Persönliche mit hinein, ja auch politische Fragen tauchen bedeutsam auf. Am wertvollsten bleibt aber doch die Kenntnis der beiden Menschen; vor allem der spröde Burckhardt tritt uns hier sehr nahe.

Der Jenseitsgedanke in der altdeutschen Kunst

Du sahst der Walküre zehrenden Blick:
Mit ihr mußt du nun ziehen!
Die Walküre, II. Aufzug.

Im Grunde alles Lebens liegt der Widerstand gegen den Tod. Alles Lebendige will leben. Und doch weiß alles Lebendige, daß es den Tod in sich trägt; denn es trägt die Angst vor ihm in sich. Aber Angst vor dem Unabänderlichen ist Torheit. Man muß sich mit ihm auf andere Art abfinden. So kam die Menschheit auf den kindlichsten und zugleich größten Gedanken — der Verneinung des Todes. Es gibt ein Sterben, aber keinen ewigen Tod, ist der Glaube der Religionen, ist die Berechnung der Philosophie. Das Leben schläft nur zuweilen in der versponnenen Raupe, im Samenkorn, im Totenschrein. Aber aller Dinge Losung ist Wiederkehr.

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde verging, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren“, heißt es in der Offenbarung Johannis, und ganz ähnlich in der Edda: „Da sieht sie auftauchen zum andern Male aus dem Wasser die Erde und wieder grünen.“ Von diesen Gedanken der Wiederkehr, die zuletzt in die Politik hinüberspielten — das Hervorgehen Karls des Großen oder Barbarossas aus dem Berge —, war das ganze Mittelalter erfüllt. Sekten um Sekten entstanden, die den Weltuntergang predigten. Verworren mischten sich in diese Träume Ideen eines neuen Papst- und Kaisertums. Frühlingsglaube auf allen Gebieten!

Aber neben diesen schwankenden, zitternden Phänomenen einer allgemeinen sittlichen Erneuerung stand still und groß der Jenseitsgedanke. Das war das, was in das Leben des einzelnen eingriff. Wenn die Sektierer sagten: am soundsovielten geht die Welt unter, der Antichrist kommt und dann beginnt ein neues Reich, so war das doch schließlich eine Hypothese, die durch den bestimmten kritischen Tag, der friedlich über die Erde ging, widerlegt wurde. Aber mit dem Tod war es etwas anderes. Der kam. Auch ohne vorherige Anmeldung. Da

Digitized by Google

mußte die Kirche zu Hilfe kommen, mußte trösten, mußte himmelwärts deuten, mußte vom ewigen Leben sprechen und vom Wiedersehen.

Richard Wagner berührt in der ergreifenden Szene, wo die Walküre Siegmund den Tod ansagt, die alte Wiedersehenssehnsucht der Menschheit. Mitten in der frohen Götter- und Heldenwelt, in die er uns versetzt, steht plötzlich Siegmunds herzklopfende Frage: Grüßt mich in Walhall froh eine Frau? Umfängt Siegmund Sieglinde dort?" Und als die Walküre verneint, sagt der Wälsung mit trotzender Trauer, er wolle nicht nach Walhall.

Der alte Heidenhimmel war eine Art Schlaraffenland. Wie bald wuchs die germanische Sehnsucht über ihn hinaus! Aber auch der christliche Himmel gewann in der Vorstellung des Volks bald den Charakter einer Stätte, wo irdisches Leben, nur ins Angenehme und Köstliche gesteigert, seine Fortsetzung findet.

Das Himmelreich ist eine wunderschöne Stadt,
Wo Friede und Freude kein Ende hat

heißt es in einem alten Volkslied. Im Himmelreich herrscht höfisches Leben. Da sitzt Gottvater als Kaiser auf dem Thron, da schreitet mit ihrem Zuge gekrönter Märtyrerinnen die hehre Kaiserin Maria daher. Da steigt Frau Königin Seele über alle Engelchöre zu Gott empor. Der Himmel ist eine mächtige Burg mit schimmernden Sälen, Türmen und Zinnen. Im Burggärtlein sitzt Maria mit ihrem Kinde. Engel spielen im Grase. Heilige Jungfrauen und Ritter vergnügen sich mit allerlei Kurzweil. Agnes spielt mit ihrem Lämmlein, Katharina mit ihrem Ring, Dorothea geht an den Sträuchern entlang, pflückt Rosen für ihr Körbchen, Martha plätschert mit ihrem Kochlöffel im Springbrunnen, Margarethe führt am Bande ihren Drachen spazieren.

Wir kennen diese Vorstellungen aus den Bildern unserer alten Meister. Das Paradiesgärtlein, die himmlische Rosenlaube sind die immer wiederkehrenden Motive, in deren Ausschmückung sich die Maler nicht genugtun konnten. Das feudale Leben auf den Burgen war das Vorbild dazu. Gott und Maria sind Kaiser und Kaiserin, die Heiligen Ritter und Edeldamen. Alle tragen überaus kostbare Kleider und Schmuckstücke und vertreiben sich den Tag mit vornehmem Müßiggang, mit Spielen, Lesen und viel Musik. Die Damen spielen Laute, Harfe, Handorgel, und die Engel bilden ein ständiges Orchester. Es gibt große und kleine Engel. Engel, die wie junge Kriegshelden aussehen, und andere wie Mädchen; die einen dürfen den heiligen Damen Gesellschaft leisten, die andern tun Zofendienste, betreuen Maria und das Kind, und die ganz kleinen Engel machen Musik, fangen Vögel, rupfen Blumen, balgen sich im Gras oder spielen in der Mutter Maria riesengroßem Mantel Verstecken. Das Schönste sind ihre Flügel. Wie Edelsteine leuchten sie aus dem Gartengrün. Der eine glüht mit den blaugrünen Augen der Pfaufeder, der andere ist ganz rosenroter Flaum wie Kakadu, ein anderer schimmert schneeig weiß, ein anderer stahlblau, ein anderer flaumt mit zartem Grau oder flockigem Graublau, ein anderer funkelt in allen Farben durcheinander, karminrot, türkisblau, olivengrün, purpurn und perlgrau.

Und um diese flimmernden Geister leuchtet die Himmelswiese, blüht und glüht die Rosenlaube. An zierlichem Gestäbe ranken die Röslein, rote und weiße empor, stehen zwischen den Rosenranken still und fein große Lilien, schlüpfen bunte Vögel durchs Gezweig. Im Grase wachsen Veilchen, Himmelsschlüssel, Iris, Nelken, Maßliebchen, Erdbeeren mit Blüten und Früchten, Maiglocken, Akeleien. Der ganze Blumenstaat vom März bis August ist versammelt, denn im Himmel ist ewig gute Jahreszeit, ewiger Frühling, ewiger Sommer zugleich.

Ja, wer schon drin wäre!

Aber das Hineinkommen, das ist eine schwere Geschichte. Die Heiligen haben es leicht. Die legen sich, wenn sie erdenmüde werden, fein schlafen und dann hören sie plötzlich ein fernes Tirelieren wie von Hunderten von Lerchen. Es sind aber Harfen dabei. Und das kommt näher


Digitized by Google

und näher und füllt mit Flügelrauschen und köstlichem Duft die Stube. Da steht auf einmal Jesus am Bette und spricht: Komm, meine liebe Braut! und nimmt die Seele auf die Arme. Da schaut sie noch einmal zurück und sieht ihren Körper gar sonderbar still im Bette liegen und wundert sich, daß die Leute, die darum knien, zu weinen anfangen. Und das ist das letztemal, daß sie sich über etwas wundert, denn nun schwebt sie in frohem Zuge in das Land, wo das Wunder das Natürliche ist.

Es gibt auch Auserwählte, die bei ihrer Himmelfahrt gleich den lieben Bruder Körper mitnehmen dürfen, wie die liebe Mutter Maria oder die heilige Magdalena oder die heilige Katharina. In der Marienkirche zu Krakau hängt ein schönes Bild des fränkischen Malers Hans von Kulmbach, worauf solche Himmelfahrt mit anmutiger Wunderlichkeit geschildert wird. Da tragen sechs Engel die edle Königstochter Katharina hoch über die Berge hinauf ins Wolkenreich. Recht geruhsam liegt die heilige Prinzessin in den Engelarmen wie in einer Hängematte und läßt sich mit sichtlichem Wohlgefühl die reinere Luft der himmlischen Sphäre um die Stirne wehen. Ihr Blick, etwas gesenkt, hält noch den Beschauer fest. Ein verfolgender Blick, in dem sehr vieles liegt. Weisheit und Gelassenheit und fast ein wenig Spott. Es ist das Bild der über die Alltäglichkeit erhabenen Seele, die sich im Leben schon ihr Jenseits gerettet hat, in das sie sich, so oft es ihr gefällt, hineintragen läßt und sich darin verschließt.

Aber was soll mit Hinz und Kunz geschehen und all den vielen, denen kein Halbesdutzend Engel zu Willen ist, sie mit federnden Schwingen emporzutragen? Was soll mit denen geschehen, die ganz und gar keine Heiligen sind und doch ihr bißchen Seligkeit haben möchten? Und was erst mit denen, die ihren Anteil darauf beinah, beinah verscherzt haben? Für sie ist der Tod ein Schrecken, und weit dahinter lauert noch ein größerer: das Jüngste Gericht.

Und dennoch beschäftigte sich die Phantasie mit einer gewissen Wollust mit diesen Fragen. Die letzten Dinge — es hat einen Reiz, von ihnen zu sprechen. Der Reiz von allem liegt doch im letzten, im Roman das letzte Kapitel, bei einem Fernblick die Horizontlinie, im Leben der Erfolg. Die alten Meister verstanden es trefflich, ihre Weltgerichtsbilder auf diesen Reiz des Letzten zuzuspitzen. Oben und unten oder rechts und links Himmel und Hölle, und im Mittelpunkt der Darstellung — das Zünglein der Wage!

Der schöne, ernste Ritter Michael hält als Todesengel die Wage in der Hand, in deren Schalen die armen Menschlein liegen, und auf deren Wagscheit die Engel und Teufel ihr Spiel haben. Diese Spannung! Wird die Wage sinken, wird sie steigen? Der Reflex der Todesangst setzt sich von einem zum andern in den bleichen Gesichtern, den schlotternden Körpern fort, die rings umher in Massen aus den Gräbern hervorkommen und in dem Schicksal des auf der Wage Baumelnden mit wahnsinniger Angst das eigene erkennen. Eine Panik, die sich in den Wirbeln der nach der Hölle Gejagten fortsetzt! Dort ist alles entschieden; aber jetzt folgt der Spannung der wirre Schrei völliger Verzweiflung. Und dann stäuben sie wie fallende Blätter in den Höllenschlund hinab, in Qualen zuckend, ein schreckliches, wüstes Gewirr, von stöhnend verzerrten Mündern, verquollenen, stierenden Augen, gerungenen Armen.

Aber drüben auf der andern Seite, da wird es nun schön. Da schreiten sie mit leuchtend weißen Leibern in sanftem Zuge die gläserne Treppe zur Himmelsburg hinan. Mann und Weib. Manchmal legt sich eine Hand schwesterlich auf des Vorangehenden Schulter, brüderlich in der Vorangehenden offenes Haar. Wiedersehen ...

Unten auf der Treppe steht Sankt Peter und gibt jedem die Hand; weiter oben dann eine Reihe Engel, die die Ankommenden bekleiden; denn jeder erhält das Ehrenkleid des Standes, dem er auf Erden gedient hat. Die Himmelspforte ist ein wunderschönes Tor, über alle Maßen prächtig mit Säulen, Baldachinen, Maßwerk und Figuren geziert. Die Figuren stellen

Digitized by Google

die Väter des Alten Bundes, „der alten Ehe“, dar, den harfenden König David, den weisen Salomo, die Propheten. Salomo lüpft grüßend sein Krönlein den Ankommenden entgegen. Über dem Tor beugen sich über die Brüstungen lockige Engel, um zu sehen, wer alles kommt. Auch ist dort ein Engelorchester aufgestellt, damit bei dem fröhlichen Gedränge die Musik nicht fehle.

Das ist alles so über die Maßen sonntäglich schön, so festlich feierlich, so rührend und heilig, daß man einen rechten Vorschmack von dem süßen Leben im Himmel bekommt und geradewegs selber hineinmöchte. O, nur wenigstens an der Türe stehen und hineinlugen! Die Türe ist offen. Der feierliche Zug bewegt sich ohne Unterlaß hinein, aber — was drinnen ist, sieht man nicht. Hat je schon einer in den Himmel gesehen? Nein, auch der Maler nicht. Und wenn er's getan hätte, er würde darüber stilleschweigen.

So wird das Letzte nicht gesagt; aber jeder kann sich hinter der offenen Pforte den Himmel denken, den er sich wünscht.

Man pflegt oft die gelassene Heiterkeit zu rühmen, mit der die Antike den Tod schilderte. Ein schöner Knabe mit gesenkter Fackel. Des Schlafes Bruder. Die christliche Kunst stellt den Tod häßlich dar, als Gerippe. Ein tückisches Gespenst, das dem Menschen auflauert und ihn meuchlings erwürgt. Und das Sterben umgeben mit den Qualen und Schrecken des Gerichts. Das Hauptbild der christlichen Kunst: der Martertod des Gottessohnes am Kreuz.

Leben und Tod ein endloser Kampf mit den Mächten der Finsternis, — das ist die Daseinsauffassung des Christentums. Aber dann die Verklärung. Himmel — das ist Freude, Frühling, Glanz und Klang. Ewig — was in diesem Leben nur als fliehender Rosenschein auf den Wangen der Jugend, als bunter Staub auf zerbrechlichen Schmetterlingsflügeln liegt.

Wo die Kunst davon zu reden beginnt, da geht sie gleichsam eine Oktave höher, nimmt die schimmerndsten Farben, wird feierlich fröhlich. Wo finden wir wieder eine so festliche Freude wie auf den Bildern des Mittelalters? Wenn wir in einem Museum durch die Säle schreiten, — der hellste Saal ist der der altdeutschen Kunst. Da lodern die lichtesten Farben, da ist alles voller Blumen und Vögel, und die Menschen wandeln voller tiefer innerer Freude. Der beständige Umgang mit den himmlischen Dingen gab den Malern eine Freiheit, die der Kunst späterer Jahrhunderte nahezu verloren ging. Denn das Gegenständliche in der Kunst ist nun einmal nicht Nebensache. Technisches Virtuosentum nicht das Letzte. Auch die Kunst hat ihre letzten Dinge, die jenseits liegen ...

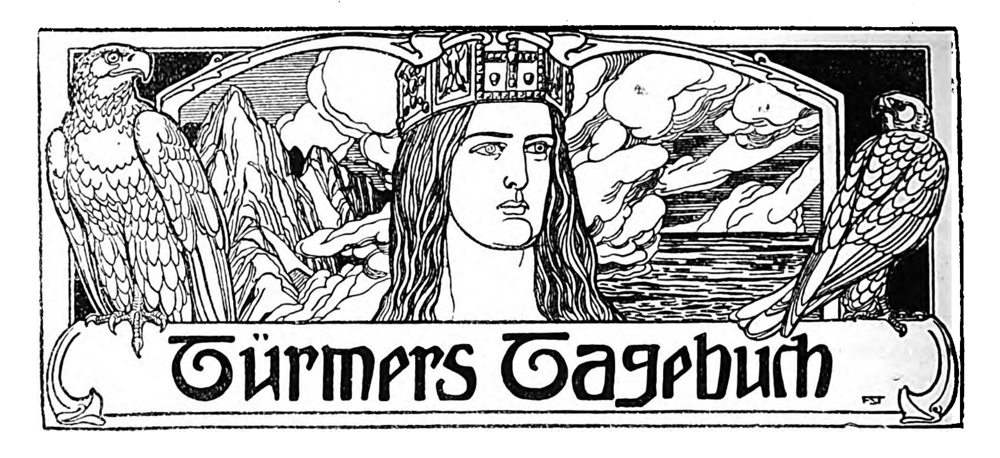
Der mittelalterliche Jenseitsgedanke war trotz den Begleitformen von Tod und Strafe nicht so drückend, als er heutzutage oft hingestellt wird. Er war schön und trostreich. Ein stiller Fernblick über die Alltäglichkeit hinaus. Das Mittelalter hatte wenig Selbstmörder, wenig innerlich so zerbrochene und haltlose Menschen, wie sie heute einen erschreckend großen Bestandteil der Menschheit bilden. Liegt hier nicht ein Zusammenhang?

Die altdeutsche Kunst spiegelt uns getreu den Zeitglauben wider. Wir sehen darin viel Kampf und Zweifel, aber mehr noch den siegreichen sittlichen Willen, dem Leben die Werte der Unsterblichkeit zu gewinnen.

Mela Escherich



Digitized by Google



Der Krieg

Hindenburg und Ludendorff rufen uns zum Endkampf, zum Siege, zum Furor teutonicus auf, — Sieg und abermals Sieg! rief auch der Chef des stellvertretenden Generalstabes, Freytag-Loringhofen, — — der Chef der sozialdemokratischen Reichstagspartei aber, Herr Philipp Scheidemann, erklärt jeden, der noch an einen Sieg glaubt, für einen „Narren". Ob Herr Scheidemann Sozialdemokrat oder Zentrumsmann oder Konservativer oder sonst was ist, spielt in diesem Zusammenhange nicht die geringste Rolle, aber nicht unbeachtlich ist es, unter welchen stillschweigenden Voraussetzungen er als der berufene Wortführer des deutschen Volkes und der deutschen Reichsregierung seine Meinungen und Beschlüsse der Welt verkünden darf.

Der Welt — es ist nicht zuviel gesagt. Und wenn Undank der Welt Lohn ist, dann wird Herr Scheidemann diesen Undank durch immer großmütigere Opfer Deutschlands und seiner Bundesgenossen schon zu besiegen wissen. Im Namen des deutschen Volkes, wie auch als Ausleger und Vormund des Reichskanzlers, hat er jüngst, wie die „Hamburger Nachrichten" erläutern, die Rede des englischen Ministerpräsidenten Asquith beim Lord-Mayors-Essen in seiner Art beantwortet und auf Asquiths Erklärung: die Räumung und Wiederherstellung Belgiens genüge ihm nicht, er verlange, daß ebenso auch Serbien vollständig wiederhergestellt werde, höchst willfährig gerufen: „Was geht uns Serbien an!" Daß Serbiens Verbrechen diesen ungeheuren Krieg entfacht hat, und daß wir mit unsern Bundesgenossen eine gemeinsame große Sache verfechten, scheint Herrn Scheidemann aus dem Bewußtsein entschwunden zu sein. „Das wäre an sich nicht weiter von Belang. Aber da Herr Scheidemann seit Monaten den Mundwart des Reichskanzlers und seiner Absichten spielt und noch niemals mit einem amtlichen oder halbamtlichen Wort die Zuständigkeit des Herrn Scheidemann in diesen Dingen auch nur berührt, geschweige denn angefochten worden ist, so hat naturgemäß die kurze, fröhliche Erklärung, daß ‚uns' Serbien gar nichts angeht, bei unseren Bundesgenossen doppeltes Unbehagen geweckt."

Digitized by Google

Die österreichisch-ungarische Presse beschäftigt sich lebhaft mit dem Scheidemannschen Aufruf. In welcher Art, das zeigt ein Artikel der christlich-sozialen „Wiener Reichspost“ mit der Überschrift „Zusammenspiel“:

„Der englische Premierminister Asquith hat in seiner Rede in der Guildhall unter den englischen Friedensbedingungen — Zertrümmerung der Türkei, Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens, Solidarität mit den ‚Ansprüchen‘ der Verbündeten Englands usw. — auch die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Serbiens aufgezählt. Im Berliner sozialdemokratischen ‚Vorwärts‘ ging Reichstagsabgeordneter Scheidemann sofort auf dieses britische ‚Friedensprogramm‘ ein und rief beruhigend nach London hinüber: ‚Was geht uns Serbien an!‘ Es ist ja möglich, daß sich Scheidemann und seine Partei für Serbien herzlich wenig interessieren. Um so mehr sind Österreich-Ungarn und Bulgarien, die Verbündeten des Deutschen Reiches, an der serbischen Frage, die zum Anlaß und Anfang des Weltkrieges geworden ist, interessiert. Und dies genügt selbstverständlich dem Deutschen Reiche, wie es seinen Verbündeten genügt, das Interesse Deutschlands an der künftigen Ordnung im Westen, an den Kolonien usw. zu kennen. Dies sollte Herrn Scheidemann und seiner Partei unmöglich sein, zu begreifen? Wie die einzelnen Fragen gelöst werden, ist Sache der Vereinbarung, und zwar nicht der Vereinbarung zwischen Asquith und irgendeiner politischen Partei bei den Mittelmächten, sondern der Vereinbarung vor allem zwischen den Mittelmächten und ihren Verbündeten selber. Was den einen ‚angeht‘, geht deshalb allein schon auch die anderen an. Was Asquith mit seinem Friedensprogramm bezweckte, liegt auf der Hand. In der gleichen Rede, in der er über die Sonderfriedensgerüchte und über die angeblichen deutschen Versuche, den Vierverband zu veruneinigen, aufgeregt tat, hätte er gerne an die unerschütterliche Einigkeit der Mittelmächte Minen gelegt. Es ist bezeichnend, daß Scheidemann im ‚Vorwärts‘ sofort Asquiths Faden aufgreift und weiterspinnt, und daß umgekehrt in Wien — wie wir in unserem Artikel ‚Ein Preßskandal‘ in unserer letzten Sonntagsnummer gezeigt haben — sich sofort Blätter fanden, welche das gleiche Geschäft gegenüber dem Deutschen Reich besorgten. Wenn Scheidemann in Berlin Herrn Asquith zuliebe und mit beleidigender Mißachtung der Verbündeten Deutschlands ‚was geht uns Serbien an!‘ ruft, und wenn gewisse Blätter in Wien ganz im Sinne der bisherigen englisch-französischen Darstellungen auf das Deutsche Reich als den dauernden Störer der Ruhe Europas, als den Gegensatz der zivilisierten Staaten der Welt und der Kulturmenschheit losschlagen, dann müßte man schon ein sehr argloses Gemüt haben, um den Sinn solch ‚zufälligen‘ Zusammentreffens mißzuverstehen. Was Asquith weder mit Englands silbernen Kugeln, noch mit der materiellen Übermacht des Vierverbandes zu erzwingen vermag, mit Hilfe gewisser Zeitungen und Politiker könnte er vielleicht einige von seinen Absichten erreichen. Man darf Scheidemanns Verhalten schon aus dem Grunde nicht übersehen, weil der Mann für sich und seine Partei hofft, von den Wellen der ‚Neuorientierung‘ emporgetragen zu werden zu Macht und Einfluß.“

Digitized by Google

Aber Herr Scheidemann darf sich in der Tat berufen fühlen, zur „Welt" zu sprechen. Wie die „Nationalliberale Korrespondenz" aus französischen Zeitungen feststellt, treibt Herr Scheidemann seine Propaganda nicht nur mit der Feder und dem Worte in Deutschland, sondern er hat auch den amtlichen Funkspruch zu seiner Verfügung. „Auf diesem sonst nur den wichtigsten Ereignissen vorbehaltenen Wege ist kürzlich eine Unterredung, die Scheidemann einem Vertreter der Hearstpresse gewährt hatte, als Radiotelegramm nach Amerika gegangen. Wir finden den Inhalt der Unterredung in der ‚Matin'-Nummer vom 17. November. Wenn Herr Scheidemann darin auch nichts Neues sagt, so verdient der Funkspruch doch eine kurze Wiedergabe. Selbstverständlich fehlt nicht die Beteuerung, daß wir am Kriege unschuldig sind, und daß wir keine Annexionen wünschen, weder in Frankreich noch in Belgien. ‚Deutschland', sagt Herr Scheidemann, ‚ist bereit, für einen dauerhaften Frieden zu arbeiten, für eine internationale Vereinbarung, begründet auf Verständigung, gute Beziehungen und guten Willen.' Scheidemann hat dem amerikanischen Ausfrager gegenüber weiter behauptet, daß Zentrum und Nationalliberale ihren Standpunkt schon sehr geändert hätten. Bassermann habe früher erklärt, daß Deutschland nicht einen Fingerbreit von Belgien wieder zurückgeben werde, heute verlangt er nur noch, daß wir unseren Einfluß in Belgien wahren müßten. Zum Schluß kommt der Appell an Wilson. ‚Wo ist der Mann, der einen Waffenstillstand vorschlagen will? Es gibt keine Regierung, mächtig genug, diesen Waffenstillstand zurückzuweisen, wenn er vorgeschlagen würde.' Auch die Behauptung, daß die serbische Frage dem Frieden nicht im Wege stehen dürfe, wird getreulich nach Amerika übermittelt. So ist im großen und ganzen das Friedensprogramm fertig, dessen Erfüllung Scheidemann möglichst schon vor Weihnachten von Wilson erbittet. Die Ausdehnung der Scheidemannschen Propaganda auf den Luftweg bedeutet eine ganz bedenkliche Steigerung. Wir sehen ganz von der falschen Behauptung über den Abgeordneten Bassermann ab. Daß Bassermann heute in bezug auf Belgien dieselben Kriegszielforderungen vertritt wie früher, ist in Deutschland ganz genau bekannt und in Amerika in den Kreisen, auf die es ankommt, wahrscheinlich auch. Mit diesem falschen Zungenschlag wird also Herr Scheidemann nicht viel erreichen. Bedenklich aber ist es, daß er durch die Ausstrahlung seiner Weisheit über das Meer in noch viel höherem Grade als bisher sein Haupt mit einem offiziösen Schein umgibt. Man wird sich im Ausland naturgemäß sagen, daß ein Mann, der seine Stimme so weit tragen lassen darf, nicht als einfacher Privatmann oder Parteimann spricht. Der ‚Matin' schreibt denn auch bei dieser Gelegenheit von einem erneuten Beweis für die Mittäterschaft, die die Sozialdemokratie mit dem Reichskanzler verbindet. Und es nimmt nicht wunder, daß das französische Blatt von einem deutschen Doppelspiel spricht, da man in Deutschland auf der einen Seite das Massenaufgebot inszeniert und auf der anderen Seite die bittende Hand nach einem Vermittler ausstrecke. Frankreich, so versichert der ‚Matin', werde nicht in diese Falle gehen. Dieser französische Kommentar zeigt, wie nutzlos das Treiben Scheidemanns in der Sache ist, und wie schädlich es zudem für das deutsche Ansehen wirkt. Scheidemann setzt die Kraft

Digitized by Google

und das Ansehen Deutschlands vor dem Auslande herab, solange er den Schein einer halbamtlichen Friedensmission um sich verbreiten und sogar auf funkentelegraphischem Wege bis nach Amerika ausstrahlen darf.“

Herr Scheidemann, bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“, hat sich hier nicht zum ersten Male gegenüber einem Vertreter des Auslandes als der Wortführer des deutschen Volkes aufgespielt, „zum ersten Male aber hat ihm dafür eine staatliche Verkehrseinrichtung zur Verfügung gestanden, die in der Kriegszeit nur mit besonderer amtlicher Genehmigung benutzt werden darf und, wenn wir nicht irren, einer strengen Zensur untersteht; was ja auch für die funkentelegraphische Verbindung mit dem Auslande völlig selbstverständlich ist. Angesichts dieses Vorganges muß denn doch mit allem Nachdruck die Frage aufgeworfen werden, ob etwa amtliche Stellen der Auffassung gewesen sind, daß das Reichsinteresse es erfordere, für die Äußerung des Abgeordneten Scheidemann den amtlichen Funkenapparat zur Verfügung zu stellen. Daß durch dieses Entgegenkommen im Auslande geradezu der Eindruck erweckt werden muß, daß Herr Scheidemann seine Friedenspropaganda als Vertrauensmann der deutschen Regierung betreibe, darüber konnte doch wohl keine amtliche Stelle irgendwie im Zweifel sein; und daß man im Auslande diese Auffassung hat, dafür liegt ja bereits das Zeugnis des ‚Matin‘ vor, der direkt von einem Zusammenspiel des Reichskanzlers mit der Sozialdemokratie spricht. Nun erscheint es wohl möglich, daß der Funkentelegraph nicht direkt Herrn Scheidemann, sondern seinem amerikanischen Interviewer zur Verfügung gestellt worden ist. Das würde aber an der Sache um so weniger ändern, als nach unserer Erinnerung auch gegenüber amerikanischen Berichterstattern ein solches Entgegenkommen bisher nur stattgefunden hat, wenn sie Äußerungen amtlicher deutscher Stellen, ziviler oder militärischer, weiterzugeben hatten; also natürlich Äußerungen, deren Verbreitung den maßgebenden Stellen erwünscht war. Auf jeden Fall also muß dieser Vorgang im Auslande die Auffassung hervorrufen, daß Herr Scheidemann im Einverständnis mit dem Reichskanzler arbeite, auf den er sich ja ständig beruft.

Uns scheint, daß die Verwirrung, die durch die Propaganda des Abgeordneten Scheidemann erzeugt wird, einen überaus bedenklichen Charakter annehmen muß, wenn aus dem bisherigen Gehenlassen der Regierung sogar eine ungewöhnliche Begünstigung dieser Propaganda wird, die im In- und Auslande Herrn Scheidemann als Vertrauensmann Deutschlands und der deutschen Regierung erscheinen läßt. Im feindlichen Auslande muß dadurch nachgerade lebhaftester Zweifel an dem deutschen Siegeswillen und an der deutschen Volkskraft erweckt werden. Daß dadurch schwerer Schade angerichtet wird, ist außer Frage. Die Begünstigung des Scheidemannschen Treibens durch amtlich kontrollierte Stellen ist deshalb so unverständlich, daß eine Aufklärung unbedingt nötig erscheint, wenn der Schade, den es schon angerichtet hat, nicht noch wachsen und zu einer bedenklichen Gefahr werden soll.“

Was belgisch ist — so meinte ja wohl Herr Scheidemann —, bleibt belgisch (wenn er's endlich nur verraten möchte, was eigentlich „belgisch“ ist?), was fran-

Digitized by Google

zösisch ist, bleibt französisch. Aber das genügt doch Herrn Asquith und den andern Vertrauensmännern Herrn Scheidemanns nicht: auch Serbien muß geräumt, wiederhergestellt, entschädigt usw. werden. Ganz recht, sagt Herr Scheidemann — unter freudigen Beifallsrufen des „Berliner Tageblatts" —, er habe eine solche Andeutung auch nur unterlassen, weil noch kein Mensch in Deutschland auf den Gedanken gekommen sei, daß deutsche Soldaten an der Somme, am Stochod, in der Dobrudscha und in den Karpathen bluten könnten, um Serbien für Österreich zu erobern. „Was geht uns Serbien an? Kein Mensch in Deutschland würde den Krieg auch nur einen Tag weiterführen wollen, um Österreich zu seinem übrigen Völkergemisch noch ein paar Millionen Südslawen zu bescheren!" Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow denkt über diese Frage anders. Er hat der Versammlung von Abgeordneten der Regierungspartei erklärt: „Alle Gebiete, für die der bulgarische Soldat sein Blut vergossen hat, werden bulgarisch bleiben", und Österreich, ergänzt die „Tägliche Rundschau", ist nicht in diesen Krieg gezogen um deutscher Wünsche willen, sondern um seiner eigenen, von der großserbischen Agitation aufs schwerste bedrohten Staatsinteressen und um seiner Zukunft auf dem Balkan willen. „Die Wiederherstellung Serbiens, zu der übrigens nach der rücksichtslosen Hinopferung der Serben an allen östlichen Wetterecken des Krieges durch die Entente auch die Menschen fehlen würden, wäre die Sprengung des heutigen Vierverbandes Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und Türkei, seine Unwirksammachung für die Zukunft und die Vereitelung aller mitteleuropäischen Zukunftshoffnungen. Und was würden wir sagen, wenn unsere Bundesgenossen nach den Worten des ‚Vorwärts' und des ‚B. T.': ‚Was geht uns Serbien an?' sagen würden: ‚Was geht uns Elsaß-Lothringen, was die Rheingrenze, was die Freiheit der Meere und was Ost- und Westpreußen an?' Eine solche Politik ist gemeingefährlich, nützt dem Frieden keinen Deut, bringt uns aber in Mißhelligkeiten, liefert unseren Feinden Stoff zur Agitation gegen uns und freut unsere Bundesgenossen nicht, auf deren Durchhalten wir ebenso angewiesen sind, wie sie auf das unsrige, und mit denen zusammen wir in bewiesener Treue den Krieg siegreich beenden wollen.

Es ist ein Vorteil, daß in den Reden der Staatsmänner der Frieden erörtert wird, aber man darf nicht verkennen, daß die Tonart, in der das geschieht, diesseits und jenseits des Kanals eine grundverschiedene ist, daß dort der Wille zum Kriege, bei uns der Wille zum Frieden betont wird, daß dort in heftigsten, herausforderndsten Worten, bei uns mit Zurückhaltung und dem Bestreben des Entgegenkommens gesprochen wird, daß wir auf die Annexion des von uns besetzten Belgiens verzichten zu wollen erklären, daß aber von der anderen Seite noch keine Andeutung gefallen ist, daß dort auf Annexionen, auf Vernichtung unserer Wehrkraft, auf wirtschaftlichen Boykott usw. verzichtet werden soll. Der bekannte militärische Sachverständige der ‚Times', Oberst Repington, sagte noch jüngst ganz im Einklang mit den Reden aller britischen Staatsmänner: ‚Wir haben die Führung in dem Bündnis übernommen, und die Führung Europas gehört uns mit Recht. Wenn der Krieg endet, wie werden wir dastehen? Wenn wir Armee, Flotte und alle Hilfsquellen zusammennehmen, so

Digitized by Google

werden wir die erste militärische Macht der Welt sein. Wir werden in der Hauptsache Seemacht vor allem anderen bleiben. Aber die Landesgrenzen des Reiches werden weiterhin dem Erdumfange gleichen. Unser Volk hatte und hat den Eroberungswillen.' Wenn nun dieser Eroberungswillen, der von französischer, russischer, italienischer Seite in der gleichen Heftigkeit geteilt wird, mit dem deutschen Friedenswillen zusammenkommt, so gehört viel Optimismus dazu, um daraus das Schaffen eines ersprießlichen Friedens zu erhoffen. Eher könnte man, um ein Gorkisches Wort zu gebrauchen, an das Zusammengehen des irdenen Napfes mit dem eisernen Kessel denken.

Der Reichskanzler hat in seiner Rede im Haushaltsausschuß den Gedanken an einen europäischen Friedensbund mit Schiedsgerichten nicht von sich gewiesen; aber er hat zu gleicher Zeit den englischen Plan als den Versuch der Errichtung englischer Weltherrschaft unter Garantie der Neutralen charakterisiert. Von der Verhinderung des Krieges durch einen Friedensbund der Völker sprachen Bethmann und Asquith, aber der eine meinte unter deutscher, der andere unter englischer Führung, so daß von einer Annäherung kaum gesprochen werden kann, und die Dinge noch so liegen wie zuvor. So freundlich und lockend daher die Hoffnung auf Frieden ist, so möchten wir doch mit dem vielleicht klügsten Politiker des Vierverbands, dem Zaren Ferdinand von Bulgarien, fragen: ‚Frieden sagten Sie?! Frieden! Wann? Wo? Zeigen Sie mir den Mann, der Frieden machen kann!' ...

Unsere Vermittler, auf die wir allein Vertrauen setzen können, sind unsere Waffen, sind Hindenburg und Ludendorff, die unsere Feinde von der Vergeblichkeit ihres Ansturms überzeugen und auf dieser erkämpften Einsicht einen Frieden aufbauen werden, wie wir ihn für die Zukunft unseres Vaterlandes allein brauchen können, und wie er der gebrachten Opfer wert ist."

Nun ist der Ruf Hindenburgs und Ludendorffs an uns alle, auch an uns hinter der Front ergangen, hat Hindenburg jenen Brief geschrieben, der, wie sein Urheber, in der Weltgeschichte als die Verkörperung des Siegeswillens eines großen Volkes fortleben wird. — „Wir brauchen", erinnern die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 586) „um nur anderthalb oder um ein Jahr zurückzudenken, um die Frage aufzuwerfen, ob solch ein Hindenburg-Brief nötig gewesen wäre, wenn (wie Hindenburg an den Reichskanzler schreibt) ‚starke, entschlußkräftige Beamte' auch in unserer Politik an ihrem Platze gestanden hätten. Vor anderthalb Jahren arbeiteten noch Herr v. Bethmann Hollweg und der bei seinem Abgang noch gefeierte Staatsminister Dr. Delbrück zusammen. Damals war jede rechtzeitige Ermahnung zur Regelung und Verteilung unserer Nahrungsmittelerzeugung vergeblich, jedes Drängen auf heiß beschleunigte Nahrungsmitteleinfuhr begegnete kühler Skepsis von Leuten, die zwar an politischen Stellen standen, aber jeweils glaubten, in vier bis fünf Monaten sei der Krieg zu Ende. Bis vor einem Vierteljahre haben die Auserwählten aber nicht Berufenen das eigentlich immer gewähnt. Man ließ England die Munitionszubereitung in Nordamerika in Flor und die Schaffung einer großartigen Rüstungsindustrie im eigenen Lande in Schwung bringen, man ließ — die Ellenbogen gestützt auf das Völkerrecht oder auf die grün bezogene Schreibtischplatte — England die

Digitized by Google

neutralen Staaten absatzweise, Monat für Monat, Schritt für Schritt, absperren gegen Deutschland. Unsere Regierenden fanden weder politische Leidenschaft, noch politische Handhaben. Sie ließen den ‚Aushungerungskrieg‘ gegen unser Vaterland — bis auf ein paar dürftige Luftlöcher — fest schmieden. Ihre Tatlosigkeit und Erfolglosigkeit wurde eine Zeitlang verdeckt durch die Geisteskraft deutscher Erfinder und die fabelhafte Technik unserer Industrie. Stickstoffbereitung, Faserstoffgewinnung, Gummiersatz, Handelsunterseeboot ‚Deutschland‘ — es waren alles Leistungen des Volksgeistes, die unseren Politikern und Diplomaten den Raum und die Zeit zum Handeln erweiterten und verlängerten. Mehr nicht! Aber auch diese Gnade des Schicksals haben sie nicht zu benutzen verstanden.

Am 1. Februar 1915 wurden durch Deutschland in Abwehr und Notwehr Englands Küstengewässer als ‚Kriegsgebiet‘ ausgerufen. Bis auf das gelegentliche Minenstreuen ist diese Erklärung nicht in lebendiger Wirksamkeit geblieben. Am 20. Februar 1915 fing der Unterseebootkrieg an, von dem ein Regierungsmann, wie der Geh. Justizrat Prof. Dr. Philipp Zorn noch in der vorletzten Nummer der ‚Leipziger Illustrierten Zeitung‘ (147. Band, Nr. 3827) sagte: ‚Daß die Wahrscheinlichkeit, auf diesem Wege den Weltkrieg einem baldigen Ende zuzuführen, gegeben war, wird nicht zu leugnen sein.‘ Und dann kam der ‚Lusitania‘-Fall mit seinem Abschluß unseres Unterseebootshandelskrieges. Es blieb der Kreuzerkrieg gegen feindliche Handelsschiffe mit allen seinen Gefahren für unsere U-Boote; später kam noch einmal der reine U-Bootkrieg wenigstens gegen bewaffnete Handelsschiffe. Dann kam der ‚Sussex‘-Fall; und danach wieder der reine Kreuzerkrieg.

Inzwischen durchbrachen unsere Heere bei Gorlice—Tarnow die Russenfront. Großfürst Nikolai wurde hinter den Wald von Bjalystok und die Polesje zurückgejagt und verschwand nach dem Kaukasus. Serbien wurde von dem mitteleuropäischen Vierbund niedergeworfen. Wir standen militärisch auf einer Höhe. Jetzt waren wir stark gegen Rumänien, stark gegen die Neutralen, stark gegen ein England, das angegriffen werden muß, um klein beizugeben.

Aber wir bauten an dem Gedanken eines baldigen Friedens und an neuen Taten der unermüdlichen Tapferkeit unserer Landheere weiter. Schon rief Kitchener seine zweite und dritte Million neuer britischer Soldaten aus. Lloyd George organisierte die Munitionserzeugung. Auch Frankreich erhielt in dem Sozialdemokraten Thomas einen Munitionsminister. Die Essen dampften; die Munitionsdampfer rauchten heran aus Nordamerika. Nordamerika schickte auch Flugzeuggeschwader, Unterseeboote und Patrouillenjäger, Gasbomben und giftige Säuren in seinen Granaten. Unsern Männern des Staates brannte es nicht auf den Fingern, obwohl selbst ein Bismarck förmlich Angst hatte, im Winter 1870/71 den Krieg schnell zu beenden. Keine Phantasie und Erfindungskraft begabte sie mit Mitteln, dem Feinde zeitig in den Weg zu treten, die Neutralen an der Schwelle zurückzuhalten von unneutralen Handlungen, in großem Stil die Öffentlichkeit zu beeinflussen, in heißer Freude zum Recht der eigenen Sache mit edler Leidenschaft den unerhörten Brutalitäten der meisten

Digitized by Google

unserer Feinde, in Wort und Tat, entgegenzutreten. Wir haben (außer auf rein militärischem Gebiete) immer nur die Entschließungen anderer abgewartet. Uns lauerte immer eine unerledigte Gefahr im Rücken; wir kämpften gegen England immer nur mit zwei Fingern der linken Hand — bis auf die paar glänzenden Tage, wo unsere Flotte Gelegenheit fand, nur an eigene Entschlüsse gebunden zu sein. Da brach denn nach sechstägiger Vorbereitung am 1. Juli 1916 an der Somme der von England systematisch vorbereitete Riesensturm los. Wir wußten gewiß immer Prahlreden englischer Minister richtig einzuschätzen; aber als Lloyd George rief: ‚Wir haben den Berg erstiegen' — da haben wir sofort gesagt: Diesmal weiß der Kriegsredner und Munitionsminister, was er sagt. Und die Höllenorkane eines Monate dauernden Trommel- und Riesenfeuers englischer, nordamerikanischer und französischer Mammutgeschütze brachen los; und die englischen, französischen und nordamerikanischen Fliegergeschwader drohten die Sonne der Pikardie zu verdunkeln. Die Hälfte unserer Wehrmacht und Munitionserzeugung stand gegen die von drei Ländern. Nie zu beschreibendes Heldentum glänzt und ist verglüht in dem Höllenring im Tal von Somme und Ancre. Den leitenden Politiker aber trifft mit voller Wucht die Frage: Was tatest du, um diesen Kelch an uns vorübergehen zu lassen?

Dann kam Rumäniens Verrat. Dann kamen, Gott sei Dank, auch Hindenburg und Ludendorff. Immer herrischer sperrte uns England inzwischen von jeder nährenden Ausfuhr aus neutralen Ländern ab. Wegen einer formalen Frage, wegen der Rechtsfrage einer abgeänderten neutralen Behandlung unserer Unterseeboote sind wir inzwischen in ernste unmittelbare Reibungen mit diesem oder jenem Neutralen geraten.

Muß nicht im Zentrum unserer allgemeinen Kriegspolitik ein schwerer und schicksalsvoller Rechenfehler gesteckt haben, wenn es möglich geworden ist, daß ein Hindenburg zur Veröffentlichung schreibt: In den Landeszentral-, in den Verwaltungs- und Kommunalbehörden scheine noch nicht überall erkannt zu sein, daß es ‚um Sein oder Nichtsein unseres Volkes und Reiches geht'? Nach 27 Monaten Kriegsdauer! Darf uns nicht ein leises Erschrecken befallen, wenn jetzt durch alle deutschen Zeitungen die Feststellung zieht: Durch Lloyd George sei England uns vorausgekommen in Sachen der Organisation des Landes für Rüstung und Munition? Gewiß wollen wir alle helfen, um Versehenes wieder gutzumachen, um Nachteile wieder einzubringen, ja darüber hinaus wieder in Vorteil zu kommen. Aber mit dem Freimut, durch den Englands vaterländische Presse in solch einem Augenblick immer groß war und selbst in diesem Kriege noch immer groß blieb, bekennen wir: Wenn die politische Erkenntnisfähigkeit an der Spitze unserer Geschäfte mangelt und demgemäß die Fähigkeit, richtig zu handeln, sich kraftvoll-nützlich zu entschließen und zu werten in jedem Augenblick, was unsere Waffen, unser Pflug, unser Schraubstock und Dampfhammer, unser Erfindergeist und unseres Volkes rührende Opferbereitwilligkeit schufen und dauernd weiter erzeugen, dann schöpfen wir edelste Kraft in durchlöcherte Danaidenfässer, dann verrinnt unsere Volkskraft im Meere oder sie endet als Völkerdünger auf den Äckern anderer, politisch klügerer und politisch besser geführter Nationen.

Digitized by Google

Was will nun im besonderen der Feldmarschall von Hindenburg?

Für die Munitionsarbeiter will er besser gesorgt sehen; besonders mehr Fett will er haben. Daß die Industriebezirke in bezug auf Fettzuteilung schlechter stehen sollten, als die Großstädte, als der Reichsdurchschnitt städtischer Verbraucher, sollte man nicht für denkbar halten. Exzellenz Hindenburg klagt ja auch nicht theoretisch (gegen das Kriegsernährungsamt), sondern praktisch (gegen die Behörden und die Landleute). Er meint: daß Landeszentral-, Verwaltungs- und Gemeindebehörden schärfer auf der Durchführung des eingeführten Verteilungsrechtes bestehen sollen. Man soll also nicht eigensüchtige Politik zwischen Bundesstaat und Bundesstaat treiben. Und jeder Staat soll offenbar aus seiner Landwirtschaft herausholen und herausgeben, was möglich ist.

Es ist vielleicht richtig, daß unsere Landräte früher nicht energisch genug die Gemeinsamkeit vertreten haben gegenüber dem gleichsam an der Erdscholle klebenden Eigensinn und der Eigensucht vieler Leute auf dem Lande. Aber bei unseren Landräten, so scheint uns doch, ist seit längerem die erwünschte Energie eingezogen. Und die Landwirte selbst will ja Hindenburg durch Anregung der Freiwilligkeit, unter Führung der hervorragendsten Standesgenossen, zu vermehrter Leistung und Entäußerung angetrieben sehen.

Möge der Wunsch wirken und der Tadel nicht verletzen! Möge nun aber auch nicht eine einseitige Gerechtigkeit geschaffen werden, die wieder Ungerechtigkeit bedeutet für andere! Möge auch auf sparsame Wirtschaft gedrängt werden — hinter der Front, in der Etappe und daheim! Möge man auch die besetzten Gebiete nach Recht und Billigkeit nützen für die Front und die schaffenden Bürger daheim! Möge man die Zufuhren aus dem Auslande nicht weiter sich abschnüren lassen, vielmehr neue zu eröffnen lernen! Um eines einzigen unzulänglichen Unterhändlers willen kann infolge eines Handelsvertrages ein Volk Millionen von Arbeitsstunden aufwenden müssen zum Vorteil Fremder, die es andernfalls für sich hätte nützen können.

Und darum kommen wir zum Schluß abermals auf Hindenburgs Wort: ‚Das Volk will starke, entschlußkräftige Beamte sehen; dann wird es auch selbst stark sein.‘ In der Tat — so ist es. Wenn Hindenburg führt, folgt jeder Soldat; wenn Ludendorff eine Entscheidung denkt, glaubt jeder an dessen militärischen Zwang und sachliche Grundlagen. Aber auch politisch muß ein kämpfendes Volk vertrauen können, muß es ahnen dürfen, wenn es noch nicht wissen kann. Welche Luft aber umweht uns? Die ausgedörrteste Negative. Was rief der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann, der sich unablässig als berufenster Ausleger des Reichskanzlers ausgibt, soeben im ‚Vorwärts‘ aus? ‚Sieg ist Traum‘; der Sieg der sechs wirtschaftlichen Verbände ist sogar ‚wüster Traum‘. Und das ‚Berliner Tageblatt‘ überschreibt stillselig: ‚Abwehr ist Sieg.‘ Mag sein, daß, wenn wir politisch so weiter geführt werden, noch ganz andere Horizonte heraufdämmern — aber stand das deutsche Volk darum so herrlich und gewaltig auf im August 1914? Fordert nicht Scheidemann schon die Erledigung der belgischen, polnischen und serbischen Frage auf einer allgemeinen Friedenskonferenz?

Digitized by Google

Damit Österreich-Ungarn nicht wegen Serbiens auf eine allgemeine (feindliche) Konferenz gehe, liefen wir das Risiko des Weltkrieges. Und jetzt sollen wir nicht nur Serbiens Zukunft, sondern auch unsere eigene einem Kongreß anvertrauen, bei dem auch nicht der kleinste Teilnehmer unser Freund und sogar die serbischen Attentäter stimmberechtigt sind?

Soweit sind wir einstweilen abwärts geführt worden. Dafür ist kein ‚furor teutonicus‘ zu entflammen. Soll es dennoch nach Hindenburgs Wunsch gehen, so müssen Hindenburg und Ludendorff nun auch einmal das politische Gesamtbild prüfend ins Auge fassen, und, wenn sie zu Erkenntnissen kommen, Folgerungen ziehen. Wir sind tief überzeugt, daß Schweres, daß Ungeheures uns bevorsteht. Dazu muß das Land sich rüsten. Wir stimmen zu, wir folgen Hindenburg. Aber die Rüstung muß lückenlos werden. Geist und Arm, Herz und Schwert müssen zusammenklingen. Wenn dieser Klang ertönen wird, flammt das ganze deutsche Volk (einschließlich der überwältigenden Mehrheit der sozialdemokratischen Kämpfer) sicher wiederum nach dem alten Bismarckwort auf: ‚Von Memel bis zum Bodensee‘.“

Die „Alldeutschen Blätter“ (Nr. 47) bedauern, daß Generalfeldmarschall von Hindenburg in seinem Schreiben nur auf Versäumnisse im Gebiete der Volksernährung eingeht: „Wenn Herr von Hindenburg einmal Gelegenheit zu der Feststellung erhielte, welche unmeßbaren Werte der so wichtigen Volksstimmung nutz- und zwecklos vertan worden sind, und wie der breit dahinfließende Strom einer lodernden Hingabe allmählich aber sicher zu künstlicher Versandung gebracht, wie mit bewußter Unfreundlichkeit der große Kreis aller derjenigen vor den Kopf gestoßen worden ist, die noch von jeher die überzeugtesten Verfechter einer starken Reichs- und Kaisergewalt waren, so würde er sicherlich auch nach dieser Richtung nicht minder auf Abhilfe dringen. Denn findet sein sorgender Geist Zeit, sich der leiblichen Not weiter Volksteile anzunehmen, so wird er auch für die herrschende Gewissensnot der sicherlich nicht schlechtesten Kreise Verständnis bekunden.

Im übrigen begrüßen wir mit besonderer Genugtuung die Art, in welcher hier von einem ‚Nicht-Politiker‘ praktische Arbeiterpolitik getrieben wird; denn es darf wohl als sicher gelten, daß der Brief des Generalfeldmarschalls in allen Kreisen unserer Arbeiterschaft ein Gefühl lebhaftester Befriedigung auslösen wird. Hier, wo der größte lebende Deutsche sich voller Sorge des ‚kleinen Mannes‘ annimmt, kann der deutsche Arbeiter an einem besonders beredten Beispiele sehen, was es mit der früheren Hetze gegen die ‚Großen‘ auf sich hat, und wir sind fest überzeugt, daß der Brief Herr von Hindenburgs mehr Wirkung üben wird, als der ganze Tintenstrom, der bisher über die ‚Neuorientierung‘ vergessen worden ist, und als der ganze innerpolitische Kuhhandel hinter den Kulissen. Eine starke, überragende Persönlichkeit, ein klarer Blick, ein festes, zielsicheres Wollen, dazu eine Sprache, die das Volk versteht, — das schafft jenes Vertrauen, nach dem heute so viel und vergeblich gerufen wird!“



Digitized by Google



„Ich und der Kanzler"

Aufklärung über die zwischen Herrn Scheidemann und dem Reichskanzler bestehenden Zusammenhänge fordert der „Hannoversche Kurier":

„Nüchtern und sachlich haben wir angesichts der immer wiederkehrenden Behauptungen Scheidemanns, ‚ich und der Kanzler, wir sind eins', den ernsthaften Wunsch geäußert, es möchte von amtlicher Seite dieser Behauptung entgegengetreten werden, einmal, weil sie mit den tatsächlichen Äußerungen des Kanzlers nicht in Einklang zu bringen ist, und zum anderen, damit endlich den Scheidemannschen Abhandlungen der Grundtext entzogen wird, auf dem sie aufgebaut sind, damit ‚auch im Innern die Aufrechterhaltung einer geschlossenen Front' möglicher wird, als das jetzt der Fall ist. Denn solange Scheidemann mit einer durch nichts zu erschütternden Unentwegtheit unbestritten als der Anwalt der deutschen Reichsleitung gelten will, wird das nicht gut möglich sein. Dazu ist seine Propaganda allzu provozierend, seine Kampfesweise allzu selbstgefällig, seine Geste allzu gemacht-überlegen. ‚So hat denn auch der ganze Lärm die Stille der Wilhelmstraße bisher nicht gestört.' Wörtlich so im ‚Vorwärts'. Scheidemann über die Stille der Wilhelmstraße! Wörtlich so ... Um nicht mißverstanden zu werden: Wir gönnen einem Scheidemann alle nur mögliche Kenntnis von Dingen, die noch hinter dem Vorhange verborgen sind und erst im Abendschauspiel vor den Saal gebracht werden — aber dann wollen wir auch klipp und klar ausgesprochen wissen, daß dieser Zusammenhang zwischen ihm und dem Lenker unserer Geschicke besteht. Wollen wir wissen, ob er das verbriefte Recht hat, von der Warte, auf der er heute in geradezu schwindelhafter Höhe hält, das Ausland zu umschmeicheln und zu umwerben und diejenigen Deutschen, die nicht seines und seiner Hintermänner Sinnes sind, abzukanzeln, wie das geschehen ist. Hat er recht? Gut, dann ist Klarheit über den Kurs, den wir steuern. Hat er's nicht? Desto besser. Dann können wir um so machtvoller an der geschlossenen Front im Innern bauen. Bis dahin aber wird ‚das lange Gerede — auch eine ‚Vorwärts'-Unartigkeit von heute! — in gewissen deutschen Zeitungsblättern fortgehen', fortgehen müssen, weil uns die Scheidemannsche Verständigungspropaganda just in dem Augenblick, wo wir das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zum letzten Widerstande und zum entscheidenden Schlage anspannen, weder nötig noch nützlich zu sein scheint."

*

Die 2222 Aufrechten

Rechtsanwalt Martin hat den „Leipziger Neuesten Nachrichten" eine Zuschrift gesandt, in welcher er mitteilt, daß die in der Versammlung vom 11. Oktober beschlossene Kundgebung für den Reichskanzler nachträglich von 2222 Personen unterzeichnet worden sei; die Unterzeichnungslisten haben 14 Tage lang an den öffentlich bekanntgegebenen Stellen ausgelegen. Dazu bemerken die „Leipziger Neuesten Nachrichten":

„An jener Versammlung haben unserer Schätzung nach 400—500 Personen teil-

genommen. Das „Leipziger Tageblatt“ gab die Zahl der Teilnehmer ursprünglich auf ebenfalls 500 an, steigerte seine Schätzung nachträglich aber auf 700 und dann auf 800. Ob sich wirklich 750 Personen — ein Drittel der Teilnehmer bestand aus Damen — in der Versammlung eingezeichnet haben, bleibt also doch wohl zweifelhaft. Was nun die 2222 Personen angeht, die sich dann weiter in die Listen, die in mehreren Zigarrenhandlungen sowie im „Leipziger Tageblatt“ auslagen, eingezeichnet haben, anbetrifft, so bleibt doch wohl die Frage offen, ob der deutsche Reichskanzler besonders erfreut sein wird, wenn ihm aus einer Stadt von 600000 Einwohnern eine Vertrauenskundgebung übersandt wird, die ganze 2222 Unterschriften trägt. Insbesondere, wenn man sich daran erinnert, daß man aus den Kreisen derer, die jene Versammlung einberiefen, vielfach hören konnte, es werde ein leichtes sein, in Leipzig mindestens auch 12000 Unterschriften für eine Kundgebung für den Reichskanzler zusammenzubringen, wenn man in Plauen in wenigen Tagen so viele Unterzeichner einer Kundgebung für einen rücksichtslosen Krieg gegen England gefunden hatte.

Nachdem eine von demselben Herrn Martin veranstaltete Vertrauenskundgebung für den Reichskanzler im Juni d. J. nur 220 Unterschriften gefunden hatte, und diese zweite Aktion nicht viel besser ausgelaufen ist, möchten wir doch mit weiteren Kundgebungen dieser Art verschont bleiben, da sie in solch ernster Zeit nur geeignet sind, Unfrieden im Volke zu erzeugen. Solche Listen sind doch kein Allheilmittel für die schweren Sorgen, die gerade die tüchtigsten und besten Männer unseres Volkes bedrücken.“

Dazu wird dann noch der „Deut. Tageszeitung“ mitgeteilt, daß der Wortlaut der Rede, die Geheimrat Wach auf jener Versammlung vom 11. Oktober gehalten hat, in großen sächsischen Tageszeitungen als Inserat aufgegeben worden ist, allerdings in einer Form, aus der die Leser den Charakter als Anzeige nicht ohne weiteres erkennen konnten. Die Verbreitung solcher Reden auf dem Wege einer bezahlten Anzeige ist jedenfalls etwas ungewöhnlich und legt auch die Frage nahe, wer das Geld für eine solche Propaganda hergegeben hat.

*

Das Dogma

Auf der Kriegstagung der nationalliberalen Vertreterversammlung für die Rheinprovinz am 5. November hat der Reichstagsabgeordnete Dr. Fr. Thoma eine Rede gehalten, in der es nach einem Bericht des „Deutschen Kuriers“ vom 27. November (Nr. 327) u. a. hieß:

Man hat den bekannten Vergleich aufgestellt, man müsse sich bei jedem Angriff auf den Reichskanzler vorstellen, daß man doch den Chauffeur, der das Fahrzeug lenkt, während dieses Krieges beim Fahren nicht stören dürfe. Ich möchte wissen, ob es einen Menschen in diesem Saale gibt, der, wenn er sich überzeugt hat, daß sein Chauffeur falsch gefahren ist, ihn nicht anspricht und sich zu fragen erlaubt: He, wohin fährst du denn eigentlich? (Stürmischer Beifall.) Man hat das Dogma aufgestellt, während des Krieges dürfe kein Kanzlerwechsel stattfinden, und mir gegenüber ist neulich ein Fortschrittsmann im Privatgespräch sogar so weit gegangen, daß er gesagt hat, der Rücktritt des Herrn v. Bethmann käme einer verlorenen Schlacht gleich. (Große Heiterkeit.) Das ist ein Dogma ohne jede historische und ohne jede sachliche Berechtigung. (Sehr richtig.) Wenn zu Beginn des Krieges einer etwa das Dogma aufgestellt hätte, es ist bedenklich und gefährlich und unter allen Umständen zu vermeiden, einen Wechsel in dem Leiter der großen militärischen Operationen eintreten zu lassen, so hätte das wenigstens Sinn und Verstand gehabt. Aber die Tatsachen haben uns anderes gezeigt, da muß es auch erlaubt sein, einen anderen Kanzler zu wollen, wenn man das begründen kann. Und ich gehöre zu diesen Leuten. (Stürmischer Beifall.)

*

Digitized by Google

„Sein bester Kopf"

Zum Rücktritt Herrn von Jagows von seinem Posten als Staatssekretär des Auswärtigen Amts schreibt die „Kölnische Volkszeitung":

„Es gab in diesem Kriege zweimal Lagen, in denen man den Rücktritt Jagows eigentlich für selbstverständlich hielt. Kaum irgendwo in einem Staatswesen hätte der Leiter der auswärtigen Politik auf seinem Posten bleiben können, wenn der Abfall zweier Bundesgenossen im Kriege ihn und das Volk so überrascht hätte, wie dies beim Eintritt Italiens und Rumäniens in den Krieg der Fall war. Nicht als ob man Italiens Kriegserklärung erst am Tage der Bekanntmachung etwa geahnt hätte. Auch Rumäniens Kriegserklärung war eigentlich nur für den Tag des Vollzuges eine Überraschung. Aber die Richtung der Politik, die Tatsache, daß Italien in einem Weltkriege uns verlassen und gegen uns die Waffen ergreifen würde, das konnte unmöglich in dem Programm unserer Politik gestanden haben. Daß Rumänien bei der ersten besten Gelegenheit nach Vollendung seiner Rüstungen mit unseren Feinden über uns herfallen würde, das konnte unmöglich von Anfang an von unserer auswärtigen Politik vorausgesehen und in Rechnung gestellt worden sein. Wäre das der Fall, so würde man erst recht unsere Haltung und unsere auswärtige Politik diesen Staaten gegenüber nicht verstanden haben. Schon im Sommer hatte man nach dem Eintritt Rumäniens in den Krieg in parlamentarischen Kreisen bestimmt mit dem Rücktritt Jagows gerechnet, aber der Reichskanzler wollte sich nicht von ihm trennen. Er erklärte mehrfach Abgeordneten gegenüber, daß Herr v. Jagow in diesem Augenblicke für ihn unentbehrlich und sein bester Kopf sei. Als der Reichstag zur letzten Tagung zusammenkam und die Gereiztheit gegen die Leiter unserer auswärtigen Politik noch verschärft war, hielt man den Rücktritt allgemein für bevorstehend. Wieder war es der Reichskanzler, der sich von Jagow nicht trennen konnte. In Jagow erblickte Herr v. Bethmann Hollweg den Mitarbeiter, der seiner nach Westen gerichteten Politik am meisten Verständnis und persönliche Zuneigung entgegenbrachte. Wertvoll war für Herrn v. Bethmann Hollweg auch Jagows ungewöhnliche Personalkenntnis. Als Jagow noch Botschafter war, schätzte der Reichskanzler an ihm besonders die Vortrefflichkeit seiner Berichte. ‚Jagow macht die besten Berichte.' Dieses Wort ist im Auswärtigen Amte bekannt, und nach den Berichten schätzte man Jagows Fähigkeiten für die Leitung unserer auswärtigen Politik ein. Vielleicht enthielten die Berichte, wie beim Fürsten Lichnowsky, besonders das, was man gerne las und hörte, und deshalb erregten sie vielleicht die Zustimmung und Zufriedenheit in Berlin. Jagow ist seinerzeit als Botschafter nach Rom geschickt worden, als man mit Graf Monts nicht mehr zufrieden war. Graf Monts hatte dem italienischen Verhältnis zu Deutschland nur noch schwarze Seiten abgewinnen können und die Entwicklung der Dinge düster genug vorausgesagt. Da wurde Herr v. Jagow hingeschickt; er sollte die Wogen glätten, er sollte das Verhältnis Italiens zu Deutschland wieder herzlich gestalten und — er machte die besten Berichte. Wegen seiner guten Berichte wurde er Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und damit mehr oder weniger Leiter unserer auswärtigen Politik. Genau so war es in London gegangen. Graf Wolff-Metternich hatte die englische Politik richtig erkannt und ihre Zukunftsabsichten zutreffend eingeschätzt. An seiner Stelle wurde vom Reichskanzler der ihm persönlich nahestehende Fürst Lichnowsky nach London geschickt. Auch er wurde wegen seiner guten Berichte viel gelobt und geschätzt. Aber die Ereignisse warfen die guten Berichte von London und von Rom über den Haufen. Weder Lichnowsky noch Jagow haben die späteren traurigen Erfahrungen abwehren können. Die Politik der guten Berichte scheiterte."

*

Digitized by Google

Die breite nationale Grundlage

für die Regierung sucht eine Darlegung der aus Berlin manchmal auch noch offiziös benutzten „Kölnischen Zeitung“ mahnend und klagend herzustellen. Lassen wir diese Klage beiseite, da es das Sprichwort von den betrübten Lohgerbern gibt. — „Komm, Hans, ich bin bereit!“ heißt es in einem alten schönen Gedicht von herzlicher Versöhnung.

Aber da liest man noch: „Hätte man allerorts den Worten des Kaisers, daß er keine Parteien mehr kenne, größere Nachachtung geschenkt, so wäre uns ein gut Teil der leidigen Zwistigkeiten, in denen wir uns verzehren, erspart geblieben.“ Zu diesem „man“ und „uns“ darf denn doch einmal mit aller Deutlichkeit folgendes bemerkt werden. Der Kriegsausbruch fegte tatsächlich die Parteien hinweg. Am meisten betroffen wurden dadurch diejenigen Parteiführer, die heute am selbstbewußtesten als solche auftreten dürfen. Wer hat in der dazwischenliegenden Zeit das Denkbare getan, ihnen wieder in den Sattel zu helfen? Ihnen erst eine nie besessene Geltung und Machthuberei einzuräumen und die parteierlösten, freudig zu Vaterland und Volkstum zurückgekehrten Massen ihnen von neuem zuzumanövrieren? Wer sind dieser „man“, der Protektor der Scheide- und Bindestrich-männer gewesen?

Ed. H.

*

Alles Burgfrieden

An inneren Werten läßt sich nichts erzwingen. Alles Gerede von Burgfrieden schützt nicht gegen hämische Begeiferung Andersdenkender, wenn der innere Anstand fehlt. — In Nr. 38 der „Welt am Montag“ steht ein kleiner Artikel „So muß es erst kommen“, in dem „die wahrhaft abschreckende Gesinnung eines sich offen seines Kriegswuchers rühmenden Händlers“ aus München an den Pranger gestellt wird. Zum Schluß steht der Satz: „Interessant wäre zu erfahren, ob der Mann etwa auch bei der bekannten alldeutschen Versammlung in München zu den Kriegsschreiern gehörte — ein Wunder wäre es nicht.“

Was gibt der „Welt am Montag“ das Recht zu einer solchen Verdächtigung ihrer politischen Gegner, denen hier eine ebenso „abschreckende Gesinnung“ unterschoben wird? Eine Begründung wird gar nicht erst versucht; keinerlei Zusammenhang ist gegeben. Aber es gibt eben Lebewesen, die von Natur aus geifern müssen.

St.

*

England oder Rußland?

Die ganze Angst, die Deutschland vor seinen Politikern, nicht zum wenigsten einigen vielgehörten Publizisten, haben muß, steigt uns wieder aus der voreiligen Fragestellung auf, mit wem sich das Reich nach dem Kriege verständigen werde. Mag man's erörtern — nur immerzu! Das bringt erwünschte Gedankenbildungen und Klärungen zuwege. Nur ums Himmels willen nicht meinen, man müsse jetzt schon ins Blaue, allenfalls zur bequemeren In-die-Wege-leitung des Friedens, Entschlüsse finden. Nichts kennzeichnet diese Neigungen mehr, als daß sie sich von einem Tag zum andern selbst verändern; heute wieder einmal sind die Russen die allein Möglichen, morgen ist es „trotz allem“ Old England. Damit aber können wir, weil eines so richtig wie das andere ist, bei kindlicher Behandlung glücklich dahin gelangen, daß wir schließlich allen beiden Teilen die unserm Gemüte ja so sehr entsprechenden Selbstverzichte mit dem gewohnten Hut in der Hand anbieten und aus unserem Erstrittenen in rührungsseliger, unbelehrbarer Opferfreude die Unterpfänder sotaner vertrauender Freundschaft machen.

Das konnten wir, wenn's auch nicht gerade so wunderbar politisch war oder etwas nützte, zuzeiten mit Somaliland oder mit Persien machen, das wir uns nicht vom Herzen und vom deutschen Lebensnerv zu schneiden brauchten, und wo nicht aus ihren Gräbern die Schatten der Vaterlandskämpfer, die für ihr Volk und seine Zukunft fielen, mit ewig unsühnbarem, schmachvollem Vorwurf auferstehen.

Es kann nicht laut genug gesagt werden, daß die ganze Fragestellung, mit wem wir

Digitized by Google

uns verständigen werden, in dieser Art Behandlung wieder nur eine Michelei ersten Ranges ist, das beliebte Hypothesenspiel, das bei gewissen akademisch Gebildeten jeweils, wenn das wirklichere Klardenken unter der Last der Schultheorien und Begriffe weggequetscht worden, sich des verpaukten Verstandes bemächtigt, um ihm nicht nur noch Fähigkeiten, sondern gar vermeinte „denkende" Überlegenheiten vorzutäuschen. Jeder gesunde Verstand im Deutschen Reiche, der die Weltlage in ihrer Natur erkennt und ihre Wirklichkeit empfindet, weiß es diesmal: nur der Sieg verschafft uns den dauernden Frieden.

Haben wir denn schon vergessen, wohin wir mit dem viel zu vielen Anbieten unserer kaleidoskopischen Freundschaft geraten sind? Seien wir vorerst und vor allen Dingen der Freunde, die wir haben, froh, denen wir uns nicht anzubieten, denen wir nichts zu opfern brauchen, in Sofia, Konstantinopel! Seien wir treu und beständig, und so vor allem selbstgetreu und voll der Selbstachtung, die in der Politik notwendig ist. Dem Selbstachtungsvollen, Selbständigen wird immer vorgegeben, niemals dem Darbringenden, jener ist es, der empfängt, gewährt und wählt. Werden wir unverzagt so stark, wie wir nach allen vorhandenen Bedingungen können, gedenk': Was du vom Augenblick verloren, bringt dir keine Ewigkeit zurück. Machen wir uns mit frischem Zugreifen so überlegen stark, daß wir die Verständigung nötigen, uns zu suchen! Denn das ist der Lauf der Dinge in der realen Welt, und wer das bestreiten oder nicht einsehen und glauben will, der hat, was zwar leider auch bei Politikern heute vorkommt, keine elementarste Kenntnis von den Tatsächlichkeiten der politischen Geschichte. Ed. H.

*

Wie soll man's machen?

Handgreifliche Erfahrungen, schreibt Frhr. Senfft von Pilsach in der „Kreuzzeitung" (Nr. 598), sprechen dafür, daß der Eindruck unserer Waffenerfolge auf Freund und Feind durch die fortgesetzte Ausschaltung der Kriegsziele aus der öffentlichen Diskussion empfindlich beeinträchtigt wird. Es müßte ja auch wunderbar zugehen, wenn uns unsere unfreiwillige Zurückhaltung im feindlichen wie im neutralen Auslande als Verdienst angerechnet und nicht vielmehr als Kleinmut ausgelegt würde. Hat man uns aber erst darauf ertappt, so ist man um eine Erklärung des Widerspruches zwischen solchem Kleinmut und unserer günstigen Kriegslage erst recht nicht in Verlegenheit. „Die Deutschen spüren den Hunger in ihren Gedärmen"; das ist die selbstverständliche Schlußfolgerung, die aus unserer „maßvollen" und „staatsklugen" Behandlung der Kriegsziele gezogen wird. Am irreführendsten wirkt dabei die unverkennbare Einseitigkeit, mit der die Überwachung unserer Presse gehandhabt wird, ob auf höhere Weisung oder vermöge des Unverstandes der ausführenden Stellen, tut nichts zur Sache. (Darüber besteht im wesentlichen wohl kaum noch ein Zweifel. D. T.) Während sie alle Äußerungen ängstlich unterdrücken, die auf der Voraussetzung unseres unumstrittenen Sieges fußen, wird jede Kundgebung zugelassen, die vor einer Überspannung unserer Hoffnungen warnt und unserem Verlangen nach angemessenem Gebietszuwachs und sonstigem Ausgleich für die uns zugefügten Kriegsschäden entgegentritt. Wie man es anstellen will, auf solche Weise in unserem Volk das Feuer der Begeisterung und Hingebung zu entfachen, das der Feldmarschall v. Hindenburg zur Bewältigung unserer Aufgabe als unentbehrlich hinstellt, das ist vollkommen unerfindlich. Mit diesem System sollte lieber heute als morgen gebrochen werden; dann und nur dann können wir den Erwartungen unseres großen Heerführers gerecht werden.

*

Digitized by Google

„Der verkehrte Weg zum Frieden"

Der von wirklichen politischen Köpfen als Mitarbeitern bediente „Manchester Guardian" bringt einen Leitaufsatz mit obiger Überschrift. Er bezeichnet mit dieser die Rede im Reichstags-Hauptausschuß vom 9. November und gipfelt in dem Satze: „Nichts anderes als Deutschlands endgültiger und unbestreitbarer Sieg würde den Vierverband bewegen können, den Frieden anzunehmen."

Vielleicht aber lassen sich auch einzelne Vierverbändler auf diese Weise dazu bringen und davon befreien, daß England ihr Tun und Lassen bestimmt. Sie mit Wasser- und Friedenssüpplein loszulösen ist keine Aussicht, mögen wir es noch so sehr bedauern und menschlich darunter weiter leiden. Sie sind so fest verfangen und verschroben, daß nur die stärkere Gewalt sie lossprengt.

Ed. H.

*

Polen

Die Aufrichtung Polens hat sich vollzogen, mit glücklichem Verzicht auf weitere bedenkenvolle und entschließungsarme Zeitvertrödelung, — was auch anderweitig zu wünschen wäre, wo wir doch einmal handeln müssen und das ewige Zaungezänk mit besser im Keifen geübten Nachbarinnen die Lage nicht verbessert. In der Schrift des Professors M. Kranz „Neu-Polen", bei J. F. Lehmann in München schon 1915 erschienen, ist der Verlauf so gesehen und gefordert worden. Ich weise nicht deswegen auf diese für ℳ 1.50 zu erstehende Schrift jetzt wieder hin, aber auf das allernachdrücklichste deswegen, weil sie, gedruckt mit Genehmigung der bayerischen Militärzensur, auch die Fragen, die jetzt für uns darankommen und übrig sind, erörtert und auseinanderwirrt. Denn das zeichnet sie vor manchen anderen literarischen Ideengängen aus, daß der Verfasser mit einer eindringenden Kenntnis der für uns bedingenden Verhältnisse und unbedingten Notwendigkeiten als gesunder Realpolitiker auf der deutschen Warte steht.

Ed. H.

*

Polnische Antwort

Zu dem im Preußischen Abgeordnetenhause angenommenen Antrage, Sicherungen gegen polnische Übergriffe in die deutsche Ostmark zu schaffen, hat der Abgeordnete Styczinski namens der polnischen Fraktion eine Erklärung abgegeben, die, wie die „Alldeutschen Blätter" feststellen zu dürfen glauben, in allen Punkten die Tatsache bestätigt, daß die preußischen Polen nicht im Traume daran denken, für sich die Folgerungen aus der geschaffenen Sachlage etwa in der Richtung einer vorbehaltlosen Bejahung des preußischen Staatsgedankens zu ziehen. Die Erklärungen des Abgeordneten Styczinski waren in dieser Hinsicht so unzweideutig, seine Sprache so siegesgewiß und herausfordernd, daß sich auch dem Blindesten der Blick für die Entwicklungen geschärft haben könnte, denen wir in unserer Ostmark entgegenzugehen scheinen.

Als Beweis dafür lassen sich auch zwei Stimmen aus dem Lager der österreichischen Polen anführen, die fast noch unverhüllter die letzten Ziele des Polentums entschleiern. In einer Betrachtung des „Jlustrowany Przeglad Tygodniowy" über die Zukunft Polens heißt es wörtlich:

„Der Prozeß des Wiederaufbaues eines polnischen Staates aus den Zeiten der Piasten und Jagellos kann vielleicht eine lange Zeit dauern, und die politische Arbeit wird sich auf eine Reihe von Geschlechtern ausdehnen. Grundsätzlich müssen wir aber heute schon auf dem Standpunkte stehen, daß unsere Rechte auf die polnischen Landesteile, die einstmals zum polnischen Staate gehört haben, und auf welchen ein polnisches Volk lebt, keine Verjährung erlitten haben, und daß es uns nicht gestattet ist, auf diese Rechte zu verzichten. Jedes in der Vergangenheit der polnischen Erde entrissene Stückchen muß früher oder später zur Muttererde zurückkehren. Wir können also grundsätzlich nicht verzichten, sondern müssen nach wie vor unsere Rechte auf Posen, Schlesien, Danzig und Um-

Digitized by Google

gebung betonen. Das völkische Bedürfnis verbietet es uns, unseren Rechten zu entsagen."

Und in der Petrikauer „Wiadomosci Polskie" (8. 11. 1915, Nr. 52), die als eigentliches Blatt der polnischen Legionen gilt, behauptet Thadäus Dombrowski, daß die Großpolen (d. h. die preußischen Polen) den Plan des Wiederaufbaues des polnischen Staates im Zusammenhange mit der habsburgischen Monarchie fürchten „in der Besorgnis, daß sie in diesem Falle außerhalb der Grenzen des polnischen Staates abgesondert bleiben würden und ihre politische Kraft sich verringern würde". „Selbstverständlich", fährt das Blatt fort, „halten wir dies für einen völlig unverantwortlichen Gedanken, der leider öffentlich ausgesprochen worden ist, den Gedanken, daß die Großpolen ihrem eigenen Schicksal überlassen werden sollen. Für ganz berechtigt halten wir die edle Entrüstung der großpolnischen Presse aus diesem Grunde. Man darf jedoch nicht vergessen, daß das polnische Vorgehen vor allem eine Befreiung des Königreichs Polen von der russischen Herrschaft und auch die Errichtung eines polnischen Piemonts bezweckte. Jeder Realpolitiker weiß, daß mit dem gegenwärtigen Kriege der große staatschaffende Prozeß in dem polnischen Lande erst begonnen hat, und daß man von dem gegenwärtigen Kriege nicht erwarten darf, daß er die Zukunft unserer Nation schon ein für allemal festlegen wird. Dieses Motiv muß man daher als politische Kurzsichtigkeit bezeichnen."

Wenn eine solche Sprache (bemerken die „Alld. Bl.") seitens der preußischen und österreichischen Polen bereits zu einem Zeitpunkte möglich ist, an welchem das Polentum noch keinen festen Rückhalt an einem eigenen Staatswesen besitzt, so läßt sich leicht ermessen, was in dieser Beziehung zu erwarten steht, wenn der neue polnische Staat erst einmal unter Dach und Fach gebracht sein wird. Die einzige Hoffnung gründet sich für das deutsche Volk auch hier auf die Namen Hindenburg und Ludendorff, denen die auftretenden Wetterzeichen unmöglich verborgen bleiben können. —

Um einseitigen Urteilen vorzubeugen, muß indessen festgestellt werden, daß sich im polnischen Lager auch anderslautende Stimmen Gehör zu verschaffen wissen.

*

Geist von anderem Geiste

Zur Mobilmachung der deutschen Arbeit schreibt die „Tägl. Rundschau" (Nr. 599):

Kein Zweifel, woher der in jedem Sinne große Anstoß zur Einführung der Zivildienstpflicht kam. Das war nicht Geist vom Geiste des Auswärtigen Amtes, auch nicht vom Geiste des Reichsamt des Innern. Daher auch der bedauerliche Dualismus zwischen Anregung und Durchführung. Die „Norddeutsche" hätte zweifellos klüger getan, lieber nicht durch ihre fulminanten Sätze über die Notwendigkeit einheitlichen Handelns zu erneutem Nachdenken darüber anzuregen, ob die Briefe des Herrn v. Hindenburg ein glänzendes Licht auf unsere bürgerliche Regierung und die Zivilcourage ihrer höchsten Instanz werfen oder nicht. Machen doch gerade diese Tage wieder offenbar, wie wenig unsere innere Geschäftsführung dem gewaltigen Takt und Ton der Hindenburg, Ludendorff, Stein gewachsen ist. Gewiß peinlich, aber unverkennbar. Kann man sich einen größeren Abstand denken als den zwischen dem großen Gedanken der Zivildienstpflicht, der kühnen Forderung und der kleinen, kleinlichen Art, wie ihre Durchführung gesetzgeberisch eingeleitet wurde und jetzt zu Ende gebracht werden will?

Man muß sich vergegenwärtigen — was auf keine Weise verleugnet werden kann —, daß die Regierung am Abend des 4. November noch keine Ahnung davon hatte, daß sie noch nicht zehn Tage später, am 13. November, eine Gesetzesvorlage ankündigen werde, die alle unsere bisherigen Begriffe von persönlicher und wirtschaftlicher Freiheit umstürzt. Sie hätte sonst nicht am 4. November den

Digitized by Google

Reichstag mit wenig imposanter Hast heimgeschickt, ausdrücklich auf drei Monate heimgeschickt, um nach dreimal drei Tagen in der denkbar ungeschicktesten Form in ebensowenig imponierender Weise seine hastige Wiedereinberufung ankündigen zu lassen. Hier wußte die Linke denn doch allzuwenig, was die Rechte tun würde.

Man muß geflissentlich von dieser bedauerlichen Ungeschicklichkeit unserer Offiziösen absehen, um sich seine Freude nicht verderben zu lassen an der großen Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit des leitenden und entscheidenden militärischen Willens, der letzten Endes hinter all diesen Dingen steht. Die Größe und Gerechtigkeit, die wahrhafte Sittlichkeit des Gedankens einer allgemeinen Pflicht zum Dienste am Vaterland errang einen großen moralischen Sieg schon in dem Augenblick, da er laut wurde. Von links bis rechts wagte kein ernstlicher Widerspruch sich gegen ihn zu erheben. Das Unerhörte, von einem großen Willen gewollt, ward uns zur Selbstverständlichkeit. Möchten doch kommende Tage dies Schöne uns nicht allzusehr verunzieren, möchten sie die Größe uns nicht allzusehr verkleinern, möchten wir uns wert erweisen einer neuen gewaltigen Aufgabe. Möchte ums Himmels willen die parlamentarische Regie, die ihre Arbeit mit einem Kuhhandel zu beginnen Miene machte, nicht mit einer Schiebung zu enden suchen.

*

Spießbürgerpolitik

Kann heute, meint Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung", Spießbürgerkurzsichtigkeit fragen: was geht uns Serbien an? Ist es notwendig, an die Kriegsziele Bulgariens und der Türkei zu erinnern und an die Zusammenkunft von Nisch im Januar dieses Jahres, bei der die Ordnung der Dinge zwischen Bulgarien und den Zentralmächten in großen Zügen bereits mitgeteilt wurde? An eine Annexion Serbiens durch Österreich hat niemals jemand gedacht, aber wenn sich in Belgrad nicht wieder ein panslawistisches Verschwörernest und ein Hort russischen Einflusses bilden soll, wenn die Russen, was der Zweck der Balkankämpfe ist, endgültig aus der Halbinsel hinausgetrieben werden sollen, wenn der Zusammenhang zwischen Mittel- und Südosteuropa, zwischen Berlin und Bagdad, um gleich den weitesten Kreis zu nennen, dauernd gehalten werden soll, wenn Österreich-Ungarn gesichert und Großbulgarien Vormacht auf dem Balkan bleiben soll, dann ist eben eine Ordnung der serbischen Frage notwendig, für die das Schlagwort der Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit nichts besagt. Serbien geht uns allerdings sehr viel an, und auch hier ist eine unzweideutige Erklärung unserer Regierung gegen diese Deutung des „Vorwärts" um so nötiger, als die Kriegszielreden des Reichskanzlers ausnahmslos die Berücksichtigung der deutschen Balkan- und Orientinteressen vermissen lassen. Daß diese und die Regelung der südöstlichen Dinge auch aufs engste mit der polnischen Frage zusammenhängen, daß der Entschluß nach der einen Seite auch die Entschlüsse nach der anderen sehr stark beeinflußt, davon wird noch oft zu reden sein. Seit Graf Tisza am 17. Januar 1916 die Mitteilung von der Kapitulation Montenegros machte, hatten wir unbedingt die Pflicht, die Neuordnung der Nordwestbalkanfragen vorzubereiten. Geschehen ist dafür fast nichts, aber wenn an einer Stelle unserer Zukunftsinteressen heute unserem Bunde schöpferische Staatsmänner notwendig sind, die mit Intuition die Fragen erfassen und ihre Lösung mit eisernem Willen durchführen, dann ist das hier in diesen serbischen Dingen der Fall.

*

Merkwürdigkeiten im öffentlichen Meinungsdienst

Ein Beispiel zur Veranschaulichung. Im „Temps" erwähnte der General Lacroix die anscheinende Unerschöpflichkeit der deutschen Kriegsmittel. Soweit übernahm diese Darlegung die deutsche Presse und tat

Digitized by Google

eine Überschrift dazu, die die Müdigkeit von Frankreichs Kriegshoffnung enthielt. Tatsächlich begann aber nach jener Einleitung erst die längere Auseinandersetzung des anerkannten Militärschriftstellers: jene Meinung sei tröstlicherweise irrig, Abnützung und Verbrauch der Geschütze, ungenügende Zahl von Offizieren, bereits merkbarer Menschenmangel würden die absehbare Niederlage Deutschlands besiegeln, man müsse nur durchhalten. Mag das noch so falsch sein, es war der Sinn jenes Artikels.

Alles, was in Frankreich gedrückte und kritische Stimmungen verrät oder nur bekämpft, wird eifrigst in Deutschland registriert. Dadurch aber wird ein Anschein erweckt, der quantitativ weit davon entfernt ist, das objektive Bild der Wahrheit wiederzugeben. Woher und wodurch das kommt, darüber werden wohl unsere Blätter selber Auskunft geben können. Eine Teilursache ist offenbar die Beschränktheit der an neutralen Punkten, wie Bern, Genf, Haag sitzenden Korrespondenten. Sie wollen Erfreuliches und Ermutigendes nach Deutschland telegraphieren. Aber im ganzen reicht das nicht aus zur Erklärung einer Irreführung, die Frankreich so darstellt, als ob es zur Politik der „Verständigung“ reif zu werden beginne.

Umgekehrt entspricht denn auch, was das Ausland aus Deutschland hört. Mit einer einseitig zu nennenden Vorzüglichkeit telegraphiert der mehr und minder amtliche Wolff die Äußerungen von Friedensgedanken. Unter seine Stimmen des deutschen Volkes wurde mit einem noch weiteren Ruck nach dem linken Ende neuerlich der „Vorwärts“ eingestellt. Sobald Mackensen in Constantza eingerückt war, flog unverweilt das Urteil des „Vorwärts“ gedrahtet in die Welt hinaus, er wünsche, daß das neue Ereignis, welches „das deutsche Volk nicht mit bombastischer Überschwenglichkeit (!) begrüßen werde“ (ganz der Autoritätsstil des anderen Wolff-Theodor), dem Ausland die Einsicht schaffe, die zum Frieden führe.

Der Friede ist unser aller stärkstes Sehnen. Deswegen sind aber auch die untauglichen Mittel mit äußerster Vorsicht zu vermeiden. Unsere Politik darf schon etwas überlegter sein, als jene erwähnten, fahrlässig wohlmeinenden Korrespondenten. Die einlenkende „Verständigung“ ist ein nichtiges Wahnbild bei uns, um so mehr, je wunschseliger sie vor der Wirklichkeit die Augen schließt. Denn die Nationen drüben, selbst wenn sie wollten, können sie nicht schaffen. Was der Nation die Bankerotterklärung ihres Krieges vielleicht noch jetzt ersparen könnte, ist der persönliche Bankerott von Ministern, die ihn um jeden Preis und um die weitere scheußliche Hinmordung der Völker zu vermeiden suchen und ohne ihn aus der bösen Sache doch noch schließlich durch ein Wunder oder durch unsere Dummheit herauszukommen hoffen. Diese Staatsmänner neueren Musters diplomatisieren mit dem Gestern und Heute, nicht einmal mit dem Morgen, vor der künftigen richtenden Geschichte stecken sie, wie der Vogel Strauß, den Kopf in den Sand, sie ist ihnen vielleicht nicht Hekuba, aber es reicht nicht. Wie ihnen der furchtbare drohende Block des Krieges, den sie alle abstützen wollten, aus der Hand fiel, so liegt er jetzt auf ihnen, statt daß sie die Dynamik besitzen, aus ihrer Politik sich zu erretten und sie zu meistern. Die Ermutigung der schon verzweifelnden Gegner geschieht also am verhängnisvollsten durch das Austrompeten unserer Friedensbedürftigkeit, durch die Verschleierung dessen, was die Gegner in Sorge vor unserem ungeschwächten Willen und Können versetzen muß, die ihnen ihre Entschlossenheit zum Durchhalten und Siegen als vergeblich zeigen. Nicht am wenigsten geschieht sie durch ihre neuermutigte Zuversicht, mit Hilfe unserer die Oberhand erlangenden linksradikalen Meinungspropheten über das Deutschland von 1914, das sie gewiß nicht in diesen Politikern sehen, im Jahre 1917 oder 1918 doch noch Herr zu werden. Ed. H.

*

Kein Verzicht auf Belgien

ist vom Reichskanzler am 9. September ausgesprochen worden, Herr von Bethmann Hollweg wiederholte in einer negativen, abgrenzenden Form die Absicht, jene realen Garantien zu schaffen, deren wir bedürfen, und so ward seine Wendung, auch unbekämpft, nur ergänzt, von den Hörern verstanden.

Das Wolffsche Bureau seinerseits telegraphiert ins Ausland den folgenden ersten, kurzgefaßten Schlager, der dann die Meinungsbildung macht: „Die (Berliner) Morgenblätter äußern im allgemeinen ihre Zustimmung zu den gestrigen Ausführungen des Reichskanzlers. Die konservative Presse äußert das Bedauern darüber, daß der Kanzler den Verzicht auf Belgien ausgesprochen habe." Der Sperrdruck, den ich hier anwende, ist der der neutralen Presse, nicht der des Türmers. So versteht jene das bündige Telegramm. Schon beschäftigen sich ihre Friedenswünsche und Leitartikel mit dem Abzug der Deutschen aus Belgien, und ihre Vorstellung dabei ist ein Status quo, den der Reichskanzler ausschließt. Sie meinen, er sei anderen Sinnes geworden.

Derart entstehen Suggestionen. Was nicht gesagt wird, wird doch gelesen. Wir haben in Deutschland Stellen, die zu wenig Politik machen, und solche, die sie auf eine Weise machen, die die schärfste Beachtung und Kritik verdient. Das angeführte Beispiel ist nur eines von manchen. Ed. H.

*

Fritz Bley

Er war immer viel zu weit draußen vor dem schweren deutschen Heerbann, der alte nationale Kämpe. Er stritt für die deutsche Flotte, ehe ein Kaiserwort Verein und Bewegung ins Leben rief, er kämpfte für die Vlamen, ehe die deutsche Bildung vernommen, wer und was das überhaupt sei. Auf die Weise ist man den Amtlichen graulich und wird bei Micheln keine lauten Ehren einheimsen, gleich denen, die je nach der großen Windfahne umlernen. Darauf kommt es ja auch nicht an.

Mir hat's aber doch Freude gemacht, wie kürzlich der Lyoner Funkenturm eine Warnung gegen Fritz Bley, den célèbre publiciste des politischen Deutschland, erließ. Es ist ja nicht das erstemal, daß sie draußen besser aufpassen und schon des Einschätzens fähig sind. War doch der Orden, der den schlichten Rock Jakob Grimms als einziger schmückte, — Frankreichs Ehrenlegion. Ed. H.

*

Wir verstehen es nicht

Es liegt natürlich an dem verflucht beschränkten Untertanenverstand, wenn wir es nicht verstehen. Denn da diese Fälle sich immer und immer wiederholen, zu Hunderten aufhäufen, muß es doch seine Richtigkeit haben. Aber, wie gesagt, der beschränkte Untertanenverstand bockt dagegen an.

Also da hat ein Bauer ein militäruntaugliches Pferd um etwa 600 ℳ erworben. Es ist ihm unter der Bedingung überlassen worden, daß es von ihm zu landwirtschaftlichen Zwecken verwendet werde. Er hatte das Pferd in der Tat auch nötig. Aber nach etwa acht Wochen erhält er für das Pferd 2200 ℳ von einem städtischen Fuhrunternehmer angeboten. Daß Verkäufer und Käufer sich der Strafbarkeit ihrer Handlung bewußt sind, geht aus der Abmachung hervor, der Käufer habe obendrein eine etwaige Strafe zu übernehmen. Die Strafe blieb auch nicht aus; sie betrug — 100 ℳ. Den städtischen Fuhrunternehmer kostete der Gaul also 2300 ℳ, der Bauer hatte 1600 ℳ verdient. Im übrigen sind beide — ehrenwerte Männer.

Die Sache wird vermutlich juristisch stimmen, aber, wie gesagt, dieser beschränkte Untertanenverstand! Was sollen in allen diesen Fällen Geldstrafen? Und zwar Geldstrafen, die von vornherein als Geschäftsunkosten mit angesetzt werden?

In einem juristisch nicht erleuchteten Gehirn stellt sich die Bestrafung solcher Leute etwa folgendermaßen dar: Dem Verkäufer wird zunächst die ganze Kaufsumme, dem Käufer das gekaufte Pferd abgenommen, das ja dann aufs neue einem bedürftigen

Digitized by Google

Bauern für seine landwirtschaftlichen Zwecke übergeben werden kann. Dann aber müssen beide noch mit Gefängnis bestraft werden. Sie sind beide gemeine Betrüger und obendrein Wucherer.

Doch, wie gesagt, das ist natürlich nur beschränkter Untertanenverstand. —

Oder wie ist's mit folgendem Fall: Der „Lokal-Anzeiger“ vom 8. November meldet aus Danzig: „Wegen Verkaufs von 7500 Zentner durch schlechte Lagerung völlig verdorbenen Käses wurden vom Schöffengericht der Käsefabrikant Wuethrich aus Elbing zu 1500 ℳ und der Kaufmann Wittig aus Langfuhr zu 1000 ℳ Geldstrafe verurteilt.“

Da vermag sich nun obgemeldeter juristisch unerleuchteter Untertanenverstand selbst bei der Vorstellung noch nicht zu beruhigen, daß hinter jeder der Strafziffern noch eine 0 stände. Denn er sagt sich, daß diese ungeheure Käsemasse jedenfalls nur eingelagert worden ist, um durch die Entziehung der Ware vom Markte die Preise immer weiter in die Höhe zu treiben. Die Ehrenmänner haben also in gemeinster Weise gewuchert. Sie haben aber obendrein die Wehrfähigkeit ihres Vaterlandes schwer geschädigt. Denn das tut jeder, der heute uns um Nahrungsmittel betrügt und das dem Volke unbedingt Notwendige durch seine Schuld und obendrein noch aus gemeinster Gewinngier verderben läßt. Dafür 1000 oder 1500 ℳ Geldstrafe?! — Geschäftsunkosten, die bei der nächsten Gelegenheit von vornherein draufgeschlagen werden. K. St.

*

„Sorget dafür —“

„Sorget dafür, daß der Aushungerungsplan unserer Feinde zuschanden wird!“

So ergeht der Mahnruf an alle, an die Daheimgebliebenen und an die im Felde.

Daher kämpft man nicht allein, sondern man schickt auch aus der Fremde, was man bekommen und bezahlen kann, an seine Lieben daheim, und man steht da mit seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen gern zurück, das Wohl der Angehörigen liegt einem mehr am Herzen.

Wie aber ergeht's!

Ich schickte meiner Frau ein Stück Seife, etwa ¾ Pfund, für die ich hier etwa 1,30 ℳ zahlte, als Feldpostpaket, mit 20 ₰ Porto versehen.

Darauf schrieb mir meine Frau: „Die Seife, die Du mir geschickt hast, ist sehr gut. Welch ein Umstand und welche Kosten sind es aber, bis sie in meinen Händen war. Erstmal hast Du sie verpackt und mit 20 ₰ Porto versehen; dann ist sie zum „Marinepostbureau, — Kaiserliches Postamt —“ gegangen (10 ₰ Porto), dann zum Zollamt (20 ₰), von dort wurde sie angemeldet beim ‚Kriegsausschuß für pflanzliche und tierische Öle und Fette, G. m. b. H.‘ in Berlin, zuletzt bekam noch das Postamt in Heikendorf 5 ₰ Porto.“

Es waren bis zum Tage des Empfangs 22 Tage vergangen, der gewöhnliche Postweg dauert etwa 8 Tage.

Dasselbe Schicksal hatte früher schon ein Paketchen mit Reis. —

Sind diese Unkosten und Umstände nötig?

Der gesunde Menschenverstand müßte meinen, es könnte nur mit Freuden begrüßt werden, wenn Lebensmittel und andere notwendige Sachen ins Land kommen, um die Not etwas zu lindern und so dem Allgemeinwohl zu dienen, indem dadurch auf die Entnahme der heimatlichen Erzeugnisse verzichtet werden kann.

Weit gefehlt! —

„Sorget dafür, daß der Aushungerungsplan unserer Feinde zuschanden wird!“ so ruft das Vaterland! Gleichzeitig aber sind seine Organe bemüht, dies zu verhindern. Man wagt es kaum, Lebensmittel, wie Butter, Öl usw., zu verschicken, in der Befürchtung, sie gehen den Weg in diese „Kriegsernährungs“- und mit was sonst noch für schönen Namen geschmückten Ausschüsse und Ämter, um dort wer weiß welches Schicksal zu erleben. Dies Verfahren aber nennt man die Fürsorge für die Angehörigen derer, die das Vaterland hinausschickt, zu kämpfen und ihr Leben zu lassen! Nicht genug, daß man in

Digitized by Google

Angst und Sorge um das Wohl der Lieben zu Hause lebt — man weiß ja, wie's bestellt ist —, nein, es kommt noch dazu, daß man nicht helfen kann, weil man nicht darf. — Und wie vielen ergeht es so?!

„Sorget dafür, daß der Aushungerungsplan der Feinde zuschanden wird!" — — —

A. S.

*

Unverfroren

Aus einer Anzeige in der „Tageszeitung für Nahrungsmittel" kann man ersehen, was für Geschäftspraktiken sich jetzt ungescheut in die Öffentlichkeit wagen. Das in Frage stehende Angebot lautet also: „Honiggläser, eckige Form mit abgerundeten Kanten ohne Inhaltsbezeichnung, ca. 3/4 Pfund Inhalt, für den Verkauf als 1/1 Glas, da groß aussieht, elegante Aufmachung" usw.

Dem ist nichts weiter hinzuzufügen als der Name dieser geschäftstüchtigen Firma, nämlich G. Möller in Bischleben.

Dr. F. E. S.

*

Ein deutsches Bankhaus in Amerika

Bis vor kurzem galt das Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. in Neuyork als das größte deutsche Bankhaus in Nordamerika, stand mit den ersten deutschen Banken in engen Geschäftsbeziehungen, gab sich deutschpatriotisch und ließ in deutschen Blättern nachdrücklich hervorheben, daß es sich an der englisch-französischen Anleihe von 1915 nicht beteiligt habe. Tatsächlich hatten für diese Anleihe zwar seine Geschäftsteilhaber hohe Beträge gezeichnet, doch nicht das Bankhaus selbst als solches. Nach einer späteren Erklärung des obersten Leiters Jakob H. Schiff beteiligte sich das Bankhaus an der englisch-französischen Anleihe deshalb nicht, weil das antisemitische Rußland daraus Nutzen ziehen würde.

Nach einer Mitteilung des Abgeordneten Werner im Reichstage vom 31. Oktober wurden abfällige Besprechungen der Geschäfte des genannten Bankhauses von der deutschen Zensur untersagt. Indessen wird es gestattet sein, auch an dieser Stelle mitzuteilen, was die deutsche Tagespresse an Tatsachen über die Geschäfte von Kuhn, Loeb & Co. berichtete. Unter dem Eindruck der angeblich großen Erfolge der Franzosen und Engländer an der Somme hat dieses Neuyorker Bankhaus der Stadt Paris eine Anleihe von 210 Millionen Mark, und den Städten Bordeaux, Marseille und Lyon Anleihen von je 80 Millionen Mark zu je 6 % vermittelt. Daraufhin versicherte man an der Neuyorker Börse, das Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. habe durch diese Anleihen das finanzielle Ansehen des Vierverbandes gestärkt und halte die Niederlage Deutschlands für gewiß. Auch wurde behauptet, Deutschland könne den Krieg nicht aus eigenen Mitteln weiterführen und müsse in Neuyork Geld zu erlangen suchen.

P. D.

*

Es ist erreicht

Der Kommerzienrat F. Soennecken in Bonn teilt mit, daß nach einer ihm vom Reichstagspräsidenten zugegangenen Nachricht die Inschrift am Reichstagsgebäude „Dem deutschen Volke" nicht, wie ursprünglich geplant war, in Fraktur, sondern endgültig in Unziale, also in lateinischer Schrift ausgeführt werden wird.

Man kann dem Herrn Kommerzienrat Soennecken seine Freude nachfühlen, da er in lebhaftester Weise für die Wahl der sogenannten lateinischen Schrift eingetreten ist. Das war sein gutes Recht, zumal er aus gründlicher Sachkenntnis heraus den Beweis erbrachte, daß das geschichtliche Bedenken gegen die lateinische Schrift oder besser: eine Vorliebe für die Frakturschrift aus geschichtlichen Gründen, nicht gerechtfertigt werden kann.

Die sogenannte Frakturschrift ist von Geschichts wegen nicht deutscher als die lateinische Schrift. Aber wie töricht und wie undeutsch ist es, eine Sache historisch und philologisch anzusehen, die eine Frage des Gefühls und allenfalls der Kunst ist. Der weitaus überwiegende Teil des deutschen Volkes kümmert sich mit vollem Recht in

Digitized by Google

diesem Fall um die Historie nicht, sondern hat das durchaus berechtigte Gefühl, in der deutschen Schrift ein ihm allein Gehöriges zu besitzen, das ausgesprochen deutsch geworden ist.

Der Wunsch ist darum nur natürlich, daß am deutschen Reichshause diese uns Deutschen eigentümliche Schrift zur Anwendung gelangt. Weshalb der Reichstag diesem natürlichen Volksverlangen nicht entspricht, ist nicht einzusehen. Überhaupt ist die Angelegenheit wichtig genug, daß für ihre künstlerische Lösung eine Reihe unserer tüchtigen Schriftkünstler zum Wettbewerb aufgerufen werden sollten. Auf die Weise wird sich zuerst eine befriedigende Lösung finden lassen. Es wäre unbegreiflich, wenn von dieser Stelle aus das Empfinden des Volkes gereizt werden würde, mag es sich auch um eine neben den großen Sorgen unserer Zeit nebensächliche Angelegenheit handeln.

K. St.

*

Der Gentleman an der Kasse

Professor Theodor Schiemann vermittelt in der Wochenschrift „Deutsche Politik" folgende Notiz:

Einen selbst für englische Verhetzung ungewöhnlichen Rekord erreicht die neueste Nummer der von dem berüchtigten Horatio Bottomley herausgegebenen Wochenschrift „John Bull", die, beiläufig bemerkt, eine Auflage von mehr als einer Million erreicht. Am 4. Navember spricht hier ein Leser des Blattes die Befürchtung aus, daß die englische Regierung sich nicht dazu aufraffen werde, den deutschen Kaiser, wie er es doch verdiene, aufknüpfen zu lassen. Er regt daher die Gründung einer internationalen Vereinigung an, deren Mitgliederbeiträge dazu dienen sollen, nach Friedensschluß einen beherzten Mann zur Ermordung des Kaisers zu dingen. „Ich würde die Sache ja gern selbst machen, wenn ich nur das nötige Geld dazu hätte" — so meint der Biedermann zum Schluß, und die Redaktion des „John Bull" beantwortet diesen Wink mit der Aufforderung, „der Gentleman (wörtlich) möge nach Friedensschluß bei ihrer Kasse vorsprechen"!

Aber vorsichtig ist „John Bull" doch —: „nach Friedensschluß". Die Gentlemen wissen, was sie voneinander zu halten haben.

*

Nationale Bühnenpflege

Das Stuttgarter Hoftheater hat Ende Oktober folgende Zuschrift an die Zeitungen gerichtet.

„Am Dienstag, den 31. Oktober, wird zum erstenmal seit Kriegsausbruch Bernard Shaw wieder auf dem Spielplan des Hoftheaters erscheinen, und zwar mit ‚Cäsar und Cleopatra'. Die Frage, ob man den Iren Bernard Shaw während der Kriegszeit bei uns spielen dürfe, wurde bereits von vielen deutschen Bühnen bejaht, und es liegt in der Tat auch kein Grund vor, sie zu verneinen; denn obgleich Shaw ein feindlicher Ausländer ist, so ist es immerhin ein Ire, der nie die Größe deutschen Geistes verkannt hat und stets der schärfste Kritiker englischer Heuchelei und Beschränktheit gewesen ist. Auch in dem vorliegenden Stücke. Wenn man auch vielleicht Gründe dafür anführen könnte, jetzt keine neuen Stücke des irischen Autors zu bringen, so liegt bei dem durchaus nicht deutschfeindlichen Verhalten Shaws sicherlich keine Veranlassung vor, ältere einstudierte Werke, in denen ein gutes Teil künstlerischer Arbeit steckt, und die mit ihrem Humor unser Publikum stets gut unterhalten haben, vom Spielplan auszuschließen. Deshalb wird ‚Cäsar und Cleopatra' wieder aufgenommen."

Das ist von geradezu zerschmetternder Logik und voll zielbewußter Erkenntnis dessen, was der deutschen Bühne im dritten Kriegsjahre nottut. Wer da nicht überzeugt ist, dem ist nicht zu helfen. — Ach, wir Armen! Uns ist wahrhaftig mit Shaw nicht geholfen.

St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

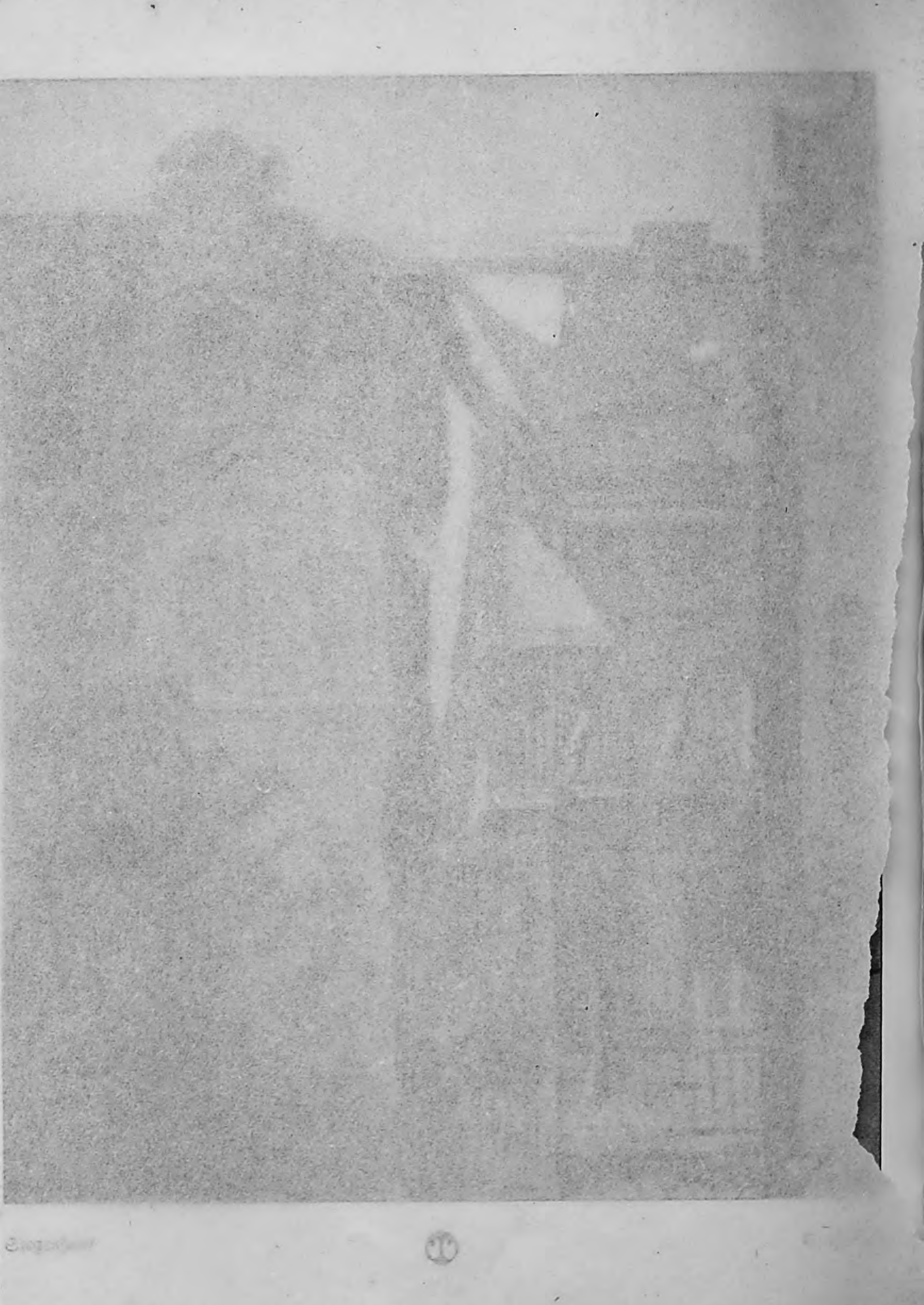
Digitized by Google

Digitized by Google

Siegesfeier  O. Soltau

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



XIX. Jahrg. Erstes Januarheft 1917 Heft 7

Die Einsamen

Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Vorklang

(Die Schöpfung der Einsamkeit)

Gott schafft nichts neu, trotz aller Schwärmer Ruf,
Er schafft nicht mehr, seit er die Welt erschuf,
Denn als er seinen Hauch ihr eingeflößt,
Ward er von seiner Einsamkeit erlöst.

Das Meer der Einsamkeit durchwogte ihn,
Bis er der Ungestalt Gestalt verliehn,
Und als im Schaffen er das Meer bezwang,
Von seiner Flut ein schaumiger Tropfen sprang

Hin in die Welt, zerstiebend tausendfach,
Und tausend Einsamkeiten stoben nach
Und brannten heiß und brachten Wehn und Wirr'n
In diese dunkle Brust, in jene Stirn.

Und wen ein Tropfen von der Einsamkeit,
Die Gott einst litt, gezeichnet und geweiht,
Auch er muß leiden, trost- und tränenleer,
Und: schaffend sich erlösen muß auch er!

* * *

Digitized by Google

1.

War's wieder mal zuviel? Der Philipp Koningk
Will jedesmal zum „Poort van Muiden“ gehn
Und dort, —
Das Bier war schlecht, ich wußt' es ja,
— Und jeden Abend wird es ja zuviel!

Heimwärts! Wie ist mein Weg so schwer zu finden,
Die Grachten gleichen sich, und die Alleen
Der Ulmen daran her, sie gleichen sich
Und Grachten, Ulmen, Grachten — — —
Amsterdam
Ist Amsterdam! Man muß schon Maler sein,
Um das Verschiedene im Ähnlichen,
Das Gleiche im Verschiednen sehn zu können!

Das Licht dort drüben ... Levi Aschkenas
Schleift noch bei Nacht aus einem Kunstwerk Gottes
Ein Menschenkunstwerk, — doch bei Diamanten
Sind unsre Schleifer ihm doch überlegen, —
Mehr Licht, mehr Feuer! ...
Als Gott alt ward, schuf
Am achten Tag er aus des Adam Rippe,
Aus seinem eignen sechsten Tag den achten,
Das Weib, das deshalb ewig auch das Mal
Des müden achten Tages sichtbar trägt.

Ach, Künstlerlos, aus einem frühern Werk
Mit dem doch gleichen Griff ein neues schaffen!
Auch Gott tat so, und also tu' auch ich
Und steh', wie jeder Künstler jemals stand,
Wie diese ganze große Stadt, auf Krücken
Schicksal! ...
Der „Poort van Muiden“ ist doch schlecht!
Doch bin ich heute abend auch ... beschränkt,
So war der Achter-Burg-Wal immer schöner,
Vor allem nachts, als je die breite Singel,
Und also ... bin ich doch nicht ganz betrunken!

Ach, wundervoll, ach, Rembrandt, sieh: Der Mond!!

Und aus dem Gildenhause lärmen grad
Die Schützen vor, — wie schön der rote Mantel
Um Sixens Schulter liegt! — Was trägt sein Mädel? — —
Ist das? ... Das ist ein Hahn! — Sie schossen wohl
Natürlich schossen sie den Gockel aus!

Digitized by Google

Als ich noch nicht ... wie ... heute ...—, damals schoß
Ich oft mit ihnen, auch um Hähne,
Um Wilpert, ja was sonst das Herz begehrte, —
Heut' bin ich arm und habe nichts zu setzen!

Nur trinken! ... Ja zum Trinken reicht es grad,
Trinken ist billig, stillt den Hunger auch, —
„Rembrandt versäuft noch mal in einer Gracht
Antwerpner Lambik-Bier", so sagt Hendrikje,
Und recht hat stets die Magd, wenn tot die Frau!

's ist unser Schicksal: Stets stirbt uns Saskia,
Und ewig bleibt Hendrikje uns am Leben!

Wie schön die Schützen durch das Mondlicht gehn!
Auf Seeghers Nacken liegt der bleiche Schein,
Wie auf des Müllerknechtes Nacken Mehl
In Vaters Mühle lag! Hooft sollt' es dichten!

Die Dichter, — ja, die können nachts ihr Werk
Erschaffen! — Maler?! Rembrandt, Rembrandt, du,
Der fünfzig Jahre du die Luft gemalt,
Kannst auch das Licht einseitigen Mondes malen,
Wie er im Kupferkessel drüben glänzt,
Den des Spinoza greiser Vater hängte
Am Trödelschuppen vor der Türe aus!

Mein Herz verträgt das Lambik-Bier nicht mehr,
Vielleicht war's auch zuviel ...
Sieh: Joden-Bree-Straat!
Und da: Ach, sieh, da ist ja Rembrandts Haus!
Als Rembrandt jung war, war er ja so reich
Und hatte Freunde, — ach: Und Sammlungen ...
Jetzt stinkt ein Schuster aus dem schmalen Haus!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Wenn ich nur wüßte, wer den Helm erstand
Auf der Auktion von meinem Hab und Gut!
Saskia malt' ich gern, — ach Gott, wie schön
Ein friesischer Körper ist, weiß ja nur ich!
Gott soll verhüten, daß ich jemals diesen
Unsterblichen, — jawohl: durch mich
Heilig gesprochnen Körper mög' entweihen
Durch den Vergleich, — doch, ach: Sie wurde alt,
Trotz meiner Zärtlichkeit, — jedoch der Helm! —
Ja, der blieb immer gleich und wundervoll
Und Wollust meinem Auge bis zuletzt!

Digitized by Google

Auch ich werd' alt! Ich hänge Worte her
Um die Gedanken, die wie lappige Tücher
Um eine Gliederpuppe Kleider mimen!
Das Herz ist heut' auch ganz besessen wieder,
Bald flattert es im Korbe wie ein Huhn
Nach dem Hendrikje für die Suppe greift,
Bald bleibt es aus, daß ich vor Angst erschreck'
Und denk', es bleibt noch einmal stehn für immer,
Dann kommt sein Schlag, nur unnatürlich laut
Langsam und laut ...
Der Weg ist heut' so weit,
Doch nach den Grachten, Ulmen, Grachten, Ulmen
Kommt endlich ja auch Rozen-Gracht, darin
Hendrikjes Wäsche nächtens selbst sich spült. —
Das öde Haus, das alte wüste Weib!
Ich soll wohl der Gemeinheit tief verschwägert
Und immerzu anheimgegeben sein!
Soll auch wohl einsam sein, damit ich fühle
Was ich für Volk im Pinsel ehmals trug,
Und soll auch wissen, wie ich einsam bin!

Ob Lucas Bols mir wohl noch krebitiert?
Der Schenkwirt Costers ist ein Schweinehund!

So irr' ich alter Säufer denn verbast
An dieser Stadt Kanälen her und weiß,
Wie elend, wie erbärmlich ich geworden!

Was nützt mir die Erkenntnis? — Malt Jan Steen
Nicht auf das Spruchband übern Kopf des Alten:
„Was helfen denn dem Narren Kerz' und Brill'!
Ich alter Eulerich nicht sehen will!"
Jan Steenens Eulerich, ja, das bin ich!
Dem Tage abhold, Freund den grünen Schenken,
Freund von jeher dem weißen Mondenlicht,
Und Freund dem gelben Licht im Kupferkessel
Fern hinter mir an des Spinoza Haus.

Der Alte ist fallit, der Sohn dagegen,
Der Baruch ist ein Philosoph, — je nun,
Er ist zu mäßig, wie die alle sind,
Doch er gefiel mir sehr — (die Nasenfalte
Warf einen Schatten, göttlich! gegen's Ohr!)

Der Baruch sagte mir bei Bols, es wäre
Glückselig der, der seinen Gott erkannt.

Und ich erkenne ihn ja tausendfach!
Im Licht des Monds auf Mynherr Seeghers Nacken,
Im bunten Federwerk von Sixens Hahn,
Im Zauberlicht auf Grachten Amsterdams, —

Ja, ich erkenne Gott, und also bin ich
Glückselig doch! Ich Einsamer glückselig,
Rembrandt, du greiser Säufer, freu' dich doch:
In Tränen Rembrandt, — aber doch glückselig!

2.

Ich will zum Stefans-Dom ... obgleich der Regen
Mir grade ins Jabot schlägt, — einerlei!
Und wenn's verdirbt, sie lachen ja nur drüber!
Recht! Recht! Es ist ja unmodern! — Zum Dom!

Gleich zwölf Uhr Mitternacht, — ich hör' vielleicht,
Wenn ich recht nahe bin, der Glocken Schläge,
Mein Gott, ich hört' sie gern nochmal!
Und bin
Doch tauber heute, als ich jemals war!

War das nicht Wisinger? Er sah mich nicht!
Er sah mich wohl, doch wollte mich nicht sehen!
Ja, wer ein Schrulliger und Tauber ist,
Vor dem läuft alles weg — „Verrückt, der Kerl!"
Mag sein, — ich will nicht heftig drüber werden,
Mein Leben ging ja eh Prestissimo,
Con fuoco ging's, — und läuft Andante aus.

Andante, — „Gehend"! Ja, in ew'gem Wandern
Durchirre nachts ich meine liebe Stadt,
Doch Wien ward regnerisch und trüb und still,
Einst war es fröhlich! — War es fröhlich mir?

Die Esterházy, Kinsky, Lobkowitz —
Zu lauten Festen luden sie mich ein,
Ich spielte, schenkte ihnen Sinfonien —
Und sie —?
Geh her, ein Trinkgeld! Weiter nix!
Und alle Menschen wurden Brüder, ja!
Wenn ich am Flügel ...
No, der Schiller ist
Zu gut, um Witze drüber her zu spracheln!

Ja: wo mein sanfter Flügel klang, war Freude! —

Digitized by Google

Beethoven, geh, nixnutzig warst du nie,
Nixnutzig ist dein Wort und Lästerung!

Nachtschwarz Gebirge steigt der Stefansdom
So wie am Semmering die Felsenmassen,
Blauschwarze Nebel wallen um die Schründe,
Ein Tobel droht, die Zacken dämmern auf.

. . . .

Die Sackuhr zeigt doch zwölf, — was schlagt da nicht
Am Turm die Uhr?! . . .
Auch das, auch das nicht mehr!!
Verflucht da drin auf deinem Hochaltar,
Verflucht du, Vater überm Sternenzelt!!

Nun ganz allein, allein mit mir, und alles
Zerstört, was an die Welt mich hingehängt,
Der letzte Schall dem toten Ohr erstorben,
Verfault das letzte Tau, das an dem Ufer
Der Welt mein müdes Freuden-Schifflein hielt!

Einsam! Was bleibt dem Einsamsten, dem Tauben!

Die Welt lacht über keinen Blinden! — Taub? . . .
Was ging der Wisinger so schnell vorüber —
Vielleicht war's gar nicht er? — Er war es doch!

Mißtrauen, ach: Mißtraun, das lohnt ja wohl,
Daß einer fünfzig wird, um zu mißtraun!
Ja, mir lohnt's wirklich herrlich! — Ja, was denn!
Vielleicht gar heimzugehn, in kahler Stube
Nicht Weib, nicht Kind, nicht Freund! Im öden Raum,
Der dürren Schwestern Zeichensprache, trüb
Und ungewiß im Kerzenlicht zu sehen,
Halb zu verstehn, ganz zu mißbilligen?!
Es lohnt die Welt nicht mehr dem ganz Ertaubten,
Es lohnt das saure Leben mir nicht mehr!

Da schwärmen noch vom Café Stefanie
Die Kavaliers, am Arme Demoisellen,
Die sich vor Lachen in den Hüften biegen,
— Gerten im Plätscherbache, — ja, Gelächter!
Ich seh' ja nur der schlanken Leiber Beugung,
Der Krinolinen Wogen, und im Licht
Der Tranlaterne auf den weißen Strümpfen
Das feine Kreuz der Bänder ihrer Schuh
(Ein Kreuz, du Musikant, das nicht erhöht!).

Und ach, ihr Lachen ist mir ewig tot,
Ins Tonlose versenkt ...
Sie fliegen hin,
Die Sterne dieser Welt, im Sphärenklang,
Von Kirchenglocken, Uhrenklingen, Klappern
Der Hufe von Fiakern auf dem Pflaster,
Von Finkenschlag und Kinderlärm und Jauchzen,
Und weiter taftner Röcke Bausch und Rauschen,
Spektakel auf dem Naschmarkt, Tanzgeschleif
Und Singen auf des Praters Donauwiesen,
Wenn Sonntags dort die Prager spielen auf,
In Sievering beim Heurigen der Gläser
Gedackter Klang, der Karten Raschellied,
Und ab und zu der Dose scharfer Knack,
Wenn zum Tarock im Grünen wir gesessen,
Trommeln der Wache, Krach und Schlag des Blitzes,
Des Windes Sausen an die Jalousien
Und, — ach! —:
Der leisen Menschenstimme Ton!

Einsam! Was bleibt dem Einsamsten, dem Tauben?!

In tiefer Brust die heil'ge Sinfonie,
Die nur er selber hört — und niemals schreibt!
Geh, Ludwig, war's nicht je der schönste Klang,
Den du im innern Ohr gehört? Und bleibt
Dir nicht dies höchste Gut?!
O Seligkeit,
Du meine höchste Seligkeit, du bliebest,
Du Freude, schöner Götterfunken, du
Holdsel'ge Tochter aus Elysium,
Und feuertrunken in dein Heiligtum
Tret' ich, du Himmlische, du bindest wieder,
Was meinem Ohr ein böser Geist zerriß!

Das Beste blieb mir, — Gott, ich danke dir!
Und froh, wie deine Sonnen jemals flogen
Durch deines Himmels prächt'gen Plan, so geh' ich
Beglückt nach Haus!
Was sollen Menschen mir,
Was sollen Freunde, was der Welt Gelärm
Was soll mir noch Musik! ...
Der Windischgrätz
Schenkte mir neulich eine seltne Flasche,
Tokayer, sagt er, — sei es, was es sei!

Digitized by Google

Ein Glas dem guten Geiste droben soll
Dem überm Sternenzelt gewidmet sein,
Denn er gab Freude, gab den Götterfunken,
Die Tochter aus Elysium auch mir!!

3.

Laß Er den Brief unregistriert! Ich mag
Nicht im Journal nochmals drauf stoßen, — nie!
Einmal empfangen war schon fast zu viel, —
Und geh Er, Kräuter!
Morgen früh? Nein, morgen
Brauch' ich Ihn nicht, ich werde nicht diktieren! —
Nun geh Er schlafen ... !
Laß Er mich doch endlich
Allein! Mich macht der Hasenpfote Ton,
Mit der den Streusand Er vom Tische fegt,
Schon leiden! —
Ja ... und Dank Ihm für Sein Beileid, Dank!

Der einz'ge Sohn gestorben, fern in Rom!

Was hilft mir nun, daß ich mich aufgeschleudert
Den Sternen zu, was hilft mir nun der Kranz
Auf kahler Schläfe, — und was soll mein Leben!

Dem Pfeil, der hoch zum Ziele schwirrte, brach
Die Spitze ab, nun flattert ziellos er,
Unfähig, im ersehnten Schwarz zu haften,
Sinnlos im Raum. — Der Lorbeer auf der Stirn
Ward auf einmal zum bitteren Symbol
Für das, was ich verloren: Er trägt Frucht!

Wie höhnisch seine goldne Beere grinst
In Fischers Medaillon von meinem Haupt!
Des Lebens Herzblatt faulte mir heraus,
Sinnlos ward Werk und Leben, — eine Kette
Zur Zukunft war ich, — und ward letztes Glied
Der scheinbar ew'gen Kette, — denn der Enkel
Wird kindlos sein nach ewigem Gesetz
Wie meiner Art Entsprossene alle, — Schicksal
Und Einsamkeit des Kinderlosen, Letzten!
— — — — — — — — — — — — —
Was willst du? Geh zur Ruh', Ottilie! Nein,
Ich will allein sein, will auch dich nicht sehn! —
Nein, nimm den Pokal wieder mit, — du denkst

Digitized by Google

An meinen Wein, — schon gut, ich kenn' dich ja,
Gut bist du, aber gut ist manchmal schlimm,
Geh schlafen ...
Deine Träne tröstet nicht!

Wie sollte sie, die doch die Gattin ist
Und selber leidet, trösten können, — nein!
Und Weibertrost reißt ja nur Wunden auf,
Weil er Zusammenhänge nicht erkennt,
In denen mir zu leben zur Gewohnheit
Und zum Bedürfnis ward. Sie kennt ja nicht
Mein Werk, so wie ich ihr's, die Enkel, kenne!

Was weiß das Weib vom Manne denn? Soviel
Wie von des Schiffers blinkenden Sextanten
Von seiner Fahrten Plan und fernem Hafen
Der breite Schoß des blinden Schiffes weiß,
Obgleich's ihn trug — und trägt — und tragen muß!
Er steht auf seiner Brücke, rastlos zittert
In seiner Brust der ewige Magnet,
Er sieht die Sterne weisen, sieht am Himmel
Des fernen Leuchtturms Feuer Richtung rufen,
Und keiner darf ihn nahn, — auch er allein,
Ach, Einsamkeit des Mannes, jedes Manns!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Das Briefjournal ließ Kräuter liegen, seinem
Der Ordnung untergebnen Sinn tat's weh,
Daß dieser Brief nicht einzutragen war,
Wo alle andern stehen ...
Hier, da drängt's!:
Murray schickt mir aus London Byrons Verse,
Coudray legt aus Paris das letzte Werk
Beschreibender Geometrie mir vor,
Und Wackenroders Lüneburger Sandstein
Will mit dem Jenaer verglichen werden.
Meckel zeigt mir sein anatomisch Buch,
Und Boisserée schickt Zeichnungen, — der Strich
Des Stechers wuchs an Kraft, — sehr schön, sehr schön!
Und Briefe von Carlyle, von Humboldt auch, —
Die seltne Pflanze soll Oxalis sein —
(Die Pflanze meiner Jugend such' ich heut'
Schon lang nicht mehr!) — Professor Huschke schickt
Mir ein Modell des Ohrs in Gips gefügt.
Vogel hat gar ein klein Genie entdeckt, —
Neumodig Büchlein, was willst du mir heut'!

Digitized by Google

Wozu das alles! Jede Stufe, die
Mein aufwärts eilender Fuß jemals betrat
Ächzt jahrelang nachher noch hinter mir
Von der Berührung, will mich immer wieder
Zurückbewegen, — und auf neuen längst
Zu immer höhern klimme ich empor,
Und einsam bin ich immer auf der letzten!

Nur hinter mir, da drängt der Freunde Schar
Der Freunde, die so bitter spät verstehen!
Freunde wozu? — Mir helfen Freunde nicht,
Sie hülfen wohl, doch wo sollt' ich sie finden!
Nur meines Kopfs Genossen finde ich!

Dem einen bin ich Sammler, dem Minister,
Dem dritten Dichter, dem da Astronom
Und Arzt und Physiolog, Theaterleiter,
Botaniker, — was weiß ich alles sonst! —
Doch war ich einem Freund? — Gar: Mensch! Gar Goethe!
(Und war mir einer jemals mehr als ich?)

Es wirft das Prisma seine Strahlen hin
Und webt das Funkelband des Regenbogens.
Dies Fleckchen Wand schwört ja das Prisma blau,
Daneben kreischt ein anderes: Nein: Gelb!
Gelb ist das Glas, ich weiß, ich seh' es doch!
Daneben heißt es: Glaubt mir, es ist rot! —

Die kalte Kantensäule aber schweigt
Und ist zugleich farblos und Schöpferin
Von allen Farben doch! Bewußt in sich
Trägt sie erschauernd das Vielfältige,
Sie gibt der Umwelt von der Sonne droben
Die sonst unsehbar und verblindend wär',
Den farbigen Abglanz, Mittler ist sie ganz
Und gibt der Umwelt, —
und empfängt von ihr??

Und was gibst du, du immer Gebender?

Gibst du nicht Farbe auch der grauen Welt,
Zerlegst des ew'gen Lichtes weißen Strahl
Und färbst die Welt, —
und täuschst sie über
Das ew'ge Licht, das ohne Farbe ist,

Digitized by Google

Nur Glanz, nur Heiligkeit, nur Glorie ist,
Unsehbar Augen, daraus Tränen rannen,
Erkennbar nur dem Auge tief da drin? —
Ein Prisma bin ich und der Glorie Mittler!

Ich geb' die Farben, und ich nenn' sie auch,
Immer derselbe, immer einsam ganz!

Ein Schicksal ist es, keinem andern gleich
An Schrecknissen, an Leiden und an Gnaden
An Wundern und an Wunden, — selbst geschlagnen
Und selbstgeheilten, — ach, an Wunden reich!
— — — — — — — — — — — — — — —
Doch, darum darf ich auch, ich, der ich schaffe,
Zerstören! Darf vernichten, was ich schuf,
Darf Freunde leis beiseiteschieben, wie
Der Lebende die Toten eingräbt, darf
Die Tochter selbst fortweisen, die den Weg
Des Schaffenden mit ihrer Liebe sperrt,
Ich darf bejahen, was mir schaffen hilft,
Und darf verneinen, was mich niederdrückt!

Und also:
August lebt! Ich will's: Er lebe!
Er ist wohl nur verreist, was schiert es mich,
In welchem Land, in welcher Welt er lebt,
Jawohl: Abwesend will ich nur ihn nennen!

Und doch trennt das gewaltsam wilde Wort
Nicht nur den Schmerz von mir, — nein, auch den Sohn,
Und selber trenn' ich von den Lebenden
Bewußt und wundergläubig dieses Herz!

Ein Abergläubischer ist jeder Dichter,
Glaubt an der Hand weissagendes Gespinst
Und glaubt an Träume, glaubt an das Gelichter,
Das ihn in Wald und Bergen scheu umgrinst,
Glaubt an der Tage gleiches Wiederkehren,
Und Sternenweisheit war uns heilig stets,
Und glaubt an heute nicht geglaubte Lehren,
An Wunder der Magie und des Magnets, —
Und an die Weisheit seines innern Richters!
— Ach, Einsamkeit des Schaffenden, des Dichters!!

* * *

Digitized by Google

Nachklang

Es ist die Einsamkeit der eignen Schuld
Zu tragen leicht dem schöpferischen Geiste, —
Wer schuldig leidet, der lernt leicht Geduld!

Er schiebt ja doch den Feinden zu das meiste,
Und ob ihn auch Verachtung rings umdroht, —
Auch Freunde findet immer der Entgleiste. — —

Es ist die Einsamkeit des Leids, der Not
Zu tragen auch, denn aus dem Innern leuchtet
Reines Gewissen, das wie Abendrot

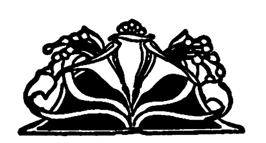
Auf Feldern glänzt, die Tränentau gefeuchtet, —
Ihr sanften Regenbogenfarben strahlt
Wie ihr von je der Sündflut Graun verscheuchtet! — —

Doch wer mit Einsamkeit den Pakt bezahlt,
Des Siegel er als seines nicht erkannte,
Wen Leid mit breiten Steinen mürbe mahlt

Und der die Steine „Ich" und „Mich" benannte,
Wer sich in eine Sklaverei gestellt
Und deren Stirnenmal sich selbst einbrannte,

Wer nur sich selber stößt, sich selber hält, —
Dem ward das fürchterlichste Los der Zeiten,
Denn schaffend schafft er um sich eine Welt, —

Und schafft doch ewig neue Einsamkeiten!



Digitized by Google

Von unsers Volkes Schulmeistern

Von Karl Nötzel

1.

Sobald wir uns einmal erheben wollen zur beglückenden Wahrheit, sobald wir auch nur von ferne hindeuten auf die ganz unleugbaren Herrlichkeiten unseres Volkes — so bricht auch schon der schreigewohnte Chor seiner ungerufenen Schulmeister in vielstimmiges Jammergeheul aus: „Um Gottes willen, ihr überhebt euch! Ihr überschätzt euer Volk! Ihr werdet ungerecht zu den andern Völkern! Ihr verratet den Geist Deutschlands! Ihr werdet Chauvinisten!"

Die Lungenkraft der Rufer, die Unbescheidenheit ihres Rufs und das tausendfache Echo, das sie finden im geistigen Mittelstand unseres lieben Vaterlandes, das alles soll uns nicht daran hindern, ihnen nachzuweisen, daß sie ganz elementare Gedankenfehler begehen und schon dadurch allein beweisen, daß sie nicht berufen sind zum nationalen Schulmeisteramt — auch wenn es nicht derart vor aller Augen läge, daß unser Volk nach seinen jetzigen Großtaten jeder gönnerhaften Belehrung entwuchs, und es nunmehr an uns allen ist, bei ihm in die Lehre zu gehen.

Den wortreichen Belehrern Deutschlands, die sich unserer reinsten und gesündesten Freude entgegenstellen: der Freude an unserem Volk, empfehlen wir eine ganz kleine Besinnung vorzunehmen, bei sich zu Hause im stillen Kämmerlein: Sie sollten sich da einmal fragen: „Sind denn die offenbaren, gar nicht totzuschweigenden Vorzüge meines Volkes wirklich ein Verdienst von mir, das auch nur bei Namen zu nennen mir meine Bescheidenheit verbieten müßte, oder sind nicht vielleicht meines Volkes ganz offenbare hohe Tugenden nur Verpflichtungen für mich, und müssen sie mich unablässig anspornen durch Reinhaltung meiner Gesinnung und Nachprüfung meines Tuns und Lassens erst wirklich zu einem Teile meines Volkes zn werden — im Geiste und in der Wahrheit." (Und ist nicht eine der wesentlichen Tugenden unseres Volkes grade seine Bescheidenheit, seine Ehrfurcht vor dem, was es nicht zu kennen sich bewußt ist, jene zarte Scheu, ihm Unrecht zu tun, die so leicht zur Überschätzung des andern führt — wenn man einen Menschen überschätzen könnte, und auch dann noch wäre dies die einzige geistig fehlerhafte Einstellung auf den Nächsten, mit der ihm kein Unrecht geschieht! — Oh! Über das wundervolle Zutrauen unseres Volkes zu dem, was ihm verschlossen ist, und sein ruhig-gläubiges Einverständnis mit dem ewigen Fernsein der Dinge! Wie erröte ich vor ihm, und wie segne ich es — wenn auch wohl darum vor allem die Völker der Erde feindlich sind unserem Volke: Denn sie verstehen das nicht, und es ist unheimlich ihnen, die nie nahe genug herankommen können an die Dinge dieser Welt, und niemals völlig die Furcht loswerden, sie hielten doch am Ende nicht die Dinge selber in Händen!) Darum gibt es aber auch gar nichts Undeutscheres als den Schulmeister eines ganzen Volkes. Der muß ja immer irgendwie über den Geheimnissen zu stehen glauben. Alle Geheimnisse stehen aber in einem einzigen großen Zusammenhange, und gerade

Digitized by Google

das deutsche Volk beansprucht ihre ganze unbeschnittene Fülle: denn nur in ihr bleibt es im Geiste, wenn es Ehrfurcht erlebt vor dem, was vor ihm verschlossen liegt. Und es will ehrfürchtig sein. Am Willen zur Ehrfurcht hängt sein ganzes Wesen! Für wen es aber kein Geheimnis gibt in der Welt außerhalb seiner, für den gibt es auch kein Geheimnis mehr in seinesgleichen, und so kann er gar nicht Ehrfurcht erleben vor dem Menschen um seiner selber willen, und das heißt wiederum: vermag er nicht das Gesetz anzuerkennen, das jedermann im Busen trägt, und das allein ihn frei macht vor allen andern Menschen!

Niemand sündigt mehr am eigentlichen Wesen des Deutschen, als wer ein ganzes Volk schulmeistert, und die Sünde wider den Geist unseres Volkes begeht, wer uns die Freude an ihm verbieten will. Wer die Vorzüge seines Volkes ausspricht, überschätzt sich ja keineswegs selber, nennt vielmehr nur persönliche Verpflichtungen bei Namen, die wachste Aufmerksamkeit erfordern in jedem Augenblicke unseres Lebens und nur mit dem Leben selber enden. Das Bewußtsein der Tugenden des eigenen Volkes läßt uns das Erlebnis der Pflicht zu einem Erlebnis der Freude werden.

2.

Ein ganz besonderes Wörtchen möchten wir reden mit den Herren von der grauen Theorie. Die hat hier meist eine besondere Art des Menschenheils zum Inhalt, und darum wendet sie sich selbstverständlich über das eigene Volk herüber an alle Völker der Erde. Unter ihnen allen knüpfte man persönliche Beziehungen an und fühlt man sich eigentlich zu Hause — als ihrer aller Mitbeglücker, jedenfalls Mitbehüter menschheitserlösender Gedanken. Ich sage das alles ohne jeden Spott und spreche da von einer Sache, die an sich aufs innigste zu begrüßen ist. Da kam nun der große Krieg und erweist, daß alle diese Beziehungen Spinnweben waren, und die Hasseswelle, die sich aus dem Menschenall gegen das Deutschtum erhob, auch keineswegs an diesen deutschen Theoretikern haltmacht, ungeachtet ihrer internationalen Theorie. Hinzukommt, daß die Theorie selber vor einer solchen Wirklichkeit eigentlich in nichts zerfällt. Und dabei erlebte man in ihrem Verfechten den eigentlichen Lebenszweck. In der Tat steht der Mann der Theorie da vor einer Katastrophe. Eines freilich könnte ihn retten und ihn höher heben, als er je stand: Wenn er sich vertrauensvoll und rückhaltlos dem schwerbedrohten Vaterlande anschlösse — (und dann würde er auch gerade im Schoß seines Volkes die Gesinnungen und Willensrichtungen finden und bewundern müssen, auf denen allein eine auf Gleichachtung beruhende Verständigung der Völker und ihr gemeinsames Vorwärtsschreiten möglich wäre). Das tut aber eben der Mann der Theorie nicht. So wird seine Lage unhaltbar: denn wer selber schwankt vor den Dingen, der kann nicht den allein unerschütterlichen, den gerechten Standpunkt vor seinesgleichen wahren. Der Mann der Theorie verfällt somit unmerklich einem schweren Selbstbetrug: Er glaubt dahin zu streben, gerecht zu sein zu allen Völkern, und ist dabei doch nur zitternd darum besorgt, für gerecht zu gelten — bei den Vertretern anderer Völker, mit denen er sich vor dem Kriege theoretisch einte. So kommt es zur typischen Tragödie des Theoretikers! Ihr Ausmalen überlassen wir dem Leser. Zugegeben, die Lage ist delikat: Gerade dem deutschen Volke gegenüber erweist

Digitized by Google

es sich ja als so außerordentlich erschwert, gerecht zu sein, wenn man nämlich vor dem Auslande unter allen Umständen als unvoreingenommen gelten will (was in Wirklichkeit bloß möglich wäre, wenn man sein eigenes Volk beschimpfen und verleumden würde). Denn die Tatsachen haben doch nun einmal unabweisbar bewiesen, daß mit jeder Gleichstellung des Deutschen mit seinen Feinden in Hinsicht auf Verhalten zum Feinde (und das sowohl tätig im Felde wie im geistigen Sinne zu Hause) dem deutschen Volke als Ganzem ein schweres Unrecht geschieht: von so frageloser Überlegenheit beweist es sich hier! Wir andern möchten freilich dafür Gott auf Knien danken. Unsere Theoretiker aber zittern um ihren Ruf — oder richtiger vielleicht um ihre Selbstachtung, die sie unlösbar an eine Doktrin knüpften, deren Anhänger in diesem Kriege in feindliche Lager gespalten wurden, und die selber der rauhen Wirklichkeit gegenüber nur noch durch einen Akt geistiger Selbstvergewaltigung festgehalten werden kann.

3.

Eine Frage zur Gewissensprüfung den Lehrmeistern unseres Volkes: Begeht man tatsächlich ein Unrecht an andern Völkern, wenn man die Tugenden des eigenen preist? Kann man das wirklich nicht, ohne die Frage offen zu lassen, ob nicht ganz dieselben herrlichen Eigenschaften, und vielleicht in noch höherem Maße, auch bei anderen Völkern leben? Gehört denn wirklich zu einem Schätzen, zu einem Würdigen notwendigerweise auch gleich ein Vergleichen oder gar ein Herabsetzen? Kann man nicht vielmehr Werte erleben an sich, um ihrer selber willen, und sind nicht ihrem innersten Wesen nach grade die Tugenden anderer solche Werte? Ich dächte, das alles läßt sich gar nicht verneinen. Es kommt mir da aber immer ein leiser Argwohn — und während ich solchen sonst zu unterdrücken pflege aus Gründen geistiger Reinlichkeit, erlebe ich hier kein Recht dazu: Ich würde ja damit ein noch größeres Unrecht begehen: ich müßte ja sonst den Schulmeistern unseres Volkes gröbste Gedankenlosigkeit vorwerfen, wenn sie uns die Freude verbieten wollen an unserem Volke. Mein Argwohn sei mithin ausgesprochen: Soll es uns vielleicht nicht bloß deshalb verwehrt bleiben, die offen zutage getretenen, gar nicht zu übersehenden Tugenden unseres Volkes auszusprechen, weil sie sich — wenigstens gewisse von ihnen — bei andern Völkern, grade unsern Gegnern, ganz offenbar nicht, oder längst nicht in dem Maße offenbarten? (Denken wir nur an die wunderbare Widerstandskraft unseres Volkes gegen die Verführung zur Unwahrheit und zum Haß!) Man fürchtet mithin, schon durch bloßes Nennen den Vergleich mit andern Völkern hervorzurufen, und einen solchen, der zu ihrem Nachteil ausfallen müßte? Weshalb fürchtet man das aber? Aus Zartgefühl? Man will diese andern Völker nicht verletzen? Ich dächte indes, das größere Unrecht geschähe hier unserem Volke: im Verkennen des Vorbildlichen in ihm! Schon dadurch, daß dies Tatsache ist, während das Verletzen anderer nur Vermutung bleibt! Offen gesagt — und ich weiß sehr wohl, daß mich dies Geständnis bloßstellt — glaube ich auch gar nicht so recht an das Zartgefühl hier. Ich vermisse es zu sehr dem eigenen Volke gegenüber. Es dürfte vielmehr hier wiederum ein recht gewöhnlicher Gedankenfehler vorliegen, und ich erkläre ihn mir aus gewissen

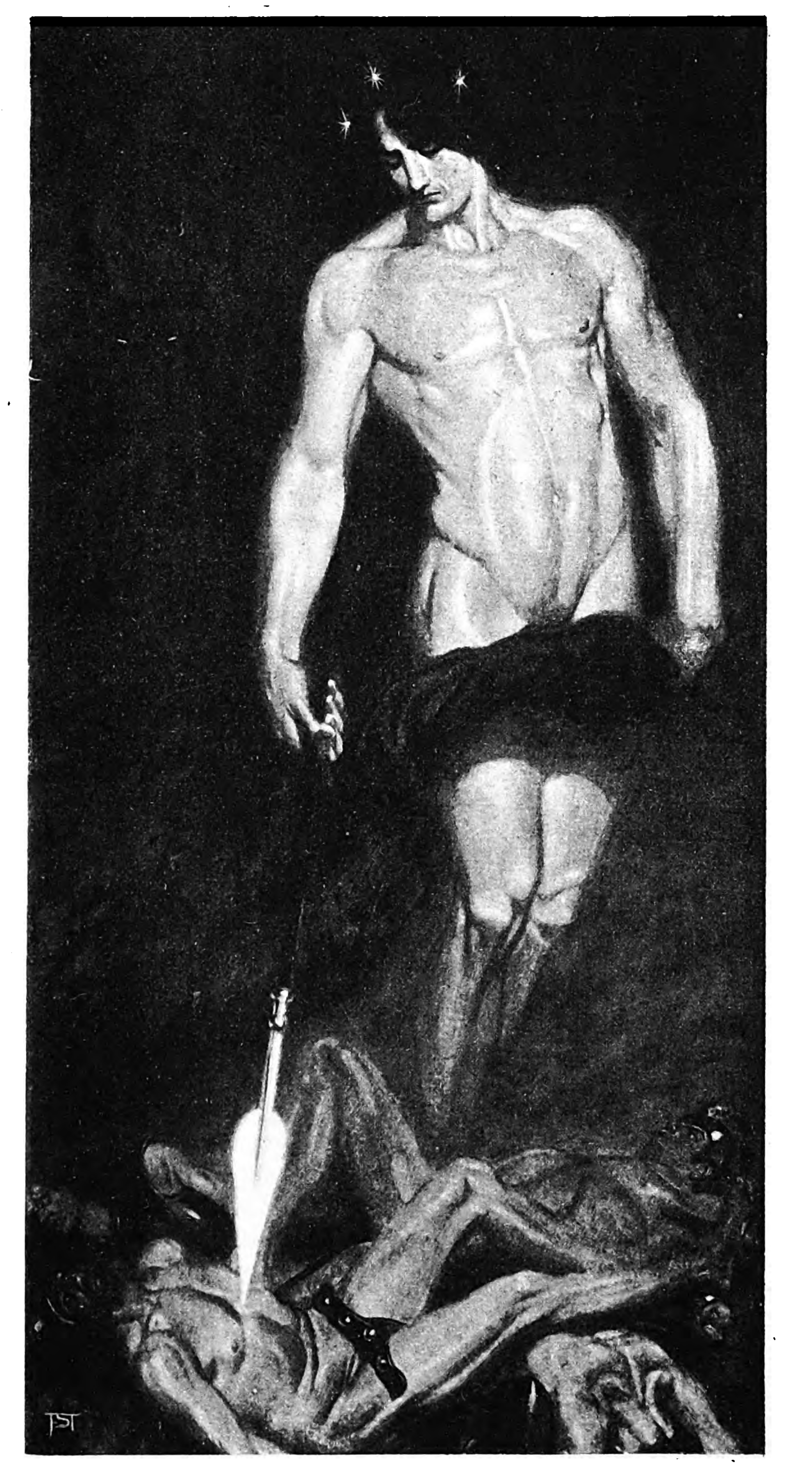
Digitized by Google

dogmatischen Befangenheiten derer, die uns die Freude an unserem Volke verbieten wollen. In ihren Köpfen scheint mir im gegenwärtigen Augenblick die Vorstellung vorzuherrschen: das Wesen der Gerechtigkeit beruhe darin, daß man bei einem Menschen nichts Lobenswertes anerkennen darf, wenn man es nicht auch bei allen andern feststellen muß, oder, deutlicher gesagt, wenn der andere genau das Gegenteil davon offenbart. Ich nehme hier noch den milderen Fall. Aus vielfacher betrüblichster Erfahrung (und hier berühre ich schon ganz einfach ideelle Verbrechen an unserm Volke, die ich nur des heiligen Burgfriedens wegen nicht längst schon an den Pranger stellte) könnte ich denselben Fall auch so hinstellen: Weil sich bei andern Völkern — gerade wiederum unseren Gegnern — solche Geschehnisse zutrugen (Wehrlosen, Zivilisten, Gefangenen und Verwundeten gegenüber), die man nun einmal aufs allerschärfste tadeln muß, wenn man überhaupt noch ernst genommen sein will —, deshalb dichtet man diese Dinge als „möglich" oder „sicherlich vorgekommen" auch unserem herrlichen Volke an! (Ich gebe zu, das geschieht meist zur Rettung einer Doktrin: z. B. es ist der Krieg, nur der Krieg, der die Menschen zum Vieh macht — und zwar alle Menschen! Frivoler und wirklichkeitsfremder kann sich freilich kein Doktrinarismus äußern!) Der logische Elementarfehler liegt auf der Hand: die Gerechtigkeit soll also darin bestehen, daß man bei allen Menschen die Gemeinheiten vermuten müsse, die einer oder mehrere von ihnen begingen. Wir meinten freilich, Gerechtigkeit beruhe darin, daß wir das Schlechte von irgendwem nur dann glauben, wenn wir die untrüglichsten Beweise in Händen tragen, nicht aber darin, daß wir beweislos dem einen die Schlechtigkeit zuschreiben, die der andere zweifellos beging. Nur den können wir gerecht nennen, der jedem Menschen gegenüber sein Denken in gleicher, und zwar in völlig unvoreingenommener Weise walten läßt. Die Lehrmeister des deutschen Volkes mögen es mir verzeihen, daß ich ihnen hier Weisheiten vortrage, die keinem Klosterschüler des finsteren Mittelalters verborgen waren. Ich möchte sie indes grade zur Einsicht bringen, daß sie gegen das Elementarrüstzeug des Lehrers, gegen die simpelste Logik, verfahren, wenn sie uns verbieten wollen, das Herrliche bei Namen zu nennen, das unser Volk vor den Augen der ganzen Welt offenbart.

4.

Dabei kann ich schließlich noch eine Beobachtung nicht unterdrücken, die ebenfalls auf rein schulmeisterlichem Gebiete liegt (indes auf einen Sachverhalt hinweist, der überhaupt äußerst gewöhnlich ist in jener Welt, in der der Mitmensch vornehmlich dazu da ist, daß man sich im Vergleiche mit ihm der eigenen Vorzüge bewußt werde). Es wird da immer und überall verlangt, daß, wer von seinem Nächsten etwas Vorzügliches oder auch nur etwas zu Billigendes kundgibt, daß der das auch gleich mathematisch beweisen müsse, während umgekehrt die Aburteilung des Mitmenschen, selbst gleich in ganzen Scharen, ihrerseits Allgemeingültigkeit für sich beansprucht, ohne auch nur den Schatten eines Beweises zu erbringen, das heißt rein autoritativ-dogmatisch. Dogmatisch ist ja nicht das als allgemeingültig Behauptete, was der unmittelbaren Einsicht entgegensteht, vielmehr was keine solche für sich geltend machen kann. Dogmatismus, das heißt auf

Digitized by Google



Der Tod und die Helden Franz Staffen

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google

deutsch: Geistesvergewaltigung, ist aber nun einmal erlaubt, wo es sich um Entwertung des Menschen handelt, während sein etwaiger Wert nur genannt werden darf — wenn er mathematisch bewiesen werden kann! Von jeher stellte der Pessimismus die größten Ansprüche an unsere Leichtgläubigkeit, war er dogmatisch, und das ward ihm fast immer durchgelassen. Er hat diese Bevorzugung auch dem ganzen Volke gegenüber sich zu erhalten gewußt, und oft entgegen der alleroffenbarsten Einsicht. Die Vorzüge unseres Volkes liegen dabei vor aller Augen; sie können gar nicht übersehen werden, wenn man sich nicht mit aller Gewalt die Augen zuhält. Daß man uns trotzdem durchaus verbieten will, sie auch nur bei Namen zu nennen, das empört uns vielleicht an dem ganzen Zusammenhang am allermeisten. Denn schon unser intellektuelles Gewissen ruft uns heute zur Freude an unserem Volke! Könnten wir vielleicht auch ruhig zusehen, wie uns durch das schulmeisterliche Verbot, unseres Volkes froh zu werden, unschätzbare sittliche Ermunterung verloren geht — freilich glauben wir gar nicht, daß sich solche je verbieten läßt —, so können wir doch nie und nimmer dazu schweigen, daß man uns dabei auch noch geistig vergewaltigen will, daß man es wagt, uns einzureden, etwas sei nicht da, was vor aller Augen liegt!

5.

Unsere kühnste Hoffnung bleibt aber die: Alle diese hochmütigen Schulmeister unseres Volkes, die, wie wir alle, demütige Schüler sein sollten vor ihm, möchten sich, noch während dieses Völkerringen dauert, und unser deutsches Volk in nie gesehenem Heldenmut um Dasein und Weltgeltung ringt, früher oder später im stillen Kämmerlein an ihre Brust schlagen und zu sich selber sprechen: „Nie hast du so gelebt! Dein eigentliches Schicksal wird jetzt geschaffen außerhalb von dir, von deinem ganzen Volke! Alles, was dir bleibt, ist ausharren und vertrauen! Jetzt erst erlebst du, was es heißt ‚dein' Volk! Seine Tugend ist da, unabhängig von dir: du konntest sie nicht schaffen, aber deine Rettung ist es, daß sie da ist. Aus hilfloser Bewunderung rettet dich nichts als fraglose Liebe! Du fühlst dabei, daß du Anteil hast an deines Volkes Ringen, und doch ohnmächtig bist an seinem großen Sieg! Jetzt weißt du es, daß du nie aufhören darfst, ein Teil von deinem Volke zu werden, wenn du dich zu ihm rechnen willst. Hilflos bist du vor ihm, doch in ihm von unbesiegbarer Stärke. Deiner Hilflosigkeit Bewußtsein bewahrt dich vor Überhebung, aber erst das Innewerden deiner Kraft gibt dir den Mut zur Liebe. Doch gib dich keiner Täuschung hin: Wirst du an dem Siege deines Volkes verzweifeln, so werden auch gleich schon die Dämonen längst vergessener Versuchungen herfallen über deine Seele: Denn dann gabst du dein Bestes auf: dein lebendiges Vorbild im Guten, auf das du im stillen immer hofftest. Soweit müßtest du aber mitleben mit deinem Volke, daß, wenn es einst alle seine Feinde wird zu Boden gerungen haben, auch aus deiner Seele die letzten Widersacher geflohen sind!"



Digitized by Google

In der Glockenstube

Von Diedrich Speckmann

Einer heißen, sauren Erntewoche läutet man auf dem Kirchturm von Hemmendorf Feierabend. Aber den morgigen Sonntag wird keine Seele in dem ausgedehnten Kirchspiel ruhend und feiernd genießen. Denn seit einer Stunde steht drüben an der Post angeschlagen: Erster Mobilmachungstag ist der zweite August.

Während die Glocken ausschwingen, und die Turmstube noch voll ist von ihrem Gedröhn, schicken zwei junge Männer sich an, die steilen Turmtreppen hinabzusteigen. Doch da bleibt der jüngere, ein schmucker Bursch, der eben die Mitte der Zwanzig erreicht haben mag, vor einem der Pfosten des Glockenstuhls stehen und blickt nachdenklich auf eine Reihe in das Eichenkernholz geschnitzter Namen und Jahreszahlen.

„Na, du kuckst dir unsern Stammbaum wohl nochmal an“, meinte sein um einige Jahre älterer Gefährte, ihm zur Seite tretend. „Jochen Rietbrock, achtzehnhundertundelf — über hundert Jahre hat unsere Familie das Läuten nun schon gehabt. Es ist nett, daß sie zum Andenken alle ihren Namen hier hergesetzt haben.“

„Ist dein Messer ordentlich scharf, Peter?“ fragte der andere.

„Ich denk' wohl, hab' es gestern abend erst über den Schleifstein gezogen.“

„Denn gib mal her, ich will mich schnell noch eben einschneiden. Man kann ja nie wissen ...“

Mit dem Bleistift zeichnete er vor: Klaus Rietbrock, und das Taschenmesser begann zu arbeiten. Sein Bruder saß rittlings auf einem Balken und schaute zu. Einigemal umfing er mit einem bangen, zärtlichen Blick die Gestalt des Jüngeren, der mit gespreizten Beinen vor dem Pfosten stand und alle Kraft aufwenden mußte, um aus dem harten Holz die Späne zu lösen.

Er war noch nicht ganz mit seinem Vornamen fertig, als Holzschuhe die Treppe heraufgeklappert kamen und ein junges Mädchen über der Luke auftauchte.

„Jungs, wo bleibt ihr denn so lange?“ rief sie im Ton des Vorwurfs. „Mutter wird schon ganz ungeduldig.“

Klaus sah seine Schwester Becka unschlüssig an.

„Laß uns lieber gehn,“ entschied der Bruder, „ich will deinen Namen morgen nachmittag wohl fertigschneiden.“

„Gut,“ sagte Klaus, das Messer zusammenklappend und zurückgebend, „rechte Ruhe hat man für so etwas heute doch nicht mehr.“

Er beugte sich zum Fenster hinaus und sah noch einmal auf das Dorf in der Tiefe hinab und über das weite, sommerliche Land hin, mit einem Blick, in dem ein Festhalten und Abschiednehmen zugleich war. Er schlug mit dem Knöchel des Mittelfingers an seine Glocke, die kleinere der beiden, die ein leises, wehes Klingen hören ließ. Dann stieg er den Geschwistern voran die hallende Holztreppe hinunter.

Digitized by Google

Im Morgengrauen des Sonntags trat der junge Reservist, die wohlverschnürte braune Pappschachtel in der Hand, aus dem niedrigen Strohdachhause hinter der Kirche ins Freie. Ein fester Händedruck, ein tiefer Blick in die Augen der Mutter und Schwester, und dann sahen diese ihn an der Seite des Bruders, der ihm bis zur Bahnstation das Geleit geben wollte, in straffer Haltung über den Kirchhof schreiten. An der Turmecke wandte er sich noch einmal zurück, schwenkte seine Pappschachtel und war ihren Augen entschwunden.

* * *

Ganz Hemmendorf ist im Heu. Die Sonne beschert für den zweiten Schnitt ein Heuwetter, wie man es sich besser gar nicht wünschen kann.

Wer die Leute so hurtig und unverdrossen sich regen sähe, der sollte gar nicht denken, was für ein dumpfer, schwerer Druck auf ihnen lastet. Und am Tage, wenn der Schweiß der Arbeit von den Stirnen perlt, mögen sie ihn ja auch nicht so sehr empfinden. Aber nach Feierabend legt er sich wie mit Zentnergewichten auf die Gemüter, vom nächtlichen Lager läßt er die Menschen auffahren, und in der Frühe greifen sie sich an den Kopf: Ist's denn wirklich, wirklich wahr? Oder träumen wir einen fürchterlichen Traum und haben nur die Kraft nicht, uns aus ihm aufzuraffen? ...

Es ist am Spätnachmittag des achtzehnten August. Rietbrocks sind beim Wenden. Peter voran, Becka folgend und Mutter Lena schließend, arbeiten sie sich mit ihren Harken die Wiese auf, die Wiese ab.

„Da kommt ein Junge vom Dorf her gelaufen“, sagt Becka, die Harke anhaltend und stehenbleibend. „Ich glaube, er steuert auf uns zu.“

„Scheint mir auch so.“ Peter legt die Hand über die Augen. „Es ist Pastors Martin.“

„O Gotte!“ ruft Mutter Lena erschrocken, „es brennt doch nicht, daß wir die Feuerglocke ziehen sollen?“

Die drei blicken sich rings im Kreise um. Überall strahlt der Himmel in ungetrübter Klarheit.

Der Junge ist auf zehn Schritt heran. Atemlos, keuchend, heiser stößt er heraus: „Ihr sollt läuten — sagt Vater — aber gleich sofort — und tüchtig — großer Sieg — bei Metz — hurra, hurra!“

Wie Peters und Beckas Füße in den leichten Schuhen über den abgemähten Wiesengrund federn! Wie sie die drei steilen Treppen zur Turmstube hinaufspringen! Und nun stehen sie auf dem Glockenstuhl, hastig atmend und die Gesichter glühend, und fangen an, mit ihrer geschmeidigen jungen Kraft die Glocken zu treten, er die große, sie die kleine. Und jubelnd dröhnen die ehernen Klänge auf das Dorf hernieder, ins Land hinaus.

Es ist endlich mal eine Pause nötig. Die beiden springen vom Glockenstuhl herab an eins der Fenster. Drüben in den Wiesen ist kein Mensch mehr an der Arbeit. Die Leute müssen es den Glockenklängen angemerkt haben, daß sie hohe Freude künden wollen. Mit schnellen Schritten, ganz anders als sonst nach heißen Arbeitstagen, eilen sie dem Dorfe zu. Beim Kriegerdenkmal auf dem Marktplatz

Digitized by Google

klettern des Deutschen Reiches Farben in den Sonnenglanz. Im Pfarrgarten rennt der Pastor in einem fort wie von Sinnen um sein Rosenbeet.

„Na, Becka, dann nochmal ran ans Werk!" Und aufs neue beginnen die ehrwürdigen, patinabedeckten Glocken zu schwingen und zu klingen.

Wieder stehen die Geschwister am Fenster und schauen in die Tiefe hinab. Auf dem Schulplatz haben sich die Jungens zusammengekoppelt und singen: Deutschland, Deutschland über alles. Der Pastor hat das Laufen um sein Rosenbeet aufgegeben; aus den geöffneten Fenstern des Pfarrhauses klingt ein Klavier herauf: Nun danket alle Gott ...

„Aller guten Dinge sind drei. Komm, Becka."

Als die Glocken zum drittenmal ihre erzenen Stimmen erhoben haben, kommt Pastors Martin die Treppe heraufgestolpert, schreit irgend etwas, das in dem Getöse verlorengeht, und winkt mit beiden Händen ab. Peter schüttelt den Kopf und läßt sich nicht stören. Erst als er nach seiner Uhr zehn Minuten herum hat, springt er vom Glockenstuhl herunter und Becka hinter ihm drein.

„Vater sagt, es wär' nun erst mal genug, ihr solltet aufhören."

„Wollten wir auch so wie so. Komm, Becka, schnell wieder auf die Wiese, daß wir unser Heu zusammenkriegen!"

* * *

Rietbrocks hatten just eben ein Fuder Torf abgeladen und sahen recht verstaubt und mitgenommen aus. Darum erschraken sie ein wenig, als plötzlich der Herr Pastor auf ihren Hof trat. Die beiden Frauen fuhren sich schnell mit der Hand über das Haar, Peter lüftete verlegen seine Mütze.

„Na? Der Torf gut trocken?"

„Wenn er in einem so heißen Sommer nicht trocken wäre, Herr Pastor! ... Bitte, treten Sie ein bißchen näher."

„Danke, Frau Nachbarin, will nicht stören, können es hier draußen abmachen. Es ist heut' morgen eine traurige Nachricht eingetroffen. Wilhelm Evers ist in Belgien gefallen."

„Der Lütjenbauer?" rief Frau Lena erbleichend.

„Jawohl."

„Der erst voriges Jahr geheiratet hat, und vor drei Wochen haben wir sein erstes Kind getauft?"

„Ja, der!"

„Der ist tot? Und Jakobstag war er noch hier und wollte unser Kalb kaufen, aber wir konnten nicht einig werden. Peter, du bist doch mit ihm zusammen aus der Schule gekommen, und nun haben sie ihn totgeschossen, kannst du dir das denken?"

„Ja, ja, liebe Freunde, das erste Opfer des Weltkriegs in unserer Gemeinde. Im vorigen Kriege haben wir drei Tote gehabt. Ich fürchte, so gut kommen wir diesmal nicht weg."

„Nee, nee, nee, ich kann's mir noch immer nicht einbilden. Er war ein so umgänglicher Mensch, und hatte den großen, schönen Hof."

Digitized by Google

„Darnach geht es nicht ... Aber um auf den Zweck meines Besuchs zu kommen, wir haben vorhin in einer Kirchenvorstandssitzung beschlossen, daß unsern Gefallenen auf Kosten der Kirchenkasse ein Ehrengeläut zuteil werden soll, und zwar immer am Mittag, nachdem die amtliche Todesnachricht eingelaufen ist."

„Das ist auch nicht mehr als recht und billig", stimmte Frau Lena lebhaft nickend zu. „Kinder, ihr habt gehört, macht euch fertig; halb zwölf ist's schon vorbei. Ach, daß der Lütjenbauer grade der erste sein muß!"

Die beiden eilten ins Haus, um den Torfstaub abzuspülen. Peter zog eine bessere Jacke über, Becka legte eine reine Schürze an. Auch hielten sie es für passender, die Holzschuhe mit Lederstiefeln zu vertauschen. Sonst machten sie, wenn der Dienst sie wochentags zu ihren Glocken rief, derartige Umstände nicht.

„Vorige Woche hatten wir am Läuten mehr Freude", meinte Becka, als sie langsam dem Turm zuschritten.

„Das magst du wohl sagen", versetzte Peter. „Und wer weiß, wie manchen wir noch beläuten müssen, den sie nicht auf unserem Kirchhof begraben können ..."

Der Glocken Trauerklang erschütterte die Herzen der Hemmendorfer wie seit langer, langer Zeit nicht mehr.

* * *

Die zweite Post trifft in Hemmendorf nach acht Uhr abends ein, und die Bestellung findet erst am nächsten Morgen statt. In Friedenszeiten hatten das nur wenige als unbequem empfunden. Es waren im Dorf auch nicht viele, denen die Frage: Was mag die Post bringen? Unruhe verursachte.

Aber jetzt? Welche Mutter, welche Ehefrau, welche Braut hätte zu Bett gehen mögen mit dem Gedanken: Vielleicht ist etwas für dich da, und du könntest es heut' abend schon haben. So fanden sie sich denn in Scharen allabendlich vor der Postagentur ein, und die gute alte Posttante wurde nicht müde, einmal über das andere den Stapel der eingelaufenen Briefe und Karten durchzusehen, um jedem gefällig zu sein. Auch Becka Rietbrock fehlte dort nie. Alle acht bis vierzehn Tage brachte sie der Mutter eine Feldpostkarte, selten einen dürftigen Brief heim.

Eines Abends gegen Ende September stand Becka wartend vor dem Fenster, hinter dem die soeben eingetroffene Post sortiert wurde. Sie befand sich in einer Gruppe von Altersgenossinnen, die die Köpfe geneigt hatten, um die Photographie einiger jungen Söhne des Dorfs, die in Döberitz als Garderekruten ausgebildet wurden, zu betrachten und zu begutachten. Als sie zufällig aufblickte, sah sie die Augen der greisen Posthalterin mit einem so merkwürdigen Ausdruck auf sich ruhen, daß sie zusammenfuhr und einen leisen Schrei ausstieß. „Was hast du?" fragte eine Freundin. „Ich glaube, unserm Klaus ist was passiert." „Ach Deern!" Aber schon hatte Becka sich nach dem Schaltervorraum durchgedrängt, und als sie wieder heraustrat, sahen die sie umdrängenden Mädchen in ihren bebenden Händen einen Brief: „An den Reservisten Klaus Rietbrock", darauf mit Blaustift in großer Schrift: „Zurück. Gefallen." --

Am nächsten Mittag kamen Frau Rietbrock und ihre beiden Kinder, alle drei in schwarzer Nachtmahlskleidung, wie in einem Trauerzuge über den Kirchhof

Digitized by Google

gegangen. Die Mutter bog an einem Querwege ab und begab sich an das Grab ihres vor einem Jahr verstorbenen Mannes, wo sie sich in das herbstliche Gras sinken ließ. Peter und Becka stiegen zum Turm hinauf.

Klaus Rietbrock hat ein ebenso langes Geläut bekommen, wie im Jahre vorher sein Vater.

Als die Glocken verstummt waren, sagte Peter zu seiner Schwester: „Becka, geh hinunter zur Mutter. Ich will noch eben unserm Klaus hier hinter seinem Namen das Eiserne Kreuz in das Holz schneiden."

Die Schwester ging, und er machte sich ans Werk. Einmal fielen ihm dabei ein paar Tränen auf die Hände. Zuweilen blickte er auf. Dann irrten seine stillen, nachdenklichen Augen in wolkenverhangene Fernen.

Zu Hause erwartete ihn seine Kriegsbeorderung als Landsturmmann. Zwei Tage später sahen Mutter und Schwester ihn um die Turmecke verschwinden.

* * *

Peter wurde nach erhaltener Ausbildung mit einem Ersatz an die Ostfront geschickt.

Während einer langen, schweren Krankheit, die in sein militärpflichtiges Alter fiel, hatte er sich mit der Mutter inniger zusammengelebt, als ältester Sohn des Hauses und Erbe der kleinen Landstelle nahm er auch an der Wirtschaft viel regeren Anteil, als seinerzeit der jüngere Bruder, der das Elternhaus doch früher oder später hätte verlassen müssen. So begnügte er sich nicht mit kurzen Postkarten, sondern schrieb ausführliche Briefe. Die stehenden Wendungen bäuerlichen Briefstils verschwanden aus diesen je mehr und mehr, reich und reicher wurden sie an persönlichem Gehalt. Mit Stolz reichte man sie der Freundschaft und den Nachbarn zum Lesen. Der Pastor nahm Abschriften von ihnen für die Kriegschronik des Kirchspiels.

Ende Mai 1915, als die große Offensive gegen Rußland stattfand, schrieb er aus einem Feldlazarett, daß er verwundet sei und Aussicht habe, demnächst nach Deutschland transportiert zu werden, hoffentlich in die Nähe der Heimat, wo die Mutter ihn dann ja wohl recht bald einmal besuchen werde. Fünf Tage später teilte ein Sanitätsfeldwebel mit, der Landsturmmann Peter Rietbrock sei seinen Verletzungen erlegen. —

Am Tage nach Eintreffen dieser Nachricht trat Becka kurz vor Mittag in die Stube, wo ihre Mutter wie gebrochen in einem Lehnstuhl saß und aus hohlen Augen vor sich hinstarrte.

„Mutter," sagte sie leise, „wen auf der Nachbarschaft soll ich bitten, daß er mir unsern Peter beläuten hilft?"

Frau Rietbrock brauchte einige Sekunden, um ihren Geist irgendwo von fernher in die Gegenwart zu rufen. „Ach so, wegen dem Nachläuten ... Du brauchst keinen zu bitten, ich komme selber schon."

Als die beiden in ihren schwarzen Kleidern über den Kirchhof gingen, hatte Becka die Hand sanft und leicht unter den Arm der Mutter geschoben. Nie hatte man sie so miteinander gehen sehen.

Digitized by Google

Die arme Frau trat die kleinere der Glocken mit aller ihrer Kraft, aber diese reichte nicht aus. Sie mußte erschöpft innehalten, so daß eine Weile die große Glocke das Klagen um den, der sie wohl ein Jahrzehnt lang in frohen und ernsten Stunden hatte erklingen lassen, allein hatte. Aber dann fiel die kleine wieder mit ein, und das Ehrengeläut für Peter Rietbrock fiel nicht kürzer aus, als das für seinen Vater vor bald zwei Jahren, und das für den jüngeren Bruder vor acht Monaten.

„Sieh mal, Mutter," sagte Becka, als sie vom Glockenstuhl herabgestiegen waren, „in diesen Pfosten haben unsere Jungens sich zum Andenken eingeschnitten. Dies Kreuz für Klaus hat Peter noch gemacht, damals, als wir ihn beläutet hatten. Nun soll er auch sein Eisernes Kreuz haben. Ein scharfes Messer hab' ich mir gleich mitgebracht."

Frau Rietbrock las die Namen und hockte dann, leise weinend, auf dem Rand der Treppenluke nieder. „Der gute Junge," begann sie nach einiger Zeit, „hier in der Glockenstube hat er doch wohl seine glücklichsten Stunden verlebt. Er läutete nicht bloß wegen der paar Groschen, die es dafür gibt, sondern war mit dem Herzen dabei, beinah so, wie unser alter Küster, wenn er seine Orgel spielt. Was unser Klaus war, bei dem mußte ich öfters nachschieben; er hatte keinen rechten Trieb. Aber unserm Peter konnte es niemals zuviel werden, auch Weihnachten und Ostern nicht, wo doch sogar Vater selig zuweilen klagte. Weißt du noch, Becka, wie er vor drei Wochen schrieb: ‚Hier bei den Russen gibt's auch viele Kirchtürme, die gehen meist in eine goldene Zwiebel aus und machen sich ja soweit ganz schön. Aber unser Hemmendorfer Kirchturm, wenn er auch nur aus Feldsteinen gemauert ist, ist mir doch lieber. O Mutter, ich wünsche mir nichts so sehnlich, als daß ich bald, bald meine Glocke wieder läuten kann' ... Ja, Becka, und nun haben wir ihn beläuten müssen ..."

Sie fiel aufs neue in Weinen. Da unterbrach die Tochter ihre Arbeit, setzte sich an der Mutter Seite, nahm eine ihrer harten Arbeitshände in ihren Schoß, um sie sanft zu streicheln, und sagte dabei nur das einzige Wort: „Mut—ter." Aber noch nie war ihr dieses Wort so herzlich innig über die Lippen gekommen.

* * *

Wie Frau Lene einst in den jungen Jahren ihrer Ehe ihres Mannes treue Gehilfin beim Läuten gewesen war, so half sie jetzt der Tochter, die ihr allein übriggeblieben war von der blühenden Familie. Aber das Ersteigen der steilen Treppen und das Treten der Glocke wurde ihr blutsauer.

Eines Abends, etwa drei Wochen nach der traurigen Kunde aus dem Osten, saßen Mutter und Tochter in der dämmerigen Stube beieinander.

„Becka," begann die Mutter, nachdem es längere Zeit still zwischen ihnen gewesen war, „ich glaube, du kannst mir auch bald nachläuten."

„Aber Mutter!" rief die Tochter erschrocken.

„Ich halte dieses turmauf und turmab nicht lange mehr aus. Und wie soll es erst im Winter werden, wenn es da oben so kalt und zugig ist?"

„Dann laß uns das Läuten doch abgeben, Mutter! Mindermanns übernehmen es jeden Tag, Stine hat neulich deswegen schon bei mir auf den Busch geklopft."

Digitized by Google

„Kind, wo denkst du hin! Einen Dienst aufgeben, der beinah neunzig Taler einbringt und schon hundert Jahr in unserer Familie ist? Nein, das kann ich vor deinem seligen Vater nicht verantworten."

„Wollen wir uns denn nicht von jemand helfen lassen? Thölkens Minna würde es wohl tun und auch nicht zuviel Geld verlangen, glaub' ich."

„Ach was, auf so 'ne Deern ist kein Verlaß. Heut' ist sie pünktlich da, morgen kommt sie zu spät, und übermorgen hat sie's ganz vergessen. Nee, Kind, ich hab' mir was anderes überlegt ..."

„So—o? Da bin ich doch neugierig ..."

„Becka, wie wär's, wenn du mir einen Schwiegersohn ins Haus brächtest?"

„Aber Mutter!"

„Brauchst gar nicht so 'n Gesicht zu machen, als ob du an den Galgen solltest! Das mußt du dir doch selber sagen, daß wir beiden schwachen Frauensleute die Stelle nicht halten und die Zinsen nicht bezahlen können, vom Läuten noch gar nicht mal zu reden. Und dann ist da doch auch das Pferd."

„Wollen wir das nicht lieber verkaufen? Es gibt heutzutage 'ne Masse Geld für so 'n Tier."

„Unsern Braunen, auf den Vater und Peter und Klaus so stolz gewesen sind?"

„Ach so ... ja, dann müssen wir ihn doch wohl behalten. Ich kann ja auch schon ganz gut mit ihm schirrwerken."

„Hm, das ist man so so ... Wo ein Pferd ist, da gehört auch ein Mannsmensch hin."

„Aber jetzt, mitten im Krieg, Mutter, woher da einen nehmen?"

„Wenn du warten willst, bis der Krieg zu Ende ist, können wir noch manchen Tag im Elend sitzen bleiben."

„Aber du weißt doch, Mutter, ... Schnakenbergs Hermann ..."

„Garantiert dir einer dafür, daß der heil aus dem Kriege wiederkommt?"

„Das wohl nicht ..."

„Und wenn er wiederkommt, weißt du, ob er dich will? Hast du sein Versprechen?"

„Das nicht gerade, aber er hat mir doch vor drei Wochen noch eine bunte Karte geschickt."

„Das will gar nichts bedeuten. Schreiben tun die Jungens viel, erst mal aus Langerweile, und dann, weil's kein Porto kostet."

„Da magst du wohl recht haben ... Und Brammers Adelheid hat neulich in einer Woche eine Karte und einen Brief von ihm gehabt. Und Liebesgaben schickt sie ihm auch immer hin!"

„Siehst du, auf Hermann ist gar kein Verlaß. Und wenn die Jungens aus dem Krieg wiederkommen, werden sie den Kopf wohl ziemlich hoch tragen, und mancher wird nach einer, die ihm früher gut genug war, kein Auge mehr hinwerfen, wo die Auswahl unter den Deerns dann so schrecklich groß ist. Nee, Kind, wenn ich ein Mädchen wär', ich wollte mich rechtzeitig sichern."

„Pöh, was heutzutage noch von jungen Mannsleuten im Lande herumläuft!"

Digitized by Google

„Kann ganz gut sein, daß sie mal einen vergessen haben, der gar nicht schlecht zu brauchen ist ... Was meinst du zum Beispiel zu Rotermunds Johann?"

„Aber Mutter, der hat ja einen Herzfehler!"

„Kannst du davon was sehen? Er hat's selber nicht gewußt, bis die Dokters es bei der Musterung herausgetüftelt haben. Seine Arbeit tut er so gut wie jeder andere. Mit so 'nem kleinen Herzfehler kann ein solider Mensch hundert Jahr alt werden ... Was meinst du, mein' Deern, könntest du den Jungen wohl heiraten?"

„Ach Mutter, er hat sich doch noch nie um mich gekümmert. Soll ich denn hingehen und mich ihm an den Hals werfen?"

„Da laß deine Mutter man gewähren. Besinne dich, ob du ihn heiraten kannst, ich meine, ob es nicht ganz und gar gegen deine Natur geht."

„Hm, das täte es nun wohl grade nicht ..."

„Keine Übereilung, mein Kind. Besinne dich bis morgen früh, und dann sag' mir Bescheid. Nun wollen wir zu Bett gehen." —

Als sie sich am andern Morgen wiedersahen, fragte die Mutter: „Na?"

„Wenn es mit Gewalt sein muß," versetzte die Tochter, „könnte ich es wohl, gegen meine Natur ginge es gerade nicht, aber ..."

„Denn so ist es gut, mein Kind", unterbrach die Mutter. „Mach' schnell den Kaffee zurecht, ich muß einen Gang ins Dorf machen."

Als sie das Haus verließ, trug sie am Arm einen Korb, der den Anschein erwecken sollte, als ob es Einkäufe zu besorgen gelte. Becka, die ihr von der Haustür aus nachblickte, dachte, die Mutter hätte heut einen Schritt, als wenn sie plötzlich zehn Jahre jünger geworden wäre.

Nach anderthalb Stunden war Mutter Rietbrock wieder da. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, stellte ihren Korb neben sich und seufzte: „Ach ja, das Leben ist nicht leicht."

„Siehst du," sagte Becka, die vor ihr stand und von dieser Binsenwahrheit etwas enttäuscht war, „nun will er doch wohl nicht?"

„Wer hat das gesagt? Laß mich doch erst einen Augenblick verpusten."

„Ach so ... denn will ich erst die Diele fertig fegen."

„Nein, bleib hier und hör' zu. Seine Mutter hatte erst allerhand Widerworte. Aber als ich ihr unsern seligen Jungens ihre Sparkassenbücher zeigte, wurde sie anderen Sinnes."

„Und Johann? Das ist mir erst mal das wichtigste."

„Der will sich besinnen. Wenn er bis heute abend um sieben Uhr damit fertig ist, hab' ich ihm gesagt, sollte er auf den Turm kommen und dir den Sonntag einläuten helfen."

„Mutter, wie du das bloß so bautz tun magst!"

„Tun magst? Möchtest du, daß eine arme Witfrau auch noch den Kopf verliert?"

„Ich meinte doch man bloß, Mutter ... Und du glaubst wirklich, daß er kommt?"

„Müssen's abwarten, Kind. So, nun feg' deine Diele." —

Digitized by Google

Mutter und Tochter waren des Abends schon eine Viertelstunde vor der Zeit unten im Turm und schauten mit Ungeduld und Spannung den langen, geraden Lindenweg entlang. Beim ersten Schlage der Turmuhr trat der Erwartete hinter einem umbuschten Erbbegräbnis hervor und stand mit drei Schritten vor ihnen.

„Gut, daß du da bist“, sagte Frau Lena, indem ihr ein Freudenschein über das Gesicht huschte. „Ich dachte schon, ich müßte mich noch selbst wieder die steilen Treppen hinaufquälen. Na, denn bin ich hier ja wohl überflüssig.“

Sie nickte den beiden, die recht verlegen dreinschauten, ermutigend zu und wandte sich zum Gehen.

Es waren gewiß schon sechs oder sieben Minuten über die Zeit. Ob das Läuten nicht endlich in Gang kommen sollte?

Ah, da ist die kleine Glocke. Vier Schläge tut sie allein vorweg, aber dann stimmt die große mit ein. Man merkt, daß ein Neuling sie tritt, er macht's für einen Anfänger aber doch schon ganz gut. Nach langer, langer Zeit haben die Glocken für Mutter Lenas Ohren zum erstenmal wieder einen tröstlichen, hoffnungsfreudigen Klang.

Das Geläute verstummt mit drei nachklappenden Schlägen der großen Glocke, die das vorhin Versäumte offenbar nachholen will.

Ob sie ihn wohl mitbringt?

Zehn Minuten sind schon wieder vergangen, und noch immer ist keine Becka zu sehen und kein Johann. Na ja, so junge Liebesleute ...

Ah, da kommen die beiden um die Turmecke. Du lieber Gott, um dieselbe Ecke sind einst Klaus und Peter verschwunden! Aber jetzt ist keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Das Leben, die Zukunft gehört den beiden, die dort Arm in Arm über den Friedhof daherkommen. Einig sind sie sich, daran ist gar kein Zweifel möglich. Herr Gott, hab Dank!

Mutter Rietbrock kochte einen extra guten Kaffee. Auch ein Stück Kuchen fand sich noch. Er war zwar recht altbacken, aber doch Kuchen, und der war neuerdings sehr rar.

Als die drei um den Tisch saßen und einige Schluck von dem köstlichen Gebräu genommen hatten, fragte Mutter Lena, die all ihrer Lebtage den graden und kürzesten Weg vorgezogen hatte: „Und wann wollt ihr Hochzeit machen?“

Becka errötete. „Aber Mutter,“ sagte sie vorwurfsvoll, „unser Peter ist noch keine vier Wochen tot, und wir sollen schon an so 'n Vergnügen denken?“

Frau Lena machte große, strafende Augen. „Vergnügen? Wer redet hier von Vergnügen? Das handelt sich hier um kein Vergnügen, sondern um eine große, wichtige Sache, um eine ernste und heilige Pflicht. Dumme Deern, da von Vergnügen zu reden! ... Johann, was meinst du?“

„Oh, ich dachte so um Micheli herum. Im Sommer gibt's bei uns zu Hause soviel Arbeit, und ...“

„So? Meinst du, daß es daran bei uns fehlt? ... Gewiß, ihr habt auch zwei Jungens im Felde, aber deine Eltern sind beide gesund und stark, und laß die großen Deerns auch man tüchtig mit zupacken. Sie können ganz gut ohne dich

Digitized by Google

fertig werden. Dagegen wir beiden verlassenen Frauensmenschen? Mit dem Läuten und all der Draußenarbeit? Und das Pferd nicht zu vergessen! In diesen bösen Zeiten muß ein Mensch dem andern helfen so gut er kann. Das werden deine Eltern wohl einsehen ... Heutzutage muß einer schnell von Entschluß sein, auch in Heiratsangelegenheiten. Denkt doch bloß an die vielen Kriegstrauungen! Das beste ist, ihr geht morgen gleich hin und bestellt das Aufgebot. Dann kann in vier Wochen Hochzeit sein."

„Hm ja ... wenn es denn gar nicht anders geht ..."

Mutter Lena nahm einen tüchtigen Mundvoll Kaffee und aß ein Stückchen Kuchen.

„Das Läuten", begann sie dann noch einmal, „ging ja schon ganz nett. Nicht wahr, Johann, du tust mir den Gefallen, und hilfst dabei Becka auch diese vier Wochen schon? Ich kann und kann es nicht mehr leisten."

Auch hierin ergab sich der gehorsame Schwiegersohn.

„Na, denn wollen wir unsern Kaffee austrinken und es für heute gut sein lassen", schloß Mutter Rietbrock. „Also morgen früh Punkt Klocke sechs Uhr bist du auf dem Turm zum Sonntagfrühläuten!"



Neujahr 1917 · Von Mela Escherich

Mein Kind Neujahr, warum sind deine Schuhe so rot?
„Im Schnee war Blut; da liegen viele tot."
Neujahr, was hast du für schreckliche Waffen in der Hand?
„Die sind's, die ich dem alten Jahr entwand."
Mein Kind Neujahr, das alte Jahr war groß!
„Ich wachse und bin bald größer als mein Genoß."
Mein Kind Neujahr, aber heute bist du noch schwach!
„Ein Knabe war's, der Goliaths Stärke brach."
Mein Kind Neujahr, dies Jahr verschied im Haß.
Sie hassen und verfluchen auch dich ohn' Unterlaß.
„Mir sind die Toten des letzten Jahres begegnet,
Als ich über die Schwelle trat. Die haben mich gesegnet."
Haben dich die Toten gesegnet, mein Kind Neujahr,
Dann hast du nichts zu fürchten. Du wirst ein gutes Jahr!



Digitized by Google

Eine gefährliche Phrase für den deutschen Michel

Von Prof. Dr. Carl Franke

So oft uns in diesem Kriege Kolonialgebiet verlorenging, sagte und schrieb man uns zum Troste: Das Schicksal der deutschen Kolonien wird auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden.

Doch dieser Lehrsatz ist jetzt nur in sehr beschränkter Weise richtig, nämlich soweit Frankreich in Frage kommt. Da der Wert der Kolonien nicht nach ihrer Größe (die uns entrissenen Kolonien sind mehr als doppelt so groß als unsere europäischen Eroberungen) abzuschätzen ist (man denke an die Eintauschung Helgolands gegen Sansibar), sondern richtiger nach der Einwohnerzahl, so sind für Frankreich zwar die 20000 qkm seines von uns besetzten europäischen Gebietes mindestens so wertvoll wie sämtliche von uns verlorenen Kolonien, die etwa ebensoviel Einwohner (3—4 Millionen) als jenes haben. Doch leider hat deren größten Teil England, einen Teil auch Japan erworben. Diese beiden Staaten, von denen kein Quadratkilometer Mutterland in unserer Hand ist, haben aber in dem jetzigen Kriege hinreichend gezeigt, daß sie sich nur von ihren eigenen Interessen, nicht auch von denen ihrer Bundesgenossen, deren Machtbeschränkung durch den Friedensschluß England, vielleicht auch Japan, sogar erwünscht ist, leiten lassen; so verweigert Japan hartnäckig seine Beteiligung an den Kämpfen in Europa, und England überließ Serbien und Montenegro Österreich, ohne einen Schwertstreich zu wagen. Daß Japan seine durch die Besetzung unserer asiatischen Kolonien erstarkte Stellung in Ostasien um der Lösung europäischer, es kaum interessierender Fragen willen schwächt, glaubt jetzt wohl auch niemand mehr.

Bei England liegt die Sache etwas günstiger. Unzweifelhaft ist es in seinem Interesse, wenn wir die ihm gegenüberliegende Nordseeküste wieder räumen. Dies zeigt sein Verhalten bei unserem Einmarsch in Belgien. Solange wie es den Anschein hatte, als ob wir über Lüttich und Namur nach Paris marschieren wollten, erfüllte es lediglich die gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen. Als wir dann gegen Antwerpen abschwenkten, versuchte es dieses zwar zu retten, war aber immerhin noch sehr sparsam mit seinen Hilfsmitteln, und erst, als wir uns an der flandrischen Nordseeküste festzusetzen im Begriffe waren, griff es mit voller Wucht ein, indem es weit über seine Versprechungen hinaus die Truppenmacht auf dem belgisch-französischen Kriegsschauplatze verstärkte. Demnach haben wir in Westflandern auch England gegenüber ein wertvolles Faustpfand in unseren Händen. Doch dürfte ihm unsere gänzliche Verdrängung aus Afrika und dem Stillen Ozean wertvoller sein, als seine Vormundschaft über Belgien, wofür es vielleicht in dem von ihm besetzten französischen Ufer des Ärmelkanals Ersatz findet.

Digitized by Google

In allen seinen Kriegen hat die Erweiterung seiner Kolonialmacht eine große Rolle gespielt. Verlieren wir in diesem Kriege sämtliche Kolonien, so hat England sein Hauptziel: die Vernichtung unserer See- und Handelsmacht wenigstens teilweise erreicht; denn dadurch wäre diese entschieden geschwächt. Auch in dem Kampfe mit Frankreich vor etwa 100 Jahren vernichtete es zunächst dessen Flotte und raubte seine und seiner Verbündeten Kolonien, bis es in dem Bunde mit Rußland, Preußen und Österreich das geeignete Mittel zu seiner vollständigen Besiegung fand. Schon als England bei Ausbruch dieses Krieges erklärte, daß es an keine Eroberungen auf dem europäischen Festlande dächte, deutete es an, daß es unsere Kolonien als Siegesbeute erhoffte. Um diese zu erlangen, scheute es nicht davor zurück, den Farbigen das Schauspiel des Kampfes von Weißen gegen Weiße zu geben und so das Ansehen der weißen Rasse bei jenen zu erschüttern. Anfänglich hat es sich wohl nur mit etwa 150000 Mann an dem Kampfe in Europa beteiligen, dagegen seine Hauptmacht zur Eroberung von afrikanischem und westasiatischem Grund und Boden verwenden wollen. Demnach wären seine Unternehmungen an den Dardanellen, in Arabien, Mesopotamien und Persien nicht abenteuerliche Abschweifungen vom Hauptziele gewesen, sondern Versuche, sich diesem wieder zuzuwenden, das es zeitweise hatte außer acht lassen müssen, weil Frankreich und Belgien allein nicht unserem Ansturm gewachsen waren.

Nun werden ja vollständig im eigenen Land geschlagene Staaten leicht dahin zu bringen sein, nicht bloß ihre Kolonialeroberungen, sondern noch eigene Kolonien zu opfern. Daher besteht die erörterte Phrase in dem weiteren Sinne mehr zu Recht, daß die zukünftige Größe unseres Kolonialbesitzes auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden wird. Wie aber die Lösung der Marokkofrage beweist, ist auch dann zu befürchten, daß ein auf eigenem Grund und Boden noch unbesiegtes England Einspruch erhebt, das z. B. am Kongo mehr Interesse als an Süd- oder Ostbelgien hat. Versteifen wir uns zumal darauf, genau dieselben Kolonien wiederzugewinnen, so müssen wir erst recht von Japan und England selbst Land erobern. Bei ersterem erscheint das noch unmöglich, bei letzterem eröffnet sich aber jetzt ein Weg. Wir haben eine Stelle gefunden, wo England noch kitzliger ist, als in Ost- und Westende: Ägypten. Schon die Furcht, daß diesem ein deutsch-türkischer Angriff drohe, veranlaßte England, sämtliche andere Fronten zu lichten, um dorthin Truppen zu schicken, so auch einen Teil der Buren und Inder, die für den Einfall in Deutsch-Ostafrika bestimmt waren, so daß für unsere volkreichste Kolonie mit 9 Millionen Einwohnern bereits die Gefahr, das Schicksal der anderen zu teilen, etwas verringert worden ist. Englands Versicherungen, daß der Suezkanal durch seine letzten Befestigungen uneinnehmbar geworden sei, besagt natürlich in der englischen Lügensprache das strikte Gegenteil. Ägypten ist jedoch zweifellos England mehr wert als unser gesamtes Kolonialgebiet mit 12 Millionen Einwohnern. Ägyptens Eroberung würde aber auch eine allgemeine Erhebung des afrikanischen Islams veranlassen, der ganz Nordafrika einnimmt und sich südlich bis Deutsch-Ostafrika erstreckt, und so nach diesem einen Weg für ein deutsches Ersatzheer bahnen, das wohl gar durch Britisch-Afrika bis Deutsch-Südwestafrika vordringen könnte, da in umgekehrter Richtung die

Digitized by Google

Buren einen Angriff auf Deutsch-Ostafrika ausgeführt haben. Bevor es aber so weit kommt, kann schon das Schicksal unserer Kolonien in Ägypten entschieden sein. Denn wenn nicht in England selbst oder Indien, können wir nur dort jenem einfach den Frieden diktieren.

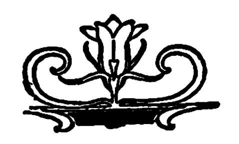


Stadt im Winter · Von Richard O. Koppin

Eiserstarrt die Bäche schweigen,
Und der Tann hängt rauhreifschwer,
Auf den weißen Glitzersteigen
Hüpfen Drosseln hin und her.
Weich und sacht legt unterdessen
Auf die trauten Giebeldächer,
Um die stillen, steilen Essen
Schnee die breiten Flockenfächer.

Kirchturm hat die Winterhaube
Tief gedrückt sich übers Ohr,
Und der Wirt „Zur goldnen Taube"
Zieht just seine Laden vor.
Nur der Arzt mit seiner Chaise
Fährt durch abendmüde Gassen,
Soll den alten Schulten Heese
Wieder mal zur Ader lassen.

Freundlich beut am Pfarrhaustore
Ihm Freund Pastor seinen Gruß,
Saugt an langem Pfeifenrohre
Mit Behagen und Genuß.
Und in weiter Straßenferne,
Wo die Stadt ins Bachtal mündet,
Wird die erste Nachtlaterne,
Zwielicht bringend, angezündet.



Digitized by Google

Mitfreude

Betrachtungen von Heinrich Schäff

Es sprach in mir: Nimm dies Häuslein und schau durch diese Lücke hinaus ins Unendliche und danke es deiner Schwelle, daß sie dich behütet und zurückhält vor dem Sturz ins gähnende Endlose.

*

Wenn mir das geschichtliche Getöse des Tags mit seinen ungeheuren Ansprüchen das letzte Atom meiner Seele in Besitz zu nehmen droht, halte ich mir stets die große Ruhe alles dessen vor, was unbekümmert in sich selber ruht. Es gibt vieles, was in Beziehung auf das Weltgeschehen ausgenommen erscheint: die ganze, sich selbst zugewiesene Natur, ebenso das Kind und das Genie, das seine eigenen Wege geht.

*

Eingehüllt in den Erdgeruch der Stunden, wie bin ich zu Hause in diesem Wohllaut, der vielstimmig zu mir spricht! Da kommen altbekannte Gräser und Sträucher, kommen alle Arten von Kräutern und bringen ihr Eigentum, ihre Blumen und Blütendüfte mit und streuen sie mir vor die Seele. Welch ein Gewürzregen geht auf mich nieder, von der Sonne gesegnet, vom mütterlichen Boden zeugend, beredt und unvergeßlich, voll Süßigkeit und Tiefe! So steigt es auf, strömt um mich und fällt in aromatischen Wolkenschwärmen auf mich nieder.

*

Und der Himmel breitet seinen blauen Spiegel über mir aus und sagt: Nun schau hinein mit all den Blumen deiner Nähe, mit all den Gerüchen des Augenblicks, mit allen Farben der Schmetterlinge und den Liedern der Vögel, und sei gegrüßt samt der großen Erde, die dich trägt und die du trägst.

*

Man muß auf diejenigen Dinge achten, welche die zartesten Empfindungen in uns erwecken: sie gleichen den Schlüsseln des Himmels, mit denen er nach unsren Türen und Törlein sucht, um den Inhalt unserer Seelen zu erschließen, d. h. uns mit uns selbst bekanntzumachen.

*

Es ist mir noch nie so aufgefallen wie jetzt, als ich eine Blume brach und sah, wie sie das Blütenköpfchen hängen ließ, so traurig, so hoffnungslos wie ein gebrochenes Menschenherz, bei dem auch alles Aufrichten nichts hilft. Ich bin fast an der Beredsamkeit des Anblicks erschrocken. Man darf aber in dieser Richtung nicht weiterfühlen, es führt zur Selbstverweichlichung. Die Erde ist viel zu robust für solche Betrachtungen. Es wäre der Anfang vom Ende.

*

Der Gedanke, daß auch nur eine Schnecke aus Zweckmäßigkeitsgründen von Gott preisgegeben und zertreten wird, ist doch des Himmels unwürdig. Es muß das alles also einen andern geheimnisvollen Grund haben.

*

Digitized by Google

Es gibt genug Schuldverkünder. Die Sünde wird allerorten ausgeschellt. Seien wir dankbar, daß es auch etliche gesegnete Seher gibt, welche eine neue Unschuld verheißen und sie kennen.

*

Man spricht viel zu wenig von der Gabe der Mitfreude und viel zuviel bloß von jener des Mitleids. Und doch hat der Himmel jene vor diesem geschaffen, nämlich am ersten Tage, und zwar im Paradiese.

*

Besäßen wir mehr Mitfreude, bedürften wir vielleicht weniger des Mitleids.

*

Die Liebe ist deshalb so schön und wohltätig, weil sie uns frei macht von uns, das Gewicht der Erdenschwere löst und uns fähig macht, in ein anderes Wesen überzugehen, uns auf die Dinge einzulassen, ja uns in sie zu verwandeln. Selbst der engste Mensch hat Augenblicke, wo sich diese Möglichkeit regt, ihn einladet, aus sich herauszugehen, und zwar so, daß er dabei immer er selbst bleibt.



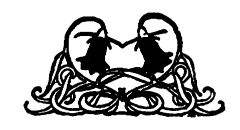
Neujahrsnacht im Schützengraben

Von Georg Britting (Leutnant, im Felde)

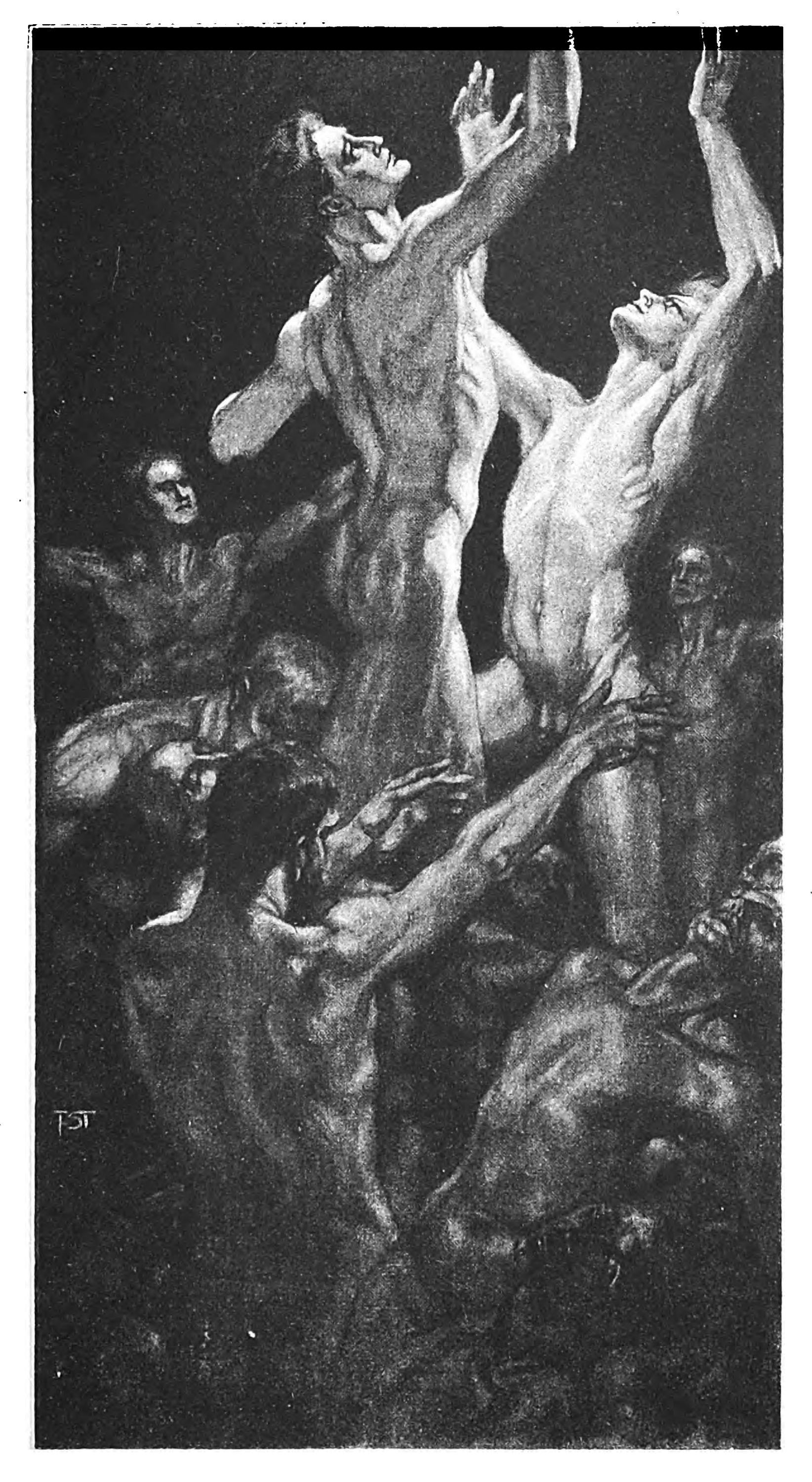
Leuchtkugel steigt langsam empor.
Nun hängt sie, dem Monde gesellt,
Und gießt über Graben und Feld
Ihres Lichtes blauweißen Flor.

Ich hebe das stählerne Rohr.
Verlassen klatscht grämlich ein Schuß,
Wem galt wohl der bleierne Gruß?
Und die Nacht schweigt tief wie zuvor.

Leuchtkugel verblaßt und zerfällt,
Der Mond scheint milder und klar.
Da tritt in die dämmernde Welt,
Die schweigt und den Atem verhält,
Das Jahr.



Digitized by Google



„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag“ Franz Staſſen

Beilage zum Türmer

Digitized by Google

Digitized by Google



Napoleon I. und Polen

Schon einmal hatte es den Anschein, als ob über blutgetränkten Schlachtfeldern etwas wie die Morgenröte einer polnischen Freiheit aufsteige. Das war, erinnert Hermann Wendel im „Vorwärts", vor hundert und mehr Jahren, als die Folgen der großen Revolution Europa zu einem Schmelztiegel gewandelt hatten, aus dem eine neue Gesellschaft aufstieg, und als Napoleons mächtige Hand Staaten und Länder wie Wachs knetete und umformte.

„Schon in den Tagen der Legislative und des Konvents hatten die Machthaber des neuen Frankreichs versucht, die Sache der Polen, deren Selbständigkeit damals in den letzten Zuckungen lag, für sich auszunutzen. Ihr Erbe übernahm Napoleon, als er, erster Konsul noch, sich zu einem Vertrauten äußerte: ‚Die Polen sind stets die Freunde Frankreichs gewesen, meine Aufgabe ist es, sie zu rächen. Niemals wird es einen dauerhaften Frieden in Europa geben, solange das Königreich Polen nicht auf seinen alten Grundlagen in Unabhängigkeit erneuert wird.' Aber mochte wirklich die Aufrichtigkeit bei solchen Worten Pate stehen, so war doch der französische Kaiser, dem wirkliche Politik nichts war als die kühle Berechnung von Möglichkeiten, weniger wie irgendein anderer geneigt, sich in seinen Entwürfen von Gefühlen leiten zu lassen. Alles, Menschen wie Dinge, stellte er rücksichtslos in den Dienst eines Zwecks, und dieses sein Ziel war, als Polen in seinen näheren Gesichtskreis trat, mehr denn je, England die wirtschaftliche Weltherrschaft zu entreißen, Frankreichs Industrie zur ersten in Europa zu entwickeln und an Stelle Londons Paris zum ökonomischen Mittelpunkt des Erdballs zu machen. Auf dieser seiner Rechnung war auch Polen nur ein beliebiger und gleichgültiger Faktor, und zwar dachte er vorläufig an nichts anderes, als sich der Polen militärisch gegen die Preußen und Russen zu bedienen, ähnlich wie er die Italiener gegen die Österreicher, die Kopten gegen die Mameluken, die Drusen gegen die Türken, die Iren gegen die Engländer ausgespielt hatte. Weitergreifende Pläne über das Schicksal Polens zu hegen, verbot ihm schon seine Unkenntnis der Verhältnisse; denn erst nach Jena und Auerstädt, im Herbst 1806, begann er sich mit der Literatur über Polen zu beschäftigen.

Auch regnete es nach der Zerschmetterung Preußens, zu dem seit der dritten Teilung der Adelsrepublik das größte Stück polnischen Gebiets mit Einschluß Warschaus gehörte, Denkschriften in sein Kabinett, die jede eine andere Lösung der polnischen Frage empfahlen. Die des Franzosen Montgaillard enthielt Gedanken, die sich wohl am ehesten mit den Anschauungen des Kaisers deckten, denn sie führte aus, die Wiederherstellung Polens sei die geeignetste und vielleicht einzig wirksame Maßregel, Rußland jenseits der östlichen Grenze Europas zu halten und es zu verhindern, fortan diese Schranken zu überschreiten. Aber, und darauf kam es

Digitized by Google

Napoleon noch mehr an, sie schaffe auch die Möglichkeit, den Sund und die Dardanellen für England und Rußland zu sperren: ‚Die Wiederherstellung Polens‘, hieß es in der Denkschrift, ‚kann das russische Reich nach Asien zurückwerfen und es aus der Reihe der europäischen Völker streichen; die notwendige und unvermeidliche Folge muß die Durchführung der Kontinentalreiche gegen England sein‘, mit deren Verhängung der Kaiser gerade damals schwanger ging.

Vorderhand freilich war ihm Polen nur als Aufstandsherd gegen Preußen und Rußland und als Rekrutierungsgebiet für seine eigenen Heere lieb und wert. Die Polen in den preußischen Landesteilen ... jubelten den französischen Bataillonen als Befreiern zu; sie leisteten ihnen willfährig alle möglichen Dienste und trieben die verhaßten preußischen Beamten aus dem Lande. Napoleon hütete sich ängstlich, ihre schöne Begeisterung zu stören, aber noch ängstlicher nahm er sich vor irgendwie bindenden Versprechungen in acht. Ihm kam es nur auf das eine an: möglichst viel Soldaten aus Polen herauszupressen. So ließ er durch Berthier an den Marschall Davout schreiben, dessen Korps als erstes in Warschau eingezogen war: ‚Sie müssen bekanntgeben, daß die Absicht des Kaisers wirklich die ist, Unabhängigkeit Polens zu verkünden, wenn es 40000 Mann guter Truppen liefert, auf die man sich wie auf ein Korps von 40000 Mann regulärer Truppen verlassen kann.‘ Um zu diesem Ende die Polen aufzumuntern, lud er den in Paris weilenden Nationalhelden Thaddäus Kosciuszko ein, schleunigst zu erscheinen. Aber der alte Kämpfer war mit Recht mißtrauisch gegen des Kaisers uneigennützige Absichten und verlangte eine schriftliche und öffentliche Erklärung Napoleons, daß Polen das englische Regierungssystem erhalten, in seinen Grenzen von Riga bis Odessa und von Danzig bis Ungarn reichen und ein Land freier Bauern werden solle. Die Proklamation, mit der sich Napoleon am 3. November 1806, mit einem Unterschied von zwei Tagen auf die Stunde genau 110 Jahre vor der Kundgebung der Mittelmächte an die Polen, an die Bewohner des Landes wandte, war von solchen Zugeständnissen weit entfernt. ‚Es hängt von euch ab,‘ sagte sie, ‚wenn ihr ein Dasein und ein Vaterland haben wollt. Euer Retter, euer Schöpfer ist da ... Handelt und beweist ihm, daß ihr bereit seid, euer Blut für die Wiederherstellung eures Vaterlandes zu vergießen.‘ Auch eine Abordnung Posener Polen, die in Geheimaudienz von ihm empfangen wurden, bewirtete er nur mit schönen Redensarten: Er werde es stets mit lebhaftem Interesse sehen, wenn der Thron Polens wieder erstehe, aber dabei komme es mehr auf sie selbst als auf ihn an; wenn die ganze Nation gemeinsame Sache mache, prophezeie er ihren Triumph, und dergleichen verbindlich vorgebrachtes Unverbindliche mehr.

Inzwischen machten die französischen Marschälle und Generäle aus ihrer Mißachtung des Polenvolkes zum Teil gar kein Hehl. Dem Marschall Lannes legten die Soldaten das Wort in den Mund: ‚Das Blut eines Franzosen ist wertvoller als ganz Polen!‘ und sehr kühl dachte er auf jeden Fall von den neuen Bundesgenossen — mit Recht warnte er den Kaiser davor, den Geist der Polen nach den großen Städten zu beurteilen; man müsse vielmehr Elend und Erniedrigung der ländlichen Gegenden in Betracht ziehen. Davout und Murat wiederum waren etwas mehr geneigt, Land und Leute durch eine rosige Brille zu sehen, weil sich jeder Hoffnung auf die polnische Königskrone machte. Die niedere Soldateska aber, unbekannt mit den Plänen der hohen Politik, hauste in Polen recht wie in Feindesland und holte dem Bauern die letzte Kuh aus dem Stalle, den letzten Scheffel Weizen aus der Scheune. Wurde die an sich stumpfe und teilnahmslose breite Masse des flachen Landes dadurch der französischen Sache keineswegs günstig gestimmt, so hüteten sich auch die großen Magnaten, die ausgedehnte Liegenschaften im russischen und österreichischen Teil Polens hatten, vor nicht wieder gutzumachender Bloßstellung, ehe sie nichts Sicheres wußten. Mochte Napoleon auch ihrethalben an Murat grollend schreiben: ‚Die Polen, die soviel Vorsicht zeigen und Bürgschaften fordern, ehe sie sich erklären, sind Egoisten, die die Vaterlandsliebe nicht ent-

Digitized by Google

flammt', so änderte er doch nichts an der Tatsache, daß im wesentlichen nur der Kleinadel, und der noch gespalten in die Parteien der Radikalen und der Gemäßigten, seine Stütze bildete.

Widerwillig nur fanden sich die anderen Elemente ein, als durch Dekret vom 14. Januar 1807 in der sogenannten regierenden Kommission eine provisorische Regierung errichtet wurde, die nur ein Werkzeug in des Kaisers Hand war und eigentlich nur den Zweck hatte, die Aushebung von Soldaten und die Aufbringung von Vorräten zu fördern. Von den vier Abteilungen war deshalb das Kriegsdepartement, das dem Fürsten Poniatowski unterstellt wurde, das wichtigste. Aber während die Hilfskräfte des Landes unter des französischen Staatssekretärs Maret Leitung für Frankreichs Sache nutzbar gemacht wurden, schickte Napoleon im Februar Bertrand nach Memel, der, eines Sonderfriedens halber, Friedrich Wilhelm III. erklären mußte, der Kaiser sei, nachdem er Polen kennengelernt, überzeugt, daß dieses Land ein unabhängiges Dasein nicht erlangen könne und rechne es sich zum Ruhme an, den König in seine Staaten und Rechte wieder einzusetzen! Da sich die Verhandlungen zerschlugen, ließ er die Truppenaushebung beschleunigen und löste in Warschau Maret durch Talleyrand ab, der die Polen zu tief verachtete, da sie nur gut dazu seien, die Unordnung zu organisieren. Aber obwohl Zehntausende von polnischen Rekruten, kaum daß sie die Flinte in die Hand gedrückt bekommen hatten, in den Krieg geschickt wurden — bedauernswertes Kanonenfutter, das nicht wußte, wofür es starb —, befahl der Kaiser am 18. Mai, als er eine Denkschrift über die Lage des Reichs ausarbeiten ließ, mit besonderer Betonung, ‚nicht von der Unabhängigkeit Polens zu sprechen und alles zu unterdrücken, was dahin zielt, den Kaiser als den Befreier erscheinen zu lassen, da er sich über diesen Gegenstand niemals erklärt hat'. Als dann am 14. Juni Friedland geschlagen war und sich Rußland und erst recht Preußen zum schleunigen Frieden geneigt zeigten, dachte er nicht im Traum daran, für Polens Freiheit auch nur einen Finger zu rühren. Wirklich Polens Unabhängigkeit herzustellen, hätte einen langwierigen Krieg gegen Rußland und Verwicklungen mit Österreich zur Voraussetzung gehabt. Auf der andern Seite wollte er Polen auch nicht gänzlich fallen lassen, da er es bei einem neuen Streitfall mit Rußland als Stützpunkt zu verwenden gedachte. So kam bei den Tilsiter Friedensunterhandlungen, auf die die ‚Regierung' Polens auch nicht einen Deut Einfluß hatte ‚ein klägliches Zwittergebilde heraus, das Herzogtum Warschau, das, 1850 Geviertmeilen und 2 Millionen Einwohner umfassend, als schier autokratisches Staatswesen mit parlamentarischer Verbrämung dem neugekürten König von Sachsen aufgehalst wurde. Als Entschädigung für seine Mühewaltung holte sich Napoleon vorher aus dem Lande noch 26 Millionen Franken heraus, die er zu Gnadengeschenken für seine Heerführer verwandte.

‚Nichts als die Errichtung eines bescheidenen Herzogtums,' drückte die Gräfin Potocka die Stimmung der polnischen Patrioten aus, ‚das war weniger, als wir erwartet, weniger als das, was wir erstrebt hatten! Man dachte an die Zukunft, um die Gegenwart erträglich zu machen.' Und nur dieser Glaube an die Zukunft hielt die polnischen Patrioten von einem gewaltsamen Ausbruch ihrer schlimmen Enttäuschung zurück!"



Digitized by Google

Wechsel auf zu lange Sicht

So darf man wohl die (an sich ja nur auf das wärmste zu begrüßenden) Bestrebungen nennen, die alles Heil von einer sittlichen Erneuerung, einer inneren Läuterung des Menschengeschlechts erwarten, darüber aber ungerecht gegen jene Praktiker werden, die da meinen, auch in der Zwischenzeit bis zu jenem großen inneren Reinemachen nicht müßig die Hände in den Schoß legen zu dürfen; die sich unverhohlen über die Verhütung eines Schadens auch dann freuen, wenn er nicht aus lauterem Idealismus, sondern aus ganz gewöhnlicher Vorsicht verhütet wurde.

Unter den bereits im Frieden tätigen gemeinnützigen Bestrebungen nahm der Kampf, den die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten führt, stets eine hervorragende Stelle ein. Sie stieß, wie Dr. Frosch in der „Welt am Montag" ausführt, oft genug auf Widerstände. „Heut ist's anders, man braucht sie. Nicht, als ob die Zahl der Geschlechtskrankheiten etwa ins Ungemessene gewuchert wäre; es soll sogar der Prozentsatz der Geschlechtskranken niedriger sein als im Frieden. Aber stärker als je kommt es heut auf jeden einzelnen an; eindringlicher als jede andere predigt unsere Zeit, wie wichtig die Gesundheit der Rasse ist; mehr als je beschäftigt uns heut der Gedanke an die Zukunft unseres Volkes. Nicht nur für den Krieg, auch für den zukünftigen Frieden ist jetzt schon zu sorgen. Landesversicherungsanstalten und Krankenkassen haben Beratungsstellen für Geschlechtskranke gegründet; und bei ihrer Arbeit haben sie in weitestem Maße die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten herangezogen. Es ist anzunehmen, daß sie genau wußten, warum sie das taten.

Um so mehr wundert man sich, daß es Leute gibt, die das mißbilligen. Ein Professor Dr. Sellmann aus Hagen i. W., seines Zeichens Lyzeal-Oberlehrer, findet, daß man der Gesellschaft einen viel zu großen Einfluß eingeräumt hat. Er billigt ihr wohl Verdienste um die ärztliche Wissenschaft und um hygienische Maßregeln zu, findet aber, daß sie ganz versagt, sobald die sittliche Seite der Angelegenheit in Frage kommt. ‚Das klare und deutliche Gebot: Du sollst nicht ehebrechen! und: Du sollst keusch und züchtig leben! kennt ihre Aufklärungsarbeit nicht.' Somit fürchtet er, daß die Arbeit der Gesellschaft ‚eine bedenkliche Verwirrung in unserem Volke anrichten' könnte, die jeder mißbilligen muß, der auf dem Boden der christlichen Sittlichkeit steht.

Nun, wir haben nicht das geringste einzuwenden gegen die sittliche Kraft, die jeder Versuchung widersteht. Ihr erweisen wir alle Hochachtung, gleichviel, aus welcher Quelle sie stammt. Wem die Religion den Rückhalt gibt, dem wollen wir sie ganz und gar nicht nehmen. Aber daß die Gläubigkeit allein und bei allen ausreicht, um vor ‚Fehltritten' zu bewahren, glauben wir nicht. Die religiösen Kräfte sind seit vielen hundert Jahren bei unserem Volke wirksam und haben zeitweise unumschränkt geherrscht; sie hätten wirklich Zeit genug gehabt, den illegitimen Geschlechtsverkehr durch die Kraft ihrer Grundsätze gänzlich auszurotten, wenn ihre Kraft dazu ausreichte. Das eben scheint nach dem Befund ganz und gar nicht der Fall zu sein.

Offenbar war die Zeit, die seit Mosis Aufstieg auf den Sinai verflossen ist, noch nicht lang genug, um die klaren und deutlichen Gebote in alle Herzen zu hämmern. Wenn das aber so ist, dann werden menschlicher Schätzung nach noch ein paar weitere tausend Jährchen verfließen, ehe das Ziel erreicht ist. Mag seine Hoffnung darauf setzen, wer will! Augenblicklich haben wir, die wir leben, keine Zeit, darauf zu warten. Wir glauben, wenn wir für die raschesten und durchgreifendsten Mittel, die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten zu bekämpfen, eintreten, keineswegs Schädlinge zu sein, obzwar der Herr Professor meint: ‚Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten muß gleichzeitig ein Kampf gegen die Unsittlichkeit sein. Sonst ist dieser Kampf ohne nachhaltigen Wert, unter Umständen sogar schädlich.'

Digitized by Google

Der Herr Professor hängt offenbar m Herzen der Meinung an, daß die Geschlechtskrankheit eine von Gott verhängte Strafe der Unsittlichkeit sei, und daß das Freisein von Strafe dazu verführe, nun blindlings allen Lüsten zu frönen. Er redet auch von Schuld und Sünde, die den Geschlechtskranken neben seinem Leiden drücken. Stellt man sich entschieden auf diesen Standpunkt, dann muß man allerdings schließlich dazu kommen, den Kranken ihren Reinfall als wohlverdient zu gönnen. Aber selbst, wer das tut, müßte doch eigentlich vor den weiteren Folgen seines Gedankenganges zurückschrecken. Denn mit jedem nach seiner Ansicht schuldhaften Geschlechtskranken fallen ja auch gleich so und so viele andere, vielleicht ganz Unschuldige, in die gleiche Verdammnis. Kann die Ehefrau, die von ihrem kranken Mann angesteckt wird, vielleicht dafür? Oder die armen Kinder, die das üble Erbe schon von Mutterleib an aufgehalst bekommen?

Es läßt sich gar nicht bestreiten, daß mancher den einen oder den andern ‚Fehltritt' vermeiden würde, wenn er nicht wüßte, daß es Vorbeugungsmaßregeln gäbe, die böse Folgen ziemlich wahrscheinlich verhindern. Gut, dieser Mann fällt also der Sünde anheim. Aber die Regel wird sein, daß er wenigstens keine giftigen Keime weiterträgt, daß er kein weiterfressendes Unheil in die Welt setzt. Wir geben zu, daß damit der ideale Zustand nicht erreicht ist; aber ein Schritt vorwärts ist's auf jeden Fall. Umgekehrt, ohne die nötige Aufklärung, wie sie die Merkblätter der Gesellschaft geben, würden Tausende und aber Tausende ins Unheil taumeln und andere mit sich reißen. Sie würden ‚sündigen' und außerdem schaden. Ist dieser Zustand vielleicht besser?

Der Herr Professor teilt frohlockend mit, daß man in der Rheinprovinz bereits ‚nachdrücklichst' die Verbreitung der ‚Merkblätter dieser Gesellschaft' ablehnt, und wünscht, ‚daß das auch noch in weiteren Kreisen und besonders auch an den maßgebenden Stellen geschieht'. Mit andern Worten: er möchte die Behörden gegen die gemeinnützige Gesellschaft scharf machen. Man muß gestehen, dazu hat er sich gerade den richtigen Zeitpunkt gewählt. Jetzt, ausgerechnet jetzt, sollen wir also kostspielige Experimente mit der Sittlichkeit anstellen! Jetzt, wo so viel zu tun ist, daß der letzte Mann heran muß, um seine Kräfte für unmittelbar dringende Aufgaben herzugeben, soll in einer Frage, die das Lebensmark des Volkes berührt, der erwiesenermaßen einfachste, praktischste Weg verlassen werden, um den erwiesenermaßen weitschweifigsten wieder aufzunehmen! Hier soll die Möglichkeit, einen erheblichen Prozentsatz der kommenden Generation, die wir bitter brauchen werden, gesund zur Welt kommen zu lassen, unterdrückt werden, um in abermals fünftausend Jahren, wenn wieder ein Lyzealoberlehrer Professor Dr. Sellmann des Weges gefahren kommt, diesem Erzieher des Volks möglicher- aber keineswegs wahrscheinlicherweise die Befriedigung zu verschaffen, daß die Tugend gesiegt hat. ..."



Rußland und Serbien

Wenn man die Haltung Serbiens in den dem Weltkriege vorausgegangenen Jahren überblickt, wo es als gehässigster Gegner Österreichs und unterwürfigster Schleppträger Rußlands sich gebärdete, könnte man meinen, es habe nie eine andere Richtung in Serbien bestanden. Das wäre aber, erklärt Gottlob Egelhaaf im „Schwäbischen Merkur", geschichtlich völlig falsch. Die Ältesten von uns wissen noch sehr wohl, daß die Dynastie Obrenowitsch, die Könige Milan und Alexander, eine österreichfreundliche Politik verfolgten, und es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn Milan schließlich 1889 die Flinte ins Korn warf und abdankte, und sein Sohn am 11. Juni 1903 samt seiner Gemahlin Draga Maschin ermordet ward, das auf russische Umtriebe zurückzuführen ist. Nieder mit jedem, der dem Zaren

Digitized by Google

den Weg verlegt — das war die Parole, die in St. Petersburg ausgegeben wurde, und man war nahe genug an Asien, um asiatische Mittel, wenn europäische nicht wirksam waren, ohne Gewissensbedenken anzuwenden. Daß aber in weit früheren Zeiten, vom Beginn der serbischen Unabhängigkeitsbewegung an, in Serbien die Einsicht vorhanden war, daß man am besten tue, sich an Österreich zu halten, das war zwar auch schon vorher nicht unbekannt, wird aber eben jetzt durch den serbischen Staatsmann und Schriftsteller Spiridion Goptschewitsch in einem interessanten Buch aufs neue und auf Grund von geheimen Urkunden der Archive von Petersburg, Paris und Wien dargelegt. Es betitelt sich „Rußland und Serbien 1804—1915" und ist, 188 Seiten stark, im laufenden Jahr bei Hugo Schmidt in München erschienen.

Goptschewitsch (geschrieben Gopcevic) gehört der serbischen Fortschrittspartei an, welche die Politik der Obrenowitsch unterstützte, aber allmählich von der russenfreundlichen radikalen Partei verdrängt worden ist. Goptschewitsch klagt die radikale Partei an, daß sie durch ihre Russenschwärmerei das Land in den Abgrund gestoßen habe, und Rußland nennt er Serbiens bösen Dämon, der es nach Erfordernis rücksichtslos ausbeutete und dann kaltblütig verriet.

Es ist auch heute, wo Serbien aus der Reihe der Staaten so gut wie gestrichen ist, von Interesse, die Darlegung Goptschewitschs in ihren wesentlichen Punkten kennenzulernen. Als 1804 die Bedrückungen der Janitscharen das serbische Volk zum Aufstand trieben und der von den Türken so genannte „schwarze Georg" Petrowitsch („schwarz" nennen die Türken alles Böse) an die Spitze seiner Landsleute trat, wandte er sich an den österreichischen Befehlshaber in Syrmien und erklärte ihm, daß das serbische Volk nicht länger das Türkenjoch tragen wolle und sein einhelliger Wunsch sei, unter die Herrschaft des österreichischen Kaiserhauses zu kommen. In Belgrad, Sabatsch und Smederewo (Semendria) sei alles bereit, den Kaiser Franz zu bitten, daß er einen Erzherzog als Statthalter ins Land sende. Der Kaiser ließ sich darauf am 25. Mai 1804 durch den Fürsten Colloredo und den Grafen Cobenzl einen Bericht erstatten, der leider — Radetzky hat das schwer bedauert — darauf hinauslief, daß es eine Verletzung der Staatstreue und der Religion wäre, wenn der Kaiser eine einem andern gehörige, sich selbst anbietende Provinz in Besitz nehmen würde; man solle also den Antrag ablehnen, aber sich beim Sultan für das ansehnliche serbische Volk verwenden und so dessen Zuneigung für das kaiserliche Haus erhalten. Kaiser Franz pflichtete dem Rat der beiden Staatsmänner bei, war aber doch so vernünftig, Bürgschaften von der Pforte zu fordern, daß sie die Serben, welche sich an ihn gewandt hätten, nicht dafür züchtige, und warnte, daß man sich auf die angebliche Wohlgeneigtheit der türkischen Regierung gegen die serbischen Christen verlasse. Unglaublicherweise hielt aber die österreichische Regierung es für geboten, um den russischen „Freund" von der Aufrichtigkeit ihrer Politik der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten zu überzeugen, in St. Petersburg den Schritt der Serben und die ergangene Antwort mitzuteilen. Rußland entnahm daraus natürlich den Anlaß, die Österreicher von allen Gelüsten nach Serbien möglichst abzubringen und verlangte, daß Österreich die Serben — welche doch tatsächlich sich damals befreit hatten — „zur Unterwürfigkeit gegen ihren gesetzlichen Souverän anhalte" und die Pforte zur Milderung des Zustandes der Christen bestimme, da die Unterwürfigkeit davon abhänge, daß die Serben in erträglicher Lage seien.

Der Ärger darüber, daß die Serben sich an Österreich gewandt hatten, blickt aus den Worten des russischen Ministers des Auswärtigen, Fürsten Czartoryski, deutlich hervor, und Goptschewitsch glaubt sogar, daß der Rat zur Unterwürfigkeit, der Österreich zugemutet wurde, den Zweck hatte, die Serben mit Unwillen gegen Österreich zu erfüllen. Im weiteren Verlauf der Dinge bildete sich auch eine Partei, die aus Enttäuschung über Österreichs Verhalten sich an Rußland anschloß und den Zaren um seinen Schutz bat. Im Jahr 1807 entsandte Zar Alexander I. den Dalmatiner Marquis Paulucci, der aus französischen in russische Dienste getreten war, als Geheimagenten nach Serbien zum schwarzen Georg. Der Marquis wühlte bei diesem auf alle Weise gegen Österreich, zerstörte die gute Meinung von Österreich und


Digitized by Google

empfahl den Serben als das geratenste den Anschluß an Rußland; er verwies auf die Ehrlichkeit, welche den russischen Hof auszeichne (!!), auf die Gleichheit der Religion, die Ähnlichkeit von Sprache und Sitten, und beschwatzte in der Tat den schwarzen Georg (vorläufig wenigstens) so, daß er ausrief: er wolle nichts mehr von Österreich wissen und werde sich gänzlich dem Schutze des Zaren anvertrauen. Was Rußland mit Serbien erreichen wollte, das zeigt ein Bericht des Fürsten Prozorovsky vom 16. November 1808 ans Auswärtige Amt in Petersburg, in dem es heißt: „Wenn wir hier unsern Einfluß einwurzeln, werden wir über Österreich ein großes Übergewicht in allen jenen Fällen erlangen, in denen dieses gegen Rußland arbeiten wollte; denn wir können ihm einen inneren Feind aufwiegeln, der oft gefährlicher ist als ein anderer. Das österreichische Ministerium wird auch sehen, daß dieses Land, welches an Bosnien, Albanien, Mazedonien und Bulgarien grenzt, uns die beste Gelegenheit gibt, andere ‚schwarze Georg' hervorzurufen und in der europäischen Türkei alles zu tun, was wir wollen, ohne daß wir damit den geringsten Grund geben, sich über uns zu beklagen." Also Serbien ein Herd von Unruhen, die gegen Österreich und die gegen die Türkei erregt werden können, je nachdem es Rußland in seinem Interesse findet, ein jederzeit zu entzündender Feuerbrand — 1808 genau wie 1914!

Sollte man nicht meinen, man habe ein Aktenstück aus neuester Zeit vor sich? Von selbstlosem, ehrlichem Interesse selbst für Serbien ist dabei keine Spur — wieder 1808 wie 1914. Die Serben sollten das hinreichend erfahren. Trotz aller süßen Worte russischer Agenten ließ der Zar 1812 im Bukarester Frieden die Serben schnöde im Stich, weil die Pforte dafür Bessarabien an Rußland hingab, und forderte vom schwarzen Georg und seinen Anhängern, daß sie einwilligen sollten, daß in Serbien alles wieder so werde, wie es vor dem Aufstand gewesen war!! Kein Wunder, daß Goptschewitsch das betreffende Kapitel seines Buchs überschreibt: „Rußlands Verrat an Serbien." Das Land ward von 160000 Türken auch in der Tat 1813 wieder völlig unterworfen; 10000 Flüchtlinge traten auf ungarischen Boden über. Als 1828 wieder ein russisch-türkischer Krieg ausbrach, suchte Rußland Serbien wieder aufzuwiegeln, das inzwischen unter Fürst Milosch autonom geworden war. Den Serben, die sich eine Verfassung gaben, ward wohl bedeutet, sie hätten sich einfach nach den Weisungen des außerordentlichen russischen Gesandten zu richten und ihre Verfassung wieder aufzuheben. Nach dem Friedensschluß ward in Belgrad erklärt, gegenwärtig erheische das russische Interesse, daß die Serben sich als gute Untertanen des Sultans zeigen; wo nicht, so werde Rußland mit den Türken zusammen ihre Unabhängigkeit wieder vernichten! Als Milosch mit England sich gut stellte, das beteuerte, es werde und könne ihn schützen (gerade wie 1914!), ward er zur Abdankung gezwungen, ohne daß das „perfide Albion" ihn rettete. Meint man nicht abermals Dinge aus der Gegenwart zu hören? Zum Schluß teilt Goptschewitsch mit, daß nach den 1915 in Nisch erbeuteten Papieren des Kronprinzen Alexander die *Russen* am 24. Juli 1914 in Belgrad *zur Ablehnung des österreichischen Ultimatums trieben*, weil sie schon solche Truppenmassen an der galizischen Grenze hätten, daß Österreich gar nichts gegen Serbien unternehmen könne, und daß im Dezember 1914 nach der Rückeroberung von Belgrad Serbien, das genug im Krieg gelitten hatte, sich mit Österreich vertragen wollte; aber es wurde von Rußland und England abgehalten, sich aus dem Krieg rechtzeitig herauszuziehen und mit Österreich einen Militär- und Handelsvertrag abzuschließen, der beide Staaten dauernd verbündet hätte. Als dann im Herbst 1915 Bulgariens Anschluß an die Zentralmächte bevorstand, wollten die Serben rechtzeitig losschlagen und die bulgarische Mobilmachung verhindern; aber wieder trat Rußland dazwischen, weil es immer noch hoffte, Bulgarien zu sich herüberzuziehen. „Radoslawow aber war kein solcher Dummkopf wie Pasitsch und ging nicht auf den russisch-englischen Leim. So kam, was kommen mußte: Serbiens Untergang." ...



Digitized by Google

Die Handelsbeziehungen Polens

Durch die Gründung des Königreiches Polen sind die händlerischen Kräfte dieses Landes für Deutschland zu einer neuen Bedeutung gelangt. Polen besitzt eine Ausdehnung von 127000 qkm und hat damit eine Ausdehnung, welche jener Elsaß-Lothringens, Badens, Württembergs und Bayerns entspricht. Seine Bevölkerungszahl ist rund 12 Millionen Seelen.

Polens wirtschaftliche Beziehungen, die sich im engen Verbande mit Rußland abspielten, sind vielfach von Deutschland aus falsch bewertet, da eine Trennung des Handels Polens von jenem Rußlands amtlich nicht stattfand. So herrscht zum Beispiel überwiegend die fälschliche Annahme, Polen sei gleich Rußland ein Agrarland. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die polnische Landwirtschaft ist heute nicht mehr in der Lage, den Inlandsbedarf an Korn und Vieh zu decken. Der gering gewordenen Ausfuhr steht eine bedeutende Mehreinfuhr gegenüber. Dabei ergibt sich aus der Handelsstatistik Polens, daß diese agrarische Mehreinfuhr ständig und im erheblichen Umfange wächst. Die polnische landwirtschaftliche Gesellschaft setzte die Mehreinfuhr und ihre Steigerung für Kornprodukte nach folgender Menge fest:

	1907		1910	
Mehl	14,1	Millionen Rubel,	26,0	Millionen Rubel Mehreinfuhr
Hafer	1,4	„ “	8,1	„ „ „
Roggen . . .	3,9	„ „	6,8	„ „ „
Grütze . . .	2,6	„ „	5,2	„ „ „

Seine Kornprodukte bezieht Polen, seitdem eine Einfuhr notwendig wurde, mit der Ausnahme von Roggen von Rußland, und ist Polen seit 1900 zu einem nennenswerten Roggenimportland geworden. Den Markt für Kartoffeln vermag die Landwirtschaft auch heute noch voll zu decken, anders aber verhält es sich wiederum mit dem Vieh. Da Deutschland an Geflügel eine beträchtliche Menge von Polen einführte, ebenso an Eiern — der Ausfuhrüberschuß an beiden Produkten beträgt zusammen 11 Millionen Rubel —, nimmt man vielfach einen allgemeinen Viehwohlstand Polens an. Polen ist aber, außer an Geflügel, heute arm an Vieh. Von 1891 bis 1911 minderte sich die Durchschnittsziffer auf die nachfolgende Weise:

	1891	1911
Hornvieh	2752,4	2267,1
Schafe	3133,8	945,3
Schweine	1220,8	597,9

Aus diesem Grunde mußte eine starke Vieheinfuhr stattfinden, die wiederum aus Rußland erfolgte. Es betrug die Mehreinfuhr an Hornvieh nicht weniger als 14,0 Millionen Rubel (1912), jene von Fleisch anderer Art, von Schweinen und Butter 4,9 Millionen Rubel. Eine nennenswerte Ausfuhr agrarischer Erzeugnisse hat Polen nur noch in Pferden. Für 9—10 Millionen Rubel exportierte Polen in den letzten Jahren Pferde.

Die polnische Agrarwirtschaft kam zu dieser Rückentwicklung durch den starken Druck, den Rußland auf Polen ausübte. In dem letzten Jahrzehnt hat sich die Lebensmittelausfuhr Rußlands zu einem Massenexport entwickelt. Dieser Konkurrenz war die polnische Landwirtschaft nicht gewachsen. Bei einer Einengung des russischen Exportes nach Deutschland ist Polen bei seinem sehr guten landwirtschaftlichen Boden durchaus fähig, sich von neuem zu entwickeln. Futtermittel sind genügend im Inlande vorhanden — man hatte 1912 eine Mehrausfuhr an Futtermitteln in einem Werte von 21 Millionen Rubel—, eine geeignete Bodenverteilung und eine rationellere Wirtschaft könnten Polen zu einem nennenswerten Exportlande für Lebensmittel formen.

Weniger günstig stellt sich der Markt für Industriestoffe bei einer starken Abgrenzung und Abdrängung Polens von seinem russischen Nachbarn, denn die polnische Industrie ist heute

Digitized by Google

mit Rußland fest verankert, da ein Hauptteil der Rohstoffe aus Rußland kommt, und vor allen Dingen der ganze Absatzmarkt der innerrussische und derjenige Asiatisch-Rußlands ist.

Polen hat sich ja bekanntlich hinsichtlich der Textilindustrie in Lodz, oder richtiger gesagt im früheren Gouvernement Petrokow, einen Zentralpunkt geschaffen, dessen Ausdehnung achtunggebietend ist. Die polnische Textilindustrie hat seit Jahrzehnten mit der russischen Konkurrenz zu kämpfen und konnte sich nur durch ihre ganz eigenartige Organisation aufrechterhalten. Polen ist Fertigfabrikat-Exportland für Textilwaren geworden, mit einem Absatzmarkte in Asiatisch-Rußland und im Kaukasus. Drückende Eisenbahntarife, hohe Verzollung der amerikanischen Rohprodukte, dazu die erheblicheren Transportkosten für Jute und Baumwolle aus Zentralasien sollten es den russischen Textilgouvernements Moskau und Wladimir ermöglichen, die polnische Industrie zu drücken. Obgleich die polnische Textilindustrie voll ihre starke Lebensfähigkeit bewiesen hat, ist es doch notwendig, daß man ihr den russischen Markt nicht kurzerhand sperrt. Polen hat in den letzten Jahresdurchschnitten an Rußland Baumwoll- und Wollgewebe in einem Werte von 280 Millionen Rubel verkauft.

Das zweite wichtige Industrieprodukt Polens ist das Holz. Auch die Holzindustrie hat sich ganz unter dem Drucke der russischen Konkurrenz entwickeln müssen. Ende der neunziger Jahre war Polen noch ein Exportland für Kantholz und gesägtes Holz, mit dem Emporblühen der russischen Sägemühlenindustrie wurde es Polen unmöglich, sich dem Konkurrenten gegenüber zu halten. Allerdings wirkte hier auch der Umstand mit, daß Polen eine starke Raubbauwirtschaft mit seinem Holzbestand trieb. Heute ist die eigentliche Holzausfuhr erheblich zurückgegangen. Schätzungsweise führte Polen im Durchschnitte 1890—1884 878000 Tonnen Holz, im Jahresdurchschnitte 1910—1912 nur noch 760000 Tonnen aus. Die Hauptholzausfuhr besteht heute in jener an Rundholz, und statt der Holzausfuhr ist man zu einer Verarbeitung des Holzes übergegangen. Polen hat heute eine entwickelte Möbelindustrie und eine solche für Böttcherwaren, und dazu besteht eine rege Parkettbodenindustrie. Ihren Zentralpunkt hat diese Industrie im Gouvernement Warschau. Wenn es der polnischen Industrie möglich ist, sich eine Einfuhr von gesägtem Holze zu günstigen Preisen aus Rußland zu sichern, erscheint die polnische Holzindustrie mit ihrem billigen Arbeitsmaterial als durchaus entwicklungsfähig, auch wenn ihr das russische Absatzgebiet gesperrt würde. Die gesamte Möbelausfuhr geht bisher nach Rußland; der Inlandsmarkt nahm, da seine Kaufkraft eine äußerst geringe ist, nur einen verschwindend kleinen Teil der Produktion auf.

Geradezu günstigen Zeiten aber dürfte die polnische Montanindustrie und ihr Schwesterkind, die Maschinenindustrie, entgegengehen. Die polnische Eisenindustrie, die ihren Zentralpunkt in Sosnowice hat, ist bisher, trotz der Ergiebigkeit des Bodens an Erzen, wenig entwickelt worden. Der Grund hierfür ist in russischen Maßnahmen zu suchen. Damit der jungen zentralrussischen Eisenindustrie keine üble Konkurrentin erwachse, bestand für Kongreßpolen ein Ausfuhrverbot an Erzen. Somit hatte das Unternehmertum wenig Interesse an einer Erhöhung der Produktion. Da man ohne einen Export wenig zu verdienen vermochte, und das deutsche Kapital im Hinblick auf das Ausfuhrverbot sich an der Eisenförderung Polens nicht beteiligte, fehlte es auch vielfach an den notwendigen Betriebsmitteln. Unter dem russischen Zwange stellten sich die Verhältnisse der Eisenindustrie so, daß man sein Roheisen in einer Mehreinfuhr von 6,4 Millionen Rubel zu 9,27 % von Rußland bezog und seine Fabrikate nach Rußland zurücksandte. In Warschau besitzt Polen die Anfänge einer leistungsfähigen Maschinenindustrie. Gelingt es, die reichen Eisenerze Polens auszubeuten, dann hat man in Deutschland einen Abnehmer und in Österreich einen sehr guten Kunden erworben. Die Maschinenindustrie hat bereits ein gutes Abnehmerfeld, wenn sie den Inlandmarkt besser zu bedienen vermag. Polen hat heute eine Mehreinfuhr an Maschinen in einer Höhe von 23,0 Millionen Rubel, die es fast ausschließlich von Deutschland bezieht. Die gegenseitigen Beziehungen würden sich hier gut ausweiten lassen.


Digitized by Google

Rußland hat bisher die freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte Polens mit allem Bewußtsein unterbunden. Rußland war seinem Handelsgegner Polen an Bildung im händlerischen Sinne unterlegen. Eine vor anderthalb Jahrhunderten erfolgte starke Einwanderung von westlichen Handwerkern, die nahe Lage zu den westlichen Kulturstaaten, die alte Kulturkolonisation auf dem Weichselwege hat Polen händlerisch früher entwickeln können als Rußland. Polen war stets einen Schritt dem russischen Handel voraus. Die Textilindustrie, Holzindustrie und nicht zum wenigsten die Zuckerindustrie beweisen es.

Die Zuckerindustrie Polens ist außerordentlich gut entwickelt. Polen hatte 1913 53 Zuckerrübenfabriken in Betrieb, die eine durchschnittliche Zuckererzeugung von 2000000 Doppelzentner Zucker lieferten. Der Markt für Zucker war ebenfalls fast ausschließlich Rußland. Der Zuckerreichtum Deutschlands verbot von selbst einen Handel in einer breiteren Ausdehnung. Polen würde aber in einem Durchgangsverkehr über Deutschland einen neuen Zuckermarkt in Schweden, Norwegen und England finden. Da England gerade eine Zuckerfabrik besitzt, Rußland am Inlandsmarkte den Ausfall der polnischen Zuckerwaren fühlt und weniges von der ohnehin nicht großen Exportmenge abgeben kann, würde England vergnügt sein, trotz aller schwarzen Listen Zucker zu erhalten.

Eine Hebung der Bodenkultur würde dem Lande mehr Kaufkraft schaffen. Der Krieg hat Polen sehr blutige Wunden geschlagen, aber der Kapitalzufluß aus seinen befreundeten Staaten dürfte den natürlichen Reichtum des Landes hervorrufen. Daß die polnische Bevölkerung an sich zu einem händlerisch leistungsfähigen Volke zu erziehen ist, haben nicht nur die trotz des russischen Druckes entstandenen polnischen Industriezentren bewiesen, sondern auch die polnischen Wirtschaftsgebiete im Osten Deutschlands. Die rein polnischen Agrarkolonien in Ostdeutschland sind bekanntlich vielfach Musterkolonien. Erst befreit von dem russischen Egoismus wird sich die Entwicklungsmöglichkeit Polens beweisen.

G. Buetz



Französischer Gimpelfang

Vor etwa fünfzehn Jahren entdeckte ein Deutscher im Reichslande, daß der Kampf, den wir dort zu führen hatten, mit der Politik nichts zu tun habe, sondern der Gegensatz zweier widerstrebender Kulturen sei. Gewissermaßen ein unvermeidliches Ereignis logischer Entwicklung, ein Naturschauspiel, dem man zuschauen dürfe, wie einem Gewitterregen aus sicherem Zimmer oder dem Blühen des Apfelbaums in schönen Frühlingssonnentagen, während in der Ferne Kirchenglocken leise verklingen. Ein Idyll sozusagen, das der Mensch satt und in stillem Frieden genießen dürfe, Menschenkraft kann nichts dazu tun, alles schafft Gottes Güte; wir nehmen sie dankbar hin. Ein rechtes Philisterlied wurde da gesungen, und dazu paßten so recht die ledernen Strafpredigten, die bei der Gelegenheit den Eigenheiten deutschen Lebens gewidmet wurden, während z. B. die tätige Kraft Wetterlés sachliche Würdigung und das Zeugnis eines lobenswerten Stiles erhielt. Der Biertischklatsch, den seine in pariserisches Französisch gefaßte Bosheit ausgoß, wurde feierlich ernst genommen, die Bosheit selbst vornehm übersehen. Sie war eben wie die nässende Eigenschaft des Regens, die man im Zimmer nicht spürt, oder der Wurm in der Blüte, — erst bei genauem Hinsehen bemerkt man ihn. Und der satte Philister wollte nicht hinsehen.

Die wackere Entdeckung setzte unzählige Federn in Bewegung, man schrieb und hielt Vorträge über die Kulturfrage im Elsaß. In einer matten Zeit ein herrlicher Stoff für geistige Faulenzer, die sich mit Worten begnügen, weil Tatsachen, Leben erkennen doch so viel Mühe kostet, für Streber, die entschlossen waren, sich mit fauler Wortmacherei einen Namen zu machen,

Digitized by Google

und die Schwächlinge, die sich nicht getrauen, einem Kampf ins Auge zu sehen, kurzum die ganze Impotenz, die die eiserne Wahrhaftigkeit des Krieges verscheucht hat, jene, die man auch intellektuell nennt. Wirklich, es ist eine kuriose, Kopfschütteln erregende Erinnerung. Nur eines hat jedermann total vergessen, wie sich die Ritter des Geistes das Ergebnis jener logischen Entwicklung gedacht hatten. Es verschwindet in einem dumpfgrauen Dämmerlicht von vielen Wenn und Aber. Das lag wohl daran, daß sie nichts zu sagen hatten als — Hamlet, der Prinz von Dänemark, hat's vorausgesagt: — Worte, Worte, Worte!

Zu jener Zeit kamen die Franzosen ins Elsaß, nicht als Krieger, bewahre, sondern als feine, gesittete Leute, nur in der Absicht, auch ihrerseits etwas zu der Auseinandersetzung zweier Kulturen beizutragen und ein helles Licht auf die Entwicklung zu werfen. Nicht etwa sie zu beeinflussen. Sie hielten Vorträge, schöngeistige, sozusagen wissenschaftliche, was man so in Wissenschaft in einer Stunde produzieren kann, etwa über Corneilles Cid, Bergsons Philosophie, chemische Fortschritte. Volksbräuche, im allgemeinen so über die Idée française, die bekanntlich den Traditionen des Elsaß so nahesteht. Alles so harmlos und so fein, so gebildet, mit einem Worte intellektuell. Alle waren sie entzückt, Streber und Schwächlinge, denn jedesmal gab es neuen Stoff zum Schreiben und zum Reden. Wie billig war's z. B., den preußischen Offizier oder deutschen Beamten, die in der Frone des täglichen Dienstes ihre Pflicht erfüllten, jeden einzelnen als Menschen in Vergleich zu stellen mit dem geistvollen Esprit, der in einer Stunde die ganze Welt erklärt und die Ergebnisse zäher Pflichterfüllung in ein witziges Bonmot auflöst. Und von dem Bonmot lebten sie. Sie waren doch nur die Betrogenen, die anderen wußten besser, wie es gemeint war. Die elsässische Emigrantenliteratur, die seit dem Kriege üppig ins Kraut geschossen ist und die Wahrheit, die lang unterdrückte Wahrheit über Elsaß-Lothringen, ausgesprochen hat, sagt darüber: „Als wir wirklich nichts mehr zu klagen hatten, und die Deutschen uns alles nach unserm Willen erfüllten, da rettete uns jener Kampf um die Kultur." Diese Emigranten, die damals verschämte Landesverräter waren, wußten, was sie wollten, und deshalb weiß jetzt auch die Welt, was sie in dem Widerstreit der Kulturen sahen, ein Ringen des Geistes mit der schwerfälligen Masse; sie, die Wissenden, waren durchaus nicht harmlos, sie stritten zielbewußt für die französisch-lateinische Politik gegen Deutschland und das Deutschtum. In der Geschwindigkeit sei festgestellt, daß der gesamte deutsche Intellektualismus aller Couleuren — für den fremdartigen oder undeutschen Begriff sind undeutsche Worte doch erlaubt? — ihnen ein Recht dazu gegeben hat. Gott sei Dank gab es aber noch ein lebendiges und Leben schaffendes, nicht bloß Worte machendes Deutschland.

Gerade heraus, die feinen und gesitteten Franzosen haben niemals daran gedacht, mit ihren Vorträgen eine logische Entwicklung zu begleiten oder ein Naturschauspiel andächtig zu betrachten; sie verfolgten dreist und ohne Wanken einfach den politischen Zweck, jene Stimmung, die den Deutschen als Abscheu der Welt ansieht, zu säen und den Abfall des Landes durch die Tat vorzubereiten. Wie weit es ihnen geglückt ist, darüber hat der Krieg lehrreiche Aufschlüsse gegeben. Kein Geringerer als Lavisse bezeugt die Absicht, und er ist ein klassischer Zeuge. Als Leiter der französischen Jugendbildung ist er der geistige Vater jener Denkweise, die so gut wie unumschränkt das heutige Krieg und Revanche fordernde Frankreich beherrscht. Von seinen Gedanken und Lehren lebt die französische Kriegsliteratur, wie tausend Stellen beweisen. In der Einleitung zu seinen Kriegsschriften, die in diesem Jahre 1916 erschienen sind, sagt er:

„Vor vier Jahren sprach ich eines Abends in Straßburg vor etwa hundert elsässischen Studenten und sagte ihnen: ‚Liebe Freunde, ich bitte euch um Verzeihung, daß wir euch diesen Barbarenhänden überlassen haben! Verzeihung für eure Erniedrigung, euer Leiden, euer Martyrium!' Und jetzt darf ich hoffen, diese jungen Elsässer wiederzusehen, nicht mehr in der Stille eines befreundeten Hauses, sondern am hellen Tageslicht von der Höhe eines Lehrstuhls an ihrer, an unserer Straßburger Universität.

Digitized by Google

Ihr teuren Kinder des Elsaß, wieviel werde ich euch zu sagen haben, und was für Dinge! Ich brauche kein Buch und keine Vorbereitung, ich werde allein mein übervolles Herz sprechen lassen, seine grausamen Erinnerungen, die die Hoffnung niemals in mir zu ersticken vermochten. Ich werde dann die Zukunft eurer neuen Universität grüßen; sie wird nicht mehr ein Vorposten des Deutschtums sein, ein in der mit Feuer und Schwert eroberten Stadt einquartiertes geistiges Armeekorps, sondern ein Herd, auf dem das helle freie Menschheitsdenken Frankreichs strahlt."

Vor vier Jahren, das wäre also die Zeit von etwa 1910 bis 1912, wo sich die Marokkokrise schürzte und löste, um auf beiden Seiten bittere Gefühle zu hinterlassen. Man darf sich ausmalen, wie in jenen von Argwohn und verschwiegenem Haß durchblitzten Tagen solche in ihrer Unbestimmtheit doppelt aufreizenden Worte auf unreife Knaben in der stillen, verschwiegenen Dunkelheit des befreundeten Hauses wirkten. Wozu kam Lavisse damals nach Straßburg? Nach seinem Vorgeben doch wohl zu einem jener schöngeistigen Vorträge, in Wirklichkeit zu der nächtlichen Versammlung in befreundetem Hause! Hier, aber beileibe nicht dort, wurde von den Barbarenhänden gesprochen, höchstens wurde etwa die Leistung ihrer Arbeit berührt und dann mit jener Herablassung, die der Franzose für deutsches Tun übrig hat, und die jeden Intellektuellen entzückt. Auch von dem grausamen Leiden des Elsaß fiel öffentlich kein Wort, während die französische Eitelkeit es doch nur für selbstverständlich hält; in Wirklichkeit ist und war es eine lächerlich abgeschmackte Phrase. Einsichtigere warnten damals. Wer kennt aber nicht die Antwort? „Das Deutsche Reich wird über einer Rede nicht zugrunde gehen!"

Gewiß, das Deutsche Reich ist nicht zugrunde gegangen, und durch Reden wird es nicht zugrunde gerichtet. Aber wie viele von den unreifen Knaben, zu denen damals der Bildner der französischen Jugend die hetzenden Worte sprach, mögen seit August 1914 die einfache Pflicht der Wahrhaftigkeit und Treue vergessen, meineidig und landesverräterisch gehandelt haben! Wie vergiftend mag das Treiben sich aus der Stille des befreundeten Hauses weiterverbreitet haben, mit niederträchtigem Flüstern und feigem Geheimtun, bis das Unvermeidliche, das so Vorbereitete eintrat. Gewiß, das Deutsche Reich ist nicht zugrunde gegangen und geht auch nicht zugrunde, wie die Ereignisse seitdem mit aller wünschenswerten Klarheit bewiesen haben, aber Menschenleben hat es gekostet, und jedes einzelne war wertvoller, als der geschliffenste Gedanke, den selbst Lavisse, immerhin ein Könner, produzieren konnte. Von der Schar windbeutliger Wortmacher und plumper Hetzer, die vor und nach ihm dort ihr plattes Wesen trieben, sei mitleidig geschwiegen. Aber alles, was sie sagten, sollte uns Offenbarung sein.

Auch darüber wird der deutsche Intellektuelle nachher Rechenschaft ablegen müssen.

Es war ja nichts als eine Verschwörung. Nur durften wir sie vor lauter Geschwätz und überfeiner Klugheit nicht sehen. Vielleicht hat auch etwas dabei mitgespielt, das man deutsche Politik nannte. ...

Warum ich von diesen Dingen jetzt spreche? Weil ich unlängst in der deutschen Schweiz den ersten Vortrag des Kalibers gehört habe. Die französische Kammer hatte eben mit Genugtuung festgestellt, daß das Land Calvins geistig ganz erobert sei, und mit einer bei dem Selbstbewußtsein seiner Nation nur natürlichen geringschätzigen Verwunderung verzeichnete der Engländer Northcliffe in seinem Tagebuch, daß man dort kriegerischer gestimmt sei, als im Schoße der kriegführenden Entente. Da durfte also der Feldzug für Zivilisation und kleines Völkerrecht weitergetragen werden; das erste Scharmützel habe ich erlebt. Es war wie im Elsaß, nur im abgekürzten Verfahren: Lavisse in seinem öffentlichen Vortrage und zugleich in der nächtlichen Stille des befreundeten Hauses. Und das übrige fehlte auch nicht. Zunächst nicht die Verheißung, wie überaus harmlos alles gemeint sei und wie fern jede Absicht liege. Wie das französische Aufgebot im Elsaß jedesmal den Behörden seine Aufwartung machte und höchstens in weltmännischer Unterhaltung eine Ahnung seiner Hintergedanken durchblitzen ließ, so verkündete der erste politische französische Redner in der deutschen Schweiz dem

souveränen Volke, er habe in Bern eine deutsche Schule besucht, sei dort auf die Berge gestiegen, er werde auch einen Teil seines Vortrages in deutscher Sprache halten und sei Mitarbeiter deutscher Zeitungen gewesen, worauf er aber gar nicht mehr stolz sei.

Hier ist die Frage erlaubt: Werden die intellektuellen deutschen Zeitungen, die Paul Hyazinthe Loyson damit meinte, künftig noch stolz auf diese Mitarbeiterschaft sein?

Er hat als glühender französischer Patriot gesprochen, hieß es nachher in einem Bericht. Wie äußerte sich dieser glühende französische Patriotismus? In einem Hohen Lied auf die — Gloire, die kriegerische Gloire: Überall, so sagte er, wo es aufgeregt zuging, war Frankreich dabei, das ist seine Stärke, sein Ruhm und sein Recht. Sie sind sich eben alle gleich, die berufsmäßigen Patriotards vom Schlage Barrès und die Schwärmer für Völkerfreiheit und -frieden, wie Paul Hyazinthe Loyson. Nur der deutsche Demokrat glaubt aufrichtig an die Völkerverbrüderung und die — Phrase. Der Franzose glaubt nur an sich selbst, und zwar so kräftig, daß er, vollkommen unbewußt des Widerspruches, die Gloire mit ihrer blutigen Vergangenheit und ihren maßlosen Ansprüchen der Welterlösung gleichsetzt und Unterwerfung unter sie verlangt. Frankreich ist die Vortrefflichkeit an sich, und daraus ergibt sich nur selbstverständlich ein Herrenrecht über die Welt, mindestens über die halb widerwillig, halb geringschätzig angesehenen Deutschen. Sie haben ja einige Verdienste, z. B. ganz gute Musik geschaffen oder die Reformation oder in Goethe etwa ein Vorbild hellster und klarster Menschlichkeit, aber das sind doch nur Sonderbarkeiten der Natur, eine Laune oder eine Verirrung; sicherlich, sie hätte klüger getan, diese Gaben dem begnadeten französischen Volke zu schenken, anstatt an die Barbaren zu verzetteln. Beweis sind Frankreichs — Kriege. So sprach Paul Hyazinthe Loyson.

Deshalb konnte er auch sagen: Der Dreißigjährige Krieg brachte Deutschland die Religionsfreiheit, Ludwig XIV. ein reicheres und feineres Leben, Napoleon die Menschenrechte — was hätte es sonst davon gewußt? Seine Leiden in den Kriegen, mit denen Frankreich seine Wohltaten aufzwang, was fallen sie ins Gewicht? Es ist genug, daß Frankreich in der Tragödie deutschen Lebens und deutschen Sterbens seine geschichtliche Rolle fand! Und diese Rolle spielt es bis heute weiter: Deutschland erhält von ihm das Recht, nicht ein Recht, nach dem es leben kann, sondern das französische Recht oder, was dasselbe ist, das Menschheitsrecht, das Recht schlechthin.

Dies Recht — wer es nicht gehört hat, glaubt es nicht — besteht im Kopfabschlagen. Der Gedanke konnte nur in einem von der Gloire erhitzten französischen Hirn entstehen. Wie der Sonnenkönig vom Länderbrennen zur Dragonadenfrömmigkeit kam, so der heutige Franzose vom Kopfabschlagen zum Recht. Spielend macht er es: weil wir Ludwig XVI., mit ihm die Monarchie, enthauptet haben, gründeten wir das Recht des Volkes, und weil wir das getan, dürfen wir das Recht auch andern Völkern bringen.

Ist das die gepriesene Klarheit des französischen Denkens? Oder ist es bubenhafte Roheit, wie mir scheinen will?

Darf man daraus folgern, daß ein siegreiches Frankreich uns gehalten hätte, den Namen eines vorgeschrittenen Volkes zu verdienen, indem wir dem Kaiser — und wem noch? — einen Prozeß auf Leben und Tod machen? Die Erlösung vom Militarismus ist doch nur eine negative Aufgabe; positiv lautet sie, wir verleihen kraft unserer durch die Guillotine gewonnenen Selbstbestimmung dem Deutschen das Recht, mit seinem Monarchen auch der Monarchie den Kopf abzuschlagen, das er lächerlicherweise noch immer nicht gebrauchen wollte. Daß er deshalb unter französische Aufsicht käme, und daß diese auf kräftige Ausübung des Rechtes sehen würde, versteht sich natürlich von selbst.

Diese Logik, über ein sehr friedliches, dem weltgeschichtlichen Hader mit bewußtem Willen abgewandtes, verfassungsmäßig neutrales Volk ausgegossen, hat etwas Gespenstiges, Tollhäuslerisches. Der Franzose, der es sich nicht mehr zur Ehre anrechnet, an deutschen Zeitungen mitzuarbeiten, hatte das Gefühl wohl selbst. Denn er suchte den Schweizern auf ganz

Digitized by Google

besondere Weise beizukommen. Sie hätten — wohl sei es eine Legende, aber Legende sei wahrer als Geschichte, was für Frankreich gewiß bezeugt ist — einen Tyrannen erschlagen und seien somit Frankreichs, des Landes des Rechtes, Vorbild geworden. Mit einem Wort, er warf sich weg in Schmeicheleien, wie sie verwegener kaum am Versailler Hofe gehört worden waren. In Straßburg sparte man sie für die verschwiegene Stille der Nacht und unreife Studenten auf; in Basel beliebte man, wie gesagt, ein abgekürztes Verfahren. Dafür wurde der Zusammenhang aber klarer.

Maßlos dürftig ist in Wahrheit die Gedankenwelt dieser Reden. Überhaupt hat sie Gedanken? Hat sie nicht bloß aufreizende Redensarten, die alle anderen, von jedem schamhaften Menschen sorgsam verborgen gehaltenen und gezügelten Instinkte aufrühren, niemals aber das Denken? Nur mit tiefer Beschämung kommt einem zum Bewußtsein, daß diese trostlose Demagogie einst nicht bloß in Straßburg zu wohlberechneten Zwecken marktgängig war, sondern in dem sogenannten Lande der Dichter und Denker auf allen Plätzen ausgeschrien wurde. In die Tiefen des Volkes ist sie nicht gegangen, das erfahren wir seit zwei Jahren, aber seine Oberflächen, die Äußerlichkeiten seines Lebens, wurden unaufhörlich davon aufgerührt und haben uns die peinigende Unsicherheit des Lebens geschaffen, unter der wir seit einigen zwanzig Jahren gelitten haben. Die Männer fehlten uns, die sich, wie einst Bismarck, mit bewußter Kraft dem Narrentreiben der Zeit entgegenwarfen.

Der Krieg mit seiner unerbittlichen Wahrhaftigkeit hat der List der französischen Vogelsteller das Handwerk gelegt. Jetzt versuchen sie denselben Gimpelfang bei den deutschen Schweizern. Werden diese unsere Erfahrungen nutzen? Wir jedenfalls könnten und müßten wissen, wie unmöglich ohne jene geistige Vorbereitung das Ungeheure, das über uns hereingebrochen ist, gewesen wäre. Für den Frieden werden wir die Lehre daraus ziehen müssen. Wir sind gewarnt, wir müssen danach handeln.

G. Dumstrey

Aus Tolstois Liebesleben

Unbekannte Tagebuchblätter des Grafen Leo Tolstoi werden in der „Vossischen Zeitung" (deutsch von Marie Beßmertny) mitgeteilt. Vom Juni 1847 stammt die eine der Niederschriften, die folgenden Inhalt hat: Ich fange an, mich an eine Regel zu gewöhnen, die ich mir selbst aufgestellt habe, nämlich: die Gesellschaft der Frau als eine unvermeidliche Unannehmlichkeit zu betrachten, der man soviel als möglich aus dem Wege gehen sollte. Von wem lernen wir die Eitelkeit, die Leichtfertigkeit, die Verweichlichung und noch andere Sünden, wenn nicht von den Frauen! Wer ist außer ihnen daran schuld, daß wir in dem Gefühl der angeborenen Kühnheit, Gerechtigkeit und Festigkeit so leicht erschüttert werden! Die Frauen sind teilnahmevoller als die Männer, daher waren sie in dem Zeitalter der Wohltätigkeit besser als wir. Jetzt, in der verderbten Zeit des Verrats, sind sie — schlimmer als wir!

Zu meinem Bedauern mußte ich jüngst einer Dame freundlich begegnen, die mir zuwider war und sogar eine Empfindung des Hasses in mir weckte, wie man sie gegen Leute hegt, denen man nicht zeigen darf, daß man sie nicht gern hat, weil sie das Recht haben, vorauszusetzen, daß wir die günstigste Meinung von ihnen haben. Es war ein Streit in mir zwischen dem Gefühle der Pflicht und der Abneigung. Ein schrecklicher Zustand, der mich tief verstimmte aber — mich einen Schritt weiterbrachte ...

Eine wunderbar südliche Nacht im Kaukasus. Zigeuner ... ein Lager, Gesänge, funkelnde Augen, lächelnde Lippen und süße Worte sind noch frisch in meiner Erinnerung. Wozu sie beschreiben, ich will ja ganz etwas anderes erzählen! ... Katja saß an jenem Abend auf


Digitized by Google

meinen Knien und erzählte mir, daß sie mich liebte und daß sie zu den Genossen nur deshalb freundlich sei, weil sie von ihr verlangten, daß sie, außer mir, niemand bevorzugte und im übrigen den Vorhang der Bescheidenheit nicht lüftete. An jenem Abend glaubte ich mit ganzer Seele an all dies Zigeunergeplauder und war glückselig. Niemand von den Anwesenden brachte einen Mißton in meine Heiterkeit hinein, und daher liebe ich noch jenen Abend und jenes Lied ... Ich möchte dies ganze Erlebnis in einem Roman verwerten und tue dabei nichts. Habe ich denn überhaupt ein Talent, das sich mit den neuen russischen Literaten messen könnte? ...

In Kasan wurde Tolstoi im Jahre 1850 mit Sinaida Modestowna Molostwowa bekannt, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Liebe und Religion, das sind zwei reine, hohe Gefühle, so schrieb er damals in sein Tagebuch. Ich weiß nicht, was Liebe heißt. Wenn sie das ist, was ich über sie gelesen und gehört habe, dann habe ich sie nie empfunden. Gleich als ich Sinaida, das junge Pensionstöchterchen, erblickte, gefiel sie mir, aber ich kannte sie noch wenig. (Pfui, wie grob und dumm das Wort sich ausnimmt im Vergleich zu dem Gefühle der Hingebung!) Ich lebte eine Woche in Kasan. Wenn man mich gefragt hätte, warum ich mich dort aufhielt, was mir dort so angenehm erschien, und warum ich mich so glücklich fühlte, so hätte ich nicht gesagt, daß ich verliebt war. Ich wußte es ja gar nicht! Mir scheint, daß dieser Zustand der Unbewußtheit der wesentlichste Zug der Liebe ist und ihren ganzen Reiz darstellt. Wie leicht war mir moralisch damals zumute! Ich war frei von jener Schwere kleinlicher Leidenschaften, die alle Lust des Lebens verdirbt. Mit keinem Worte sprach ich zu ihr von meiner Liebe, aber ich war überzeugt, daß sie meine Gefühle kannte, und daß sie mich nur deshalb liebte, weil sie mich völlig verstand. Jeder Aufschwung der Seele ist rein zu Beginn. Die Tatsächlichkeit vernichtet erst die Unschuld und den Zauber eines jeden Aufschwunges.

Meine Beziehungen zu Sinaida blieben auf der Stufe der reinen Anziehung zweier Seelen zueinander. Vielleicht zweifelst du an meiner Liebe, Sinaida, verzeih, wenn dem so ist, denn dann ist es meine Schuld, mit einem Worte hätte ich dir Gewißheit darüber geben können ...

Soll ich dich nie wiedersehen? Soll ich vielleicht jemals hören, daß du dich mit irgendeinem Beketow verheiratet hast? Oder, was noch schlimmer wäre, soll ich dich etwa munter unter der Haube sehen mit deinen klugen, offenen und verliebten Augen? Ich konnte den Gedanken nicht aufgeben, zu ihr zu fahren und um ihre Hand anzuhalten, und doch war ich nicht genügend überzeugt, daß sie das Glück meines Lebens ausmachen konnte, aber trotz alledem bin ich verliebt. Warum wäre denn sonst die Erinnerung so beglückend, die mich neu belebt? In diese Augen, die etwas Wunderbares widerspiegeln, glaube ich immer hineinzuschauen. Soll ich ihr einen Brief schreiben? Ich kenne nicht einmal recht ihren Familiennamen, vielleicht komme ich deshalb um mein Glück! Es ist seltsam ... Ich weiß selbst nicht, was mein Glück erfordert, und — was ist eigentlich Glück?



Kalender und Jahrbücher

Die Kalender sind wieder rechtzeitig zur Stelle. Meistens sind es gute Bekannte. So unter den Abreißkalendern „Kunst und Leben“ aus dem Verlage von Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf (3 M). Der Kalender liegt nun im neunten Jahrgang vor und hat in der zielbewußten Arbeit und glücklichen Sammlertätigkeit seines Herausgebers schon eine Fülle prächtiger Schwarzweißbilder zusammengebracht. Es handelt sich durchweg um Originalblätter, die in getreuester Wiedergabe hier vermittelt werden. Hans Thoma hat als Titelbild einen prächtigen Bubenkopf gezeichnet. Vom Krieg künden einige Blätter von Zeichnern, die selber draußen gewesen sind. Sonst bietet sich das alte, mannigfaltige und

Digitized by Google

reiche Bild des deutschen Lebens. Sorgfältig ausgewählte Sprüche und eine gute Gedenktagliste erhöhen den Wert dieses durch seine treffliche Aufmachung immer wieder erfreuenden Unternehmens.

Ein alter willkommener Bekannter ist auch „Meyers historisch-geographischer Kalender“ (Leipzig, Bibliographisches Institut; ℳ 2.50). Er bietet für jeden Tag ein Blatt mit Bild, Leitspruch und sehr eingehend bearbeiteten Erinnerungsangaben. Daß diese Erinnerungen zu einem großen Teil im Zeichen des Krieges stehen, versteht sich von selbst. Trotzdem ist es auch diesmal gelungen, auch Naturwissenschaft, Völkerkunde, Kunst und Literatur in Bild und Wort mit unterzubringen.

Auch der Kalender „Natur und Kunst“ (Stuttgart, Holland & Josenhans) braucht nur auf seiner alten Bahn weiter zu beharren, um zahlreicher Freunde sicherzubleiben. Die Bilder verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf die Wiedergaben von Kunstwerken und auf Abbildungen von Naturansichten. Unter diesen befinden sich zahlreiche von den Kriegsschauplätzen. Es dürfte sich wohl empfehlen, unter den Bildern die Zahl der „Historien“ einzuschränken, zumal sie doch meistens recht äußerlich sind und ohne die Beigabe von Erklärungen dem Beschauer gar nichts bieten. Die Wiedergabe der Bilder ist durchweg zu loben.

Eine sehr erfreuliche Gabe ist der bei Georg Wigand in Leipzig erscheinende „Ludwig-Richter-Kalender“. Der Verlag beabsichtigt, nach und nach das gesamte Kunstwerk Ludwig Richters auf den Blättern dieser Abreißkalender zu bringen, und so diesem deutschesten aller Zeichner noch mehr in die Liebe des deutschen Volkes hineinzuverhelfen, als es schon geschehen ist. Denn wie wäre es möglich, sich mit Richter so eingehend zu beschäftigen, ohne ihn immer mehr zu lieben?! Die Erwerber des Kalenders kommen so allmählich in den Besitz aller Bilder Richters. Man kann sie aus den Kalenderblättern ausschneiden und in Sammelhefte einkleben. So hat man nicht nur täglich seine Freude am Bilde gehabt, sondern obendrein einen künstlerischen Hausschatz gewonnen.

Zur großen Genugtuung jedes Volksfreundes mehren sich mit jedem Jahre die Heimatkalender. Es ist ein sehr verdienstvolles Wirken, auf diese Weise allenthalben die Augen zu öffnen für die Schönheit des Zunächstliegenden und gleichzeitig den Sinn für die Geschichte der Heimat zu steigern. „Der Mainbote von Oberfranken“ (Lichtenfels, H. O. Schulze; 50 ₰) ist ein ganz volkstümlicher Kalender. Aber er erzählt doch vom alten Ritter Wirnt von Gravenberg und seiner Dichtung Wigalois, von des großen Otto von Bamberg aus starkem kolonisatorischem Geiste unternommener Missionsreise nach Pommern, führt uns nach Alt-Bamberg, aber auch nach seinem neuen Staatshafen, und bringt außerdem eine Fülle von Gedichten, Geschichten und Späßen.

Den „Thüringer Kalender“ (Eisenach, Hugo Jakobis Buchhandlung; 1 ℳ), den das Thüringer Museum zu Eisenach herausgibt, haben wir schon öfter warm empfohlen. Diesmal stammen die Zeichnungen nach Thüringer Burgen, Kirchen und Dörfern von Helene Reichardt, die mit sicherem Blick fürs Architektonische eine kräftige Handschrift verbindet. Recht fesselnd ist der Aufsatz „Das Wappen König Ferdinands von Bulgarien und seine Thüringer Herkunft“. Die „Baumeisterköpfe an alten Bauwerken“ gewähren wie „die Zunftwappen und das Zunftgerät im Thüringer Museum“ Einblicke in altes Künstlerleben, während das Kippen und Wippen der Münzen zeigt, wie mit äußerer nationaler Schwäche auch die Moral des ganzen sozialen Lebens zu leiden pflegt.

Der Kalender „Hessenkunst“ (Marburg, N. G. Elwert) liegt nun auch bereits im 11. Jahrgang vor und wirkt wieder, wie seine Vorgänger, gleich glücklich für die Beachtung des reichen alten Kunstbesitzes Hessens und für neues künstlerisches Schaffen. Auf dem ersten Gebiete erwähnen wir besonders die reich bebilderten Aufsätze „Alte Brunnen auf dem Lande“, „Spätgotische Möbel aus Oberhessen“ und eine Gruppe von Schreinaltären auf waldeckischem Gebiet. In der Wahl des neuen Künstlers ist der Kalender sehr glücklich gewesen. Hermann

Digitized by Google

Kätelhön ist ein ebenso gediegener, stimmungskräftiger Landschafter, wie scharfer Charakteristiker. Wir hoffen, auf das Schaffen des Künstlers gelegentlich zurückkommen zu können. — Man sollte recht viele dieser Kalender ins Feld schicken, das sind prächtige Heimatgrüße.

Geradezu reich ausgestattet ist der „Schleswig-Holsteinische Kunstkalender“, den der Direktor des Kunstgewerbemuseums der Stadt Flensburg, Dr. Ernst Sauermann, im Stiftungsverlag zu Potsdam herausbringt (3 M). Die Kalenderbilder feiern die deutsche



Die Bergpredigt. Aus Ida C. Stroevers „Heliand“-Mappe

Flotte, der auch der erste der Aufsätze gilt, in dem der Kapitän von Kühlwetter unter dem Titel „Was muß dem Reich die Flotte sein?“ die hohe Bedeutung dieser Waffe zum Gedeihen unseres Vaterlandes eindringlich darstellt. Die Aufsätze über bildende Kunst bringen durchweg Unbekanntes. Christian Friedrich Hansen wird uns als ein bedeutender Vertreter eines deutschen Bedürfnissen angepaßten Klassizismus vorgeführt, und in Henny Heidtrider lernen wir einen Renaissancekünstler ersten Ranges kennen, der das alte Husumer Schloß mit köstlichen Werken aus Alabaster schmückte. Auf literarischem Gebiet wirbt Hans Bödewadt für den längst nicht genug geschätzten Julius Havemann; auf musikalischem gibt Walter Niemann einen Überblick über schleswig-holsteinische Tondichter der Gegenwart, wobei er seine Darlegungen durch eine

Digitized by Google

sehr dankenswerte Notenbeilage unterstützen kann. Druck und Ausstattung sind in Anbetracht der Schwierigkeiten der Kriegszeit doppelt zu loben.

Noch sind einige Jahrbücher zu nennen. Von dem von Thekla von Gumpert gegründeten „Töchter-Album“ erscheint nun schon der 62. Band, wie die der letzten Jahre herausgegeben von Berta Wegner-Zell. (Berlin und Glogau, Karl Flemming; ℳ 7.50.) Der Inhalt ist sehr



Die Beschwörung des Sturmes. Aus Ida C. Stroevers „Heiland“-Mappe

reich und mannigfach: Große und kleine Erzählungen, eine Reihe von Lebensbildern, Städtebilder, sonstige belehrende Aufsätze, Kunstarbeiten, zahlreiche Gedichte, Sprüche und Rätsel. Eine Fülle von Bildern schmücken das Buch, das in Erkenntnis der Forderungen der Zeit das Vaterländische in den Vordergrund stellt.

Für die Kleinen ist „Herzblättchens Zeitvertreib“ wieder zur Stelle, im 61. Band von der gleichen Herausgeberin in bewährter Art betreut. (Berlin und Glogau, Karl Flemming; 6 ℳ.) Auch hier ist der reiche, bunt mannigfaltige Inhalt in vielen Stücken der Kriegszeit angepaßt und dazu angetan, schon bei den Kleinsten eine Ahnung vom Ernst und der Größe

Digitized by Google

dieser Zeit zu wecken. Mit besonderer Freude sei auf einige farbige Bilder von Reinhold Hansche hingewiesen.

Ein neues Jahrbuch erscheint unter dem Titel „Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk" und ist von dem als Volksschriftsteller auch durch zahlreiche Schriften in der Kriegszeit bewährten Heinrich Mohr herausgegeben. (Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung; ℳ 4.50.) Der Inhalt schöpft aus allen Gebieten der Unterhaltung, des Wissens und Strebens, erhält aber das einigende Band durch die betonte Absicht, deutscher Art und Kunst ein Hort zu sein. Das eine und andere Stück ist aus alten Schriften geschöpft, weitaus das meiste aber ist neu. Wichtiger ist, daß es auch gut ist. Der Name des Herausgebers, dem wir gute Sammlungen aus Abraham a Santa Clara und dem deutschen Schwankgebiet verdanken, gibt die Gewähr, daß auch hier der kernhafte Humor und eine behagliche Beschaulichkeit nicht zu kurz kommen. Das Buch wird auch im Felde draußen Freude machen, weshalb auf die besondere Feldausgabe für ℳ 3.80 hingewiesen sei. K. St.



Meier-Graefe geht um

Herr Julius Meier-Graefe ist eine für unser Kunstleben vor dem Kriege charakteristische Erscheinung. Er ist das Ur- und Vorbild des modernen „Kunstdoktors", dessen Entwicklungsgeschichte Oskar Graß in seiner aufklärenden Schrift „Kunst und Geschäft" (Bremen, Rolandverlag) zutreffend schildert. Es ist eine der dringlichsten Sorgen auf dem Gebiete des nationalen Geisteslebens, daß er und seinesgleichen nach dem Kriege nicht wieder dieselbe verhängnisvolle Bedeutung gewinnen können, wie vorher. Alles was dazu führen könnte, muß von vornherein bekämpft werden.

Im Geleit der sozialen Entwicklung hatte sich eine rasche Mehrung der künstlerisch „interessierten" Kreise vollzogen: Staat und Städte hielten sich für verpflichtet, den Trieb zur Kunst zu nähren. Vorträge wurden massenhaft gehalten, Kunstausstellungen veranstaltet, Museen begründet; auch entwickelte sich ein besonderer Kunstjournalismus. Leider ist diese ganze Bewegung dem Kapitalismus untertan geworden.

„Infolge der ausgedehnten Möglichkeit, sein Brot durch Anstellung an Kunstinstituten und im Kunstjournalismus zu finden," schreibt Graß (a. a. O. S. 5) „hat sich die Zahl derjenigen außerordentlich vermehrt, die sich, ohne selbst produktiv zu sein, gewerbsmäßig mit künstlerischen Dingen beschäftigen. In vielen Fällen studiert man heute Kunstwissenschaft nicht aus innerem Trieb, sondern etwa in der Weise, wie man zur Jurisprudenz greift: die Beschäftigung mit der Kunst wird als Berufsfach gewählt, um ein Auskommen zu haben, noch dazu ein angenehmes, mit nicht allzu ernster Vorbereitung. Staatsexamina drohen hier nicht. Eine kleine Arbeit verhilft dem strebsamen Ästheten zur Erreichung des Doktortitels; damit ist er ‚Fachmann' und gehört zu den ‚Leuten vom Bau', selbst wenn er erst 25 Jahre alt ist und noch keine genügende Kenntnis des Kunstschaffens, geschweige denn eine weitergreifende Weltanschauung erworben hat.

Wir haben eine Menge von derartigen Kunstangestellten und journalistisch tätigen Leuten, die sich für berufen halten, dem deutschen Volk zu sagen, was Kunst ist. Infolge ihrer Jugend, und weil es ihnen hauptsächlich um ihr Fortkommen zu tun ist, fehlt ihnen Selbständigkeit und ernstes Streben nach Wahrheit. Die Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse und Erfahrungen setzt sie außerstande, eine künstlerische Persönlichkeit zu erkennen oder gar zu entdecken; sie loben das Neueste und schon durch Gleichgesinnte Anerkannte. Ehrliche Arbeit, die nicht nach dem Effekt hascht, wird von ihnen mißachtet. Ihre Unselbständigkeit beweisen sie auch dadurch, daß sie häufig dieselben Phrasen und Modeworte gebrauchen wie der Lieferant, von dem sie den Inhalt ihrer Äußerungen beziehen. Sie dünken sich hoch erhaben über gediegene Kenner,

Digitized by Google

die sich nicht des Erwerbes wegen dem Studium der Künste widmen. Sie halten in ihrer Zunft fest zusammen und bemühen sich wechselseitig, in der Presse ihre Bedeutung darzulegen. Hat einer unter ihnen als Museumsdirektor z. B. eine Umordnung seiner Galerie vorgenommen, so wird dies als ‚epochale‘ Tat gepriesen; gründliche Arbeiten ‚unmoderner‘ Kunstforscher werden keiner Erwähnung gewürdigt.“ . . .

Diese Art von Kunstschriftstellern sind zu getreuen Trabanten der Kunsthändler geworden. „Wohl haben wir noch eine Reihe tüchtiger, teilweise sogar hervorragender Männer, die sich ernsthaft bemühen, dem Publikum den Weg zum Künstler zu weisen, als dessen Diener sie sich fühlen. Sie sind frei von Schwulst und Unklarheit. Ihre Fähigkeit, den künstlerischen Wert eines Werkes zu beurteilen, gründet sich auf eingehendes Studium der Künstler und ihrer Schöpfungen. Es gelingt ihnen dadurch, in das Wesen des künstlerischen Schaffens einzudringen. . . . Ganz anders der moderne Kunstschriftsteller. In ihm wühlt das Bewußtsein der Unfähigkeit zu künstlerischer Zeugung. In dem krampfhaften Bestreben, als produktives Genie zu glänzen, redet er sich und dem Publikum ein, er sei auch eine Art Künstler, da die Kunstkritik selbständige ‚Kunst‘leistungen vollbringe; er sei nicht dazu da, das Werk des Künstlers zu erklären. Hier ist der wahre Nährboden für das Phrasengedresche, das man in der Tagespresse und den periodischen Zeitschriften zu hören bekommt. Würde der Schriftsteller mit einfachen Worten sagen, was er auszudrücken vermag, so wäre sofort seine geistige Armut enthüllt, und es würde zutage treten, daß er eine klare Kenntnis der Dinge, über die er redet, nicht besitzt. Die geschraubte Redeweise wird allmählich zum natürlichen Ausdrucksmittel, und die Sucht zu blenden führt dazu, sich gegenseitig in geistreich sein wollendem Wortgeklingel zu übertreffen. Aus jeder Zeile sieht die Selbstgefälligkeit des schreibseligen Literaten heraus. Ein solcher Schriftsteller wird sich den Mann zum Muster nehmen, welcher der hervorragendste Meister der Phrase ist.

Fraglos ist das der ‚berühmte‘ Meier-Graefe. Er ist in weiten Kreisen bekannt geworden durch seine Angriffe auf Böcklin und Menzel. Wenn man diese Arbeiten liest, erstickt man fast in einem Schwall genial gemeinter Satzgebilde. Von dem, was Meier-Graefe sagen will, versteht man nur so viel, daß Böcklin und Menzel wahre Künstler wohl in ein paar Jugendarbeiten gewesen seien: alles andere, was sie im Laufe ihres Lebens geschaffen hätten, sei künstlerisch wertlos. Und warum? Weil sie später nicht mehr ‚impressionistisch‘ malten! Er bezeichnet ihre fortwährend erstarkende Eigenart als Verirrung, weil sie sich nicht einer Modegattung einreihen ließ, die z. Zt., als Meier-Graefe schrieb, in der Malerei die herrschende war. Einem deutschschreibenden Schriftsteller blieb es somit vorbehalten, die unerschöpfliche Wirkungskraft von Werken beseitigen zu wollen, die uns Deutschen als beredter Ausdruck nord- und süddeutschen Wesens erscheinen. Aber das gerade machte Meier-Graefe sein Geschäft offenbar zu einem besonders freudigen. Das war ein verblüffender Angriff! Dabei konnte man sich berühmt machen! Und er wurde berühmt: bei allen, die mit ähnlicher Schnelligkeit berühmt werden wollten.

Nur wenige Stimmen erhoben sich gegen seine unreife Anmaßung (der Türmer gehörte von Anfang an dazu). Man ließ ruhig unsere Großen verlästern.

Kaum hatte Meier-Graefe bewiesen, daß Böcklin ein künstlerisch wertloser Trottel war, so brachte er es fertig, Hans von Marées, also auch einen Malerpoeten, als das bedeutendste malende Genie Deutschlands zu preisen. Dann, als der ‚Impressionismus‘ langsam seinem Widerspiel, dem ‚Expressionismus‘, Platz machen mußte, wurde Velasquez, das Vorbild der Impressionisten, als überschätzter Künstler bezeichnet und der ekstatische ‚Expressionist‘ Greco in den Himmel gehoben. Die letzte ‚Gabe‘, die uns Meier-Graefe beschert hat, war die ‚Entdeckung‘ von Delacroix, den er als den größten Maler des neunzehnten Jahrhunderts feierte. Die Zeit des Impressionismus war vorüber, und es durften daher auch die Maler, denen die Technik nur dazu diente, ihren Phantasiegebilden eruptiven Ausdruck zu verleihen, wieder auf dem Kunsttheater erscheinen. Und immer ist der zuletzt Gelobte der allein Großartige. Man

Digitized by Google

glaubt in Meier-Graefe einen jener Marktschreier vor sich zu haben, die gewohnt sind, ihre Vorführungen als alles Dagewesene übertreffend anzupreisen. Vielleicht erklärt dies auch, warum zur Zeit, als das Buch über Delacroix erschien, eine Masse kleiner Werke des Künstlers, den man nur in Paris kennen lernen kann, im deutschen Kunsthandel auftauchte.

Der Erfolg Meier-Graefes läßt heute keinen ‚modernen' Kunstschriftsteller schlafen. In welcher Weise er überall nachgeäfft wurde, gehört zu einem der heitersten Kapitel unseres zeitgenössischen Preziösentums. Auch jene ‚Fachmänner', die am meisten auf Zunft halten nämlich die modernen Galeriedirektoren und deren Handlanger, haben die Jongleursprüng des nicht aus der Zunft hervorgegangenen Kunst‚gelehrten' getreulich mitgemacht."

Man muß sich immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, in welcher Tonart Herr Meier-Graefe gegen unsere großen Künstler anzukläffen wagte: Adolf Menzel hat „nur vegetiert". Er war „philosophisch ein Philister". „Franzosen vierten Ranges stehen über den Bildern von Menzel." „Zwischen Böcklins Hauptwerken und reiner Kunst ist überhaupt nichts Gemeinsames; vor dem Urteil einer auf Kunst gerichteten Betrachtung existieren sie überhaupt nicht." „Der dekorative Böcklin hat mit der Malerei so viel zu tun, wie der Salat, den man auch am besten mit Öl zubereitet." „Böcklin ist der gesteigerte Ausdruck einer kulturfeindlichen Macht, gegen die wir ankämpfen müssen." „Die Kunst im deutschen Volk ist seit Böcklin verduftet. Ohne den Alkoholdunst deutscher Kommers-Stimmung ist Böcklin überhaupt undenkbar." „Böcklin verhielt sich zu den Künsten etwa wie ein Bewohner des Mondes, der als wesentlich für die Eigentümlichkeit des Menschen der Erde die Gemeinschaft erkennt, die diesen mit den Affen verbindet. Der Böcklin-Kultus enthüllt die Zusammenhänge mit der gesamten Kulturverderbnis der Deutschen. Er vereint in einer Person alle Sünden der Deutschen gegen die Logik der Kunst." „Böcklin hat das Gift in sich, das zum Verfall drängt. Sie alle, Böcklin, Klinger, Thoma usw. mit ihrem billigen barbarischen ‚Anthropomorphismus' zeigen uns, daß der ‚Fall Böcklin' der Fall Deutschlands ist. Was diesen Männern völlig fehlt, es heißt Kultur. Kultur fehlt auch den Deutschen!"

Diese Stichproben, die sich beliebig vermehren ließen, dürften genügen, um die ganze Anmaßung dieses „kulturgesättigten" Geistes, seine Verhimmelung der Franzosen und Geringschätzung der Deutschen zu kennzeichnen.

In der Hochwallung vaterländischen Empfindens zu Beginn des Krieges hofften viele, die Zeit dieser Leute sei endgültig vorbei. Das war freilich eine große Unterschätzung ihrer geistigen Akrobatenkunst. Sie „wandelten" sich nach Bedarf und schwammen wieder obenauf. Herr Meier-Graefe allen voran. Nun warf er, um einen Ausdruck von ihm zu gebrauchen, was er bisher geliebt hatte, „in die Kiste" und orakelte einige Wochen nach Kriegsbeginn in der ausgerechnet von Paul Cassirer verlegten „Kunst der Kriegszeit": „Wir sind andere seit gestern. Der Streit um Worte und Programme ist zu Ende. Wir kämpften gegen Windmühlen. Manchem war die Kunst ein Zeitvertreib. Wir hatten Farben, Linien, Bilder, Luxus. Wir hatten Theorien. Was uns fehlte, der Inhalt, das, Brüder, gibt uns die Zeit. Seien wir ihrer würdig." (Vergl. Türmer 2. Oktoberheft 1914.)

Danach hörte man — ach, wie oft hörte man es — daß Herr Meier-Graefe an der Spitze einer freiwilligen Sanitäts-Automobil-Kolonne in russische Gefangenschaft geraten war. Nun wurde es geradezu gefährlich, wenn man der Wahrheit die Ehre gab und daran erinnerte, daß er jahrelang der Vorkämpfer für fremde Kunst in Deutschland gewesen war. Man tat es in Rücksicht auf das harte Los der Gefangenen in Rußland ohnehin nur in zwingendem Zusammenhang. Aber Herr Meier-Graefe hatte Glück, er wurde freigegeben und hielt nun im Frühsommer 1916 Vorträge über seine Erlebnisse in der Gefangenschaft, die durch ihre feuilletonistische Fröhlichkeit mannigfach Anstoß erregten. (Vergl. Türmer 2. Juniheft 1916.)

Hier in Berlin mochte sich Herr Meier-Graefe nun überzeugen, daß „wir", das heißt die Kreise, in denen er sich früher zu bewegen pflegte, „wieder andere" geworden waren seit

Digitized by Google

jenen Tagen, die ihn zum Programmredner der „Kunst der Kriegszeit" gemacht hatten. Der Kapitalismus in seiner ekelhaftesten Form des Kriegswuchers hat einer neuen „Gesellschaft" emporgeholfen, die noch viel mehr als die großstädtische Gesellschaft vor dem Kriege dazu angetan ist, die kapitalistische Vorherrschaft des Kunsthändlertums in unserer Kunst als Normalzustand zu empfinden. Was man zurzeit von wüster Spekuliererei in Kunstwerten hört, übersteigt alles vorher Dagewesene (vergl. Türmer 2. Nov.-Heft). Und nun haben auch jene Leute, die zu Beginn des Krieges widerwillig „umlernten", es nicht mehr nötig, sich Zwang anzutun. Zunächst knüpft man also die Fäden dort wieder an, wo sie der Ausbruch des Krieges abgerissen hat.

Das konnte keinen schärferen Ausdruck finden, als daß wieder Herr Meier-Graefe umgeht, um das jeder Kultur bare deutsche Volk zur künstlerischen Kultur zu erziehen. Am Sonntag den 26. November wurde zu diesem Zweck im „Freien Bund" in der Mannheimer Kunsthalle ein Vortrag gehalten über die Malerei des Impressionismus, insbesondere über diejenige Künstlerpersönlichkeit, „in der alle von der impressionistischen Kunstbewegung angestrebten Werte zu einer höchsten und vollkommensten Vereinigung gelangt sind: Paul Cézanne."

Auch die Entstehungsgeschichte der Mannheimer Kunsthalle und des damit verbundenen „Freien Bundes" ist für unser Kunstleben vor dem Kriege charakteristisch. Darum müssen wir auch hier wieder etwas ausführlicher werden und lassen Oskar Graß zu Worte kommen:

„Im Jahre 1907 errichtete die Stadtverwaltung eine Kunsthalle, um darin die kleine, im Verlaufe von Jahren erworbene Galerie unterzubringen. Es geschah in der ausgesprochenen und guten Absicht, fördernd auf das Mannheimer Kunstinteresse zu wirken. Dem sollte auch die Berufung eines Galeriedirektors dienen. Der Direktor sollte, da die Verwaltung der Kunsthalle eine reine Sinekure gewesen wäre, auch durch Vorträge usw. für die Hebung des Kunstverständnisses tätig sein, nachdem die Stadt in den vorhergegangenen Jahrzehnten sich vorwiegend wirtschaftlich entwickelt hatte.

Der Direktor kam: es war Dr. Friedrich Wichert, der als Assistent an einem größeren Kunstinstitut der Nachbarschaft tätig gewesen war. Von nun ab ist er es, der die Verantwortung für die Pflege der bildenden Kunst zu tragen hat.

Man gründete einen ‚Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst in Mannheim', dessen Mitgliedschaft für einen sehr kleinen jährlichen Beitrag erworben werden konnte. Errichtung eines Lesesaals, Ausstellungen, Führungen durch die Kunsthalle, Verlosung von Bildwerken und dergl. sollten den Sinn für die bildende Kunst erweitern. Die Programmpunkte hätten die lebhafte Billigung des Kunstfreundes finden können, und man hätte sich gefreut, wenn das Publikum, insbesondere der arbeitenden Klassen, in die künstlerischen Leistungen der Gegenwart und der Vergangenheit eingeführt und zu eigener Auffassung erzogen worden wäre.

Wie wurden aber die Projekte ausgeführt?

In aufdringlicher Weise wurde in der heimischen und der auswärtigen Presse Dr. Wichert in den Vordergrund gestellt. Artikel in den verschiedensten Zeitungen suchten den Eindruck zu erwecken, als habe es vor der Ankunft Dr. Wicherts keinen künstlerisch empfindenden Menschen in Mannheim gegeben.

Jede Gelegenheit wurde benützt, um den Bürgern zu sagen, wie die Welt auf die Kunstbestrebungen ihrer Vaterstadt schaue. In Sitzungen des Bürgerausschusses wurde den Stadtvätern vordemonstriert, wie viele in- und ausländische Zeitungen von den Mannheimer Kunstveranstaltungen sprächen. Auswärtige Vortragsredner erzählten in der Presse, daß in Mannheim jedermann heute (scil. seit Dr. Wichert hier wirke) auffallend gut auch über die bildende Kunst unterrichtet sei, man fühle, wie sich hier eine neue Kultur vorbereite. Der ‚Mann im Arbeitskittel' wurde als derjenige bezeichnet, dem vor allem die Bestrebungen der Stadt zugute kämen, obwohl es kein Geheimnis war, daß die Mehrzahl der Besucher der Vorträge nicht zum Arbeiterstande zählte. Wohl aber ließen sich die Führer der Arbeiterschaft für Tendenzen gewinnen,

Digitized by Google

die dem einfachen Empfinden unverständlich sind. Die Besprechungen von Bildern und künstlerischen Fragen begannen von Schwulst und laienhaften Phantasien zu triefen und entbehrten fast durchweg sachlicher Belehrung. Die Einrichtung der Vorträge, einer Bücherei mit Lesesaal und dergl. wurde großtuerisch als ‚Akademie für jedermann' bezeichnet, während doch ‚Akademie' eine Anstalt für Fachleute bedeutet und die Mannheimer Darbietungen nicht mehr enthielten, wie ähnliche sonstige Unternehmungen.

Das Reklamebedürfnis entwickelte im einzelnen herrliche Blüten. Zunächst mußte die Kunsthalle einen ‚clou' haben. Es konnte nur ein französisches und, weil damals noch der Impressionismus als allein wahre zeitgenössische Kunst galt, ein impressionistisches Bild sein. So wurde die ‚Erschießung des Kaisers Maximilian in Mexiko' von Eduard Manet angekauft (für 90000 Mark!). Der Kunsthändler Cassirer in Berlin hatte das Bild geliefert und damit war für den Eingeweihten die Gewißheit gegeben, daß die interessierten Kreise in die höchste Verzückung geraten würden. Die Presse behauptete, man werde eine Wallfahrt zu dem Bilde machen, Max Liebermann lieh es sich für eine Ausstellung in Berlin aus, und die Stadt erhielt in der Zeitung und von Liebermann selbst bestätigt, daß ein unübertreffliches Meisterwerk seinen Einzug in Mannheim gehalten habe. Wer das Gemälde gesehen hat (eine Abteilung Soldaten schießt auf drei Männer, während im Hintergrund einiges Publikum über die Mauer hinweg zusieht) und Manets Werke kennt, weiß, daß es sich um sein vielleicht schlechtestes Bild handelt.

Der Ankauf der ‚Erschießung' bildete das Vorspiel für das undeutsche Wesen, das sich nun breitmachte.

In den Vorträgen der ‚Akademie' bekam der wißbegierige Laie von neuerer deutscher Kunst nichts zu hören. Die alten deutschen Meister und einige lebende allseits anerkannte Künstler ließ man so mitgehen. Aber eigentlich, so wurde behauptet, gab es im neunzehnten Jahrhundert keine deutsche Kunst. — — — Es gab nur eine Kunst, nämlich die der französischen Impressionisten und ihrer angeblichen Vorläufer und Nachfolger.

Die Kunsthalle mußte also hauptsächlich Werke von Franzosen haben, gleichgültig, ob sie für den betreffenden Künstler charakteristisch waren oder nicht. Man kaufte — mit wenig Ausnahmen — Bilder, wie sie der Kunsthandel für seine Zwecke zur Verfügung hatte, u. a. einen Renoir aus der Zeit, zu der er noch in dunkeln Galeriefarben malte, einen unbedeutenden, vielleicht nicht einmal echten Corot usw., fast durchweg aus dem Vorbesitz des Kunsthändlerkonzerns Paul Cassirer in Berlin, Bernheim jeune und Durand Ruel in Paris.

In den Vorträgen wurde, wie gesagt, die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts mit Stillschweigen übergangen. Nur einer wurde über die Maßen gelobt: Max Liebermann und sein Kreis, zu dem der Kunsthändler Cassirer gehörte. Spott und Hohn erfuhr die Münchner Kunst, obgleich dort, z. B. in der ‚Scholle', sich Kraft, Farbenfreude und Poesie offenbarte. Aber Poesie durfte es damals in der Kunst nicht geben, und als endlich Dr. Wichert einen Vortrag über Böcklin hielt, ging der Besucher mit der Überzeugung nach Hause: es sei recht bedauerlich, daß Böcklin gemalt habe.

Überall eine offene Verachtung des ‚deutschen Gemüts' durch die ‚Akademie' und ihre Leiter. Nirgends Objektivität, nirgends das Bewußtsein der Verantwortlichkeit dafür, daß es gelte, für die Kunsthalle nach eingehender Prüfung das als gut Erkannte, ohne Rücksicht auf eine herrschende ‚Richtung', herauszusuchen und die Zukunft entscheiden zu lassen, welche Werke zu dauerndem Leben bestimmt seien. Überall nur Emporheben derer, die man begünstigen wollte. Das waren besonders die Künstler, welche in die von Meier-G.aefe diktierte Richtung einstimmten, also unselbständige Menschen, die bereit waren, ihre ‚Manier' der jeweiligen Mode entsprechend zu ändern.

Als der Expressionismus von sich reden machte, wurde er ebenso gefeiert, wie der Impressionismus, der nun ‚überwunden' war. Die Mannheimer merkten nicht, daß ein anderer Wind wehte und daß jetzt verurteilt wurde, was man noch vor kurzem gepriesen hatte. — — —

Digitized by Google

Das Mannheimer Publikum durfte nicht erfahren, daß die Ästhetik, die in seiner Stadt empfohlen, und daß die Art, wie sie gepflegt wurde, nur der Mode und denen diente, die das Geld haben, sich jede Mode leisten zu können. Die Presse war der Herrschaft unmännlicher Empfindelei unbeschränkt ergeben und es war schließlich und ist heute noch unmöglich, in einer dortigen Tageszeitung eine gesunde Auffassung vorzubringen. Wer es versuchte, wurde als Feind der Stadt bezichtigt. Dies ist ein Bild ‚freier' Kunst und ‚deutscher' Kultur, wie es in vielen Städten mit geringen örtlichen Abweichungen unmittelbar vor dem Kriege zu erblicken war."

Dieses bis in sein Innerstes undeutsche Ästhetentum hat sich über die lange Kriegszeit hinweg zu „retten" verstanden. Seine Vertreter kommen sich natürlich erst recht in einer solchen Zeit des Grauenhaften und Schrecklichen und „Dummen" als besonders erlesene Wesen vor. Sie rüsten sich, gleich zum Friedensbeginn wieder in „Kultur" zu machen und das arme deutsche Volk, soweit es dazu überhaupt imstande ist, damit zu beglücken.

Wie das geschieht, zeigt die Tatsache, daß man jetzt mitten im Kriege in Mannheim einen Vortrag über den Neufranzosen Cézanne ausgerechnet durch den Franzosenlobhudler Meier-Graefe halten läßt. Natürlich konnte das nicht widerspruchslos geschehen; wir wollen aus dem Mannheimer General-Anzeiger doch wenigstens die wichtigsten Begleiterscheinungen zu diesem Vorgang festhalten.

Der wiederholt erwähnte Oskar Graß, der als Oberamtsrichter in Mannheim wirkt, hatte sofort Einspruch gegen die Veranstaltung erhoben. Er scheint nicht allein geblieben zu sein, denn die Redaktion greift, wie sie sagt, „aus einer Fülle" von Zuschriften eine heraus, die den Inhalt auch der übrigen zusammenfaßt. Der Verfasser erklärt sich mit dem Widerspruch von Oskar Graß Wort für Wort einverstanden. „Ich bin nicht Sachverständiger genug, um mir ein Urteil über Wert oder Unwert der Kunst Cézannes zu erlauben; ich weiß aber sehr wohl, daß Meier-Graefe es sich von jeher angelegen sein ließ, die französische Kunst zu verhimmeln auf Kosten der deutschen, die dagegen als minderwertig hingestellt wurde. Ob es nun gerade in jetziger Zeit Aufgabe des Freien Bundes sein kann, einen derartigen Vortrag hier halten zu lassen, mag doch wohl billig bezweifelt werden. Man wird einwenden, daß die Kunst international sei und über den Streitigkeiten der Völker stehe. Das mag stimmen in gewöhnlichen Zeitläuften. Aber gerade jetzt, wo alles, was deutsch ist, von den Franzosen und ihren Verbündeten, von ihrer Presse, ihren Schriftstellern, von ihren Rednern und Politikern, von ihrer ganzen Intelligenz auf die gemeinste Art beschimpft und verunglimpft wird, wo man uns geradezu aus der menschlichen Gesellschaft ausstoßen möchte und systematisch darauf ausgeht, uns Deutsche für alle Zeiten als den Auswurf der Menschheit zu brandmarken, jetzt in dieser Zeit ist es meines Erachtens doch ein starkes Unterfangen, in einer deutschen Stadt einen Vortrag halten zu lassen, der, wie Herr Oberamtsrichter Graß sehr richtig bemerkt, wohl auf eine Verherrlichung französischer Kunst und Art hinauslaufen wird. Hoffentlich wird sich die Einwohnerschaft Mannheim-Ludwigshafens gegen diesen Angriff auf ihr deutsches Empfinden recht kräftig zur Wehr setzen. Eins ist sicher: In England und Frankreich wäre derartiges zur Zeit nicht möglich; davor bewahrt diese Völker ihr kräftiges Nationalgefühl."

Wie man dem Bericht der genannten Zeitung über den Vortrag entnehmen kann, war es ein echter Meier-Graefe. „Er redete nicht, als hätte er kunstliebende und -dürstende Laien vor sich, sondern sich kunstverständig dünkende Interessenten, denen durch eine unendliche Folge von Worten und Wortbildern, neuen Variationen in immer neuer Zusammenstellung, eine Meinung aufgepfropft werden soll. Was ist z. B. mit einem Ausspruch anzufangen, wie dem: ‚Was sich bei Cézannes Malerei dem rohen Auge als Fetzen darbietet, ist ein Klangbündel der Farbe und ein Raumbündel der Struktur'? — — —

‚Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode.' Man wirft den Leuten solches Gephrase an den Kopf, mit dem nichts anzufangen ist, das aber im ersten Augenblick als tiefsinnig ver-

Digitized by Google

blüfft, und spekuliert außerdem auf die Eitelkeit. ‚Rohe' Augen können so etwas natürlich nicht erfassen; dazu gehören erlesene Geister, differenzierte Nerven, eine glücklich veranlagte und aufs höchste kultivierte Netzhaut. Nur der feine Organismus vermag da mitzugehen.

Du lieber Gott, wer wird nachher eingestehen, daß einem all diese schönen Dinge versagt sind?! Da heuchelt man doch lieber ein bißchen. Der Herr Doktor muß das doch wissen, er hat es studiert und außerdem war er so ‚ehrlich' verzückt und so uneingeschränkt bestimmt in seinen Aussprüchen.

Die Leitung des ‚Freien Bundes' selbst versucht eine recht lahme Verteidigung. Der Vortrag über Cézanne sei schon in den Ankündigungen als eine Ausnahmeveranstaltung des ‚Freien Bundes' bezeichnet worden, die sich nur an einem ‚immerhin beschränkten Kreis spezieller Liebhaber der modernen Malerei' wenden sollte und deshalb auch aus der Reihe der fortlaufenden Abendveranstaltungen herausgenommen und als Sonderdarbietung auf den Sonntagmorgen angesetzt wurde.

Das ist genau derselbe snobistische Größenwahnsgeist, den wir eben kennzeichneten. Denn der ‚Freie Bund' ist als eine ausgesprochen volkstümliche Einrichtung gegründet worden. Nun wird er für einen ‚immerhin beschränkten (in der Meinung der Bundesleitung nur der Zahl nach) Kreis spezieller Liebhaber' vorgespannt. Diese Liebhaber sind dann die Elite. Es wirkt als Kennzeichen des besonderen Kunstgeschmackes, gerade da hinzugehen. Und auch zum Schluß dieser Erklärung der Bundesleitung wiederholt sich das Manöver, das Graß schon lange zuvor in seiner Broschüre als charakteristisch erwähnt hatte. Nachdem die bedeutende Tätigkeit des Bundes betont worden, heißt es wehleidig, es sei ‚kein Akt der Treue und Dankbarkeit, ihm in diesem Augenblicke durch Ausstreuungen sachlich falscher (?) Behauptungen in der öffentlichen Meinung Schwierigkeiten zu bereiten'."

Solche Leute sollten mit dem Gebrauch des Wortes „Treue" vorsichtiger sein und zunächst einmal Treue und Feingefühl gegen das deutsche Empfinden bewähren. Das einfachste Taktgefühl hätte der Leitung des „Freien Bundes" verbieten müssen, in jetziger Stunde einen Werbevortrag für französische Kunst halten zu lassen, zumal wo es sich um eine so problematische und — das ist auf keinen Fall zu bestreiten — dem deutschen Empfinden wenigstens bis jetzt aufs schrofffste widerstrebende Kunst, wie die Cézannes handelt.

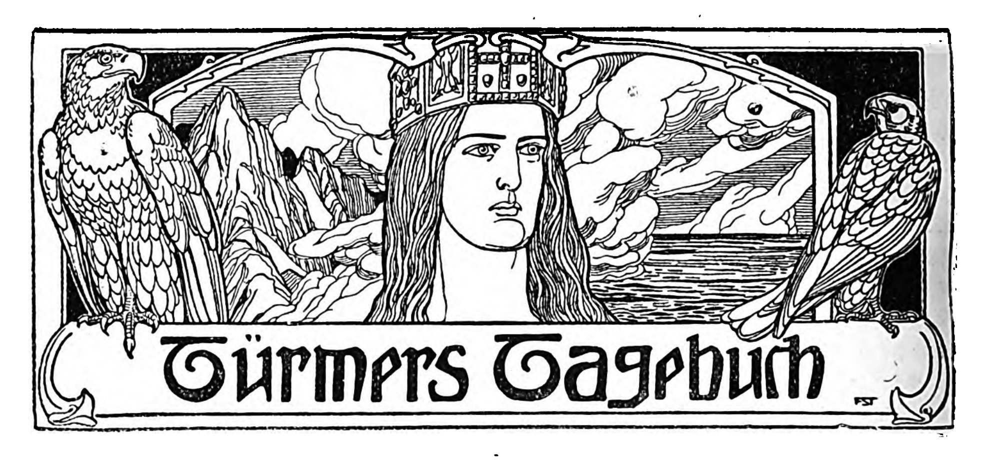
Die „Frankfurter Zeitung", die man gewiß nicht der Deutschtümelei bezichtigen wird, schrieb am 29. Oktober bei Gelegenheit des Verbotes der Daumier-Ausstellung in Berlin, — wobei zu bemerken ist, daß Daumier immerhin der Gegenwart weit mehr entrückt ist, als Cézanne —: „Das Frankreich der Gegenwart trinkt edelstes deutsches Blut in Strömen und es beschimpft uns beinah täglich aufs widerlichste. Ist es da nicht begreiflich, daß mancher, dem der Krieg das Teuerste genommen hat, oder dem die täglichen Schmähungen Deutschlands durch die Franzosen die Fäuste ballen, eine Ausstellung, die den Ruhm Frankreichs verkündet, überflüssig findet? Das Verbot der Behörde ist in keinem Falle zu rechtfertigen, man kann Fragen des Taktes nicht ‚behördlich' regeln, aber wir wollen auch die Volksgenossen verstehen, die keine Neigung verspüren, jetzt eine Daumier-Ausstellung zu besichtigen."

Es ist in der Tat die höchste Zeit, daß der Deutsche in seinem eigenen Hause seines Hausrechtes sich erfreuen kann und in seinen natürlichsten Empfindungen nicht nur geschont, sondern gehegt wird. Es zeugt von einem großen Mangel an jeder seelischen Bildung, wenn um irgendeines Klüngels willen, und frisiere sich der noch so auf künstlerische Kultur und dergl. heraus, der jetzt wirklich berechtigten nationalen Empfindlichkeit zu nahe getreten wird. Das ist nur die negative Seite. Daß es gerade für Gründungen wie der „Freie Bund" die oberste Pflicht wäre, alles aufzubieten, um in unserm Volke Freude und Stolz auf die betonte deutsche Art zu wecken und zu mehren, versteht sich für jeden klar Denkenden von selbst, und nur die von ihren eigenen Gnaden patentierten Kulturinhaber wollen es nicht begreifen.

Karl Storck



Digitized by Google



Der Krieg

In seiner Schrift „The Vindication of Great Britain" läßt der Verfasser Harald Begbie im letzten Kapitel, „Deutschlands Platz in der Welt", sich von einem Neutralen auseinandersetzen, es sei das klügste, den Krieg nicht mehr fortzuführen, weil man durch seine Fortführung nur die „Kriegerkaste" in Deutschland stärken und den Arm der Sozialdemokratie schwächen würde. „Eine weise Politik wäre, wenn ihr euch mit der jetzigen Bestrafung Deutschlands einverstanden erklärtet und, wenn Deutschland den Willen zeigt, die von ihm besetzten Gebiete zu räumen, eure Armeen zurückzöget und ebenso eure Blockade. Das Ergebnis einer solchen Aktion würde das folgende sein: Deutschland, mit einem nicht der Rede werten Außenhandel, einer ebensolchen Valuta und ohne Rohstoffe, würde augenblicklich in den Zustand der Zahlungsunfähigkeit verfallen. Durch das ganze Deutsche Reich hin würden größtes Elend und Verzweiflung herrschen." — Dann, so führt der Neutrale weiter aus, würde die soziale Revolution folgen und die „Pangermanisten" ebenso wie die Monarchie verschwinden.

Ohne auf den letzten Punkt eingehen zu wollen, erklärt sich die „Deutsche Tageszeitung" mit dem Gedankengang des Neutralen durchaus einverstanden, ja, der Neutrale zähle nur einige der Faktoren auf, die namenloses und unerträgliches Elend über das Deutsche Reich mit Notwendigkeit bringen müßten, falls es sich zu einem solchen Frieden bereitfinden ließe. Solch ein Friede sei es aber, zu welchem allem Anscheine nach die Vereinigten Staaten von Amerika das Deutsche Reich mit allen Bluffs der Drohung und Versprechung bringen möchten. Die „D. T." hatte bereits vorher auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, daß der nach Deutschland zurückkehrende amerikanische Botschafter, Mr. Gerard, diese Aufgabe habe und Angebote mitbringe.

„Die Sache ist von einer so ungeheuren Bedeutung, daß die öffentliche Meinung in Deutschland nicht oft und nicht eindringlich genug auf die Gefahr aufmerksam gemacht werden kann. Man soll sich nicht durch den Zauber des Wortes ‚Frieden' irreführen lassen und nicht glauben, daß ein solcher

Digitized by Google

Frieden die wirtschaftliche Lage des Deutschen Reiches erleichtern würde. Im Gegenteil, er würde, wie der Neutrale richtig sagt, im Inneren einen Zustand von Elend hervorrufen, der sich als unerträglich erweisen würde, und nach außen die Macht und damit die Machtstellung Deutschlands in der Welt zum Verschwinden bringen müssen. Denke man sich zu dem allen die durch die schlechten Ernten verursachte steigende Nahrungsmittelnot in der ganzen Welt. Glaubt man, daß von den Vorräten, die jetzt und im Laufe des Winters und Frühjahrs Großbritannien und seine Bundesgenossen sich sichern, dem Deutschen Reiche und seinen Bundesgenossen brüderlich mitgeteilt werden würde! Ebenso würde es noch lange Zeit hindurch mit anderen Waren gehen.

Mit dem Worte ‚Friede' wird aber emsig gearbeitet als Lockung, um die Deutschen über die grausame Wirklichkeit einer solchen Zukunft hinwegzutäuschen, und man kann sich denken, mit welcher Genugtuung die politische Urteilslosigkeit eines Teiles des deutschen Volkes in Amerika begrüßt wird, wie sie sich durch die Scheidemannsche Tätigkeit auf funkentelegraphischem Wege auch über den Atlantischen Ozean erstreckt hat. Es hat sicher nicht ausbleiben können, daß man in den Vereinigten Staaten diese Scheidemannschen Äußerungen für ungefähr maßgebend halten mußte, denn sie sind durch keine ebenso nach Amerika übermittelten Äußerungen etwa einer entgegengesetzten politischen Richtung ergänzt worden, noch hat die deutsche Regierung Stellung dazu genommen. Es ist auch interessant, zu lesen, wie in der englischen und französischen Presse die Scheidemannschen Stellungnahmen ohne Unterschied als eine aus Schwäche hervorgehende Friedensbitte angesehen werden. Auf diese und andere Dinge stützt sich der amerikanische Vermittlungswunsch, der zugleich den dringenden Wunsch bedeutet, Großbritannien vor etwaigen Zufuhrkatastrophen zu retten.

Bemerkenswert sind auch wiederholte amerikanische Äußerungen: der Friede sei jetzt leichter zustandezubringen als früher, denn die Ansichten des deutschen Kanzlers und Lord Greys hätten sich einander merklich genähert. Auf dem europäischen Festlande werde man sich leicht verständigen, nur die kolonialen Fragen würden vielleicht große Schwierigkeiten verursachen. — Das ist in der Tat des Nachdenkens wert: auf dem europäischen Festlande, so meint man in Amerika, ist das Geschäft schon annähernd fertig, und zwar nach dem Status quo, denn Wiederherstellung Belgiens und Herausgabe der anderen besetzten Gebiete ist ja die Voraussetzung für Großbritannien und seinen stillen Teilhaber Amerika, in Friedensverhandlungen überhaupt einzutreten. Die Frage der Kriegsentschädigung wäre dann, wie der Gewährsmann Mr. Begbies so schön sagt, eine ‚Detailfrage'; mit anderen Worten: hat man die Deutschen erst so weit, daß sie Frieden und Status quo sagen, dann ziehen wir ihnen das Fell mit Sicherheit ganz über die Ohren. Nebenbei bemerkt: kann jemand in Deutschland glauben, daß ein anderer, als ‚scheinbarer Kolonial‚besitz', auf einer solchen Grundlage möglich wäre? Geheimnisvoll wird aber gesagt, die Regelung der kolonialen Fragen würde vielleicht große Schwierigkeiten verursachen. Die Absicht dieser Darstellung ist auch Blendung, um zu erreichen, daß jeder koloniale

Digitized by Google

Scheinbrocken deutscherseits als etwas Ungeheures, schwer aber glücklich Errungenes angesehen werde.

Wir sehen amerikanischen Friedensvermittlungsbestrebungen mit ebensoviel Unruhe wie Mißtrauen entgegen. Es wäre ein Werk nötigster Aufklärung, im deutschen Volke gerade in den politisch ungebildeten Kreisen darzulegen, daß ein solcher Friede Ruin und Vernichtung sein würde, das Deutsche Reich und Volk, wenn es leben und gedeihen will, nur den Frieden durch Sieg brauchen kann."

Diese Ausführungen stehen in einem gewissen Einklange mit denen Georg Bernhards in der „Vossischen Zeitung": „Die militärischen Errungenschaften haben eine politische Lage geschaffen, die uns eine Freiheit des Handelns und der Verhandlung verleiht, wie wir sie uns besser nicht wünschen können. Eine Lage, die unvergleichlich ist, wenn wir uns unserer Kraft bewußt bleiben, und wenn wir im Vertrauen auf diese kraftvolle Stärke jetzt die kühle Ruhe bewahren, die dem Starken ziemt und ihm nützt, weil sie ihn noch stärker macht.

Diese Ruhe scheint uns namentlich angebracht gegenüber dem vielen Gerede von neuen amerikanischen Vermittlungsvorschlägen. Gegen Weihnachten wird Herr Gerard, der Botschafter der Vereinigten Staaten, in sein Palais am Wilhelmsplatz zurückkehren. Aus seinen von Neuyork unklar übermittelten Äußerungen geht nur das eine klar hervor, daß er von neuem und gestärkt durch die Wiederwahl seines Meisters sein Bestreben wieder aufnehmen will, dem Frieden Geburtshelferdienste zu leisten. Präsident Wilson ist also, wie man daraus schließen darf, nach wie vor des Ehrgeizes voll, diesen Weltkrieg durch seine Vermittlung zu beenden. An und für sich brauchen wir uns solchen Bestrebungen gegenüber nicht ablehnend zu verhalten. Wir nehmen an, daß in der Vorstellung derjenigen, deren starke und doch feinnervige Faust augenblicklich ruhmreich und glücklich Deutschlands Heere lenkt, ein klares Bild von dem vorhanden sein wird, was wir brauchen und können und daher wollen. Wenn jemand unsere Wünsche hören und weitervermitteln will, so werden wir vermutlich keinen Anstand nehmen, auf eine artige Frage eine artige Antwort zu geben. Aber auf mehr dürfen die Vermittler nicht rechnen. Und sie werden mit Drohungsversuchen, gerade angesichts unserer augenblicklichen Lage, bei uns, wie wir sicher hoffen, keinen Erfolg haben.

An solchen eigenartigen Versuchen, die öffentliche Meinung in Deutschland ängstlich zu stimmen, hat es — vermutlich als plumpe Einleitung zu irgendwelchen Vermittlungsversuchen — in den letzten Tagen nicht gefehlt. So ist namentlich ein politisches Frikassee von der ‚Associated Press' aufgewärmt und dem deutschen Volke durch Funkspruch des Wolffschen Telegraphenbureaus dargereicht worden, in dem breitspurig auseinandergesetzt wurde, was an alten Unstimmigkeiten zwischen Deutschland und dem Präsidenten Wilson noch unerledigt für die neue Amtszeit übriggeblieben ist. Sollte es sich bewahrheiten, daß diese Zusammenstellung der Dinge, die grob parteiisch gegen Deutschland und für die Alliierten aufgemacht war (und die übrigens, recht charakteristisch, von Reuter nicht verbreitet worden ist, um den Anschein zu erwecken, als ob England gar nichts damit zu tun habe), von

Digitized by Google

einer amtlichen Seite in Washington herrührt, so würden damit die Zusammenhänge zwischen Englands Kriegsnot und den amerikanischen Friedensbestrebungen klar erwiesen sein. Solche Zusammenhänge können allerdings ohnehin nicht bezweifelt werden. In England besteht wegen der Lage im Osten und auch wegen der sich immer mehr zuspitzenden Lebensmittelverhältnisse eine steigende Nervosität. England sieht ein, daß der Zeitpunkt naht, wo die Verhältnisse bei seinen Verbündeten es zwingen, den Frieden von sich aus vorzubereiten. Daß der mit feiner Witterung begabte Lloyd George seine Demission gegeben hat, bedeutet nichts weiter, als daß Asquith, der Staatsmann des Krieges, gestürzt und an seine Stelle ein unbemakelter Mann für den Frieden gesetzt worden ist. Für diesen Frieden soll nun Deutschland durch Amerika vorbereitet werden. Denn die Furcht, mit Amerika in Verwicklungen zu kommen, ist nach der englischen Auffassung in Deutschland so stark, daß über Washington allein den englischen Staatsmännern auf diplomatischem Wege ein Teil dessen wieder einbringlich erscheint, was ihnen im Kampf der Waffen unwiederbringlich verloren ist. Auf der anderen Seite dürfen wir nie außer Betracht lassen, daß die Union daran interessiert ist, bei der Beendigung dieses Weltkrieges Englands Stellung um ihrer eigenen Zukunft willen zu stützen. In Amerika ist sich jeder Mann darüber klar, daß die Auseinandersetzung mit Japan um den Stillen Ozean nur eine Frage der Zeit ist. Der natürliche Bundesgenosse in dem hier drohenden Kampf ist England. Dieser Bundesgenosse wird in demselben Maße geschwächt, in dem Japan vor Rußland und Rußland vor Deutschland Ruhe hat, oder in dem gar direkte oder indirekte Koalitionen dieser Mächte zustandekommen können. Deshalb ist englisches Interesse amerikanisches Interesse, aber auch umgekehrt amerikanisches Interesse englisches Interesse, und deshalb kann für uns Amerika allenfalls Übermittler von Vorschlägen sein, darf aber niemals als Berater oder Schiedsrichter in Frage kommen.

Ebenso klar wie diese Seite der Sachlage sollten wir hier aber auch erkennen, daß das Bestreben Amerikas, den Frieden zugunsten Englands zu beeinflussen, niemals bis zum aktiven Eingreifen gehen wird. Jede Unsicherheit der Lage in Amerika müßte mit Notwendigkeit dazu führen, daß Japan diesen Vorteil für sich wahrnimmt. Es würde einen Teil der Beute, um die es einst wird kämpfen müssen, dann mühelos einstecken. Dauert der europäische Krieg weiter und würde Amerika die unermeßliche Torheit begehen, in diesen Krieg einzugreifen, dann wäre Japan unumschränkter Herr über China und das Stille Meer. Eine Gefahr gleichzeitig für die Union und für England. Das weiß man in Washington, das weiß man in England, und das sollte man sich auch in Deutschland klarmachen. Der ‚Krieg mit Amerika' ist ein Kinderschreck, der uns Haltung und Entschließung nicht beeinflussen darf. Eine Schlinge an Englands Narrenseil."

Eine Schlinge aber, die sich und uns die Herren Scheidemann und Genossen um den Hals ziehen wollen. Ist es denn ganz vergessen, daß wir die Angegriffenen — und wie Angegriffenen! — sind? „Haben wir", fragt Professor Dietrich Schaefer in der „Täglichen Rundschau" (Nr. 625), „unserer Selbsterhaltungspflicht

Digitized by Google

genügt, wenn wir nichts tun, als den Angriff abschlagen? Wer so urteilt, der muß des Glaubens leben, daß die Angreifer, einmal abgewehrt, nie auf den Gedanken kommen werden, den Versuch zu wiederholen. Es mag vereinzelte Deutsche geben, die in solch weltfremdem Glauben dahinleben; die ungeheure Mehrheit denkt sicher sachlicher. Muß man aber erneuten Angriff in Rechnung ziehen, so erwächst auch die unabweisbare Pflicht, ihm nach Kräften vorzubeugen. Möglich ist das nur, wenn man dem Angreifer tunlichst die Waffen aus der Hand nimmt.

Scheidemann hat Rußland nicht erwähnt. War es Zufall, oder hat er absichtlich über den Osten geschwiegen? Hätte er seine Äußerung auf Rußland ausgedehnt, so wäre der offene Widerspruch mit der am 5. November (Verkündigung des Königreichs Polen) vollzogenen Tatsache da. Die Frage, ob die an diesem Tage gefällte Entscheidung das Richtige traf oder nicht, entzieht sich zurzeit der Erörterung; daß sie den Begriff des Verteidigungskrieges, als jeden Machtzuwachs ausschließend, durchbricht, kann niemand bestreiten. Wer den Ausdruck Verteidigungskrieg in diesem Sinne faßt, braucht ihn als bloße Redewendung, die mit den Tatsachen schlechterdings nicht in Einklang zu bringen ist. Das war übrigens schon vor dem 5. November die Lage. Hat doch der Reichskanzler am 5. April erklärt, daß Polen und Litauen, Balten und Letten, die Lande vom Baltischen Meere bis zu den wolhynischen Sümpfen, nicht unter russische Bedrückung zurückkehren sollen. So weitgehende Forderungen stellen im Osten selbst die vielberufenen Kriegsziele der Verbände nicht auf.

Wenn also ein Hubertusburger Friede, von dem nicht selten als möglichen Ausgang des Krieges geredet worden ist, für den Osten schon völlig ausgeschlossen ist, ist er etwa im Westen noch möglich?

Die Annexion Belgiens wird abgelehnt. Annexion bedeutet Einverleibung, wie Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche einverleibt worden ist. Hat daran irgend jemand in Deutschland im Ernste gedacht? Wohl aber hat der Reichskanzler erklärt, daß Belgien nicht als Vorwerk gegen Deutschland ausgebaut werden, nicht ein Einfallstor für die Feinde bleiben solle, dem reichbegabten vlamischen Volke auch die Möglichkeit gegeben werden müsse, sich in seiner alten und reichen Kultur neu auszuleben. Beide Forderungen sind nur erfüllbar, wenn Belgien, wie es der Führer des Zentrums formuliert hat, politisch, militärisch, wirtschaftlich unter deutscher Oberleitung bleibt. Wiederherstellung Belgiens in der Form, die es vor dem Kriege hatte, ist gleichbedeutend mit Deutschlands steter Bedrohung an seiner verwundbarsten Stelle. Wir würden beim nächsten Kriege in die Zwangslage kommen, das ‚Unrecht', von dem der Reichskanzler am 4. August 1914 sprach, noch einmal zu begehen. Allerdings würde das Ausland wohl dafür sorgen, daß wir davor behütet blieben; es würde uns dieses Odium abnehmen und uns zwingen, die Verteidigung am Niederrhein zu führen.

So liegt die Sache, klar und einfach: Entweder wir erweitern auch im Westen unsern Machtbereich, oder wir führen den nächsten Krieg dort auf unserem heimischen Boden, recht inmitten der Stätten, die uns vor allen andern

Digitized by Google

unser Rüstzeug liefern. Vertragsmäßige Vereinbarungen, die man einem wiederhergestellten belgischen Staate auferlegt, können, wie sie auch immer gefaßt werden mögen, nicht genügen. Daß die politisch-militärisch-wirtschaftliche Oberleitung über Belgien unerläßliche Voraussetzung ist für das Erringen deutscher Selbständigkeit zur See gegenüber England, wird zwar gelegentlich bestritten, ist aber unleugbar. Anderseits liegt auch hier die Hauptschwierigkeit einer Verständigung mit unserem hartnäckigsten und gefährlichsten Feinde.

Der Eröffnung der polnischen Universität in Warschau ist die der vlämischen in Gent gefolgt. Wenn unsere Regierung sich entschließen könnte, der staatlichen Neuordnung in Polen eine solche für Flandern zur Seite zu stellen, würde das einen wichtigen Schritt vorwärts bedeuten, ohne daß irgendwie Gefahren zu befürchten wären, wie sie in den polnischen Verhältnissen zweifellos stecken. Die begonnene Verwaltungstrennung ist ein wertvoller erster Schritt. Zu Unrecht vermißt man in der vlämischen Bevölkerung Belgiens die Vorbedingungen zu einem selbständigen staatlichen Dasein; soweit sie wirklich fehlen, würden sie sich in kürzester Frist in dem von Haus aus hochbegabten, entwicklungsfähigen Volke herausbilden, zumal die Möglichkeit und die Neigung eines Anschlusses an die niederländische Kultur stark vorhanden sind. Wir würden dann nicht nur für den Osten, sondern auch für den Westen beweisen, daß wir Völker zu befreien, nicht zu unterdrücken wünschen.

Es ist hier nicht zu untersuchen, warum die Vertreter der Sozialdemokratie zugleich treueste Kampfgenossen sind und doch glauben, ‚Annexionen‘ ablehnen und vom ‚Verteidigungskriege‘ reden zu sollen. Geht man von den Worten auf die Sache, so schwindet der Gegensatz dahin wie ein Schatten. Die beste Verteidigung ist anerkannt der Hieb; der aber kann in der Lage, in die wir geraten sind, nur geführt werden, indem man den Feinden die Waffen aus der Hand schlägt.

Allgemein anerkannt ist, daß wir der Kolonien bedürfen und der Freiheit der Meere. Daß jene nur zu behaupten sind, diese nur zu erringen ist durch Seegeltung, hätte niemals auch nur einen Augenblick in Zweifel gezogen werden sollen. Die tapferen Verteidiger unseres überseeischen Besitzes sind der erdrückenden Übermacht der Feinde fast vollständig erlegen; aber das braucht unsere Ansprüche nicht zu drücken. Die Kriegslage gibt uns Faustpfänder genug, das Unsrige zurückzufordern und auch im belgischen Kongo den Fuß zu behalten, wenn nicht mehr erreicht werden kann.

Daß diese Grundzüge im übrigen abhängig sind von dem Gange der Operationen, darf freilich keinen Augenblick aus dem Bewußtsein schwinden, wie man sich anderseits auch stets vor Augen zu halten hat, daß während eines Krieges zwischen den militärischen und politischen Entschließungen eine fast ununterbrochene Wechselwirkung besteht und bestehen muß.“

Zunächst, meinen die „Berliner Neuesten Nachrichten“ (vom 10. Dezember 1916), werde man im deutschen Feldherrnzelt die militärischen Folgen aus den glänzenden Siegen in der Walachei ziehen. „Aber darüber hinaus richtet sich unser Blick, richtet sich die Frage nach der Ausnutzung des Sieges in die Ferne.

Digitized by Google

Nicht nur neue Befehle, nach denen unsere Truppen marschieren, sondern auch Entschlüsse über das große Ganze einer Kriegführung, die den Sieg erstrebt, heischen jetzt Einlaß im deutschen Feldherrnzelt. Militärisch haben wir jetzt die Hände in ganz unerwarteten Maßen frei. Wir haben sie nun so weit frei, daß wir annehmen können: Von jetzt an werde es kein Neutraler mehr wagen, sich durch Versprechungen oder bestochene Staatsmänner, Parteipolitiker und Zeitungen in den Opfertod für den Vierverband ziehen zu lassen. Drohend klang es letzthin aus einem unserer Heeresberichte heraus: Daß Rumänien ‚bisher der letzte' der neutralen Staaten sei, der sich habe verführen lassen zum Eintritt in den Krieg für die Entente, die noch jeden ihrer kleinen Verbündeten schmählich im Stich ließ, die dann die landesflüchtigen Regierungen mit Trinkgeldern bei der Stange hielt und die vertriebenen Könige ‚mit Versprechungen mästete wie Kapaunen'. Sir John Falstaff ist der rechte Meister dieser Art von englischer Politik.

Freier stehen wir also nunmehr allgemein den Neutralen gegenüber, und wir haben Gelegenheit, zu prüfen, ob in unsere Beziehungen zu den Neutralen sich nicht unter englischem Druck auch allerlei Unneutralität eingeschlichen habe, die wir zum mindesten überall da nicht dulden dürfen, wo wichtige Interessen von uns dadurch geschädigt werden. Gegenüber Norwegen hat ja selbst unsere allzu lange und allzu gern tatstille, einfach duldende Diplomatie endlich die Mittel des ernstlicheren diplomatischen Widerstandes in Bewegung gesetzt und dazu eine wohltätige Begleitung spielen lassen durch den Kreuzerkrieg unserer U-Boote um Norwegens Küsten herum. Wir billigen dieses unser amtliches Einschreiten vollauf; wir fügen nur noch hinzu, daß Norwegen nicht allein zum völkerrechtlichen Standpunkt der Anerkennung unserer U-Boote gezwungen werden muß, sondern daß Norwegen sich auch verpflichten muß, einen Teil seines Besitzes an Nahrungsmitteln aus Landbau, Seehandel und Fischfang an uns abzuliefern und die daran hindernden englischen Fesseln abzuwerfen. In der englischen Bannwarenliste, der wir uns ja natürlich haben anschließen müssen, und in dem Vernichtungsteppich, den unsere U-Boote nach Bedürfnis eine Zeitlang vor die Küste jedes Landes hängen können, haben wir ja die Mittel, die die Berechtigung unserer Wünsche nach wahrer Neutralität von der Machtseite her sehr wirkungsvoll zu unterstützen vermögen. Wir müssen nur endlich einen entschlossenen Willen auch in die Leitung unserer Politik, auch in die Gedanken unserer Diplomaten bekommen, damit der ganze Spuk der Schönschreiber und der halbklaren Denker, der politischen Stotterer und der geschichtswissenschaftlichen Abcschützen endlich verschwinde vor den Türen der Wilhelmstraße.

Auch Holland gegenüber haben wir von Rechts und Neutralitäts wegen und im Interesse unserer Volksernährung recht ernstliche Worte zu sprechen. Auf Befehl Englands läßt Holland seit Monaten nur noch Kaffee, aber nicht mehr Kakao über die deutsche Grenze. Wegen seines Nährwertes und im Rahmen des englischen Aushungerungsplanes. Wir erklären diesen willkürlichen Zustand für unerträglich und möchten den Marschall Hindenburg und den General Ludendorff bitten, nun, nachdem sie so glänzend Organisation und neues Leben auch in die Munitions- und Kriegshilfsarbeit, auch in weite Bezirke unserer Volksernährung

Digitized by Google

gebracht haben, sich auch einmal der Volksernährungsfragen im ganzen selber anzunehmen mit all jener Klarheit und Kraft, die aus ihren Handlungen strömt.

Sehen wir auch nur vom letzten Tage dieser Woche aus, so finden wir beispielsweise, daß selbst Sauerkraut und Kümmel beschlagnahmt wurden. Eier gibt es nicht mehr für die kommende Woche. Die Kartoffelmenge wird herabgesetzt. Fleisch ist knapp, Fett ist noch knapper. Milch nur für Kinder und Kranke. Das billige Obst und die Marmelade ist beschlagnahmt. Zucker ist ganz knapp. Schokolade gibt es nicht mehr. Ja — wovon sollen die Hausfrauen denn schließlich Essen bereiten und die Familien leben? Unsere inneren und äußeren Staatsmänner haben in ihrem politisch völlig unbegreiflichen Fehlglauben an ein baldiges Kriegsende, das sie zum Teil auch jetzt noch ebenso fehlerhaft anstreben, wie sie es früher fehlerhaft geglaubt haben, diese Sorgen eben zu spät kommen sehen und lebendig empfunden. Daher kamen Organisation des Lebensmittelmarktes, Ausfuhrverbot, Einfuhreifer und Widersetzlichkeit gegen feindliche Abschnürung und neutrales Versanden unserer Zufuhren viel zu spät. Zucker, Obst und Schokolade sind doch nun aber jene fast naturnotwendigen Zutaten, Ergänzungen und erfrischenden kleinen Unterbrechungen einer mageren Kost, für die unsere Staatsmänner, wenn sie am Platze sind, schlechterdings wie die Löwen kämpfen müßten. Wird alles getan, was möglich ist, und bleiben diese kleinen Hilfen des Lebens und der Stimmung in Haus und Familie dennoch aus, so muß man sich halt in das Unabänderliche fügen. Aber wenn man als Politiker klar erkennt, daß wahrhaft staatsmännische Geister auch in solchen Dingen früher das Notwendige erkannt und das Mögliche geschafft hätten, wenn man überzeugt sein darf, daß unsere Generale, Admirale, Industriekapitäne und ‚königlichen Kaufleute' als Unterhändler oder Mitunterhändler ganz etwas anderes herausholen würden aus Verhandlungen mit dem Ausland, als Geheimräte und Diplomaten, denen im tiefsten Herzen das Zeugnis aus dem Munde des Gegners oder Vertragspartners für ihre ‚Loyalität' und ‚Korrektheit' der goldene Stern an der Spitze des Weihnachtsbaumes ist, dann erhebt sich begreiflicherweise der Ruf im deutschen Lande: Hindenburg und Ludendorff, helft!" ...

Der Eindruck der rumänischen Ereignisse auf die neutralen Mächte ist ein sehr starker. So große Genugtuung wir darüber empfinden mögen, so wenig, mahnt die „Deutsche Tageszeitung", dürfen wir das Bemerkenswerte der Tatsache in Vergessenheit geraten oder aus anderen Gründen und Ursachen in den Hintergrund treten lassen, daß jene Ereignisse in vielen neutralen Ländern eine Überraschung hervorgerufen haben. „Die Frage läge nahe, aus welchen Momenten sich diese Überraschung ergibt, welche, ganz allgemein gesprochen, auf einer vorherigen Unterschätzung der deutschen Kraft, Geschicklichkeit und Energie beruhte. Eine solche ins einzelne gehende Untersuchung müssen wir uns versagen. Abgesehen davon darf man aber kaum bezweifeln, daß das immer wiederholte Friedensgerede, das aus Deutschland kam und in annähernd allen anderen Ländern zu jener Unterschätzung und zum Glauben, in Deutschland be-

Digitized by Google

ginne man mehr und mehr, Siegeszuversicht und Siegeswillen zu verlieren und könne bald nicht mehr weiter, in hohem Grade beigetragen hat. Hierauf wird vielleicht der Einwurf gemacht: was das denn schade, wenn man doch die Welt mit solchen Siegeszügen, wie der rumänische, überraschen und die deutsche Stärke und Tatkraft in so glänzender Weise darlege. Ein solcher Einwurf liegt nahe genug und wird in seiner Oberflächlichkeit gewiß auch auf viele wirken, aber ihm gegenüber steht die Überlegung, daß das Verhalten der Neutralen Deutschland gegenüber in recht wesentlichen Dingen danach eingerichtet wird — und tatsächlich wurde — wie sie die Siegesaussichten und Siegeszuversicht des Deutschen Reiches und Volkes beurteilen. Die neutralen Mächte sorgen für ihr eigenes Interesse, wie sie es beurteilen, und alle in Deutschland so beliebten Versuche, sie darüber zu belehren, daß diese oder jene Politik nicht in ihrem wahren, sondern in einem mißverstandenen Interesse liege, bleiben wirkungslos und werden als eine versteckte Bitte angesehen, solange man glaubt, aus Deutschlands Verhalten schließen zu dürfen, daß es nicht siegen werde.

Diese Gesichtspunkte scheinen uns auch heute besonders beachtenswert, nämlich im Sinne einer kräftigen und zielbewußten Ausnutzung des rumänischen Erfolges. Wir denken dabei natürlich nicht an ein unmotiviertes Auftrumpfen neutralen Mächten gegenüber. Wohl aber scheint es im Lebensinteresse der deutschen Sache zu liegen, die Neutralen erkennen zu lassen, daß das Deutsche Reich und Volk seine Erfolge in ihrer ganzen Größe einschätzt und ebenso überzeugt wie willens ist, den Krieg zu einem großen und ganzen Siege zu führen. Für die festländischen neutralen Mächte wird es, wenn sie von dieser Gewißheit hinsichtlich Deutschlands erfüllt sind, den Erfolg haben, daß sie im Deutschen Reiche und seinen Bundesgenossen eine kräftige und verläßliche Stütze erblicken, wenn und wo es für sie sich darum handelt, eine wirklich neutrale Haltung einzunehmen und damit zugleich eine Politik zu treiben, die in der Linie der Erhaltung ihrer Unabhängigkeit liegt. Großbritannien und seine Bundesgenossen haben ausnahmslos und vielfach mit allen Mitteln der Gewalt und des Druckes versucht, die festländischen Neutralen aus der Neutralität herauszubringen, und das ist ihnen in verschiedenem Grade oft auch gelungen. Das Deutsche Reich dagegen hat alles Interesse an einer wirklichen Neutralität dieser Mächte und, sobald diese vorhanden ist, auch an ihrer Unabhängigkeit. Das werden die neutralen Staaten am ehesten verstehen und realisieren, wenn sie neben dem Eindrucke der militärischen Stärke und Erfolge Deutschlands auch den des nationalen und politischen Siegeswillens und Kraftbewußtseins haben. Es ist am Deutschen Reiche, das zu bewirken, wo es in neutralen Ländern noch nicht vorhanden sein sollte. Es kommt noch die vielbesprochene wirtschaftliche Weltlage hinzu, welche den neutralen Staaten sagen muß, daß sie von Übersee her unter allen Umständen wenig zu erwarten haben, daß ihnen dagegen der mitteleuropäische Vierbund vielleicht manches wird geben können und wollen. Manche neutrale Festlandstaaten — glauben wir — werden sich durch die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage und gar, wenn die transatlantischen Verbindungen Großbritanniens ganz oder in hohem Grade abgeschnitten werden sollten, immer mehr auf das

Digitized by Google

Deutsche Reich als Stütze angewiesen sehen. Die Voraussetzung ist aber, auch so betrachtet, immer, daß man den deutschen Siegeswillen entsprechend einschätzt. Die Neutralen müssen sich sagen, daß, wenn Deutschland einen faulen Frieden schlösse, es ihnen schlecht gehen würde, falls sie vorher nicht Großbritannien zu Willen gewesen sind.

Ganz anders verhält es sich mit der größten der neutralen Mächte, den Vereinigten Staaten. Sie haben von Anfang an aus freier eigener Initiative auf eine wirkliche Neutralität verzichtet, sich als stille Teilhaber des Vierverbandes gefühlt und betätigt. Sie haben durch Drohung und Bluff auf die deutsche Kriegführung gedrückt, und zwar mit Erfolg. Wie Fürst Bülow in seinem Werke Deutsche Politik sagt: ‚Was uns von dieser Seite während der Differenzen über die Führung des U-Bootkrieges an Rücksichtslosigkeit, auch in der Form, geboten wurde, war uns noch nicht widerfahren und steht wohl einzig da in der Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen großen Ländern.‘ Mit Recht betont Bülow nachher, daß normale Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ‚weder durch übertriebene Freundschaftsbeteuerungen und ergebnislose Nachgiebigkeit‘ später erreicht werden könnten, noch ‚durch Unsicherheit und Nervosität bei gelegentlichen Reibungen‘. Wie unsere Leser wissen, haben wir die ‚amerikanische Gefahr‘ nie für eine Gefahr gehalten, außerdem die Stimmung in den Vereinigten Staaten immer anders beurteilt, als es in Deutschland meist geschehen ist. Nach den Argumentationen des letzten Jahres in der deutschen Öffentlichkeit über die ‚amerikanische Gefahr‘ müßte man folgerichtig annehmen, daß die neuen Balkanerfolge Deutschlands und seiner Bundesgenossen auch bei manchen, die anderer Ansicht waren als wir, nunmehr eine Änderung hervorbringen sollten. Auch gegen die amerikanische Friedenstaube müßte das folgerichtig diejenigen wappnen, welche ihr bisher mit unbewehrtem Herzen entgegensahen. Aber freilich, was bedeutet Folgerichtigkeit, wo das Herz spricht!“



Digitized by Google



Kriegsziele

Fürst Otto zu Salm-Horstmar schreibt in der „Goslarischen Zeitung“:

„Es gibt für uns nur noch die Wahl: zu siegen oder unterzugehen. Denn wenn wir unsere Feinde nicht zwingen können, zu unseren Gunsten auf jene alten deutschen Lande zu verzichten, die man seit relativ kurzer Zeit mit dem Namen Belgien bezeichnet, und wenn nicht zum mindesten die französischen Erzgebiete und Französisch-Flandern in unsere Hand kommen, dann ist Deutschlands Untergang besiegelt. Ein Frieden nach Scheidemannschem Rezept, der weder militärisch unsere Stellung verbessert, noch uns wirtschaftlich die Möglichkeit gibt, unsere Kriegskosten durch unsere Feinde zahlen zu lassen, bedeutet Deutschlands Untergang. Die Verzinsung und Amortisation unserer Kriegskosten wird trotz aller Monopole und sonstigen indirekten Steuern den Effekt haben, daß der deutsche Steuerzahler, der schon heute mit den verschiedensten Steuern reichlich gesegnet ist, in Zukunft mindestens das Sechsfache seiner jährlichen direkten Steuern zu zahlen haben wird. Diese enorme Steuerlast kann aber kein Staatsbürger tragen; er muß wirtschaftlich zusammenbrechen. Infolgedessen werden alle Unternehmungen in Industrie und Landwirtschaft gezwungen sein, ihre Betriebe wesentlich einzuschränken oder ganz aufzugeben, und der deutsche Arbeiter, um den uns die Welt beneidet, wird gezwungen sein, auszuwandern und seine Kräfte unseren Feinden zur Verfügung zu stellen und ihnen damit zu helfen, daß sich ihr deutsches Vaterland nie wieder von den Wunden erholen kann, die ihm Englands Tücke geschlagen hat. Nie werden unsere Feldgrauen dafür zu haben sein, daß ein Frieden geschlossen wird, der ihnen bei ihrer Heimkehr weiter nichts bringt, als einen um das Sechsfache gestiegenen Steuerzettel und die Aussicht, infolge fehlender Arbeitemöglichkeit in das ihnen so wohlgesinnte Ausland auswandern zu dürfen. Unsere Feldgrauen haben nicht dafür über zwei Jahre alle Strapazen und Entbehrungen ertragen, nicht dafür ihr Blut und ihre Gesundheit geopfert, sondern sie verlangen die Sicherheit, daß sie mit ihren Kindern im Frieden ihrer Arbeit nachgehen und wirtschaftlich vorwärtskommen können. Diese Sicherheit kann ihnen nur gegeben werden, wenn Deutschland als Siegespreis mindestens die obenbezeichneten Gebiete von Belgien und Frankreich erhält. Denn nur dadurch wird unser rheinisch-westfälisches und unser lothringisches Industriegebiet vor einem feindlichen Überfall geschützt. Nur dadurch wird verhindert, daß Belgien wieder das Aufmarschgebiet für Engländer oder Franzosen werden kann. Nur dadurch ist die Möglichkeit geboten, uns die Freiheit der Meere zu erringen. Nur dadurch kommen wir in die Lage, einen großen Teil unserer Kriegskosten ersetzt erhalten zu können. Denn die dort lagernden Schätze an Kohlen und Erzen stellen einen nach vielen Milliarden zählenden Wert dar, und das sich im Anschluß hieran entwickelnde blühende deutsche Wirtschafts-

Digitized by Google

leben, das in Antwerpen wieder wie in früheren Zeiten einen seiner Haupt-Umschlagshäfen — in Zukunft seinen ersten Handelshafen — besitzen wird, bürgt weiter dafür, daß die Wunden, die uns der Krieg geschlagen hat, bald vernarben werden. Von höchstem Wert würde es ferner für uns sein, wenn es uns gelingen würde, auch Rußland so weit niederzuringen, daß es uns neben dem nötigen Kolonialland auch solche Grenzen gewähren müßte, die militärisch leicht zu halten und gegen später erneutes Andringen der Moskowiter erfolgreich zu verteidigen sind. Dieses Land kann uns am besten in Gestalt der ältesten deutschen Kolonien, die auch den dringenden Wunsch haben, wieder mit ihrem alten Mutterlande vereinigt zu werden, gegeben werden. Möchte es gelingen, außer Kurland auch noch Livland und Estland zu befreien! Wir vertrauen auf Gott und auf unseren Feldmarschall von Hindenburg. Dieser kann und wird uns von den undeutschen, unser Vaterland schädigenden Treibereien eines Scheidemann und seiner Mitarbeiter befreien und die Zuversicht und Hoffnung der ‚Narren', die an den deutschen Sieg glauben, erfüllen. Alle Bemühungen eines Wilson, den Engländern zu helfen, indem er entweder in die Friedenshand des Herrn Scheidemann einzuschlagen sich bereit erklärt oder mit dem Säbel rasselt, werden unseren Hindenburg nicht beirren: er wird unseren erbittertsten und gefährlichsten Feind fassen an der Stelle, wo er am verwundbarsten ist und den Sieg erringen, den Sieg, den das deutsche Volk erwartet."

*

Friede ohne Annexionen —?

Ohne die Scheuklappen seines Parteiführers Scheidemann sieht der Genosse Johann Leimpeters die Welt an. Mit erfreulicher Unbefangenheit erklärt er in der „Glocke" einen Frieden ohne Annexionen für ebenso verfehlt, wie einen Frieden „ohne Sieger und Besiegte":

„Dem Volke wird dadurch der total falsche Glaube suggeriert, als habe es die deutsche Regierung in der Hand, Frieden zu schließen, während in Wirklichkeit das Kriegsbarometer in London steht, nicht in Berlin. Auf London macht aber eine Petition deutscher Staatsbürger ‚für einen Frieden ohne Annexionen' nicht den mindesten Eindruck, weshalb durch eine solche Friedensaktion der Krieg auch nicht um eine Sekunde abgekürzt wird. ... So sehr das deutsche Volk den Frieden herbeisehnt, so gern die deutsche Regierung Frieden schließen möchte, die Kriegslage ist dazu nicht reif; die Grundlage für einen Frieden fehlt; der Einsatz ist zu hoch und erhöht sich noch um jeden Tag, und so muß denn das Spiel weitergespielt werden. Kindisch, zu glauben, dieses furchtbare Ringen könnte unentschieden, vielleicht auf Kommando des Kaisers abgebrochen werden. Es mag sein — jedoch niemand weiß es —, daß es für die künftige Entwicklung Europas besser wäre, wenn es ohne Sieger und Besiegte enden würde; jedoch ein solches Ende ist nicht möglich. England, total verkannt und sträflich unterschätzt, wird eine Entscheidung erzwingen. Entweder unterliegt die Entente oder die Mittelmächte, aber bis zur Entscheidung geht der Krieg, ob die deutsche Regierung will oder nicht."

Weiter weist Leimpeters darauf hin, daß die Sozialisten der feindlichen Länder gar nicht daran denken, die von der deutschen Sozialdemokratie ausgestreckte Friedenshand zu ergreifen. In gleich nachdrücklicher Weise wendet sich Leimpeters gegen die Behauptung, daß die Forderung nach Annexion den Krieg verlängere:

„Im Gegenteil: ein Feind, der weiß, daß ihm auch bei einer Niederlage sein ganzer Landbesitz ungeschmälert erhalten bleibt, hat nur Menschen zu verlieren, ist viel weniger zum Frieden geneigt und setzt das grausame Spiel auch dann noch fort, wenn schon alle Möglichkeiten zum Siegen fehlen, während er, falls er weiß, daß ihm eine zwecklose Fortsetzung des Krieges auch Land kostet, viel früher um Frieden anhält. Jeder auch nur halbwegs zurechnungsfähige Mensch weiß, daß das alte Europa aus dem fürchterlichen Schmelztiegel, in den es die Weltkatastrophe

Digitized by Google

geworfen hat, nicht wieder in der alten Form wiederersteht, daß es mithin ohne ‚Annektieren' nicht abgehen wird. Die von vornherein siegessicheren Staatsmänner der Entente haben wiederholt aller Welt mitgeteilt, welche Landesteile sie einstecken werden, während die Regierungen der Mittelmächte ihre Karten klugerweise nicht eher aufdecken, bis die Waffen entschieden haben. Den Feind niederzuringen, ist das elementare Kriegsziel jeder Kriegspartei, und solange dieses Ziel nicht erreicht ist, geht der Kampf weiter, unbeschadet der Wünsche und Klagen einzelner Gruppen hinter der Front. Ob die französischen Sozialdemokraten vom Standpunkte des prinzipiellen Marxismus einige Provinzen mehr oder weniger einstecken wollen, ob der belgische Marxist und Kgl. Hausminister Vandervelde ganz Deutschland aufteilen will, oder ob deutsche Sozialdemokraten und prinzipielle Marxisten nicht annektieren, vielmehr alle von deutschen Truppen besetzten Gebiete sogar ohne Gegenleistung wieder herausgeben wollen, oder ob ein rasender Engländer nicht eher Frieden machen will, bis der Deutsche Kaiser auf St. Helena schmachtet; auf den Gang des Krieges und dessen Dauer haben alle diese Wünsche keinerlei Einfluß noch Wirkung."

Die Schriftleitung der „Glocke" bemerkt, daß ihr ähnliche Äußerungen aus einer ganzen Reihe deutscher Parteibezirke, auch aus Berlin, zugegangen seien. „Man soll die Stimmung der Massen nicht anders konstruieren, als sie wirklich ist."

*

Unbegreifliche Verblendung

Nach Mitteilungen in der Presse ist kürzlich in einer Hamburger Versammlung, in welcher der Abgeordnete Scheidemann über die Politik des 4. August sprach, folgende Entschließung angenommen worden:

„Es werde wieder, wie es war, und jedes Land trägt seine eigenen Lasten. Die Versammlung erklärt ausdrücklich, daß sie ... es verabscheut, irgendwelche Vorteile für sich in Anspruch zu nehmen, wodurch anderen Nationen Schaden entstehen könnte."

Gerade der Punkt der Kriegskosten, bemerkt die „Deut. Tagesztg." u. a., spielt sicher bei einzelnen unserer Feinde eine immer entscheidendere Rolle für die Fortsetzung des Krieges. Davon abgesehen aber ist doch der Standpunkt, Deutschland solle nicht nur die unwiederbringlichen Opfer an Blut vergeblich bringen, sondern auch darauf verzichten, die ungeheuren Opfer an Gut, die die Abwehr des ruchlosen Überfalls uns auferlegt, von denen, die uns überfallen haben, nach Möglichkeit wieder hereinzuholen, eine geradezu unbegreifliche Verblendung. Dabei ist noch besonders übersehen, daß ein Friede, der nicht in irgendeiner Form unsere wirtschaftlichen Opfer ausgleichen würde, vor allem die wirtschaftliche Zukunft der Arbeitermassen in Deutschland überaus traurig gestalten müßte. Denn gleichviel, wie man unser Steuersystem gestalten würde, um die Kriegslast abzutragen, auf jeden Fall würde eine Besteuerung, die bis in die untersten Wurzeln jeder Produktion hineinreichte, einen wirtschaftlichen Aufstieg oder auch nur ähnlich günstige Arbeitsbedingungen wie vor dem Kriege für die Arbeiter ganz unmöglich machen. Es erscheint hohe Zeit, solchen Verirrungen einer Friedenspropaganda, die unsere elementarsten Lebensbedingungen verkennt, durch nachhaltige Aufklärung entgegenzutreten.

*

Unbenutzte Werte

Man gewinnt den Eindruck, schreibt Oberlandesgerichtspräsident Dr. Düringer (Karlsruhe) im „Tag", daß wir uns in Deutschland zuviel und zu ausschließlich auf unser gutes Schwert verlassen und die sogenannten Imponderabilien zu gering einschätzen. Wie wenig machen wir gegenüber den falschen Anschuldigungen der Feinde deren eigene Verbrechen geltend, wobei wir doch lediglich die Wahrheit bekunden würden. Es sei hier nur auf zwei besonders krasse Vorkommnisse verwiesen — den Baralong-

Digitized by Google

fall und den Karlsruher Kindermord. Ein englisches Schiff, das einen Transport für den Krieg bestimmter Munition von Amerika nach England zu bringen hatte, wird im August 1915 von einem deutschen U-Boot angehalten und torpediert. Die Mannschaft, darunter einige Amerikaner, wird gerettet. Da naht sich ein Schiff unter amerikanischer Flagge und bemalt mit den Sternen und Streifen der Union. Es ist die „Baralong“, ein in ein englisches Kriegsschiff umgewandeltes früheres Handelsschiff. Der Kommandant des U-Bootes läßt sich täuschen. Er läßt die „Baralong“, die er für ein amerikanisches Schiff hält, herankommen. Das U-Boot wird von ihr unter amerikanischer Flagge in Stücke geschossen. Aber nun kommt das Unerhörte. Die hilf- und wehrlose Besatzung des U-Boots ergibt sich; die Deutschen schwimmen auf das feindliche Schiff zu. Sie glauben, es zwar mit einem tückischen, aber doch menschlichen Gegner zu tun zu haben. Vergebens. Mann für Mann werden die Hilfesuchenden unter amerikanischer Flagge im Wasser niedergeknallt. Als der letzte getroffen versinkt, beginnt auf dem englischen Kriegsschiff eine Orgie der Trunkenheit und des Jubels. Die eidlichen Aussagen amerikanischer Augenzeugen bestätigen diese Vorgänge. Die amerikanische Regierung unternimmt nichts gegen den Mißbrauch ihrer Flagge. Die englische Regierung lehnt jede Untersuchung ab. Der Kapitän der „Baralong“ wird von ihr ausgezeichnet. — Die französischen Flieger, die am Nachmittag des Fronleichnamfestes 1916 über der offenen Stadt Karlsruhe erschienen, führten Bomben kleinen Kalibers mit sich, die zur Sachzerstörung überhaupt untauglich waren; sie waren dafür durch eine Füllung von besonders starker Sprengkraft und giftigen Gasen für die Vernichtung von Menschenleben bestimmt und besonders geeignet. Diese Bomben wurden in den Menschenknäuel geworfen, der vor dem Zelte der Hagenbeckschen Tierschau sich angesammelt hatte. Die Wirkung war die beabsichtigte. Fünfunddreißig Erwachsene, zweiundachtzig Kinder waren sofort tot, achtundsechzig Erwachsene, zweiundsiebzig Kinder stürzten verwundet und blutüberströmt zusammen. Ein Kriegsteilnehmer, der gerade aus der Westfront zu kurzem Erholungsurlaub heimgekehrt und wie durch ein Wunder der Katastrophe entgangen war, äußerte, er habe viel im Kriege erlebt, gelitten, gesehen — aber einen grauenvolleren Eindruck als den der hingeschlachteten Knaben und Mädchen habe er noch nie empfangen. Als einem Zeppelinangriff auf das befestigte Paris eine Anzahl Zivilpersonen zum Opfer gefallen war, veranstaltete das offizielle Frankreich eine große nationale Trauerfeier. Der Erzbischof von Paris, die Vertreter der Republik hielten haß- und flucherfüllte Reden, die in ihrem Wortlaut in alle Weltteile hinausposaunt wurden. Auch der Beisetzungsfeier für die Opfer der Karlsruher Katastrophe wohnte der Landesfürst bei; aber nur die mit Eintrittskarten versehenen Angehörigen der Ermordeten und eine beschränkte Anzahl Geladener hatten Zutritt. Die Vertreter der verschiedenen Konfessionen hielten tiefergreifende Ansprachen. Die Presse hat von der schlichten Feier nur kurz Notiz genommen.“

*

Ein „moralisches Harakiri“

Über das Urteil in dem Beleidigungsprozesse, den Professor Coßmann in München gegen Professor Veit Valentin angestrengt hat, liest man:

Ein seltsames Urteil, das einer völligen Abfuhr Valentins gleichkommt, obwohl es nicht in einem Urteilsspruch, sondern in einem Vergleiche bestand. Professor Valentin hat alle beleidigenden Äußerungen zurückgenommen; er trägt sämtliche Kosten! Damit hat er zugestanden, daß alle von ihm gegen Coßmann erhobenen Bezichtigungen im Widerspruch zur Wahrheit gestanden haben. Damit ist aber auch erwiesen, daß Valentin dem Großadmiral von Tirpitz das „Arbeiten mit falschen Zahlen im U-Boot-Kriege“ fälschlich nachgesagt hat, und daß auch die angebliche Überführung des ehe-

Digitized by Google

maligen Staatssekretärs durch einen Aktendiebstahl, den das Auswärtige Amt im Reichsmarineamt begangen habe, ins Reich der Märchen gehört. Es ist bezeichnend, daß es ausgerechnet ein Geschichtsforscher war, der berufen war, im Dienste des Reiches die politische Geschichte dieses Krieges zu schreiben, der diese Erzählungen in die Welt gesetzt hat. Herr Valentin ist 1885 in Frankfurt a. M. geboren ... Man muß wirklich erstaunt darüber sein, daß gerade ein verhältnismäßig junger Herr von ähnlichen wissenschaftlichen Manieren dazu berufen worden ist, als Historiker die Sache des Deutschen Reiches zu verfechten. Ebenso erstaunlich ist es, daß die hierauf bezügliche Arbeit Valentins der Öffentlichkeit vor dem Abschluß seines Münchener Prozesses übergeben werden konnte. Nach seinem Münchener Vergleich wird seine historische Darstellung, so einwandfrei als solche sie sein mag, im Auslande kaum den erwünschten Eindruck machen. Herr Valentin mußte sich in München vergleichen, ob er nun wollte oder nicht. Er mußte sich so vergleichen, wie er es getan hat, obwohl sein Verteidiger, Justizrat Dr. von Pannwitz, erklärt hatte, daß ein solcher Vergleich gleichbedeutend mit einem „moralischen Harakiri" wäre, das seine Karriere vernichten müsse. Valentin mußte sich auf dieser Basis vergleichen, weil der Vorsitzende des Münchener Gerichtshofes, Oberlandesgerichtsrat Mayer, nach der Vernehmung des Zeugen Theodor Heuß offen heraus gesagt hat, daß er diese Aussage für unerschütterbar halte. Mit dem Vergleich aber war Herr Valentin auch gleichzeitig gerichtet. Er hat in früher Jugend schon einen recht verantwortungsvollen Posten erklommen; daß seine Karriere nun ebenso schnell beendet ist, hat er sich ganz allein zuzuschreiben.

Recht bequem macht sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" die Berichterstattung über den politischen Sensationsprozeß in München. Sie schreibt:

„In dem Beleidigungsprozeß Coßmann-Valentin, der als Gegenstand der Klage einen Brief des Professors Valentin an Professor Coßmann und einen Artikel in Nr. 491 des ‚Berliner Lokal-Anzeigers' vom 25. September 1916 hatte, worin dem Kläger u. a. der Vorwurf der Lüge und des groben Vertrauensbruches, begangen durch die Veröffentlichung des bekannten Gesprächs über politische Dinge am 21. Juli, gemacht wurde, kam heute vor dem Schöffengericht München folgender Vergleich zustande: Professor Valentin nimmt sämtliche beleidigenden Ausdrücke gegen Professor Coßmann als unbegründet zurück und übernimmt sämtliche Kosten. Klage und Strafantrag wurden zurückgezogen."

Das „bekannte Gespräch über politische Dinge am 21. Juli" ist ein prachtvoller Ausdruck für die im höchsten Maße unerquickliche Vorgeschichte dieses Prozesses. Wie anders hätte der Bericht wohl ausgesehen, wenn Herr Valentin in seinem Prozesse den Sieg davongetragen hätte!

*

Elsässer bei Saillisel

Das Elsaß ist durch seine Fahnenflüchtigen und Überläufer in so üblen Geruch gekommen, daß man mit doppelter Freude Nachrichten von tapferen elsässischen Truppen liest. Der Kriegsberichterstatter Scheuermann, selber dem Elsaß entstammend, betont in einem Bericht von Ende November den hervorragenden Anteil des Straßburger Korps (Deimling) an den Kämpfen bei Saillisel.

„Der Kampf um Saillisel wird ein Ehrenblatt in der Geschichte des Straßburger Korps bilden, das im Krieg schon an so mancher Stelle, wo es am heißesten herging, mit Ruhm bestanden hat. Die Franzosen, die in diesem Abschnitt hervorragende Truppen herangebracht hatten, hatten es sehr bald herausgebracht, daß ihnen die schlachterprobten Straßburger Regimenter gegenüberstanden. Aber sie haben keinen Versuch gemacht, durch Aufrufe in deutscher Sprache die ‚lieben Elsässer' zum Überlaufen und Waffenstrecken einzuladen, wie sie das früher gelegentlich durch Plakate vor den Schützengräben und von Fliegern abgeworfene Zettel

Digitized by Google

versucht hatten. Sie haben sich längst überzeugt, daß ihnen die Wetterlé, Weil, Blumenthal und Konsorten Märchen erzählt haben, wenn sie behaupteten, die Landesverräter ihres Schlags hätten ein Recht, im Namen der deutsch-elsässischen Bevölkerung zu reden. Diesen falschen Hoffnungen ist schnell die Erkenntnis gefolgt, die man von französischen Gefangenen und von Einwohnern der besetzten Departements oft mit den Worten hören kann: ‚Les demi-boches alsaciens sont encore pire que les vrais Prussiens', ‚die elsässischen Halb-Boches sind noch schlimmer als die echten Preußen'. Die Franzosen haben sich bei Saillisel keinen Augenblick darüber getäuscht, daß es gegenüber den elsässischen Kriegern, unter denen mancher war, dessen Vater oder Großvater 1870 noch unter den französischen Fahnen gestanden hat, nur eine Losung für sie gab: Kampf, blutigen Kampf! General v. Deimling hat mir gesagt: ‚Auf meine Elsässer lasse ich nichts kommen. Meine elsässischen Offiziere und Mannschaften haben sich an Tapferkeit, Disziplin und Zuverlässigkeit niemals übertreffen lassen.' Man erzählt, daß das folgende Wort eines altelsässischen Offiziers ganz nach dem Sinn des Korpskommandeurs gewesen ist: jemand fragte, ob sich unter den Elsässern nicht unzuverlässige Elemente befänden. Darauf erwiderte der Offizier: ‚Obwohl ich selbst aus altelsässischer Familie bin, kenne ich unter meinen Leuten keine Elsässer. Ich kenne nur deutsche Soldaten ohne Unterschied.' ..."

Diesem Offizier einen ganz besonderen Dank! Denn es ist uns oft zu Ohren gekommen, daß Elsässer— ohne Ansehen ihres persönlichen Wertes, nur eben um ihres Elsässertums willen — da und dort unangenehme Behandlung von Kameraden oder Vorgesetzten erfahren haben. Das wird sich nach und nach verlieren.

Dreiundzwanzigmal haben die Franzosen versucht, sich des Häuserblocks von Saillisel zu bemächtigen. Tagelang, oft in wassergefüllten Granatlöchern, unter Entbehrungen aller Art, mußte dort ausgehalten und gekämpft werden. Das Straßburger Korps hat glänzend bestanden.

Der Bürgermeister von Straßburg, Dr. Schwander, drahtete dem kommandierenden General folgenden Glückwunsch:

„Die Stadt Straßburg nimmt stolz bewegt Anteil an dem im schweren Ringen an der Somme errungenen ruhmreichen Erfolg des Straßburger Korps und sendet Eurer Exzellenz und den heldenmütigen Truppen herzliche Glückwünsche und Grüße."

General v. Deimling antwortete:

„Das Straßburger Korps dankt und ist hocherfreut über die Glückwünsche und Grüße seiner wunderschönen Heimatstadt. Solche warme Anteilnahme ist für die Kämpfenden eine Quelle der Kraft." F. L.

*

Sollen wir —?

Durch die Tagespresse sind jüngst einige Ziffern über die ungefähre Höhe der Verluste gegangen, die wir bisher zu verzeichnen haben. Sollen — so fragen die „Alldeutschen Blätter" — diese Ströme von Blut, die nach menschlicher Voraussicht noch um ein Beträchtliches anschwellen werden, in einem neuen Kriege abermals fließen? Sollen wir uns wirklich mit dem von mancher Seite vertretenen Gedanken abfinden, die Sicherheit gegen eine solche Aussicht allein in dem guten Willen unserer Feinde zu suchen, und sollen wir, wenn diese Erwartung trügt, unsere Jungmannschaft wie die reife Volkskraft sich noch einmal an den Hindernissen verbluten lassen, die es jetzt zu überwinden galt, und die in einem künftigen Kriege noch um vieles stärker sein werden, als sie es bei Beginn und während des Weltkrieges waren? Sollen wir wirklich das Gesamtvolk mit Frauen und Kindern noch einmal der Gefahr eines Aushungerungskrieges aussetzen, der dann sicherlich besser vorbereitet und in seinen Wirkungen furchtbarer sein würde, als er es heute ist? Und sollen wir schließlich mit der sicheren Aussicht aus dem Kriege heimkehren, daß die Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Lage das in die Enge gebannte Volk naturnotwendig zur Verkümmerung oder zur Auswanderung zwingen werden, daß es also aus

sich heraus gar nicht mehr die Kraft aufbringen wird, einen neuen Überfall siegreich abzuwehren? Die Fragen stellen, heißt sie verneinen, — heißt sie für jeden verneinen, der nicht dem frommen Irrwahn lebt, daß morgen unsere Freunde sein können, die heute in fanatischem Deutschenhaß die Bluthunde vom „Baralong“, die Bestien aus Ostpreußens Schreckenszeit und die „Nettoyeurs“ des französischen Grabenkrieges mit der Flagge des Landes decken. Aber selbst wenn die Kriegführung der Gegner uns nicht den greifbaren Beweis dafür geliefert hätte, nach welcher Richtung wir alle mit ihnen geschlossenen Friedensverträge einzuschätzen haben, so wäre dennoch die Sicherheit für unsere Volkszukunft niemals im Vertragswege gewährleistet, — „nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation“.

*

Hardens Dichtung über Flandern

Das Wochenblatt „De Toorts“ (Die Fackel), dessen Mitherausgeber der Vlamenführer und Dichter Dr. René de Clercq ist, schreibt in Nr. 23: Maximilian Harden füllt eine Nummer seiner „Zukunft“ mit einem Aufsatz über Flandern. Der Artikel ist außerordentlich verwirrt, und wir zweifeln stark daran, ob ein einziger Leser, und wäre er ein noch so großer Bewunderer Hardens, den Mut haben werde, ihn bis zu Ende zu lesen. Wir jedenfalls hatten diesen Mut nicht. In dem endlosen Aufsatz bringt der Verfasser nach seiner von Pedanterie nicht freien Gewohnheit die ganze Weltgeschichte herbeigeschleppt, dazu die ganze Erdkunde, die ganze Kunst und was weiß ich noch: Rom und Athen, Spanien, Preußen, England, die Polen und die Janitscharen, Goethe, Schiller, Lewes, Auerbach, Bielschowsky, Bulthaupt, Baumgartner, Claudius Civilis, Beethoven, Karl August, Napoleon, Händel, Sophokles, Shakespeare, Bismarck, Loyola, Benedetti, Guizot, Favre, Disraeli und Russell, auch Maria Stuart, Frau Rat Goethe usw. usw. Die Presse ist nicht vergessen: „Morning Post“, „Times“, „Graphic“ usw. Das alles wimmelt in buntem Gemenge durcheinander und muß offenbar den Lesern der „Zukunft“ die Auffassung beibringen, daß Harden ein gelehrter Mann ist und von allem etwas weiß. Von Flandern selbst steht in dem Aufsatz wenig oder nichts. Als ein merkwürdiges Pröbchen kann angeführt werden, daß Harden als maßgebende Wortführer unseres Volkes in dieser Zeit angibt: Kufferath, Huysmans, Maeterlinck, Vandervelde, Verhaeren, Maxweiler und den Zeichner Raemaekers. Andere nennt er in dem ganzen Aufsatz nicht. Es ist sicher einem glücklichen Zufall, nicht der Weisheit Hardens zu danken, daß unter all diesen ein einziger Vlame ist (und was für einer!), nämlich Husymans. „Dichtung und Wahrheit“ ist dieser merkwürdige Aufsatz betitelt; „Dichtung“ alleine wäre besser gewesen.

*

Die nordamerikanische Union als Wohltäter Europas

Nach einem Bericht der Geschäftsstelle der Carnegiestiftung sollen seit Kriegsbeginn aus den Kreisen der nordamerikanischen Union folgende Spenden nach Europa geflossen sein:

An den Hilfsausschuß in Belgien	28	Mill. Mk.
An die belgische Kriegshilfe .	12	„ „
An belgische Vereine	1	„ „
An französische Vereine . . .	8	„ „
An englische Vereine	2	„ „
An russische Vereine	0,04	„ „
An serbische Vereine	12	„ „
An den Vierverband durch das Rote Kreuz	12	„ „
An das deutsche Rote Kreuz durch den deutschamerikanischen Hilfsverein	15	„ „
Für die Polen, Armenier usw.	15	„ „
Für die Juden	21	„ „
	126	Mill. Mk.

Diese Beträge sind anscheinend erheblich nach oben abgerundet worden und zum

Digitized by Google

größten Teil den Feinden Deutschlands zugute gekommen. Außerdem wurde unter dem Vorsitz des Präsidenten Elliot von der Harwarduniversität in Neuyork die „International Reconstruction League“ begründet, die mit einem Kapital von 42 Millionen Mark zerstörte Städte in Belgien wiederherstellen und vertriebenen Bauern daselbst neue Kleinsiedelungen beschaffen will. Die Übersicht bestätigt aufs neue die Parteinahme der nordamerikanischen Union und ihrer Angehörigen für den Vierverband und gegen Deutschland.

Erst in der letzten Zeit hat sich auf Anregung der amerikanischen Kolonie in Berlin ein Hilfsausschuß für deutsche Kriegswitwen und Kriegswaisen gebildet mit der Aufgabe, bis zu 5000 kriegsverwaiste Familien vorläufig auf ein Jahr mit 50 Mark monatlich zu unterstützen. Zu diesem Zweck sollen aus Nordamerika bisher 200000 Mark dem Vaterländischen Frauenverein und dem Roten Kreuz in Berlin überwiesen worden sein. Auch für die deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen in Rußland hat das amerikanische Rote Kreuz durch den amerikanischen Konsul in Mukden Geschenke abgesandt.

Nach den Berechnungen des „New York World“ wäre aus der Union als Spenden nach Europa etwa der zwanzigste Teil der Gelder zurückgeflossen, die für die Kriegsbedarfslieferungen eingenommen wurden. Diese Rechnung stimmt nicht ganz. Nach der Handelsstatistik der Union belief sich ihre Ausfuhr an Kriegsbedarf vom 1. August 1914 bis 31. März 1916 auf 4572 Millionen Mark. Hat sie wirklich bisher 126 Millionen Mark an Kriegsbeihilfen gespendet, so würde sie nur 3 % ihres Erlöses aus ihrem Massengeschäft mit Kriegsbedarf abgegeben haben.

D.

*

Zur Kennzeichnung englischer Minister

Als es Anfang 1858 dem Grafen Kielmansegge gelang, in London die Herausgabe der hannoverschen Kronjuwelen zu erwirken, tröstete sich Palmerston darüber mit der Bemerkung, man könne sie durch falsche Steine ersetzen, denn niemand würde die Königin von England im Verdacht haben, unechte Juwelen zu tragen. Lord Derby erfuhr davon und rief: „Das ist wieder einmal ganz charakteristisch für unsere jetzigen Minister, die alles dem Scheine opfern und das Echte nicht lieben.“

*

Freche Verhöhnung der notleidenden Bevölkerung

Die „Süddeutsche Konservative Korrespondenz“ macht auf folgende Stelle in der „Frankfurter Zeitung“ aufmerksam, die das *Treiben gewisser Börsenkreise* herrlich beleuchtet. Im Handelsblatt des Börsenblattes steht eine Abteilung: „Finanzielles aus Wien“, da heißt es:

„Aus Wien, 13. d. M., berichtet unser W-Korrespondent: Auf dem freien Effektenmarkt sind wohl die Umsätze geringer geworden, aber die Haussestimmung hält mit geringen Rückschlägen an, nur daß jetzt, je nachdem man in die umlaufenden Friedensgerüchte größeres oder geringeres Vertrauen setzt, abwechselnd die Kriegs- und die Friedenswerte und gelegentlich auch beide den Gegenstand der Nachfrage bilden. *Vorübergehend haben die energischen Erklärungen des neuen Justiz- und Finanzministers gegen den Preiswucher und die Bereicherung im Krieg auf Kosten der notleidenden Bevölkerung verstimmt*, doch hat man sich bald damit beruhigt, daß *die Handlungen gewöhnlich hinter den Worten zurückzubleiben pflegen*. Es ist ja auch, selbst wenn die Energie der Handlungen den Worten entspräche, nach zweieinhalbjährigem Zusehen *nicht mehr allzuviel gegen die Bereicherung zu machen*, zumal Kriegs- und Finanzverwaltung glauben, auf den *guten Willen des Großkapitals angewiesen zu sein*.“

Die „Süddeutsche Konservative Korrespondenz“ knüpft hieran folgende Betrachtungen:

„Wir meinen, *frechere Verspottung* all der Maßnahmen, die von den Behörden eingeleitet werden, um Mißstände in Handel

Digitized by Google

und Wandel zu beseitigen, hat man doch selten zu verzeichnen. Die Börse war ‚verstimmt‘, daß das neue österreichische Justizministerium sich energisch gegen den Kriegswucher und die Bereicherung im Krieg auf Kosten der notleidenden Bevölkerung ausgesprochen hat. Aber man hat sich beruhigt, fügt der Berichterstatter mit dem ganzen Hohn des journalistischen Börsianers hinzu, weil ja die Handlungen gewöhnlich hinter den Worten zurückbleiben! Und es ist ihnen ein Trost, daß nun, nach 2½ Jahren, ja nicht mehr allzuviel gegen die Bereicherung zu machen ist, und dies um so mehr, da ja Kriegs- und Finanzverwaltung auf den guten Willen des Großkapitals glauben angewiesen zu sein. Wahrlich: niemals hat die internationale Börsenmacht ihrem Bewußtsein, wirklich die Besitzerin aller und jeglicher Macht zu sein, so brutal-zynisch Ausdruck gegeben, wie in diesem Berliner Börsenbericht. Wie sagte doch unser jüdischer Mitbürger Walter Rathenau: wenn ein Dutzend unserer Großbankiers und Großkapitalisten die Hand auf den Beutel legt, steht die europäische Volkswirtschaft still. Dieser Geist ist es, der auch in dem Wiener Börsenbericht zum Ausdruck kommt. Hohn und Spott werden über den Minister ausgeschüttet, weil er der dilettantischen Meinung ist, er könnte gegen den Willen des an der Börse investierten Großkapitals etwas ausrichten, und mit der satten, in zynische Redensarten eingewickelten Behaglichkeit des gewerbsmäßigen Schiebers und Ausbeuters wird festgestellt, daß gegen die Bereicherung ja nichts mehr zu machen sei! ...

*

Eine überraschende Statistik

In der „Berliner Volkszeitung“ veröffentlicht an leitender Stelle Dr. med. Dreuw-Berlin einen Aufsehen erregenden Artikel, überschrieben „Neue Volksgefahren“. Darin wird unter Beibringung wichtigen wissenschaftlichen Materials auf eine schwere Bedrohung unserer Bevölkerungspolitik und Volksgesundheit durch das Salvarsan hingewiesen. Aus dem interessanten Aufsatz verdient besonders die folgende Statistik Interesse.

Während die Durchschnittszahl der in den Jahren 1900 bis 1910 im deutschen Heere beobachteten Fälle von Syphilis 4,29‰, also rund 4,3% der Kopfstärke betrugen, steigt diese Zahl seit dem Jahre 1910, in dem das Salvarsan eingeführt wurde, in geradezu erschreckendem Maße. Die Durchschnittszahl beträgt nach der amtlichen Statistik in den Jahren 1910, 1911, 1912 5,3‰, d. h. 25% mehr Fälle von Syphilis sind seitdem im Heere beobachtet worden. Diese erschreckende Zunahme schon vor dem Kriege ist einerseits auf den in allen Zeitungen gepriesenen Salvarsanoptimismus, der zum zügellosen Leichtsinn geradezu aufforderte, zurückzuführen. Sodann auf die unterdessen festgestellte geringe Heilwirkung, die angesichts des künstlich geschürten Leichtsinnes erst recht verhängnisvoll wirkt. Daher sehen sich die Salvarsananwender auch gezwungen, genau so wie früher mit Quecksilber zu behandeln und dieser seit vier Jahrhunderten erprobten Methode noch einige Salvarsanspritzen hinzuzufügen. Mit der Logik dieser nur verteuernden Methode kann man beweisen, daß Brunnenwasser stark desinfizierende Eigenschaften hat, wenn man vor oder nach seiner Anwendung noch Karbolsäure verwendet.

*

Ein Gebiet für taktvolle Zensur

Da wird aus München ein „Liebesdrama“ herumtelegraphiert. Kein Kinodichter hätte trefflicher arbeiten können: Leutnant und Schneidermeisterstochter, „Elionore“(!), beide „elegant“, Namen, Geburtsdatum ausführlich genau berichtet, Schauplatz Englischer Garten, Revolver, die beiden Leichen „fest aneinander geschmiegt“. — „Das Motiv zur Tat ist noch nicht bekannt.“ Noch nicht; also auch diese arme und armselige Vorgeschichte wird man uns noch bescheren müssen.

Ist denn die Zeit, worin wir leben, tagtäglich am Tragischen und Schicksalsvollen

Digitized by Google

wahrlich nicht reich genug? Muß das noch immer Reporter-Aufdringlichkeit durch ihre Pikanterien — oder was dafür von Klatschseelen gehalten wird — ergänzen, wie einst im holden, von seinem Kulturgefasel erfüllten Frieden? — Diese und unzählige ähnliche Gefühlsentartung, so hieß es damals, werde erst geheilt werden durch einen großen Krieg! Und jetzt? Papierknappheit der Zeitung, alle Spalten mit Kriegssorgen, Menschenhekatomben, Lebens- und Teuerungsnot angefüllt, und dennoch die Seele des süßen Publikums noch immer der Aufnahme so angenehmer Liebestragik fähig? Oder wenn sie es nicht ist, müßten doch ihre täglichsten Erzieher einstweilen schon wieder es damit versuchen?

Ed. H.

*

Kulturpropaganda

Es gibt Büchlein, von denen im inländischen Deutschland man nichts weiß, sie sind nur bestimmt, dem Ausland durch Wort und Bild eine freundliche Meinung von uns beizubringen. Im leitenden Sinne der höheren Politik vertiefen sie den Eindruck von unserer rechtlichen Unschuld und Gewissenhaftigkeit, was man nicht ganz mühelos erst begriffen haben muß, um beispielsweise zu verstehen, weshalb den Neutralen durch ein langwieriges amtliches Gutachten dargetan wird, daß ein deutscher Torpedo der fragliche Übeltäter sei, durch den die holländische „Tubantia“ unterging.

Sanftmütig setzen sie die Geduld daran, auf jeden Vorwurf mit Geschick oder doch Sorgsamkeit einzugehen. Wenn Bismarck den Staatsmann mit dem scharfäugigen Jäger verglich, der Ruhe und Ziel nicht über den ihn umschwärmenden Insekten verlieren dürfe, so gleichen sie lieber dem heiligen asketischen Antonius, der den Fischen predigte, weil ihn die Menschen nicht hören wollten, nur daß sie in diesem Fall sich mit ihrer Überzeugungsbemühung an die Stiche der böswilligen Insekten wenden. — Da heißt es, wir seien Barbaren. Und wir haben doch gerade in Leipzig eine „Deutsche Bücherei“ eröffnet. Wenn man also diesen großen Bücherkasten, der unerbittlich alles, was gedruckt wird, zur Registratur verwandeln will, glaubhaft photographiert vorzuführen in der Lage ist, werden die Völker wohl wieder den Glauben an deutsche Zivilisation gewinnen und uns einen gnädigen Frieden schenken, statt uns zu sehr zu züchtigen.

Der Gedankengang ist ungewöhnlich gut und zutreffend, besser als wir hier manchen anderen finden. Der nörgelnde Betrachter versteht nur wieder nicht die höhere Diplomatie dabei. Da sind vor dem großen Gebäude auch gleich einige uniformierte Schutzleute zu Pferde und zu Fuß als die Staffage auf weiter Asphaltflur photographisch mitverkörpert. Der denkende, aber nicht so tiefblickende Neutrale amüsiert sich darüber. Er ahnt nicht die Finesse politischer Anerkennung, welche hier wieder der „Vorwärts“ und das „Berliner Tageblatt“ verdientermaßen einheimsen, weil sie so unermüdlich, schon als sie noch nicht regierungsbefreundet waren, die Vorstellungen von der deutschen Polizeikultur zu denen, die diese noch jetzt nicht bezweifeln, verbreitet haben.

Sbm.

*

Der heilige Joseph als Befreier von der Wehrpflicht

Mehr Einfalt als Gesetzwidrigkeit steckt in der Wiener katholischen Monatsschrift „Der Sendbote des heiligen Joseph“, wenn sie auf S. 27, 28 und 70 des laufenden Jahrgangs schreibt: „Der Fürbitte des heiligen Joseph und dem Gebet der Vereinsmitglieder werden folgende Anliegen empfohlen“, u. a.: „Um Befreiung vom Militär“, „um baldige Heimkehr und Befreiung vom Militär usw.“ „Öffentlicher Dank dem heiligen Joseph für schnelle auffallende Hilfe für Militärangelegenheiten.“ „Ich und meine beiden Töchter hielten eine Novene (eine neun Tage lang wiederholte Andachtsübung), und was niemand geglaubt hätte, geschah: mein Vertrauen wurde belohnt und mein Sohn ging frei.“

Immerhin sollte die katholische Monatsschrift von zuständiger Seite darauf hingewiesen werden, daß Jesus Christus gesagt

Digitized by Google

hat: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. D.

*

Auf Gummirädern

Ein Leser klagt in den „Berl. Neuesten Nachrichten“:

Eben habe ich die Reifen und Schläuche von meinem Fahrrad abgeliefert. Die dafür gezahlte Entschädigung ist selbst bei guter Erhaltung kaum halb so groß, als der Preis in Friedenszeiten. Nicht ohne Wehmut trennt man sich von dem Fahrrad; hat man sich doch manche Erholung und Freude damit schaffen können. Aber wenn der Gummi für Heereszwecke erforderlich ist, muß man natürlich darauf verzichten. Unverständlich ist nur folgendes: Seit einiger Zeit legen sehr viele Landleute in hiesiger Gegend sich Wagen mit massiven Gummireifen zu; sie wissen ihren neuerworbenen Reichtum nicht anders unterzubringen. Ein solches Wagenrad enthält aber des Vielfachen an Gummi, wie Schläuche und Reifen eines Fahrrades zusammen. Es erregt geradezu Ärgernis, in wie protzenhafter Weise diese Herren mit ihrem Reichtum prunken in einer Zeit, wo jeder sonst sich Entbehrungen auferlegen muß. Wenn sie bis dahin ohne Gummi fahren konnten, so auch wohl in der Kriegszeit. Weshalb aber wird nicht Beschlag auf jenen Gummi gelegt und das Fahren darauf verboten? Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wird hier eine Ausnahme von diesem sonst geltenden Grundsatz gemacht?

*

Comprimés Bayer

Jemand im Hause braucht Aspirin. Es wird aus der Drogenhandlung geholt. Hergestellt von Friedr. Bayer & Co., Leverkusen bei Köln. „Aspirine. Antirheumatismal, Influenza, Refroidissements de toutes sortes“ usw. „20 Comprimés Bayer“. Prix net Fr. 1.25.

Wir wohnen ja im „Ausland“. Über dem See liegt das große Deutsche Reich, blinkt der helle Bismarckturm herüber. Die Leute, die hier Französisch können, gingen leicht in ein paar Schulbänke zusammen. Aber der Fabrikant aus dem großen Deutschland — der muß seine Ware französisch senden.

Ach, verschont uns nur mit der Erklärung und dem „untergelaufenen Irrtum“. Wir kennen ihn, haben ihn von anderen dutzendemal schon gehört. Die französischen Adressierungen auf dem, was von Deutschland in die Schweiz geht, sind auch so eine irrtümliche Selbstbefriedigung der Firmen und ihrer Bürodamen.

Da gibt es Leute in Deutschland, die die deutschen Schweizer für nicht deutsch genug erklären. Als ob diese nicht die gehäufteste Gelegenheit hätten, sich ihrerseits ihr Teil zu denken. Das bleibt so, auch wenn aus allgemeinen Gründen anzunehmen ist, jenes „Aspirine“ sei noch vor dem Krieg herübergekommen. H.

*

Hjuhs

Die „Vossische Zeitung“ belehrt mit erhobenem Zeigefinger: „Der Name des republikanischen Präsidentschaftskandidaten der Vereinigten Staaten wird, wie die Beobachtung lehrt, in Deutschland vielfach unrichtig ausgesprochen. Die richtige Aussprache ist „Hjuhs“. Auch der englische Vorname Hugh spricht sich ‚Hjuh‘ aus. Feste Regeln über die Aussprache von Eigennamen bestehen in England und Amerika nicht, so spricht sich z. B. das alte englische Adelsgeschlecht Beauchamps wie Bitscham aus; Cholmondeley wird zu Tschömli und Brougham zu Broom.“

Ob wir Deutschen es doch nicht gar zu schwer haben?! Nun müssen wir doch unbedingt wissen, wie diese Leute ihre vertrackten Namen aussprechen. Es könnte am Ende sonst vielleicht wohl gar ... Wir müssen es eben einfach lernen; Wichtigeres haben wir gar nicht zu tun, erst recht jetzt nicht. St.

*

Digitized by Google

Die Frau Geheimrat in St. Moritz

Von einem Besuch in St. Moritz erzählt Dr. Max Blunck in den „Hamburger Nachrichten“:

Es war auch jetzt noch so wie in früheren Jahren — leerer wohl — doch auch heute Luxus und Getriebe eines Weltbades: „Tennis — Tournament“, „Grand Concert“ — „Grand Bal“. Das ist so der Hauptinhalt St. Moritzer Lebens, und wie schon die Sprache, in der diese Veranstaltungen angekündigt werden, besagt — überall Ententler und Ententefreundlichkeit. Der Deutsche zählt nicht viel, aber er zählt immer noch mehr als Mister und Missis I. and family aus Berlin oder Mister R. aus Hamburg, die innerlich und äußerlich ihre Nation leugnen und mitlaufen mit unseren Feinden, richtiger ihnen nachlaufen. Oder wie eine Frau Geheimrat B. aus Karlsruhe, auf eine Aufforderung, sich an einer Veranstaltung für das deutsche Rote Kreuz mit einer Spende zu beteiligen, dies ablehnt mit der Erklärung, sie würde das peinlich quälende Gefühl nicht los, daß durch eine solche Veranstaltung eine Taktlosigkeit begangen würde gegen unsere in St. Moritz befindlichen Feinde. Das ist der peinlichste Eindruck von St. Moritz — ein Eindruck, der ekelt: diese würde- und nationslose Gesellschaft, die dort ihr Vergnügen sucht, und nur den Grundsatz kennt: „ubi bene, ibi patria“. Daß es auch jetzt noch solche „Deutschen“ gibt! Sie sollten draußen bleiben für immer — in unserem Vaterland ist für die, die ein Vaterland nicht kennen, kein Platz, und es wäre gut, ihnen die Pässe zum Eintritt zu verweigern!

*

Idiotie und Krieg

Was ich mir darunter denke, geht aus einer Nummer der „Berliner Illustrierten Zeitung“, jener so stark verbreiteten Zeitschrift, hervor. Auf der letzten Seite ist unter der Aufschrift „Von den Bühnen“ der von einer reklametüchtigen Presse in den Himmel gehobene Guido Thielscher in großem Ovalbild zu sehen, und darunter steht: „Guido Thielscher als Konsul Giesebrecht in der Operette ‚Die Fahrt ins Glück‘ von Gilbert, die im Theater des Westens aufgeführt wird“. Wie sich Thielscher da als Konsul Giesebrecht vorstellt, in Gesichtsausdruck und Haltung ein ausgemachter Idiot, bekleidet mit einem ordenbedeckten Epaulettenrock, bewehrt mit einem Degen und einen Hut mit Federbusch in der Hand, das hat ganz und gar nichts in natürlicher Weise zum Lachen Reizendes an sich. Die Reklame aber diktiert aufs geduldige Papier für ein eselgeduldiges Publikum: „Das Theater des Westens brachte mit bestem Gelingen den neuen Gilbert heraus. Seine Operette ‚Die Fahrt ins Glück‘ verdiente sich den Beifall durch die melodiöse und reinliche Komposition, die von der Darstellung um so wirksamer getragen wurde, als die Theaterleitung sich in Guido Thielscher eine besondere Kraft von persönlicher Komik und außerordentlicher Beliebtheit zu sichern verstanden hat.“

Man hat es „verstanden“, sich Guido Thielscher zu „sichern“. Und Guido Thielscher „versteht“ es ausgezeichnet, einen Idioten in des „Puppchen“-Gilbert neuestem Machwerk zu mimen. Unter Guido Thielscher in seiner Idiotenrolle ist ein Bild, das zeigt, wie türkische Soldaten im Sonnenbrand der Wüste in einfacher Weise ihr Brot bereiten. Die Idiotie berührt hier den Krieg in blasphemischer Weise! — Über diese zur Wichtigkeit aufgeblasene Idiotie, die sich in dem gekennzeichneten Bild von Thielscher ausmalt und sich in gewissen Zeitschriften einer besonderen Pflege erfreut, konnte man sich schon vor dem Kriege ärgern. Jetzt, in der Kriegszeit, wird sie zum Ekel. Und diese Idiotie soll die „heitere Kunst“ sein, bestimmt, „in dieser ernsten Zeit aufzumuntern“! Diese blödköpfigen Verrenkungen von Körper und Geist widern an, und es erscheint wie Prostitution begabter Künstler, sich damit zu befassen.

A. G.

Digitized by Google

„Siehe, eine Dichterin!"

Unter diesem Vorwande zerreißt Wilhelm Schmidtbonn den Lesern des „Berliner Tageblatts" das Herz:

„Die Dichterin hat einen Sohn. Sie klopft morgens an sein Zimmer und weckt ihn, wenn er einen wichtigen Gang verschlafen will. Sie kauft ihm Mantel, Schuhe, Krawatten, einen Stock mit Silberkrücke. Wenn er krank ist, geht sie über die Straße und holt ihm in Teller und Töpfen, über die sie Papier breitet, sein Essen. Sie sucht schöne junge Mädchen für ihn aus, mit denen er sich befreunden soll, und wenn sie mit dem Sohne einem dieser Mädchen begegnet, so bleibt sie zurück, weil ihr Mantel abgetragen ist und den Glanz des Sohnes verdunkeln könnte."

Die bepriesene Dichterin ist Else Lasker-Schüler (= Lewin-Walden). „Siehe, eine Dichterin!"

Mag sein, daß sie in ihrer Art eine ist. Aber nicht in unserer Art.

*

Im Klubsessel

Die Frage scheint nur dem Laien schwer:
Wo schaffen wir Schwein und Rindvieh her,
Saatgut und Futter und Zucker süß,
Kartoffel, Brotkorn und Gemüs?
Wie leicht doch dem Fachmann die Antwort drauf fällt!
Zuerst werden Klubsessel aufgestellt,
In denen man sich, gehörig fest
Besoldet, photographieren läßt.
Das andre: Kartoffeln, Mehl, Schweine und Kälber,
Bleibt aus oder kommt — alles ganz von selber.

Wir lassen mit Sachverstand die Waren
Recht fleißig im Reiche spazierenfahren;
Ob groß der Verlust und die Magen hohl,
Uns tut's nichts — wir haben das Monopol.
Der einzige Kummer der G. m. b. H.
Ist immer: Sind die Klubsessel da?
Wenn das Korn verfault, die Kartoffel erfriert,
Was schadet's? Wir werden photographiert!
Der Photograph braucht an Sagetagen
Nicht einmal: „Bitte recht freundlich!" zu sagen.

Auch bringt es unsre Mietsetage
Nie aus dem Häuschen und in Rage,
Empfangen wir der Beschwerden viel,
Daß die Preise steigen ohn' Maß und Ziel,
Bis aller Privatwucher Kinderspiel.
Das sind so Sorgen von Hinz und Kunz,
Wir haben andre — was kümmern sie uns?
Solange wir unser Gehalt beziehn —
Sitz der Gesellschaft: Klubsessel, Berlin —
Belächeln wir milde den Futterneid
Der unbesoldeten Öffentlichkeit,
Die sich auch ohne Photopracht
Schon längst ein Bild von uns gemacht.

Caliban im „Tag"

Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Schriftleitung des „Türmers"**, beide **Zehlendorf (Wannseebahn)** zu richten. **Für** unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen" des „Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes **Porto** verpflichtet die Schriftleitung weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf der Schriftleitung zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. **Alle** auf den **Versand und Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **unmittelbar an diesen richten: Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch den Verlag.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Kalter Tag (An der Amper) — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Zweites Januarheft 1917 Heft 8

Hindenburg und die Neuorientierung

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Das ganze Gebot der Bürgerpflicht und der Regiererpflicht ist jetzt, den Kopf nicht zu verlieren, ruhig Blut und Klarheit in den Köpfen zu beweisen, das tun, was hilfreich und vaterländisch ist, und darin länger auch nichts mehr versäumen. Für nützlich würde ich halten, wenn die Regierer öfter durch kleine, verständliche, warmherzige Mitteilungen an die Bevölkerung sie unmittelbar aufklären und belehren würden, so wie Batocki es schon tat, nicht im Kanzleistil träger oder kalter Amtsseelen. Auch die Tagesredaktionen sollten manchmal ihren Extrablättern eine Anmerkung für die, die kindlichen Gemütes sind, beigeben. So fand ich, mit Hilfe mal wieder recht täppisch gefaßter Wolfftelegramme, in einer süddeutschen Grenzstadt kürzlich eine wahre Verzweiflungsstimmung der kleinen Bürger, daß nun auch noch „Griechenland“ — statt Veniselos' mit seinen 4000 — den Krieg erklärt habe und zur Entente übergegangen sei.

Es steht alles so, wie Hindenburg vor dritthalb Jahren sagte: wer die besseren Nerven hat, gewinnt's. Der gleiche kluge, klare Blücher unserer Zeit sprach nicht viel später aus: wir müßten nicht bloß durchhalten, sondern müßten siegen. Soeben sind wir daran, das in seiner ganzen kategorischen Notwendigkeit erst zu begreifen. Damals wog man herum an Verständigungen samt zugehörigen Verzichten, hielt für möglich, daß England die nicht gut stehende Partie aufgäbe,

Hindenburgs Ausspruch ward als ein herzhaftes Kraftwort begrüßt, das den mutigeren Wünschen der Deutschgesinnten zu Hilfe komme.

Dadurch, daß der Krieg in seiner ganzen Bitterkeit und Schwere lange währt, wird der politische Verstand allmählich aus den Einbildungen und Theorien losgelöst. Wir schöpfen daraus eine Hoffnung, daß auch die vielberufene „Neuorientierung“ am Ende doch nicht eine verhängnisvollere Übereilung wird, als je bisher begangen wurde. Daß sich vielmehr die Einsetzung des wirklichen, statt des bevogteten Volkes in seine vermehrte Mündigkeit und Selbstregierung anbahnen kann, die in der Linie der deutschen Geschichte liegt und ihren Anfängen jene gesunde Schönheit gibt, die die Römer rühmten und unsere Schulbücher zu verstehen suchen. Freiheiten im Sinn der selbstachtungsvollen, selbstverantwortlichen, von Treupflicht und Pflichttreue erfüllten germanischen Männlichkeit, und so auch im Sinne Kants, der nichts von den Germanenverhältnissen wußte und dennoch den Grundzug ihrer Demokratie im kategorischen Imperativ, als dem Begründer der freien Persönlichkeit, formulierte. Entwicklungen nach den Plänen des Freiherrn vom Stein und der Männer, die ihm mitdenkend zu folgen vermochten, wie Scharnhorst, wie Boyen und andere kantische Schüler.

Nach 1813 sind diese verheißungsvollen, organischen Anfänge stecken geblieben. Möser und Schiller wurden in die Literaturgeschichte eingegipst, Kant blieb der große Name einer Fachphilosophie. Die Durchschnittlichkeit der Regierenden wie der Publizisten verhalf statt einer deutschen, volkserzieherischen Entwicklung den Mustern der französischen Revolution zum Siege, teils durch wohlmeinend schnellfertige Zugeständnisse, teils auf dem wirksamen Wege der gegen sie verkündeten Reaktion. So öffnete denn auch das germanische Deutschland seine Tore für den Aufbau des Parlamentwesens auf die Unmündigkeit eines frisch aus dem Absolutismus kommenden Volkes, auf die Agitation, die Doktrin, was alles drei so nur dasselbe ist. Kein ehrlicher Mund kann auch heute behaupten, daß unser durchschnittlicher Wähler die Gesamtmaterie der öffentlichen Beschlüsse, so wie ihre Fragestellungen jetzt an ihn kommen, selbständig durchdringen kann. Dagegen könnte er es ganz gut von unten her, aus seinen realen Verhältnissen und seinen gebildeten und anständigen Verstandesregungen. Davon später. Auf jene Weise verwandelte sich nun auch Deutschland in ein Land der Demagogie, der Massen-Strategie, eines Deputiertenwesens, das es teils mit den Gesundheitskuren durch die Parteitheorie ehrlich ernsthaft und deshalb dann möglichst radikal nimmt, das teils aber auch im Laufe der Zeit auf Weise der Thermidorianer und derer, die nach Napoleon dann wieder aufkamen, die Selbstzwecke des Parteigetriebes, der Eitelkeit, des Machtkitzels, des Karrieremachens vorwalten läßt. Bekanntlich ist die volkliche Selbstbestimmung nebst „öffentlicher Meinung“ nirgends eine so krasse Lüge wie in Frankreich geblieben, aber auch die Bildung und feinere Selbstachtung haben sich seit Menschenaltern von der Politik zurückgezogen, mit Ausnahme derer, die die erwähnte Karriere aus ihr machen. Ein großer Historiker, Taine, hat das alles eindringend begründet und damit auch den Hippolyte Taine seiner jüngeren Jahre selbstaufrichtig widerlegt, der ein feurig an die abstrakten Revolutionsideale glaubender, beliebt populärer Ästhetiker und feiner Literarhistoriker gewesen war, den erst das Jahr 1870 in jäh aufrüttelnden Erkenntnissen

Digitized by Google

dem Studium des ihm bis dahin in seiner Realität gleichgültigen Staatlichen und Politischen zuführte.

Wohlmeinende Hochgestellte bei uns in ihrem Streben, Deutschland freier und in sich versöhnter zu machen, werden dahin gezerrt, daß sie zu diesem Zweck der Schablone von 1791 noch vermehrte Geltungen einräumen wollen. Dem entgegen muß versucht werden, auf die eindrücklichsten Belehrungen hinzuweisen, die sich aus dieser phrasenlos gewordenen Gegenwart um uns her ergeben.

Was jetzt die Völker, die man entgegen ihrer wirklichsten Wohlfahrt an England ausgeliefert hat, so oder so an den Abgrund ihrer Unabhängigkeit führt, Frankreich, Belgien, Italien, Rumänien, das ist die Politikerherrlichkeit und Phrasenverstricktheit jener Schablone von 1791, ist der typische Kurzblick, der dem politisierenden Advokatentum zu eigen ist, wenn man von der Leichtherzigkeit, Eitelkeit, persönlichen Vorteilsmache gar nicht reden will. Ferner Bulgarien und Griechenland standen bis auf die Messerschneide in derselben Gefahr, durch Venizelos und durch Genadiew, den „befähigtsten Kopf Bulgariens“ (laut der internationalen Macherpresse) und nunmehrigen Zuchthäusler.

Bei allen militärischen Großtaten und aller deutschen Strategie wären wir in gewissen Stadien des Krieges dem Verderben schwerlich entronnen ohne die Solidarität der Oberflächlichkeit, Unsachlichkeit und leichtfertigen Selbstvortäuschung, die in diesen westlichen und südlichen, einseitig auf die Tagestaktik geschulten Parteipolitikern beisammen ist. Ihr Opfer sind vor allem die feindlichen Generäle.

Eindrucksvoller denn je steht im Chaos der Ereignisse als Hort des Gewissens, der Besonnenheit, des unverwirrten Volkswohls und seiner mannhaften Beschirmung die sich hundertmal verantwortlicher wissende Monarchie. Sowohl die im alterworbenen Vertrauen befestigte, wie diejenige, die durch Männer ihre Zeit gekommen sah, dieses dankende Volksvertrauen überzeugend neu sich zu erwerben. Hochsichtbar vor allem Zar Ferdinand und König Konstantin, die beiden von einer unendlichen Volksliebe getragenen Erretter und Führer zur Zukunft. Daneben auch, im Gegensatz zu dem unglückseligen Portugal, die spanische, klug vertretene Monarchie, besonnen die verjüngende Neukräftigung ihres von alters parteiverwüsteten Landes vorbereitend, oder auch Schweden, wo wir den Zug der 30000 zu ihrem König, wegen der von den Politikmachern bedrohten Wehrsicherung der Heimat, und die Antwort König Gustavs nicht schon wieder vergessen werden. Gewiß, auch Italien nennt sich Monarchie. Auf es wie kein anderes Land ist hier zu weisen: was aus glückhaft begonnener Zukunft eines aufstrebenden Volkes wird, wenn die versagende Schwäche sein Schicksal an die Leichtherzigkeit und die Vielgebundenheit des politischen Klüngels verrät.

Zur bewunderten Anerkanntheit, wie noch seit keinem Gedenken, kam im Verstand der Nationen die staatliche deutsche Schwerthand: der Militarismus, wenn man den häßlichen Ismus seinen Begeiferern aus dem Munde nehmen will, die im Ausland nun an dieses Scharnhorstsche Vorbild sich anklammern müssen, um aus dem, was die Gewissensleichten angerichtet haben, vielleicht noch mit halbem Glück herauszukommen. Lassen wir seine mitleidlosen Kriegsaufgaben aus dem Spiel, so bleibt die große Beweisführung stehn, daß die feste und phrasen-

Digitized by Google

lose Ordnung der Wehrmacht keinen Gegensatz bildet zur Wahrnehmung des bürgerlichen, sozialen, materiellen Wohls, zur Ausgleichung der Stände und der Egoismen, zur Sozialisierung der Leistungen und Gesinnungen. Sondern daß alles dies, wenn einmal die Probe an sie kommt, bei ihr die schöpferisch erfolgreicheren Kräfte findet, als bei der in den eigenen Drahtzäunen festhängenden Kanzleibureaukratie, die dadurch nicht geistesstärker wird, wenn sie ihre — wiederum von Hindenburg betonte — Neigung zu verschleppenden und tötenden „Bedenken“ auch noch in der Richtung schüchterner Beifallssuche mehrt bei den zu unseren Volks- und Staatszielen wesensverschiedensten Meinungsmachern. Hoheitlich beschämend steht dieses positive, die Nation nach Hindenburgs Idee staatsbürgerlich sozialisierende Schöpfertum der Generäle gegenüber den gewissen Politikern des bloßen verneinenden Machtsozialismus, deren staatsmännisches Zeitgefühl sich auf den ganzen Kleinpunkt zusammenengt, mitten in Deutschlands Lebens- und Todeskampf, mitten vor den schwierigsten polnischen Fragen, vor den gewaltigsten Umgruppierungen der ganzen weltgeschichtlichen Zukunft, blicklos und fühllos um alle diese Entwicklungen unbekümmert, lediglich eine für ihren Machtsieg notwendige Abänderung am preußischen Wahlrecht herauszuschlagen, damit dann auch das künftige Deutschland nach ihrer und ihrer Beifallspender Politik den Weg der Frankreich, Italien, Portugal beschreite.

Der Kanzler v. Bethmann Hollweg hat in einer seiner einsichtsvollsten Wendungen von Ministern gesprochen, die gehangen zu werden verdienen würden. Es waren Erkenntnisse der äußeren Politik, die teuer bezahlt verspätet, doch nicht zu spät kamen. Möchten solche Erkenntnisse eines „Zuspät“, an dem nichts mehr zu retten ist, nicht auf die innere hohe Steuerkunst angewandt werden müssen. Wir brauchen wahrhaftig kein noch tieferes Aufreißen der politischen und sozialen Parteiklüfte, keinen noch vielmal verschärften Bürgerkrieg, geführt mit der Spiegelfechterei von Lehrmeinungen, die der Tod des gutsinnigen, die Menschen verbindenden und zusammenführenden Verstandes sind. Wir brauchen diesen gutsinnigen natürlichen Verstand, daß er zur allgemeineren Geltung in unserer Öffentlichkeit gelange, daß er, wo er gegen die Tendenz zur kahlen, vaterlandskühlen Plutokratie mit all ihren entsittlichenden und vergewaltigenden Nebenwirkungen so bitter notwendig ist, nicht aus den Parlamenten noch mehr verdrängt werde durch eine vormundende, winkeladvokatenhaft sich dazwischenschiebende, tatsächlich gegen alles mehr als gegen die Geldherrschaft anstürmende Auffassung volklicher „Vertretung“. Wenn schon Neuorientierung, und wir sind sehr dafür, dann gründlich. Die Welt wird jetzt doch mal neu und anders, und die deutsche am meisten, die in dieser Weltenstunde sich für das neue Notwendige und das schöpferische Gute fähig machen muß. Setzt die Vertretung des wirklichen, ganzen Volkes zusammen nach dem, was einer beurteilen kann, was er versteht, was er nach seinem Stand am eigenen Leibe kennt, aus der gleichstellenden Selbstachtung und der Selbsterziehung aller Berufe.

Nennt's Interessenvertretung, prophezeit, daß es sie werde, immerzu! Als ob nicht diese in den Parlamenten längst, nur in verkappter und viel verlogenerer Weise, vorhanden wäre. Die Erfahrungen mit den erklärten, bestehenden Interessenvertretungen durch Ausschüsse, Genossenschaften, Berufsgerichte sind

Digitized by Google

nur gute. Bei ihnen ist Sachlichkeit, ehrliche Offenheit, Anstand der Gerechtigkeit, der Rücksicht und des Ausgleichs.

Mindestens: prüft das! Sperrt diese bessere, reinere, wahrhaft volksfortschrittliche und gemeinsinnige Zukunft nicht zu durch übereilte weitere Nachgiebigkeiten an eine oberflächliche, bisher lediglich ihren Nationen zum Niedergang gewordene Theorieschablone. Haltet diese Rückkehr offen vom französischen Scharlatanismus zur germanischen Geschichtlichkeit. Mochten deren alte Thinggemeinden, Tagfahrten, Ratsversammlungen, von denen des Königs bis herab zum kleinen Märkerthing, wohl auch viel Eigenwilligkeit der steifnackigen Freihälse jeglichen Standes erleben, wenigstens waren sie frei von Dogmen und Parteien, in denen so leicht beides untergeht, die Persönlichkeit und die Sachlichkeit. Das war ihr Gutes, daß sie kein „Prinzip“ des Widersinns aufkommen ließen, keinen befangenen Unverstand und nicht, wie der Römer mit Historikerneid hervorhebt, dessen öffentliche Redefreiheit. Sagen wir es offen: die endlosen unsachlichen, ablenkenden Zänkereien und verschleppenden Schwerfälligkeiten kommen in die alte Reichs- und Reichstagsgeschichte erst durch die „vertretend“ entsandten Zungendrescher und Aktenmenschen. — Neue Wahlrechte, heißt es, müssen der „Lohn“ des deutschen Volkes werden. Also dann so, daß sie zum Abbau des Partei-Optimatentums führen, zur Überwindung der Gedankenfälschung unserer breiten Schichten, mit ihrer Sinnvergiftung und verneinenden Verhetzung. Wiedereinsetzung der Mächte des Gemüts, die über alle eingelesene Theorie gehn und eines sind mit dem großen freiwilligen Takt und dem natürlicheren Verstande, die in dem echten, werktätigen, ursprünglichen Volke sind. Die deutschen Mächte des Gemüts, die auch Hindenburg meinte, als er in dieser, die guten Kräfte aufs höchste anfordernden Gegenwart den geschichtlichen Furor teutonicus aufrief, der mit Armin in der Varusschlacht und unter den Fahnen des alten Blücher, aber auch in verwandten geistigen Erhebungen Volkstum und Vaterland gerettet.



Die Turmuhr von Arras · Von Karl Müller-Poyritz

Vor Arras schläft nach hartem Tag die Schlacht.
Der Donner ist verhallt; wie Weihnacht flimmert's
Am Sternenhimmel der Dezembernacht.
Aus wisperndem Gedunkel klingt und schimmert's,
Als wenn's uns ferne Grüße anvertraute
Und Liebe einen Schutzwall um uns baute.

Die Posten spähen an der Brustwehr aus,
Daß Feinde nicht den holden Traum verjagen,
Und alle Seelen weilen still zu Haus.
Da hört man eine ferne Turmuhr schlagen.
Ob klare Luft den Ton von Arras trug?
Ob unsers Heimatortes Glocke schlug?



Digitized by Google

Die Jugendfreunde

Von Hans Schoenfeld

Ich war von der Front auf Heimaturlaub in meine Vaterstadt gekommen. Man tischte mir allerhand Neuigkeiten auf.

„Ach," sagte mein Vater, „das wird dich freuen zu hören: der Bildhauer Lange, der doch bei deiner Kompagnie stand, arbeitet jetzt an einer Kolossalgruppe. Sie soll dem Freundespaar Werder und Zech gewidmet sein; weißt du, den hübschen, großen Kerls, die man immer beieinander sah. Studenten der Technischen Hochschule, die im November 1914 als Kriegsfreiwillige zur Front gingen und gar nicht lange nachher fielen — wo denn nur gleich? Das ganze Stadtviertel nahm ja damals Anteil am Schmerz der Eltern, hochangesehenen Familien."

„Ich weiß, ich weiß", versetzte ich tonlos. Denn da war unvermutet eine Erinnerung wach geworden, die ich zu den eindringlichsten unter den vielen schmerzhaften und nachhaltigen Erlebnissen an der Westfront in zwei heil durchmessenen Kriegsjahren zähle.

Es fiel ein Schatten über die lichte Freude dieses ersten Friedens- und Freudentages im Elternhause. Doch ließ ich's niemand merken.

„Standen denn die Dioskuren, wie man sie allgemein in der Stadt nannte, nicht bei deinem Jägerbataillon?" forschte mein Bruder, der Primaner.

Ich nickte. „Sogar bei meiner Kompagnie. Eben deshalb wird Lange, der ihr Zugführer war, dies Freundespaar, das im ganzen Bataillon bekannt und geliebt war, sich als Stoff für seine neue Schöpfung gewählt haben. Wenn einer, dann ist er der Mann, das Gedächtnis dieser zwei Edelmenschen der Nachwelt in Stein zu meißeln."

„Er kann was," sagte mein Vater. „Ein Glück, daß seine Hände heil geblieben sind. Es wäre doch eine Tragödie für den Lange geworden."

Ich tat nichts dazu, die Unterhaltung über diesen Gegenstand weiter zu fördern, und das Gespräch wandte sich bald anderen Stoffen zu, doch war ich fest entschlossen, so bald als möglich Lange, den bewährten Kampfgenossen aus schwerer Zeit, aufzusuchen. Das Herz war mir übervoll.

Ich ging denn hin, als die Eltern ihr Mittagsschläfchen hielten und der Primaner mit seiner Büchertasche zur Nachmittagsschule abgerückt war. Und während die Straßenbahn ratternd und klingelnd sich dem fernen Vorort am Strom gemächlich zuwand, in dem die Maler und Bildhauer der Residenz mit Vorliebe sich einnisteten, trat übermächtig die Erinnerung an jenen Märztag des Jahres 1915 vor mich hin ...

Erste Loretto-Schlacht!

Wir waren auf Lastautos in drei Stunden Weges von Lille herangeführt, um preußische Füsiliere abzulösen, die nach Sprengung des vordersten französischen Grabens auf der wilden Höhe gestürmt hatten und unter dem tagelangen Trommelfeuer des Gegners zusammengeschmolzen waren. Zweimal hatten wir selber schon gestürmt und deutsche Kompagnien, die sich gegen die beiderseits eingebroche-

Digitized by Google

nen Franzosen verzweifelt hielten, befreit. Die ursprüngliche deutsche Linie war wiederhergestellt. Nun ging's uns wie den preußischen Kameraden vorher. Dazu warfen sie aber mit Minen. Es war bitterkalt auf der öden, zerfetzten Hochfläche über Frankreichs kostbarstem Kohlenbecken. Aber das verzweifelte Hin- und Herspringen vor den heranschaukelnden Minen, die damals noch nicht gleich beim Auftreffen platzten, machte uns warm genug. Sonst ließ sich an den morastigen, niederen Gräben nicht viel tun. Faust und Auge waren ständig auf der Lauer, denn der Franzmann lag auf Sprungweite und hatte es schon verschiedentlich mit Überraschungen versucht. Die Jäger taten still ihre Pflicht; sie sahen ihre Offiziere mit großen, brennenden Augen an, die stärker als Worte sprachen, doch konnte ihnen kein Offizier helfen. Die Leute fielen wie die Fliegen, denn es kamen Granaten aus der Flanke, und der verteufelte Minenhund stand unseren Gräben zu nahe, war mit schwerer Artillerie nicht zu fassen.

Da waren nun die Dioskuren. Mitten drunter. Weitaus die Längsten im Bataillon. Liebe, sanfte Kerle mit Augen wie Gazellen. Es war ihr erstes schweres Gefecht. Vor Armentières und Messines, das war Paradies gegen die Schrecken dieser Stätte der Mutter Gottes gewesen.

Den Dioskuren fiel's am schwersten, das wußten alle. So lange, schmächtige Jungen mit so weichen Augen! „Muttersöhnchen" hatten die Kameraden sie letzthin tituliert, da dem einen bei einem harten Wort des Zugführers die Tränen in die Augen geschossen waren. Ich sah schärfer. Sie waren beide ehrgeizig, denn sie meinten es mit ihrem heißen jungen Herzen so gut mit dem Vaterland und gaben ihr Bestes her. Das fühlten wohl auch die Jäger hier oben, denn sie hatten ein besonderes Auge auf ihre Flügelleute, die auch in Reih und Glied beisammen standen. „Bück' dich, Werder!" hieß es. Oder: „Zech, willst du den Kopf wegnehmen? Bist du denn so scharf drauf, daß dir wirklich was reinfliegt?"

Ich lag im überdachten Schützenloch, des ewigen Ausreißens vor den springenden Würsten, diesen Minen, überdrüssig. Mochte es nun kommen, wie es wollte; man stand in Gottes Hand. Ich war noch nicht warm in meinen Decken geworden, da geht eine Bewegung durch den so geflissentlich stillen Graben. Schon fährt der Kopf meines Burschen herein: „Ach, lieber Gott, beim linken Zug Minenvolltreffer! Gleich wieder fünf Mann futsch. Einer von den Langen ist mit dabei." Indem kommt auch der Gruppenführer melden: „Der Werder ist's. Ein Jammer. Kaum noch ein Glied beieinander. Und quält sich zum Gotterbarmen."

Ich war mit einem Satz hoch. Da brachten sie schon auf der fliegenden Bahre eine lange Gestalt, das Gesicht mit blutgetränkten Binden verdeckt. Neben ihm, die schmalen Schultern zuckend, die Unterlippe krampfhaft zitternd, um das aufsteigende Schluchzen niederzuhalten, der andere Dioskure.

Man setzte die Trage nieder. Kein Wort fiel. Da tastete der Schwerverwundete mit der heilen Hand suchend um sich, bis des Freundes warme Hand zufaßte und hielt. Der verhüllte Kopf hob sich mit unsagbarer Mühe, fiel kraftlos zurück. Der Freund verstand. Er neigte ein Ohr zu des Sterbenden Mund. Es waren nur geflüsterte Worte, der Rest ward von einschlagenden Granaten verschlungen, man hörte das „Plong" einer abgeschossenen Mine ... und doch hatte jeder von den Umstehenden verstanden: „Hans, sage den Eltern nicht, wie ich starb."

Digitized by Google

Es ging ein Zucken und leichtes Schütteln durch die Gestalt. Die Kameraden, die harten Kämpfer, wandten sich zur Seite — die Bahre schwankte mühselig weiter. Mich holte eine Ordonnanz nach der Barrikade am linken Flügel. Dort war's nie ganz geheuer. Fast war ich froh, somit der überweichen Stimmung Schach zu gebieten durch die harte Pflicht krasser Wirklichkeit.

„Ist er zur Verbandstelle hinuntergebracht?“ forschte ich nachher.

„Nein“, hieß es. „Es geht jetzt nicht. Der Zugangsgraben liegt unter Sperrfeuer. Und vor fünf Minuten ist der Werder gestorben.“

Ich kämpfte einen harten Kampf. In dem engen Graben durfte keine Bahre lange stehen, sonst gab's böse Stockungen. Liegt ein Schwerverwundeter drauf, dann kann's nichts helfen. Aber ein toter Kamerad muß vor den Lebenden zurückstehen. Es half nichts. So kroch ich zum rechten Flügel, wo der Graben zu unserem Abschnitt einmündete. Da hockte der lebende Dioskure regungslos neben dem toten Dioskuren hingekauert. Er hielt noch seine Hand.

„Zech,“ sagte ich und legte ihm leise die Rechte auf die Schulter, „nun seien Sie mannhaft und kameradschaftlich. Wir müssen Ihren Herzbruder so lange hinter die Grabenwand legen, bis die drüben etwas Ruhe geben. Einmal müssen sie doch mit ihrer Schießerei aufhören. Hinunter nach Ablain kommt unser lieber Werder, daß er dort in der Jägerecke in Ruhe seinen letzten Schlummer tun kann. Das verspreche ich Ihnen.“

Der Zech rückt und rührt sich nicht. Eine Mine schlägt keine fünf Meter vor uns auf der Brustwehr ein. Alles wirft sich zu Boden. Er zeigt mit keiner Bewegung, daß der fliegende Tod so nahe an ihm vorüberglitt.

„Also denn ans Werk, Zähne zusammen!“ mahne ich und gebe den Krankenträgern einen Wink.

Da springt Zech auf. Er hat ganz wirre, ferne Augen und sieht durch mich hindurch. „Keiner darf ihn anrühren!“ sagt er halblaut. Es klingt etwas wie Trotz und Drohung daraus. „Ich bring' ihn selbst hinunter.“

„Das ist ja Wahnsinn!“ sage ich erregt, mäßige mich aber sofort und nicke dem Dioskuren ermunternd zu: „Später kommt der Kamerad hinunter. Jetzt bringen wir seine irdische Hülle nur in Sicherheit. Aber nun kein Zögern mehr.“

„Ich!“ ruft Zech nochmals. „Nur ich!“

Eine Ordonnanz läßt mich von weiterer Gegenrede absehen. Ich soll sofort ans Telephon kommen. Ich blicke die Sanitätsleute nochmals bedeutsam an und eile hinweg.

Das Feuer will nicht schweigen. Granaten und Minen tanzen weiter ihren Höllenreigen. Das Telephongespräch mit dem Stab will auch nicht vorwärts. — —

„Wollten der Herr nicht Hochuferstraße aussteigen?“ fragt eine freundliche Frauenstimme. Ich schrecke auf. Wo war ich denn? Wo bin ich hier? Ach, in einer sauberen, gemütlichen deutschen Straßenbahn, bei einer gefälligen Schaffnerin und nicht im zerwühlten Hochgefild französischer Kampfstätte.

Gesenkten Hauptes trolle ich in die stille Vorstadtstraße. Jetzt werden die Weiterfahrenden im Wagen denken: „Das ist auch so ein armer Feldgrauer, der draußen kopfhängerisch und eigen geworden ist“, geht mir's durch den Sinn.

Ein tiefer alter Garten, der wuchtige Bau einer Villa im Backsteinstil glücklich überwundener Geschmacksepoche. Am jenseitigen Ende des Gartens ein

Digitized by Google

niederer, langer Bau in Weiß. Das typische Atelier der berühmten Kunststadt. Der Klopfer dröhnt an der mächtigen Flügeltüre. Nach geraumer Weile ein leichter Schritt, der mir zu denken gibt. Die schwere Pforte gleitet zurück. Da steht schlank und lang, lieblich und rein ein junges Mädchen. Mir kommt das Gesicht gleich so bekannt vor. Wo hab' ich denn? -- Und plötzlich, als hätte eine unsichtbare Hand ein Tuch vor den Augen weggezogen: Die Dioskuren-Schwester! — Sie ist beim Anblick meiner Uniform, des ihr nur zu wohlbekannten Jägergrüns, heftig erregt. Sicherer Instinkt sagt ihr: Das ist er in Person, von dem Bildhauer Lange so oft gesprochen, der selige Bruder geschrieben hat.

Mir ist wunderlich zumute. Traumhaft. Feine Fäden spinnen sich zu überaus zartem Gewebe vor der beschwingten Phantasie.

Dann stehe ich vor ihm. Er humpelt, so rasch das zerschossene Bein nur kann, am Stock auf mich zu, streckt mir beide Hände hin: „Ist's denn möglich? Aber die Freude!"

In dem saalartigen Atelier eine ragende Gruppe. Mein Blick geht immer wieder zu dem werdenden Gebilde hin. Lange sieht's. Er lächelt fein, wie nur Menschen lächeln können, die dem Tode ins Auge schauten und milde wurden. Dann stellt er vor: „Irmgard Werder." Er sagt es ganz unbefangen. „Eigentlich nehmen wir Besuch nicht an", meint er schelmisch. „Geschlossene Sitzung." Mit einem Blick auf das schöne, verwirrte Mädel: „Wir arbeiten grade an unserem Dioskurenpaar. Darf ich zeigen?"

Irmgard Werder nickt mit flammenden Wangen. Mein invalider Kamerad nimmt langsam den Lappen vom feuchten Ton, mit dem er beim Eintritt des Besuchers rasch das bearbeitete Stück bedeckte. Da wird eine Mädchengestalt sichtbar. Sie ruht hingestreckt, auf die Linke den halberhobenen Leib gestützt. Mit einem rührenden Ausdruck von Dankbarkeit und stolzer Trauer schaut sie auf zu zwei Mannesgestalten. Ihre Rechte streckt dem Paare ein Lorbeerreis hin. Den Dioskuren: Hans Zech, hoch und schlank, den Blick mit dem Ausdruck verzückter Leidenschaft, stolzer Hingabe frei ins Unendliche gerichtet. In seinen Armen ruht schlaff und hingesunken der andre, Irmgards Bruder. Das Gesicht mit Tüchern verhüllt, das linke Bein ein formloser, dick umwickelter Klumpen.

So, bis aufs Haar so, stürmte er an jenem Mittag dahin, Ablain tief im Tale zu. Übers freie Gelände im Granatenhagel, im pfeifenden Geschwirr eilender Maschinengewehrgarbe, eine sichere Beute des Todes.

Ich stehe wie unter Sphärenklang, wie von meiner irdischen Schwere losgelöst und bin wieder im Bann jener atemlosen Augenblicke, als mein Bursche aufgeregt in meine mühsamen Verständigungsversuche am Telephon hineinschrie: „Der Zech, der Zech! Schnell, schnell!"

„Ja," nickt Lange gedankenvoll, „er war ungehorsam, weil er bis zum Tode getreu war. Er wollte nicht leben, wo sein Herzbruder ins Reich der Schatten gegangen war."

„Sie hatten einander so lieb", sagt Irmgard Werder einfach. „Nicht einen Tag ihres ganzen jungen Lebens waren sie getrennt. Sie waren Nachbarskinder, machten auf einer Bank die Schule durch, bezogen die Akademie. Hans wäre unglücklich geworden ohne ihn, das sagen seine Eltern auch. Vaterland, Kampf,

Digitized by Google

Freiheit hätten ihm hohle Worte bedeutet. Er hätte den Tod aus Verzweiflung gesucht. Ohne Fritz. So war es ein Tod in Wonnen höchst vereinter Freundschaft. Die Menschen, sag' ich Ihnen, die Menschen, die auf die Kunde von ihrem Heldentod zu unseren Eltern kamen! Die Tränen waren alle echt."

„Ich war so verzweifelt", fällt Lange mit bebender Stimme ein. „Sie verstehen: die Übergangszeit. Man ist nicht mehr Soldat, noch nicht wieder Künstler. Nur Krüppel. Da kam die Schwester unseres lieben Toten und bat mich — man kann sagen im Namen des ganzen Stadtviertels, das reichliche Mittel gesammelt hatte —, dem Gedenken des heldischen Freundespaares mein Können zu weihen. Ich nahm's an. Nicht gern zuerst. Da fügte unsre Freundin eine Bitte hinzu ... das Herz der Schwester und Jugendfreundin überwand alle jungfräuliche Scheu ... Sie sehen ja, was sie sein gewollt: der Genius dieses Jünglingspaares. Auch eine Germania, die ihren Söhnen dankt."

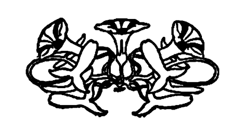
Sein Blick umfaßt die halb abgewandte Mädchengestalt mit einem Ausdruck, der mich wahrhaft fröhlich stimmt: hier finden sich zwei reine, starke deutsche Menschen langsam, leise zum Lebensbunde. Noch im Tode wirkt der Segensstrom dieser herrlichen Jungen schöpferisch einen neuen Bund aus: Freundschaft, die Liebe schafft, weil sie selber eitel Liebe war. Über die Schatten des Todes, passiver Nachtrauer der starke Funke ernstfröhlicher, wollender Kraft neuen Lebens. Das hat mir herrlich gut getan. Aus dem Jungbrunnen dieser stillen Künstlerklause nahm ich nicht nur die Genugtuung mit, ein echtes Kunstwerk, fußend auf erhabenem Vorgange, entstehen zu sehen — nein, auch die beglückende Gewißheit: das war ein Stück kommendes Deutschland, das die starken Wurzeln seiner Kraft weiß in allem, was schön, was lieblich, was groß und stark, einfach und rein ist und gelten soll, solange deutsche Zunge klingt.



Winterabend · Von Ina Seidel

O, Abend, kalte Wölbung, kahl und grau,
Trostlosigkeit der Bäume, zackig starrend,
Nicht mehr auf einen Sonnendurchbruch harrend,
Alternd wie eine nie geliebte Frau!

O, Abend, Eishauch atmend aus dem Leib
Der unerlösten, der im Winterharme
Versteinten Erde, die die leeren Arme
Ums Herz sich preßt, wie ein verlaßnes Weib!



Digitized by Google

Elsaß-Lothringische Vaterlandsgedanken · Von G. Ernst

Einwandfrei tadellos ist im ganzen Reichslande die Mobilmachung verlaufen; als „vorzüglich“ durfte der Kaiserliche Statthalter die „Stimmung der Bevölkerung des ganzen Landes“ dem obersten Kriegsherrn ohne Übertreibung melden; elsässische Zeitungen nannten „den letzten Faden der geistigen Zusammengehörigkeit der Altelsässer mit Frankreich für alle Zeit zerschnitten“. So war das Bild in den ersten Kriegswochen! Heute haben die außerordentlichen Kriegsgerichte zahllose Fälle deutschfeindlicher Kundgebungen aus allen Kreisen der Bevölkerung vom Kaiserlichen Beamten bis zur Stallmagd abgeurteilt; unerhört groß ist die Zahl der für fahnenflüchtig erklärten Elsaß-Lothringer; und schon ein halbes Jahr nach den Augusttagen konnte Joseph Jurinek, der auf den Spuren der „Lothringer Schlacht“ Lothringen durchwanderte, in „Bayernsiege nnd Heldengräber“ feststellen, daß er „nirgends ehrliches begeistertes Deutschtum ... nichts, das anheimelndes Deutschtum atmet oder Deutschfühlen und Deutschdenken ausstrahlt, angetroffen“ habe.

Von außen lassen sich die Gründe dieses auffallenden Gegensatzes schwer erkennen. Aber auch innerhalb der Grenzen Elsaß-Lothringens wird die Antwort ganz verschieden ausfallen, je nachdem man sich an einen eingewanderten Altdeutschen, der sein Deutschtum als etwas völlig Selbstverständliches in sich trägt, oder an einen Altelsässer wendet, der sich und sein Land als das Gegebene ansieht, zu dem jedes größere Ganze etwa gewünschte Beziehungen sich erst selbst zu erwerben hat. Naturgemäß ist auch der Gesichtswinkel der Vogelperspektive des hohen Verwaltungsbeamten, dem die enge Berührung mit der Bevölkerung fehlt, ein ganz anderer als derjenige der Froschperspektive des aus seinem engen Klüngel nicht herauskommenden „Citoyens“, und beide geben, so berechtigt sie an sich sind, Verzeichnungen, die nicht ohne weiteres ein einwandfreies Urteil ermöglichen. Auch die zahlreichen Offiziere, die jetzt als Kriegsquartiergäste vielfach gerade bei den verwelschtesten Einheimischen aus naheliegenden Gründen die zuvorkommendste Aufnahme finden, werden keinen unbedingt zuverlässigen Einblick in die Verhältnisse gewinnen. Verfasser hingegen dürfte als Sohn eines altdeutschen höheren Beamten und einer Altelsässerin, der seine Kindheit und Jugend an verschiedenen Orten des Reichslands in steter Berührung mit einheimischen Altersgenossen verbracht und an verschiedenen Orten selbst als höherer Beamter Berührung mit allen möglichen Bevölkerungsschichten gehabt hat, immerhin zu einem sachlichen und gerechten Urteil einigermaßen befähigt sein.

Mir scheint zunächst feststehend, daß die Kreise, die bei Kriegsausbruch zu Worte kamen, andere waren als die, deren Taten heute so unangenehm auffallen. Sodann kommt in Betracht, daß auch auf die große Masse, die zwischen diesen Polen steht, allmählich Umstände einwirken konnten, die in der ersten Zeit ausschieden. Das Wichtigste aber ist das Vaterlandsgefühl.

Digitized by Google

Es unterliegt für den, der Land und Leute kennt, gar keinem Zweifel, daß mit der Mobilmachung eine Flamme deutschen Zusammengehörigkeitsgefühls von der Schweizer Grenze bis zur luxemburgischen aufloderte, die echt war. Das ungeheure Erlebnis, die ratlos-ohnmächtige Angst der Kreatur vor dem unberechenbaren Niederzucken des Kriegsblitzes, hatte es geweckt. Wie Schlacken war das Trennende abgefallen. Die Landbevölkerung der (deutschsprechenden) Grenzgebiete hatte eine Angst vor dem Einfall der Franzosen, als ob es sich um Kosaken handelte; pünktlich und pflichtgetreu brachten die Bauern auch der Gebiete, die jeden Augenblick die Franzosen zu erwarten hatten, ihre Pferde und Gespanne zu den Pferdeaushebungen; pünktlich und pflichtgetreu nicht nur, sondern auch mit patriotischen Liedern, zu denen sie doch wahrlich nicht verpflichtet waren, zogen die Reservisten den Gestellungsorten zu; die Presse stellte allen Betrachtungen den deutschen Gedanken voran, und allenthalben bekannten altelsässische Bildungsvertreter — auch solche bisher lauester Gesinnung — öffentlich, daß sie ihr deutsches Herz entdeckt hätten. Auch im vertrauten Privatgespräch konnte man immer wieder von einheimischen Akademikern hören, wie sie in einem abermaligen Staatsangehörigkeitswechsel eine „seelische Kastration" erkannten, die von schädlichster Wirkung auf Charakter und Moral der Bevölkerung sein müsse.

Und — noch einmal sei es betont — diese Aufwallung deutschen Empfindens war echt. Aber — das darf ja nicht übersehen werden — sie war durchaus nicht so einwandfrei allgemein, wie es den Anschein hatte, weil unter dem Druck der gleichen ratlosen Ohnmacht die gegenteilige Anschauung sich nicht hervortraute. Allmählich aber wurde das anders! Je mehr Feinde dem Deutschen Reiche erstanden, je länger die Franzosen in dem besetzten Teile des Oberelsaß belassen werden mußten, je deutlicher es wurde, daß trotz aller beabsichtigten Strenge auch im Operationsgebiet nur mit Wasser gekocht wurde, um so entschiedener nahmen die Welschlinge ihre Arbeit wieder auf. Hier wagte man sich mit unverhohlen deutschfeindlicher Beurteilung der Kriegslage hervor, dort schob man Deutschland alle Schuld am Kriege und an seinen harten Folgen (Teuerung, Kriegslasten, Verkehrserschwerung) in die Schuhe. Da trugen Notable die bekannte Milchmädchenrechnung vor, der ja allerdings auch Klügere — der ganze Vierverband selbst z. B. — zum Opfer gefallen sind: daß nämlich nach Adam Rieses jedem Schulkind vertrauten Regeln Deutschland im Endergebnis unterliegen müsse. Anderwärts wiederum brachten katholische Geistliche es fertig, anderthalb Jahre lang den Krieg, dieses nach religiöser Betrachtung geradezu schreiende Thema, auf der Kanzel mit keinem Worte zu erwähnen, welches Stillschweigen nach dem alten Spruch: Qui tacet clamat von der Gemeinde nur als schärfste Brandmarkung der deutschen Kriegsleistungen empfunden werden konnte und bei der bekannten Führerstellung der Betreffenden entsprechend wirken mußte. In unzähligen Familien andererseits getraute sich die Weiblichkeit wieder, lebhafter ihre Sympathien zur Geltung zu bringen, und diese Sympathien waren und sind im ganzen Mittelstand vorwiegend französische. Schuld an dieser welschen Sympathie der Frauen ist einesteils die bisherige Einrichtung der elsässischen Mädchenerziehung, die die Elementarschülerinnen schon mit 13 Jahren zur Ent-

Digitized by Google

lassung bringt und selbst von den sog. Höheren Töchterschulen (von 3 oder 4 Anstalten abgesehen) mehr als sentimentale Halbbildung nicht erwartet, anderenteils die Person der Erzieherinnen, von denen z. B. ein bekannter Schwesternorden, bei dem es mehrmonatige Gefängnisstrafen wegen deutschfeindlicher Kundgebungen nur so geregnet hat, einen beträchtlichen Bruchteil stellt.

Die Folge war, daß zunächst manche Zeitungen — und gerade von den gelesensten — einsehen lernten, daß „Neutralität" — ein im Elsaß sehr beliebtes Schlagwort, das in manchen Kirchen sogar zur Rechtfertigung der Unterlassung des Kaisergebets herhalten mußte! — einstweilen noch einträglicher ist als offenes Betonen deutschen Empfindens. Die Folge war ferner, daß den Landsturmleuten der Entschluß zum Einrücken und den beurlaubten Kämpfern der Entschluß zum Wiederhinausziehen immer schwerer, die Schweizer Grenze immer lockender wurde. Die Folge war endlich, daß die Stimmung der großen Masse immer flauer und vielfach ausgesprochen reichsfeindlich (was aber noch lange nicht mit franzosenfreundlich gleichbedeutend ist!) wurde. Und so wäre es denn grundfalsch, wenn man etwa mit einem Frühlings-Stimmungsbild der „Frankfurter Zeitung" annehmen wollte, daß der Elsässer als solcher sich endgültig auf sein Deutschtum besonnen hätte. Für die Mehrzahl der Kreise, die in jenen Augusttagen auf den Plan traten, trifft dies zwar auch heute noch zu; bei der großen Masse aber ist das Vaterlandsgefühl viel zu wenig entwickelt: sie kannte — von dem kurzen Aufflackern in den Augusttagen abgesehen — und kennt nur das Ubi bene ibi patria und wartet deshalb mit möglichst wenig Gefühlsaufwand begeisterungslos-nüchtern und „neutral" ab, „was kummt".

Vaterlandsgefühl aber, d. h. das nach Gottfried Kellers Wort „jedem wesentlichen Menschen innewohnende Bedürfnis, auf sein Vaterland stolz zu sein", dies Gefühl, das den Deutschen wie den Franzosen rein gefühlsmäßig durch dick und dünn unbekümmert um alle sog. Objektivität für sein Vaterland eintreten läßt — dies Gefühl kann der Durchschnitts-Elsaß-Lothringer heute noch nicht in sich tragen. Zunächst einmal sind zwei Bevölkerungsteile streng zu unterscheiden: der germanische des deutschen Sprachgebiets und der romanische des französischen Sprachgebiets, welch letzteres zwar nur ein Zehntel, aber immerhin doch ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausmacht.

Wenn Vaterland das Land ist, dem man durch Sprache und Rasse zugehört — und nur in dem Sinne möchte ich das Wort hier verstanden wissen, da ja die eigenartigen Verhältnisse eines Nationalitätenstaates wie Österreich und Schweiz für Deutschland nicht zutreffen —, dann kann Vaterlandsgefühl im eigentlichsten Sinne der Romane zum Deutschen Reiche so wenig haben wie der Balte zu Rußland. Wohl kann der Fremdsprachige, der aus strategischen oder politischen Gründen von seinem stammverwandten Ganzen getrennt und dem nichtverwandten Staate einverleibt wurde, allmählich ein Gefühl des Wohlbefindens in dem stammfremden Ganzen, ein Gefühl der Liebe zu ihm und damit auch des Stolzes auf es gewinnen, und es ist ein Ruhmestitel für das Deutsche Reich sowohl wie für seine französisch sprechenden Untertanen, daß letztere vor dem Kriege als besonders „loyal" und gesetzestreu bekannt waren und daß sie zu keiner Zeit um

den Preis eines Krieges zu Frankreich zurückkehren wollten. Aber ein deutsches Vaterlandsgefühl in dem Sinne, daß sie die deutschen Siege über das ihnen stammverwandte Frankreich mit Begeisterung miterlebten, kann man naturnotwendig ebensowenig von ihnen verlangen, wie daß ihnen der Gedanke einer Rückkehr zu Frankreich abschreckend wäre. Ohne besondere Gemütserregung lassen sie deshalb resigniert die Ereignisse sich abwickeln, und die eingangs erwähnten Feststellungen Jurineks, die gerade das Gebiet jenseits der Sprachgrenze betreffen, erklären sich deshalb zwanglos. Auch dem französischen Sprachgebiet entstammen übrigens Männer, die entschlossen die französische Vergangenheit abgetan haben und von ganzem Herzen deutsch empfinden, wie das Beispiel des prächtigen Bürgermeisters von Metz beweist; aber sie sind Ausnahmen und werden immer Ausnahmen bleiben.

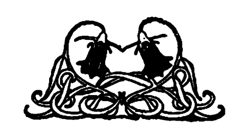
Völlig anders liegen die Verhältnisse im deutschen Sprachgebiet. Die Bevölkerung, die hier lebt, kann umgekehrt jenes ureigentliche Vaterlandsgefühl niemals zu Frankreich haben. Hatte es auch nie! Sie hingegen hatte im Laufe einer langen politischen Zugehörigkeit jenes Gefühl des Wohlbefindens und der Liebe, das dem französischen Sprachgebiet 44 Jahre deutscher Verwaltung gegenüber dem Deutschen Reiche verschafften, zu dem stamm- und wesensfremden Frankreich gewonnen, und zwar zum Teil in einem Maße, daß die Volksseele die plötzliche Rückverpflanzung in das ihrer Art entsprechende Erdreich nicht mehr, ohne zu kränkeln, ertrug. Das Zugehörigkeitsbewußtsein war verkümmert und konnte unmöglich sofort wieder neu sprossen. Auch hier wiederum gibt es Gradunterschiede. Das Verwandtschaftsgefühl war natürlich viel lebendiger in jenen unterelsässischen Grafschaftsgebieten, in deren einem meine sämtlichen Ahnen mütterlicherseits lebten, als etwa im Sundgau: wurden erstere erst durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 französisch und waren es also im ganzen nur 67 Jahre, so teilte letzterer seit dem Westfälischen Frieden, also 222 Jahre lang, mit Frankreich Leid und Freud'. In jedem Falle aber war durch diese Franzosenzeit eine Verwirrung des richtigen Gefühls bedingt, die noch verstärkt wurde durch das 1870 für Frankreich vergossene Blut und deren Gesundung seither nachhaltigst gehemmt wurde durch die Ungewißheit der Verhältnisse, die Frankreichs Revanchesucht mit sich brachte.

Wenn trotz alledem im August 1914 ein so warmes Zusammengehörigkeits- und Verwandtschaftsgefühl (die letzte Vorstufe zum Vaterlandsgefühl!) in der großen Masse zum Durchbruch kam, so beweist dies aufs deutlichste, daß es eben für das Reichsland nur ein wahres Vaterland gibt und geben kann: Deutschland. Und es beweist ferner, daß das deutsche Vaterlandsgefühl da sein wird, sobald es gelingt, die oben geschilderten welschen Einflüsse auszurotten. Hierzu aber wird nötig sein, eine staatsrechtliche Lösung zu finden, die es ermöglicht, nicht nur alle Welschgesinnten aus Beamtenschaft, Geistlichkeit und Lehrerschaft mit eisernem Besen zu entfernen, sondern auch alle undeutschen oder laudeutschen Elemente in andere Reichsteile zu versetzen. Es wird ferner nötig sein, in großzügiger Weise von Schule, Kanzel und Volksversammlung aus die große Masse aufzuklären, wie naturwidrig der Hang nach Frankreich ist und wie die Sprach-

Digitized by Google

und Rassenverwandtschaft, die gerade in diesem Weltkrieg so überwiegend die Stellung der Völker (von Amerika bis Italien, ja selbst innerhalb der mehrsprachigen Schweiz!) beeinflußt hat, das Elsaß zu Deutschland zwingt. Es wird nötig sein, sie zu behüten vor dem Spiel mit dem Feuer, das in französischen Geschäftsaufschriften, Rechnungsformularen und ähnlichen „Kleinlichkeiten" immer liegt, und sie zu schützen vor Aufreizungen, wie sie etwa in den Souvenir-Français-Bestrebungen oder in Denkmälern wie dem Kolmarer Voulminot-Grabmal oder dem Weißenburger Gaisberg-Monument liegt, dessen empörenden Revanche-Hahn man am besten jetzt noch herunternähme. Auch wird man ihr klarzumachen haben — nicht durch Verordnungen, sondern durch Belehrung —, daß sie zwar ihre Vornamen ruhig „Schüll" und „Pohl", „Margrit" und „Schosseffin" aussprechen kann, weil nun einmal der elsässische Dialekt natürlich auch von der französischen Sprache befruchtet worden ist, daß aber ein Unterzeichnen als „Jean", „Jules" oder „Charles" oder gar ein Benamsen der Kinder mit „René" und „Gérard", „Yvonne" oder „Germaine" genau so läppisch und unwürdig ist wie das Welschparlieren dessen, dem der elsässische Dialekt nicht vornehm genug ist; dazu wäre allerdings vor allem nötig, daß die gebildeten einheimischen Kreise sich auch im Schoße der Familie des Hochdeutschen bedienten; eines elsässischen Hochdeutsch natürlich, wie ja auch der Bayer und Badener sein bayrisch oder badisch gefärbtes Hochdeutsch spricht und wie es übrigens im Elsaß lange vor 1870 in vielen evangelischen Pfarrhäusern als sog. „Pfarrersdaitsch" üblich war. Es wäre endlich nötig, den Dienstmädchen das so beliebte Dienen „im Frankrich" zu untersagen und die Mädchenschulen höherer und niederer Gattung auf vaterländische Grundlage zu stellen. Ehrlich deutsche Elsässer aber, die mutig genug sind, den schweren Kampf aufzunehmen gegen die hämische Nörgelsucht und die muffige Unehrlichkeit, gegen Doppelkultur und all den Grenzlandschwindel, wird man nach Kräften unterstützen müssen.

Den Erfolg aber wird nach dem Kriege zweierlei erleichtern: einmal das vergossene Blut, das diesmal zudem für das stammverwandte Ganze geflossen ist, und zum andern die Gewißheit der heutigen Generation Elsässer, daß sie sich jetzt unbesorgt im Deutschen Reiche häuslich einrichten können, weil keine Losreißung durch revanchelüsterne Nachbarn mehr zu besorgen ist. Dann aber wird Elsaß-Lothringen den höchsten Gewinn aus diesem Feldzug davongetragen haben: ein Vaterland und eine Seele! Denn die Seele zu verlieren war man vor dem Kriege auf dem allerbesten Wege, weil man ohne Vaterlandsgefühl kein „wesentlicher Mensch" sein und keine Begeisterungsfähigkeit, kein ehrliches Streben, keine Ideale haben kann, ohne Ideale aber notwendig an Stelle der Seele die Sorge für Bauch und Beutel tritt.



Digitized by Google

Vergeßt das eine nicht! · Von Edwin Keppler

Einst lebten wir, es ist so lang nicht her,
Einst lebten taumelnd wir von Sieg zu Sieg.
Dann kamen Tage still und freudeleer,
Und Wochen gingen und noch immer schwieg
Der Glocken himmelnaher Jubelchor.
Ist das zu lange schon? Tragt ihr den Klang
Des Glücks für Stunden nur in Herz und Ohr?

Ich kann nicht glauben, daß es also sei.
Ich will nicht glauben, daß ihr müde geht
Und lastgebeugt und nicht mehr stolz und frei
Dem Schicksal trotzig in die Augen seht.
Ich weiß, es ist nicht leicht. Der Weg ist weit.
Doch als noch Friede war — die Hand aufs Herz! —
Trugt ihr da schweigend nicht weit schlimmres Leid?

Ich meine jenes, das die Zeit gebracht,
Das ihr euch selbst gebürdet: Trug und Schein!
All das Getue, das ihr mitgemacht
Und das euch Nächte schuf voll bittrer Pein.
Die tausend Nadelstiche — wißt ihr noch? —
Die oft ein einz'ges Wort euch zugefügt,
Sie waren unerträglich kleinlich doch?

Und das ist alles jetzt wie fortgeweht.
Wir haben ehrlich uns die Hand gereicht.
Nun sorgt, daß es nicht wieder aufersteht
Und wie ein Schakal durch die Straßen schleicht.
Den weiten Blick, den uns die Not geschenkt,
Den haltet straff, wie eines Pfeiles Flug,
Geradeaus ins große Ziel gesenkt!

Vergeßt das eine nicht: Wenn Tag für Tag
Ihr nur ins Ärmliche und Kleine blickt,
Auch eines eigenstarken Herzens Schlag
Hilflos und unrettbar im Staub erstickt.
Was wir erflehten einst in erster Not,
Ist längst erreicht und noch unendlich mehr;
Und wir vergaßen nur, was uns gedroht!

Wenn ihr nur einmal täglich schlicht bedenkt:
Wie ist es heut'? Wie aber könnt' es sein?
Greift ihr das trockne Brot, das euch geschenkt,
Mit scheuen Händen nur im kargen Schrein!
Es ist kein Königsmahl das eure wert!
Noch ist's das eigne Brot! Noch sitzt ihr gut
Und warm und wohlbeschirmt am eignen Herd!



Digitized by Google

Im Vorbeigehn
Von Julius Kreis

Der Fahrschein

Maier ist gefallen!
Ach nein, Maier!? So ein patenter Mensch!
Wirklich schade!
Ewig schade!
Ja, einer nach dem andern!
Und hat's jetzt zwei Jahre mitgemacht!
Herrgott, wie oft sind wir zusammengesessen!
Und jahrelang hat er neben mir gearbeitet!
Schade um den Maier!

Ja, also was ich sagen wollte, der Schaffner sieht den Fahrschein an und sagt: Sie hätten ja schon bei der letzten Station aussteigen sollen.

Ich: Wieso, bei der letzten Station? Ich habe doch ausdrücklich „Unterfahrt“ verlangt.

Aber der Schein ist nur bis zur Eichenstraße gezeichnet.

Das ist mir wurscht, sage ich, ich habe mein Geld bezahlt, habe „Unterfahrt“ verlangt und bestehe auf meinem Recht.

Aber der Schein gilt nur bis zur Eichenstraße!

Na, da wurde mir die Sache denn doch zu bunt. Wen glauben Sie denn, daß Sie vor sich haben? Glauben Sie, ich will betrügen, glauben Sie, ich bin ein Schwindler? Wenn Ihr Kollege nicht richtig zeichnen kann, wenden Sie sich an den, nicht an mich. Übrigens verbitte ich mir jetzt jede weitere Belästigung. Melden Sie den Fall meinetwegen, aber ich fahre bis zur „Unterfahrt“.

Ich habe mein gutes Geld für den Fahrschein bezahlt!

Ja, energisch muß man kommen, mein Lieber, nur energisch!

Es war ein weißer Umsteigschein, ja eine Verwechslung ganz ausgeschlossen, ich habe sonst immer rote ...

Wo ist denn Maier übrigens gefallen?

Vor V...?

Ja, vor V...!

Schade um Maier!

Ich fahre nämlich sonst nur die Siebzehner, und da ist es ganz ausgeschlossen, daß ich einen weißen Schein ...

* * *

Die gewissenlose Schneiderin

Zwei entzückend niedliche, nein, nicht mehr Backfischchen — junge Damen. —

So recht verwöhnt und ins Volle gesetzt, höhere Töchterschule, Institut in der Schweiz etc. pp.


Digitized by Google

Daß sie in einem gewöhnlichen Straßenbahnwagen statt im Auto sitzen, ist für sie ein empfindliches Kriegsopfer. —

Im Vorbeifahren fällt ihr Blick auf eine Reihe wartender Frauen vor einem Metzgerladen.

Ach, die Armen, seufzt die eine.

Stundenlang so stehen müssen — die andere.

Und die Kinderchen daheim ,— die erste mit sozial angehauchtem, naiv vernünftigem Tonfall.

Dann lebhafter, temperamentvoller, natürlicher ein anderes Kapitel:

Ja, denk dir nur, also zwei volle Stunden läßt mich die Person auf die Bluse warten, und ich war so gespannt, wie mich die Stickerei kleidet, und da kommt sie mit so dummen Ausreden, es sei so schwer, jetzt bei einem Haushalt nebenbei die Zeit auf die Minute einzuteilen, und ich habe ihr doch gesagt: Nicht wahr, meine Liebe, bestimmt um drei Uhr!

Und nun sitze ich zwei volle Stunden ...

* * *

„Für Herren"

Der Feldgraue am Nebentisch war weggegangen. Er schleppte mühselig das linke Bein nach und strebte verlegen und unsicher vor so vielen fremden, neugierigen und kalten Gesichtern dem Ausgang zu.

Es war ein ganz einfacher Mensch, ein Arbeitsmann von irgendwoher wohl, der sich aus Zufall in das „feine" Lokal verirrt hatte, und den das Unbehagen vor der Umgebung schnell nach dem ersten Glas Bier wieder forttrieb.

Der dicke Herr in der Ecke aber hatte seine Rede gefunden. Sein gesundes, rotes Gesicht strahlte vor Wohlwollen, Biederkeit und Anerkennung, als er den Teller mit den Resten der Mahlzeit von sich schob.

Ham Sie's gelesen, die Schlacht an der Somme dauert mit unverminderter Heftigkeit fort? Scheußlich! — Und dann immerfort Trommelfeuer! Ich würde verrückt dabei, glatt verrückt! Tja, scheußlich, so 'n Trommelfeuer! Er schlug in einer Art Reflexbewegung mit den Fingern Generalmarsch auf der Tischplatte, und sein Gesicht nahm einen gemacht ernsten Ausdruck an, der es in seiner Unnatur fast lächerlich erscheinen ließ; denn dieses Gesicht war zum Grinsen geschaffen.

Und dann malte er weiter aus: Und nun denken Sie sich das Tag und Nacht! Und keine Minute Schlaf, und Hunger und Durst! Und jeden Moment kannst de zerrissen werden, und das dauert nu für manche schon zwei Jahre! — Na, da muß man sagen: Wir wissen gar nicht, wir daheim, was wir diesen Leuten draußen Dank schuldig sind ...

Anerkennungsschluck.

Eine blau-weiße Sammelkiste taucht auf. Zigarren bitte! Der Zigarrenhans, vor dem Krieg „Jean", geht herum und wirbt.

Nun ist sie am Nachbartisch. — Der Dicke stutzt einen Augenblick. Dann steht er auf, zwängt sich durch die Stuhllehnen und pilgert den „Herren" zu ...

Digitized by Google

Die Sammelkiste ist vier Tische weitergerückt.

Der Dicke erscheint wieder, steckt sich eine Zigarre ins strahlende Antlitz und sagt: Tja, wir wissen wirklich gar nicht ...

* * *

Das Butterbrot

Na, 'n ordentlichen Happen hat's ja gekostet!

Und geschleppt habe ich wie 'n Kuli!

Und dabei immer das Risiko und gegebenenfalls die Blamage!

Aber ein halber Zentner, und so delikat, und der Speck!

Wem gehört denn übrigens der kleine blonde Junge, der da unten am Haustor herumlungert?

Müllers?

Na, ich dächte, Müllers hätten jetzt in dieser schweren Zeit auch was Besseres zu tun, als ihrem Balg ein Butterbrot zu schmieren!

Ja, ein Butterbrot war's, ich hab' es deutlich gesehen, ein Butterbrot ...!



Es sei! · Von Reinhold Braun

In Gottes Namen: Dreimal: Es sei!
Nun kämpfen wir unsern Frieden herbei! —
Wir boten euch Frieden; ihr nahmt ihn nicht!
Auf, recke dein Schwert, du Gottesgericht! —
Zur letzten Wildheit loht Höllenbrand;
Sein Blutschein umlodert ein Vaterland!

Wo es dort sei: im einsamsten Tal
Der deutsche Wille glüht sich zu Stahl!
Das Ganze wächst hoch unirdisch groß,
Tief wurzelnd im Heimatmutterschoß!
Über Tag und Nacht steht das heilige Muß!
Es ballt sich der furor teutonicus!
Streitland ums Höchste, ums deutsche Sein!
Gott gibt Kraft und Segen darein. — —

So lohe, du Brand! So wanke, du Welt!
Am Ende, am Ende, über dem Feld,
Da die letzte der Völkerschlachten verbraust,
Hält eines Riesen stählerne Faust
Eine Fahne über den Fahnen allen:
Deutschlands Farben im Hochlicht wallen!



Digitized by Google

Etwas anderes über das „Reden mit Gott“ · Von einem Feldgrauen

(Zu den Ausführungen von Hedwig Erchenbrecher in Nr. 3 des „Türmers“)

Uns allen, die wir draußen mit dem Feinde ringen oder gerungen haben, ist der Krieg ein Lehrmeister gewesen. Dem einen hat er dieses beigebracht, dem andern jenes mit Nachdruck ins Herz gelegt. Viele hat er das „Reden mit Gott“ gelehrt.

An den Lehren des Krieges läßt sich nichts deuteln und nichts verdrehen. Nackte Tatsachen beweisen ihre Richtigkeit.

Viele deutsche Männer zogen ohne den Segen des himmlischen Vaters ins Feld; sie glaubten nicht an den Allmächtigen. Und als es einmal ganz schaurig wurde, als menschliche Kunst keine Gewähr mehr leisten konnte, da falteten sich die Hände, und der Blick richtete sich nach oben. Wer als sehender und denkender Mensch schwere Stunden an der Front erlebt hat, der weiß, daß das eine unumstößliche Tatsache ist.

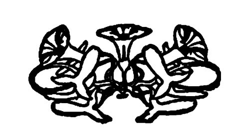
Unter den Gläubigen sind viele hinausgezogen, die da meinten, sie könnten beten. Aber nur wenige im harten Daseinskampfe und im Ringen mit den Elementen oder dem Tode Erprobte, brauchten nicht umzulernen. Sie wußten, daß die wahre Zwiesprache mit Gott ganz etwas anderes ist als das, was man gemeinhin unter „Beten“ versteht.

Wenn wir mit Gott reden wollen, dann müssen wir warten, bis er zu uns kommt, bis er sich uns von Fall zu Fall immer wieder offenbart.

Wenigen von uns hat sich Gott vor dem Kriege wirklich offenbart, weil den meisten die Erkenntnis tiefster Ohnmacht erspart geblieben ist. Aber von denen, die hinausgezogen sind ins Feld, wird nur ein kleiner Bruchteil zurückkehren, der nicht wüßte, wie der Mensch mit seinem Gotte redet. Diese werden bekennen, daß das wahre Gebet etwas Unbeschreibliches ist.

Die Erkenntnis der Ohnmacht zwingt den wirklich Betenden auf die Knie. Drinnen im Herzen, da wallt es auf — ich weiß nicht wie. Es erschüttert den Körper und preßt die Tränen in die Augen. Und in diesem Augenblicke reicht der Allmächtige dem Betenden die Hand.

Das ist die Zwiesprache mit Gott, die uns Kraft verleiht zu übermenschlichem Schaffen. Sie bedient sich keiner Worte und keiner Gedanken, sondern nur des Gefühls. Aber es ist kein herrliches, seliges Gefühl, das wir empfinden, sondern ein unendliches, unfaßbares. Das Herrliche, Beseligende kommt erst nach dem Gebete und wird bedingt durch die im Gebet erlangte Zuversicht.



Digitized by Google



Moderne Prophetie

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus; dieses Sprichwort — aus der Erfahrung heraus geboren — ist im Laufe der Zeit eben durch die neue Erfahrung mannigfach bestätigt worden. Es hat zu allen Zeiten, soweit wir Kunde von ihnen durch Überlieferungen haben, hervorragende Geister gegeben, die etwas von den nächsten Abschnitten des Kommenden vorauszuahnen vermochten. In grauer Vorzeit war die Welt fraglos ereignisarm; wir können uns kein Bild davon machen, mit wie wenig „Zerstreuung", „Abwechslung", „Sensation" nach unsern heutigen Begriffen die Menschen vor Jahrtausenden, Jahrhunderten bis heran zur Zeit unserer Großväter auskommen konnten. Schon der Umstand, daß das Fehlen der Eisenbahn und des Telegraphen in früheren Jahrhunderten den Horizont des Menschen ganz gewaltig einengte, macht es uns klar, daß ungeheuer selten große Ereignisse den Bewohnern der Erde bekannt werden konnten.

Heute ist es anders. Durch die Eisenbahn und den Telegraphen sind Städte, Länder, Kontinente und deren Bewohner zeitlich so nahe aneinander gezogen, daß jedes Ereignis, das irgendwo auf dem Erdball stattfindet, einen Tag später auf dem ganzen Erdenrund bekannt ist. Wir sind so undankbar gegen unsere Zeit, daß wir uns des intellektuellen Reichtums, den sie uns täglich schenkt, wie die Sonne ihre erwärmenden und belebenden Strahlen, gar nicht bewußt werden.

Zu Zeiten, als die Menschen noch nicht durch den Lärm der Ereignisse täglich in Anspruch genommen wurden, waren auch die Erfindungen spärlich. Langsam entwickelten sich Verbesserungen aus schwerfällig gesammelten Erfahrungen heraus. Auch dies ist heute anders.

Ist eine fundamentale Erfindung oder Entdeckung gemacht, dann trägt der künstliche Blitz an vorgeschriebenen Drahtwegen entlang, oder ohne Draht in feinen Vibrationen des Äthers die Kunde um den ganzen Erdball, und viele Millionen Gehirne empfangen diesen neuen Eindruck aus der Außenwelt. Unter den Millionen sind Hunderte oder Tausende, die sich nicht mit der Kunde begnügen; sie grübeln und forschen — und in verhältnismäßig kurzer Zeit ist eine Erfindung auf den Höhepunkt ihrer Vollkommenheit gebracht. Es gibt viele Fachleute, die in einer gewissen Richtung mit ziemlicher Sicherheit voraussagen können, was noch zu erfinden ist; sie haben eine feste Überzeugung, daß dies oder jenes noch erfunden wird, nur das Wie ist ihnen noch nicht klar. Das sind Optimisten. Die Pessimisten dagegen höhnen über Zukunftsideen; ja sie weigern sich manchmal, eine Verbesserung, beispielsweise die eines praktischen Werkzeuges, anzunehmen.

Erfinder und Dichter müssen ein gewaltiges Ahnen und eine starke Hoffnung vom Kommenden, vom Möglichen besitzen, sonst könnten ihre fortschrittlichen Schöpfungen oder prophetischen Dichtungen nicht entstehen.

Digitized by Google

Denken wir an den ehrwürdigen Grafen v. Zeppelin. Hätte er nicht eine unbesiegbare Hoffnung zu all den Möglichkeiten gehabt, die in seinem regen und gewandten Geiste auf Verwirklichung im Stoff harrten, und die sich nach langem Ringen in dem stolzen deutschen Luftschiff verkörperten, dann gäbe es heute wahrscheinlich noch kein starres Luftschiff. Nachahmungs- und Verbesserungsversuche beweisen nur die Größe einer Sache.

Hätte der deutsche Ingenieur Otto Lilienthal vor zwei Jahrzehnten nicht schon den festen Glauben an die Flugmöglichkeit des Menschen gehabt, wer weiß, ob wir dann jetzt schon ohne Gas fliegen könnten; denn alle Flugzeuge bis auf den heutigen Tag beruhen in ihrem Grundtypus auf Lilienthals Idee und Urtyp.

Wie Erfinder großen Stils die Pioniere des Fortschritts sind, so die Dichter Herolde der kommenden Zeit mit ihrem Fortschritt. Einige Proben mögen dies dartun. Schon vor mehr als einem Jahrhundert schrieb Goethe die bekannten Worte: „Ach, zu des Geistes Flügel wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen." Wenn aus diesem Satz auch ein Zweifel für das baldige Aufkommen der Luftschiffahrt herausklingt, so ist doch damit auch die Hoffnung zur Möglichkeit des künstlichen Fluges ausgedrückt.

Bereits im Jahre 1788, also zu einer Zeit, als es noch keine Lokomotiven und Dampfschiffe gab, schrieb der Naturforscher Erasmus Darwin, der Großvater des berühmt gewordenen Charles Darwin, bereits:

„Bald wird des Dampfes Kraft den flücht'gen Wagen die Straß' entlang,
Die schlanke Barke durch die Wellen tragen im sichern Gang,
Ja, auf des Windes leicht bewegten Schwingen durchs luft'ge Reich
Ein neu Gefährt zum fernsten Ziele bringen, dem Adler gleich!"

Wenn diese prophetische Strophe nun auch nicht ganz „aus der Luft gegriffen" ist, weil fünf Jahre vor ihrem Erscheinen die erste Montgolfiere und der erste Wasserstoffgasballon in das Luftreich emporstiegen, so war aber von dem „Gefährt, dem Adler gleich", womit Darwin doch wohl eine flugzeugähnliche Erfindung gemeint haben dürfte, noch keine Spur vorhanden. Und wie hat sich dieses prophetische Wort in unserer Zeit verwirklicht!

Je näher die Zeit heranrückte, in der sich die großen Erfindungen der Luftschiffahrt aus zaghaften und spärlichen Versuchen zu ständigen Erscheinungen entwickelten, je größer wurde auch die Zahl der Dichtungen, in denen die Sehnsucht zum Fliegen ausgedrückt war; ich erinnere nur an die Volkslieder: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir"; oder: „Kommt ein Vöglein geflogen . . ."; oder: „Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt, so steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt" usw.

Dann tauchten ganze Romane auf, die sich ausschließlich mit der Luftschiffahrt befaßten. Emil Sandt war es, der eine Luftschiffahrt, wie wir sie nun alle schon im Anblick der durch die Luft segelnden Zeppeline erlebt haben, prophezeite. Im Jahre 1906 erschien in Deutschland die erste Auflage von „Cavete!" Im Jahre 1908, also zwei Jahre nach dem Erscheinen und wohl drei bis vier Jahre nach der Niederschrift dieses hervorragenden Luftschiffromans flog Zeppelin erst sicher. In diesem Werk weist Sandt schon auf die Möglichkeit eines Luftkrieges mit England hin. Am 1. Juli 1908 rief Graf Zeppelin den Dichter von „Cavete!" telegraphisch zu sich und nahm ihn als einzigen Gast in sein Luftschiff, das an dem Tage die historische Schweizerreise machte, über die Emil Sandt Schilderungen in der Tagespresse veröffentlichte. Bei einer folgenden Auflage von „Cavete!" konnte der Verfasser die Einleitung „Von der Vision ins Leben" als Selbsterlebtes dem Roman beigeben. Das war im Jahre 1909. Der zweite Roman Sandts, auch ein Luftschiffroman, „Im Äther", der im Jahre 1910 erschien, behandelt eine Luftreise im Flugzeug von Hamburg nach Neuyork. Ohne auf die glänzenden Schilderungen und spannenden Erlebnisse während dieser in der Wirklichkeit zwar noch nicht erreichten Luftreise einzugehen, will ich nur hiervon erwähnen, daß der Ver-

Digitized by Google

fasser seinen Helden in einem **motorlosen** Flugzeug die Reise über den Ozean machen läßt. Fachleute lächelten damals: „Nun ja, im Roman kann man ja motorlos fliegen, aber — —"

Nun, im Jahre 1913 flog Orville Wright mit einem Flugzeug **ohne** Motor 17 Minuten. Freunde der Flugzeugmotore mit recht vielen Pferdestärken sagten: „Was sind 17 Minuten? Sie bedeuten heute nichts. Mein Motor hält mich einen Tag in der Luft." Wir können antworten: „Ja, **heute**. Im Anfang ihrer Flugübungen flogen die Wrights **mit** Motor auch nur wenige Minuten; und damit hatten sie im Prinzip bereits gesiegt." Aus den einzelnen Minuten wurde bald eine Stunde; das war am 9. September 1908. Wer 17 Minuten **ohne** Motor fliegen kann, wird auch bald eine Stunde und **einen** Tag ohne ihn fliegen können. Und wer erst einen Tag **ohne** Motor fliegen kann, der wird überhaupt weiter und länger fliegen können, als es **mit** Motor jemals möglich sein wird; denn sein Aktionsradius ist dann nicht mehr von Brenn- und Schmiermaterial abhängig. Im **motorlosen** Flugzeug kann man die von Sandt in „Im Äther" geschilderte Reise hoch in den Lüften über den Atlantischen Ozean in **Wirklichkeit** ausführen; ja es kann der ganze Erdball mit einem solchen Flugzeug umkreist werden „ohne Zwischenlandung", wenn zwei oder drei Flugkundige sich in der Bedienung des „Motorlosen" ablösen, und wenn einer zur Zeit — in der Stille über den Wolken, getragen von lautlos durch den Äther ziehenden Fittichen, die nicht von Motorvibrationen erschüttert oder vom Brummen der Luftschraube und Knattern des Motors umtost werden — sich einem ungestörten Schlafe hingeben kann. **Wann** dies erreicht wird? Es kann übers Jahr kommen!

Im Jahre 1912 erschien wieder ein Zukunftsroman von Emil Sandt „Das Lichtmeer". Diesmal brachte er „Prophezeiungen" über Vorgänge auf der Erde, die eintreten mögen, wenn es dem Menschengeist gelungen sein wird, die Sonnenkraft direkt, also nicht auf dem Umwege durch Gewinnung und Verbrennen der Kohle, nutzbar zu machen. **Sekundlich** strömt nach wissenschaftlichen Annahmen von der Sonne eine Kraftmenge auf die Erde nieder, die man mit 30 Billionen Wärmeeinheiten bezeichnet (eine Wärmeeinheit erwärmt 1 Kilogramm Wasser von 0 auf 1 Grad); diese Unsumme von Kraft haben wir sonst so haushälterischen Menschen bisher nutzlos auf den Erdball prallen lassen, wo sie allerdings alle Kraftäußerungen der Natur, wie das Wachstum der Pflanzen und damit auch unser eignes Wachstum und Leben, sowie alle Bewegungen der Flüsse, Wasserfälle und Windströmungen, Wolkenbildung, Regenfall und fraglos auch alle Erscheinungen der Elektrizität und des Magnetismus hervorrufen.

Aber in unseren ereignisreichen Tagen hat sich nun auch das grandiose Problem der direkten Kraftentnahme von der Sonne **verwirklicht**. Es ist keine Utopie mehr, daß wir im Prinzip von der Kohle vollständig unabhängig sind. In Heft 1/1914 von „Unsere Welt", herausgegeben vom Naturwissenschaftlichen Verlag in Godesberg-Bonn, veröffentlichte Herr Ludwig Weber einen Aufsatz „Die Sonnenkraftmaschine, die tropische Idealkraftmaschine der Zukunft" mit fünf photographischen Illustrationen. Einiges aus diesem interessanten und wichtigen Aufsatz dürfte die Leser interessieren.

„Es ist dem Deutsch-Amerikaner Frank Shumann, der vor einer vom Keplerbund geladenen Zuhörerschaft in Godesberg einen Vortrag über seine Erfindung hielt, gelungen, eine das Problem wirklich lösende Sonnenkraftmaschine zu erbauen. Seit etwas über einem halben Jahre ist die erste große Sonnenkraftmaschine in Ägypten in der Nähe von Kairo im Betrieb; sie treibt eine Pumpenanlage mit einer Leistungsfähigkeit von 27000 Liter Wasser in der Minute. Es sind fünf Riesenspiegel von je 61 m Länge und 4 m Breite in parabolischer Anordnung aufgestellt. In der Brennlinie dieser Spiegel liegen die ebenfalls 61 m langen Wasserkessel, die von den durch die Spiegel zurückgeworfenen Sonnenstrahlen erwärmt werden und in denen die Bildung von niedrig gespanntem Dampf unablässig vor sich geht. Die gewaltigen Hitzeaufsauger liegen in der Richtung Nord—Süd und werden automatisch so ge-

Digitized by Google

wendet, daß sie stets in aufnahmefähiger Stellung zur Sonne stehen; am Morgen also nach Osten, am Abend nach Westen und mittags senkrecht nach oben mit der offenen Seite gekehrt. Nach Erfahrungen und Berechnungen des Erbauers können aus jedem Morgen Landes einer mit solcher Spiegelanlage bedeckten Fläche 250 Pferdekräfte gewonnen werden! Das entspricht einer Kohlenersparnis von zwei Tonnen täglich."

Wenn wir bedenken, daß uns in der Wüste Sahara ein Terrain zur Verfügung steht, auf dem viele Millionen solcher Flächen, von denen je 250 Pferdestärken in Form von Dampf gewonnen werden können, für die Kultur vollständig brachliegen, dann können wir ahnen, wie ungeheuer wir die Erde an ausgenutzter Wärme, Kraft und mit Licht usw. bereichern könnten, wenn wir erst einmal herzhaft zugreifen und das gigantische Projekt der Aufstellung immer mehr und größerer Wärmeaufsauger mit großen Mitteln in Angriff nehmen. Da die Herstellungs- und Betriebskosten der Sonnenkraftmaschine sich in Zahlen bewegen, die ihre Überlegenheit über die mit Kohlen geheizte Dampfmaschine wenigstens für tropische Innenländer bereits glänzend beweisen, wird es nur eine Frage einer verhältnismäßig kurzen Zeit sein, daß so viel Kraft in Form von Elektrizität aufgespeichert werden kann, um den gesamten Wärme-, Kraft- und Lichtbedarf der Erde zu decken. Nach den Umwälzungen, die der Weltkrieg mit sich bringt, wird dies gewaltige Problem in idealerer Weise zum Nutzen der Gesamtheit gelöst werden, als es vordem bei den egoistischen Weltherrschaftsbestrebungen Englands möglich gewesen wäre.

Die in den trockenen Saharasand bis jetzt so nutzlos versinkende Sonnenwärme wird vielleicht also in nicht allzu ferner Zeit an Kupferadern entlang, wie jetzt die telegraphischen Nachrichten, als Kraftströme nach allen Richtungen geschickt werden, und die große Wüste, die der irdischen Kultur bis jetzt nicht den geringsten Nutzen brachte, kann noch einmal der Wärme- und Kraftherd eines großen Teils der Erde werden. Und wenn in allen tropischen Ländern der Erde solche Sonnenkraft-Zentralen aufgestellt würden, brauchte nie mehr ein Kohlenfeuer in Fabrikanlagen oder in Wohnungen zu flackern; wir hätten dann überall die hygienische und bequeme Elektrizität als Mädchen für alles, und zwar für einen billigeren Preis, als uns unsere Bedürfnisse an Wärme, Licht und Kraft bisher zu stehen kamen.

Wenn sich ein Teil von dem eben Geschilderten, das in der ersten großen Sonnenkraftmaschine bereits als Verheißung schlummert, erfüllen sollte, dann wollen wir nicht vergessen, daß uns unser deutscher Zeitgenosse Emil Sandt dies schon in seinem „Lichtmeer" vorher in geistvoller und fesselnder Schilderung gesagt hat.

Georg Korf



Ein vielseitiger Standesherr

Dem kürzlich im Alter von 86 Jahren in Berlin verstorbenen Guido Grafen Henckel Fürsten von Donnersmarck widmet der „Vorwärts" folgenden auffallenden Nachruf:

Der schlesische Magnat begnügte sich nicht, über ungeheure Gebiete als Standesherr zu herrschen, obwohl die Fideikommisse Zyglin und Repten, die Herrschaft Zabrze (Hindenburg), die Güter Ramin, Chropaczow und Schwientochlowitz in Schlesien, die Güter Zabkowice und Dobierzowice in Russisch-Polen, die Herrschaft Lipowiec in Galizien auch einem unternehmungslustigen Landwirt hätten das Leben füllen können. Guido Henckel war in der Welt weit genug herumgekommen, um das Zeitalter zu verstehen, das den Kaufmann und Industriellen und mehr noch den kapitalistischen Pionier und Gründer auf den Ehrenschild hebt. Er gründete das Eisenwerk Kraft bei Stettin, das dank seiner Lage am Wasser und der

Digitized by Google

sich daraus ergebenden Billigkeit der Erz- und Kohlenzufuhr wohl gedeiht. Er war ferner hervorragend beteiligt an Unternehmen der chemischen, Papier- und Munitionsindustrie. Sein spekulativer Späherblick suchte die riesenhafte Entwicklung Berlins und die daraus resultierende Bodenpreissteigerung zu nutzen. Er war im Immobiliengeschäft der inneren Stadt tätig und gründete die Zehlendorf-West-Terrain-A.-G. und die Frohnauer Wohnstättengesellschaft.

Der Mann, der am 19. Dezember in Berlin gestorben ist, war in seiner Vielseitigkeit einer der bedeutendsten Männer Deutschlands.

Erstaunlich ist die Lebensleistung des Fürsten, der in der hohen Politik — ohne ein Amt — mehr ausgerichtet hat, als irgendeiner unserer Staatsmänner von heute; als Standesherr von Beuthen einer der großen schlesischen Landmagnaten, war er außerdem einer der genialsten Kaufleute und Großindustriellen des Reiches. Seine geschäftlichen Leistungen sind um so merkwürdiger, als er auch einer der bekanntesten Lebemänner des neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist und sich als solcher sogar im Hause des zweiten Kaiserreichs das „Ansehen" verschafft hatte, das man dort mehr noch als anderswo mit solchen Talenten erwerben kann, wenn diese Talente dem Stil französischer Ansprüche genügen. —

Die Fürsten und Grafen Henckel stammen von einem Lazarus Henckel ab, der unter Kaiser Rudolf II. geadelt wurde. (Daß Lazarus Henckel jüdischen Stammes gewesen sei, wird behauptet und bestritten.) Sie gehören also zum Brief-, nicht zum Ur- und Hochadel.

Guido Henckel genoß bis zum Deutsch-Französischen Kriege sein Leben in Paris und war auch bei Napoleon III. in Gunst. Graf Henckel — Fürst ist er erst 1901 geworden — war vor dem Kriege der bevorzugte Kavalier der Blanche Lachmann, deren Kurtisanenlaufbahn zu den abenteuerlichsten aller solchen Karrieren gehört, die man kennt. Was über diese Frau erzählt wird — z. B. von Franz Blei in seinem Plauderbuch „Die Puderquaste" —, hat zum Teil nur den Wert von Anekdoten, aber von bezeichnenden Anekdoten. So wie Blanche Lachmann in ihnen auftritt, war sie, und ihr Leben war so, wie man es in den Histörchen erzählt.

Daß sie zuerst einen Schneider geheiratet hätte, dem sie nach Paris davongegangen sei, ist nicht ganz sicher beglaubigt. Dagegen weiß man, daß sie in Paris nacheinander viele Favoriten hatte, schließlich den portugiesischen Baron Paiva heiratete, der sich erschoß, als sie ihn verließ, um dem Grafen Henckel erst als Geliebte und später als Gattin zu folgen. Zu ihren Freunden gehörte auch Napoleon III. Eine Frau, die eines Tages zu mir kam, um als — eheliche oder uneheliche — Tochter von Blanche Lachmann—de Poiva—Henckel-Donnersmarck meinen Rat wegen der Vertretung ihrer Erbansprüche an den Nachlaß ihrer Mutter zu erbitten, sagte mir, de Paiva habe sich in Gegenwart ihrer Mutter und des Grafen Henckel erschossen.

Diese Frau — Margot Hamberg von Buchenau — ist einer der rätselhaftesten Menschen, die meinen Lebensweg gekreuzt haben. Sie war, als sie zu mir kam, eben aus der Untersuchungshaft in Dresden entlassen, in die sie auf Anzeige des Fürsten Guido Henckel wegen Erpressungsversuchs gebracht worden war. Das Verfahren gegen sie war eingestellt, anscheinend, weil Staatsanwalt und Untersuchungsrichter die vielen Indizien für die Glaubwürdigkeit ihrer Behauptungen für erheblich gehalten haben. Ich selber konnte nicht umhin, die Mitteilungen der Dame, die selbst den besonnensten und klarsten Eindruck machte, für richtig zu halten, obwohl ich gegen derartige Vorträge und Hilfesuchende durch Erfahrungen sehr eingenommen bin.

Die Dame erklärte mir, daß sie aus einer Ehe ihrer Mutter Blanche Lachmann mit einem reichen österreichischen Aristokraten Hamberg v. Buchenau stamme. Ihr Vater sei ebenfalls durch Selbstmord gestorben. Ihre Mutter habe sie aufs Land abgeschoben zu einem Geschwisterpaar Talbot in Delme bei Paris, das mit dem Kinde nach Oberitalien gezogen sei. Noch in den ersten Kinderjahren der Margot Hamberg v. Buchenau heiratete Blanche Lachmann


Digitized by Google

— vor dem Ausbruch des Krieges — den Grafen Henckel, der, wie Franz Blei sagt, sie „heiraten mußte, um das Geld wieder in die Familie zu bringen“. Welches Geld? Schwer jedenfalls in seinen Ursprüngen zu ergründen. Frau Blanche war jedenfalls reich; sie hatte ein Palais in Paris, nach der Behauptung von Margot Hamberg v. Buchenau ein Geschenk Napoleons, nach anderer Behauptung ihr von Guido Henckel geschenkt. Jedenfalls konnte Graf Henckel sich nach dem Kriege das fürstliche Schloß Neudeck erbauen.

Beim Friedensschluß 1871 hat Graf Henckel mit Bleichröder den finanziellen Teil besorgt — die konservativen Deklarantenbroschüren gegen Bismarck haben gegen diesen und jene deshalb schwere Angriffe gerichtet.

Wie mir ein namhafter Diplomat versichert hat, ist Graf Henckel auch der Mann, der auf Bismarcks Wunsch die Sprachgrenze in die Karte eintrug, die Bismarck in die Beratung mit dem Kaiser und Moltke über die Friedensbedingungen mitnahm.

Graf Henckel hat als reifer Mann die ungeheuren Metallschätze auf seiner Standesherrschaft erschlossen und auch andere Industrieunternehmungen geschaffen. Er war seit Jahren der zweitreichste Mann Deutschlands, nach Krupp Preußens größter Steuerzahler.



Engländer und Englandnarren

Mit vollem Recht wird unserer immer wieder von neuem mit England anbändelnden Diplomatie erstaunliche Unkenntnis der einschlagenden Verhältnisse, insbesondere des englischen Volkstums und Herrenwillens vorgeworfen.

War es nun — fragt der Geheime Regierungsrat Dr. Heyer im „Volkserzieher“ — gar so schwer, England und die Engländer richtig einzuschätzen? Liegt ihre Geschichte, liegen ihre Bestrebungen in so tiefes Dunkel gehüllt? Das Gegenteil ist der Fall! Nur reicht zur Klärung das noch immer so hoch geschätzte begriffliche Denken allein nicht aus; ernste geschichtliche und volkswirtschaftliche Kenntnisse müssen sich unsere Diplomaten, wie Bismarck einmal zu Windthorst äußerte, in erster Linie aneignen.

Mehr noch als das französische ist das englische Volk Wandlungen ausgesetzt worden; elf Jahrhunderte hindurch, von Caesar bis auf Wilhelm den Eroberer, in welchen wir den vorbildlichen, den folgenden Geschlechtern das Gepräge gebenden Engländer erblicken können. Denn auch das unmenschlichste Mittel erscheint ihm erlaubt, wenn er dadurch sein Ziel zu erreichen hofft. Um sich zu behaupten, braucht er Burgen. Bausteine fehlen ihm. Da läßt er ganze Städte niederreißen, um diese zu gewinnen. Da er Jagdliebhaber ist, schafft er sich bei Winchester aus 60 Kirchspielen, in denen er Dörfer und Kirchen niederbrennen läßt, einen ungeheuer großen Jagdbezirk und ordnet an, daß jeder ertappte Wilddieb geblendet wird. Gleichzeitig aber weiß er das bunte Völkergemisch seines eroberten Reiches in der durch ungeheuerlichen Güterraub der Enterbten ermöglichten Lehnsverfassung zu einem einheitlichen, geschlossenen Ganzen zusammenzufügen. Seiner Krone aber schafft er ungeheure Reichtümer und hält mit unerbittlicher Strenge seine reich beschenkten normannischen Lehnsleute und durch sie das ganze Land im Zaume. Und nicht anders als er waren seine Söhne, seine Großen, seine Diener. Als ihn plötzlich der Tod ereilte, ließ man seine Leiche nackend auf dem Boden hingestreckt liegen. Die wilden Söhne stürmten hinaus, um von ihrem Erbe Besitz zu ergreifen. Die Bischöfe, Ärzte, Hofleute fürchteten für ihr Leben und flohen. Die Diener fielen plündernd über das Hausgerät her. Alle mitleidslos, nur auf den eigenen Vorteil bedacht.

Und daß dies keine Einzelerscheinung ist, lehrt die weitere Geschichte Englands bis auf den heutigen Tag. Das Bewußtsein der Staatsnotwendigkeit hält Königtum und normannisches

Digitized by Google

Herrenvolk zusammen; der Drang aber zur persönlichen Freiheit treibt sie zu zähem Ringen: das Königtum, die überkommene Allmacht sich zu erhalten, das Volk, neue Rechte und Freiheiten zu gewinnen. Beide Teile fühlen sich ihres Rechtes bewußt und schrecken vor Gewalttätigkeiten nicht zurück. Vor allen anderen ragen da Heinrich VIII. (1509—47) und Cromwell (um 1650) hervor, jener im Kampf für die Allgewalt des Königtums, dieser für die seinige. Wer ihnen nicht zu Willen ist, fliegt oder verliert Besitz und Leben. Und dabei mutet ihr Tun und Lassen uns an, als fehle beiden jedes Rechtsgefühl, als sei ihre Gewalttätigkeit unzweifelhafte Selbstverständlichkeit.

Wie grell tritt dies bei Heinrich VIII. in seinem Gegensatz zum Papste hervor! Über Luthers Abfall ist er empört und verteidigt in einer Schrift die sieben Sakramente gegen ihn. Der Papst gibt ihm den Titel „Defensor fidei". Als aber der Papst dem Könige bei der Scheidung von seiner Frau Katharina nicht zu Willen ist, da fühlt er sich „durch den Geist Gottes, der die Herzen der Fürsten bewohnet", erleuchtet und geleitet, erklärt sich selbst zum Oberhaupt der Kirche von England und veranlaßt einen von ihm eingesetzten geistlichen Gerichtshof, die Scheidung auszusprechen. Sofort geht er eine neue Ehe ein, läßt diese Frau aber bald, angeblich wegen Ehebruch, zum Tode verurteilen und heiratet schon am Morgen nach der Hinrichtung seine Geliebte, die bald starb. Von der vierten Gemahlin läßt er sich scheiden, die fünfte hinrichten; die sechste entgeht dem gleichen Schicksal nur durch ihre Schlauheit. Alles für ihn unzweifelhafte Selbstverständlichkeiten, die ihn auch zu zahlreichen Gütereinziehungen und Hinrichtungen von Geistlichen und Baronen führen. Und wie er, waren auch die folgenden Regierungen. Auch unter ihnen — ob staatskirchlich oder katholisch — lösen Rechtsbeugungen, Verfolgungen, Hinrichtungen mit der Erbarmungslosigkeit von Naturereignissen einander ab.

Und war es in der Republik Cromwells anders? Schon seine sieggekrönte Erhebung gegen das Königtum war blutig und mordlustig genug und noch mehr als vorher durchtränkt von widerwärtigster heuchlerischer Frömmigkeit, die ihm als Deckmantel von Lüge, Verleumdung, grausamer Züchtigung, Niedermetzlung Gefangener diente. Widerstrebende Parlamentsmitglieder ließ er gewaltsam entfernen und erklärte das so gereinigte „Rumpfparlament" als „Urquell aller rechtmäßigen Gewalt". Gleichzeitig bezog er die königlichen Gemächer und ließ den König als „Tyrannen, Verräter, Mörder und Landesfeind" zum Tode verurteilen. Und wie gefühlsroh benahm er sich bei der Hinrichtung selbst! Unter Lachen setzte man die Verhandlung über die Hinrichtung auf; unter Lachen spritzte er nach der Unterzeichnung des Schriftstückes seinem Nachbar die Tinte aus der Feder ins Gesicht.

Mutwillen und Gefühlsroheit sehen wir auch bei den nun folgenden Handlungen: wie er an der Spitze seines ihm ergebenen Heeres von 45000 „Frommen" auszieht, um die sich zugunsten des Prinzen von Wales erhebenden Aufstände in England, in Schottland und in Irland in grausigem Hinmorden zu brechen. Damals begannen die bittern, sich immer erneuernden Leidenszeiten Irlands. Durch Ausweisung aller katholischen Priester, Niedermetzelung der Gefangenen, Verschleppung von Frauen und Kindern nach Westindien machte er Irland zu einem „entvölkerten Land rechtloser Bettler". Aber „Gott allein die Ehre!"

So zeigt sich uns England im Innern! Und nach außen hin? Wie klein war es zur Blütezeit des deutschen Hansabundes! Keine Schiffe, keine Fabriken besaß es. Seine Könige waren bei den Hanseaten verschuldet und gezwungen, ihnen Handelsvorteile zu bewilligen. So war der Höchstpreis für die Wolle des hammelreichen England sehr niedrig, für die daraus in Deutschland gewonnene Fertigware sehr hoch. „Der Hanseate", pflegte man zu sagen, „kauft von den Engländern den Fuchsbalg für einen Groschen und verkauft ihnen den Fuchsschwanz für einen Gulden." Unter der Regierung der Königin Elisabeth aber nahm England auch zur See einen beachtenswerten Aufschwung, befand sich aber unter den Stuarts, besonders während der zur Republik führenden inneren Wirren und Kämpfe, wieder im Niedergang. Da dachte Cromwell, der Herr der Republik, schon an ein Bündnis mit dem see- und

Digitized by Google

handelsmächtigen Holland. Als er aber auf Schwierigkeiten stieß, beschloß er in seiner ungezügelten Art die Vernichtung dieser widerstrebenden Macht und versuchte zunächst durch seine Schiffahrtsakte, durch welche er die Einführung nicht selbst erzeugter Ware nach England verbot, diese Frachtfahrer des Erdkreises von ihren gewinnreichsten Geschäften mit England abzuschneiden. Da verlangte Holland, welches selbst nur wenig Ware erzeugt, die Zurücknahme der Akte und ließ seine übermächtige Flotte drohend in den Kanal einlaufen. Schnell schuf Cromwell aus Handelsschiffen eine neue Flotte und ließ sich durch die ersten Niederlagen, die ihm die holländischen Seehelden Ruyter und Tromp beibrachten, nicht einschüchtern, sondern erklärte, „in den Niederlagen das Unterpfand des endlichen Sieges zu erblicken". Und so kam es auch: in einer dreitägigen Schlacht (Februar 1653) schlug der englische Adimral Blake die holländischen Seehelden entscheidend. Und nun kannte England Schonung anderer nicht mehr. Die Herrschaft über die Meere und unermeßlichen Kolonialbesitz steckte es sich als Ziel, welches es mit allen Mitteln barbarischer Kriegführung, sowie durch Trug und Vertragsbrüche zu erreichen suchte. Und während es sich anderen Mächten gegenüber als Schützer der Verfolgten und Bedrückten (der russischen Juden, der Armenier z. B.) mit kecker Stirn und scheinheiligem Augenaufschlag hinstellt, vollführt es selbst Taten Grausen erregender, tierischer Roheit gegen die indischen Bergstämme, wo es zuerst die Dumdumgeschosse verwandte und die Gefangenen zu Tausenden niederkartätschte, gegen Unter- und Oberägypten (Omdurman und Khartum), gegen die Buren, wo man Frauen und Kinder in Konzentrationslager verschleppte und durch Hunger und Seuchen planmäßig umkommen ließ (die Kinder unter vier Jahren starben fast sämtlich).

Und heute? Der Aufschwung des deutschen Außenhandels erweckt den Neid Englands. Alle anständigen und unanständigen Mittel dagegen helfen nichts. „Made in Germany" kehrt sich ins Gegenteil. Da setzt die Einkreisungspolitik ein und führt zum Kriege. Die wenig einwandfreie Art, wie König Peter den Thron Serbiens besteigt, erfüllt England mit so scheinheiligem Unwillen, daß es ihn nicht anerkennt; aber die Ermordung des militärisch hervorragenden österreichischen Thronfolgers, der ein recht gefährlicher Gegner der Entente hätte werden können, durch serbische Mordgesellen, erscheint den Engländern als etwas ganz andres, Entschuldbares. Und daher unterstützen sie auch die serbische Regierung bei ihrer Weigerung, eine einwandfreie Untersuchung zu führen, und wurden schließlich die Bundesbrüder dieser der Anstiftung des Mordes Verdächtigen. Der von Deutschland erzwungene Durchmarsch durch das neutrale Belgien gegen Frankreich veranlaßt England, unter der Maske als Schützer der kleinen Staaten, zur Kriegserklärung an Deutschland. Daß eine Verletzung der belgischen Neutralität durch England und Frankreich vorher geplant war, wie es sich bald herausstellte, und daß Deutschland ihnen nur zuvorgekommen war, macht England kein Unbehagen. Es bleibt einfach bei der Behauptung, daß Deutschland der „Verbrecher" ist. Dagegen erscheinen der „Baralong"fall, die Behandlung des Lazarettschiffes Ophelia und des Luftschiffs 19 nicht der Rede wert. Ebenso das Dingen von Mördern durch den englischen Gesandten in Christiania gegen den irischen Vaterlandsfreund Casement und dessen hinterlistige Gefangennahme und grausame Hinrichtung, sowie die blutdürstige Kriegführung gegen die aufständischen Iren und die Erschießung verhafteter Zivilpersonen ohne Verhör. Da England ferner zu den Schutzmächten Griechenlands gehört, so erblickt es seine Aufgabe darin, den seine Neutralität allen Schlichen und Ränken gegenüber wahrenden König dieses Landes im Verein mit Frankreich in unerhörter Weise zu vergewaltigen und zum Anschluß an die Entente zu bestimmen. Und wie einst Cromwell irische Frauen und Kinder nach Westindien verschleppte, um in Irland den Nachwuchs zu verringern, und der ihm ähnliche Held von Omdurman und Khartum, Kitchener, in der gleichen Absicht die in völkerrechtswidrige Konzentrationslager zusammengepferchten Frauen und Kinder der Buren durch Hunger und Seuchen dem martervollen Hinsiechen kaltherzig preisgab, so ordnete das für „Freiheit und Menschlichkeit" zu kämpfen vor-

Digitized by Google

gebende England zu dem gleichen Zwecke die Absperrung Deutschlands von der überseeischen Lebensmittelzufuhr an.

Welch ein Übermaß von sittlicher Entrüstung würde England in seiner scheinheiligen Art gegen jeden anderen Staat ergießen, der auch nur eine einzige dieser von ihm selbst veranlaßten Scheußlichkeiten sich hätte zuschulden kommen lassen! Für England aber sind das erlaubte Mittel, seine Ziele zu erreichen! Selbstverständlichkeiten! Kriegsnotwendigkeiten!

Das war England, das ist England und wird es bleiben, solange ihm das Messer nicht an der Kehle sitzt. Dann freilich wird es, wie zur Zeit der Vormacht der deutschen Hansa, auch wieder recht fügsam und unterwürfig werden. Ganz nach Art echter Tyrannennaturen!

Und die deutschen Englandsnarren („Gigerl")? Werden sie weiter in Engländerei ersterben? Im „Cutaway" oder „Smoking" zum „Five o'clock tea" gehen? Das altdeutsche Tannenspiel „Tennis" nennen und mit englischen Ausrufen verbrämen? Das Antlitz glatt rasieren und das Beinkleid aufkrempen? Den Tischnachbar hochmütig über die Schulter ansehen, wenn er den Stahl seines Messers an den gesottenen Fisch setzt? Für die nach englischem Vorbild gewonnene „Wohlerzogenheit" nach dem Titel „Gentleman" aus englischem Munde geizen? — Diese Englandnarren können sicher sein, daß sie an den echten Engländer nicht heranreichen werden in Hoch- und Übermut, in Heuchelei und Gefühlsroheit! Vielleicht ziehen sie es nun doch vor, ihr deutsches Gemütsleben hervorzukehren und wieder Gefallen zu finden an dem gemütstiefen deutschen Liede und an der einfach biedern deutschen Art, während sie die Bezeichnung „Gentleman" als Beleidigung zurückweisen.

Die Germanisation der Erde

Als das Allermerkwürdigste an diesem Kriege verkündigt Karl Eugen Schmidt im „Tag" sein Endergebnis, das man heute schon auf das deutlichste voraussehen könne: die Germanisation der ganzen Erde nämlich; eben diese Germanisation, gegen welche die Feinde Deutschlands im Namen der Freiheit und der Zivilisation zu Felde gezogen sind, und deren Vernichtung das Endziel ihrer kriegerischen und ökonomischen Anstrengungen ist.

„Der Militarismus und die Germanisation, die Durchseuchung der Welt mit deutschen Ideen, sollen vereitelt, vertilgt und ausgerottet werden, das ist das tausendmal ausgesprochene Ziel der Franzosen, der Engländer und ihrer Freunde. Und was sehen wir? Vom ersten Anfang des Krieges an entfalten die Gegner Deutschlands den löblichsten Eifer, deutsche Einrichtungen und Erfindungen nachzuahmen. Alles, was Franzosen und Engländer seit August 1914 beschlossen und getan haben, läßt sich auf ein unmittelbar vorangegangenes deutsches Beispiel zurückführen, auf militärischem wie auf jedem andern Gebiet. Niemals hätte man sich ein so vollständig militarisiertes und germanisiertes Europa vorstellen können, als es die gegen den Militarismus und den Germanismus kämpfenden Nationen Europas jetzt aus freien Stücken geschaffen haben. Nur die deutsche Etikette fehlt, nur die nachgemachte Handelsmarke ist unterdrückt und versteckt worden, das Wesen der Sache aber ist deutsch, und niemals hat die Germanisation der Erde so gewaltige Fortschritte gemacht wie in diesen letzten Jahren, wo mehr als die halbe Erde eben gegen diese Germanisation im Felde steht.

Kaum hat Deutschland irgendeinen neuen Entschluß verkündet, so stürzen England und Frankreich, hinter ihnen Italien und Rußland, begierig darüber her und beeilen sich, das Beispiel nachzuahmen, und dabei entfährt ihnen sehr wider Willen hie und da das Geständnis, daß die deutschen Einrichtungen bewundernswert und vollkommen seien. Gewöhnlich sagen

Digitized by Google

sie das freilich nicht, sondern begnügen sich mit der Nachahmung, vergessend, daß sie eben dadurch das allerhöchste Lob spenden.

In Frankreich, Italien und England hallt die Presse wider von der Mobilmachung der Zivilbevölkerung. In Deutschland wird so etwas eingerichtet, und ohne den Erfolg abzuwarten, stürzen die Feinde der Germanisation hinter Deutschland her auf dieser Bahn, wie sie vorher schon alles und jedes nachgemacht haben, was in Deutschland vor und während dem Kriege erdacht und ausgeführt worden ist. Bei dieser Gelegenheit bringt ein Pariser Blatt einen Artikel über diese Sache, der sich wirklich wie ein begeisterter Hymnus auf Deutschland und die deutschen Arbeitsmethoden liest, und dem nur das Tüpfelchen auf dem i fehlt, um ganz einwandfrei zu sein. Dieses Tüpfelchen wird freilich bei unseren Lebzeiten nicht kommen, denn es bestände einfach in der logischen Folgerung aus den zugestandenen Voraussetzungen: sintemalen die Deutschen ein so großartiges Volk sind, dessen Einrichtungen von jedem modernen Volke nachgeahmt werden müssen, wollen wir uns lieber mit ihnen vertragen und hinfort als gute Nachbarn neben ihnen leben. Aber nein, das geht ja nicht, denn die Deutschen sind ja Wilde, Barbaren, Hunnen, Mörder, Räuber und alles andere, was vom Strafgesetzbuch verfolgt wird! Es ist freilich merkwürdig, daß diese Bande von Wilden und Verbrechern Einrichtungen schafft, die vortrefflich sind und von uns nachgeahmt werden, aber darüber wollen wir uns die Köpfe nicht zerbrechen. Wilde und Barbaren sind und bleiben sie, davon beißt keine Maus einen Faden ab!"



Die neuvlämische Bewegung

In einer „Lettre au Roi sur la séparation de la Wallonie et de la Flandre" schrieb der wallonische Abgeordnete Destrée vor dem Kriege: „Du herrschest, König, über zwei Völker. In Belgien gibt es Vlamen und Wallonen. Aber Belgier gibt es mitnichten."

Als dann der Krieg ins Land fiel, schreibt Adolf Teutenberg im Dezemberheft 1916 der Monatsschrift „Nord und Süd", schien der ungestüme Zusammenschluß der in Belgien wohnenden Volksstämme die Feststellung des Sozialisten Destrée Lügen zu strafen. Vlamen und Wallonen gingen zum ersten Male in wirklicher Ineinsgesinntheit in den Krieg. Das belgische Volk schien eine Nation geworden, der belgische Staatsgedanke schien die belgische Seele geboren zu haben.

Aber es schien nur so. Der zeitliche Ablauf der Dinge hat bewiesen, daß es ein plötzliches Wunder nationaler Einswerdung nicht gibt, nicht geben kann in einem Staate, der auf eine so künstliche Weise aus zwei wiederstrebenden und gegensätzlichen Volkselementen zusammengeklebt ist; in einem Volke, das kein Volk ist ... Heute heftiger als je tobt in Belgien, tobt um Belgien der Belgier alter Hader und Parteistreit. Und ist es nicht ein Hohn auf alle Staatskünstelei, daß gerade um den Grundsatz, der das Fundament des Staates Belgien sein sollte, eine Hauptschlacht geht?

Belgien soll neutral sein, sagen die einen, und neutral bleiben, ja es soll neutraler sein als es vor dem Kriege tatsächlich gewesen. Aber das Belgien von heute, das durch die in Havre sitzende Regierung dargestellt wird, ist längst nicht mehr neutral! Während es, seinem neutralen Berufe getreu, sich nur verteidigungsweise gegen ... Deutschland in diesem Kriege hätte verhalten dürfen, erklärte es der Türkei den Krieg, brach es die Beziehungen zu Bulgarien ab, unterstützte es das wankende Russenheer mit 4000 technisch geschulten Soldaten und schwerer Artillerie. Damit hat Belgien seinen neutralen Rechtsstandpunkt verlassen, ward der Verbündete der Entente und griff in die europäische Politik ein. Der Grundsatz der Neutralität

Digitized by Google

ist, mag er formell noch immer betont werden von Le Havre aus, in diesem Kriege auch auf offener Bühne gefallen. (Während er vor dem Kriege nur hinter der Kulisse und in geheimen Kabinetten verletzt worden ist.) Aber die Neutralität soll fallen, sagen die Sprachrohre der belgischen Regierung! Denn man will etwas anderes als nur die Wiedereinrichtung eines „neutralen" Belgien: „Man findet es schlankweg selbstverständlich," so schreibt am 29. Januar das offizielle belgische Regierungsblatt „XX. Siècle", „... territoriale Kompensationen zu fordern" (beim Friedensschluß). Worin diese bestehen sollen, darüber belehrt ein gleichfalls in Le Havre ausgegebener „Kleiner Katechismus", worin für Belgien das ganze linke Rheinufer, soweit es in die niederdeutsche Ebene fällt, als Kriegspreis verlangt wird. Streiten wir nicht lange darüber, ob diese „Forderung" ernstgemeint ist, nach den schwer mißzuverstehenden militärischen Erfahrungen dieses Krieges; oder ob mit solchen Luftspiegelungen nicht vielmehr der längst gelähmten Hoffnungsseligkeit der Bevölkerung Belgiens aufgeholfen werden soll. Tatsache ist, daß dieser von der belgischen Presse mit vielem Geschrei verkündete neubelgische Imperialismus der Anlaß heftigen Gegeneinanderwirkens der belgischen Politiker geworden ist. Insbesondere finden die regierungsseitigen Eroberungspläne entschlossene Widersacher in der Gesamtheit des vlämischen Volksteiles Belgiens. Sogar der katholische Parteiführer van Cauwelaert, der im übrigen sein Vlamentum in dieser entscheidenden Stunde verraten hat, bekämpft die wallonischen „Rheinritter" in seinem in Holland erscheinenden Blättchen „Vry Belgie" mit Erbitterung; worauf dann von Le Havre aus, wie zu erwarten, der große Bann auch gegen die von Cauwelaert repräsentierte Vlamengruppe geschleudert wurde. Denn man ist in Le Havre, sei es unter dem Eindruck der unfreiwilligen Luftveränderung, sei es unter dem Eindruck der sehr bewegten Umgebung, die zu einer eigenen Angebundenheit in einem peinlich fühlbaren Gegensatz stehen mag — sehr wort- und gebärdenreich und im Wegdekretieren unliebsamer Tatsächlichkeiten nicht eben genant. (Auch hierin dem geliebten Franzosenideal getreu, dem „sans-gêne" ja immer einen Vorzug menschlichen Wesens bedeutete.) ...

In der Parteischarung des also umstrittenen Neutralitätsgedankens, die auf der einen Seite die ganz von Frankreich erfüllten Wallonen, auf der andern die mählich wiedererwachenden Vlamen sieht, liegt eigentlich schon ausgesprochen, daß der Kampf um die Neutralität im Grunde nur Symptom ist. Symptom eines andern, ungleich umfassenderen und folgenschwereren Kampfes. Des Kampfes um die belgische Nationalitätenfrage.

Was dieser Krieg an Ergebnissen und Umwälzungen auch zeitigen möge: so viel steht fest, daß er das einstige Belgien in einem von Grund aus gewandelten Zustand bringen wird. Das macht, der flandrische Löwe, der 85 Jahre lang geschlafen oder träumend nur leise vor sich hin geschnurrt hat, ist im Donner der Kanonen aufgewacht und fordert mähneschüttelnd seine Freiheit.

Zum ersten Male seit den Tagen der Romantiker Arndt, Grimm und Hoffmann von Fallersleben, die nach der Trennung der Vlamländer von den Holländern der Verselbständigung des kleinen niederdeutschen Stammes als einer „germanischen Welle" zujubelten, weckt das Schicksal des flandrischen Volkssplitters wieder unsere Aufmerksamkeit; ja man kann sagen, daß die Aufmerksamkeit für dieses Schicksal deutscherseits zum ersten Male überhaupt auftritt, insofern sie tätig-mitgestaltend ist. ...

Welches sind nun die deutlichst sichtbaren Tendenzen und Zielrichtungen dieser neuen vlämischen Bewegung? ...

Ohne gerade politische Einheitsabsichten zu hegen, faßt man den niederländischen Volksstamm, wie er in Flandern, in Holland, in Südafrika mit mehr als zwölf Millionen Seelen lebt, als eine Volkseinheit auf, deren sprachliche Gemeinsamkeit man pflegen, deren kulturelle Eigenart man bewußt durchprägen, deren wirtschaftliche Kraft man, durch mannigfache Verbindung mit dem holländischen Stammlande, stärken will; das eigentliche politische Ziel der „groß-niederländischen" Bewegung läuft darauf hinaus, die freie Entfaltungsmöglichkeit der

Digitized by Google

politisch zu Fremdstaaten gehörenden „Dietschen" auf alle Weise zu fördern und, wo sie behindert wird, sie kämpferisch durchzusetzen.

Hier liegt die Berührung der „groß-niederländischen" Bewegung mit der eigentlich vlämischen; hier ist der Punkt, von dem aus die Bewegung in die Weltpolitik übergreift.

Im kochenden Schmelztiegel dieser Weltpolitik, der Kriegszustand heißt, muß sich zweier niederländischer Völker zukünftiges Schicksal endgültig formen: das der Völker Flanderns und Südafrikas. Dadurch bestimmt sich das politische Verhalten der „Dietschen" in diesem Kriege.

Der gegebene Feind der vlämischen Volkskultur ist Frankreich: jenes Frankreich, welches Belgien mit seinem Geiste, mit seiner Politik, mit seiner ganzen Kultur so intensiv durchdrang, daß sogar weite Kreise Flanderns „verfranschten" und daß die Minderheit der französisch sprechenden Wallonen im Staate Belgien die vollkommene Vorherrschaft bekommen konnte. — Der alte Feind der niederländischen Südafrikander ist England: jenes England, das die Burenrepubliken zertrat und der holländischen Bauernfreiheit nach einem unmenschlichen Kriege ein Ende machte.

Also, könnte man zu folgern geneigt sein, wird die groß-niederländische Bewegung nur vom Siege Deutschlands eine Erfüllung ihrer Ziele erwarten können, und deshalb diesen Sieg erwünschen und erwarten?

Es ist klar, daß eine mit der Front gegen England und Frankreich stehende Bewegung ihre Spitze nicht gegen Deutschland kehren kann; dies um so weniger, als die Deutschen den „Dietschen", wie schon der fast übereinstimmende Name sagt, stammesverwandt sind; auch wird der Dialekt der Klaus Groth und Fritz Reuter in den groß-niederländisch-niederdeutschen Sprachenkreis einbezogen, so daß der Dichter Gustaav Vermeersch die Zahl der „niederdeutsch sprechenden Menschen germanischer Abkunft" auf insgesamt 20 Millionen Köpfe beziffern kann.

Trotz alledem würde man falsch gehen, wenn man die Wortführer des groß niederländischen Gedankens auch für Wortführer der deutschen Sache halten würde. Wohl wird man Deutschlands geschichtliche Linie und sein höheres moralisches Recht, das sich ja zum nicht geringen Teile von der Tüchtigkeit seiner germanisch-rassischen Eigenart herschreibt, durchweg erkannt finden, aber die verhaltene Hinneigung zum deutschen Bruder kommt doch eigentlich mehr negativ, d. h. in der sehr entschieden betonten Abkehr von England und Frankreich zum Ausdruck. England wird nicht nur um der Vergewaltigung des Burenvolkes wegen verabscheut, sondern auch als der große Seeräuber von Anbeginn, als systematischer Kriegserreger und typischer Landeroberer erkannt. Aber mehr noch steht unsern Großholländern Frankreich im Wege, jenes sich selbst überschätzende Frankreich, das der am stärksten national fühlende Staat Europas ist und doch keine eigentliche Nation, sondern ein Chaos, dem von einer kleinen Gruppe führender Leute: der Beamtenkaste, der regierenden Klasse, „l'âme française" eingeknetet wird. Die rücksichtslos romanisierenden Tendenzen der Pariser Zentrale, die die Idiome des Provençalischen, des Katalonischen, des Baskischen, des Bretonischen und des Französisch-Vlämischen auszurotten streben, haben sich nach Belgien fortgepflanzt, wo sie den zahlenmäßig überwiegenden vlämischen Volksteil auf der ganzen Linie zu unterdrücken verstanden. Hier, in Belgien, ist das Unglaubliche geschehen, daß ein geschichtliches Volk sich selbst und seiner alten Kultur entfremdet werden konnte, daß es sprachlich vollkommen entrechtet und unterdrückt ward, daß es politisch einer dem französischen Revanchegedanken ergebenen Minderheit im Staate vollständig unterworfen werden konnte. Hier in Belgien wollen Vlamen und Großholländer deshalb die große Schlacht gewinnen, die ihnen beiden die Erfüllung ihrer engeren und weiteren nationalen Wünsche bringen soll.

Es geht den Vlamländern um zwei Dinge: um Gleichsetzung der vlämischen Sprache mit der französischen in Schule, Heer, Rechtspflege; und um „bestuur-

Digitized by Google

lyke scheiding", d. h. um Trennung der Verwaltung vom wallonischen Belgien, wodurch die sprachliche und völkische Wiedergeburt für immer gewährleistet werden soll.

In der Erstrebung des ersten Zieles sind alle Vlamen einig. In der Frage der Verwaltungstrennung aber wird der Standpunkt der Gruppen und Führer von der Stellungnahme zur belgischen Regierung und zum Kriege im allgemeinen bestimmt.

Es gibt da abwartende Opportunisten, — und zu ihnen gehört vor allem jener bekannte Katholikenführer Frans van Cauwelaert, — die es weder mit dem vlämischen Volke, noch mit der Regierung verschütten möchten. Sie lassen die Forderung der Verwaltungstrennung zwar nicht fallen, aber sie wollen sie ruhen lassen, solange der „Feind" im Lande stehe. Im Grunde haben sie mit den übrigen Vlamen nur noch die Abneigung gegen die französische Überfremdung gemein, die bei den Katholiken wieder auf besondere Motive zurückgeht. Bedenkt man, daß gerade die Tatsache, daß „der Feind" im Lande steht, den Vlamen die letzte Möglichkeit nationaler Verselbständigung bietet, so kann man es verstehen, daß Cauwelaert in den „Dietsche Stemmen" als Verräter an der vlämischen Sache bezeichnet wird.

Die wirklichen Vlamen begreifen denn auch sehr gut, daß ihr intimster Feind die belgische Regierung ist, die unter französischen Einflüssen steht und den von England gewollten „belgischen" Staatsgedanken wiederherstellen will, der das Vlamentum nach solcher Wiederherstellung ersticken müßte. Naturgemäß stehen diese vlämischen „Homeruler" zur belgischen Regierung in schärfster Opposition. Sie bekämpfen nicht nur die lateinische Kulturpolitik und den der Entente verbündeten Imperialismus dieser Regierung, sondern die „belgische Idee", d. h. das Streben nach Wiederherstellung eines belgischen Einheitsstaates überhaupt. So verficht der vlämische Dichter und ausgezeichnete Journalist De Clercq in seinem in Holland erscheinenden Organ „De Vlaamsche Stem" den Grundsatz, daß nicht Belgien, sondern Flandern die Mutter der Vlamen sei, die es wiederzufinden gelte; so hat vor nicht langer Zeit der bekannte Dichter Gustaav Vermeersch in einem „Aufruf an die Vlämen" offen ausgesprochen, daß der frühere belgische Staatsverband eine mißratene Schöpfung sei, in der die Vlamländer nicht mehr als Opfer seien: „Die Fehler der belgischen Regierung haben dazu geführt," heißt es u. a. darin, „daß Flanderns Söhne jetzt an der Yser kämpfen müssen, um ihren eigenen Feinden zu helfen; nach 85 Jahren der Bedrückung und Verfolgung ist dies des Werkes Krönung, das Maß ist nun voll . . ." Und so rief endlich die in Gent erscheinende „Vlaamsche Post", die ein selbständiges Flandern in einem belgischen Staat mit Domela Nieuwenhuys-Nyegaard, dem unerschrockensten Vorkämpfer der vlämischen Sache, für ein Ding der Unmöglichkeit hält, den Vlamländern schon vor langer Zeit zu: „Auf die Barrikaden, Vlämen, um das freie, unabhängige Flandern von Dünkirchen bis zur Maas zu gewinnen!" . . .

Die nationale Richtung, die in diesem Kampfruf zum Ausdruck kommt, ist unter den mannigfachen vlämischen Parteischattierungen die entschiedenste, zugleich aber auch diejenige, die den realpolitischen Verhältnissen am meisten Rechnung trägt und daher am aussichtsreichsten ist.

Es scheint mir hiernach eine naturnotwendige Entwickelung der Dinge, daß das Vlamenvolk in seiner Gesamtheit mit seiner belgisch-staatlichen Vergangenheit eines Tages entschlossen brechen wird, um sich in einem eigenen, von Grund aus neuerrichteten Hause in jedem Sinne wiederherzustellen. Denn einmal ist die Lebensunfähigkeit des Zwitterstaates Belgien durch diesen Krieg auch dem kurzsichtigsten Laienauge offenbar geworden. Sodann aber kann nicht zweifelhaft sein, welches Schicksal die „rebellierenden" Vlamen in einem von der Entente etwa wiederhergestellten bzw. erweiterten und von Frankreichs Kultur überschatteten „Groß-Belgien" erwarten würde: die Maßregelung des obengenannten De Clercq, der seiner vlämischen Gesinnung wegen als Schullehrer sozusagen cum infamia relegiert wurde, gibt davon einen ver-

Digitized by Google

heißenden Vorgeschmack. Und drittens sind jene groß-niederländischen Ziele, auf die die weitestblickenden Männer niederdeutscher Zunge aus einem großen nationalen Idealismus hinarbeiten, auf flandrischer Erde nur nach einer Auslöschung jenes Belgiens erreichbar, das nichts anderes war und sein wollte, als ein jedes ursprünglich schaffenden Eigenwillens beraubtes Anhängsel Frankreichs.

Wir Deutschen haben allen Grund, dem vlämischen Verselbständigungswillen Vorschub zu leisten. Und zwar nicht nur aus dem naheliegenden politischen Motiv des „Divide et impera" — denn „herrschen" im Sinne Roms wollen wir ja gar nicht über die Vlamen —, sondern vielmehr aus einem Gefühl verwandtschaftlicher Zuneigung, das ohne Zweifel in großen Teilen unseres deutschen Volkes für den vlämisch-niederländischen Stammesbruder vorhanden ist. Von diesem Geiste ist denn auch die Politik der deutschen Verwaltung in Belgien sichtbarlich eingegeben: soeben erst hat sie, nachdem der Vervlamung der Genter Hochschule durch etatsmäßige Maßnahmen vorgearbeitet worden ist, das Recht auf muttersprachlichen Unterricht in den Volksschulen praktisch durchgeführt; und auch im Leben der Großen werden die sprachlichen Wünsche der vlämischen Bevölkerung tunlichst berücksichtigt.

Kein besseres Mittel als dieser versöhnliche Geist brüderlichen Entgegenkommens, um die vielfach noch verhetzten, widerstrebenden und abgekehrten Vlamen die Kriegstragik von 1914 vergessen zu machen und sie einer Zukunft zuzuführen, die ihnen die Erfüllung aller nationalen Wünsche und uns die Lösung des belgischen Problems bringen muß.



Wenn du den Frieden willst —

Si vis pacem — para bellum! Sei bereit zum Kriege, wenn du den Frieden willst. Die Wahrheit dieses Wortes, schreibt Hauptmann Erich von Salzmann in der „Vossischen Zeitung", ist heute noch überzeugender als in jenen Jahren des Beginns der großen Völkerwanderung. Der römische Militärschriftsteller Flavius Vegetius Renatus schrieb diesen Satz um 375 in ähnlicher Form als das Ergebnis langer Studien nieder. Vegetius lebte in einer unruhvollen Zeit, ähnlich der Napoleonischen Periode, ähnlich unserer heutigen Weltumwälzung. Er erkannte wie wenige die Forderung der Zeit und log nicht tendenziös wie Briand seinem Volke ins Gesicht, der am 13. Dezember in der Kammer sagte: „Ich habe die Pflicht, mein Land vor der möglichen Vergiftung zu warnen. Wenn ein Land sich bis zu den Zähnen bewaffnet, wenn es unter Verletzung der Völkerrechte überall Menschen aushebt, um sie zur Arbeit zu zwingen — wenn ich in diesem Augenblick meinem Lande nicht zuriefe: ‚Achtung, seid auf eurer Hut!' so wäre ich sehr strafbar."

Geschichtliche Vergleiche liegen heute nahe:

Mommsen charakterisierte Catilina: „Er besaß in hohem Grade die Eigenschaften, die von einem solchen Führer verlangt werden: Mut, militärisches Talent, Menschenkenntnis und jene entsetzliche Pädagogik des Lasters, die den Schwachen zu Fall zu bringen versteht." Wie damals die sich demokratisch gebärdenden Beherrscher der römischen Republik das uralte Recht römischer Gemeindefreiheit, das Provokationsrecht, zerstörten, so ist es auch heute wieder in Frankreich. Das Palladium Frankreichs, die demokratische Freiheit, liegt am Boden, geknechtet von Leuten, die das Wort beherrschen, die Ohren betören und das Land ins Unglück reißen. Der glänzende Rhetoriker Briand, ein neuer Catilina, nutzt die Worte Bethmann Hollwegs für seine Zwecke. Er will nicht sehen, daß wir den Frieden wollen; er sieht nur das deutsche „seid bereit zum Kriege". Nie wurden unser Wesen, unsere Sehnsucht mehr bewußt mißverstanden, als in der Minute, in der Catilina-Briand dem Reichskanzler das Wort im Munde verdrehte.

Digitized by Google

Unser großer Militärschriftsteller Clausewitz war es, der in der Not der Zeit im Jahre 1812 den Sinn der weltberühmten Worte des Vegetius besser erfaßte. Clausewitz ist der Mann, der das Wesen des Krieges in seinen tiefsten Tiefen erkannte. Er scheute nicht vor dem Einsatz von Menschenleben zurück in falscher Humanität, und stand wie Hindenburg auf dem Grundsatz: „Es ist besser, tausend Mann zu opfern, wenn man dadurch Zehntausenden, vielleicht Hunderttausenden, Leben, Gesundheit und glückliche Zukunft erhalten kann." In seinem Lebenswerk über den Krieg schreibt er: „Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen." In diesen Tagen ist es notwendig, daß sich das um Freiheit und glückliche Entwickelung kämpfende deutsche Volk diese Worte des deutschen Meisters klarmacht. Trotz aller Friedenshoffnungen müssen wir daher mehr denn je den zweiten Teil der kaiserlichen Kabinettsorder vom 12. Dezember vor Augen haben: „Ob das damit verbundene Ziel erreicht wird, bleibt dahingestellt. Ihr habt weiterhin mit Gottes Hilfe dem Feind standzuhalten und ihn zu schlagen." Nach dem 12. Dezember geht wieder einmal die Hoffnung durch deutsche Lande, daß unsere Gegner Vernunft annehmen werden. Wir hoffen, daß es dieses Mal nicht den verhetzenden Worten einer maßlosen, von einer kleinen Gruppe ehrgeiziger Politiker beeinflußten Presse gelingen wird, das angebahnte Friedenswerk zu zerstören. Diese Zeiten der Hoffnung sind Zeiten der Erwartung, vielleicht in gewisser Weise vergleichbar denen vor den Freiheitskriegen. Clausewitz verfaßte damals ein gewaltiges „Schriftwerk", wie es Karl Linnebach, der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Clausewitz und seiner Frau nennt: die drei berühmten Bekenntnisse. Die damalige Zeit hatte ihre Leisetreter, ihre Pazifisten, die der Wahrheit nicht ins Auge sehen wollten, die alles beim Feinde schön und gut fanden, immer nur auf die „anderen" blickten, die „mit Frechheit forderten, daß Recht, Ehre, Sicherheit und Freiheit des Staates der Sicherheit des einzelnen und dem ruhigen Genuß des bürgerlichen Eigentums geopfert werden sollten". Unserer Tage neue, gewaltige Erhebung zeigt, daß der Clausewitzsche Geist noch voll in uns lebt, aber es ist vielleicht gut, uns einmal die Worte ins Gedächtnis zurückzurufen, die der feurige Geist, der so gern sein Leben für das Vaterland hingeben wollte, damals niederschrieb, um der demoralisierenden Wirkung der Leisetreter und Pazifisten „um jeden Preis" „vorzubeugen.

Ich sage mich los:

von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;
von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;
von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören;
von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte.

Ich glaube und bekenne:

daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins;
daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll;
daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat;
daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist;
daß man die Ehre nur einmal verlieren kann;
daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes und das einzige Palladium seines Wohles;
daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großen Kampfe um seine Freiheit;
daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt.

Digitized by Google

Ich erkläre und beteuere der Welt und Nachwelt:

daß ich die wildeste Verzweiflung für weiser halten würde, wenn es uns durchaus versagt wäre, mit einem männlichen Mute, d. h. mit ruhigem aber festem Entschlusse und klarem Bewußtsein der Gefahr zu begegnen."

Das hier schrieb Clausewitz in der Vorahnung dessen, was schon im Jahre darauf in deutschen Landen zur Wahrheit wurde. Wenn Clausewitz heute lebte, würde er dieselben Worte angesichts der entehrenden Zumutungen der fast geschlossenen Presse unserer Feinde noch einmal schreiben. ...



Legenden

Ueber Eberhard König muß, wenn Friede ist, im ganzen mit dem Raum, der ihm gebührt, gesprochen werden, über den Dramatiker und Poeten. Jetzt kam ein Buch von ihm, das ganz ein poetisches Märchen ist, durch die Dichtungen, die der Inhalt sind, durch zauberfeine Ausstattung — durch das Begebnis an sich, daß sich so der Wert eines Dichters und das Urteil, der äußere und innere Geschmack eines deutschen Verlegers zur Einheit fanden ... „Von dieser und jener Welt. Legenden", bei Erich Matthes in Leipzig. Ohne Ungestüm, ohne Selbstillustration, begnügt in stille Feinheit, wie der Druck und Einband, so der Titel, der nichts davon verkündet, daß Königs verschwiegen Persönlichstes hierin enthalten ist, aber auch der machtvollste Hieb in die Zeit hinein, der aufs Ganze geht, in die innere Krise der deutschen Zukunft trifft, in visionärer Hoheit sie schauend und packend. Kämpfer heißt nicht Werber sein. Noch wo König der sieghafte Herold unseres Volkstums wird, erhält sich in ihm die künstlerische Selbstzucht, nicht zu unterstreichen, das Deutliche stets nur in sich zu klären, fast bis zur Übersprödheit es nicht an die Fläche zu bringen. Die Saiten, die im Leser gleichartig abgestimmt mitschwingen, müssen Vorbedingung sein; durch die noch so zarte Berührung weckt er sie mit ihrem ganzen, tiefen Klingen, oder sie bleiben, wenn sie's nicht sind, stumm und unzugänglich. Insofern ist am meisten dies Buch von ihm eines für die Wenigen, die in einem Volke von siebzig oder hundert Millionen schließlich aber auch recht viele sind.

Ich nehme es auf die Verantwortung, ihnen, ohne daß ich hier alles aufzählen und zergliedern kann, zu sagen, sie werden aus diesen sechs „Legenden" den entzückendsten, herzbewegendsten Genuß und eine heftigste Erregung durchleben. Wer sich erst hineinlesen muß, beginne mit der Erzählung von dem jungen Waldschrat, den die Sehnsucht zu der Bildung und Kultur der Menschen zog, und der doch die Gabe der Naturwesen nicht verlieren konnte, die Sprachen zu hören, die uns verschlossen sind, und von den Dingen alle Wahrheit mitzulesen. Es ist die am freiesten, flottesten hingeschriebene, mit dem überlegensten Humor, was ja kein Widerspruch dazu ist, wenn sich uns bald das Herz zusammenschnürt. Mit Genialitäten, die ans Unbewußte grenzen, ist dieses Märchen aus der Wirklichkeit geschrieben, so, wenn es köstlich gar nicht mit dem jungen Waldschrat beginnt, sondern zuerst mit dem alten, dem Herrn Vater, dem in seines Gemütes vollendeter Selbstzufriedenheit gesicherten Rauhbein, dem für das Verstehen des Sohnes, für seine Kritik an dieser Dichter- und Bildungsseele jede genügende Synopsis, was zwar auch bei verwöhnteren Kritikern vorkommt, fehlt. Ob der Erzähler an so etwas gedacht hat, was mir hier eben zuletzt einfiel, weiß ich nicht, wir lesen diese Märchen ähnlich, wie wir dem Volkslied zuhören, das ja auch das Unbegrenzte in sein Ungesagtes schließt. — Adam und Eva: was in ihnen und für sie beide entsteht, nach dem, was die Bibel erzählt, und das sie doch nur durch ein drittes Ungefähr erfahren hatten, machtlos unwissend, wie wenn der schmeichelnde Sommerwind schwanke, träumende Nachbarblüten

Digitized by Google

zueinander neigt. — Die Geschichte von der „silberfarbenen Wolkensaumweise“. Es wird viel zu trivial, wollte man die „Schönheit“ oder die Poesie oder die Kunst dafür sagen. Alle reden von ihr, ein Sehnen und Zagen und Bangen nach der echten, der wirklichen silberfarbenen Wolkensaumweise ist in der Welt, geht durch alle die Menschen, arme und reiche, Adlige und Spießer, Fürsten und Proleten. Und einer hat sie, durch ein Erlebniswunder wird sie sein Besitz. Ein Spielmann, Fiedler. Sein Besitz, sein heimliches, wunderbares, stolzes und scheues Kleinod auf seinen einsamen und abenteuervollen Lebensfahrten. Aber wenn sich die Menschen so rührend nach ihr sehnen, oder zuweilen wohl auch, wenn sie, sich im Streit um sie ereifernd, von ihr reden, da lockt's ihm heraus, daß er sich unvermerkt mit seiner Geige etwas abseits hinstellt und die silberne Wolkensaumweise in ihrer sehnsuchtsüßen, ergreifenden Herrlichkeit zu spielen beginnt. Und die Töne klingen dahin und hinweg, man vernimmt sie und hört sie nicht, niemand weiß es ja, daß er die silberfarbene Wolkensaumweise spielt. Die Erzählung ist 130 Seiten lang, reichbunt an Erlebnis und Leidenschaft, voll E. T. A. Hoffmannscher atemversetzender Bewegung. Da ist die in immer neuen, halb anziehenden, halb mephistophelischen Verkappungen wiederkehrende Gestalt, die über die Weise nicht gebietet, aber auch nicht der ewig vom Urteilsvormund abhängige zage oder tölpelhafte Michel ist, der andere, der ohne Vermittlung kapiert, der sogar die hochhimmlische Wolkensaumweise in ahasverischem brennenden Neiden versteht und sie, unter Verkleinerung ihres Wertes, wieder um Güter und Schätze und mit jeglichem Hokuspokus dem Spielmann ablisten will. Da ist die furchtbare Stunde, wie dieser sie selber, seinen begnadenden Besitz, zerstört, weil sie ihm zum Fluch ward und weil er einzusehen vermeint, daß sie, die eben ihm noch wie Gottes Stimme klang, überhaupt nicht in die Welt, wie er sie mehr und mehr gesehn, hineinpaßt und gehört. — Nichts ist kraß, ist gröblich, wie in so kurzer Angabe, nichts ungerecht in dieser von Jubel und Leid, von Schönheit und Tragik erfüllten Dichtung. Auch der andere, der Trüger, Verführer, hat seine Melodien, und sie sind noch in ihrem sinnlichen weichen Wohlklang schön genug:

Siehe, die Frühlingswelt
Dehnt sich im Mondenlicht;
Fühlt ihres Lebens quellende Fülle,
Atmet beseligt und stille —
Schläft aber nicht.

Ist wie ein bräutlich Weib
Vor ihrem Hochzeitstag,
Das ihres Blutes rauschendem Sange
Schämig lauschet und bange —
Schlafen nicht mag.

Komm doch, Schleier und Kranz
Segnend der Mond dir flicht,
Silbern erglänzt deines Haares Seide,
Nachttau dein Perlengeschmeide!
— O schlafe nicht! —

Der altnordische Mythos erzählt, wie Hermod, Wotans Sohn, nachdem sein Bruder Baldr dem blassen Tod verfallen, auf Wotans Geheiß und auf seinem Rosse Sleipnir zur Hel reitet, von ihr zu erlangen, daß er neu erwachend zu den Seinen wiederkehre; wie der düstere Ritt des jungen Götterhelden in das furchtbare Reich des Grauens tatsächlich die freudige Botschaft von Baldrs Wiederkehr zurückbringt — und dann doch alles von Loki vereitelt wird. Das in Königs visionäres großes Gedicht der deutschen Erwartungen vom August 1914 verwandelt. Voll Adel darin auch hier, wie der Loki der Zeit von ihm geschaut bleibt, der Gegengott mit seinen flimmernden Augen, hohen Hauptes, „schön wie des Südens Nacht, Walvatern gleich an Wuchse, an Kühnheit und an Macht“. Um die Lippen den Sieg: sein sind die zukunftsvollen Heere, die Kämpen der Vernunft, der Freiheit, des neuen lichten Weltentags! Doch gerade da lacht Wotan auf, der Schwergebeugte — befreiend, hoch aufredend, so barmherzig lachend: O Narr du der Gescheitheit —

Digitized by Google

Und heimwärts Wotan reitet, getrost wie lange nicht. —
An seine Brust lehnt Frigga ihr Tränenangesicht.
Die Hand um ihre Hüfte, drückt er ganz leis den Mund
Auf ihren duft'gen Scheitel. Da weinte sie ihr Herz gesund.

Doch hoch aus allen Fernen, aus allen Wolken gleiten
Schildmaide kühn, den Vater gen Asgard zu geleiten.
Hell ward der Abendhimmel. Hehr wie ein Traumgesicht
Stund Walhalls Götterfreude verklärt im letzten Tageslicht.

Da grüßte Er die Menschen: O ihr, in Not gebunden!
Niemals soll euch verlöschen das Leuchten hoher Stunden,
Da Walhalls Zinnen strahlen und Männerglaube schwört,
Daß diese Welt den Helden, daß sie dem guten Gott gehört!

Ed. Heyck



Deutsche Musikpolitik

In der Entwicklung aller Zweige des öffentlichen Lebens läßt sich die gleiche Erscheinung beobachten: Solange sich das Leben in den einfachsten Formen und im engsten Rahmen abspielt, überläßt man es sich selbst; sobald eine höhere Stufe erreicht ist und die Grenzen sich dehnen, setzt die vielfach verzweigte menschliche Organisations- und Kontrollarbeit ein, die wir auf allen Gebieten als Politik bezeichnen können. Wir haben diese Politik am frühesten in allen Staats- und Kirchenangelegenheiten, wir haben sie, je nach der Entwicklung des betreffenden Lebenszweiges, früher oder später auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kultur und Kunst.

Mit am spätesten mußte sie einsetzen in der zuletzt entwickelten Kunst, in der Musik. Hier haben wir nach vereinzelten früheren Ansätzen, die zunächst von der Kirche ausgingen und im wesentlichen Erziehungsfragen betrafen, eine wirkliche Kunstpolitik erst seit dem 19. Jahrhundert.

Drei Männer sind es, die der Kunstpolitik im Reiche der Musik die Grundlage gaben und gleichzeitig bewiesen, daß der durchgebildete, geistig hochstehende Musiker der beste Kunstpolitiker ist, weil er am besten alle Lebensbedingungen der Kunst kennt. Diese drei Kunstpolitiker ersten Ranges sind Robert Schumann, Franz Liszt, Richard Wagner. Alle drei Männer von großer allgemeiner Bildung und geistigen Interessen, weit über die Grenzen ihrer eigenen Kunst hinaus, und gleichzeitig alle drei in ihrer Kunst selbst Kenner und Könner ersten Ranges, alle drei Idealisten jener jugendlich feurigen Art, die von sich und von anderen das Höchste fordert.

Die Kunstpolitik dieser drei, so mannigfaltig sie in ihren Anschauungen und Forderungen war, hatte im wesentlichen eine Grundlage: „Beethoven und sein Ideal von dem ethischen, metaphysischen Gehalt der Musik“ und ein Ziel: „Kampf für dieses ethische Ideal in der Musik gegen alle Lügen- und Scheinkunst“.

Schumanns und Liszts Kampf gegen die seichte Klaviermusik der Modevirtuosen, Schumanns und Wagners Kampf gegen die verflachte italienische Oper und gegen Meyerbeer sollte das Land säubern, Raum schaffen für echte, reine, große Kunst der Gegenwart und Zukunft.

Weil sie ihre eigene Größe und Kraft fühlten, weil sie diese beengt und gehemmt fanden durch die Mittelmäßigkeiten und Minderwertigkeiten um sich herum, hielten sie es für die

Digitized by Google

wichtigste Aufgabe der Kunstpolitik, für die neue, für die künftige Musik einzutreten. Daraus ergab sich bei denen, die diese Politik fortführten, je länger je mehr ein Vergessen der eigentlichen Grundlage der Kunstpolitik jener drei Führer und ein Verrücken des Ziels. Als das Wesentliche begann zu gelten nicht der Kampf für das Echte, sondern der Kampf für das Neue, der Kampf um den Fortschritt.

Dieses Wort „Fortschritt" hat in der Kunstpolitik viel Unheil angerichtet. Schumann, Liszt und Wagner faßten es gleichbedeutend mit Überwindung des Stagnierenden, Handwerksmäßigen, Unechten; die Späteren erblickten den Fortschritt in rein äußerlichen Dingen, in der immer stupenderen Entwicklung jeder Art von Technik, Neutönerei und Formlosigkeit. Einst hatte man den Begriff „Fortschritt" geistig gefaßt, nun nahm man ihn grob materiell.

Die Kunstpolitik von Schumann, Liszt und Wagner hatte ihre Rechtfertigung in der künstlerischen Kraft und Größe ihrer Träger. Diese drei durften das Neue, das sie brachten, als Fortschritt bezeichnen und für den Geist, aus dem ihre Kunst erwuchs, gegen alles in ihrer Umwelt, was altersschwach und langweilig war, kämpfen; denn sie konnten etwas und hatten, jeder in seiner Art, etwas von dem Geiste Beethovens in sich, dem die Kunst ein Heiligtum war! Nun kamen aber die Nachbeter, und mit viel lauterer Stimme, oft frech, riefen sie, man müsse sie hören und fördern, denn sie brächten das Neueste, in ihnen verkörpere sich der Fortschritt in der Musik; und konnten wenig und hatten nichts mehr von dem Geiste Beethovens, der in jenen gelebt hatte.

Man kann die Unbrauchbarkeit dieser Art Fortschrittspolitik kaum deutlicher beweisen, als durch den Hinweis auf den Allgemeinen Deutschen Musik-Verein. Die Bedeutung dieses Vereins zu Liszts Zeiten bestand darin, daß eine Gruppe echter Künstler, die sich um Liszt und Wagner scharten, sich zu einer Gemeinschaft verband, durch die der Geist dieser beiden in die deutschen Lande getragen wurde. Zur Verbreitung dieses Geistes gehörte aber auch die Verkündigung des wirklichen Beethoven, das Bahnbrechen für seine Missa solemnis und IX. Sinfonie, die Propaganda für Bach, gehörte die Kulturarbeit eines Mannes wie Karl Riedel. Also damals handelte es sich durchaus nicht um eine gegenseitige Lanzierung neuer Kompositionen von Mitgliedern. Das Wertvollste war damals das geistige Band. Immerhin wurden natürlich im Laufe der Jahre eine Menge neuer Werke aufgeführt. Aber was ist davon geblieben? Was ist von den in neuerer Zeit aufgeführten geblieben? Die wenigst schlechten Novitäten der Musikfeste des Allgemeinen Deutschen Musik-Vereins pflegen zwei, drei Jahre lang bei den mit ihm liierten Dirigenten durch die Konzertsäle zu wandern (die Abonnenten müssen sich das schon gefallen lassen) und gehen dann klanglos zum Orkus hinab. An diesem ganzen Betrieb sind einige Dutzend Komponisten und die öfter wechselnden Modeverleger dieser Novitäten, die manchmal an einem Zugstück Geschäfte machen, in anderen Fällen aber auch bald ein Haar in der Sache finden, interessiert. Der Gewinn für die Kunst ist gleich Null. [Bemerkung der Redaktion: Dieses Urteil über die Tätigkeit des Allgemeinen Deutschen Musik-Vereins, dessen jährliche Musikfeste übrigens an dieser Stelle immer besprochen wurden, scheint uns insofern zu hart, als von einem Verein immer nur eine „Vereins"-Tätigkeit zu erwarten ist, also in diesem Falle die Werbetätigkeit für die Arbeiten seiner Mitglieder. Große Überlieferungen helfen da nichts. Es erscheint uns als wertvoll, daß überhaupt Gelegenheiten vorhanden sind, bei denen grundsätzlich Neues vorgeführt wird; es wäre zu begrüßen, wenn noch andere derartige Vereine zum gleichen Zwecke gebildet würden, das wirklich „neue" Genie wird allerdings dadurch nie gefördert werden. Denn es ist eben als Genie zu „neu", als daß ein Verein sich dafür einsetzen könnte. Dem ist auch nicht dadurch zu begegnen, daß, wie aus dem Allgemeinen Musik-Verein heraus gefordert wurde, immer das „Modernste" vorgeführt wird. Denn was „modern" sein will, ist noch lange nicht innerlich „neu", geschweige denn genial. Ein Verein kann immer nur das Propagandamittel einer vorhandenen Richtung sein.]

Digitized by Google

Spricht es nicht das Todesurteil dieser Art Kunstpolitik, die in der Förderung neuer Talente durch den Allgemeinen Deutschen Musik-Verein das Heil der Kunst sieht, wenn man feststellen kann, daß von den wirklichen Größen der letzten fünf Jahrzehnte Brahms, Bruckner und Wolf gänzlich ohne den Allgemeinen Deutschen Musik-Verein durchgedrungen sind, daß von den Neuesten der neben Strauß populärste Max Reger auch durch den Allgemeinen Deutschen Musik-Verein erst Förderung erfuhr, als er bereits internationale Berühmtheit hatte?

Man kann völlig absehen von all den Vorwürfen wegen Cliquenwirtschaft in dem Verein, man braucht nur etwa das vernichtende Urteil eines Unparteiischen wie Dr. Alfred Heuß in der „Zeitschrift der Intern. Musikg.“, 14. Jahrgang, 10./11. Heft, über das Jenaer Musikfest zu lesen, braucht nur zu wissen, daß E. v. Schuch seinerzeit die Leitung des Dresdener Musikfestes ablehnen wollte, weil man ihm die Direktion einer Stümperei, wie er mir sagte, zumuten wollte, braucht sich nur zu fragen, was denn von all den „wirklichen Novitäten“ (nicht den Werken an sich bekannter Komponisten, die auch sonst sofort eine Aufführungsmöglichkeit gefunden hätten) geblieben ist, um sich zu sagen, daß diese Art Kunstpolitik von soviel Unzulänglichkeiten und Zufällen abhängig ist, daß man ihr jeden wirklichen Wert jetzt absprechen muß.

Man darf doch nicht vergessen, daß die Zeiten ganz andere geworden sind als damals, als vor 50 Jahren Brendel, Liszt, Köhler, Riedel u. a. die Arbeit im Allgemeinen Deutschen Musik-Verein begannen. Wir müssen auch im Staate jetzt ganz andere Politik treiben als 1855, auch in der Kirche, auch in der bildenden Kunst. Nicht eine Politik des Fortschritts gilt's, sondern Fortschritt in der Politik, völlige Änderung der Richtung. Seit jenen fünfziger Jahren hat das deutsche öffentliche Musikleben eine Entwicklung genommen, von der sich niemand, auch Wagner und Liszt nicht, träumen ließ. Der Wettkampf der einzelnen Institute und ihrer Leiter, der einzelnen Verlagshäuser, der einzelnen Zeitschriften bringt ohne weiteres einen Fortschritt und eine Förderung des Fortschritts. Wenn neue Komponisten jetzt unaufgeführt bleiben, taugen sie entweder nichts, oder sie haben die Bedeutung von Liszt, Bruckner, Wolf. Denn bei solchen wird sicher wieder der Allgemeine Deutsche Musik-Verein das Nachsehen haben, die Kritik und das Publikum wird daran vorbeilaufen, die Komponisten werden darben trotz der berühmten Genossenschaft deutscher Tonsetzer und sich damit trösten, daß Schuberts H-Moll-Sinfonie auch 1822 komponiert und 1869 gedruckt ist. Man soll sich doch nicht lächerlich machen und sich einbilden, daß man das schöne Urgesetz aller Kunst, daß alles wirklich Große erst nach Jahrzehnten erkannt wird, mit Vereinsveranstaltungen umstoßen könnte. Mit aller künstlichen Propaganda schafft man ja doch nur Modegötzen, die nach einer Reihe von Jahren abwirtschaften.

Aber noch etwas ist ganz anders geworden in den letzten 50 Jahren. Die gesellschaftliche Umwälzung, die den Staat verpflichtet, heute eine Sozialpolitik zu treiben, die mit der von damals gar nicht zu vergleichen ist, hat auch auf dem Gebiete der Musik alles umgestaltet. Wir haben nicht mehr eine dünne Oberschicht, die Kunst als angenehme Würze eines behaglichen Lebens genießt, wir haben Millionen, die die Kunst als geistige Nahrung brauchen!

Die Herren, die sich als Führer des deutschen Kunstlebens fühlen, und deren Kunstpolitik in dem Kampf für den Fortschritt, d. h. in der Selbstbehauptung und Behauptung der Freunde am Musikmarkt besteht, fühlen nicht, daß hier Aufgaben der Lösung harren, neben denen das Vabanquespiel des Förderns neuer Genies, bei dem tausend gegen eins zu wetten ist, daß man die falschen erwischt, vollends überflüssig wird.

Die deutsche Kunstpolitik der Zukunft muß sich darauf gründen, daß das deutsche Volk das einzige in der Welt ist, dessen geistige Gesamtkultur so fortgeschritten und vertieft ist, daß das ganze Volk die Musik als geistiges Nahrungsmittel braucht. Sie muß ihr Ziel darin sehen, die musikalische Volksernährung

Digitized by Google

so zu regeln, daß kerngesunde Menschen heranwachsen, die alle, jeder an seinem bescheidenen Teile, Träger der deutschen Geisteskultur sind, sie muß Hungersnot genau so verhüten wie Überfütterung, Vergiftungen auch ohne geistige Nahrungsmittelgesetze unmöglich machen, den Erzeugern und Verarbeitern guter Nahrungsmittel Schutz gegen Schwindelkonkurrenz schaffen, Aufklärung verbreiten über Wert und Unwert der einzelnen Angebote und Sorge tragen, daß überall die Felder gut und richtig bestellt werden.

Es muß eine Politik ganz großen Stiles für das ganze Volk sein, keine Interessenpolitik von ein paar Großindustriellen!

Eine solche Politik verlangt Organisation. Die gegebenen obersten Stellen sind die Kultusministerien der deutschen Staaten. In jedem der großen Kultusministerien muß eine Persönlichkeit sein, der die Fürsorge für die Musikpflege übertragen ist, eine Persönlichkeit mit wirklicher innerer Beziehung zur Musik, kein Bureaukrat, der diese Dinge nach Schema F erledigt, sondern ein geistig hochstehender Beamter, der von der gewaltigen Bedeutung der deutschen Musik für die gesamte deutsche Kultur und damit für die Stellung Deutschlands in der Welt nicht nur eine Ahnung hat, sondern tief durchdrungen ist! Wir haben, dank dem Umstande, daß vor dreißig, vierzig Jahren die häusliche Musikpflege in den deutschen Familien noch sehr gut war, unter den 40—60jährigen Juristen aus dem Bürgertum wie aus dem Adel eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die eine derartige bedeutungsvolle Arbeit mit sehr sicherem Feingefühl für die Forderungen der Kunst leisten würden. Wir haben auch, wie z. B. Verhandlungen im Preußischen Abgeordnetenhaus gezeigt haben, in den Kreisen der Volksvertretungen mit Verständnis für diese Fragen zu rechnen, die für die gesamte deutsche Kultur von größter Tragweite sind.

Ich persönlich zweifle nicht, daß allen deutschen Regierungen eine Kunstpolitik genehm ist, die dem gesamten Volke immer mehr Anteil an dem riesigen Besitz, den wir in unserem Volkslied und Choral, in unseren Meistern des Liedes, der Kantate, Sonate, Sinfonie und Oper an lebendiger deutscher Musik haben, verschaffen will. Es bedarf ja nur des Weiterbaus auf bereits gelegtem Grunde, des Ausbaus bereits bestehender Einrichtungen. Wie das Volksliederbuch des Deutschen Kaisers durch die in Angriff genommenen Ausgaben für gemischten Chor und vor allen Dingen für Schulgesang immer weitere Kreise an unerschöpfliche Quellen deutscher Musik führen wird, wie die Denkmäler deutscher Tonkunst nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Kunstpflege von Jahr zu Jahr mehr Segen bringen werden, so werden alle die bereits im letzten Jahrzehnt mit so gutem Erfolge begonnenen Arbeiten zur Versorgung der breitesten Volksschichten mit guter Musik sich leicht und sicher überall dort aufnehmen und einbürgern lassen, wo sie noch vermißt werden.

Sehr wichtig ist es, daß die Regierung für diese Kunstpolitik größten Stiles, zu der sie sicher mit Freude bereit ist, die Grundlagen schafft in einem Schulgesangunterricht, der den Kindern dauernde Freude an der Musik anerzieht, der in pädagogisch einwandfreier Weise solide, durchaus nicht übermäßig reiche, aber solide musikalische Kenntnisse vermittelt, nur die beste Musik dem Kinde zugänglich macht und das ethische, erzieherische Moment aller Musikpflege nie aus den Augen läßt. Dann aber sollen alle Regierungen und alle städtischen Behörden, trotz des Kriegs und trotz der finanziellen Belastung, die lange Jahre bleiben wird, Mittel bereitstellen, die die Entwicklung einer gesunden Musikpflege in allen Volksschichten ermöglichen. Das beste Mittel im Kampf gegen Schundmusik ist das Angebot billiger, guter Musik, die dem Aufnahmevermögen der betreffenden Volksschicht entspricht. Also keine Über-Bildung, die nur zur Heuchelei führt. Aber ebensowenig Verflachung. Erziehung, allmähliches Durchdringen des ganzen Volkskörpers mit dem geistigen Nährstoff der Musik, dessen kräftigende Wirkung auf das Ethos eines Volkes schon die alten Griechen erkannt haben.

Diese deutsche Musikpolitik der Zukunft wird voraussichtlich ihre stärkste Stütze in den Kleinen im Lande der Kunst, in den deutschen Lehrern, Kantoren und Organisten, die

Digitized by Google

zurzeit fast die einzigen Hüter der alten, deutschen, heiligen Musiktradition sind, finden. Wir müssen auf diesem festen Grunde wieder von unten aufbauen an einem neuen Hause deutscher Zukunftsmusik. Denn hinter der prunkenden Geschäftsfassade derer, die jetzt den deutschen Musikmarkt mit ihrer Interessenpolitik beherrschen wollen, steht kein Haus der Kunst, sondern ein Spezialitätentheater mit Attraktionen, ein Vergnügungslokal für Snobs. Mit deutscher musikalischer Kultur hat das, was dort verhandelt und verabreicht wird, nichts zu tun.

Aber gerade weil in marktschreierischster Weise in der Fortschritts- und Geschäftspolitik, die dort getrieben wird, das Heil der deutschen Musik angepriesen wird, ist es nötig, daß alle, die es angeht, die deutschen Behörden wie die Führer des deutschen Geisteslebens, daran denken, daß auch für die deutsche Musik die Zeit vorüber ist, wo man sie einfach wild wachsen lassen konnte. Die Kompliziertheit des modernen Lebens, und die großen Anforderungen, die an die Erhaltung auch der geistigen Leistungsfähigkeit und Gesunderhaltung nach dem Kriege gestellt werden, lassen es notwendig erscheinen, daß wir eine auf breitester Grundlage ruhende volkstümliche deutsche Musikpolitik treiben, die alle Gefährdung des deutschen Musiklebens durch geschäftliche Privatinteressen und artistische Modeströmungen verhindert.

Dr. Georg Göhler

Bilder aus dem deutschen Rußland

Wie unsere Kameraden, alte Landsturmleute gleich uns, mitgeholfen haben, das Obst von den Bäumen und das Korn von den Feldern dieses besetzten Landes im Osten zu ernten, damit es den Unsrigen daheim, die ein grausamer Feind dem Hungertod ausliefern möchte, zugute käme, so haben auch wir beide als Künstler da und dort Ansichten und Eindrücke aus dem heute deutschen Rußland gesammelt, um der Heimat ein Abbild des unter der Verwaltung von Ob.-Ost stehenden Gebietes zu geben. Denen, welche die Zeit hier draußen mitverlebt haben, möchten es Erinnerungsblätter sein, und denen in Deutschland sollen diese Zeichnungen und die kurzen Worte zu ihnen ein weniges aus der Arbeit und dem Arbeitsreich von O.-Ost vermitteln, das einen Raum so groß wie Bayern, Württemberg und Baden umspannt. Lose und zufällig zusammengereiht, so wie uns beide auch der allgewaltige Krieg und sein wechselvolles Geschick kameradschaftlich zueinander gebracht hat, bilden Zeichnungen und Text unsern kleinen Beitrag zu der gewaltigen geistigen Eroberung der riesigen Länder, die unsere Krieger dem weit überlegenen Feinde entrissen haben. Mit welcher Gründlichkeit und mit welchem Eifer unser Schrift- und Zeitungswesen eingesetzt hat, diese bisher kaum beachteten unbekannten Gebiete und ihre verschiedenen Völkerschaften, die Litauer, Letten, Weißrussen, Polen und Ostjuden zu erforschen, und wie man unserseits sich bemüht hat, durch wechselseitigen geistigen Tauschhandel in ein ganz neues Verhältnis mit dem besetzten Land und seinen Leuten zu kommen, diese unermüdliche Kleinarbeit der deutschen Verwaltung und ihrer Beamten wird die Geschichtschreibung zu würdigen haben. Sie mag künftigen Geschlechtern von der Liebe berichten, mit der alle, die Mars hierher gewürfelt hatte, vom höchsten General bis zum einfachsten Musketier, sich bemüht haben, mit der Vergangenheit dieser Gebiete vertraut zu werden und ihre Bedeutung in der Zukunft Europas zu erkennen. Denn selten ist an die Erschließung eines fremden Landes so viel Ernst und Kraft gesetzt worden, wie es hier im Osten geschehen ist. Uns als freudigen Angehörigen des „barbarischen Volkes“, das den von ihm Unterjochten seine eigenen Zeitungen und Schulen geschenkt und sie somit auch kulturell vor dem Hungertod bewahrt hat, war es mit diesem Werk nur darum zu tun, auch als Künstler mit ein paar Lichtern in das fremde oböstliche Land hineinzuleuchten, in dem wir tätig sind.“

Digitized by Google



Jüdischer Maurer

Hermann Struck

Digitized by Google



Schloß Neuenburg (Kurland) Hermann Struck

Mit diesen Sätzen kennzeichnen der Berliner Radierer Hermann Struck und der Dramatiker Herbert Eulenberg das Buch, das sie unter dem Titel „Skizzen aus Litauen, Weißrußland und Kurland“ gemeinsam darbieten (Berlin, Georg Stilke; geb. 10 M). Zu sechzig Steinzeichnungen des bewährten Künstlers hat Eulenberg die Begleittexte geschrieben, Stimmungsbilder mit geschichtlichen, hier und da auch leicht politisch angefärbten Ausblicken. Die beiden Landsturmleute haben jeder in seiner Art die Eindrücke dieser ihnen zuvor fremden Welt festgehalten und sich dabei in echt künstlerischer Kameradschaft zusammengefunden.

Struck ist uns längst als scharfer Zeichner von Charakterköpfen bekannt und bietet deren auch in diesem Bande eine ganze Reihe: alte litauische Bäuerinnen, einen litauischen Holzfäller, ein Zeitungsmädchen, einen Knaben und das Beste in einigen Judentypen. Mit einer besonderen Vorliebe hängen beide Künstler gerade an der Darstellung des ostjüdischen Lebens. Den Grund dafür umschreibt einmal Eulenberg: „Warum malt Ihr so gern alte Juden, Meister?“ fragte man einstmals Rembrandt. „Weil sich das Leid des Lebens doppelt stark in ihren Zügen ausspricht. Weil sie das, was wir alle, die wir atmen, durchmachen und durchdenken müssen, noch bittrer schmecken mußten als die andern Menschen, dadurch, daß ihnen durch ihre Geburt das Dasein von vornherein versalzen war. Weil sich in ihren vergrämten Gesichtern das Gefühl, ein Fremdling auf der Erde zu sein, das sich auf dem Antlitz der Besten ausprägt, wunderbar und erschreckend deutlich widerspiegelt. Weil sich bei ihnen von der kleinen Fläche des menschlichen Angesichts, die man mit zwei Händen zudecken kann, die Tragödie unsers ganzen Geschlechtes ablesen läßt ...“

Neben den Volkstypen stehen gleichwertig die Landschaften, darunter Blätter voll köstlicher Schönheit. So der Zusammenfluß der Wilja mit dem Memelstrom bei Kowno und der Napoleonshügel an der Memel. Noch reicher sind die Ausblicke auf Städte, z. B. Blick auf Grodno mit der gesprengten Brücke, auf Goldingen oder den Strand von Libau, auf Mitau,

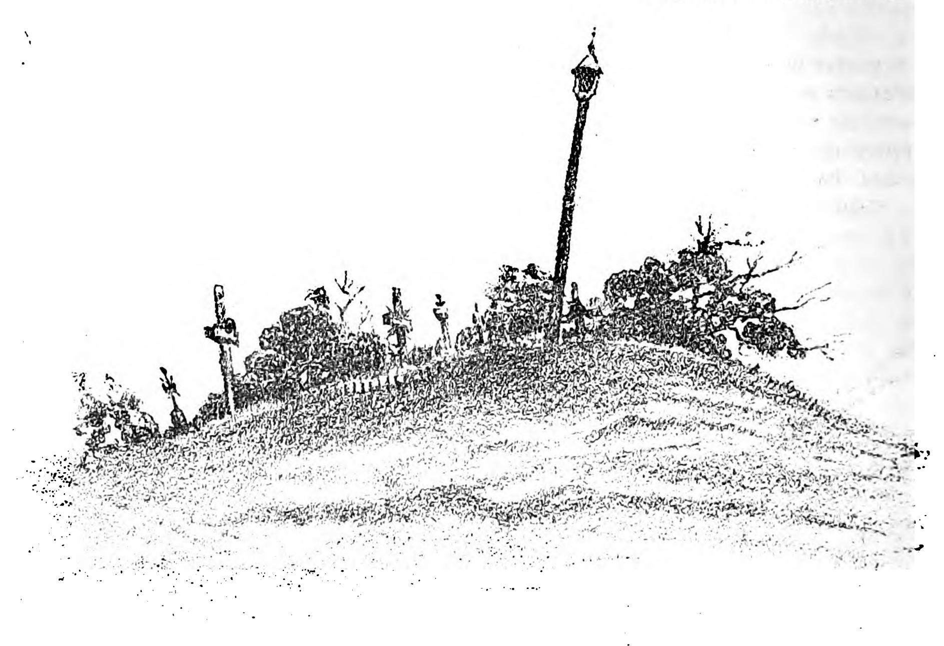
Digitized by Google

den Schloßberg in Wilna. Das einprägsame Bildchen eines litauischen Friedhofs geben wir hier wieder und dazu auch den Begleittext, um des Dichters Art gleichfalls zu kennzeichnen: „Nirgends in der Welt, außer vielleicht noch in Tirol, sieht man so viele Kreuze wie in Litauen. Es ist, als müßten die Kreuze sich hier, wo das Christentum verhältnismäßig am spätesten im Abendlande eingezogen ist, noch besonders hervortun. Gleich hohen Masten stehen sie einzeln an der Dorfstraße, an Feldrainen und Kreuzwegen. Zusammengeschart findet man sie auf den Friedhöfen Litauens, wo sie aus den Gräbern aufwachsen wie große, düstere Lilien. Oft



Die Judengasse in Wilna Hermann Struck

Digitized by Google



Litauischer Friedhof Hermann Struck

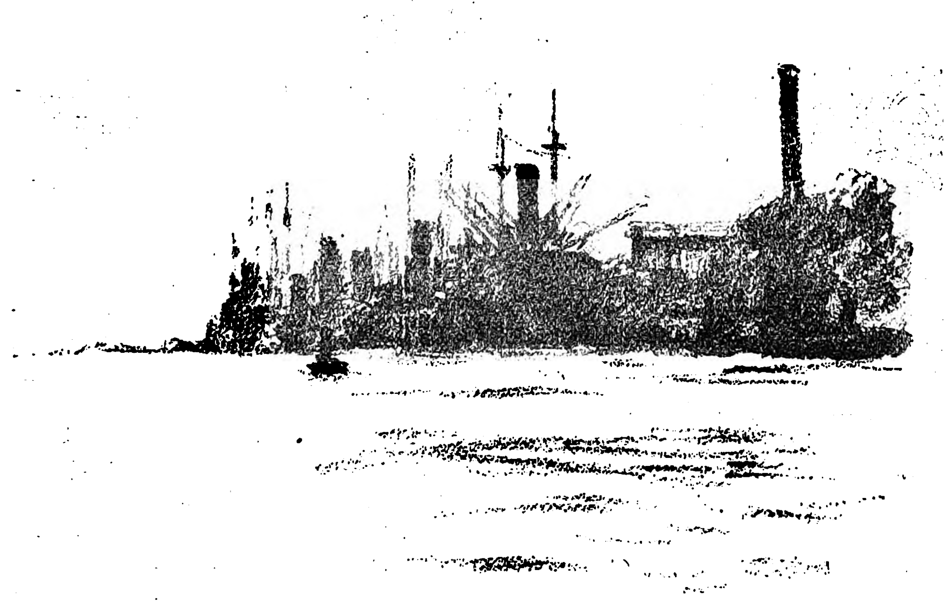
sind die Arme des Kreuzes mit zackigem Schnitzwerk verziert, das blau, rot oder grün bemalt ist und leuchtet wie ein bunter Bauernblumenstrauß. In der Mitte, an dem Kreuzpunkt der beiden Arme, sieht man häufig unter einem Schutzdach eine kleinere Darstellung der Kreuzigung. Auch findet man hier und da auf einem glatten, hohen Pfahl einen pausbäckigen Engel oder einen Heiligen unter einer Umdachung stehen, die oft geradezu einem Regenschirm ähnelt. Doch sind dies Erzeugnisse einer späteren Zeit und stammen gewöhnlich aus dem Barock. Die echten alten litauischen Grab- und Wegkreuze tragen fast ausnahmslos auf ihrer Spitze noch ein kleines eisernes Kreuz, das sie gleichsam ins Quadrat erhebt. Diese kleinen Kreuze sind die für Litauen höchst eigentümlichen Strahlenkreuze, die schon zur Heidenzeit dort als Sinnbilder der Sonne und des Feuers bekannt waren. Die Strahlen sind stachelig oder zickzackförmig gewunden oder verzweigt und enden nicht selten in Sternchen, die an ihrer Spitze zu knistern scheinen. Schief von der Zeit geneigt, grüßen diese hohen Grabkreuze als Wahrzeichen der Toten, mit denen das litauische Volk wie kein anderes in beständiger ängstlicher oder freundlicher Berührung lebt, den Vorüberwandernden oder -fahrenden. Besonders im Winter wirkt es oft unheimlich, wenn aus der weißen Schneefläche, die das ganze Land zudeckt, die schwarzen hohen Kreuze herausragen und einem mit ernstem Finger zu winken scheinen. Und unvergeßlich wird jedem der Anblick eines litauischen Friedhofs im Winter in Erinnerung haften geblieben sein, wenn gegen das blutende Abendrot sich die düsteren Umrisse einer solchen Kreuzgruppe abhoben wie die Schatten von Golgatha."

Besonders ergiebig sind die Architekturbilder von Marktplätzen, Kirchen und alten Gassen. In die Wilnaer Judengasse können unsere Leser hineinschauen. Auch aus der Reihe der kurischen Edelsitze geben wir hier „Schloß Neuenburg" im Bilde wieder, wo einst Elisa von der Recke gelebt hat. Vom Kriege selbst berichten arg zerstörte Plätze, verwüstete Kirchen. Wir zeigen ihn im Bilde des russischen Kriegshafens von Libau: „Jetzt rauchen unsere Kriegsschiffe

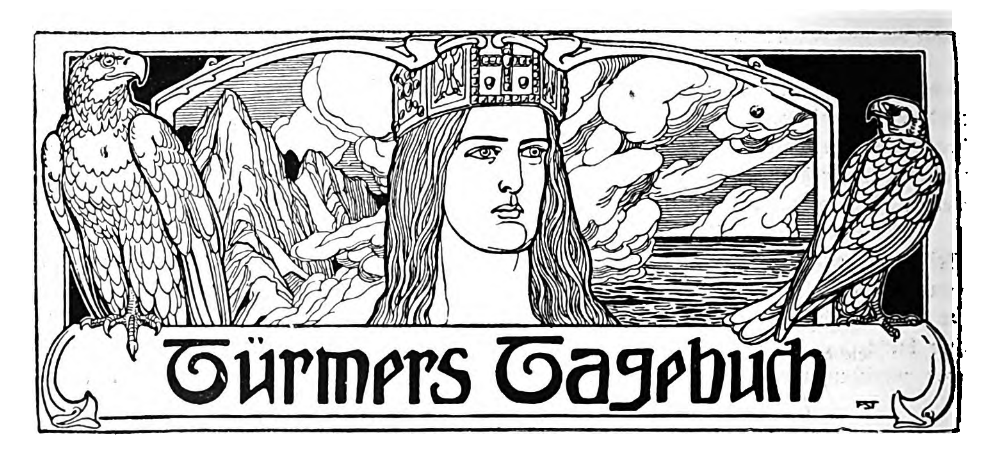
Digitized by Google

in dem mächtigen Hafen, und in den ungeheuer weiten Baulichkeiten kann sich unsere Marinelandtruppe ausdehnen wie niemals in fremden Quartieren. In der einstigen orthodoxen Kathedrale aber klingt Sonntags das Gebet für das deutsche Kriegsheer zu Wasser und zu Lande, während in der Ferne die Dampfsirenen von den Schiffen heulen, die das Baltische Meer durchkreuzen, das wieder wie zur Zeit der Hansa die deutsche Flagge vor allen andern trägt."

Es ist kein leeres Blatt unter den sechzig Zeichnungen, und das ganze Buch ist in gleicher Weise wertvoll als reine Kunstleistung, wie als Erinnerungswerk an das einzigartige Erleben, dem es sein Dasein verdankt. Ein Zeugnis dafür ist dann auch noch der Umstand, daß es in der Druckerei des Oberbefehlshabers Ost hergestellt werden konnte. Es ist da in Feindesland eine buchtechnische Leistung zustande gekommen, die auch jeder heimatlichen Druckerei zur Ehre gereichen würde. K. St.



Im Kriegshafen von Libau — Hermann Struck



Der Krieg

Jetzt sind die Völker jenseits der Schützengräben vorbereitet, die Wahrheit zu hören. Sagen wir ihnen, daß man sie abermals belogen hat, als man ihnen einredete, Deutschland wolle nur den Frieden, den es diktieren könne. Sagen wir ihnen, daß Deutschland jetzt, gerade jetzt mehr denn je, zu einem Frieden der Verständigung bereit ist, daß es ebenso bereit ist, die große Stärke seiner vereinigten Gegner anzuerkennen, wie es auf Anerkennung seiner eigenen unüberwindlichen Tüchtigkeit Anspruch hat. Sagen wir, daß wir mit ihnen zu verhandeln bereit sind, nicht als Sieger mit dem Besiegten, sondern gleich auf gleich, daß wir nicht fordern wollen, ohne zu gewähren, nicht nehmen wollen, ohne zu geben, daß wir die Freiheit der Völker nicht mindern, sonder mehren wollen.“

So stand es in einem Aufsatz des „Vorwärts“ vom 7. Dezember, als Ausmünzung des Falles von Bukarest, zu lesen. Unterzieht man die Sätze einer ruhigen Betrachtung, so wird man — mit den „Alldeutschen Blättern“ — zu dem Ergebnis kommen, daß das Leibblatt des Herrn Scheidemann hier in einer ans Wunderbare grenzenden Treffsicherheit die vom Kanzler fünf Tage später abgegebenen Erklärungen über ein Friedensangebot des Vierbundes „vorausgeahnt“ hat, — in einer Treffsicherheit vorausgeahnt hat, wie sie in fast gleichem Maße nur noch bei Herrn Theodor Wolff vom „Berliner Tageblatt“ und bei der „Frankfurter Zeitung“ festzustellen war, die ebenfalls bereits ein bis zwei Tage vor der Reichstagssitzung anzudeuten vermochten, welche Überraschung sich der Kanzler für das Ausland, vor allem aber für das eigene Volk ausgedacht hatte.

„Daß Herrn von Bethmann Hollweg diese beabsichtigte Überraschung im vollen Maße gelungen ist, darf ihm ohne weiteres zugestanden werden. Ganz gegen die sonstige bureaukratische Gewohnheit war die Tagung des Reichstages mit allen Mitteln des offiziösen Augenblinzelns und geheimnistuerischen Achselzuckens zur ‚Sensation‘ förmlich zugespitzt worden, und als dann die Bombe schließlich zum Platzen kam, mußte natürlich die Überraschung eine allgemeine sein, da mit Ausnahme der genannten ‚Wissenden‘ — ‚Vorwärts‘, ‚Berliner Tageblatt‘

Digitized by Google

und ‚Frankfurter Zeitung‘ — kein Mensch auf eine solche Ausmünzung des Sieges von Bukarest und unserer glänzenden militärischen Aussichten, namentlich dem Erzfeind gegenüber, gefaßt sein konnte.

Betrachtet man das Friedensangebot des Vierbundes von allgemeinen Gesichtspunkten aus, so ist zunächst festzustellen, daß Herr von Bethmann Hollweg bereits zu wiederholten Malen in gleichem Sinne, wenn auch nicht mit vollem amtlichen Apparat, an unsere Gegner herangetreten ist. Dank oder Entgegenkommen hat er dafür bisher jedoch nicht geerntet. Deshalb hätte man meinen sollen, daß er aus den erhaltenen Absagen — von dem ihm zuteil gewordenen Spott und Hohn ganz zu schweigen — ein für alle Male seine Folgerungen gezogen haben würde. Aber der gegenwärtige Kanzler hat nun einmal von staatlicher Moral und den sich daraus herleitenden Begriffen und Aufgaben seine besonderen Vorstellungen, und so hat er sich trotz aller bisherigen Fehlschläge seiner Friedensanregungen zu einem neuen Versuche entschlossen, dessen ganze Begründung geradezu durchtränkt ist von der angeblich verlernten ‚Sentimentalität‘, von Mystizismus und der Berufung auf Menschheits- und Kulturinteressen, — Dinge, die mit den harten Notwendigkeiten praktischer Politik nun und nimmer in Einklang zu bringen sind.

Eines freilich ist nicht zu verkennen, und darin stimmen wir Herrn von Bethmann Hollweg bei: wenn aus diesen oder jenen, im einzelnen sicherlich nicht eindeutig zu beurteilenden Gründen unsere Bereitwilligkeit zum Eintritt in Friedensverhandlungen in der Form einer grundsätzlichen Feststellung bekundet werden sollte, so war der jetzige Augenblick vielleicht ein gegebener ‚psychologischer Moment‘ und als solcher jedenfalls weit besser gewählt, als es bei allen früheren Anregungen gleicher Art der Fall war. Aber diese Feststellung hilft nicht über die Tatsache hinweg, daß der Schritt selber durch seine Form und die ihm gegebene Tragweite die allerschwersten Bedenken in sich schließt ...

Es bedarf wohl angesichts der bei uns handelnden Personen keiner besonderen Betonung, daß wir uns in der militärischen Bewegungsfreiheit bis zu einem gewissen Grade solange gebunden erachten werden, als von gegnerischer Seite keine klare Ablehnung unseres Friedensangebotes vorliegt. Wir denken dabei natürlich nicht an die Kriegshandlung zu Lande, die einstweilen ihren ungehinderten Fortgang nehmen wird, sondern an die schwierige Lage, in welcher sich England mit Rücksicht auf die herrschende Frachtraumnot und den dadurch bedingten Lebensmittelmangel befindet. Es ist bekannt, daß Englands Wohl und Wehe in den nächsten Monaten von der ungehinderten Einfuhr der Getreideernte aus den Ländern der südlichen Halbkugel abhängt, und es liegt auf der Hand, daß es geradezu Englands Rettung bedeuten würde, wenn es in der Lage wäre, durch ‚dilatorische‘ Behandlung unseres Friedensangebotes den tödlichen Schlag abzuwehren, der ihm in den nächsten Monaten droht. Daß die deutsche Note in dieser Hinsicht keine Befristung setzt, sondern der Verschleppung der Verhandlungen Tür und Tor öffnet, betrachten wir als eines der wesentlichsten Bedenken, die gegen den unternommenen Schritt ins Treffen zu führen sind.

Digitized by Google

Hinzu treten dann ferner die begründeten Befürchtungen, welche der Satz der deutschen Note auslöst, demzufolge ‚die Vorschläge, die die Verbündeten zu den Friedensverhandlungen mitbringen werden, nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens bilden'. Es ergibt sich aus dieser Feststellung zunächst einmal die Folgerung, daß die deutsche Regierung ihr Friedensprogramm fix und fertig in der Tasche hat, und daß niemand außerhalb eines kleinen amtlichen Kreises von seinem Aussehen Kenntnis besitzt, obwohl das feierliche Versprechen des Reichskanzlers vorliegt, daß dem Volke rechtzeitig Gelegenheit gegeben werden würde, zu den Kriegszielforderungen der Regierung Stellung zu nehmen. Es wiederholt sich hier also derselbe Vorgang, der anläßlich der Errichtung des Königreichs Polen festzustellen war, und der die Regierung um den größten Teil der notwendigen Gefolgschaft gebracht hat: das deutsche Volk wird ungeachtet seiner gigantischen Leistungen und Opfer vor vollendete Tatsachen gestellt, mit denen es sich wohl oder übel abzufinden hat.

Aus der im Reichstage eingenommenen Haltung der Abgeordneten Graf Westarp und Bassermann muß man folgern, daß sie in der Beurteilung der angeblich ‚geeigneten Grundlage' mit der Regierung durchaus nicht einig gehen. Auch hier bieten die Vorgänge im Reichstage anläßlich der Verkündigung eines unabhängigen Königreichs Polen ein sprechendes Gleichnis. Haben die Führer der Konservativen und Nationalliberalen, die in der gesamten Kriegszielpolitik zweifellos als die parlamentarischen Träger des nationalen Gedankens anzusprechen sind, damals eine Erörterung der Regierungserklärung für notwendig erachtet, um ihren Bedenken Ausdruck zu geben, so muß man aus ihrem Verlangen nach einer Aussprache folgern, daß sie auch gegenüber der neuesten Tat Herrn von Bethmann Hollwegs die Verpflichtung empfunden haben, ihren Befürchtungen Ausdruck zu verschaffen und sich samt ihren Parteien von der Verantwortung für das Vorgehen des Kanzlers zu entlasten. Bedauerlicherweise sind sie von derselben Mehrheit überstimmt worden, die ihnen das Wort in der polnischen Frage abgeschnitten hat, und es kann unsere Besorgnisse nicht zerstreuen, daß auch in dieser Angelegenheit jene Kreise den Hauptteil der Regierungsschutztruppe bilden, welche in den Herren Scheidemann, Gothein und Erzberger ihre politischen Führer erblicken.

Aber auch ganz abgesehen davon, — schon die eigene nüchterne Überprüfung des Begriffes der ‚geeigneten Grundlagen' macht es offenbar, daß wir in den beiden Worten nur die Verschleierung eines Entgegenkommens zu erblicken haben, das sich von der Scheidemannschen und Gotheinschen Ausdeutung der ‚realen Sicherheiten' nur dem Grade, nicht aber dem Wesen nach unterscheidet und in der Lehre vom reinen ‚Verteidigungskrieg' verankert ist. Vergegenwärtigt man sich die weitgesteckten Kriegszielforderungen, die von amtlicher gegnerischer Seite noch bis in die allerjüngste Zeit hinein vertreten worden sind, so liegt auf der Hand, daß für die Gegner selbst nach Abstrich der gröbsten Maßlosigkeiten eine ‚geeignete Grundlage' nur dann als gegeben

Digitized by Google

erscheinen kann, wenn das Deutsche Reich sich von vornherein zu den weitestgehenden Zugeständnissen bereit erklärt. Bei dem rücksichtslosen und hochgespannten Kriegs- und Siegeswillen, der in den innerpolitischen Vorgängen im Dreiverband erst jüngst wieder zutage getreten ist, darf es als völlig ausgeschlossen gelten, daß die feindlichen Staatsmänner die gegenwärtige Kriegskarte als eine geeignete Grundlage für Friedensverhandlungen anerkennen werden. Die deutsche Regierung wird also — entgegen den früheren Erklärungen des Kanzlers — in dieser Hinsicht bereits schwerstwiegende Zugeständnisse machen müssen, wenn sie ihr Friedensangebot nicht ohne weiteres zur Aussichtslosigkeit verurteilt sehen will, und trotzdem wäre damit immer erst eine erste Grundlage für die Verhandlungen gefunden. Zieht man dann aber weiterhin in Betracht, was uns angesichts der entschlossenen Zähigkeit der Gegner und unter dem mehr oder minder sanften Druck etwaiger vermittelnder Neutraler im Laufe dieser Verhandlungen an erneuten Zugeständnissen abgerungen werden würde, — wer denkt hier nicht an den Theodor Wolffschen ‚Geschäftsfrieden'? — so bleibt ein Rest, der Bitterkeit ist.

Mag deshalb, wie oben erwähnt, der psychologische Augenblick für ein allgemeines, unverbindliches Friedensangebot, wie es der Kanzler früher von der Reichstagstribüne aus zur Unzeit gemacht hat, im jetzigen Zeitpunkt gegeben gewesen sein, so hat doch der nunmehr unternommene offizielle Schritt in Form und Ziel den Ereignissen sicherlich weit vorausgegriffen. Solange die Entscheidung in der Auseinandersetzung mit England noch so völlig in der Luft hängt, wie es gegenwärtig der Fall ist, muß der von der deutschen Regierung unternommene Schritt über das Gebot des Nützlichen weit hinausgehen und die gute Absicht in ihr Gegenteil verkehren, zu deren Betätigung es vollauf an der Zeit gewesen wäre, wenn unsere Kriegführung zur See in Verbindung mit den englischen Ernährungsschwierigkeiten vor allem erst einmal greifbare Unterlagen für die englische Geneigtheit zur Annahme des Vorschlages geschaffen haben würde.

Wie die Dinge dagegen im Augenblick liegen, ist es völlig müßig, über das Schicksal des deutschen Friedensangebotes zu orakeln. Die Entscheidung darüber liegt in London — und nur in London! — nachdem die übrigen feindlichen Regierungen sich ihrer Handlungsfreiheit zugunsten Englands begeben haben. ... Selbst wenn man den Fall setzt, daß die Londoner Regierung im Gegensatz zur öffentlichen Meinung der deutschen Anregung nähertritt, so entsteht jene Gefahr, derer wir oben gedacht haben, — die Gefahr, daß die Verhandlungen verschleppt werden, bis England, genau wie im vorigen Jahre, seiner Nahrungsmittelsorgen ledig geworden ist. Und dann mag es allerdings wahr werden, was Kitchener seinerzeit prophezeit hat: daß der Krieg bis 1918 dauern werde!" ...

Durch die Berliner Straßen hallte es an allen Kreuzungspunkten des Verkehrs: „Unser Friedensangebot!" „Deutschland bietet den Frieden an!" Mit recht geteilten Gefühlen eilte man vorüber. Der Friede ist gut; der Sieg ist

Digitized by Google

besser; der siegreiche Friede ist das beste. So schilderten die „Berliner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 635) den ersten Eindruck —:

„Die politischen und parlamentarischen Daten ergaben, daß der Entschluß zu diesem bedeutsamen, zu diesem vielleicht folgenschweren Schritt gefaßt worden ist, bevor dem, wie man einstmals sagte, ‚freien Volke‘ die Äußerung seiner Meinung über Kriegsziele und Friedensbedingungen freigegeben worden ist. Man gab sie vielmehr plötzlich frei, als man sich entschloß, einen Vorstoß nach der Möglichkeit des Friedens hin zu machen. Erst mußte man doch in unserem politischen und militärischen Hauptquartier sich einig geworden sein über deutsche Friedensbedingungen; dann mußte man die Friedensbedingungen der Verbündeten festzustellen suchen; und danach mußte man einen Ausgleich und eine Zustimmung aller vier zu einem Gesamtprogramm herbeiführen. Die Ankündigung des Ministerpräsidenten Radoslawow verdeutlicht ja alles aufs vollkommenste. Als man das Wesentliche dieser Verhandlungen herausgebracht hatte, wurde dann vom Reichskanzler in der deutschen Heimat so nebenbei der Riegel fortgezogen von der Tür, hinter der die Ansicht der deutschen Nationalparteien von Kriegsziel und Friedensbedingungen verborgen blieben. Es hatte nur noch förmliche Bedeutung. Wir würden es begrüßen, wenn sich das deutsche Volk eine solche Behandlung nicht gefallen ließe von Staatsmännern, die die Ereignisse bisher noch immer gegen ihre eigenen Arbeiten, Meinungen und Erwartungen haben entscheiden sehen. Die Nationalliberalen und Konservativen werden im Reichstage durch die Kanzlerpolitik immer mehr in die Ecke gedrückt. Unseres Erachtens hätten sie den offenen Kampf gegen die Kanzlerpolitik und ihren Träger, der Politisches niemals politisch ansehen, auffassen und erkennen wird, schon damals aufnehmen müssen, als er für seine Anschauungen gegen die politisch sehr begreifliche Flugschriften-Literatur zu Felde zog und so tat, als wolle man ihn zwingen, das deutsche Volk zu zerreißen (statt zu ‚einigen‘), ihn, der vom dritten Kriegsmonat an die Nationalgesinnten wie mit Feuer und Schwert verfolgt und nun zwei Jahre lang den Krieg nach seiner kriegspolitischen Seite hin zu einer einzigen Sorge und Qual für die alten Nationalparteien der Reichsgründung, für die geschichtlich gebildeten Schichten der Nation, für die meisten kraftvoll empfindenden Deutschen, für die landsässigen Geschlechter, für die preußischen und deutschen Offiziers- und Beamtenfamilien gemacht hat.

Gegen die Erbweisheit der geschichtlichen Träger des preußischen Staatsgedankens und der praktischen Ausgestaltung der Idee vom Deutschen Reiche blieb der Kanzler im Amte, regierte er und regiert er. Im Widerspruch mit seinen eigenen Versprechungen stellt er sie und zugleich das Volk insgesamt vor vollendete Tatsachen bei den allerwichtigsten Entscheidungen. Er, der den Mobilmachungsbefehl so lange verhinderte, der seine ganze England-Politik ‚zusammenbrechen‘ sah, der, trotz lebhafter Warnung, den unerhört schweren diplomatischen Fehler einer Kriegserklärung an Rußland und Frankreich beging und dann noch das unheilvolle Wort von unserem ‚Unrecht‘ wider Belgien hinzufügte, er, der in den Vorverhandlungen

Digitized by Google

vor Kriegsausbruch im Grunde alle Kriegspreise vorweg verschenkte und sich betreffs der Zukunft des seit hundert Jahren ‚Belgien' genannten Landes sogar ganz ohne Not selber die Fessel um den Hals warf: daß jede deutsche Beschlagnahme belgischen Gebietes den Gedanken einer Einverleibung auch Hollands, unseres nachbarlichen Vetternlandes, umschließe, er verbot den geschichtlich gebildeten Deutschen, die im Jahrtausendfluß deutscher Geschichte und Volkseinheit und in den natürlichen Empfindungen deutschen Blutes stehen, jede Beschäftigung mit den völkischen Zukunftsfragen, mit der deutschen Geschichte auf einem etwas höheren Niveau, als es der Bureaukrat der Verwaltung, der diplomatischen Aktenlage und der Paragraphen der augenblicklichen Staatsgrenzordnung erreicht. Er sah nicht deutsches Blut und nicht die blonden Mädchenköpfe in Flandern, er sah nicht altes Reichsland an der Scheldemündung, er sagte nicht dem Hohenzollernhause, daß es vor der künftigen deutschen Geschichte beschattet dastehen werde als ein nur neudeutsches, als ein nicht zugleich altreichisches und gesamtdeutsch empfindendes Geschlecht, wenn es nicht Erbstücke deutscher Geschichte, soweit sie auch gegenwärtiger Nutzen wertvoll und zukünftige Sicherheit ganz oder beinahe notwendig macht, mit völkischer Liebe und politischem Eifer zu retten trachte für Reich und Volkstum. Herr von Bethmann Hollweg sah nur Staatsgrenzen und fremde Volksbedürfnisse; deutsche Volksbedürfnisse ließ er ‚romantisch' schelten oder vom Scharfrichter der ehemaligen Zensur verfolgen. Als Paragraphen-Beachter (bis auf das belgische ‚Unrecht') und als selbstgewollter Menschheitspolitiker und Kulturredner stand er da. Als Staatspolitiker kam er bis zum heutigen Tage nicht über die Sentimentalität hinaus, sein gutes Gewissen, seine moralische Unschuld betreffs des Kriegsausbruchs beweisen zu wollen, immer den Gerechten, den bloßen ‚Verteidiger' (den Anti-Eroberer sozusagen) darzustellen. Wo bleibt der Staatsmann seines Volkes? Wo der Volkspolitiker, der Zukunft in Herz und Willen trägt? ...

Schon vor der Kanzlerrede rief Herr Scheidemann im ‚Vorwärts' aus: ‚Der 12. Dezember — ein Tag der Entscheidung!' Schon vor der Kanzlerrede forderte er, daß Deutschland mit den Feinden über den Frieden verhandeln solle ‚nicht als Sieger mit den Besiegten', sondern ‚gleich auf gleich'. Nationalistisch und staatlich soll Ruhe werden, damit sozialistisch weitergekämpft werden kann. Die Gefahr, daß dann von außen her bald wieder Krieg kommen könne, sieht er nicht; sie interessiert ihn nicht. Wer an einen ‚Sieg' glaubt, den hält er deshalb mit Beschleunigung und trotz des Burgfriedens für einen ‚Narren'. Es ist politisches Analphabetentum, was hier stammelt und des Kanzlers Gefolge darstellt.

Und nun sagt der Kanzler auch noch von unserm Kaiser: Es habe am 1. August 1914 nach der Verfassung auf ihm ein Entschluß gelegen, so schwer, ‚wie er noch nie von einem Deutschen hat gefaßt werden müssen' — der Befehl zur Mobilmachung nämlich, ‚der ihm durch die russische Mobilmachung abgerungen worden war'. Ist das die Sprache eines Politikers? Steckt darin noch politischer Sinn? Eine Mobilmachung, wenn der Gegner bereits die Rüstung

Digitized by Google

anlegt, soll der schwerste monarchische Entschluß in deutscher Geschichte gewesen sein? Das Unbegreifliche — hier ward es gesagt. In den Juli- und Augusttagen 1914 hat die deutsche Politik sehr lange militärische Entschlüsse hintangehalten; auf Ostpreußens Fluren und zwischen den Gräbern verschleppter Ostpreußen in Sibirien würden wir die Folgen erlebt haben, wenn noch länger gezögert worden wäre.

‚Die Sentimentalität haben wir verlernt' — so sprach einst der Kanzler, der ja auch im Herbst des laufenden Jahres jeden Staatsmann hängen wollte, der England etwa nicht mit voller Kraft bekämpfen möchte. Ist es aber etwas anderes als Sentimentalität: mit solchen Ausführungen dem Kaiser dienen zu wollen, in einem Nötigungs- und Schandkrieg fanatischer und gemein angeleiteter Feinde gegen uns ewig nur nach der eigenen moralischen Erscheinung zu blicken, immer uns, den Angegriffenen, Verlästerten und in unseren armen Verwundeten namenlos Gedemütigten und Mißhandelten, die ‚Verantwortung vor Gott und vor der Menschheit' zuzurufen, statt nur noch die Sicherung unserer selbst, unserer Kinder und Enkel, die als Deutsche immer in lebendigem Zusammenhang bleiben werden mit Frömmigkeit und Gerechtigkeit? Im Frieden soll gearbeitet und im Krieg soll gekämpft werden im Gefühl für das Göttliche und im Umblick auf die Menschheit. Aber die Arbeit der Hände soll für das eigene Volk, ganz oder doch an erster Stelle, geleistet werden. Wer anders predigt, kehrt die Vernunft um, geht in die deutschen Irrtümer und politischen Narreteien vor Bismarcks Wirken zurück. Der Kanzler jedenfalls hat eine fragwürdige Theologie an die Stelle einer geradegewachsenen Politik gesetzt....

Wie wird es nun werden?

Das verhältnismäßig Ungefährlichste wäre für uns, da wir zurzeit auf keinerlei annehmbaren Frieden von unseren Feinden rechnen können, die höhnische Ablehnung des Friedensangebots. Hochmütig genug sind die Engländer dazu. Aber sie sind auch diplomatisch fast aller Welt über. Darum könnte man auch annehmen, daß sie doch zunächst auf das Angebot eingehen; auch um der Neutralen willen; besonders aber: um unser Angebot aus den Taschen unserer Diplomaten herauszulocken und zu sehen, was sich daraus für eine Hetze oder für eine tatsächliche politische und wirtschaftliche Herabdrückung Deutschlands durch einen naiv-unbegreiflichen Frieden machen läßt. ... Vollauf bereit, sich für den Fall des Scheiterns gegenseitig mit Indiskretionen vor der Öffentlichkeit zu überschütten, würden ja doch wohl zurzeit die Unterhändler sich gegenübertreten. Unsere Feinde würden jedenfalls alsbald das Instrument der Presse arglistig zu spielen beginnen, und sie würden in jedem Falle des Ringens um eine Einzelbestimmung die ‚Friedenspartei' in Deutschland, vor allem die Sozialdemokratie, gegen die deutschen Unterhändler aufzuputschen trachten. Darum sehen wir Gefahren bei dem Werke, die uns an die trüben Tage des Wiener Kongresses nach den Befreiungskriegen erinnern, solange wir nicht eine wahrhaft politische Führung der politischen Geschäfte auf unserer Seite sehen.

Der Vierbund muß einig sein über sein augenblickliches Friedensprogramm. Man darf gewiß sein, daß der geschlossene nationale Wille Bulgariens ge-



nügend fordert für die Zukunft des Landes. Österreich-Ungarn wird schwächlicher fordern gegenüber Rumänien und Serbien, weil es unschlüssiger, national gespalten und vermutlich noch nicht entschlossen ist, statt auf Länderanschließung auf Schaffung von Militärhoheitsgebieten auszugehen; nur auf dem Landdurchbruch nach Bulgarien hin oder von Bulgarien her wird man auch in Wien bestehen. Die Türkei wird sich wohl im wesentlichen damit begnügen, die innere Fremdherrschaft der europäischen Großmächte für immer abzuschütteln; der augenblickliche Zeitpunkt des Friedensangebots erweist, daß an Englands Stellung in Ägypten nicht gerührt werden soll; und daß Persien einen Schutz erhalte, ist auch nicht möglich.

Was aber fordert Deutschland? Nicht einmal die Fraktionsführer im Reichstag, nicht einmal der zu vertraulicher Beratung der Kriegs- und der auswärtigen Fragen neuerdings bestellte Hauptausschuß ahnt es. Das ‚freie Volk' und die Kriegsziele — —

Unter diesen Umständen erhöht sich die Verantwortlichkeit der Männer, die bei den etwaigen Unterhandlungen mitwirken. Alle Welt wird bei uns fragen: Werden denn Männer, die Welt und Wirtschaft kennen, wie Fürst Bülow und Großadmiral von Tirpitz, nicht hinzugezogen? ...

Ein Friedensangebot in günstigem Augenblick, in politischem Planen entworfen und wahrhaft politisch begründet, würde nicht unbedingt unser Bedenken erregen. Seine Ablehnung ohne nähere Kenntnisnahme durch unsere Feinde wäre politisch jedenfalls für uns nützlich; sein Scheitern in langwierigen Verhandlungen würde, wenn wir richtige Grundforderungen stellen und geschickt operieren, uns noch nicht schädlich zu sein brauchen. Nur kann unzeitige Friedensanregung die eigenen ‚Pazifisten', diejenigen, die bei uns im Lande nichts für unser Volk und alles für die ‚Menschheit' haben wollen, allzusehr in Hitze bringen, die Stimmung in der Heimat dadurch bedenklich machen und eine nationalpolitisch schwache Regierung ungünstig beeinflussen. ... Hoffentlich gibt es doch keinen Waffenstillstand für Feinde, die ihre Arglist mit ministeriellem Lug und Betrug und militärischen falschen Beteuerungen vor Kriegsausbruch bewiesen haben. Der militärische Teil der Kanzlerrede war ja abermals knapp und würdig im Ton gewesen; nur der politische Teil mußte jedem Deutschen von politischem und von natürlichem Nationalgefühl so bitter eingehen. ...

Unsere amtlichen Spitzen werden sich vor Augen halten müssen, daß Lloyd George und sein engerer Kriegsrat, daß vor allem, neben Lloyd George, Lord Curzon und Lord Milner viel entschlossenere Männer sind, als bei Kriegsausbruch Asquith und Grey. Auf die Männer kommt es auch bei uns an. ..."

Wenn wirklich die ersten englischen Pressestimmen zum deutschen Friedensangebot auch nur einigermaßen der beabsichtigten Haltung des englischen Kabinetts entsprechen sollten, dann müßte, so äußert sich der Reichstagsabgeordnete A. v. Graefe in der „Mecklenburgischen Warte", der deutschen Regierung etwa so zumute sein, wie dem bekannten Reiter über den Bodensee. Denn sie dürfte sich dann einer augenscheinlich nicht genügend erkannten oder doch nicht hinreichend gewürdigten Gefahr entgangen preisen. „Müßte doch die Möglichkeit als geradezu

Digitized by Google

verhängnisvoll für uns empfunden werden, daß die Entente mehr oder minder bereitwillig den ihr so unverhofft angebotenen Vorwand zur Verschleppung und Verschleierung der Lage ergreifen könnte, um in Scheinverhandlungen die Zeit zu gewinnen, unbedroht durch einen wirklichen rücksichtslosen U-Bootkrieg die derzeitigen Schwierigkeiten der Getreidezufuhr aus Australien und Indien nach England zu überwinden. Denn bei allem Vertrauen in die ungeschwächte Fortführung des Landkrieges durch unsern Hindenburg auch während möglicher Friedensbesprechungen zwischen den kämpfenden Nationen: daran wird niemand zweifeln können, daß ausgerechnet während solcher Verhandlungen die rücksichtslose Ausdehnung des U-Bootkrieges in dem allein Erfolg versprechenden vollkommenen Umfange ausgeschlossen wäre, ohne zu gleicher Stunde das sofortige Scheitern der Besprechung zur Folge zu haben.

Was durch Wilsons Peitsche im vorigen Jahre gelang, das wäre dann in diesem durch unseren allereigensten Weihnachtsfriedenkuchen erreicht: England wäre abermals in einer seiner kritischsten Stunden vor der entscheidenden Gefahr unserer rücksichtslos angesetzten U-Boote unter allen Umständen bewahrt geblieben, bis es für lange Zeit wieder satt war, satt vor allem an Brotgetreide, satt auch seinerseits an Kriegsmaterial aus allen Arsenalen der Welt für die große nächste Frühjahrsoffensive, deren beiderseitiger Munitionsaufwand dann alles in den Schatten stellen dürfte, was die diesjährigen Trommelfeuer bei der Somme und anderswo an menschenmordenden Greueln gezeigt haben. Die Bedeutung dieses Hinweises in ihrer ganzen Schwere zu empfinden, ja sich davon überhaupt nur eine Vorstellung machen zu können, wird Herr Theodor Wolff billigerweise uns in erster Linie überlassen müssen, die wir nicht zu denen gehören, die, ausgerechnet nach seiner Kennzeichnung, ‚sich in Heldentönen gefallen und Heldentaten zumeist anderen überlassen', wie — wenigstens letzteres — ihm selbst, gewiß zu seinem Leidwesen, beschieden gewesen ist. — Darum glaube ich fest und sicher, daß der frevle Übermut, mit dem die Entente unsere Friedenshand hohnlachend zurückweisen zu wollen scheint, unser größtes Glück bedeuten müßte, sofern man der Überzeugung sein muß, daß Friedensverhandlungen mit England in diesem Augenblick noch vollkommen aussichtslos sind, solange zwar England einen großen Teil unserer Kolonien in der Hand hat, wir ihm gegenüber unsererseits aber noch nicht von unserer einzigen Waffe den Gebrauch gemacht haben, dessen Erfolge uns die überwiegenden Gegenwerte in die deutsche Faust legen würden. Denn daß England bei seinen Forderungen niemals die Kompensationsobjekte, die wir seinen Verbündeten gegenüber besitzen, in Gegenrechnung stellen wird, dürfte niemand bezweifeln wollen, der Englands politische Grundsätze und Methoden kennt: es läßt wohl mit Vorliebe andere für die Ehre der englischen Freundschaft bezahlen, aber nicht umgekehrt.

Freilich kann man die günstige Situation für uns nur dann annehmen, wenn man nun den Vergleich mit dem Reiter über den Bodensee für unsere Regierung nicht weiter durchführen muß, sondern wenn man hoffen darf, daß sie, statt des jämmerlichen Nervenschocks jenes eigenartigen Reitersmannes, aus der

Digitized by Google

glücklich überstandenen Gefahr den schnellen Entschluß zu kraftvoller Tat ziehen wird. Der freisinnige Abgeordnete Konrad Haußmann sagt im ‚B. T.' für den Fall eines ‚Nein' seitens der Entente auf unsere Friedensfrage: ‚Wenn ein Volk so die Zähne aufeinanderbeißt, wie wir es dann tun werden, so gibt das eine große Kraft', und weiter stellt er fest, daß er in den Augen der auf Urlaub befindlichen Feldgrauen infolge unserer erklärten Friedensbereitschaft einen besonderen Ausdruck im Blick bemerkt haben wolle, dessen Wärme sich, wenn der Feinde Ablehnung diesen Glanz enttäuschen sollte, ‚an der ganzen Front in Kraft umsetzen werde'. Gut; — daß wir eine große nationale Kraft — die übrigens bezeichnenderweise dem internationalen Liebeswerben des redseligen Herrn Philipp Scheidemann nach seinen jüngsten Ausführungen in Chemnitz wenig erwünscht zu sein scheint, — ganz besonders an der Front aus dem frevlen Übermut der Ententeantworten gewinnen werden, bezweifle auch ich nicht; aber mit einem doch zunächst vorwiegend passiv-resigniert erscheinenden ‚Zähne-aufeinanderbeißen' ist's nicht getan, sondern es gilt für die Regierung, diese große Kraft nun aktiv voll, d. h. mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln für die endgültige Entscheidung auszunutzen und einzusetzen! Besitzt die Regierung den dieser Kraft würdigen starken Willen hierzu? Das ist die bange Frage, die ich, vor allem in den Augen der Feldgrauen, nicht nur jetzt in denen der Beurlaubten, sondern draußen so oft angesichts der todspeienden Geschütze gelesen habe. Draußen in den Stunden, deren heilige Schauer nur der kennt, der auf dem gemeinsam mit seinen Grenadieren und Landwehrmännern durch die Todestäler des Schlachtfeldes zurückgelegten Wege den Pulsschlag des einheitlichen Körpers eines um seine Existenz todesmutig ringenden und für seine Zukunft aus tausend Wunden blutenden Volkes gespürt hat. Der weiß auch, in welchen Empfindungen und Wünschen die tatsächliche Friedenssehnsucht dieses seit Monaten und Jahren im Blute watenden und dabei von Natur so gutherzigen deutschen Kriegers wurzelt: ‚Dem frevlen Spötter, der, dieweil er die wilden Völker fremder Erdteile gegen uns zum Kampfe führt, uns mit Einbrechern, Mördern, Lügnern, Gotteslästerern, Tigern als Antwort auf unsere vielleicht allzu vertrauensseligen Friedensangebote frech dient, vor allem anderen der rücksichtsloseste Lohn für seinen verbrecherischen Übermut; denn ohne solchen Lohn sind unsere Kinder und Enkel nicht sicher davor, daß sie nicht dieselben Greuel auch ihrerseits noch einmal durchleben müssen, die wir ertrugen und die all das tiefe Weh über unsere Frauen und Mütter brachten; nur den sicheren Frieden wollen wir, den wir allein von einem besiegten England erlangen können, — und wir wollen ihn bald! Darum auf zum schnellen Entschluß, alle Waffen heraus, die kritische Stunde Englands genutzt, und nicht wieder unter Friedensbereitschaft und Friedensgerede ein neues furchtbares Jahr des Krieges heraufbeschwören! ...'

So sieht — wenn man sie nicht durch verfrühte und darum enttäuschende Hoffnungen geradezu künstlich auf ein falsches Geleise umleitet — die tiefernste Friedenssehnsucht an der Front allermeist aus; — ein die Welt aus den Angeln hebender Furor teutonicus würde deshalb durch alle Linien der Feldgrauen da draußen brausen, ein ganz anderer Glanz noch,

Digitized by Google

als ihn der Abgeordnete Haußmann bei den Urlaubern entdeckt zu haben meinte, würde aus den Augen der Tapferen im Schützengraben aufleuchten, wenn der Kanzler sich heute vor den Reichstag hinstellte, nicht um vielleicht noch weitergehende Friedensangebote Scheidemannscher Abtönung den überraschten Volksvertretern schmackhaft zu machen, sondern um urbi et orbi zu verkünden: ‚Die Feinde haben uns den ihnen hochherzig dargebotenen Ölzweig ins Gesicht geschleudert, wir antworten ihnen mit dem Schwert, in dem Bewußtsein, daß nunmehr endgültig nur dieses uns den Frieden am schnellsten bringen kann und wird, — zu Lande Hindenburg, — zur See die rücksichtslosesten U-Boote ...“

Es ist schon recht bemerkenswert, wie sich die amerikanische Presse zu dem deutschen Friedensangebot eingestellt hat. Die „New Yorker Staatszeitung“ sogar — welche freilich nach dem sonderbar plötzlichen Tode ihres Herausgebers Ridder — sich vielleicht geändert haben mag, wußte („Deutsche Tageszeitung“, Nr. 651) unmittelbar nach dem deutschen Friedensangebote die „deutschen Bedingungen“ prompt aufzuzählen:

„Räumung Belgiens,
Räumung der besetzten französischen Gebiete,
Errichtung eines unabhängigen Königtums Polen,
Rückgabe der deutschen Kolonien an das Deutsche Reich,
Überweisung der Erledigung der Balkanfragen an eine europäische Konferenz.“

Der Washingtoner Korrespondent der „Times“ bemerkt anerkennend, daß der Schritt des Herrn von Bethmann Hollweg den Frieden in der Tat nähergebracht hätte. Es zeige eine unerwartete Mäßigung.

Am gleichen Tage (13. Dezember) wird aus Neuyork berichtet: Ein hoher Beamter der deutschen Botschaft zu Washington habe erklärt, es handle sich dabei durchaus nicht um Deutschlands letztes Wort. Man halte für sehr bedeutsam, sagt der Berichterstatter, daß dem Anscheine nach die deutsche Botschaft durchblicken lasse: Deutschland habe in der Tat den Frieden durchaus nötig und wünsche vor allem, daß Erörterungen des Friedens in Gang kämen. Die deutsche Botschaft sage, daß man alle Bedingungen als Grundlage für eine Erörterung annehmen werde. Dieser Neuyorker Berichterstatter, ebenso wie die anderen zahlreich vorliegenden amerikanischen Pressestimmen, sind sich darüber einig, daß das deutsche Friedensangebot ausschließlich aus der deutschen Notlage und Schwäche heraus ergangen sei. Schon wurde in einer amerikanischen Mitteilung von einem Waffenstillstand gesprochen, der selbstverständlich nur England zugute kommen, dessen Getreideversorgung durch Stillstand des Handelskrieges ermöglichen würde, ja geradezu Englands Rettung wäre.

„Die deutsche Antwort auf Wilsons Friedensnote sagt: der deutschen Regierung erscheine ein unmittelbarer Gedankenaustausch als geeigneter Weg, und sie schlage daher den alsbaldigen Zusammentritt von Delegierten der kriegführenden Staaten an einem neutralen Orte vor. Diese beiden Sätze sind zu allgemein gehalten, um ein einwandfreies Urteil zu gestatten. Rein an sich betrachtet — was in der Praxis nicht möglich zu sein pflegt — könnte man der Auffassung beipflichten,

Digitized by Google

daß nur Delegierte der kriegführenden Staaten, nicht solche der neutralen, sich zu vereinigen hätten. Andererseits wird ein neutraler Ort vorgeschlagen. Erfahrungsmäßig pflegt bei derartigen Konferenzen an einem neutralen Orte auch die neutrale Macht (bzw. die neutralen Mächte) nicht ohne aktive Mitwirkung zu bleiben ... In einer aus Wien stammenden Äußerung des ‚Pester Lloyd' heißt es u. a.: ‚Da die Mittelmächte und ihre Verbündeten bereits den ersten Schritt zum Frieden in voller Aufrichtigkeit getan haben, ist ihnen jede Handlung Neutraler willkommen, welche eine Verstärkung ihrer eigenen Initiative bedeuten kann. Deshalb wird die Note Wilsons mit einer gewissen Befriedigung aufgenommen.' Diese journalistisch-diplomatischen Rätselworte können nur Unklarheit stiften oder fördern. Sie scheinen von dem unrichtigen Standpunkte auszugehen, daß möglichst schnelle Herbeiführung des Friedens ohne Ansehung der Friedensbedingungen das Ziel sei. Wir wissen, daß die Stimmung politischer Kreise in Ungarn und in Wien im besonderen der Regelung nach Westen anders gegenübersteht, als die Stimmung in Deutschland allgemein gegenüberstehen sollte. Aber derartige Äußerungen wie die des ‚Pester Lloyd' können kaum dazu beitragen, gerade in diesem Augenblicke Einmütigkeit gegenseitigen Verständnisses zu fördern ...

Nach der neulichen Rede von Lloyd George wurde hier der Ansicht Ausdruck gegeben, daß eine Antwort in irgendwelcher Form auf diese von Insulten volle und in ungehörigstem Tone gehaltenen Rede derjenigen Persönlichkeit, welche Großbritannien vertritt und führt, unter der Würde des Deutschen Reiches sei. Die ‚Frankfurter Zeitung' und andere Blätter ähnlicher Richtung nehmen, wie wir nicht anders erwartet haben, daran Anstoß. Das tat, beiläufig bemerkt, auch schon Falstaff, als er sagte: ‚Würde — Bürde!' Wir möchten demgegenüber nur die Frage aufwerfen, ob Bismarck, dessen realpolitische Kühle und Sachlichkeit wohl auch von diesen Organen nicht bestritten werden dürfte, unter irgend denkbaren Umständen mit einem fremdländischen Kabinette verhandelt haben würde, dessen Minister oder gar Führer sich einer von Beleidigungen und Beschimpfungen gegen das Deutsche Reich und seine Leiter strotzenden Sprache bedient hätten? Bismarck hat niemals verkannt, daß die Regierung des Deutschen Reiches sich nicht beleidigen und beschimpfen lassen und unter keinen Umständen derartige Beleidigungen und Beschimpfungen in die Tasche stecken darf. Diese Bismarcksche Praxis, die der große Staatsmann übrigens in Wort und Schrift, auch abgesehen von akuten Fällen, zum Ausdrucke gebracht hat, drängt sich angesichts der immerhin noch theoretischen Möglichkeit auf, welche die deutsche Note andeutet, daß Delegierte der kriegführenden Mächte, also auch Großbritanniens und Frankreichs, sich zusammenfinden sollten. Ganz abgesehen von sachlichen Bedenken, auf die noch zurückzukommen sein wird, möchten wir derartiges für ausgeschlossen erachten, ehe seitens der leitenden Minister unserer Feinde eine entsprechende Remedur eingetreten ist. **Daß nach den Reden von Lloyd George, Briand usw. deutsche Delegierte sich mit englischen und französischen an einen Tisch setzen können, ja überhaupt dazu bereitfinden ließen, möchten wir zur Ehre künftiger deutscher Delegierter unbedingt bezweifeln.**"

Digitized by Google

Ein scharfes Licht auf Wilsons Friedensnote wirft eine Mitteilung der neutralen „Neuen Züricher Nachrichten“ aus Rotterdam. Sie soll von einer der ersten politischen Persönlichkeiten der Niederlande stammen. Darnach eile England dem Ende seiner Widerstandskraft entgegen, es sei bereits auf den Tod verwundet. Das wisse man auch in maßgebenden Kreisen der Vereinigten Staaten. „Die Note Wilsons unterstützt das Friedensangebot, ohne daß sie eine Handreichung an den Vierbund ist; eher ist die Note eine Handreichung für England, um es vor dem Untergange zu bewahren ... Ich wäre gar nicht überrascht, wenn später die Enthüllung erfolgte, daß hinter der Note Wilsons auch hohe Persönlichkeiten Englands stecken, die über die Lage sich schon seit einiger Zeit keiner Täuschung mehr hingeben.“

Die Holländer (bemerkt die „D. T.“) sind nüchterne Leute, sie sind ein seefahrendes Volk und außerdem durch die geographische Lage ihres Landes mit seinen Küsten und ihrer stetigen Verbindung mit Großbritannien ganz besonders in der Lage, die dortigen Verhältnisse und deren Entwicklung zutreffend zu beurteilen. Lediglich auf diesem Wege nüchterner Beobachtung und Beurteilung kommt die holländische Persönlichkeit zur Schlußfolgerung, daß die Note Wilsons bezwecke, England vor dem Untergange zu bewahren, und daß sie wahrscheinlich auf Anregung hoher englischer Persönlichkeiten entstanden sei.

Möchte man sich doch in Deutschland durch große Worte großbritannischer Minister und Zeitungen nicht irremachen lassen! „Sie werden ja nur gemacht, um die Deutschen über die wirkliche Lage Großbritanniens und deren weitere Ausblicke zu täuschen, und um die Deutschen glauben zu machen, daß sie es als ein Geschenk des Himmels dankbar und erleichtert entgegenzunehmen hätten, wenn Großbritannien und seine Verbündeten unter einer Flut von Drohungen, Schimpfreden und Beleidigungen dem Deutschen Reiche gestatteten, einen faulen Frieden, Modell Scheidemann-Delbrück, entgegenzunehmen. Je schlechter es den Briten geht, desto weiter reißt der britische Löwe das Maul auf, eine Kunst, in der Lloyd George besonders erfahren und tüchtig ist. Über die Wirklichkeit der Dinge soll man sich in Deutschland ebensowenig durch die Beschlüsse des französischen Senates und Kundgebungen der russischen Duma, und was sonst noch an Tamtam kommen sollte, irremachen lassen.

Die Wahrheit ist, daß Deutschland an der Schwelle des Sieges steht, an der Schwelle des Sieges, an den, nach Herrn Scheidemann, nur Narren glauben. Richtig ist freilich, daß die Schwelle zum Siege nur durch Siegeswillen überschritten werden kann.“



Digitized by Google



Frieden!

Wenn wir ihn mit Wünschen haben könnten! —

Ein Friede, der unsern Gegnern das brächte, was sie vor dem Kriege wollten, war ohne die Massenopfer des Krieges zu haben.

Wäre es aber nicht ein unerhörtes Verbrechen gewesen, es auch nur auf diesen Verteidigungskrieg ankommen zu lassen, wenn wir aus dem Kriege schwächer hervorgehen mußten, als wir vor ihm waren?

Nur ein Stärker oder Schwächer gibt es. Narr, der im Völkerleben an ein „Gleichgewicht" glaubt! Wer glaubt daran im Leben der Einzelmenschen? — Es ist falsches englisches Gewicht.

Wohlfeile Gelegenheitsmacherei darf sich erkühnen, mit dem Worte „Frieden" aufzutrumpfen, um sich macht- und beifallheischend als Erlöser der Menschheit hinzustellen, ohne den Frieden anders besiegeln zu können, als durch frech oder unmündig zugemuteten Selbstmord des eigenen Volkes.

Ein gerüttelt und geschüttelt Maß Pharisäertums gehört dazu, sich selbst so hinzustellen, als mitleide man allein mit den furchtbaren Opfern des Krieges, und die anderen seien erbarmungslose Kriegshetzer. Nur weil diese anderen in dem verantwortungslosen Hinausschreien des Wortes „Frieden" noch nicht den Frieden sehen können. Weil ihnen ein Friede um so ferner und schlimmer erscheint, je mehr um ihn gebuhlt und gebettelt wird. Ist's denn in irgendeinem Handel anders?

Aber — dankbarer ist's, mit dem Worte Frieden den Mund voll zu nehmen, als mit seinem Herzen still für ihn zu bluten ...

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Illusionen

Gegenüber der fast ganz geschlossenen unversöhnlichen Stimmung unserer Feinde hält die „Kreuz-Zeitung" nur zweierlei für möglich:

„Entweder die Antwortnote bringt eine glatte Ablehnung des Friedensangebots, dann ist dieses bis auf weiteres erledigt und Mars regiert wieder die Stunde — und dann wohl unbedingter als zuvor, oder aber die Antwortnote läßt den Weg zu Verhandlungen offen. Dann kann das nur zum Schein geschehen, um taktische Ziele damit zu erreichen, oder aber weil man sich sagt: Verhandeln schadet nicht, vielleicht sind die Gegner doch bereit, sich auf Bedingungen einzulassen, die wir annehmen können. Wir halten einen solchen Ausgang nicht für möglich. Aber haben wir nicht Grund, uns, wie die „Frankfurter Zeitung" sagt, vor einem Frieden zu fürchten, der nach solchen Friedensansprüchen unserer Gegner dennoch zustande käme? Nach unserer Meinung ist die Lage der Aufnahme, die unsere und die Friedensanregung Wilsons bei unseren Gegnern gefunden hat, so, daß an einen für uns annehmbaren Frieden nicht zu denken ist. Deshalb halten wir es für verkehrt und schädlich, die Bevölkerung daheim und die Truppen an der Front in Friedenshoffnungen einzuwiegen, die sich über kurz oder lang doch als Illusionen herausstellen müssen."

Digitized by Google

Herr Scheidemann und die Kriegsziele

Über den deutschen Frieden mit Frankreich schreibt der „Vorwärts" im Sperrdruck:

„Das französische Volk weiß gar nicht, wie gut der Friede ist, den es jetzt bekommen kann, und es wäre vielleicht besser, ihnen das offen und öffentlich zu sagen, statt sich dieses Geheimnis für die vorgeschlagene Friedenskonferenz aufzusparen."

Wenn Worte einen Sinn haben, bemerkt der „Deutsche Kurier" (Nr. 356), so kann diese Notiz des Vorwärts nur bedeuten, daß der Vorwärts und die hinter ihm stehenden sozialdemokratischen Kreise über die deutschen Friedensbedingungen gegenüber Frankreich genau unterrichtet sind. Andere Fraktionen sind des besonderen Vertrauens, das Herr Scheidemann in Sachen der deutschen Kriegsziele genießt, nicht gewürdigt worden. Im übrigen wird die öffentliche Bekanntgabe der Kriegsziele, sobald Herr Scheidemann sie wünscht, wohl nicht lange auf sich warten lassen, da Herr Scheidemann bisher ziemlich alle seine Wünsche in der Behandlung der Kriegsziele bei den maßgebenden Stellen durchgesetzt hat und es ihm ein leichtes wäre, bei seinen Beziehungen auch diese Kleinigkeit durchzusetzen, um sie in dem neuen Regierungsorgan, dem Vorwärts, von sich aus zu veröffentlichen.

*

Wilsons „Vermittlung"

Mit nicht abzuweisender Klarheit wird die Gefahr dieser „Vermittlung" in der „Voss. Ztg." unter die Lupe genommen:

„Amerika kann seine Handlungen nicht frei von Parteinahme erhalten. Es wäre falsch, zu behaupten, daß Präsident Wilson und seine Ratgeber sich etwa von London gängeln lassen. Aber daß London schon durch die englische Sprache und durch das Reuterbureau auf die ganze amerikanische Geistesrichtung einen starken Einfluß übt, ist selbstverständlich. Viel stärker jedoch als das alles fällt die Tatsache ins Gewicht, daß das amerikanische Interesse auf weite Strecken mit dem englischen parallel läuft. Amerika hat nicht nur ein Interesse am Frieden, sondern ein Interesse am amerikanischen Frieden. Solch amerikanischer Frieden ist zwar kein englischer Frieden, aber doch immerhin ein Frieden, aus dem Großbritannien — der zukünftige Bundesgenosse in Ostasien, der Schuldner von Milliarden amerikanischer Kapitalsanlagen und der Frachtführer für viele, viele amerikanische Waren — möglichst heil nach Haus kommt. Bei jeder Fortsetzung des Krieges muß England am stärksten leiden, und zwar gerade in bezug auf diejenigen Qualitäten, mit denen es Amerika am nützlichsten im Frieden sein kann. Daher hat Amerika jetzt das Interesse an einer möglichst schnellen Beendigung des Krieges überhaupt, daher hat es aber auch ein Interesse an der günstigen Gestaltung des Friedens für das Inselvolk ... Und vor allem: wie muß ein Friede aussehen, der die amerikanischen Bedingungen erfüllt? Da aber setzt die amerikanische Gefahr für uns ein, wenn wir nicht von vornherein darüber Klarheit schaffen: Irgendwelche neutrale Einmischung am Verhandlungstisch oder nachher ist für uns unmöglich!"

*

Wie soll ein deutscher Friede aussehen?

Die kurze und bestimmte Antwort, so erklärte nach einem Bericht des „Deutschen Kuriers" Geheimer Regierungsrat Dr. Poensgen im nationalliberalen Hauptverein Berlin, laute: „Nur das ist der wirklich echte Völkerfrieden, der jene ‚realen Garantien' bürgt, von denen der Kanzler sprach, und nicht den Keim zu neuen Verwicklungen in sich trägt!"

Alle Bündnisse und Verträge, wenn sie nicht auf der Grundlage einer unbedingten Interessengemeinschaft aufgebaut seien, wären gegenstandslos und verbürgten nie und nimmer den Frieden. (Siehe Italien und

Digitized by Google

Rumänien.) Die wirklich „realen Garantien“ des Friedens lägen einzig und allein in der politischen und militärischen Macht einer Nation nach innen und nach außen und nach der Stellung, die sie im Rate der Völker einnehmen. Dabei sprechen natürlich Völker- und Sprachenverwandtschaften eine große Rolle mit.

Von allen Völkern der Erde sei Deutschlands geographische Lage in militärischer Hinsicht die ungünstigste, und Deutschlands führende Männer seien daher gezwungen, die Grenzen des Landes so zu gestalten, daß es in einem zukünftigen Kriege nicht wieder möglich sei, Deutschland von allen Seiten zu überfallen. So müßten im Osten die baltischen Lande, Polen, das Festungsdreieck an der Weichsel, sowie die Rawka- und Njemenlinie unter deutschem militärischen Einfluß stehen.

Im Westen müßten die alten deutschen Oberhoheitsrechte Deutschlands von 1818 wieder auferstehen, die Deutschland einen militärischen Einfluß bis an die Maaslinie und ihre Festungen sichere. Schon damals hatte Deutschland auf Grund von Verträgen mit Frankreich, England und Rußland das Durchmarschrecht bis Charleroi und Lille. Neu hinzukommen müsse die flandrische Küste, um der deutschen Flotte eine breitere Basis zu geben und somit England die Wage zu halten. Weiter nach Süden müsse die deutsche Interessensphäre bis über die Vogesenkämme hinweg nach Longwy und Belfort reichen, denn 20 % der deutschen Eisenindustrieerzeugung liegen im Machtbereiche der weittragenden Geschütze von Longwy.

Von denselben Gesichtspunkten wie unsere eigenen, hätten wir auch die Interessen unserer Verbündeten zu betrachten. So müsse der Weg nach dem Orient unter allen Umständen frei bleiben. Ein starkes, machtvolles Österreich-Ungarn und Bulgarien, fest zusammengekittet und eng aneinanderliegend, seien unerläßlich für uns. Diesen unseren Interessen müsse das besiegte Serbien unterliegen. Deutschlands militärisches, politisches und wirtschaftliches Interesse erheischten diese Gruppierung mit gebieterischer Gewalt. Auch unser vierter Verbündeter, die Türkei, müsse kraftvoll erhalten werden, weil sie ein starkes Druckmittel gegen England bedeute. All die Erfüllung dieser Wünsche brauchten durchaus noch nicht auf dem Gebiete der Annexion zu liegen. Sie in die Wirklichkeit umzusetzen, sei Sache unserer Staatsmänner, hinge aber noch zu guter Letzt von Deutschlands und seiner Verbündeten zukünftigen Waffenerfolgen ab. Jedenfalls müsse alles geschehen, um Deutschlands Weltmachtstellung stärker denn je auszubauen. Ein großes, machtvolles Deutschland nach innen und außen, in dem Fortschritt und Freiheit ihre Wohnstätte hätten, eine starke Flotte und ein mächtiges Heer seien die besten Bürgschaften für den zukünftigen Völkerfrieden.

*

Fordere, Deutschland, und du wirst siegen!

Zum deutschen Friedensangebot spricht Albrecht Graf zu Stolberg-Wernigerode, Mitglied des Preußischen Herrenhauses, im „Tag“ Worte, die vielen (auch recht maßgeblichen) Deutschen eingehämmert werden sollten. Graf Stolberg geht von einem Aufsatze Professor Delbrücks aus, der darauf hinausläuft, Deutschland solle auch dann Frieden schließen, wenn ihm keine Gebietserweiterung zugestanden werde:

„Das feindliche Ausland ist sich einig darüber, daß unser Angebot dem Gefühl der Schwäche entsprungen ist. Die Reichsregierung hat sich einmal, indem sie den jetzigen Augenblick unserer gewaltigen Erfolge in Rumänien als Gelegenheit nahm, und zum anderen durch geschickte Worte mit Erfolg bemüht, zu beweisen, daß nicht Schwäche, sondern ein tiefes innerliches Pflichtgefühl sie trieb, das Angebot zu machen. Die Neutralen haben dies größtenteils verstanden, das sehen wir aus ihrer Presse. Und da kommt ein solcher Schlag aus dem Munde eines deutschen Professors.

Digitized by Google

Stände Herr Delbrück auf dem praktischen Boden der Wirklichkeit, so würde er wissen, daß nichts den Abschluß einer Verhandlung eines Geschäftes mehr erschwert als Nachgiebigkeit. Er kennt nicht einmal den Fundamentalsatz, der beim Abschluß von Geschäften oberste Richtschnur sein muß: Je mehr man fordert, um so mehr erhält man. Was werden die Engländer, wenn es zu einer Konferenz kommen sollte, auf Forderungen der Reichsregierung entgegnen? Sie werden auf den Artikel von Herrn Delbrück und sonstige nachgiebig gestimmte Artikel verweisen und, auf die Klagen über zu scharfe Zensur in Deutschland hinweisend, scheinbar mit Recht sagen, die Forderungen seien ja gar nicht ernst gemeint.

Scheinbar mit Recht, habe ich gesagt, denn Gott sei Dank ist die Schar um Scheidemann und Delbrück doch nur klein, sehr klein im Verhältnis zum gesamten deutschen Volke, das siegen und aushalten will bis zum Ende, vertrauend auf Gott und die gerechte Sache, auf unsern Hindenburg, unsere Armee an der Front und unsere Armee hinter der Front, das nichts Halbes, sondern Ganzes haben will, dem es gleichgültig ist, ob seine Gegner mit dem Frieden, der dank unserer Überlegenheit auf allen Gebieten, besonders auf dem moralischen, kommt, zufrieden sind, das einen deutschen Frieden will. Kommt es zu einer Konferenz, so kann die Reichsregierung, trotz Scheidemann und Delbrück, und getragen von dem Bewußtsein erscheinen, daß das deutsche Volk Ströme von Blut nicht umsonst vergossen, Massen von Gut nicht umsonst geopfert haben will. Sie kann fordern, statt preiszugeben, sie ist es dem Volke schuldig, zu fordern, statt preiszugeben.

Fordere nur, Deutschland, du hast das Heft in der Hand, nicht die Feinde sind, nein, du bist im siegreichen Fortschreiten an der Front, die Feinde, nicht du, sehen dem Hunger ins Angesicht, dein Heimatsheer steht auf, um dir Menschen, Waffen, Munition und Lebensmittel in größtem Maßstabe zur Verfügung zu stellen, fordere Deutschland, statt preiszugeben, und wenn die Feinde auf deine Forderungen nicht eingehen wollen, so kämpfe weiter, so wisse, so sei überzeugt, daß du mit der Abhaltung des Gottesgerichts über Räuber, Lügner und Banditen von Gott betraut bist.

Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt, so war es, und so wird es bleiben. Fordere, Deutschland, und du wirst siegen!"

*

Über wohlmeinende Staatskunst

„In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eines ist, sind die Irrtümer, die aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schrecklichsten." † Clausewitz.

*

Kriegsziele

Der Ministerpräsident Trepow hat in der Duma die endgültige Annexion der Meerengen und Konstantinopels verkündet, und in der Russenpresse ist großer Jubel über diese Veränderung des Status quo. Bis heute hört man nichts von Einsprüchen der Entente und Amerikas, sowie Scheidemanns und der Neutralen. — Wie wird man's denn nun machen, damit „die Türkei den Türken" bleibt? h.

*

Unser Friedensangebot

Die „Kölnische Volkszeitung" meint, die Wahrscheinlichkeit spreche dafür, daß die Gegner — sei es amtlich oder nichtamtlich, durch eigene Organe oder durch Vermittlung der Neutralen — dem Sinne nach sagen werden:

Die Auffassung, daß wir besiegt seien, lehnen wir ab, wir sind im Gegenteil überzeugt, daß die Fortsetzung des Krieges uns den sicheren Sieg bringen wird. Trotzdem sind wir als Träger der europäischen Kultur bereit, die Friedensfrage zu erwägen. Als Unterlage dieser Erwägungen verlangen wir die Mitteilung der Vorschläge, von denen die Mittelmächte sagen, daß sie eine geeignete

Grundlage für die Herstellung eines dauernden Friedens sind. Ohne diese Unterlage halten wir es für zwecklos, in die Erwägung der Friedensfrage einzutreten.

„Was", fragt die „K. V.", „wird geschehen, wenn die Mittelmächte diesem Ansinnen entsprechen? Wenn die Friedensbedingungen nicht etwa dem Programm der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft entnommen sind, sondern sich mit der Durchschnittsmeinung des deutschen Volkes decken, so werden unsere Feinde, sobald sie sich des Besitzes des Friedensprogramms erfreuen, höchst wahrscheinlich die kaum begonnenen Verhandlungen als nutzlos abbrechen und das mitteleuropäische Friedensprogramm bei ihren eigenen Völkern und bei den Neutralen als ein Agitationsmittel zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung benutzen, wie ihnen großartiger noch keines zur Verfügung gestanden hat: Seht her, was uns Deutschland zumutet! Die maßlosen Forderungen, die im Laufe der letzten Jahre von englischen, französischen, russischen und italienischen Ministern, Diplomaten und Generalen aufgestellt worden sind, können von uns nur mit sehr mäßigem Erfolge in die andere Wagschale geworfen werden, weil unsere Feinde sie natürlich als ganz unverbindlich und nicht im entferntesten an sachlicher Bedeutung mit dem amtlichen mitteleuropäischen Friedensprogramm vergleichbar hinstellen werden. Diese Möglichkeit, daß die Waffen im Kampfe um die öffentliche Meinung zu unserem Nachteil durch unsere eigene Handlung ungleich gemacht werden, ist unter allen Umständen zu verhüten. Die Feinde dürfen weder durch Mitteilung eines schriftlichen Friedensentwurfes, noch durch mündliche Mitteilung des wesentlichen Inhalts der diesseitigen Bedingungen in die Möglichkeit versetzt werden, ein solches Spiel mit ungleichen Waffen zu spielen. Die Mittelmächte müssen deshalb in Eröffnung ihrer eigenen Friedensbedingungen die volle Gewähr dafür besitzen, daß die Feinde auch ihrerseits ein in gleicher Weise umschriebenes, schriftlich oder mündlich erläutertes Friedensprogramm zur Vorlage bringen. Ohne eine solche Gewähr sollten auch keine wichtigen Einzelbedingungen mitgeteilt werden. Im Falle des Scheiterns der Verhandlungen muß die Welt sich ein Urteil darüber bilden können, ob Deutschland mit seinen Verbündeten oder England mit seiner Gefolgschaft es gewesen ist, das maßlose Forderungen gestellt hat. Mit anderen Worten: Keine einseitige Mitteilung der mitteleuropäischen Friedensbedingungen an die Feinde, sondern Austausch der beiderseitigen Bedingungen, sind sie schriftlich, durch Auswechslung von Hand zu Hand, sind sie mündlich, durch die anderweitige Gewährleistung der Abgabe einer entsprechenden Gegenerklärung."

*

Sie alle sollen Hüter sein

In der deutschen Antwort auf die Wilsons Vermittlung unterstützende Note der Schweiz heißt es, daß „Delegierte sämtlicher kriegführender Staaten" alsbald zur Beratung zusammentreten sollen.

Dazu schreiben die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 659):

„Wenn selbst der Mörderstaat Serbien und das schamlose Rumänien Subjekt der Friedensverhandlungen sein sollen, statt Objekt zu sein — dann kommt man mit den Beutejägern des alten Dreiverbandes überhaupt nicht zum Abschluß, dann ist günstigsten Falls nur ein Scheidemann-Frieden möglich, der das siegreiche deutsche Volk in Atemnot stürzen, in Streit und Enge festlegen, mit Zinsdienst und Steuern überlasten und unter dem offenen oder stillen Boykott des größeren Teils der übrigen Welt vermutlich auspowern wird.

Die gefährlichen politischen Grundlagen unseres Friedensangebots schimmern hier hindurch. Romantische Lohengrin-Politik, pazifistische Diplomaten-Bequemlichkeit, unpolitische Vielgeschäftigkeit ... mögen ja gutgläubig ihren Segen dazu geben ..."

Digitized by Google

Fest steht und treu die Wacht am Rhein — aber sie alle sollen Hüter sein.

*

Damit wir endlich zum Frieden kommen

werde er jetzt einmal eine Weile nicht mehr von uns angeboten. Es genügt, daß es jetzt alle wissen. Verdächtiges Ziel hat schon manchen zarten Keim zur Wiederumkehr bringen müssen.

Überhaupt kann man nicht immer nur das eine Null ouvert spielen, wenn man viel zu gute Karten hat. Das zu sagen, sollte eigentlich unnötig sein.

Dann aber noch eins, sehr Wichtiges. Es sind Leute, die jetzt endlich allen guten Willen haben, den Frieden zu diktieren, um den sie von anderen, die ihn ihretwegen ersehnen, herzerweichend angegangen werden. Diese Friedens-Entente sieht die Lage so. Mit England ist nichts anzufangen. Deutschland läßt ja aber immer mit sich reden. Deswegen wird der moderne Regulus sich den Anschein geben müssen, als hinderten wir den Frieden, und dann seine Toga auseinanderschlagen: Waffenstreckung oder Niederboxung?

Damit hätten wir auch diesen ganzen Bund dann uns entgegen. So wird's kommen. Und im Reichstag wird man wieder mal eine schöne lange Rede halten können, wie sehr man sich in den Menschen täuschen kann.

Der Herr kann uns auch nicht alles im Schlaf schenken. Mit Rumäniens Kriegserklärung hat er wahrhaftig wider Verdienst an uns getan. Heyck.

*

Illusionskraft

Wer, fragt die „Tägl. Rundschau", wollte den Frieden nicht? Wer sehnte sich nicht nach der Beendigung des furchtbaren Mordens und Verheerens, das Europa um hundert Jahre zurückwirft, Japan und Amerika zu künftiger Herrschaft die Wege bereitet! Und zumal das deutsche Volk, das wehrfähigste und doch zugleich friedfertigste unter allen Nationen, das durch seine Macht 44 Jahre hindurch Europa den Frieden erhalten und durch seine auf Frieden und nur auf Frieden gerichtete Politik sich zwischen alle bereitstehenden Stühle gesetzt hat, sehnt sich nach dem Frieden nach Kulturarbeit, nach Wiederaufbau, nach der Betätigung seiner Industrie, seines Gewerbefleißes, seines Handels, die ihm in den Friedensjahren so märchenhaften Aufschwung und Wohlstand gebracht haben. Unser Volk ist nicht kriegswütig, war es nie, hat es doch selbst in den zweieinhalb Kriegsjahren, da es von aller Welt beschimpft und verleumdet wurde, wie noch kein Volk vorher, sich ernstlich von seiner Obrigkeit belehren lassen, daß man nicht hassen dürfe, und mit einer Illusionskraft, die über dem Kanal verächtliches Lächeln auslöste, immer wieder gehofft, daß die aufgehetzten Völker wieder vernünftig werden müßten, so vernünftig wie das deutsche, und man sich wieder vertragen werde. Wenn die Geschichte dieses Krieges dereinst so manches verhängnisvolle und folgenschwere „Zu spät" in unserer wirtschaftlichen und militärischen Kriegsrüstung wie in unserer Kriegführung zu buchen haben wird, so wird der Grund stets in der in unserer Friedensliebe wurzelnden Hoffnung auf Ausgleich mit unseren Feinden, auf einer Verkennung ihres anders gearteten Charakters zu suchen sein. Nun haben wir es wiederum mit einem Akte der Friedensliebe versucht, und zwar mit einem, den wir nicht überbieten können, der den höchsten Trumpf darstellt. Wird auch der von unsern Gegnern vom Tische geschlagen, so bleibt einfach nichts anderes übrig, als Kampf bis zum Ende. Der erbitterte, mit allen verfügbaren Mitteln auszufechtende Endkampf hängt dann nicht mehr vom Willen der Regierenden und ihrer Völker ab, sondern ist eherner Zwang der Selbstverteidigung.

*

Digitized by Google

Bravo, Wilson! Bravo!

Neuyork, 4. Dez. (Havas). Wilson erklärte anläßlich der Einrichtung der Beleuchtung in der Freiheitsstatue bei Neuyork in einer Ansprache: ‚Nach meiner Meinung kann die Freiheit der Welt allein den Frieden bringen. Bei aller Achtung vor andern Regierungsformen ist es mir vielleicht gestattet, zu sagen, daß der Friede unmöglich sein wird, solange die Geschicke der Menschen von einer kleinen Gruppe von Personen bestimmt werden, die ihnen ihren eigenen Willen aufzwingen können.‘“

Treffender kann die Tatsächlichkeit nicht gekennzeichnet werden, wie eine Handvoll Geldmagnaten nicht nur über eine Tammany-Nation, sondern auch über die Verlängerung und Furchtbarkeit ganzer Weltkriege machtig ist. Oder wie eine kleine Minderheit von Politikern, Zeitungsbesitzern und Finanzmenschen den Willen von Nationen verzerrt, die uns noch näher wohnen.

Sollten hier Wilsons zarte Anspielungen etwa unrichtig verstanden sein? Nein, unmöglich! Soviel Kenntnis von Geschichte und Gegenwart muß doch diese Verzwitterung von Professor und Staatsmann besitzen.

e.

*

Wohin gehört Belgien nach dem Recht der Geschichte?

Vielleicht ergibt sich aus einer kurzen Betrachtung der staatlichen Abhängigkeit oder Unabhängigkeit Belgiens in früherer Zeit, von Professor Dr. Wolfgang Keller (in der „T. R.“) ein Schluß, ob der Standpunkt Scheidemanns oder der Dietrich Schäfers das größere Recht auf seiner Seite hat.

Als 870 die Reiche der Ost- und Westfranken sich gegeneinander abgrenzten, als Deutschland und Frankreich begründet wurden, da wurde Belgien in Deutschland eingeschlossen. Und es blieb ein Teil von Deutschland 530 Jahre lang, bis um 1400 das Herzogtum Burgund sich durch Erbschaft und Kauf in den Besitz der belgischen Lande setzte. Schon nach etwa 70 Jahren, 1477, aber kehrte Belgien als Heiratsgut der deutschen Kaiserin Maria, der Gemahlin Maximilians I., an Deutschland zurück und blieb 78 Jahre deutsch. Als Kaiser Karl V. dann die Niederlande seinem Sohn Philipp II. verlieh, ging Belgien 1555 in spanischen Besitz über. Nach 43 Jahren wurde es unter dem Schwiegersohn Philipps II., dem deutschen Erzherzog Albrecht, zum ersten Male selbständig, blieb es aber nur 23 Jahre. Von 1621 bis 1713 war es wieder spanisch, abgesehen von einzelnen Teilen, die sich Frankreich gekapert hatte. Aber nach diesen 88 Jahren kam Belgien wieder zu Deutschland und blieb 81 Jahre im Besitz des deutschen Kaisers, bis das französische Revolutionsheer das Land 1794 eroberte und 20 Jahre besetzt hielt. Darauf wurde es für kurze Zeit — 16 Jahre, 1814—1830 — mit Holland vereinigt und endlich 1830 ein selbständiges Königreich. In diesem, seinem zehnten Stadium, ist das Land bis 1914 geblieben, also 84 Jahre — keine sehr lange Zeit, wenn man sie mit anderen Perioden vergleicht.

Ziehen wir jetzt das Ergebnis:

Belgien war deutsch 689, spanisch 131, selbständig 107, franösisch 20 und holländisch 16 Jahre.

Wohin gehört also Belgien nach dem Recht der Geschichte? Wer in die Kathedrale der heiligen Gudula tritt, die hoch über Brüssel gelegen, gleichsam das belgische Land beherrscht, dem werden die herrlichen Glasfenster die Antwort erteilen. Überall erscheint da der Reichsadler, das Wappen des Deutschen Kaisers, als Wahrzeichen belgischer Macht.

*

Die belgische Gefahr

Gewiß, äußert sich Ulrich Rauscher in der „Voss. Ztg.“ (Nr. 643), auch in Holland ist die Liebe für uns nicht groß. Dennoch ist seine Neutralität während des Kriegs unantastbar aufrecht erhalten worden. Angenommen — in aller Vertrauensseligkeit eines deutschen Gemüts — eine künftige belgische

Digitized by Google

Regierung wäre ebenso klug; könnte da auch der Kopf sich gegen das stürmische Herz durchsetzen, das über zwei Jahre sich selbstquälerisch mit Rachegefühlen geschwellt hat und darin von einer ganzen Welt unterstützt wurde? Ganz gewiß nicht! Daß wir in einigen neutralen Ländern die Verantwortlichen für uns, die leicht bewegten Unverantwortlichen gegen uns haben, ist kein schlechter Beweis für die Realität unserer Weltgeltung. Aber in Belgien ist nicht mit einer mehr oder minder begründeten Abneigung zu rechnen, sondern mit dem ganzen Groll über ein mißlungenes Schicksal. Und dagegen sollte sich eine Regierung in kühler Vernunft halten können, deren Mitglieder, wer immer sie sein mögen, aus Menschen bestehen muß, die seit zwei Jahren in Frankreich und England, mitten im Haß, gelebt haben? Entweder die Regierung wird die Vollzieherin der Volksstimmung sein, oder sie wird einer weichen, die sich dazu hergibt...

Warum wir gerade heut den Gedanken so eindringlich ausführen, ein Belgien im Besitz eigener militärisch-organisierter Macht sei eine Lebensgefahr? Weil die Befürchtung zu Recht besteht, daß dieser Kardinalpunkt hinter den verschiedenartigsten Vorschlägen zur Lösung der belgischen Frage allmählich zu verschwinden droht, ja, daß viele Politiker nach einer Art von Lösung suchen, die gar keine ist, sondern lediglich eine solche vortäuschen soll. Gewiß darf ein Friedensschluß, wenn er innere Festigkeit haben soll, nicht ausschließlich im Hinblick auf einen kommenden Krieg geschaffen werden; aber noch schlimmer ist das Argument, daß nach diesem Erschöpfungskrieg die Völker sich hüten werden, sich so bald in einen neuen zu stürzen. Das hängt doch — so lehrt uns jedes Datum der Geschichte — nicht von einem größeren oder geringeren Maß von Abscheu, sondern einzig von der Kraft und noch einmal von der Kraft ab, die einen Kriegsausgang günstig erscheinen läßt. Den Frieden unter dem Gesichtspunkt zu gestalten, nun sei's mit dem Krieg für lange Zeit herum, heißt den Krieg geradezu anlocken. Jede unbewehrte Stelle zieht das Schwert des Gegners an, jede Krankheit schlägt sich auf das schwächste Organ. Aus Bequemlichkeit oder aus Parteigründen die belgische Frage als Läpperei zu behandeln, ist gerade im Augenblick des deutschen Friedensangebots von größtem Übel.

Und aus demselben Geist geboren, auf derselben Höhe stehend ist das andere Argument: wegen belgischer Fragen darf der Krieg auch nicht um einen Tag verlängert werden. Ist ein neuerstandenes Belgien eine Lebensgefahr, so heißt diese Redensart gar nichts anderes, als daß man lieber einen ungeheuren Aufwand umsonst vertan haben möchte, als das letzte notwendige Opfer zu wagen, das die ganze Bilanz plötzlich und endgültig positiv werden läßt. All solche Gesichtspunkte sind aus dem Wunsch geboren, ein schweres Problem dilatorisch zu behandeln, also in demselben Geist, der einmal die belgische Neutralität schuf — Ernst Moritz Arndt hat sie vor 80 Jahren schon die größte Gefahr für den Weltfrieden genannt —, um nur ja einer Entscheidung vorzubeugen.

*

Der Wert der vlamischen Küste für Deutschland

erörterte am 29. November das englische Parlament. Houston nannte Zeebrügge einen feindlichen Schlupfwinkel, der eiligst zerstört werden müsse, worauf Balfour, als Lord der Admiralität, seinem unionistischen Freunde erwiderte: was Houston einen Schlupfwinkel nenne, sei nicht so einfach zu zerstören, sondern stelle eine von mächtigen Küstenbatterien bewehrte Flottenbasis dar. Sowohl am 29. wie am 30. November bedauerten die Minister eindringlichst, daß öffentliche Fragen über Zeebrügge gestellt worden seien, welches 72 Meilen von Dover liege.

Denn es könnte am Ende noch hinterwärts von Zeebrügge Leuten ein Licht aufgehen, die ihre Beurteilungen sonst nur schlicht aus dem Parteileitfaden nehmen.

Ed. H.

*


Digitized by Google

Eine vlamische Stimme

Ein „besserer" Vlame äußerte mündlich: „Nach unserem allgemeinen Eindruck versprechen die Deutschen (in Belgien) viel, aber sie führen es nicht aus, weil sie niemandem weh tun wollen. Alle einmütig erhobenen Forderungen, so die Verwaltungstrennung, werden unendlich viel besprochen, aber es geschieht nichts."

Der Deutsche in Belgien, dem das gesagt wurde, fügt hinzu: „Der Mann hat recht. Aber wir Subalternen können nichts tun, als die Gedanken mit Biertrinken einschläfern und ‚Das große Licht' anbeten. Man regiert weiter mit Sanftmut, und der Respekt wird geringer."

Diese beiden, noch aus dem August 1915 datierenden Stimmen bleiben bemerkenswert, auch falls die Wirklichkeiten allmählich beginnen sollten, sie zum Widerruf zu zwingen. Amerikas Einmischung in die belgischen Angelegenheiten kann unmöglich verfehlen, das „Licht" in diesen Dingen ein großes erhellendes Stück höher zu schrauben. „Nur stad", wie die Bayern (und Hindenburg) sagen, doch so dann eines nach dem andern, ohne erst noch Hinz und Kunz zu fragen.

*

Die Wegführungen aus Belgien

Die ganze Welt (mit Ausnahme der „sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" im Berliner Reichstag) ist sich darüber klar, daß die Wegschaffung der obstinaten Müßiggänger aus Belgien einer der vernünftigsten Entschlüsse der deutschen Verwaltung war. Erstlich überhaupt, und zweitens zur Wohltat und Beruhigung für die übrigen Belgier.

Und gerade da wird protestiert wie noch nie. Durch eine ganze Verständigung, wozu selbst wirklich uns wohlwollende Neutrale mit aufgeboten werden, die natürlich noch niemals bei der Entente, aber sonst doch auch noch nicht gegen uns protestiert hatten. Die Regie, die das zuwege brachte, liegt in Nordamerika.

Die deutsche Regierung nimmt die Proteste bisher (Anfang Dezember 16) mit Bonhommie entgegen. Recht so. — Aber die deutsche eindringendere Erkenntnis darf die Sache damit nicht ad acta legen. Es ist ein Glück für uns, daß sich hier schon so vorzeitig die künftige Front verriet, die bestimmt ist, zu verhindern, daß für Belgien sich Segensreiches, das im Lande anerkannt wird, durch Deutschland gestaltet. Militärisch uns dort wegzukriegen hoffen England und seine Freunde („Blut ist dicker als Wasser") nicht mehr. So muß es auf die indirekte Weise gehn, und dabei wird ganz richtig das Principiis obsta, das auf der Einkreisungsseite stets, aber nie von unserer Politik gewertet ward, geübt. Die Folgerungen mögen wir lieber ein anderes Mal besprechen. Denn es wird weiter ausholend nötig sein.

Ed. H.

*

Die Bedeutung Kurlands in russischer Beleuchtung

„Die wirtschaftliche und politische Bedeutung des Gouvernements Kurland" nennen die russischen „Börsen-Nachrichten" (Birshewija Wjedomosti") einen längeren Aufsatz über Kurland. Ein verzweifelter Stoßseufzer nach einer verlassenen Provinz, deren Bedeutung den Russen vielleicht erst jetzt völlig klar geworden ist. Der Aufsatz beginnt mit folgenden Worten, die nebenbei interessante Streiflichter auf die Stimmung in Kurland werfen: „Es könnte durchaus unangebracht erscheinen, von der Bedeutung Kurlands zu reden, während unsere Sinne durch Fragen von weltgeschichtlicher Bedeutung erregt werden, während uns Probleme beschäftigen, die unseren gesamten Staatsorganismus aufs tiefste erschüttern. Wenn ich es dennoch unternehme, die Aufmerksamkeit der Leser auf Kurland zu richten, das zurzeit von deutschen Truppen besetzt ist, so tue ich es in der Überzeugung, daß mein Thema der ernstesten Aufmerksamkeit der russischen Gesellschaft im höchsten Grade würdig ist. Denn es geht weit hinaus über den Rahmen örtlicher oder nebensächlicher

Digitized by Google

Fragen." Und nun beginnt der Verfasser die Vorzüge des Landes zu schildern. Zuerst den Waldreichtum; ein Drittel von ganz Kurland steht unter Wald. Sodann die Bedeutung der Landwirtschaft. Hier wäre vor allem die ungemein fruchtbare Mitauer Ebene zu nennen, eine Fläche von mehr als 2000 qkm, auf der das Getreide in normalen Jahren das zwölfte, in besonders günstigen Sommern das dreißigste Korn liefert. Wichtige Nebenbetriebe bilden Gartenbau und Bienenzucht. Ganz besonders günstige Bedingungen bestehen indes für die Viehzucht. Zum Beweis führt der Verfasser eine vergleichende Übersicht an; es entfallen auf hundert landwirtschafttreibende Einwohner:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
In Kurland	23	61	48	30
In 50 Gouvernements des europ. Rußlands	20	29	32	10
In England	5	26	70	8
In Frankreich	8	37	44	18
In Deutschland	7	33	12	38

Obgleich uns hier eigentlich nichts Neues geboten wird, so erscheint es immerhin bemerkenswert, eine russische Stimme über eines der von unseren Truppen besetzten Gebiete zu hören.

Wichtiger ist, was der Verfasser über die politische Bedeutung des wiederum in deutschen Händen ruhenden alten Ordenslandes sagt. Deutschland sei nun imstande, den Zugang zum Rigaischen Golf zu verschließen, die russische Ostseeflotte im Finnischen und Bottnischen Meerbusen festzuhalten, ja, durch die Besetzung Kurlands wäre Petersburg selbst bedroht.

*

Englische Chronik

England nimmt einem Kurier der eidgenössischen Regierung, der nach Washington geht, in Portsmouth seine zwei amtlichen Aktenpakete ab. — Amerika protestiert nicht. (Es scheint ein gutes Gewissen zu haben, wenn seine diplomatischen Beziehungen in London durchschnüffelt werden. Die Akten wurden danach zurückgegeben.)

England benutzt unweit Saloniki nach seiner Gewohnheit (vgl. Türmer, Erstes Januarheft 1916, S. 512) den als Hospitalschiff gekennzeichneten Riesendampfer „Britannic" zur Beförderung eines richtigen großen Truppentransports nebst über 100 Offizieren, mit Fliegerapparaten und Munition. Amerika, dessen Tantennase doch bis nach Armenien und Syrien reicht, müßte diese englische Völkerrechts-Gepflogenheit auch allmählich kennen.

Die „Britannic" verunglückte durch eine Mine. England erhebt ein lautes internationales Geschrei über die Deutschen, die nach ihren völkerrechtsverachtenden barbarischen Gewohnheiten gegnerische Krankenschiffe torpedieren. — Amerika ist kundig und ahnungsvoll genug, diesmal kein Verhör der deutschen Regierung über die Taten ihrer U-Boote anzustellen. —

Wir werden diese, vorläufig für den November 1916 gemachte Auswahl fortsetzen, die sich nur auf das Gröbste bezieht. Die Dinge müssen in den deutschen vergleichenden Umblick möglichst nachdrücklich — wie sagte doch der Reichskanzler? — „eingehämmert" werden. Submarinus.

*

Englische Selbstverständlichkeit

Die große englische Schiffsmaklerfirma Clarkson & Co. hat an die norwegischen Schiffahrtskreise ein politisches Rundschreiben gerichtet, das am Schluß betont: „Der schlimmste Fehler, den Sie begehen könnten, wäre der, bei uns auf Weitherzigkeit zu rechnen."

Wenn doch Clarkson & Companie ihr Schreiben auch an allerlei deutsche politische Genies gerichtet hätten! h.

*

Was ist Unterdrückung?

Der englische Minister Samuel hat gefordert — nebenbei ein Merkzeichen, wozu ein wirklich nationalstarkes Volksbewußtsein auch die Samuels zwingt —: daß die in England sich aufhaltenden russischen Juden wie andere ihren Kriegsdienst leisten sollten,

Digitized by Google

entweder nach Rußland zurückgebracht oder im englischen Heer. Im Verfolg davon hat eine große Protestversammlung des Londoner Komitees „of Jewish Rights“ stattgefunden. Der Jurist Morris Hilquit und der russische Redner Sjiplakow erörterten die „Ungerechtigkeit“ der ministeriellen Forderung. Zum Schluß ward ein Telegramm an die britische Regierung gerichtet, welches die These aufstellt: „Es wird ein großes Unglück (!) für die Sache der Menschlichkeit sein, wenn England, das traditionelle Land der Freiheit und Demokratie [aha!], sich den Mächten anschließt, die die Juden unterdrücken.“

*

Unseren politischen Analphabeten

Das Begriffsvermögen zu stärken, unternimmt der Reichstagsabgeordnete Bassermann in der „Nationalliberalen Rundschau“:

Noch gilt es für uns, mit festen Nerven und mit dem unerschütterlichen Vertrauen in unsere Heeresleitung durchzuhalten, bis wir den Frieden nach unseren nationalen Notwendigkeiten gestalten können. In dieser für uns günstigen Lage der Dinge liegt eine gewisse Gefahr. Es gibt bei uns eine Richtung, die sich in dem Namen „Scheidemann“ verkörpert, die den Frieden erstrebt unter Preisgabe des Gedankens des größeren und stärkeren Deutschlands. In dem Vorgehen des Genannten liegt System. Er ist bestrebt, im In- und Ausland den Glauben zu erwecken, daß der weitaus größte Teil des deutschen Volkes unter Verzicht auf Annexionen zum sofortigen Frieden bereit ist. Dabei wird bei ihm nur vom Westen gesprochen, im Osten ist Herr Scheidemann offenbar bereit, dem „reaktionären“ Rußland Gouvernements abzunehmen. Aus dieser Stellung klingt die Sympathie für die parlamentarisch regierten Länder England, Frankreich, Belgien heraus, die Antipathie gegen das absolutistische Rußland, Gesichtspunkte, die für die deutschen Interessen gänzlich gleichgültig sind. Nicht minder gefährlich sind Stimmungen, welche als Ergebnis des Weltkrieges internationale Schiedsgerichte, die die Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten der Völker ausgleichen, erstreben. Selbst mit der Regelung der Kriegführung durch internationale Abkommen erklären sich diese Pazifisten einverstanden. Wir sind ganz anderer Meinung. Im Jahre 1813 führte die preußische Erhebung den Sturz Napoleons und die Befreiung Deutschlands herbei. Als es aber galt, die Früchte zu ernten, da waren die Russen und Engländer sofort einig gegen die preußische Forderung. Vergeblich verlangten die Männer des Schwerts, Blücher und Gneisenau, die Vogesengrenze, Stein zum mindesten Straßburg. Talleyrand (!) erklärte, das einzige Mittel zur Verhinderung künftiger Kriege sei, eine große starke Nation nicht zu entehren, und während beim Ausbruch der Revolutionskriege noch ein volles Viertel des Elsasses, 245 Gemeinden mit einer Viertelmillion Einwohner, im Besitz deutscher Reichsstände waren, wurde im Wege internationaler Abmachung ganz Elsaß französisch. Die preußische Diplomatie erwies sich schwächlich. Und selbst im zweiten Pariser Frieden gelang es dem übereinstimmenden Willen Hardenbergs, Humboldts und Gneisenaus nicht, die Vogesengrenze und die Schleifung einiger der wichtigsten französischen Festungen durchzusetzen. England und Rußland verharrten in ihrer Ablehnung. Nach diesen Erfahrungen, denen die Haltung der Mächte auf der Algeciras-Konferenz an die Seite tritt, müssen wir auf den Glauben, daß deutsche Interessen durch internationale Abmachungen gewahrt werden können, verzichten. Entweder hat England die Macht, Deutschlands Weltstellung zu vernichten, dann wird es nicht zögern, diesen Schlag zu führen; oder die deutsche Stärke siegt, dann wird man versuchen, uns auf internationalen Kongressen um die Früchte des Sieges zu betrügen, man wird Völkerschiedsgerichte einrichten und der Welt vom ewigen Frieden erzählen, man wird Kriegsordnungen beschließen, die uns unsere besten Waffen aus der Hand schlagen.

Digitized by Google

Angstpolitiker

Selbstverständlich nicht in einem „alldeutschen“ Blatte, wohl aber in der — sozialdemokratischen Wochenschrift „Die Glocke“ findet man folgende Betrachtungen:

„Taktisch wird vielfach von sozialistischer Seite, auch von Anhängern der Mehrheit, verlangt, Deutschland solle doch nur ja recht bescheiden auftreten, vor allen Dingen immer wieder laut und deutlich betonen, daß wir uns nur verteidigen wollen und von vornherein jeden Gedanken an eine Machterweiterung des Reiches weit von sich weisen. Wer das empfiehlt, ist ein schlechter Psychologe. Die Wut unserer Feinde ist so groß und der Vernichtungswille so ehrlich und aufrichtig, daß das krampfhafte Bemühen, nur ja nicht bei ihnen anzustoßen, als Schwäche und Vorzeichen des beginnenden Zusammenbruches angesehen wird und zu neuen Kraftanstrengungen entflammen muß. Ich bin ein entschiedener Gegner der Alldeutschen, aber ich halte ihr draufgängerisches überforsches Reden für weit weniger gefährlich für die Verlängerung des Krieges, als das ängstliche Um-gut-Wetter-Bitten der anderen Seite. Und was will die tollste Annexionswut unserer alldeutschen Fanatiker besagen, verglichen mit dem, was sich offizielle englische und französische Persönlichkeiten leisten! Da handelt es sich nicht mehr um das Annektieren, sondern um das Vernichten und Aufteilen. ‚Erdrosseln‘ wollte selbst der ‚milde‘ Asquith noch das Deutsche Reich, ähnlich wie sein Exkollege Churchill von dem Knebel gesprochen hat, der Deutschland angelegt werden solle, und der auf das Herz tödlich einwirken müsse. (Merkwürdig, nebenbei gesagt, daß die Todesarten, die die Phantasie englischer Minister ihren Feinden zudenkt, sich mit Vorliebe gerade in der Halsgegend abspielen!) Der frühere deutsche Reichstagsabgeordnete Wetterlé schreibt Leitartikel über Leitartikel mit dem Schluß, daß Deutschland von der Landkarte verschwinden müsse usw. usw.! Und solchen Leuten gegenüber glaubt man, mit nachgiebiger Bescheidenheit Eindruck zu machen; man glaubt, dadurch die Friedensparteien in den feindlichen Ländern zu stärken! Den Frieden wünschen die feindlichen Völker gewiß herbei; aber stärker als der Wille zum Frieden ist bei ihnen der Wille zum Sieg. Bei der Beurteilung der ganzen Sachlage von seiten der neutralen Zuschauer spielt das Moralische so gut wie gar keine Rolle. Wir mögen zehnmal beweisen, wie brutal der Gegner Menschen- und Völkerrecht vergewaltigt, wie die Kosaken sich aufführen, wie wenig England sich um Verträge schert, wenn sie seinen Interessen entgegenstehen, wie verräterisch Italien und Rumänien gehandelt haben; damit wird kein Hund vom Ofen gelockt. Man diskutiert hin und her, ist dieser oder jener Ansicht, und sieht weiter achselzuckend zu. Wenn aber unser Heer seine gewaltigen Schläge austeilt oder die Sturmwellen der Gegner nutzlos an ihm abprallen, dann fängt man an, warm zu werden, zu bewundern und Sympathien zu bekommen. Wohin ist denn nur die flammende Entrüstung der gesamten nichtenglischen Welt hinverflogen, die damals Europa durchzuckte, als England die Burenstaaten erdrosselte? Das starke England wird gefürchtet und bewundert, und so wird es auch dem starken Deutschland ergehen.“

Würde es ergehen — —

*

Der Grußfranzl

Es gibt ein Geschichtlein bei Anzengruber, vom Grußfranzl, der mit seiner Hundedemut bei allen verachtet und unten durch ist, und dem schließlich im Himmel der Herrgott selber gründlich wegen dieser jämmerlichen Art von charakterlosen Zuvorkommenheit die Leviten liest.

Immer wieder muß ich daran denken, wenn ich oft lese, welche nennenswerten Stimmen sich die in Bern sitzenden Korrespondenten aussuchen, um sie nach Berlin zu telegraphieren. So am 1. Dezember den „Démocrate“ von Delsberg, einen der verbissensten Kläffköter der Welschen und der

Entente. Wenn man dies Blättlein kennt, so weiß man, was es meint: „Mit Rumänien erhält die Märtyrerkrone der kleinen Völker einen neuen Heiligenschein.“ (!) Sagt es doch auch: „Wundervolle Hoffnungen, die enttäuscht werden!“ Ausführlich werden seine Krokodilstränen, doch in einer Auswahl, die zur halben Verschleierung wird, an unsere nationalen Blätter gegeben. Und ahnungslos machen dann diese durch gewisse gesperrte Sätze eine beifällige Stimme daraus zurecht! Wahrlich, oft ist's einem, als ob beinah alles, was telegraphiert, eine große Kamorra zur Reklame und Förderung unserer Feinde wäre, manche, von denen man's nicht meinen sollte, einbegriffen.

Wenn ich der Delsberger „Demokrat“ wäre, ich müßte ausspucken vor denen, die ihn für deutsche Blätter zitieren. F.

*

Mit Heiterkeit und Kopfschütteln

Aus der Abstimmung des Zentrums im Reichstage am 12. Dezember 1916 gegen eine Aussprache über das Friedensangebot des Reichskanzlers hat das „Berliner Tageblatt“ den Versuch hergeleitet, die Zentrumspartei für einen Bethmann-Block einzuspannen. Es muß sich aber von der „Kölnischen Volkszeitung“ belehren lassen:

„Wer nur ein bißchen im Reichstage die Dinge und die Parteien kennt, wird mit Heiterkeit und Kopfschütteln diesen ‚Bethmann-Block‘ betrachten. Nichts ist irriger, als eine solche Darlegung. Die Vorgeschichte jener Abstimmung im Reichstage beweist es. Vielleicht mit Ausnahme der Führer der Sozialdemokratie hatte bis zum Vorabend der Friedensrede des Reichskanzlers kein Parteiführer Kenntnis von dem Friedensangebot und seinem Inhalt. Die Fraktionen selber erhielten Kenntnis davon erst etwa eine Stunde vor dem Beginn der Reichstagssitzung. Eine Prüfung des Angebots, eine Aussprache darüber war darum den Fraktionen so ziemlich unmöglich gemacht. Die Fraktionen konnten deshalb auch bis zum Beginn der Reichstagssitzung weder eine Zustimmung noch eine Ablehnung des Friedensangebotes aussprechen oder beschließen. Sie konnten auch in keiner Weise weder zustimmen noch ablehnen, die Verantwortung für das Friedensangebot und seine Wirkungen übernehmen oder diese Verantwortung durch ihre Unterstützung oder Ablehnung des Friedensangebotes mit dem Reichskanzler teilen. Aus diesem Grunde hat das Zentrum die Aussprache in jenem Augenblick abgelehnt. Dazu kam noch ein weiteres. An sich war das Friedensangebot, als es dem Reichstage bekannt wurde, eine vollzogene Tatsache. Sie war zugleich in vier verschiedenen Hauptstädten zur selben Zeit vollzogen worden. Das Friedensangebot war aber auch eine Tat, die, bedingt genommen, doch wenigstens gut wirken konnte.... Durch die Aussprache wäre ein Teil der Verantwortung für die Wirkung des Friedensangebotes und für das Friedensangebot selbst auf die Schultern des Reichstages übernommen worden. Die Dinge hätten anders gelegen, wenn das Friedensangebot nicht eine internationale Angelegenheit der verbündeten Mächte, sondern eine rein deutsche oder preußische Sache und nicht vollzogene Tatsache gewesen wäre...

In der ganzen Zentrumsfraktion war niemand, der diese Abstimmung als ein sachliches Urteil über das Friedensangebot selbst aufgefaßt hätte. Das Zentrum hat mit der Ablehnung jener Aussprache in keiner Weise eine materielle Stellungnahme zu dem Friedensangebot ausgedrückt, weder eine Billigung, noch eine Ablehnung. Das muß klar betont werden, damit nicht etwa dem Reichstag oder wenigstens den Parteien, die für die Ablehnung der Aussprache gestimmt haben, einmal eine Mitverantwortung für den materiellen Inhalt und die Form des Friedensangebotes zugeschrieben werden kann. ... Das Zentrum lehnt es ganz entschieden ab, eine ‚Bethmann-Partei‘ zu sein, und mit ebensolcher Entschiedenheit lehnt es das Zentrum ab, einen ‚Bethmann-Block‘ bilden zu helfen.“

*

Digitized by Google

Deutsche Rechtfertigung

In den „Süddeutschen Monatsheften" liest man:

Wenn jetzt öfter die Rede davon geht, wie dieser oder jener politische Vorgang im Licht der Geschichte aussehen würde, so ist damit nicht an das Urteil der Geschichte appelliert, das jedesmal zu spät kommt, sondern an das Urteil dessen, zu dem man spricht und den man versucht in eine Geistesstimmung zu versetzen, wie man sie längst Vergangenem gegenüber eher einnimmt als gegenüber Gegenwärtigem. ... Nicht wie ein Schlüsselstück durch zufällige Analogien, sondern wie eine Tragödie durch die Unveränderlichkeit des Menschlichen, ist die deutsche Geschichte das erschütterndste Buch, das Deutsche jetzt lesen können. Es lehrt die Gefahren der gegenwärtigen Lage erkennen, denen wir mutig ins Auge sehen wollen, um sie mutig zu bekämpfen. Die größten Gefahren für Deutschland haben bisher stets in Deutschen gelegen, und es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß diejenigen, die die deutsche Idee in der Politik erkannten und vertraten, leichter und freudiger Anklang in den Massen gefunden hätten, als die Vertreter der deutschen Idee in der Kunst, in der Erziehung, in der Sittlichkeit oder in welchem Gebiet auch immer. Wir scheuen uns nicht, es auszusprechen, es ist eine Idee, für die wir kämpfen, und Erfolge sind uns nur wertvoll, wenn sie ihr dienen. Eine deutsche Weltherrschaft, wenn sie eine Weltherrschaft der deutschen Börse wäre, erscheint uns nicht als erstrebenswert. Und selbst in den breitesten Massen, die nichts von Ideen wissen, ist ein Gefühl dafür vorhanden, daß dem Deutschen nicht ein Stück Land, ein Stück Geld die Grauen dieses Kriegs aufwiegen können, ein Gefühl, das, mißgeleitet, in Einwirkungen auf fremde Völker, in Rücksichten auf abstrakte Worte wie Völkerrecht, letzten Endes mit Rücksichten auf den Beifall von Ausländern, den Krieg vor sich selbst zu adeln versucht. Dem allem liegt zugrunde, daß der Deutsche nicht ohne Rechtfertigungen zu leben vermag. Für uns liegt die Rechtfertigung nicht in Worten, sondern in Werten. Wenn uns das Deutschtum so wenig wert wäre, wie manchen unserer Internationalisten, so würden wir noch einen Schritt weiter gehen als diese und sagen: es ist gleichgültig, welche Bevölkerung in Abhängigkeit von der anderen gerät. Unsere Überzeugung ist aber, daß dem Deutschtum zum Sieg zu verhelfen das einzige ist, was wir tun können, um die Menschheit dem Reiche, das kommen soll, einen Schritt näherzubringen. Bisher hat jede Blüte den Todeskeim in sich getragen und sind die Völker, die an der Entwicklung nach innen angelangt waren, in der äußeren Welt zusammengebrochen. Wenn ihre Zeit richtig gekommen war, ist ihre Zeit um gewesen. Bei dem Deutschen könnte es anders sein, weil ihm Kraft, Mut und technisches Geschick gegeben ist, wie sie wohl bei keinem Volk mit so reichem Innenleben vorhanden waren. Wenn es noch möglich ist, die Idee des Deutschtums zu erhalten, so wird es durch die Führung der Männer geschehen, in denen diese in der Erde wurzelnden Eigenschaften des deutschen Volkes am stärksten entwickelt sind.

*

„Heimkrieger" —?

Ein Teil der Presse hat die üble Angewohnheit angenommen, diejenigen als „Heimkrieger" herabzusetzen, die von einem unzureichenden Frieden nichts wissen wollen, woraus man indessen **keineswegs** schließen darf, daß die geistigen Väter dieses Wortes **selber etwa ihre Weisheit aus langen Schützengrabenerfahrungen schöpften.** Da damit aber die Leute in der Front sozusagen pazifistischer Neigungen verdächtigt werden, gibt die „Kreuzzeitung" eine Stelle aus einem Feldpostbrief wieder:

„Wir müssen die Brüder erst derart schlagen, daß wir uns nehmen können, was wir für unsere Zukunftsentwicklung brauchen. **Daß unsere leitenden Kreise immer noch nicht begriffen haben, worum es in diesem Kriege geht!** In diesem Krieg **wird die Welt verteilt.** Sichern

wir uns jetzt nicht durchs Schwert die Garantien, die uns die Entwicklung zur Weltmacht möglich machen, werden wir früher oder später von England und Amerika zerdrückt; und unser Volk — zu Großem in der Welt berufen — schleppt sich kümmerlich durch die Welt und gibt alljährlich einige Millionen Kulturdünger an andere ab ..."

Der Schreiber dieser Zeilen steht seit Beginn des Krieges im Felde und hat, bevor er an die Westfront kam, an den schwersten Unternehmungen in Galizien, Flandern und auf dem Balkan teilgenommen.

*

Ist das möglich?

Auf einer Sitzung des Kreistages in Oppeln ergriff der Landrat Lücke das Wort zu einem beweglichen Aufruf an die Kreistagsabgeordneten, sie möchten auf eine bessere Befolgung der behördlichen Verordnungen durch die ländliche Bevölkerung hinwirken. Herr Landrat Lücke erklärte, daß bei der Kartoffelbestandaufnahme soviel unwahre Angaben gemacht worden seien, daß er, der Landrat, sich genötigt gesehen habe, durch die Gendarmen nachzusehen. Weiter führte der Landrat aus:

Von Beamten des Kriegsernährungsamtes sei auf einer Reise durch den Kreis festgestellt worden, daß auf dem Lande in geradezu unverantwortlicher Weise Milch und Butter verbraucht wird, nur damit der Städter nichts bekomme. Es sei ein absolutes Unding, wenn bei einem Rindviehbestande von 44000 im Kreise nur 4½ Zentner Butter in der Woche abgeliefert werde. Eine neue, scharfe Verordnung betreffend die Ablieferung der Butter werde schon in den nächsten Tagen erlassen werden.

*

Dunkle Ehrenmänner

Aus Amsterdam wird der „Frankf. Ztg." geschrieben:

„Wir machen hier die merkwürdigsten Beobachtungen. So werden hier fortgesetzt, sowohl von deutscher wie von österreichischer Seite, Auszahlungen Berlin und Wien verkauft, deren Gegenwert ausschließlich spekulativen Zwecken oder noch Schlimmerem dient: der Spekulation in holländischen Papieren, Terminmarktoperationen in Öl, Kaffee und dergleichen, insbesondere in beträchtlichem Umfange auch der Anschaffung von Perlen und Brillanten, die dann hier deponiert werden, und deren Erwerb offenbar einfach zur Steuerhinterziehung dient. Ähnliches wird mir auch von Geschäftsfreunden aus der Schweiz berichtet. So hat jüngst dort ein Händler sich zu jedem Preise Frankenzahlung zu kaufen gesucht, um eine bereits von ihm gekaufte Menge Wein zu bezahlen, was doch gewiß für Deutschland keine ‚kriegsnotwendige' Einfuhr ist. Alles das geschieht trotz der von Deutschland schon vor langer Zeit durchgeführten Regelung des Devisenverkehrs, die glatt umgangen wird. Es werden deutsche Banknoten im neutralen Auslande verkauft, oder es wird von dem deutschen Kauflustigen der Betrag, den er nötig hat, einfach bei einer deutschen Bank in Mark für Rechnung einer holländischen oder Schweizer Bank eingezahlt, die dann ohne weiteres darüber disponieren kann, und solche Schliche gibt es noch mehr. Hinzu kommt, daß, wie wir hier beobachten konnten, speziell von österreichischer Seite starke Angebote in Markwährung stattfinden, weil man sich bis vor kurzem auf diesem Wege im neutralen Auslande österreichische Kronen billiger als in Deutschland beschaffen konnte, oder weil überhaupt die deutschen Banken sich von den österreichischen ruhig beziehen lassen. Das alles übt dann sehr leicht einen starken Druck auf den Stand der deutschen Valuta, weil jetzt in Markwährung nur kleine Umsätze stattfinden, nachdem Deutschland immer mehr dazu übergegangen ist, seine Verkäufe in zentralisierten Ausfuhrwaren in der Währung des neutralen Landes abzuschließen."

*

Digitized by Google

Die Fleischtöpfe Ungarns

Der Abgeordnete des ungarischen Reichstages Emil Neugeboren äußert sich im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt“ über die Möglichkeit einer ausgiebigen Mithilfe Ungarns in der Frage der Lebensmittelbeschaffung für das Deutsche Reich aus Ungarn. Der Verfasser, der eine Studienreise durch Deutschland beendet hat, schreibt:

„Den letzten Nachrichten zufolge haben die deutschen Truppen schon bisher große Beute gemacht, es ist zu hoffen, daß es auch weiter möglich sein werde. Dann wäre mit einem Schlage sehr viel geholfen. Sollte aber auch diese Hoffnung noch irgendwie durchkreuzt werden und die Möglichkeit nicht gegeben sein, sich der riesigen Vorräte Rumäniens ganz zu bemächtigen, so müßte dann freilich unser Vaterland Ungarn herhalten, um Deutschland mit zu ernähren. Daß es die Pflicht dazu hat, braucht wohl nicht noch erst bewiesen zu werden; Ungarn würde damit auch nur einen kleinen Teil des Dankes abtragen, den es Deutschland für die Befreiung Siebenbürgens schuldet. Und daß es dazu imstande wäre, ist meine feste Überzeugung. Man braucht bloß einmal, von Deutschland kommend, die Üppigkeit im Essen ins Auge zu fassen, wie sie bei uns zulande auch jetzt noch üblich ist. Es ist nicht einzusehen, weshalb wir noch so gütlich zu tun brauchen, während sich Deutschland jeden Bissen einteilt. Allerdings wäre die Voraussetzung einer solchen pflichtmäßigen Unterstützung Deutschlands durch Ungarn, daß bei uns gegen die Umtriebe der Großproduzenten und Großhändler Ernst gemacht würde. Was bisher auf diesem Gebiet geschehen ist, war Komödie!“

Da der siebenbürgische Abgeordnete Mitglied der ungarischen Regierungspartei ist, muß er wohl einige Kenntnis davon haben, wie sich die ungarische Regierung zu der Frage stellen mag.

Prämie für Zurückhaltung

Kartoffeln sind genug vorhanden, trotz der schlechten Ernte, sie können aber nicht zu den Konsumenten gelangen, weil ein Teil der Landwirte, verlockt durch die am 15. Februar 1917 eintretende Erhöhung des Kartoffelpreises, seine Vorräte zurückhält. Als im Herbst die Ernte begann, wurde eine Prämie für die schnelle Lieferung der Kartoffeln gezahlt, und die Folge war, daß Unmassen Frühkartoffeln, die sich bekanntlich nicht lange halten, in die großen Städte versandt wurden und hier verdarben. Jetzt gibt es eine Prämie für die Zurückhaltung der Kartoffeln, und wieder sind die städtischen Konsumenten die Hineingefallenen. Damit, bemerkt der „Vorwärts“, ist das Fiasko dieser von Anfang an verfehlten Preispolitik schlagend erwiesen.

*

Ein baltischer Dichter

Das zweite Dezemberheft brachte unter diesem Titel einen Hinweis auf den schwerbedrängten Dichter R. M. v. Stern. Sein Schicksal hat sich inzwischen noch verdüstert, indem seine durch Not und Kummer in ihrer Widerstandskraft geschwächte Gattin einer Rippenfellentzündung zum Opfer gefallen ist. — Die von uns veröffentlichten Gedichte haben starken Eindruck gemacht und bei vielen den Wunsch nach genauerer Kenntnis der Werke Sterns geweckt. Es bleibt ja auch die schönste Art, einem Dichter zu helfen, wenn man seine Werke kauft. Empfohlen seien an erster Stelle die im Selbstverlage des Dichters erschienenen Gedichtbände: „Abendlicht“, „Blumen und Blitze“, „Sonnenwolken“, „Lieder aus dem Zaubertal“, „Donner und Lerche“, „Wildfeuer“. Man wendet sich am besten an den Dichter selbst, der in Höflein 17, Post Ottensheim a. D., Oberösterreich, wohnt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Nachrichten des Deutschen Bundes

zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens

Herausgegeben im Auftrage des Arbeitsausschusses
von Professor Albert Kochendörfer in Stuttgart

Nr. 2 Januar 1917

Die erste Nummer unserer Nachrichten hat einen befriedigenden Erfolg erzielt: sie hat nicht nur den Zusammenhang unter unseren Mitgliedern gefestigt, sondern auch unsere Gedanken in weitere Kreise getragen, was uns eine Reihe von Zuschriften beweist. Von diesen, die aus ganz verschiedenen Gegenden der Heimat und der Front kamen, seien nur zwei erwähnt. — „Wir pommerschen Landwirte sind heute von einer Flut polnischer und russischer Laute umgeben, so daß es vaterländische Pflicht ist, deutsches Wesen zu fördern und fremdes zu bekämpfen", schreibt ein pommerscher Gutsverwalter, während ein österreichischer Student, zurzeit Fähnrich i. d. R., uns mitteit: „Die Bestrebungen des Bundes zu fördern, habe ich mir zur Pflicht gemacht. In den Kriegsnachrichten meiner Burschenschaft werde ich einen Aufruf an meine Bundesbrüder ergehen lassen, dem Deuschen Bunde beizutreten. Die Burschenschaft wird körperschaftlich beitreten."

Um Mißverständnisse zu beseitigen, sei bemerkt, daß jedes Mitglied die „Nachrichten" unabhängig vom Bezug des „Türmers" erhält.

Die zweite Nummer soll vor allem den Mitgliedern einen knappen Bericht über die **Bundesversammlung**, die am 14. **November** d. J. in Stuttgart stattfand, bringen. Der Vorsitzende, Oberstleutnant z. D. Osterberg, eröffnete und leitete sie. In seiner Begrüßungsansprache wies er darauf hin, daß die Versammlung in der Hoffnung auf den Endsieg im Jahre 1916 immer wieder verschoben worden sei. Der Kampf gegen fremdes Wesen sei leider noch recht nötig in unserem Volk, das seinen Erbfehler der Fremdtümelei in seiner großen Masse nur schwer und langsam ablege. Der Schriftführer, Kaufmann Messinger, verlas den Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses, der zeigte, auf wie vielen Gebieten fremdes Wesen bekämpft werden mußte, und zwar mit mehr oder weniger sichtbarem Erfolg. (Es sei hier bemerkt, daß Berichte unserer Mitglieder über ihre eigene Tätigkeit, die wichtigste Seite der Mitgliedschaft, stets sehr willkommen sind.) Geheimer Hofrat Sachs berichtete über den Stand der Kasse und der Mitgliederliste, woraus hier einige Zahlen mitgeteilt seien: Zahl der Mitglieder anfangs 1916 610, Ende 1916 893, darunter die Stifter: Kapitänleutnant Wrede auf S. M. S. Braunschweig, Ingeniör West, Stuttgart, Geheimrat Dr. ing. Kirdorf-Streithof und Kommerzienrat Dr. ing. Reusch-Oberhausen. Die Isteinnahmen des Bundes betragen: an Mitgliederbeiträgen 1580 M, Überschuß aus 1915 165 M, Zinsen, Strafen und Drucksachenerlöse 65 M,

Digitized by Google

zusammen rund 1810 *M*. An Ausgaben sind geleistet: für Werbedrucksachen 400 *M*, Vereinsbeiträge 40 *M*, Zeitungsanzeigen 50 *M*, Postgebühren 160 *M*, Papier 45 *M*, Belohnung eines zeitweiligen Geschäftsführers 220 *M*, für Anlage der Stiftungsgelder in Kriegsanleihe 395 *M*. Sonstiges 30 *M*, zusammen rund 1340 *M*, Vortrag 1917 470 *M*. Die Mitglieder des Bundes verteilen sich auf 170 Städte und Gemeinden Deutschlands, Österreichs und der besetzten Gebiete (Lodz, Brüssel); mehr als die Hälfte entfällt auf Stuttgart und Umgebung. Aalen zählt 36, Gotha 30, Gmünd 18, Godesberg a. Rh. 16, Werden a. d. Aller 13, Weinsberg 11, Berlin 11, Ravensburg mit Weingarten 13, Ulm und Ebingen je 8, Schliersee und Kirchen a. d. Sieg je 7, Essen, Düsseldorf und Siegen je 6, Hamburg, Köln, Leipzig, Heidenheim und Bluyn bei Krefeld je 5, Speyer und Mühlacker je 4 usw. Eine größere Zahl unserer Mitglieder steht im Feld. Diese knappen Zahlen beweisen, daß der Bund trotz allen Schwierigkeiten in erfreulichem Aufblühen begriffen ist.

Dr. med. Kramer sprach im Namen des Bundes dem Vorsitzenden für seine Tätigkeit herzlichsten Dank aus, in den die Versammlung aufs lebhafteste einstimmte. Der Vorsitzende dankte dann noch vor allem dem Rechner, Geh. Hofrat Sachs, für seine ausgezeichnete Arbeit und seine Rechnungsführung, der Entlastung erteilt wurde. Der Gesamtausschuß wurde einstimmig wieder- und drei Herren dazugewählt. Sehr lebhaft und anregend gestaltete sich die Aussprache der Mitglieder. Besonders bemerkenswert waren die Ausführungen eines Stifters, des Ingeniörs West, des Verfassers von „Deutschland, der Störenfried“, eines dänischen Staatsangehörigen mit deutschen Vorfahren. Er zollte in packenden Worten den Leistungen des deutschen Volkes in diesem Krieg hohe Bewunderung. Wenn trotzdem die Deutschen in der Achtung der Welt nicht die gebührende Stellung einnehmen, so sei daran einmal die planmäßige Vergiftung der öffentlichen Meinung der Welt durch die feindliche, vor allem der englischen Presse schuldig, dann aber auch der Mangel der Deutschen an völkischem Bewußtsein. Ehe der Deutsche hierin nicht besser werde und sein Nachlaufen hinter fremdem Wesen einstelle, werde die Verachtung des Deutschen in der Welt nicht einer richtigen Schätzung weichen. Freilich sei an vielem der 30jährige Krieg schuldig, dessen verheerende Folgen er bei seinen vielen Reisen durch Deutschland vor allem an der geringen Anzahl wohlerhaltener alter Bauten in den Städten beobachtet habe. Wenn der Welt die Französin feiner und schöner erscheine, so komme das davon her, daß die deutsche Frau in dem fast vernichteten Land selbst die Treppe habe scheuern müssen, als die Französin Zeit und Wohlstand besessen habe, um sich zu pflegen und zu putzen. Die überzeugenden und ausgezeichneten Worte des Redners, denen er später noch praktische Ratschläge hinzufügte, fanden lebhaften Beifall. An der weiteren Aussprache beteiligten sich außer dem Vorsitzenden Geh. Hofrat Sachs, Prof. Kochendörfer und Stadtpfarrer Plieninger, der auf die Bedeutung des Geistlichen im Kampf gegen fremdes Wesen hinwies und außerdem die beachtenswerte Mitteilung machte, daß ihm bei seinen geschwächten Augen das Lesen der deutschen Schrift viel leichter sei als das

der lateinischen. Prof. Kochendörfer führte aus, daß vor allem auf dem Gebiet der bildenden Kunst und des Theaters die Bevorzugung des Auslands noch ziemlich stark sei, trotz dem, was dieser Krieg uns an Feindschaft und Beschimpfung vom Ausland gebracht habe. Er wies dabei auf eine Schrift des Malers Prof. Hans Fechner „Kommende Kunst" (Halle 1915) hin, in der die Frage der Geltung deutscher Kunst in vaterländischem Sinn behandelt ist. — Der Antrag eines Berliner Mitglieds auf Änderung des Namens des Bundes wurde abgelehnt. — Die ganze Versammlung nahm einen sehr anregenden Verlauf und förderte die Bestrebungen des Bundes wesentlich.

Den Mitgliedern ist noch mitzuteilen, daß Herr Hofrat Armbruster (Stuttgart, Alter Schloßplatz 5) vom 1. Januar 1917 ab die Rechnungs- und Geschäftsführung in dankenswerter Weise übernehmen wird; der Bund hat in diesem Geschäftsführer eine sehr schätzenswerte Kraft gewonnen.

* * *

Leibniz

Trotz dem knappen Raum, der uns zur Verfügung steht, soll auch in unseren „Nachrichten" des großen deutschen Gelehrten und Staatsmannes gedacht werden, der vor 200 Jahren gestorben ist: Leibniz. Zu seiner Zeit breitete sich französische Sprache und mit ihr französisches Wesen an den deutschen Höfen und in den sie nachahmenden Kreisen des deutschen Volkes unaufhaltsam, wie es schien, aus. Da war es Leibniz, der frühzeitig die große Gefahr dieser Fremdtümelei erkannte, und unermüdlich bestrebt war, deutsche Sprache, Bildung und Sitte zu erhalten und zu vervollkommnen. Die deutsche Sprache sollte nicht nur rein und richtig gebraucht, sondern auch auf allen Gebieten der Bildung und Wissenschaft angewandt werden, damit jedermann, auch wenn er nicht lateinisch oder französisch konnte, aus dem deutschen Buch sein Wissen vervollkommnen könne. Aber auch deutsche Sitten pries er gegenüber dem „Alamodewesen" und brandmarkte die verächtliche Nachäffung französischer Lebensführung. Im Mittelpunkt deutscher Bildung sollte ein gestärktes Nationalgefühl stehen, ein Stolz auf die deutsche Sprache, Sitte und Art. Bemerkenswert ist sein Vorschlag, eine Steuer auf solche Auslandsreisen zu erheben, die nur dem Vergnügen dienten, und deren Erträgnisse für die deutsche Sache zu verwenden, ein Vorschlag, der heute, nach 200 Jahren, reifliche Erwägung verdient. Als bestes Mittel, deutsche Sprache, Bildung und Sitte zu pflegen, schlägt er die Gründung einer „Deutschgesinnten Gesellschaft" vor. Leider ist dieser Ruf des vaterländisch gesinnten großen Mannes ungehört verhallt, wie es schon so oft gegangen ist in dem jahrhundertelangen Kampf gegen fremdes und für deutsches Wesen. Aber doch hat er vorgearbeitet für die Männer, die nach ihm kamen und den Kampf aufnahmen, Klopstock, Lessing, Herder usw. Möge das 20. Jahrhundert uns die Erreichung des Zieles bringen, das Leibniz vor 200 Jahren vor Augen stand! Der Deutsche Bund aber kann stolz darauf sein, so große Männer als Vorläufer seiner Bestrebungen ansehen zu dürfen.

* * *

Digitized by Google

Von fremdem Wesen

„Nach Vertreibung der Franzosen haben die Ungarn und Skandinavier die größten Erfolge auf der modernen Lustspielbühne.“

(Aus dem Theaterbericht einer deutschen Zeitung vom 2. Oktober 1916.)

* * *

„Suche zum 1. Jan. ein besseres
Kinderfräulein,
englisch sprechend, aber nicht Bedingung, das mit der Körperpflege eines zweijährigen (!) Kindes Bescheid weiß.
Frau Rechtsanwalt ....
Charlottenburg.“

(Anzeige vom 9. Dezember 1916.)

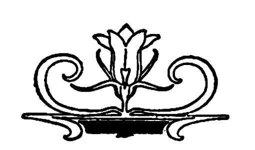
Vielleicht kann die Frau Rechtsanwalt von dem Fräulein auch noch besseres Deutsch lernen!

Von deutschem Wesen

Bei seiner 25jährigen Regierungsjubelfeier wurde König Wilhelm II. von Württemberg zum Ehrendoktor der evangelisch-theologischen Fakultät Tübingen ernannt. Die Ehrenurkunde darüber vom 6. Oktober 1916 war in deutscher Sprache abgefaßt und ist die erste ihrer Art, die von der Universität Tübingen ausgeht. Auch andere Hochschulen, z. B. Bonn und Gießen, haben mit dem alten Brauch der lateinischen Doktorurkunden während des Kriegs gebrochen.

In den Hofnachrichten hieß es bei demselben Anlaß:

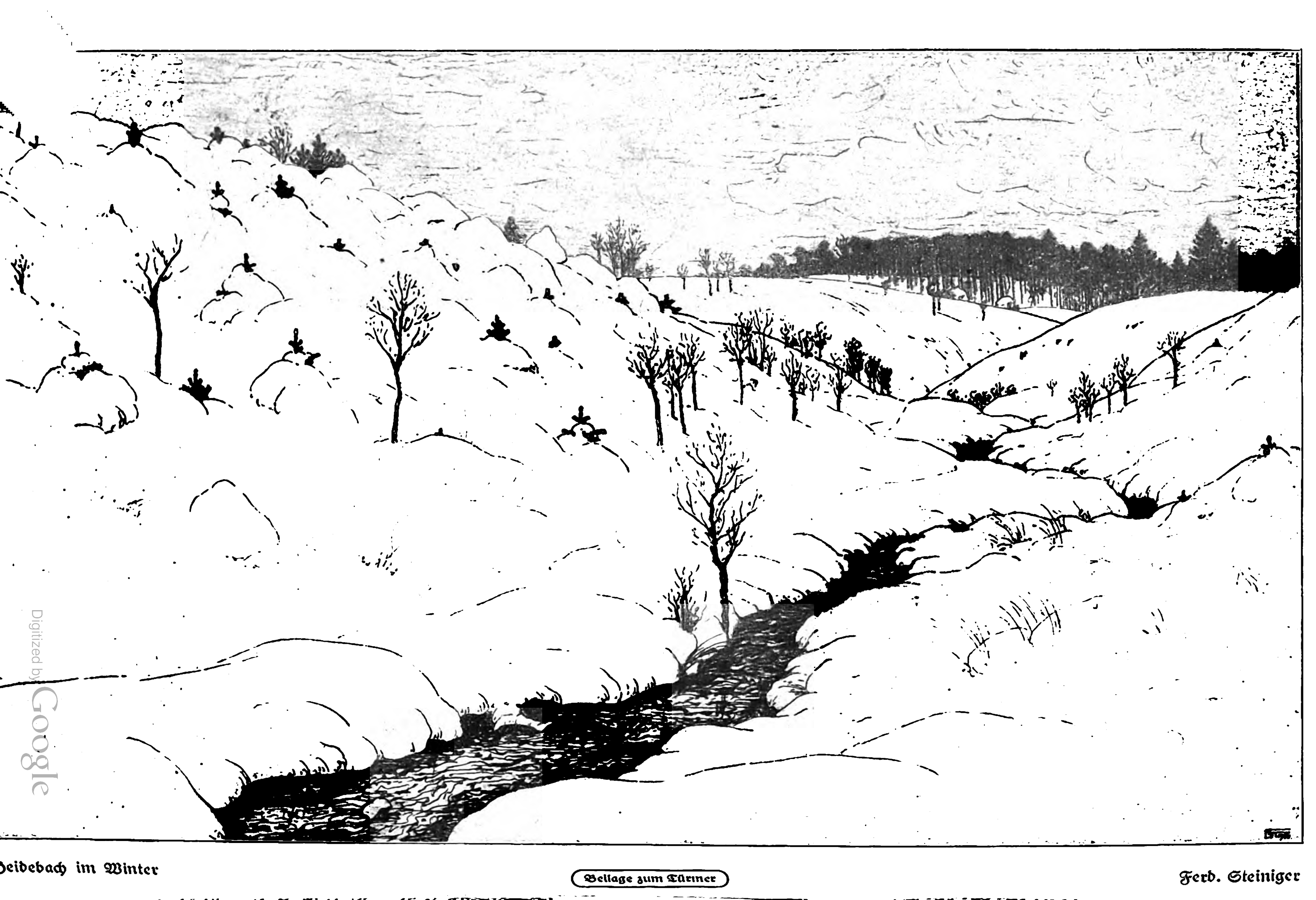
„Nach Schluß der Aufführung nahmen ihre Majestäten in der Großen Wandelhalle die Glückwünsche der Geladenen entgegen.“ Früher hieß es: „Ihre Majestäten hielten im Foyer Cercle ab.“



Anschrift des Herausgebers: Stuttgart, Kernerplatz 4 I, Druck von Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google



Heidebach im Winter — Ferd. Steiniger

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Erstes Februarheft 1917 Heft 9

Die ersten Früchte

Besondere und weniger besondere Betrachtungen

Von J. E. Frhrn. von Grotthuß

Als es an der Zeit war, die Polenfrage nach allen Seiten hin zu erörtern, durften wir selbst nichts Aufrechtes darüber sagen. Heute müssen wir's uns — wie so oft schon in diesem Kriege — von der ausländischen Presse sagen lassen. Der Entschluß der Polenbefreiung als solcher stand nicht im Vordergrunde, wohl aber die Zeit und Art seiner Ausführung. Auch ein glückhafter Trieb kann in unglücklichen Händen verdorren ...

Auf welche Schwierigkeiten unsere statthaltenden Herren schon jetzt bei den Befreiten stoßen, darauf werfen Mitteilungen der „Neuen Zürcher Zeitung" grelle, aber — hoffentlich! — klärende Schlaglichter. Eine Verordnung des Generalgouverneurs von Beseler über die Bildung des polnischen Staatsraats begegnete so allgemeinem Widerstande, daß er sich zu einer neuen Verordnung vom 6. Dezember entschloß, die bedeutende Zugeständnisse enthielt.

Durch diesen Erlaß wird die gesetzgeberische Initiative dem vorläufigen Staatsrat zugestanden, der nach seiner Einrichtung zur Bildung der polnischen Armee mitzuwirken hätte. Überdies wird die Rolle der Vertreter der Besetzungsbehörden im Staatsrate bedeutend abgeschwächt, da dieser selbst seinen Kronmarschall (Vorsitzenden) wählen kann. Die Parteien des sogenannten natio-

Digitized by Google

nalen Rates, die sich auf die Verkündung des 5. November stützen, waren im allgemeinen mit diesen Bedingungen einverstanden. Eine Ausnahme bildete der Klub der gemäßigten Parteien, dem die konservative Partei der Realpolitik, die nationale Demokratie, die polnische Fortschrittspartei, die nationale Union, die christliche Demokratie, die Union der wirtschaftlich Unabhängigen, die Gruppe der Wilden sowie fünf politische Verbände der Provinz angehören.

Dieser Verband der „gemäßigten" Parteien stellte der Besetzungsbehörde folgende Bedingungen: Der Staatsrat soll eine ausschließlich bürgerlich-politische Einrichtung sein, vollkommen unabhängig in seinen Entschlüssen, berechtigt, die Wahlen zum Parlament vorzubereiten, die nach demokratischen Grundsätzen durchzuführen sind. Vorläufig soll die Frage der Schaffung militärischer Kadres vollkommen vertagt werden und später dem Parlament unterbreitet werden. Ein dementsprechender Beschluß wurde in der ersten Woche des Dezember von diesem Verbande gefaßt. Acht Tage darauf, am 15. Dezember, mittags, berief General von Beseler die Vertreter aller polnischen Parteien zu sich und erhob in einer energischen Rede Einspruch gegen die Haltung und Taktik des Verbandes. Er sagte u. a.: „Polen bedarf einer Armee, nicht die Deutschen ... die Vertagung einer so bedeutsamen Frage bis zur Einberufung eines Parlaments, die in Kriegszeiten unmöglich ist, kann der polnischen Sache nur schaden. Solche Ansprüche sind aufzugeben, ebenso wie jede dahin zielende Werbung." Er fügte bei, daß die Liste der Mitglieder des vorläufigen Staatsrates innerhalb 24 Stunden aufgestellt werden müsse. Hierauf fanden Besprechungen der Parteien untereinander statt, die trotz der Warnung Beselers bis zum Abend des 17. dauerten und schließlich abgebrochen wurden. Die Mitglieder des Verbandes verließen den Saal, worauf die Abgesandten des nationalen Rates ihre Kandidatenliste aufstellten, die jedoch von der Militärbehörde abgelehnt wurde. Weihnachten war der Staatsrat immer noch nicht gebildet!

Wenn solche Früchte schon am grünen Holze reifen — — —! Die werden noch ihr blaues Wunder erleben, die an das Wunder glaubten, blinkende Redensarten, wie die „westeuropäische Orientierung" der Polen, könnten Tatsachen, könnten die „realen Garantien" einer in festen und gerechten Händen ruhenden Macht ersetzen. — Armer Michel! Wenn du ums Morgenrot empor aus süßen Träumen fährst, kannst du dir die Augen reiben und vielleicht noch andere Körperteile. —

Vergebens lauschten wir auf den klirrenden Tritt der für ihr Vaterland heranmarschierenden freiwilligen polnischen Heerscharen. Aber — lieb Vaterland, magst ruhig sein: dafür sind ja die Deutschen da. — Und allen Ernstes, ohne zu erröten, ohne mit der Wimper zu zucken, wollen uns gewisse Leute (an den merkwürdigsten Stellen) eine Politik dieser Art als „genial" und „meisterlich" aufreden! Liest man da zwischen den Zeilen, so war die Staatskunst eines Bismarck eigentlich nur armselige Stümperei gegen diese, deren Tiefsinn und Weitblick eben nur Idioten und Böswillige nicht folgen können oder wollen.

Ein plattdeutsches Wort sagt: „Wat schnell geiht, selten gedeiht." Noch haben wir die Macht in Händen — lassen wir uns diese Tatsachen als Warnung

Digitized by Google

dienen! Soll uns die Welt nicht auslachen, kann sie uns noch ernst nehmen, wenn wir unsere mit heiligsten Opfern errungenen Erfolge immer nur daran wenden, uns für andere zu opfern —? Nicht aus übermäßigem Opferdrang für sie, aber aus — besonderen Gründen. Die in Wahrheit die Opfer tragen, die haben ja „nix tau seggen". Wenn wir uns zunächst nur darüber klar würden — es wäre schon ein Schritt vorwärts. Aus dem Nebel in den hellen, wenn auch sehr, sehr frostig gewordenen Tag.

Heute (11. Januar 1917) hören wir von den — in deutscher Sprache werbenden — „Polnischen Blättern", daß „in den nächsten Tagen" der polnische Staatsrat zusammentreten soll. Das innere Leben Polens werde gegenwärtig durch den Kampf zwischen „Aktivisten" und „Passivisten" oder „Neutralen" bestimmt. Diese „Passivisten" oder „Neutralen" seien mißtrauisch, zurückhaltend, und wollten von der „großen" Politik, geschweige denn von einer Militarisierung nichts wissen. (Dummheiten, nicht bewußte Schlechtigkeiten, hat sich ja auch Preußen gegen seine Polen genug erlauben zu dürfen geglaubt, — das habe ich hier viel früher schwarz auf weiß gegeben, als manche unserer heute bekehrten Maßgebenden.) Der innere Kampf „nahe" aber jetzt Gott sei Dank seinem glücklichen Ende. Denn — die Besetzungsmächte hätten einen Teil der „berechtigten Wünsche des Landes" berücksichtigt, indem sie den Staatsrat auf einer breiten Grundlage und mit ziemlich weitgehendem Wirkungskreis aufbauten: „Das Land hat nach Verhandlungen mit den (polnischen) „Neutralen" diese fallen lassen und den Staatsrat ohne sie gebildet. Es werden somit zwei Parteien ausgeschaltet, die sich von der Zukunft eines Besseren belehren müssen. Die aktivistische Majorität, in der der Landesadel und die Sozialistenpartei, die Intellektuellen und die Bauernschaft vertreten (nur „vertreten"?) sind, schreitet zur Arbeit, mit dem festen Beschluß, eine polnische Armee und eine Nationalregierung — Schulter an Schulter mit den Zentralmächten — ins Leben zu rufen."

Wenn's so käme, wenn's bei unseren wohlgemeinten Zugeständnissen nur bliebe: — — Heil, euch Polen! Wir reichen euch die Bruderhand! Die ist stark und ist treu. Hat sie auch manchmal in die falsche Kerbe gehauen, so konnten wir als deutsches Volk doch wenig dagegen tun. In Zukunft werden wir's können, weil wir's müssen, weil dieser Krieg die Augen weit uns aufgetan hat...

Aber klingt, was da von dem für seine polnische Sache vorwurfslos werbenden Blatte versichert wurde, nicht schwärmerisch optimistisch? Mehr: stützt es sich nicht auf Voraussetzungen, die kein anders gesinnter Pole auch nur anzuerkennen braucht? Wir gönnen — ohne Schminke — den Polen alles Gute, sie könnten im engen und dauernden Bunde mit uns, aber auch nur mit uns, dermaleinst ein größeres und preislicheres und — freieres Volk werden, als sie in ihrer glanzvollsten Geschichte waren, — wir Deutschen haben aber zuallererst uns selbst zu betreuen, uns selbst zu sichern.

Polen! Nun unsere Bundesbrüder! Vergeßt eines nicht: im Vertrauen zu euch, die wir doch euch aus den Tatzen des moskowitischen Bären nun einmal befreit haben, gaben und geben wir uns selbst diesen Tatzen preis. Wir

Digitized by Google

konnten mit Rußland zurechtkommen, wir konnten ungeheure Opfer sparen, wenn wir euch gegen die drei baltischen Provinzen Estland, Livland und Kurland austauschten! Dort aber leben unsere leiblichen deutschen Brüder. Das ist die älteste und treueste Tochter unserer Mutter Germania aus alter deutscher Kaiser- und Hansa-Herrlichkeit! Nur die Sachsen in Siebenbürgen kommen ihnen gleich. —

Wohltätigkeit fängt im eigenen Hause an. Wer seinem Nächsten nicht helfen kann oder will, der hilft auch keinem andern, und wer's dennoch auf Kosten seines Nächsten tut, der ist ein Gottverlassener oder Blindgeborener.

Recht aber, dreimal recht, hat die polnische Zeitschrift, wenn sie ihr Bedauern darüber ausdrückt, daß den zum Eingreifen gegen Rußland entschlossenen Polen nicht schon seit Jahr und Tag die Möglichkeit dieses Eingreifens geboten wurde. Gestiefelte und gespornte Hast holt nicht ein, was lämmerhafte Zagheit verängstigt und verelendigt hat.

Wir kennen die Weise, wir kennen den Text: „Was du dem Augenblicke abgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Abnützung des Wertvollsten und Treuesten so lange, bis innerer Uneinigkeit und Unfreiheit erst einmal nur gelänge, mit sich selbst einig zu werden, in sich selbst frei zu werden. Das Wertvollste und Treueste — es kann, es muß so lange warten und wartet bis zum St. Nimmerleinstag. Opfer über Opfer, die unsere gottbegnadeten Männer des Genies und der Tat — die wir hatten und haben — heute nur noch hingebend lindern und sühnen, nimmer und nimmermehr aber aus dem dunkeln Tal des Todes herausholen können. Weil allzulange Schatten ihre langen Schatten über diese Tatmänner werfen durften...

Als hätten noch nicht Teufel genug uns angesprungen — in trostloser Erinnerung, schier ewiger Erneuerung —: Aufreibung und Zermürbung einer unerhört herrlichen Siegfriedskraft durch zwar selbstverblendete, aber doch verderbliche, aber doch aus Alberichszauber aufgezwungene innere Knechtung. Einem Siegfriedswillen aufgezwungene — Knechtung?!

Der Ring des Nibelungen. Nur anders —: Fafner siegt. „Ich lieg' und besitze."



Gottes Heimkehr · Von Franz Lüdtke

Über die Erde, leise nur,
Wenigen spürbar, ging Gottes Spur.

Wie seinen König ein frevelndes Land,
Also hatten wir Gott verbannt.

Da — da schlug uns der Schickung Zorn.
Feuer fiel in das reife Korn,

Glutdurchschwelte Nacht sank schwer
Über die Gassen und Menschen her.

Seele, nun blieb dir zum Zittern Zeit?
Seele, dich hüllt ein Trauerkleid,

Zäh durch den Brand, der rings erglomm,
Schrillt dein Rufen: „König — komm!"

Und durch des Lebens, des Todes Flur,
Allen spürbar, geht Gottes Spur . . .



Digitized by Google

Die Insel der Sehnsucht

Skizze von E. Toeche

Hinter uns in nebliger Nässe entschwand die schottische Insel Jona. Die Strandsteine klirrten unter der anspülenden Brandung wie schwere eiserne Ketten; wie eine verblaßte Zeichnung hob sich noch aus dem brauenden Dunst das alte Steinkreuz des Maclean.

Eine scharfe Bö zerrte am knatternden Segel, und feiner, alles durchnässender Regen zerknisterte den Schaum, den die unruhigen, spitzen Wellen ins Boot geworfen. Am Herbsthimmel zerfetzte Wolken; die Sonne umzackte ihre Ränder, warf blendende Strahlen und dunkelte jäh wieder, als schlösse sich ein Auge, als ersterbe in dieser Einsamkeit Ungesehenes, nur unbestimmt Empfundenes.

Kahle Felsinseln hoben sich hier und da aus den Wellen. Flügelzuckend standen Kormorane auf den überwaschenen Steinen, flogen mit zackigem Schwung kreischend übers Boot und klatschten ins Wasser. Einer von ihnen rannte mit wehenden Flügeln und langem Halse am Ufer unserer Sicht nach.

Das Boot rauschte hart an einem Fels vorbei, der glatt und von den Wellen überströmt lag. Einen Augenblick sah man flaches, glasklares Wasser und gelben Sandboden, dann wieder nur graue, quirlende Strudel. Wie ein Netz drückte der Regen auf die Wellen, daß sie sich duckten und der Schaum trübe zerrann.

Und wieder, wie ein Atemzucken, setzte die Bö ein, riß am Segel, ließ es schlapp fallen, um es von neuem zu spannen und auf die Seite zu drängen, daß es fast auf dem Wasser auflag. Ein Stein, der unten im Boot gelegen, kollerte polternd. Scharf-salzig schmeckte die Luft, von einer der Steininseln trug der Wind den Dunst von Tang und Fischen herüber.

Eine Welle, die flach und gedrückt herangekommen, reckte sich im Sprunge, griff übers Boot und zerklatschte spritzend am Segel. Irgend ein dünnes, nasses Tau schlug mir messerscharf ins Gesicht.

Reglos saß der Schotte am Steuer. Ich schrie ihm eine Frage zu, aber der Sturm zerriß die Worte. Da wies er auf eine Felsinsel, die in seltsam runder Form aus dem Nebel aufdämmerte, als verträume hier ein Fabelwesen entschwundener Zeiten sein Nichtverstehen.

Wir mußten uns fast auf den Boden ducken, so scharf riß der Wind beim Kreuzen das Segel herum. Wie ein blendender Kreidestrich stand es gegen den graudunklen Himmel.

Kleiner noch wie geahnt schien die Insel. Nur eine schmale Sandmulde hatten die Felsen freigegeben, wie einen Strom, der in der Einsamkeit erstarrt. Kümmerlich gelbes Strauchwerk hing hier unten an den Steinen und ließ die Wurzeln angstvoll im Winde spielen, der die Felsen da oben auf der Höhe so glatt geschliffen wie das spülende Meer die Ufersteine.

Eine Welle warf das Schiff heran, Scharen von schwarzen Vögeln flogen kreischend aus den Klippen auf. Die hellen Sonnenränder der Wolken erloschen,

Digitized by Google

und ein Regen stürzte nieder, so jäh und heftig, daß die Einöde hier fast lastend wurde.

Der Schotte raffte die Segel, und ich suchte mit den Augen die Felsen ab, die in der fließenden Nässe ringsum das einzig Starre. Da sah ich oben einen Mann stehen, grau und reglos wie ein Spukbild in dieser Umgebung. Der Schotte rief ihn an, ihm behilflich zu sein. Als aber der Mann nicht antwortete, nur schweigend zu uns niedersah, suchte ich mir durch die Klippen einen Pfad zu bahnen. Er sah mich ruhig kommen, stand mit geneigtem Kopf, daß der große, schmale Goldring im Ohr ihm fast auf der Schulter lag. In dem grauen, rissigen Antlitz standen seltsam in ihrer ruhigen Klarheit die Augen. Ich bat ihn, uns doch Gastfreiheit gegen die Unbill des Wetters zu bieten. Da frug er langsam, ob wir von der englischen Küste kämen, und als ich ihm die schottische nannte, ging er mir zögernd die Stufen voran, die in das Gestein geschlagen waren.

In zwei Klippen eingebaut und diese als Mauer benutzend lag eine Hütte mit tanggedecktem vorspringendem Dach. Der Alte stieß die Tür auf; beißender Herdrauch schlug heraus, kroch im Regen draußen wie Nebel flach über den Boden und zerfetzte im plötzlich wieder einsetzenden Sturm. Die Tür klappte nach außen und hing im Winddruck wie angenietet an der Wand.

Der Raum hatte keine Fenster, und wie ein Trunk frischen Wassers strömte die kalte Luft hinein; der Mann war an den Steinherd getreten und rückte am spritzenden Fischgericht, daß im Halbdunkel die blauen Funken aufsprühten. Den Mantel warf er über die Stange der Fischnetze neben dem wärmenden Feuer.

Schweigend saß ich auf einem seltsamen Lager von Tang und Fellen und sah dem Alten zu, wie er aus der Steinfuge den Holznapf zog, ihn mit rundem Hornlöffel füllte und mir reichte. Und fast ohne zu wollen, nur um das lastende Schweigen zu brechen, fragte ich ihn, ob er immer hier in der Einöde gelebt. Da zog er die Stirn zusammen und drehte prüfend, ohne zu antworten, die Maschen eines Netzes durch die Finger. Aber seine Augen waren fern.

So sank wieder Schweigen um uns. Draußen unter dem niedern Dachvorsprung saß der Schotte, ließ die Hände über die Knie hängen und sog an der Pfeife, in die der letzte leise Regen schlug. Irgendwo tropfte es hart auf einen Stein, quälend unregelmäßig. Am Boden des Raumes lagen ein paar perlmutterfarbene Fischschuppen, die in der Dämmerung seltsam leuchteten, und die meine Augen in ihrer Müdigkeit nicht mehr zu erkennen vermochten. — — —

Als ich erwachte, sah ich, daß der Alte mir eine Decke um die Schulter gezogen. Der Regen hatte aufgehört. Draußen klopfte der Schiffer die Pfeife gegen einen Stein aus. Der Alte fingerte meinen trockenen Mantel von der hohen Stange und gab ihn mir wortlos beredt. Ein schräger, blasser Sonnenstrahl fiel durch die Tür, ließ die Felsen draußen warm aufleuchten. Wie ein Ermatten lag es über der Natur, wie nachsinnende Traurigkeit.

Ich reichte dem Alten ein Geldstück; er nahm es, strich hart damit das Kreuzeszeichen auf den Herdsteinen und gab es mir zurück. Da bat ich ihn, mir doch die Klippen oben zu zeigen, und ohne Freude, fast unwillig ging er mir voraus.

Digitized by Google

In einiger Entfernung folgten uns schwarze Seevögel, denen der Mann wohl sonst um diese Zeit die Gräten zuwarf. Sie sprangen von Stein zu Stein, schrien kläglich wie kleine Kinder, hüpften und flatterten kurz und hasteten weiter.

Überm Meer aber schwebte ein großer weißer Vogel, senkte sich, als wolle er auf der Insel ruhen, und flog weiter mit ruhig-schönem Flügelschlag ...

Der Alte aber, der teilnahmlos gestanden, als er ihn sah, griff nach meinem Arm und schüttelte ihn heftig. Große, leere Traurigkeit stand in seinen Augen.

„Was ist's?"

„Saht Ihr den weißen Vogel eben, Herr? Er flog zur Insel der Sehnsucht!" Und er ließ mich stehen, klomm mühsam auf eine Klippe und hielt die Hand vor die Augen, um nach dem Vogel zu spähen.

Er entschwebte ruhig, die Sonne blendete auf seinem Gefieder.

Als aber der Mann sich seufzend zurückgefunden, bat ich ihn, mir doch von jener Insel zu sprechen. Langsam und scheu tat er es, wie jemand, der seine Worte oft belächelt weiß.

„Herr, Ihr werdet ihren Namen nicht in Büchern finden, denn keines Menschen Auge hat sie je gesehen. Wasser umspült sie, Herr, so klar wie die Luft, daß Ihr den Grund des Meeres sehen könnt und die kleinen Fische wie Vögel zu schweben scheinen. Grün ist die Insel, Herr, grün von Gras und laubfrischen Bäumen ..." Und seine Blicke ummaßen die Steine um uns. „Erde ist es aus Irland." Und leiser fuhr er fort: „Mac Morna, der Mönch, hatte gesündigt und sein Bischof ihn des Landes verwiesen. Da weinte er bitterlich und umfaßte des harten Priesters Knie, die Strafe zu mildern. Sie waren grausam schon damals, als sie die Kirche gründeten, denn sie wußten, daß ein Ire sterben muß, wenn er die Heimat verläßt auf immer. Aber Gott war gnädig und erlaubte Mac Morna, sich als Schuhe Erdschollen der Heimat unter die Füße zu binden. Da wurde er wieder fröhlich und trat die Reise an. Voller Fährnis war sie, Herr. Da gab es Schwäne, die mit menschlichem Sang den Wanderer lockten, Inseln, die der Müde froh betrat. Am Morgen aber hob eine silberne Säule die Insel aus dem Wasser, und nimmer fand der Arme zurück.

Mac Morna achtete das alles nicht und wanderte Tag und Nacht, das Heil zu suchen. Eines Nachts aber war es ihm, als ginge sein Fuß auf weichem, moosigem Boden, und sein Herz war voll Dankbarkeit. Als aber der Morgen graute, sah er, daß er auf dem Meere gewandelt. Und Gott ließ ihn Ruhe finden, denn an der Heimatserde, die er unter seinen Füßen trug, wuchs neuer Boden, grün wie das Land Erins, Irland.

Am Abend des dritten Tages aber kam der erste weiße Vogel. Und Gott bedeutete Mac Morna, daß die Seelen jener, die fern der Heimat voll Sehnsucht sterben mußten, nun Ruhe auf seiner Insel finden sollten. Und so pflegt er sie und tröstet sie in ihrem Leid, wenn sie weinen. An stillen Abenden kann ich ihr leises Klagen hören, und, o Herr, so viele Vögel sind es jetzt oft! Ich stehe dann hier oben und rufe ihnen nach, aber sie achten es nicht, Herr. So schnell fliegen sie, und so weit sind ihre Schwingen. Und Mac Morna wartet ihrer auf der Insel mit der grünen Erde Irlands ..."

Digitized by Google

Da sagte ich schnell: „So seid Ihr ein Ire?"

Sein Auge suchte an mir vorbei in die Weite, er senkte den Kopf und öffnete langsam die leeren Hände ...

Dort aber, wo der weiße Vogel entschwunden, lichtete eine Wolke, grünlich-blaß, fern und sehnsüchtig. Und zerrann im heller werdenden Sonnenlicht ...



Kohlenlied · Von Ina Seidel

Die ihr kalt und schwarz und stumpf
Aus der Erde stiegt empor,
Nun schlang euch des Ofens Rumpf
Und ich hocke mich davor.
Kohlen, Kohlen, — Flammenkranz
Zuckt um euch und leckt an euch,
Saugt sich fest und packt euch ganz
Und durchdringt euch mit Geleuch.

Blühend nun im Feuerschein
Haucht ihr glüh mein Antlitz an.
Heißer fremder Edelstein,
Den ich nicht berühren kann!
Nein, ihr seid die gleichen nicht,
Die ich eben noch ergriff,
Die beim trüben Grubenlicht
Hacke scharf und kantig schliff!

Zitternd aufgelöst in Glut,
Gase atmend bläulich zart,
Ihr verratet meinem Blut,
Schwestern, was ihr einstmals war't:
Tausendjähr'ger Sommertag
Nun an meine Stirne weht,
Der mit euch verschüttet lag,
Sausend, sausend aufersteht,

Überall im Erdenrund
Durch die kühle Rinde schlägt,
Mit der Wasser Schwall im Bund
Schmiedet, hämmert, webt und sägt;
Leere Nächte bis zum Rand
Füllt mit Licht, bis Morgen tagt,
Durch die Meere übers Land
Wilder Räder Meute jagt ...

Welch Gewölbe lodernd blau!
Das ist unser Himmel nicht,
Der mit Strahlen durch den Bau
Der gewalt'gen Wedel bricht!
Feierlicher Farne Dom,
Tausendnervig, federfein,
Trinkt den reinen Feuerstrom
Einer jungen Sonne ein.

Wie es unterm Moose braut
Dampfend, siedend, ohne Ruh'.
Aber sonst kein armer Laut,
Nur der Goldglast immerzu
Zwischen Schuppenstämmen bebt,
Flammengeister gehen um.
Hitze brodelt, Hitze schwebt,
Erde grünt in Inbrunst stumm.

Vom Gewässer lau bespült,
Abendlich im Nebelqualm
In den warmen Schlamm gewühlt,
Im Gedräng von Schachtelhalm,
Rasselnd, gähnend, fett und faul
Sich das Volk der Echsen sielt,
Während um sein träges Maul
Fisch und Fliege funkelnd spielt. —

Sommer gloste, Sommer schwoll
Und verging im Erdenleib,
Und nun wärmt er süß und voll
Mich verfrornes Ofenweib.
Kohle, seh' ich, wie du scheinst
Satt von ferner Sommer Licht,
Bet' ich, daß auch mir dereinst
Glut aus altem Herzen bricht!



Digitized by Google

Der Einzelne

Zeitgemäße Betrachtung von Wilh. Beißwänger

Es gab Zeiten, da galt der Einzelne nichts. Das Altertum ist voll von Beispielen für diese grausame Wahrheit. Der Wert der einzelnen Menschenseele, des einzelnen Wesens wurde erst durch das Christentum hervorgekehrt. Aber noch Jahrhunderte hat es angestanden, bis der Einzelne gegen Willkür, Gewalttat, Tücke geschützt und in seinem Einzelwert erkannt war. Das ganze Mittelalter hat den Einzelnen noch nach Hunderttausenden von der Bildfläche verschwinden lassen. Bis in unsere Zeit herein reicht die Rede: Auf den Einzelnen kommt's nicht an. Der Oberflächliche und der Bequeme drückt sich mit dieser Redensart um dies und das. Allerdings für manch völlig uninteressierten Menschen wär's besser, daß er nie geboren wäre. Merkwürdigerweise aber oder eigentlich begreiflicherweise gelang es gerade in jenen Zeiten dem Einzelnen am leichtesten, emporzukommen, etwas zu gelten, die Führung ganzer Massen zu übernehmen und seiner Zeit den Stempel aufzudrücken. Freilich — dieses Glück hatten verhältnismäßig nur sehr wenige Einzelne. Auf ihrer stolzen Höhe glichen die meisten der Eintagsfliege: sie verfielen der Mißgunst des Nebenbuhlers oder der Ungnade der Masse. Der größte Mann von heute war morgen der kleinste, verbannt, verachtet, vergessen. Und an ihren Sohlen haftete das Blut von Tausenden, bis sie aufstiegen und bis sie wieder niedergingen. Die Geschichte der zurückliegenden Jahrhunderte ist voll von Gewalttat, Umsturz, Meuchelmord, Handstreich. Die Gewalttätigen fielen wieder durch die Hand Gewalttätiger. Die Umstürzler wurden selber gestürzt. Gegen Meuchelmörder waren schon wieder andere gedungen. Das Leben des Einzelnen galt nichts. Nicht zu denken an die Millionen, die heidnischen Greueln und heidnischem Aberglauben zum Opfer fielen und noch fallen. Wir sehen in eine furchtbare Finsternis aller Zeiten und Völker hinein, da der Einzelne nichts galt, sondern von Anbeginn der Willkür des Geschickes — dem Fatum — verfallen schien.

Der Einzelne gilt alles. Diese höhere Auffassung tritt im Prinzip mit Christus in die Welt herein. „Es wird Freude sein über Einen Sünder, der Buße tut." „Wer ärgert dieser Geringsten einen, dem wäre besser ..." „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." Stärkeren Anlauf zur Betonung des Persönlichkeitswerts nimmt wieder die Zeit der Reformation, der Pietismus, der Philanthropismus. Aber erst in unseren Tagen widerfuhr der Wertschätzung der Einzelpersönlichkeit volle Genüge, freilich nicht allein aus religiösen Gründen, als vielmehr aus rein praktischen und sozialen Erwägungen heraus. Keineswegs im Widerspruch zum Sozialismus unserer Zeit, der nur die Masse gelten läßt, sondern in der richtigen Erkenntnis wurzelnd: Soll der Gesamtbau durch und durch Festigkeit haben, so muß jeder einzelne Stein an seinem Platz seinen Zweck erfüllen. Den Weg dazu weist uns Rückert in folgendem Spruch:

Digitized by Google

„Willst du, daß sie mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein.
Daß sie dich behauen!“

Hier sind Ziel und Grenzen der Einzelbewertung festgesetzt — entgegen denen, die den Einzelnen für nichts erachten, aber auch entgegen denen, die die Einschätzung des Einzelwesens übertreiben, als müßte man jeden ungebunden frei und wild und zügellos sich entfalten lassen, weil so allein die höchste Persönlichkeit sich herausschaffe. Diese Auffassung hat in unseren Tagen sehr gespukt. Sie hat durch diesen Krieg eine klassische Widerlegung gefunden. Unterordnung unter höhere Gesichtspunkte, Einfügung in ein großes Ganzes sind die wahren Kennzeichen der fertigen Persönlichkeit. Sozialismus und Individualismus in gesundem Gefüge: Einer für alle und alle für einen!

Unser Zeitalter hatte mannigfach *weichliche Töne* angeschlagen. Was war's ein Weltjammer, wenn irgendwo ein Schiff unterging, ein gegenseitiges Beileidbekunden durch alle Nationen hin, wenn in fernsten Zonen ein Erdbeben, ein Vulkanausbruch seine Opfer forderte? Was war's eine Aufregung, als ob die Welt in Brüche ginge, wenn irgendwo eine Katastrophe, Überschwemmung, Blitzschlag u. a. Menschenleben kostete, wenn Großfeuer etliches Geld verschlang, wenn in den Bergen oder am Strande oder im Bade oder auf dem Turnhof sich ein Unglücksfall ereignete? Gewiß — für das einzelne Haus ein Schrecken, ein Verlust für das Geschäftsleben, der Klage wert für Angehörige und Freunde, arg unter dem Gesichtspunkt irdischen Vergehens ..., aber von verschwindender Bedeutung fürs große Ganze, nichtssagend für den Fortgang der Welt und ihrer Erscheinungen — selbst eine dieser Erscheinungen freudiger oder trauriger Art.

Oder wie war unsere Zeit um das bißchen Menschenleben so ängstlich bemüht? Jedes Lüftchen, jede Überanstrengung, jede Ansteckungsgefahr wurde beachtet. Für jeden Schmerz verlangte man nach einem Spezialisten. Jedes Atom wurde auf Wohl oder Wehe für unser Dasein unter die Lupe genommen. Alles recht und gut, solange es nicht in Überreizung und nervöse Übertreibung ausartet!

Heute schafft der Krieg einen unerbittlich harten Ausgleich, so daß der Einzelne klipp und klar erfährt, wie gering sein Ich im Strom des ewigen Wechsels gewertet ist, und wieviel es andererseits für den Fortgang aller Dinge gilt. Der Einzelne gilt alles; denn im Zusammenschluß aller Einzelnen liegt alles Schaffen, aller Erfolg begründet. Der Einzelne gilt nichts; er muß sich aufgeben können, wenn es das höhere Gesetz verlangt: er muß davon für Heimat und Vaterland. Aber gerade in dieser demütigen Erfassung der höchsten Pflicht liegt des Einzelnen hoher Persönlichkeitswert verborgen... *Das Größte ist der Opfertod in seiner mancherlei Gestalt.*

Und das *in Anwendung auf unsere Feinde!* Von ihrem Standpunkt aus gilt auch für sie das Gesagte in vollem Umfang. Der Einzelne steht im Dienste seines Vaterlandes auf Leben und Tod, ein vollwertiger Mensch, ob nun die Beweggründe seiner Nation zum Krieg gut oder schlecht sind: er geht und tut seine Pflicht.

Von unserem Standpunkt aus sieht sich die Sache etwas anders an. Wir wissen, daß die Beweggründe unserer Feinde schlecht sind. Daß die Regierungen aus gemeinen Beweggründen heraus solchen Weltenbrand entfesseln konnten, dafür müssen wir jeden Einzelnen für sich verantwortlich machen. Entweder tut er bewußt mit oder ließ er es aus Interesselosigkeit so weit kommen oder leistet er im guten Glauben blinden Gehorsam — jede Gruppe ist schuldig zu sprechen, auch jeder einzelne der scheinbar Harmlosen — denn in ihrem Zusammenschluß hätten sie als denkende und fühlende Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts das Furchtbare verhindern müssen, es sei denn, daß die Guten und die Schlechten und die Flauen als Werkzeuge des höheren Willens einfach folgen müßten. Dann allerdings scheidet die freie Willensbestimmung und die Verantwortung des Einzelnen und der Völker aus. Oder aber ist ein Schleier vor ihrer aller Augen, daß sie meinen, sie täten das Rechte, und ihre Füße gehen doch auf teuflischen Pfaden. Dann, Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! Von allen insgesamt ist dies aber nicht anzunehmen. Auf sie fallen die Folgen ihres Tuns zurück und auf ihre blinden Mitgänger auch!

Nun ist man bei uns im gutmütigen deutschen Lande mit Vergeben und Vergessen sehr schnell dabei. Wohin ich höre, heißt's: „Ach, auch bei den Franzosen und Russen kann der Einzelne so wenig dafür wie der Einzelne bei uns." Diese Auffassung hoffe ich widerlegt zu haben. Aus dieser verkehrten Auffassung ergibt sich eine verkehrte Behandlung der feindlichen Kriegsgefangenen, soweit sie privatim untergebracht sind. Dagegen wollen wir uns mit aller Macht wenden. Wiederholt hörte ich sagen: „Unsere Gefangenen haben zu essen und zu trinken, was wir auch haben. — O, die haben's schön bei uns! — Man muß immer wehren, daß sie's nicht zu gut kriegen." Wahrlich, diese Reden geben an sich ein herrliches Zeugnis der Nation, die von den andern ausgehungert und vernichtet werden sollte. Allein — hat nicht jeder Gefangene dazu auch beigetragen? Stünde er noch draußen, er erschlüge vielleicht den Mann seiner guten Kostfrau, den Bruder der freundlich lächelnden Köchin, den Sohn der besorgten Hausmutter. Er ist einfach mitschuldig an dem furchtbaren Elend am deutschen Volk. Und als Gefangener ist der Einzelne nicht als Einzelpersönlichkeit mit seinen Gaben und Veranlagungen zu bewerten, sondern lediglich als einer vom Sammelbegriff Franzose, Russe, Engländer u. Komp. Als solcher verfällt er der vom Kriegsamt angeordneten Behandlung — nichts mehr und nichts weniger! Hätten wir nur die Gewißheit, daß all die Unseren wenigstens völkerrechtlich behandelt würden! Wahrlich, im deutschen Gefangenenlager ist's zum Aushalten! Sie sollen wissen, als was sie gewertet werden. Und geradeso sollte jeder Deutsche dem feindlichen Weib begegnen — trotz schöner Augen! Jetzt sind es unsere Feinde, wie sie es selber unter niederträchtiger Gehässigkeit und gemeinster Lügenverbreitung in alle Welt hinausposaunen. Wenn schon jetzt dieses gefühlsselige Verhältnis mit Gefangenen und den Einzelnen gepflogen wird, wie rasch wird die alte dumm-deutsche Michelei mit dem Ausland wieder einsetzen! Statt daß sich im deutschen Wesen eine stolz-vornehme Haltung jetzt einwurzelte und für alle Zeit gegen jeden Einzelnen der feindlichen

Digitized by Google

Nationen bekundete! Einmal vergeben, aber nie, auf Jahrhunderte hinaus nicht, vergessen! Sie alle werden es Deutschland und dem Einzelnen nie vergessen, daß Deutschland und Deutschtum nicht unterzukriegen waren, aber in vorgetäuschter Freundlichkeit und Höflichtuerei werden sie uns noch einmal zu übertölpeln suchen. Darum, Alldeutschland, sei auf der Hut auch gegen die Einzelnen! Aus ihnen setzt sich die feindliche Nation zusammen! Mache jeder Einzelne diesen feindlichen Genossen gegenüber heute Ernst mit seinem deutschen Stolz! Das Blut der Erschlagenen fordert das von uns.

Wir wollen uns vor Überschätzung des Einzelnen aus feindlicher Nation hüten, sei er, wer und was er wolle. Er reicht uns nicht hinan an den geringsten Bruder, der sein Leben für unsere Freiheit gab.

Wir wollen uns auch vor Unterschätzung des Einzelnen aus feindlicher Nation hüten. Er ist der Träger ihrer Ideen, ihrer Anschläge auf Deutschlands Existenz. Er geht einmal zu vielen Tausenden aus der Gefangenschaft wieder zurück und ist der Seinigen einer. Und den Eindruck nimmt er mit, den man ihm hier hinterläßt: sorgen wir dafür, daß es der Eindruck einer stolzen, vornehmen Haltung ist, die auf die Dauer selbst dem Feinde Achtung abgewinnen muß!



Noch niemals ward solch Preis genannt...

Von Ernst Theodor Müller

Noch niemals ward solch Preis genannt
Für dich, mein heil'ges Vaterland!

Noch niemals wog so hart und schwer
Dein Himmel und dein Land und Meer!

Um deinen blauen Sonnenraum
Stirbt stillen Bräuten Glück und Traum.

Und Frauen gehn im Witwenkleid
Für deine Königsherrlichkeit.

Manch Stab in alten Händen bricht,
Damit dein Haus werd' fest und licht.

Der Wünsche Bächlein wurden leer
Um deiner Sehnsucht ew'ges Meer. —

Und schweigend legen ich und du
Noch unsre Schuld und Fehle zu —

Den letzten Preis fürs Vaterland:
Ein Herz, das Gottes Ruf verstand!



Digitized by Google

Urlaub

Von Hans Georg Fellmann (im Westen)

Der Zug ratterte in die dunkle, jedoch sternenklare Nacht. Rechts und links flogen die vom Schein der Wagen für einen Augenblick erleuchteten Telegraphenstangen vorüber. Dann ein helles Haus und dann lange Zeit hindurch Wald, Wald. Ich hatte alle meine Gedanken ausgeschaltet und lag mit offenen Augen träumend im bequemen Polster der ersten Wagenklasse, in die man uns wegen Überfüllung des Zuges geschoben hatte. Hei, so ein Luxus! Das tat einem Soldaten mal wieder wohl. Weiß Gott, man hat so lange schon auf früher selbstverständliche Dinge verzichten gelernt.

Nun ging's dem Urlaub entgegen, dem ersten, seit ich in Frankreich war. Wie ich mich freute! Was für Augen sie wohl daheim machen werden; und wie wollte ich die Urlaubstage nutzen! Alles trübe, mißmutige Erinnern und Erleben ließ ich hinter mir. Und vor mir lag schönes, helles Land. So umschwebten mich selige Gedanken, und mir schien der Takt des Zuges heute sogar eine angenehme Melodie.

Einmal ging ich hinaus durch die Wagen und Gänge. Da lagen sie, alte und junge Soldaten, wo nur ein Plätzchen übrig blieb. Und alle wohl mit dem einen Gedanken an die acht, vierzehn Tage Urlaub. Den konnte man sich in seiner Mannigfaltigkeit so schön ausdenken.

Diese Freude ist ja wohl die schönste, die Vorfreude. Die Phantasie zaubert mehr und prächtiger vor die Augen, als die Tatsache nachher wahr hält.

Eine belgische Station. Die Türen werden aufgerissen, hier und dort Stimmengewirr, in der Stille der Nacht ein Soldatenliedlein ... Und wieder weiter. Ra—tata — Ra—tata —

Beim Morgengrauen mußten wir an die deutsche Grenze kommen. Das riß die Schläfer aus ihrem Dusel; keiner wollte den Augenblick versäumen, der ihn in deutsches Land, in sein Land brachte. Da kam der Augenblick, und ein begeistertes Hurra weckte den jungfrischen Sommermorgen.

War es Einbildung oder Wirklichkeit: uns schienen Felder, Wälder und Häuser um vieles freundlicher, da wir uns auf deutschem Boden wußten. Einige fingen an, und bald brauste aus den Wagen der alte, ewig neue Sang der Deutschen, dessen 75. Geburtstag wir gerade in diesen Tagen feiern konnten. Die Kontrolle an der ersten Bahnstation fand uns alle in fast übermütiger Stimmung.

Und dann ging's durch unser fruchtbares Land. Ein jeder flog seinem Ziele zu, ein jeder das Glück in seinem Herzen.

* * *

Der Dichter kann den Urlaub nicht besingen. Wie auch die Wucht und das Grausen dieses Krieges nicht in Worte zu bringen ist. Der Dichter kann Augenblicksstimmungen wiedergeben, aber auf den Zauber, den Reiz einer vierzehntägigen Urlaubszeit einen Vers zu machen, das muß er bleiben lassen. Das muß tiefinnerlichst erlebt werden. Zu viele Stimmungen poltern und rumoren und

Digitized by Google

jubilieren da drinnen. Man wüßte vor lauter Mannigfaltigkeit nichts mit ihnen anzufangen. Ich kostete alle diese Stunden höchsten Glücks und mied wie die Gemeinheit den Gedanken, es könnte dieser Zeit ein Ende geben. Man lebt selig dem Augenblick und will von Vergangenheit und Zukunft in solchen Tagen nichts wissen. Nur vom Urlaub, vom lieben Urlaub.

* * *

— — — Nun ist es vorbei, merkwürdig schnell ist es vorbeigegangen. Des Alltags Dienst macht, daß es gar nicht zu Bewußtsein kommt, man sei fortgewesen. Ein schöner Traum scheint, was doch Wirklichkeit war. Natürlich war es Wirklichkeit, vor einer Woche saß ich doch am runden Familientisch. In stillen Stunden kommt ein Erinnern, wenn man allein ist mit seinen Gedanken. Dann darf keiner stören. Ein Hauch von Heimat geht dann um einen herum. Und heißes Heimatlieben und -sehnen brennt im Herzen.

Deutschland, heiliges Vaterland, ahnst du, wie man dich liebt, wie man sich hier draußen um dich zehrt? Wie der Gedanke an dich und dein Volk zu höchster Kraftanstrengung befähigt und zu größten Erfolgen führt. Ach, hättet ihr alle im Lande solch brennende Heimatliebe im Herzen, ihr würdet um euer Land willig dulden und darben wollen. Hier draußen aber ist es allen ein heiliges Vermächtnis: Dieses Land, um das Tag für Tag geblutet und gestorben wird, dem alle Gedanken stiller Stunden gelten — muß stark und stolz und groß bleiben und wird gegen eine Welt kämpfen, bis man ihm den Platz an der Sonne zugesteht. Um das streiten wir.



Leidverschont · Von Anna von Weltzien

Manchmal, wenn in silberblauer Nacht
Tief mein Blick das Licht der Sterne trinkt,
Hebt ein Fragen an mit leiser Macht,
Seltsam drängend, daß das Herz mir sinkt:

„Warum findet mich der frühe Tag
Wie in Tempelfrieden eingehüllt,
Während sich da draußen Schlag um Schlag
Blutig das Geschick der Welt erfüllt?“

„Warum mir als holden Überfluß
Nach der Arbeit weichen Bogenstrich,
Wo verschmachten unter starrem Muß
Tausende, die besser doch als ich?“

Zuckend — wie von Schuldbewußtsein fast —
Tastet Hand zu Hand sich heimlich hin:
„Herr, ich schäme mich der Segenlast!
Hilf mir tragen sie nach deinem Sinn.“



Digitized by Google

Die neuen Steuern

Von J. A. F. Engel

Nach dem Kriege wird auf alle Fälle eine gewaltige Summe an neuen Steuern aufzubringen sein. Die Kriegsgewinnsteuer wird ja einen recht hübschen und durchaus gerechtfertigten Betrag ergeben; aber es ist noch viel mehr, und zwar jährlich, nötig, und da möge einmal beleuchtet werden, auf welche Weise das am richtigsten erreicht werden sollte.

Die indirekten Steuern verteuern die Lebenshaltung des kleinen Mannes; aber die Einführung neuer indirekter Steuern ist doch auch stets die Veranlassung zu einer Erhöhung seines Arbeitsverdienstes gewesen. Beides glich sich bis zum Kriege so gut aus, daß der Steuerzahler mit einer Hand vielleicht an Mehrverdienst noch etwas mehr empfing, als er mit der anderen für neue Steuern hergeben mußte. Dieser Ausgleich ist freilich bei einer weiteren Steigerung der indirekten Steuern nur bis zu einem gewissen Grade möglich. Übersteigt die Belastung ein bestimmtes Maß, dann leiden alle Staatsangehörigen gleichmäßig darunter, nicht nur der kleine Mann; denn alsdann wird der Einstand der für den Export hergestellten Waren so hoch werden, daß wir fremden Ländern im Wettbewerb unterliegen müssen. Dieses allein gibt den Ausschlag. Wäre Deutschland ein Staat, der unter Abschluß von der Außenwelt völlig in sich selber bestehen könnte, so würde es auf die Art der Steuern nicht so genau ankommen; denn die Verteilung der in genügender Menge erzeugten Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände würde sich in irgendeiner Weise ermöglichen lassen. Es zeigte sich aber deutlich, daß wir auf den Warentausch mit dem Auslande angewiesen sind. Erschweren wir nun die Ausfuhr an Fabrikaten durch allzustarke Erhöhung der Gestehungskosten infolge der indirekten Steuern, so erschweren wir damit auch die unumgänglich nötige Einfuhr für Nahrung und Kleidung und setzen die Bevölkerung der Not aus. Dann erst wird die Besteuerung der notwendigen Lebensbedürfnisse zur Bedrückung aller, auch zur Bedrückung des kleinen Mannes, werden.

Nun hat freilich der frühere Reichsschatzsekretär versichert, daß eine Belastung der notwendigen Lebensbedürfnisse von vornherein ausgeschlossen sein soll; andererseits will er aber doch den Hauptwert auf die indirekten Steuern legen. Die Gesamtheit der indirekten Steuern wird eine Art Kopfsteuer bilden, die genau so wirken dürfte, wie die Besteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Die Mehrausgaben für Porto, Umsatzsteuer, Reisen, Frachten, Versicherung, den Grundbesitz und anderes werden von den Erzeugern und Händlern auf den Warenpreis, die Miete usw. aufgeschlagen werden und verteuern so die Lebenshaltung, auch wenn die notwendigsten Dinge gar nicht unmittelbar besteuert werden. Das beste würde eine zollfreie Einfuhr alles dessen sein, was uns fehlt. Für eine solche Einfuhr ist aber ein dauernder Friede nötig. Wir haben wohl manches Mal über die Bevorzugung der Agrarier geklagt; aber die Landwirtschaft

Digitized by Google

hätte ihre Produktion nicht so außerordentlich steigern können und wollen ohne diese Bevorzugung. Das wäre in diesem Kriege verhängnisvoll geworden, denn wir hätten ohne diese hohe Produktion durch Hunger kapitulieren müssen. Dabei bleibt diese Begünstigung der Landwirtschaft immerhin ein Danaergeschenk für sie. Der gegenwärtige Besitzer macht ein gutes Geschäft dabei; aber dem zukünftigen Käufer oder dem Erben wird soviel mehr an Kapital angerechnet werden, daß er trotz der guten Warenpreise wiederum über zu geringe Verzinsung klagen wird. Wir haben also mit dieser Steuerpolitik von zwei Übeln in Hinsicht auf den Kriegsfall das kleinere gewählt.

Die leider nötige Belastung der Einfuhr ist um so mehr ein Grund, die Ausfuhr zu erleichtern; denn eine Wareneinfuhr ohne Warenausfuhr ist nicht denkbar. Es herrscht im allgemeinen in der Bevölkerung das Gefühl vor, daß die großen Summen, die für die Verzinsung der Kriegsanleihen nötig werden, dem Volke sozusagen vom täglichen Brote abgezogen werden müssen. Das ist keineswegs der Fall.

Durch die zukünftige Steuerpolitik kann uns wie ein Ariadnefaden eine Binsenwahrheit leiten: Das Volk lebt von der Nahrung, und die Nahrung ist vorhanden durch Erzeugung und durch Einfuhr, die sicher bei Vermeidung großer indirekter Steuern durch unsere Fabrikarbeit zustande kommt. Diese vorhandene Nahrungsmenge, die nicht wegzudisputieren ist, kann durch nichts wertlos gemacht werden. So ist der Unterhalt des Volkes gesichert, es möge kommen, was da wolle. Die gewaltigen Vermögensverschiebungen im Inlande haben keinen Einfluß auf die Volksernährung, wenn auch die Summen unserer Kriegsanleihen noch so hoch würden, und es handelt sich nur noch um die richtige Verteilung der Lebensbedürfnisse, damit niemand im Staate Not leide. Bei dieser Verteilung muß wohl der Staat im Frieden zunächst eingreifen, gleichwie er es jetzt im Kriege getan hat; denn während einige Gewerbe später im Überfluß beschäftigt sein werden, werden andere völlig darniederliegen, und es muß erst eine andere Verteilung der Arbeit nach und nach in die Wege geleitet werden. Nordamerika erzeugte stets Lebensmittel im Überfluß, und doch ist nirgends so viel gehungert worden, wie gerade dort. Man hat sogar Mais zum Heizen der Dampfkessel verwendet.

Da nur ein kleinerer Teil der Bevölkerung sich mit der Erzeugung, der Einfuhr und dem Handel der für alle ausreichenden Nahrung befaßt, so ist alles gutzuheißen, was diese Waren von einer Hand in die andere bringt. Wir brauchen also in Zukunft keinesfalls auf Kunstgenuß, Vergnügungen, Geselligkeit und Luxus zu verzichten, trotz aller Steuerbedürfnisse. Steuern auf alle diese nicht eigentlich dem Nützlichen dienenden Gewerbe wirken also genau im gleichen Sinne wie alle anderen, die Lebenshaltung verteuernden Abgaben.

Mit der Steuerfrage ist die Zollpolitik unlöslich verknüpft. Wenn auch die Landwirtschaft auf alle Weise begünstigt werden soll, so sollte es doch nicht geschehen, damit sie Nahrungsmittel ans Ausland verkaufen kann. Dem muß vor allen Dingen ein Riegel vorgeschoben werden. Die große Zuckerausfuhr war angesichts unserer großen Bevölkerungszahl als etwas direkt Verhängnisvolles zu

Digitized by Google

betrachten; denn auf dem benutzten Boden hätte Nahrung fürs Inland gedeihen können. Dahingegen wäre es wohl angebracht, den zollfreien Lagern und den unter Zollausschluß für das Ausland arbeitenden Fabriken einen möglichst großen Vorschub zu gewähren. Fabriken, die z. B. Schokolade und Zuckerwaren für den Export herstellen, sollten unter Zollverschluß zollfrei Kakao und Kolonialzucker einführen dürfen. So gewinnt Deutschland den Nutzen aus dem Veredelungsverkehr, und der deutsche Boden wird frei für wichtigere Nahrungsmittel. Ein gleiches gilt für die Spiritusausfuhr und die Konservenausfuhr überhaupt.

Es gibt nur zwei Steuerarten, mit denen wir, ohne die Volksernährung zu gefährden, große Summen aufbringen können, die Einkommensteuer und die Vermögenssteuer. Die gegenwärtige hohe Einkommensteuer belastet den Mittelstand noch zu stark. Sie müßte mehr zu dessen Gunsten gestaffelt und teilweise durch eine Kapitalzuwachssteuer ersetzt werden. Die mildeste Art der Vermögensteuer ist und bleibt die Erbschaftssteuer. Ein Todesfall bedingt fast immer eine große Änderung in der Lebensweise der Erben, sobald es zur Teilung kommt. Es ist als ein Mißstand zu betrachten, daß das einzige Kind alles erben soll, während von 10 Kindern jedes nur den zehnten Teil der Erbschaft bekommt. Mit jedem neuen Kinde werden die älteren mit höheren Prozenten besteuert, als der Staat sie je genommen hat. Gerade beim Todesfall wird eine große Vermögenssteuer am wenigsten peinlich empfunden werden.

Der frühere Reichsschatzsekretär hat gegen eine Überspannung der Vermögenssteuer gesprochen im Interesse der Erhaltung der Kapital**bildung**. Diese Befürchtung erscheint nicht stichhaltig und dürfte in geringem Maße nur auf die Kapital**erhaltung** anwendbar sein. Beide bilden Gegensätze, und je schwieriger die Kapitalerhaltung wird, um so leichter wird die Kapitalbildung werden. Abgesehen von der Erbschaftssteuer würde doch für die Vermögenssteuer nur ein ganz geringer Prozentsatz in Frage kommen, vielleicht $^1/_5$ oder $^1/_4$ % jährlich, so daß weder Kapitalbildung noch Kapitalerhaltung hierdurch wesentlich beeinflußt werden können. Eine hohe Erbschaftssteuer wird hingegen die Bildung neuen Kapitals außerordentlich begünstigen. Es ist noch nicht lange her, daß eine $3^1/_2$prozentige Kapitalverzinsung kaum zu erreichen war. Wenn der Kapitalist in Zukunft bei $4^1/_2$—5prozentiger Verzinsung $^1/_4$ % abgeben soll, so ist er nicht gerade schlecht gestellt.

Nach dem Kriege stehen uns gewaltige Aufgaben bevor, und wir müssen schonungslos mit alten Vorurteilen brechen. Es sind nicht nur die riesigen Zinssummen aufzubringen, sondern auch sonst werden große Summen erforderlich sein. Der weiteste Ausbau unserer Flotte erscheint unumgänglich nötig. Das Kriegsmaterial muß gründlich ergänzt werden. Die Unterrichtsanstalten werden viel Geld verlangen. Hunderttausende von fähigen Kindern, die eine höhere Bildung genossen hätten, würden in eine ganz andere Bahn gedrängt werden, weil die Vermögensverhältnisse der betreffenden Familie zerrüttet sind oder der Ernährer gefallen ist. Für alle Befähigten, die mittellos sind, muß freier Unterricht und freies Studium vorgesehen werden; denn in ihnen ruht die Zukunft

Digitized by Google

unseres Staates. Portugal war vor 60—70 Jahren ein blühendes Land, ein wenig angefault im Beamtentum, aber mit einer intelligenten Kaufmannschaft. Heute ist es eine Staatsruine, lediglich infolge einer verkehrten Finanz- und Steuerpolitik. Möge es uns als abschreckendes Beispiel dienen!



Ein Brief · Von Reinhold Braun

Du sandtest mir die Zeitung der Armee,
Und war darin ein Ludwig-Richter-Blatt,
Gedruckt im Angesicht des welschen Feinds . . .
O Freund, die Seele ward mir froh und hell,
Und schwang darin ein reiner, sel'ger Ton . . .
Da standen sie, der lieben Bilder viel,
Die deutscher Kindheit Freud' und Jubel sind.
Auch unsrer waren sie es einst, o Freund!
Nun schaut sie unsrer Kinder Auge schon.
Ja, ja! So einst und jetzt! Wer hätt's gedacht! . . .

Ich glaub' dir, daß dein Herz voll Wehmut war
Und doch voll Glück, daß euch so nah am Feind
Die deutsche Seele Ludwig Richter gab
Und mit ihm Eichendorff und Claudius
Und lieben deutschen Volkslieds Wunderklang! —

Ein Kamerad hält Wacht, indes ihr schaut
Und lest und euer Herz mit Sonne füllt.
Doch einen seh' ich unter euch, dem's heiß
Zum Auge quillt, und eine Träne tropft
Verstohlen auf das Blatt. — Ein andrer spricht:
„Das schick' ich heut' noch meinen Kindern heim!"
Und einen seh' ich, der versonnen blickt
In ferne Fernen, wo ein Häuschen steht,
Grad wie das auf dem Bilde, und er sinnt
Und träumt . . . Nun schaut er einer Wolke nach,
Die hoch im Sonnenblau nach Osten zieht . . .

Ein Schuß! . . . Gewehre rasseln auf,
Und eure Hände bergen schnell das Blatt
Zu lieben Dingen, die euch teuer sind.
Und eure Augen blicken wieder hart,
Und eure Fäuste pressen das Gewehr.
Vor euch der Feind und hinter euch das Land,
Da Ludwig Richter lebte, Eichendorff
Und Claudius, und traut und innig tönt
Des lieben deutschen Volkslieds Wunderklang. . . .



Digitized by Google

Ein Brief an den Schubert-Franz

Von Max Jungnickel (Musketier)

Da habe ich im vorigen Frühling, ehe ich mit meinem Gewehr auszog, diesen Brief geschrieben.

Heute fand ich ihn in meinem Brotbeutel wieder.

Er sieht so zerknittert und verregnet und vergilbt aus.

Und Franz Schubert wird's nicht mehr hören, daß ich einmal so selig an ihn gedacht habe. Es ist ja Herbst.

Lieber Schubert-Franz!

Der Frühling ist so gut mit seinen Lerchen, damit wir uns nach dir sehnen sollen, lieber Schubert-Franz.

Um unser Dachstübchen ist ein duftender Strick aus Heckenröschen gewickelt.

Wir hängen im Himmelsblau, wir baumeln in sanften Sternenkränzen.

Der Wind geht so leise und hält den Atem an, damit er ja keine Heckenröschen abblättert.

Wir hören, wie Deine lieben Lieder um den Abendstern huschen.

Wir sehen, wie verirrte Engel sinkend und steigend nach Deinen lieben Liedern haschen.

Und unter uns der Blütenatem des Dörfleins.

Und die Gasse wimmelt von Gedichten.

Komm schnell zu uns, lieber Schubert-Franz!

Du kannst ruhig im zerrissenen Fracke kommen; meine Frau näht Dir die Löcher ganz schön wieder zu.

Komm schnell zu uns, lieber Schubert-Franz!



Stille der Nacht · Von Karl Engelhard

Denn seine Seele „ist stille“. Goethe.

Nacht der Träume! Sel'ge Stille!
Silbern fällt des Mondes Schein ...
Gottes reinster Schöpfungswille
Zieht in meine Seele ein.

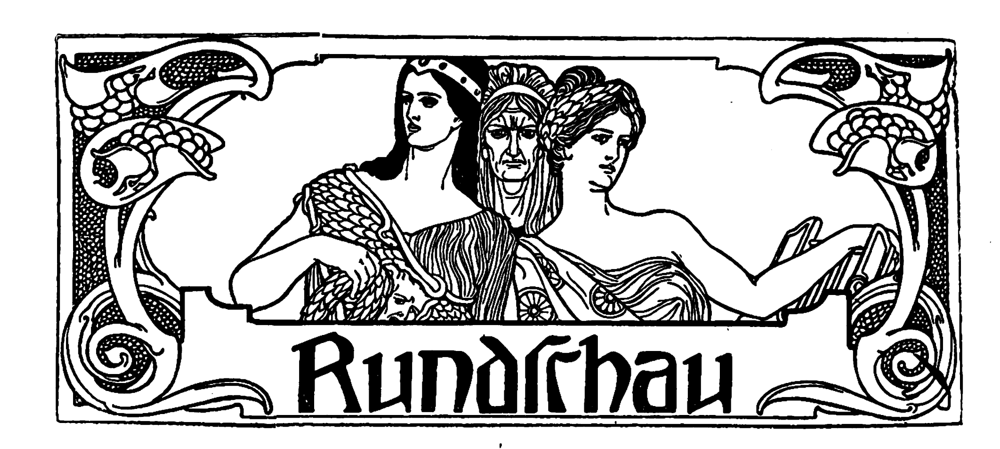
Und ich laß ihn wirken, bauen,
Und ich geb' mich ganz ihm hin:
Wunderlande darf ich schauen,
Wo ich nie gewesen bin ....

Ist es Duft nur, den ich sauge?
Sind es Sterne? Ist's Musik?
Hört's mein Ohr? Gewahrt's mein Auge?...
Ach, es ist ein tiefes Glück!

Und des Tages heiße Wunde
Klopft nicht mehr und schlummert ein ...
Süße, wundertät'ge Stunde:
Einsam! Nur mit Gott allein! ...



Digitized by Google



Werden wir uns mit Frankreich je verstehen?

Die Antwort darf wohl wieder in eine Frage münden: Haben Deutschland und Frankreich einander jemals verstanden?

Mit dieser doppelten Fragestellung leitet Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kretschmayr in der „Österreichischen Rundschau" eine Untersuchung ein, die zu den wertvollsten Forschungen im Wesen der beiden Völker gehört. Und doch — in ihrem Eifer, es nur ja nicht an „Objektivität" fehlen zu lassen, unterliegt sie stellenweise gerade der deutschen Erbsünde, das fremde Volk auf Kosten der berechtigten Ansprüche der eigenen zu begünstigen. Aber die glänzend gemeißelte Arbeit fördert soviel Wahres und Wichtiges, daß sie der selbständig denkende Deutsche nur mit Vorteil und Genuß lesen wird.

Haben nun Deutschland und Frankreich in der Tat einander jemals verstanden? Niemand, antwortet Professor Kretschmayr, wird ein entschlossenes Nein wagen wollen. Aber ein politisches Einvernehmen ist dem Mangel wirklich ans Leben gehender Interessengegensätze zu Trotz kaum jemals wahrzunehmen und bei stärkster gegenseitiger Einflußnahme klafft zwischen beider Weltanschauung ein kaum überbrückbarer Widerspruch. Immer war während der mehr als tausendjährigen Nachbarschaft, die es nun einmal zu halten gilt, Frankreich im Angriff, Deutschland in der Verteidigung. Dieses Verhältnis hat in Politik und Kultur zu einer wiederholten Überwältigung Deutschlands, dann aber, je mehr dieses seiner Jugend entwuchs und seine unbedacht verbrauchten Kräfte zusammenfaßte, zu einer politischen Überwindung Frankreichs geführt, dem trotz Weltreichspiel und Milliardenreichtum doch nur mehr die Wahl zu bleiben scheint, ob es in Hinkunft seine Nebenrolle zu seiten Deutschlands oder Englands spielen will, und das auch den selbstgefälligen Trost nicht lange glaubhaft finden wird, daß Deutschland, zehnmal siegreich, doch immer Kulturlehensland von Frankreich sein und bleiben werde wie einstmals Rom von Griechenland.

Wir wollen die Dornenwege aller Rassentheorie unbegangen lassen. Wie viel ist keltisch an den Franzosen, germanisch an den Deutschen, und was soll es für einen Sinn haben, zu streiten, ob die Kelten die Erzieher der Germanen gewesen sind? Als ob diese Kelten nicht gutenteils ein Buchwesen wären und als ob Kelte und Franzose gleichzusetzen wäre. Wenn im Bereiche der Monarchie Karls des Großen der romanisierte Kelto-Germane des Westens die Feder, der unberührte Germane des Ostens das Schwert geführt hat, mit „Deutsch" und „Französisch" hat dies nichts zu tun. Deutschtum und Franzosentum war noch durchaus im Werden. Man dürfte sagen, der Vertrag von Verdun des Jahres Achthundertdreiundvierzig hat sie, Deutschland und Frankreich, als jener Monarchie vornehmste zwei Kinder geboren.

Digitized by Google

Aber noch lange sind sie ihres nationalen Gehaltes sich nicht bewußt, erst in den Tagen von Kanossa wird das Wort vom „deutschen Vaterlande“ laut, und erst die Kreuzzüge haben aus Franken Franzosen gemacht. Das schließt nicht aus, daß sie, kaum zur Welt gekommen, grimmig zu zanken beginnen, und Frankreich macht den Anfang. Es hält sich für die einzig erbberechtigte Tochter, seine Könige sehen in Deutschland, mindestens im Deutschland links des Rheines, nur entfremdetes Reichsland, und kluge Köpfe gleichen dieser idealen Forderung bald genug das Verlangen nach den „natürlichen Grenzen“ an. Man darf sagen, Rheingrenze und Rheinbund leben in der französischen Seele, solange es Franzosen gibt. Vorerst ist Deutschland stärker, Deutschland führt das Schwert. Die Linksrheinlande werden und bleiben als Herzogtum Lothringen ein Stück des Römischen Reiches Deutscher Nation. An den Riesengestalten der großen Ottonen, Heinriche und Friedriche gemessen möchten die Franzosenkönige dürftig, wirklich als „reguli“, wie der Kanzler Friedrich Barbarossas sagte, erscheinen. Dann aber schlug Frankreich die Stunde. Während Deutschland den uralten Kampf zwischen Krone und Kirche streiten mußte und sein Kaisertum darüber zugrunde ging, wurde das französische Kreuzfahrervolk zur „ersten Tochter der Kirche“ und brachte aus seinen Gottesfahrten ins Morgenland ein klares Nationalgefühl und hundertfältige Anregung heim. Diese nützend, fußend zudem auf reicher Tradition und voll Schöpferkraft, erwuchs die nunmehr vollendete Nation zur Führerin und Erzieherin von Europa. Sie trug das Licht voran in jenen Geburtsstunden moderner Zeit, da „Frau Welt die Ecclesia schlug“ und das Hochmittelalter zur Renaissance wurde: das Frankreich der Ritter und Troubadoure, der Heldengedichte und der Novellen, das Land der gotischen Baukunst. Mit Vorbildern und Motiven in bildender und redender Kunst, in Gesellschaft und Sitte machte es alle Nachbarschaft sich untertan, vor allem aber Deutschland. Es ist Frankreichs erste große Kultureroberungsfahrt nach Osten. Durchaus mit Genugtuung werden wir ihrer nicht gedenken. Um nur eines zu sagen: Unsere heimische Kirchenbaukunst, die in seltsamer Wortverwirrung die romanische heißt, die gebenedeite Kunst der hohen Dome dort am Rheine, wurde durch die Fremde überwältigt. Wir aber haben alles, was sie uns brachte — Ritterlyrik, Gotik, höfisches Epos —, umgeschaffen, erhöht, uns eigen gemacht, so sehr, daß für das anmaßende Franzosentum, das Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach als „simples adaptateurs“ verunglimpft und Siegfried zum Franzosen stempeln will, wahrlich oft genug nur der Titel des Materiallieferanten übrig bleibt. In französischer Form bildete und wirkte deutscher Geist. Aus Ritter Parzival wurde der Faust des Mittelalters und Walter von der Vogelweide, der Dichter aus Österreich, dem liederfrohen deutschen Sonnenlande schuf seinem nach allen Sternen langenden Volke das erste Nationallied: „Deutsche Zucht geht vor in allem.“

Dann ändert sich die Welt. Kaisertum und Papsttum sinken, das Rittertum entartet, nicht Burg und Turnier mehr geben der Welt das Zeichen, sondern Markt und Stadt; Rudolf von Habsburg, der königliche Kaufmann, steht an der Schwelle der bürgerlichen, der „plebeischen“ Jahrhunderte des Spätmittelalters und der Reformation. Politisch könnte man von einer Zeit der Analyse sprechen. Frankreich, in den Tagen des vierten Philipp halb bereit, der Kultureroberung den politischen Angriff auf den Osten folgen zu lassen, versinkt im Elend des hundertjährigen Krieges mit England und fällt nach neuerlichem Anlauf im Sinne einer starken, aggressiven Zentralgewalt nochmals in die Anarchie der Hugenottenkriege zurück. Aber die Unterbauten sind stark genug, daß nach Behebung der Religionskonflikte sofort eine wohlgegründete Monarchie ins Leben treten kann. Deutschland hingegen, das Deutschland der Städtebünde und Landesobrigkeiten wird nach rasch verfliegenden Hoffnungen einer Reichserneuerung durch Kaiser Karl den Fünften zu voller Reichsauflösung zerfließen und die Monarchie „mit den langen Händen“ wahrnehmbar genug an seinen Grenzen verspüren. Überall weicht Deutschland politisch zurück, dringt Frankreich vor. Dagegen scheint die französische Kulturoffensive zum Stillstand gekommen zu sein, und in gegenseitiger Wechsel-

Digitized by Google

wirkung wäre die aktive Kulturbilanz in den plebeischen Jahrhunderten eher zu Deutschlands Gunsten zu buchen. Als Kulturbringerin preist in den Zeiten der Bartolomäusnacht der Franzose Henri Etienne die Nachbarnation und rühmt Frankfurt am Main als ein neues Athen. Das ist das Deutschland der Waffenkünste, Lehrmeisterin Frankreichs von den Eisenharnischen und Arkebusen bis zu den Heereseinrichtungen der Gegenwart, das Deutschland der Buchdruckerkunst, das Land des neuen lehrhaft zugleich und bürgerlich gerichteten Lebensideals der Humanisten und der Meistersinger, wie es fröhlich aus dem hohen Sang des Veit Pogner leuchtet, das Land endlich der Reformation, ohne dessen Geist Calvin bei all seiner lateinischen Art nicht zu denken ist, wie er denn endlich zum germanischen, nicht zum französischen Religionslehrer geworden ist. „D'Allemagne sont venues le poudre de canon et l'hérésie", knurrt ein Wort dieser Tage. Und wer steht in Frankreich gegen Holbein und Dürer?

Aber die neubegangenen Wege zur Bildung einer organisch aufwachsenden deutschen Art, der die Renaissance, diese unserem Wesen innerlich fremde Formenkunst, nichts hätte anhaben können, wurden wiederum verlegt. Die Reformation hinterließ uns ein furchtbares Vermächtnis: das Elend des Dreißigjährigen Krieges. Die materielle und moralische Kraft des alten Bürgertums wurde gebrochen, das einst so „hochgemute" deutsche Volk verlor den Glauben an sich selbst bis zur Willenlosigkeit. Jammernd beklagt der Dichter Moscherosch sein Vaterland, das zur Witwe geworden sei. Und da kam über dieses verwahrloste Deutschland zum zweitenmal Frankreich, das Frankreich der „goldenen Könige". Heinrich der Vierte und die großen Minister Richelieu und Mazarin haben das prangende Haus erbaut, Ludwig der Vierzehnte ist sein glänzender Verwalter. Wie hätte Deutschlands Not nicht einladen sollen, rücksichtslos dahin zu greifen? Auch ein minder ehrgeiziger Fürst als der Sonnenkönig, auch ein minder unersättliches Volk als die Franzosen würden der Versuchung schwer widerstanden haben, jetzt zu so glücklicher Stunde längstgehegte politische Gedanken zu verwirklichen: Erweiterung bis an den Rhein und Auflösung des deutschen Westens zu einer „troisième Allemagne" bunter Kleinstaaten. Ob das klug oder töricht, recht oder unrecht war — Frankreich hatte die Macht. Seine Politik griff in alle Erdenfernen hinaus und seine Kultur erhob sich zur Mittagshöhe. Niemals hat Frankreich wieder ein Ähnliches gesehen wie die Tage der Boileau, Pascal und Lafontaine, der Corneille, Racine und Molière, die Zeiten des Louvre und der Tuilerien. Wir dürfen gestehen, wir Deutsche, ein wenig durch Lessing und seinen Kampf gegen diese bei aller Enge wunderklare (nationalistische! D. T.) französische Klassik verführt, wir haben diese zu wenig verstehen und würdigen gelernt. Es ist nicht nur Regelzwang in ihr, sondern auch Pracht und Glanz, und ihr Netz, so dicht und reich, wird noch eine Welt umsponnen halten, wenn die politische Herrlichkeit ihrer Heimat längst verblichen sein wird. So unternahm denn das bourbonische Frankreich seinen zweiten Eroberungszug nach Deutschland; es raubte den Elsaß, raubte Straßburg, gewann Rheingrenze und Rheinbund; es wurde doppelt und dreifach Siegerin auf den Feldern des Geistes. Deutschland erschien wie eine Filiale von Frankreich; es bildete dessen Gaben nicht um, wie einst in der Hohenstaufenzeit; es kapitulierte. Der deutsche Geist schien auf das Gebiet der Musik, dieses sein eigenstes Feld, zurückgescheucht. Das französische Staatsideal zersprengte das wankende deutsche Reich in absolute Kleinstaaten, das französische Wirtschaftsideal des Merkantilismus zersplitterte es in eine Menge zollgeschützter Wirtschaftseinheiten. Französische Ware und französisches Wort standen unerreichbar hoch im Kurs. Es sind die Deutschen, sagte in der Zeit des großen Friedrich der Franzose Rivarol, die Europa gelehrt haben, die deutsche Sprache gering zu achten. Und L'Allemand war so viel wie dummer August.

Freilich, die klassischen Jahre von Versailles waren eine Höhezeit; der Abstieg blieb nicht aus, der Abstieg zu politischem Bankbruch, innerer Haltlosigkeit, zum Nihilismus der Sophisten der Vorrevolution. Diese glänzende Kultur hatte sich so völlig ausgestaltet, daß sie sich neue Möglichkeiten selbst unterband. Frankreich stellte der Aufklärung nur mehr die negativen

Digitized by Google

Geister und wer die aufklärenden Aufklärer sucht, der muß nach Deutschland gehen. Zugleich setzt dieses überhaupt zum Gegenschlage ein. Ist es nicht bezeichnend, daß Deutschland gerade in den Zeiten des Nationalismus so sehr gebunden darniederlag, als sollte sich damit ausdrücken, daß seine Kräfte nicht in kalter Verständigkeit, sondern in Wille und Phantasie verankert liegen? Es wird immer zu den großen Schauspielen der Geschichte gehören, wie hier die Vernunft der Aufklärung sich zu Philosophie und Kunst der Klassik umgebildet hat. Unser Volk erstreitet sich, fremde Bande lockernd und lösend, einen vordersten Platz in der Reihe der Nationen. Das ist jener köstlichen Zeiten Stolz und Schönheit. Und wieder wie einst führen die Bürger, so ganz anders als im Frankreich der Schlösser und Salons. Frankreich horcht auf, wundert sich, schilt und spottet und neigt sich endlich. Voltaire noch wünschte den Deutschen „mehr Geist und weniger Konsonanten", zwei Jahre nach seinem Tode klagte einer seiner Landsleute: „Unsere schönen Tage sind vorüber, die Deutschlands fangen erst an." Goethes „Werther" wurde zum französischen Lieblingsbuch, Schillers „Räuber" eroberten sich die Herzen trotz allem regelwidrigen Sturm und Drang, und mochten sie die Philosophie von Kant „barbarisches Kauderwelsch" schelten, sie kommen, die Franzosen, doch nicht mehr von ihm los. Allen geistigen Schutzzöllen zu Trotz, mit denen der erste Napoleon, dieser Mann auch des geistigen Merkantilismus, Frankreich umzirkte, feiern die Töne der Anerkennung nicht und im Deutschlandbuche der Frau von Staël klingen sie wärmer und lauter auf denn je. Der alte Friedrich hatte zu Recht vorausgesagt, die deutsche Literatur werde die Welt gewinnen. Verständnisvoller und aufrichtiger hat deutsch-französische Gegenseitigkeit kaum geblüht als in den Jahren der Romantik nach Leipzig und Waterloo. Nationalismus und Befreiungskriege haben nichts daran verdorben. Freilich, es war ja auch ein wundervoll bequemer Nachbar, dieses Deutschland des Vormärz, das politisch apathische Land der Denker und Dichter und die Verbeugung vor seinen Geisteskünsten kostete so wenig. Aber man sehe doch, wie hoch Ernest Renan und Hippolyte Taine deutsche Gedankenarbeit hielten und sie Frankreich nutzbar zu machen wußten. Deutsche Methode, deutsche Bücher, deutsche Gebräuche kamen über den Rhein und selbst „Jean l'ébouriffé", der Struwwelpeter, zog fröhlich ein nach Paris. In ungespielter Bewunderung reichte Frankreich Deutschland die Palme in der Musik und lernte nach leidenschaftlicher Widerwehr Richard Wagner als „den Zweiten nach Goethe" preisen. „Deutschland und Frankreich müssen zusammen gegen Rußland und England stehen", fordert Jules Michelet, der Geschichtschreiber. „Deutschland und Frankreich sind die Gesittung", bekennt Victor Hugo, der Dichter. Napoleon der Dritte, der kaiserliche Romantiker, meinte wohl Rheingrenze und deutsche Einheit, französische Tradition und deutschen Nationalismus auf einen Nenner stimmen zu können. Was wohnte nicht alles an wunderlichen Ideen friedlich gesellt in seinem unruhigen Kopf! Aber der Kaiser und sein Frankreich irrten und es gab ein furchtbares Erwachen: Die „année terrible" von Sedan und Versailles. Frankreich verlor kostbares Land, verlor seine vorwaltende Stellung in Europa, sah mit erschrecktem Staunen, wie die allezeit mitleidig begönnerte Germania sich das Siegesdiadem gewann und der holde Traum der „Allemagne de la pensée" vor der rauhen Wirklichkeit der „Allemagne de la force" verblich. Es war ein wahrer Höllensturz alter politischer Herrlichkeit. Niemals ist Frankreich von diesem Leid genesen.

So tief der Fall war, es ist nicht immer zur Rache gerufen worden in Frankreich. Es hat Tage gegeben, da der Gedanke der Revanche, dieses glühenden Verlangens nach Wiedereinsetzung in die verlorene Vormachtstellung auf dem Festlande, alle Geltung verloren zu haben schien. Die Empfindsamen redeten sich ein, wie sehr Deutschland, das Europens trautestes Kind geschlagen, an allen guten Geistern der Menschheit gesündigt habe. Vae victoribus! Ernste Männer wollten die Kraftquellen des Feindes verstehen lernen, sein Land, seine Sprache, sein Heer, seinen Bismarck. Erlauchte Denker und müde Zweifler übten Resignation und immer dichter schien die schon vom zweiten Kaiserreich her über dem Lande lastende dumpfe

Digitized by Google

Stimmung des „Ennui“ — „Renanisme“, haben später die Bannerträger der neuen Revanche gehöhnt — Frankreich umspinnen zu wollen. Wo blieb zwischen Panama und Dreyfus-Affäre, Antimilitarismus und Kirchensäkularisation Raum und Zeit zu politischer Rachelust? Verächtlich sagt Remy de Gourmont der Revanche ab: „Mich dünkt es langweilig, das scherzhafte Bild von den beiden gefangenen Schwesterchen, die im Trauerschleier am Grenzpfahl liegen und heulen wie ein Kalb, statt daß sie vor den Kühen sitzen und melken.“ War es nicht bezeichnend, daß die Kriegspropaganda nur Abenteurer und Bänkelsänger, Boulanger und Déroulède zu Häuptlingen fand? So ist auch die Politik der dritten Republik lange Jahre entscheidungsscheu gewesen und geblieben. Selbst Bismarck glaubte Hoffnungen auf kommendes gutes Einverständnis aussprechen zu dürfen. Frankreich nützte gegen Englands Unduldsamkeit Deutschlands Entgegenkommen zum Ausbau seines Kolonialreiches, das nun nach den Fehlversuchen der Bourbonen und des ersten Napoleon sich zu mächtiger Ausdehnung weitete. Das war die vorsichtige Politik des Ministers Hanotaux. Aber einmal kam die Stunde, die Entscheidung forderte: Achtzehnhundertachtundneunzig. England hatte Frankreich aus Faschoda, d. h. aus Ägypten, uralt französischem Interessenland, gescheucht. Frankreich hatte die Wahl: Mit Deutschland gehen und endgültig auf den Rhein verzichten, mit England gehen und das Nilland preisgeben? Es war der Minister Delcassé, der in weltgeschichtlicher Stunde für England entschied. Denn England war in der Lage, bar bezahlen zu können. Der Lohn für das willfährige Frankreich hieß Marokko. Wußte England, daß Deutschland sich hiezu zum Worte melden, daß daran ein Brand sich entzünden würde? Wenn — dann hat es gut gerechnet. Der deutsche Kaiser erschien im Jahre 1905 in Tanger, ein deutsches Kriegsschiff sechs Jahre später vor Agadir. Frankreich mußte den Gewinn von Marokko mit Gegenleistungen an Deutschland am Kongo bezahlen, sollte wohl gar den guten Willen Deutschlands mit dem Abschlusse eines Bündnisses lohnen. Bündnis mit Deutschland? Nimmermehr. In solchem Bündnis würde Frankreich nur Dekoration sein, erklärten auch ruhige Politiker. Die Jugend aber, die „Intellektuellen“ und „Humanisten“ sahen nur den Erbfeind. Dieses tatenmüde Vaterland muß seinem Ennui entrinnen. Gibt es eine bessere Fanfare, als zum Todestanze gegen die Elsaßräuber blasen? Die Besonnenen warnen wohl erst, dann denken sie um; kaum einer, der fest bleibt. Der eine, von dem wir es wissen, mußte sterben: Jean Jaurès. Die Revanche ist wieder am Orte, lauter, wilder, unversöhnlicher als je. Bündnis mit Rußland, Bündnis mit England: Endlich ist einmal die französische Politik voll und gerade nach einer Richtung gekehrt, nicht mehr wie ehedem unter Napoleon und Ludwig dem Vierzehnten gegen zwei Fronten. Aber die Einsicht kam zu spät. Nichts ist uns heute gewisser. Frankreich ist heute das Stelldichein der Kulis aller Welt, sieht ganze Länderstrecken seiner Staatshoheit entwunden, nicht nur durch den Feind, der unerschütterlich auf seinem Boden steht, sondern auch durch den — Freund, der rücksichtslos an der Kanalküste gebietet, und in tollem Hasse hat sich die eitle Hüterin der Zivilisation in die Wut und Schmach einer Racheliteratur hineingeschrien, für die schon der große Maupassant auch das Freudenmädchen als patriotische Promachos mobilisieren zu dürfen gemeint hat. Ist das nicht Frankreich in seiner tiefsten Erniedrigung? Zwanzigmal hat Deutschland Frankreich die Hand geboten, Frankreich wies sie zurück. „Die Freundschaft drängt sich nicht auf, sie wird gewonnen. Die dargebotene Hand, wir ergreifen sie nicht“, so redet Frankreich. Verlorene Hoffnung Bismarcks, zu glauben, Frankreichs Kolonialstreben, so willig von Deutschland gefördert, würde die Gegensätze mindern! Frankreich, das kaum seinen Mutterboden mehr ausreichend besiedeln kann, verlangt wohl für sich selbst nach Besitzmehrung in fremder Welt, „weil ein Volk, das den Willen zur Eroberung verlernt, reif ist, selbst Gegenstand der Eroberung zu werden“; der Nachbarnation aber, die aus Land- und Lebensnot nach Erweiterung ihrer Räume rufen muß, will es um die Wette mit England überall die Wege dahin verlegen und hat dazu noch die Kühnheit, zu rufen, Deutschland wolle alle vom Futtertroge wegdrängen. Sie

Digitized by Google

haben gewußt, wohin sie wollten, die Franzosen; sie haben es wissen müssen. Deutschland mußte seinen Platz begehren in der Welt, für Deutschland ist der Imperialismus, dieses bewußte Streben jedes gesunden Volkes, sich den seiner Kopfzahl und Leistungskraft als angemessen erkannten Geltungsraum zu sichern, dieses natürlich gewachsene Kind der Übervölkerung und des Kapitalismus, für Deutschland ist der Imperialismus nicht Macht- und Börsenspiel, sondern unausweichliche Forderung. Deutschland streitet um das Haupt und um das Leben, Frankreich um Träume und Phantome und hat, selbst wenn es sie zur Wahrheit zu machen vermöchte, nur wieder aufs neue in Lebensnot und Todesangst den gewaltigen Nachbar zu fürchten. „Ich glaube," sagte ein Jahr vor des alten Kaisers Tode feierlich Bismarck, „daß wenn nicht Gott selbst die Franzosen im nächsten Kriege befehligt, Deutschland siegreich sein muß."

Tausend Jahre sind wir Nachbarn, Deutsche und Franzosen, tausend Jahre der engsten Wechselwirkung und innigsten Durchdringung in Politik und Kultur, und tausend Jahre sind wir uns fremd geblieben. Warum so wenig wahrhaft gangbare Brücken hinüber, herüber führen wollen? Warum beide Arten gar so sehr geschieden scheinen? Die Antwort ist schwer. Deutsches Wesen, französisches Wesen — wer wollte solche höchste Kategorien begrifflich zu umzirken sich unterfangen, ihre Ausdrucksformen deutlich gegeneinander abzuprägen sich erkühnen? . . . Der französische Geist will alles klar, einheitlich, in ein System, ein Schema, auf einen Nenner gebracht sehen, die Vielspältigkeit des Daseins und seine bunten, widerspruchsvollen Gegebenheiten durch geschlossene Bilder, Theorien, Definitionen überwinden, verschleifen, verlöschen, und es war ganz folgerichtig, daß die Revolution den Christenherrgott durch die Göttin der Vernunft entthronen ließ. Alle französische Geschichte strebt nach Leitwort und Nenner als Ziel. Was nicht klar ist, ist nicht französisch. Schier mathematisch genau soll die Staatspyramide im Staatsoberhaupte gipfeln; ob goldenes Königtum, Volkssouveränität, Kriegsimperium oder Parlamentarismus — es ist immer derselbe zentralisierende Staat. Die äußere Politik wandelt sich strenge programmatisch ab; einmal heißt das Schlagwort Nationalismus, einmal Revanche, immer aber ist ein Schlagwort da. Man erkenne doch die nivellierende Gewalt der Tradition in Frankreichs Geistesgeschichte. Nur keine regelwidrigen Individualitäten! Wächst einer aus den französischen Geistern in redender oder bildender Kunst so über die Umwelt auf wie Shakespeare, Rembrandt, Goethe? Und ist uns persönlichkeitsfrohen Deutschen die französische Kulturgeschichte nicht gerade auch darum seltsam fremd? Man sehe die berühmten drei Einheiten des klassischen Dramas, hinter denen sich doch wieder nur die wirklichkeitshungrige Forderung nach äußerer Wahrscheinlichkeit zu verbergen scheint, die stramme Regeltreue des Alexandrinerverses; man sehe, wie der große Hippolyte Taine seine Personen zeichnet; sie haben ihre Grundeigenschaft, Robespierre der Küster, Danton der Barbar, Marat der Narr, um die herum das schimmernde Gebäude der Charakteristik aufgerichtet wird. Und wenn im modernen französischen Roman die zergliedernde Psychologie oft überbreit auslädet, so ist sie doch nur auf ihrer Fahrt zum befreienden Grundwort steckengeblieben. Denn um zur erstrebten einheitlichen Klarheit zu gelangen, muß erst alle Erscheinung auseinandergelegt, analysiert werden, um dann in der Uhrmacherwerkstätte des französischen Geistes sorglich zum kunstvollen Satz zusammengefügt werden zu können. Große Dinge wachsen daraus hervor: die prachtvolle Präzision der französischen Sprache, die Lamartine tönende Mathematik nennt, die verführerische Formgewalt des französischen Wortes, die oft bewundernswerte, oft genug freilich auch innerlich unwahre Bezwingung des spröden wissenschaftlichen Stoffes zum literarischen Kunstwerke. Alles dies ist nicht nur ein Schatz, sondern auch eine mächtige Waffe der französischen Kultur. Es ist kein Zufall, daß der große Journalist der modernen Zeit, Voltaire, ein Franzose ist. Die rationalistische Regelfreude ergreift endlich auch das Leben selbst: geradlinige Straßen, symmetrisch Plätze, uni-

Digitized by Google

forme Häuser, die doch wieder seltsam schön sind und Paris so einzigartig machen, wohlberechnete Gartenkulturen kennzeichnen das innerlich gebundene französische Leben ebenso wie die behagliche Enge und egoistische Kleinlichkeit in Haus und Familie. Zugleich aber erschafft sich dieses Leben wie aus einem Gesetze heraus, daß Freiheit und Gebundenheit sich das Gleichmaß halten müssen in der Menschenseele, den lebhaften Rhythmus äußerer Ungebundenheit, dessen Harmonie auch bewundern wird, wem die Trias Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erfunden zu sein scheint, um die Unfügsamkeit, den Neid und die Unduldsamkeit die Kardinaluntugenden des Alltags, dahinter zu verstecken. Wehe aber, wenn diese den wohltemperierten Ablauf der Dinge aus der Rinne bringen! Der Nationalismus, neuer System froh und historische Entwicklung nicht achtend, wird immer die Neigung haben, es mit umbotmäßigen Neuerern zu halten, wird revolutionär zerschlagene Dämme nur selten zu bessern sich bemühen. Und leidenschaftlicher Veränderungsgier hat schon Cäsar einst die Gallier geziehen. Dann werden rohe Kräfte sinnlos walten und wird die Welt erschrecken vor Taten und Erscheinungen wie der Bartholomäusnacht, den Septembermorden, der Kommune von Paris und der hemmungslosen Hysterie der Franzosenwelt von heute, die allen Ernstes den kategorischen Imperativ Immanuel Kants, diese Aufforderung zum Altruismus, als eine unverschämte Kriegserklärung der persönlichen Willkür an alle Umwelt vermaledeit.

Gleichwohl, das französische Lebensideal mit seiner Selbstverständlichkeit und Harmonie, seiner Freude an Form und Wort, seinen Menschenrechten und seiner Republik, wo jeder Marschallstab und Ministerportefeuille in Tornister und Tasche trägt, mit seinem Streben, sich aus Leid und Freud, Lust und Not des Daseins immer wieder ein individuelles Festmahl zurechtzurichten, dieses Ideal ist schön, bequem, hat eine werbende Kraft. Unsere Feindschaft gegen Frankreich allzumeist hat uns die Seelen der Neutralen entfremdet. Wir haben aber auch allzuwenig entgegengestellt. Mag der Franzose den Zaubern des hohen Wortes oft bis zur Lächerlichkeit untertan sein, wir haben mit unserer Verachtung von Wort und Form arg gefehlt. Es genügt nicht, Gold aus den Tiefen zu heben, man muß es auch zum Ringe zwingen. Form und Worte sind nicht bloß Schein und Gaukelei, sie sind auch Wirklichkeit und Macht. Form und Wort gewinnen die Herzen. Wir hätten ganz anders ausziehen müssen, die anderen uns zu erobern. Wir hatten es nötig. Denn das deutsche Lebensideal ist so viel weniger bequem als das französische, ist nicht auf einen Nenner gebracht, nicht gegründet auf die klaren Grundlagen einer jedem faßbaren Verständigkeit, es ist begründet in den dunklen Tiefen dessen, was wir Gemüt, Wille, Einbildungskraft nennen. Sind die Franzosen Rationalisten, wir sind problematische Menschen. Applaudite amici, kann jeder Franzose sagen. Uns ist das Leben keine schöne Komödie, keine Bühnenstunde, es ist uns umstellt von Pflichten erst und dann von Rechten und von der wirklichkeitsfrohen Deutlichkeit lateinischer Sonnenkinder soweit entfernt wie die Sonne Homers von den Gewittern der Edda. Wir sind nun einmal — trotz Goethe — von der Art, der die Ruhe der goldenen Mitte nicht Genüge tut, und sind im Hintergrund unseres Herzens immer wieder von den Fragen an das Schicksal quälend umlauert, mag auch nach außen die Fassade unseres Wesens kraftvoller und aufrechter scheinen, schon darum, weil wir an den Ausgleich der Mißklänge in unserem Herzen immer erneute Willenskräfte wenden müssen. Der Franzose will die Freiheit seines äußeren Menschen und läßt sich innerlich durch Räson und Tradition gerne binden, uns verlangt es nach äußerlich begrenzter, innerlich unbegrenzter Freiheit. Uns ist der Staat nicht die Fessel, sondern die heilige Gemeinschaft, und nicht was der einzelne zu fordern, sondern was er zu leisten hat, darauf kommt es an. Mögen sie tausendmal unsere Staatsmystik schelten, wir werden uns ihrer revolutionären Dreiheit nicht verschreiben. Mögen sie sich ihres mechanistischen Staatsideales freuen, das sie

Digitized by Google

selbst in wunderlicher Inkonsequenz aufheben, indem sie ihre nach einheitlicher Spitze verlangende Verwaltung in das Durcheinander von feilschenden Parlamentariern ausmünden lassen. Wir wollen den buntgegliederten Staat, wie er uns erwuchs, wie ihn die großen Staatsmänner den revolutionären Lehren entgegen gebildet haben und wollen strenges Gesetz und festen Befehl darüber. Wir freuen uns der farbenreichen Vieldeutigkeit und des unerschöpften Werdetriebes unserer Sprache und wollen sie nicht zu einem französischen Garten zurechtstutzen lassen, mag sie dabei auch zu mancher blühenden Kunst ihrer feinen Nachbarin untauglich bleiben. Wir suchen die Wahrheit, um sie zu finden und dann erst, um ihr ein rhetorisches Haus zu bauen. Wir sind auch im Leid dieser Zeiten die Menschheitsnation viel mehr als es die Propagatoren der Menschenrechte sind und führen mit Stolz die Worte des Dichters Klopstock auf unserem Schilde, daß nie gegen das Ausland ein Volk gerechter als das deutsche gewesen sei. Und wir wissen, wohin dieser Dualismus von Gebundenheit nach außen und Vollfreiheit nach innen das deutsche Volk geführt hat: zu jener Vereinigung von zielscharfem Zweckbewußtsein und erlösungsdurstigem Erkenntnisdrange, aus der die sieghaften Werke alles erwägender Organisation ebenso wie die Wunder unserer philosophischen und musikalischen Einbildungskraft geworden sind. Werden wir uns mit Frankreich je verstehen?

Es ist nicht einzusehen, warum Deutschland und Frankreich auf den Feldern der großen Politik nicht einmal zu vollem Einverständnisse sollten kommen können. Einsichtige Franzosen erkennen die Unnatürlichkeit, die Qual des Bundes mit England. Aber sie sagen sich zum Troste, daß wenn Frankreich schon, wie sie fürchten, zu einer Nebensonne im politischen Sternensysteme werden solle, die Abhängigkeit von England minder fühlbar sein werde als von einem verbündeten Deutschland; denn beide trenne sie das Meer und vereinige sie die Verwandtschaft — die äußerliche Verwandtschaft doch wohl nur? — der Weltanschauungen. Sie mögen recht haben mit ihrer Resignation; wie der Krieg auch ausfallen mag, Frankreich wird nicht in erster Reihe bleiben, mit Frankreich wird das entscheidende Wort nicht gesprochen werden, Frankreich wird sinken. Ob aber die englische Vasallität für Frankreich immer erstrebenswerter sein wird als die Schwesterschaft mit Deutschland? Die Integrität des europäischen Frankreich gilt deutscher Politik doch wohl immer als Glaubenssatz. [Warum aber —? Wenn wir nicht anders zur Ruhe kommen können, ewig diesen ausschweifenden Wespenschwarm im Rücken haben? D. T.] In Afrika bieten der Nordwesten und die Mitte für beide reichlich Platz; in der Levante, die es voraussichtlich wird räumen müssen, sind keinerlei Lebensinteressen Frankreichs auf dem Spiele. Aber drei verhängnisvolle Zeichen stehen auf seinem wolkenreichen Himmel: die in Wahrheit blutsaugende Vormundschaft Albions, das drohende Versiegen der Volkskraft, der Widerspruch, den die französische Staatsform in sich trägt. Wird Frankreich davon genesen? Als Englands Magd und Helferin ganz gewiß nicht. Deutschland aber denkt an das französische Wort: Die Freundschaft drängt sich nicht auf, sie wird gewonnen. Libera Gallia libera Germania. Vielleicht wird es unter diesem Zeichen ein Verstehen geben, vielleicht wird gerade unser Deutschösterreich, lateinischem Wesen verwandter als der Norden, einmal wieder Mittlerin werden, unser Wien hier ein „Paris von Deutschland" auch in diesem Sinne werden können, nicht nur als Vorstadt für Mode und Geschmack. Wer wollte freilich jetzt auf solche Lose hoffen? Man höre doch, wie dort in Frankreich ein wahrer Teufelshaß gegen „das Tier der Apokalypse" aufglüht und Politiker, Redner und Schriftsteller sich in wüsten Phantasien einer Austilgung deutschen Geistes, deutschen Volkes nicht genug tun können. Aber die apokalyptischen Reiter wollen, scheint es, anderswohin reiten und auch die von uns, die nicht blinder Hoffnung voll sind, erfüllt es wie ein Vorfrühlingstraum von einer Vorherrschaft des deutschen Geistes in der Welt. In diesem Glauben an die deutsche Kraft aber will es mir jedes Mannes, der Wort und Feder für Volk und Vaterland führt, würdig scheinen, auch in diesen Schicksalsstunden

Digitized by Google

die Leidenschaften des Augenblicks zur Frage, zur leise hoffenden, ein ganz klein wenig ironischen Frage zu zähmen: Deutschland und Frankreich, wird es wirklich ein Abschied für immer sein?

Mit dieser Frage schließt Professor Kretschmayr. Wir sollten es auf einen solchen Abschied kaltblütig ankommen lassen, sollten die Sentimentalitäten nun wirklich einmal verlernt haben. Wieviel Prügel auf Kopf, Gesicht und Magen sollen uns denn noch zu dieser Erkenntnis helfen?



Arbeiterwohnungsfürsorge in der Vergangenheit

Wohnungsfürsorge und Siedlungswesen, es sind Worte und Begriffe, denen man heute auf Schritt und Tritt begegnet, und deren Wichtigkeit mit Recht immer höher eingeschätzt wird. Ein bekannter Spruch sagt, daß man leicht zu gut essen und trinken, aber nicht leicht zu gut wohnen kann! Auf die Wohnungsverhältnisse ist vielleicht der größte Teil der sozialen und kulturellen Schwierigkeiten zurückzuführen, mit denen die Gegenwart zu kämpfen hat, und wenn es den vereinten Anstrengungen des Staates und des Volkes gelingen sollte, gerade dieses Problem in einer befriedigenden Weise zu lösen, so würden wir jedenfalls dem sozialen Frieden um ein gutes Stück nähergekommen sein.

Die Wohnungsfrage besteht, seitdem es Städte, insbesondere Großstädte gibt; sie bildet ein stehendes Kapitel in der Geschichte des Städtewesens, und es mag also gerade angesichts der heutigen Sachlage von Interesse sein, einen kurzen Rückblick auf die Bestrebungen zu richten, die man schon in früheren Zeiten gemacht hat, um der Wohnungsnot zu steuern. Dabei wird sich übrigens — um es gleich vorweg zu sagen — herausstellen, daß wir auch in dieser Beziehung dem rücksichtslosen Materialismus, wie er in England groß geworden ist, die Entstehung der schlimmsten Übelstände zuzuschreiben haben. Auf englischem Boden sind jene Ausschreitungen, jene Auswüchse vorgekommen, die der sozialistischen Literatur das Material, und zwar in diesem Falle ein nur zu begründetes Material, zu ihren Anklagen gegen den damaligen Industrialismus geliefert haben. Die Wohnungsnot in England hat seinerzeit den höchsten Grad erreicht, und freilich hat man sich auch dort entschließen müssen, kräftige Abwehrmaßregeln zu treffen. Aber wenden wir den Blick einmal in die ältere Vergangenheit! Schon im alten Rom war man genötigt, entsetzlich hohe Gebäude — die Wolkenkratzer der alten Welt — für die arbeitende Bevölkerung zu erbauen. Vitruvius erzählt von Gebäuden, die zehn bis fünfzehn Stockwerke hoch waren und eine große, dichtgedrängte Masse von Bewohnern aufwiesen. Auch im alten Karthago, der damals herrschenden Handelsstadt, scheinen viele für die Arbeiterschaft bestimmte Häuser sieben bis acht Stockwerke gehabt zu haben. Wie stand es nun im deutschen Mittelalter? Es ist ein gutes Zeichen für den deutschen Geist, daß wir hier schon in sehr früher Zeit einer ziemlich weitreichenden und verständnisvollen Wohnungsfürsorge begegnen. Als eine solche sind schon die Gelasse der Knechte und Arbeiter in den alten Pfalzen, Schlössern, Kammergütern und Fronhöfen in den nordeuropäischen Ländern zu betrachten. Schon sehr früh gingen die Städte dazu über, städtisches Bodeneigentum zu erwerben und es entweder für kommunale Zweckbauten zu verwenden oder auch, um Wohnhäuser darauf zu bauen, die im Besitze der Stadt blieben und vermietet wurden. Die Stadt Riga hatte beispielsweise von 1488 bis 1574 unter ihren Einkünften auch den Posten von 1224 ℳ 24 Schilling als Mietzins aus 73 städtischen Häusern. Ein interessantes Beispiel städtischer Wohnungsfürsorge aus den damaligen Zeiten ist heute noch in den Sieben Zeilen am Weberplatz in Nürnberg erhalten. Dort baute 1488 der Rat auf einem aufgefüllten ehemaligen Stadtgraben, nachdem die Stadt erweitert und die Stadtmauer weiter hinausgebaut worden war, acht ziemlich gleich große Häuserblocks zu je drei Häuschen mit dem charakteristischen, durch ein breites Fenster belichteten Keller-

Digitized by Google

gewölbe; es waren Weberhäuser, und die Kellergewölbe waren die Werkstätten der Weber, deren Garn feucht bleiben mußte. Mit dieser Wohnungsfürsorge verband der Nürnberger Rat auch einen wirtschaftlichen Zweck, er wollte die Barchentweberei in Nürnberg heimisch machen. Zu diesem Zwecke hatte man sich Barchentweber aus den Weberstädten Augsburg und Ulm kommen lassen. Nicht vergessen sei hier auch die heute ebenfalls noch erhaltene — unter dem Namen „Fuggerei" bekannte — Kolonie von 51 kleinen Häusern in der Jakobervorstadt in Augsburg, die Jakob Fugger, der finanzielle Weltherrscher seiner Zeit, der Geldgeber von Kaisern und Königen, im Jahre 1519 gegründet hat. Auch in dem Fabrikort Hammer bei Laufamholz (Nürnberg) war für Arbeiterwohnungen vom Jahre 1535 ab vorgesorgt. Die Werkanlage war, dem Vorbilde der alten Fronhöfe folgend, eine geschlossene und ringsum von Mauern und Häusern umgeben, wie sie beispielsweise der Kupferhammer Grünthal bei Olbernhau im Erzgebirge heute noch zeigt, und wie sie in den Bauerngehöften, auch der Rittergüter mancher Gegenden, namentlich Sachsens, zu finden ist. Das Werk zu Hammer bestand aus einer Schleifmühle, einem Kupferhammer und einem Eisenhammer; die Werkanlagen mit den übrigen Häusern waren zu einem geschlossenen Rechteck zusammengebaut, einen großen Hof in der Mitte umschließend. Die Arbeiter wohnten ebenfalls innerhalb dieser Umgrenzung, und zwar in Einzelwohnungen, welche Stube, Kammer, Küche und Bodenraum umfaßten. Größere Wohnungen für vielköpfige Familien befanden sich im Uhrturm. Der Chronist berichtet, daß die Arbeiter mietfrei wohnten, und daß in der Zeit vor Pfingsten die Stuben kostenlos angetüncht und die Öfen ausgebessert wurden. Zu jeder Wohnung gehörte dann etwas Feld, und auch einige Ziegen- und Schweineställe wurden den Arbeitern mietfrei überlassen. Man ersieht, daß man schon damals bestrebt war, die Wohnungsfrage gleichzeitig mit der Ernährungsfrage zu lösen. Eine andere Art von Wohnungsfürsorge, die fast modern anmutet, rief der Herzog Julius von Braunschweig und Lüneburg am Ende des 16. Jahrhunderts ins Leben. Herzog Julius war keine kriegerische Natur, dafür aber ein vortrefflicher Geschäftsmann, der die verwahrlosten Finanzen des Landes wieder in Ordnung brachte und auch sonst sehr viel für Gewerbe, Handel und Verkehr tat. Die Chroniken bezeichnen Herzog Julius als einen humanen Menschen, der für die „liebe Armut" und für den Wander- und Handwerksburschen ein warmes Empfinden hatte; so schuf er für die beim Wasser- und Festungsbau tätigen Arbeiter eigene Konsumanstalten, sogenannte Kommisse, in denen zu billigen Preisen alle notwendigen Bedarfsartikel zu haben waren. Ein wichtiges Glied in der Kette der Aufgaben, die sich der Herzog gesetzt hatte, war seine Wohnungsfürsorge. Aus den vorhandenen Aktenstücken geht hervor, daß das Projekt nicht weniger als 2000 Baustellen umfaßte. Leider sind in der Zeit von 1576 bis 1582 nur etwa hundert dieser Gebäude fertig geworden. Diese Wohnungsfürsorge, die den kleinen Leuten und speziell den Arbeitern zugute kommen sollte, beruhte auf einer mehr oder weniger kräftigen Subvention, einer Beihilfe zu den Baukosten; es kamen aber auch Fälle vor, bei denen die Häuser ganz auf des Herzogs Kosten gebaut wurden. Über die Wohnungsfürsorge zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und der darauffolgenden Periode liegt wenig authentisches Material vor. Der große Krieg hatte bekanntlich die ehemals reichen und stolzen Städte zu Boden geworfen; das soziale Gefühl war dadurch natürlich sehr herabgedrückt worden, und in den Städten und in der Nähe der Manufakturen blieb für die minderbemittelten Klassen entweder die Unterkunft beim Arbeitgeber oder die Mietwohnung.

Beachtenswerte Arbeit auf dem Gebiete des Arbeiterwohnungs- und Siedlungswesens haben u. a. auch die Hohenzollern geleistet. Besonders Friedrich der Große und schon vorher dessen Vater, der Soldatenkönig, requirierten städtisches sowie ländliches Bauland und siedelten Kolonisten an, soviel sie nur kriegen konnten. Für die Kleinbürger indes und Arbeiter, für das zahlreich vertretene Gewerbe und Handwerk unter den Einwanderern, wurde der Eigenbesitz des Hauses auf erbzinslichem Boden beibehalten, ja das fürstliche Versprechen solchen

Digitized by Google

billigen Besitzes war ein sehr gewichtiger Beweggrund zur Einwanderung. Wenn beispielsweise Friedrich der Große im Jahre 1780 in Schöneberg bei Berlin Häuser mit vier Morgen Gartenland zu einem nicht steigerbaren Erbzinse von 2½ Talern jährlich vergeben konnte, so mußte das freilich zugkräftig wirken.

Je mehr dann die Dampfmaschine die immer noch handwerksähnlichen Manufakturen zu Fabriken umwandelte, desto größer wurden die Wohnungsnöte. Im Jahre 1790 beschäftigte sich das „Braunschweigische Journal" mit einem „Vorschlag zur Verstopfung der Quellen der städtischen Armut", in dem es u. a. heißt: „Denn wenn von den Landleuten jährlich etwa nur der vierzigste Teil stirbt, so verlieren kleine und mittelmäßige Städte schon den dreißigsten Kopf, und übervolkreiche, d. h. wo die Menschen in verdorbener Luft dicht übereinandergepackt sind, gar den vierundzwanzigsten. Die Schuld aber liegt in der ungesunden Luft, welche sie in ihren engen, unreinlichen Wohnungen unter der Erde oder im Hofraume Tag und Nacht einatmen."

Noch schlimmer aber waren vielfach die Wohnungsverhältnisse verschiedentlich in den kommenden Zeiten. Fr. Engels gibt in seinem bekannten Buche „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" fünfzig Jahre später eine grauenerregende Schilderung der Zustände in einigen englischen Städten, in denen die Industrialisierung durch die Dampfmaschine und durch die Maschinen zur Baumwollverarbeitung schon sehr weit vorgeschritten war, und in denen das Wohnungswesen auf dem allertiefsten Stand angekommen zu sein schien, den sich ein zivilisierter Mensch überhaupt nur denken konnte. Dies war im Jahre 1845. Aber schon vorher hatten die himmelschreienden Zustände, die Engels schildert, in England die öffentliche Aufmerksamkeit erweckt. Die im Jahre 1830 gegründete „Society for Improving the Condition of the Labouring Classes" nahm Anlaß, sich auch um die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterschaft zu bekümmern. Im Jahre 1841 entstand der Verein „Metropolitan Association for Improving the Dwellings of the Industrious Classes" mit einem Kapital von 100000 Pfund Sterling; er nahm sich zum Ziel, speziell die Wohnungsverhältnisse der Industriearbeiter zu verbessern und gesunde, feuersichere und bequeme Wohngebäude zu denselben Mietpreisen herzustellen, mit denen die Arbeiterwohnungen in den berüchtigsten und gesundheitsschädlichsten Arbeitervierteln bezahlt werden mußten. Es kam in England dann im Jahre 1848 die „Public Health Act", die Gesundheitsbill, und auch diese war ein Mittel, um die entsetzlichen Zustände der englischen Arbeiterwohnungen zu bessern. Man gründete die „Health of Towns Association" und die „Metropolitan Working Classes Association for Improving the Public Health". Dann kam im Jahre 1851 die Weltausstellung zu London, bei welcher Prinz Albert ein Modellarbeiterhaus für vier Familien ausstellen ließ. Im Jahre 1862 entstand dann weiter die „Improved Industrial Dwellings Company", die Arbeiterwohnungen nach dem Kasernenstil baute. Das englische Modellhaus vom Jahre 1851 hatte sich die Industrielle Gesellschaft in Mülhausen im Elsaß zum Muster genommen, und im Jahre 1853 errichteten in Mülhausen einige Fabrikanten auf ihren Besitzungen Arbeiterhäuser (Cité ouvrière). Die Gesellschaft erhielt vom Kaiser Napoleon III. einen Zuschuß von 300000 Franken. Weniger Erfolge hatten in Frankreich andere Versuche in der Arbeiterwohnungsfürsorge zu verzeichnen. So schuf man beispielsweise in Paris die Cité Rochechouard, genannt nach der Straße, in der die Arbeiterstadt Platz gefunden hatte; diese Arbeiterstadt war übrigens ein einziges Gebäude, welches von ungefähr 200 Familien bewohnt war. Die Cité Pureire an der Rue Doudeauville war etwas kleiner angelegt, jedoch auch sie enthielt noch etwa 80 Arbeiterfamilienwohnungen unter einem Dache. Trotz alledem kam die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 nicht daran vorbei, Arbeiterhäuser im Modell zu zeigen.

In Dänemark, und zwar in Kopenhagen, wurde am 20. November 1865 ein Arbeiterbauverein ins Leben gerufen, dessen Mitgliederzahl von 300 bei der Gründung des Vereins bereits auf 12643 im Jahre 1884 angewachsen war. Weniger Erfolg hatte der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtete Wiener Collegeverein. Durch verschiedene Um-

Digitized by Google

stände, die Bankkrachs usw., stellte sich der Herstellungspreis des billigsten Familienhauses auf 10000 Gulden, und die jährlichen Kosten dafür betrugen rund 1500 Gulden.

Man sieht, die Versuche der älteren Zeit bieten manches Lehrreiche; aber es bleibt zu beachten, daß sich die Verhältnisse gerade im Städte- und Verkehrswesen gewaltig geändert haben, und daß man daher, um das Übel wirksam anzugreifen, wesentlich anders gerichtete Wege einschlagen muß.

Heinrich Göhring

Der Wahrsager Rasputin

Mit diesem seltsamen Heiligen, der am russischen Kaiserhofe eine mystische Rolle spielt, beschäftigt sich Dr. Rudolf Stübe (Leipzig) in den „Süddeutschen Monatsheften“:

Den meisten erscheint er wohl als ein sehr gewandter Betrüger, der sich mit viel Geschick in den Mantel des Propheten hüllt, durch eine gewisse elementare Naivität an seine subjektive Ehrlichkeit glauben läßt und sich durch die Künste der Aszese in den Ruf des Heiligen zu setzen weiß. Eine solche Erscheinung hat in Rußland nichts Unglaubhaftes oder Überraschendes. Man könnte zunächst geneigt sein, diesen merkwürdigen Mann mit den „Juridiwy“, den „Gottesnarren“, in Beziehung zu setzen, die eine charakteristische Erscheinung der russischen Volksreligion sind. Wörtlich bedeutet „Juridiwy“ soviel wie „Blödsinniger“. Das Wort erinnert daran, daß für primitives Denken — und das Denken des russischen Volkes ist noch in hohem Grade primitiv — ein von gesteigertem religiösem Gefühl ergriffener Mensch ein „Verrückter“ oder ein „Besessener“ ist. Als „Verrückte“ (meschugga) bezeichnete auch im alten Israel der Volksmund die alten Ekstatiker und Propheten (Hos. 9, 7; 2 Kön. 9, 11; Jer. 29, 26). Die russischen „Gottesnarren“ sind Menschen von stark erregtem, durchaus echtem religiösen Gefühlsleben, mit dem — wie überall in primitiver Religion — aszetische Lebensform verbunden ist. Natürlich kommen unter ihnen auch Schwindler vor, die aus der Frömmigkeit ein Gewerbe machen, die den Schein der Heiligkeit als bewährtes Mittel ergiebiger Bettelei benutzen. Das ist z. B. bei den Aszeten Indiens oder bei den taoistischen Mönchen Chinas ebenso; auch sie betreiben mit ihren Übungen ein Gewerbe. Die Yogins in Indien sind geradezu eine Landplage. Und in unserer Kultur begegnet uns die gleiche Erscheinung. Daß Bettler durch fromme Redeweise, durch Hersagen des Vaterunsers oder Absingen von Choralversen Stimmung für sich zu machen suchen, kann man noch heute bei uns erleben. Diese Ausnutzung der Religion ist aber stets das Sekundäre. Ursprünglich sind diese Gestalten wirklich von starken religiösen Impulsen erfüllt.

Die russischen „Juridiwy“ durchziehen noch heute das weite Land ohne Unterlaß, Sommer und Winter durchwandern sie Rußland nach allen Richtungen. Tag und Nacht kann man ihnen auf den unwegsamsten Straßen begegnen. Es sind Männer wie Frauen, die in grober Kleidung, in Fußlappen und Bastschuhen, mit einem Sack auf dem Rücken, dem blechernen Trinkgefäß am Gürtel und einem langen Stabe von einem Wallfahrtsort zum anderen ziehen. Überall finden sie freundliche Aufnahme und Unterstützung, zumal beim einfachen Volke. Aber auch die Häuser des russischen Landadels stehen ihnen offen; Graf Leo Tolstoi, der diese Leute sehr anschaulich schildert und von ihnen stark beeinflußt worden ist, hat oft solche Gäste lange beherbergt. Er berichtet in seinen Kindheiterinnerungen: „Gottesleute kehrten viele und von verschiedener Art in unserem Hause ein, und ich bin meinen Erziehern sehr dankbar dafür, daß ich sie mit tiefer Achtung betrachtete. Wohl mögen auch Unaufrichtige unter ihnen gewesen sein und Zeiten der Schwäche und Unaufrichtigkeit mögen auch in ihrem Leben nicht gefehlt haben, der eigentliche Zweck ihres Lebens war, wenn auch in praktischer Hinsicht töricht — doch ein so hoher, daß ich froh bin, von Kindheit an die Höhe ihres Handelns unbewußt be-

Digitized by Google

greifen gelernt zu haben. ... Auch einen wirklichen Narren, den Gärtnerburschen Akim, habe ich gekannt, und es hat großen Eindruck auf mich gemacht, wie er betete und wie er mit Gott wie mit einem lebendigen Wesen verkehrte."

Wir haben darin die Stimmungsgrundlage in der russischen Volksseele, die den Heimatboden für solche Gestalten wie Rasputin zu bieten scheint. Und doch ist er etwas anderes, er will Prophet sein, und als solcher findet er Gläubige. Es muß von ihm eine faszinierende Kraft ausgehen, er scheint eine stark suggestiv wirkende Persönlichkeit zu sein. Solcher Einfluß aber setzt auf seiten derer, die ihm „Glauben" schenken, eine eigenartige seelische Verfassung voraus. Es ist mit einem Worte das primitive Gefühls- und Glaubensleben, das auch auf den höchsten Stufen der Kultur nicht ausgestorben ist, das auch in Gebildeten durch besondere Umstände wieder erweckt wird. Wir hängen in zahlreichen rudimentären Erscheinungen des Geisteslebens in verborgenen Tiefen noch mehr, als wir meist ahnen, mit dem primitiven Menschen zusammen. Sobald unser Leben von Wirkungen getroffen wird, die von keinen Kulturmitteln überwunden werden können, erwacht wieder das primitive Empfinden. Krankheit, Leiden jeder Art, Not und Tod sind die mächtigen Erreger uralten Glaubens. Und hier gibt es keinen Unterschied zwischen gebildet und ungebildet. Der Aberglaube blüht nirgends so kräftig wie in den großen Städten, den Mittelpunkten der Kultur, und hier findet er vielfach in den höchsten Schichten der Gesellschaft seine kräftigste Unterstützung. Die Kartenlegerin von Ruf, die Chiromantin, der Astrolog haben überall eine ausgedehnte und zahlungsfähige Kundschaft. In alledem lebt primitiver Glaube fort, den keine Polizeiverordnungen ausrotten können.

Damit haben wir gerade für Rußland den Boden gewonnen, in dem eine Erscheinung wie Rasputin wurzelt. Die Christianisierung Rußlands hat eine ältere Religionsstufe aus dem Volksempfinden keineswegs verschwinden lassen. Das stark gefühlsmäßig betonte Glaubensleben der Slawen macht die Russen nicht nur zu treuergebenen Verehrern der kirchlichen Ordnungen, sondern läßt unter christlicher Hülle auch die Anschauungen des alten Volksglaubens fortleben. Oft sind dabei nur die Namen verändert, und sie verhüllen kaum den alten, heidnischen Brauch. Noch 1520 wurde von einem litauischen Waidewotten, dem Opferpriester, ein Stieropfer veranstaltet. Aber noch heute wird in Rußland am 20. Juli dem Propheten Elias ein Hammelopfer dargebracht; der „Hammelsonntag" heißt dieser Tag. Im Jahre 1907 hatte der bekannte Sprachforscher Otto Schrader das Glück, wenige Stunden von der Gouvernementsstadt Petrosadowsk einem solchen Opferfest beizuwohnen, das ein mit christlichem Firnis nur schwach verhülltes, durchaus heidnisches Ritual ist. Einige reiche Bauern bringen auf Grund eines Gelübdes einen Hammel dar, der vor der Kapelle des Elias geschlachtet und zerteilt wird. Das Fleisch wird an den See gebracht und dort in 12 Kesseln von Männern gekocht. Es entspricht durchaus primitiver Religion, daß sich Frauen an der kultischen Handlung nicht beteiligen dürfen. Dann wird das Fleisch in den Kesseln vor die Heiligenbilder getragen und hier mit Weihrauch geräuchert. Dabei singen Kinder religiöse Lieder. Sodann wird das Fleisch in der Kapelle in kleinere Stücke geteilt und verkauft; jeder nimmt seinen Anteil nach Hause, wo es gegessen wird. Es entspricht altheidnischem Brauch, daß die kultische Handlung einen derblustigen Charakter hat. Im Gouvernement Olonez wird dem Elias noch heute ein Stier geopfert. Hier sind die Gebräuche noch altertümlicher. Der Geistliche — als Nachfolger des heidnischen Priesters — vollzieht die Weihung des Fleisches, und daran schließt sich auf einer Wiese ein richtiges Opfermahl mit einem ergiebigen Trinkgelage.

Daß hier heidnischer Brauch waltet, wird vollends klar, wenn man die Gestalt des Elias im russischen Volksglauben kennenlernt. Im Alten Testament gebietet der Prophet Elias über Feuer und Wasser und fährt in feurigem Wagen zum Himmel auf. Diese Züge sind vom Volksglauben aufgenommen worden, sie machen Elias zum Nachfolger des alten Gottes, der Donner, Blitz und Regen sendet. „Gnädiger Prophet Elias, besänftige den schrecklichen Sturm und gib uns sanften Tau!" so betet man noch heute. Zugleich wird Elias zum Schutzgott der

Digitized by Google

Herden und des Ackerbaus. Am Georgstage gelobt der russische Bauer: „Gnädiger Prophet Elias, beschütze mein Vieh und erhalte es den Sommer über gesund, dann gelobe ich dir zu deinem großen Festtage einen Stier oder Hammel.“ Elias ist demnach ein alter Wettergott, dem auf höherer Kulturstufe Viehzucht und Ackerbau unterstellt wurden. Der heidnische Gott, den der Name des Elias nur leicht verhüllt, ist der in Kiew verehrte Perun, der litauische Perkunas, der Gott des Blitzes und Donners. Der Name hängt mit dem altslawischen pirati „schlagen“ zusammen; im Weißrussischen bedeutet heute noch perun „Donnerschlag“. Beschrieben wird die Erscheinung des Gottes als „ein großer, breitschultriger Dickkopf mit schwarzem Haar, schwarzen Augen und goldenem (d. h. flammendrotem) Bart. In der rechten Hand hat er einen Bogen, in der linken einen Köcher mit Pfeilen. Er fährt am Himmel mit einem Wagen und sendet feurige Pfeile.“ Genau so wird noch heute der Prophet Elias auf volkstümlichen russischen Bilderbogen dargestellt. Einen Kultus des Elias als Gewittergottes bezeugen auch Volkssagen der Georgier, deren Nationalheiliger der heilige Georg ist. Beide sind an die Stelle altheidnischer Götter getreten und erscheinen in der georgischen Volkssage weit mächtiger als Jesus.

An diesem einen Beispiel sehen wir, daß sogar noch der heidnische Kultus im russischen Volk lebt. Weit tiefer aber als der Kultus haften im Volksgeiste Stimmungen, Gefühle und Anschauungen der primitiven Zeit. Und auf sie müssen wir zurücklenken, um den „Propheten“ Rasputin zu verstehen. Eine ältere Stufe als die der persönlichen Göttervorstellungen liegt im Seelen- und Geisterglauben vor. Dem Kultus persönlicher Götter entspricht das Priestertum; im Geisterglauben aber hat der Zauberer die entsprechende Stellung. Er ist der Vermittler zwischen den Menschen und Geistern, er kennt die Mittel, um die Geister zu beeinflussen, sie abzuwehren oder gefügig zu machen. Den Seelen der Gestorbenen aber ist eine besondere Fähigkeit eigen: sie wissen die Zukunft. Und so verbindet sich mit der Beschwörungskunst früh die Wahrsagung. Die Verbindung von Zauber mit Wahrsagung vertritt nun der Schamane, in der ganzen mongolischen Welt die Bezeichnung des Wahrsagers und Beschwörers. Früher leitete man das Wort von dem indischen sramana, der Bezeichnung der buddhistischen Mönche, ab. Neuerdings ist der Nachweis gebracht, daß es ein mongolisches Wort vom Stamme sam ist, das auf Geisterkult hindeutet. Nichts anderes als ein moderner Schamane ist auch Rasputin. Und er findet Glauben, weil der Schamanismus in Rußland — ich lasse dahingestellt, ob durch mongolische Einflüsse — heute noch eine lebendige Religion ist.

Die Einführung des Christentums in Rußland durch Wladimir (Ende des 10. Jahrhunderts) ist ein politischer Akt gewesen, der im Volke nichts Wesentliches änderte. Heidentum und Christentum schlossen sich nicht gegenseitig aus. Heidnische Vorstellungen gingen ungebrochen in das Christentum über und haben sich von ihm, wie das Beispiel des Eliaskultus dartut, niemals ganz geschieden. Die Vertreter des Heidentums, die Zauberer, mochten nicht viel an ihrer Stellung im geistigen Leben einbüßen. Wohl wurden Götzendienst und Schamanentum durch eine polizeiliche Verfügung beseitigt; die Götterbilder wurden zertrümmert und ins Wasser geworfen. Das Volk, das kaum verstand, worum es sich handelte, ließ das teils ohne Widerstand geschehen, teils lehnte es sich auf. Wohin aber der Arm des Großfürsten von Kiew nicht reichte, da blieb alles beim alten. Wir haben über diese Hergänge nur vom kirchlich-orthodoxen Standpunkt aus geschriebene späte Berichte in Chroniken, deren Verfasser Mönche sind. Besäßen wir auch Quellen heidnischer Herkunft, so würden wir die Kräfte des Widerstandes deutlicher erkennen. Wir erfahren, daß heidnische Zauberer, die sich den christlichen Missionaren widersetzten, getötet wurden. Christentum und Schamanentum berührten sich namentlich da, wo nichtslawische Völker saßen, also besonders auf altem finnischem Boden. Freilich war das Heidentum kein festes, in sich geschlossenes Lehrsystem, das der Einheitlichkeit des Christentums starken Widerstand hätte leisten können. Aber bei äußerer Nachgiebigkeit behielt es doch eine starke innere Stellung im Volksleben. Bis heute hat das Christentum in

Digitized by Google

Rußland den Schamanismus nicht überwunden. Nicht nur in den unteren Volksschichten, sondern auch in den oberen Kreisen bildet die heidnische Erbschaft an Aberglauben und Zauberei einen großen Bestandteil des religiösen Besitzes. Die Naturdämonen, Wasser- und Waldgeister, Unholde und Kobolde, sind nicht etwa — wie bei uns — ins Märchenreich verwiesen, sondern haben neben den Gestalten des christlichen Glaubens eine ganz reale Macht. Der alte Perun, dessen Bild Wladimir in den Dnjepr werfen ließ, lebt als der heilige Elias fort. Wichtiger aber ist, daß das Verhältnis des russischen Volkes zu den christlichen Heiligen durchaus der heidnischen Behandlung der Götter entspricht. „Taugt es, so betet man davor, taugt es nicht, so braucht man es zum Bedecken von Krügen und Töpfen!" sagt das Volk humorvoll von den Heiligenbildern. (Vgl. die glänzende Satire Jesaia 47, 9—17.) Europäische Beobachter wie russische Gelehrte, z. B. der ausgezeichnete Theologe Golubinsky, haben auf das alte Schamanentum zum Verständnis der Volksreligion hingewiesen. Eine Kirchenversammlung im Jahre 1551 klagte über die heidnischen Bräuche des Volkes. Das ist bis heute nicht anders geworden; das Heidentum ist keinesfalls erlegen, sondern lebt im Geist des Volkes neben dem Christentum weiter. In Leroy-Beaulieus bekanntem Werke „Das Reich des Zaren" (Band 3) findet man dafür zahlreiche Belege. Als z. B. ein Dieb einem Bauern einen Ochsen aus dem Stalle entführt hatte, riß der Bauer das Heiligenbild von der Wand und schleuderte es unter ärgsten Schmähungen auf den Düngerhaufen. Die Mißhandlung von Götterbildern, die das Erwartete nicht geleistet haben, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung im Schamanismus. Der russische Bauer gehört dieser Stufe noch in der Hauptsache an. Das zeigt sich auch in zahlreichen religiösen Festen, die als kirchliche Feiertage gelten, im Wesen und Ursprung aber heidnische Geisterkulte sind. Manche von diesen Festtagen sind völlig unverständlich geworden; man weiß nur, daß es Sünde ist, an ihnen zu arbeiten. In Tschernigow gibt es ein Fest der Wassernixen, der „Russalkentag". An gewissen Tagen darf man nicht spinnen oder pflügen oder mit dem Beile arbeiten. Zumal in den Belustigungen, in Prozessionen, Tänzen und Liedern, kommt heidnischer Glaube zum Ausdruck. Überall ist das Schamanentum, der Glaube an die Kraft des Zauberers, in Rußland lebendig geblieben. Das zeigt sich auch darin, daß russische Ansiedler unter Finnen oder Tataren völlig dem Heidentum oder dem Islam anheimgefallen sind. Namentlich im Osten ist die religiöse Praxis der Russen Fetischismus. Große Steine oder alte Eichen sind im europäischen Rußland noch bis in die neuere Zeit verehrt worden. Sogar die Geistlichen nehmen daran teil, indem sie Zweige des heiligen Baumes an die Feiernden verteilen. Die Zauberei aber hat sich besonders im Norden, dem klassischen Lande des Zaubers, erhalten. Bekanntlich gelten die Lappen seit ältester Zeit als hervorragend zauberkundig. Uralte Zauberformeln leben hier noch. Sie sind aufgezeichnet worden und so in christlich-religiöse Schriften gelangt. Ja der Handel mit solchen Zaubertexten wird von russischen Geistlichen als ergiebiges Geschäft betrieben. Tatsächlich war der Geistliche noch vor kurzem — vielleicht vereinzelt noch heute — ein Schamane. Er gewann durch schamanistische Zauberkünste beim Volke ein großes Ansehen. Er heilte, wie der Schamane, durch seine Kunst auch Kranke. Und der Glaube an den Zauber ist nicht etwa nur Volksglaube; die höchsten Kreise und die Gebildeten teilen ihn. Der Zar Boris Godunow ließ 1598 jedermann einen Eid abnehmen, daß er keinen Zauber gegen das Leben des Zaren ausüben werde. Iwan III. galt einem orthodoxen Mönch für bezaubert, weil er einen Metropoliten ernannt hatte, den jener für einen Ketzer hielt. Iwan IV. ließ 60 Zauberer nach Moskau kommen, weil er das Erscheinen eines Kometen für ein Zeichen seines baldigen Todes hielt. Sogar ein Mann wie der hochbegabte, aufgeklärte Patriarch Nikon († 1681) teilte nicht nur einen Teufelsglauben, der sich völlig als Schamanismus erweist, sondern er suchte auch durch Zauberer über seine Zukunft Gewißheit zu erhalten. Damit haben wir wieder die Verbindung von Zauberei und Wahrsagerei, die für den Schamanismus bezeichnend ist. Wenn ein Kraftmensch wie Iwan IV. und ein bedeutender Geist wie Nikon die Wahrsagekunst der russischen Schamanen in Anspruch nahmen, so dürfen wir uns nicht wundern, daß

Digitized by Google

Nikolaus II., der beides nicht ist, sich seinen Hofschamanen und Wahrsager in Rasputin hält. Wir können in religionsgeschichtlichem Lichte diesen Mann nur als einen schamanistischen Wahrsager auffassen, in dem sich die Künste verfeinerter schamanischer Zauberei mit der Suggestivkraft der Aszese vereinen.



Bilder aus Rumänien

Mite Kremnitz, die am 18. Juli 1916 aus dem Leben geschiedene Dichterin, hat ihr eigenes Kapitel in der deutschen Literatur: Rumänien. Der Wert ihrer Eigenart reicht tiefer und weiter; aber für die Geschichtschreibung — und gewiß auch besonders für den heutigen Tag — ist von Belang, daß Mite Kremnitz in ihren Romanen und Novellen Land und Leute Rumäniens in lebensvollen Gestaltungen, in scharfen Charakter- und Typenzeichnungen spiegelte. Ihre große Phantasie stand immer unter dem Gesetz der Wahrheit, und sie konnte nur schreiben, was sie geschaut hatte. Wer ihre „Ausgewanderten", den tief ergreifenden Roman, gelesen hat, der kennt Rumänien in allem Fäulnisglanz der dort ausbeuterisch herrschenden Gesellschaftsklasse. Der begreift den ungeheuren Gegensatz zwischen deutschem und rumänischem Wesen. Neben den „Ausgewanderten" kommen von ihren Romanen und Novellen besonders in Betracht: „Fatum", „Siegerin Zeit", „Mutterrecht", „Die Getäuschten", „Eine Hilflose" und „Was die Welt schuldig nennt".

Mite Kremnitz, die Gattin des ehemaligen deutschen Chef- und Königlichen Leibarztes in Bukarest, hat mehrere Jahrzehnte in der rumänischen Hauptstadt gelebt, im engsten freundschaftlichen Verkehr mit Königin Elisabeth (Carmen Sylva) und König Karol. In jener Zeit entstand auch ihr vierbändiges, bei Cotta erschienenes Geschichtswerk: „Aus dem Leben König Karols — Aufzeichnungen eines Augenzeugen", das einen von den Historikern aller Länder hochgeschätzten Quellenwert besitzt. Der König hatte der Verfasserin seine Tagebücher und die geheimen Archive zur Verfügung gestellt.

Mite Kremnitz ist Gestalterin. Sie spricht nicht über die Dinge, sie stellt sie dar. Nur ausnahmsweise hat sie ihre Schau für beschreibende Aufsätze verwertet. Einer dieser wenigen, entstanden im Zeitpunkt der Jahrhundertswende, fand sich im literarischen Nachlaß der Dichterin. Er faßt Skizzenbilder aus der Moldau und Walachei zusammen. H. K.

* * *

Aus dem literarischen Nachlaß von Mite Kremnitz

Bukarest, die hunderttürmige, weißschimmernde Stadt, ist Rumänien — so sagen die Bukarester. Muß man es gelten lassen, weil in der Tat eine kleine Gesellschaft von Bukarestern, Bojarersprößlinge und Advokaten, das weite Land unumschränkter regiert, als einst der Nationalkonvent die französische Erde, so sei doch der Wahrheit nicht die Ehre geraubt: das politische Rumänien ist Bukarest, das volkliche ist es ganz und gar nicht! Die Mischlinge des Halborients, die diese Stadt und das Land beherrschen, haben mit dem grausam geknechteten rumänischen Bauernvolk keinen Zug des Wesens gemein; kaum diesen dunkelblauen Himmel des Südens, aus dem in Zaubernächten Mond und Sterne feenhaft leuchten — denn der verhungerte Rumäne, der rechte, echte Rumäne, der in der elenden Lehmhütte halb unter der Erde wohnt, hat keinen Sinn für das strahlende Firmament. Kummer, Dumpfheit, Mißhandlung beugten seinen Nacken. Der Bukarester ist sorglos. Sein Tag gehört dem Genuß und nur dem Genuß. Erotik und politische Demagogie geben seinem Dasein den Inhalt. Salon und Kemenate sind die eigentlichen Werkstätten der vornehmen Kreise von Bukarest. Ernster Arbeit sind sie durchaus abgeneigt, aber ohne Mühe, mit Rabulistik, Leidenschaft und

Digitized by Google

einem an Größenwahn grenzenden Selbstbewußtsein erheben sie Ansprüche auf die höchsten Würden der Kultur, von der sie nur den Schein erborgt haben. Der Bukarester — man tut wohl, nicht ohne weiteres „der Rumäne“ zu sagen! — hat einen regen Geist, aber der ist seine Gefahr: da er spielend begreift und nachahmt, glaubt er, Begreifen und Nachahmen sei Beherrschen und Können. Und diese Bukarester Gesellschaft, deren Gruppen sich politisch nicht nach Grundsätzen, sondern nach Vorteilsgemeinschaften scheiden — eine Gruppe verdrängt, abwechselnd, die andere von der Krippe! — ahnt nichts von der Tugend, die wir das Gewissen nennen. Die herrschende Klasse in Rumänien ist gewissenlos in der Ausbeutung des unwissenden Volkes, gewissenlos im Geschäftemachen — große Vermögen werden plötzlich errafft und plötzlich vergeudet! —, gewissenlos im Verkehr der Geschlechter.

Selbstverständlich gibt es auch in Rumänien, wie überall, Männer und Frauen, die auf der Höhe der Menschheit stehen. Bei der Bestimmung des allgemeinen Charakters der Bevölkerung muß man von den Ausnahmen absehen.

* * *

Nächst Bukarest ist Jassy die sehenswerteste Stadt Rumäniens. Viele behaupten, besonders die lokalpatriotischen Moldauer, Jassy sei sehenswerter als Bukarest. Amphitheatralisch über dem launischen Bachlui aufsteigend — im Frühjahr schwillt er über seine Ufer und verheert die niedriggelegenen Straßen, im heißen Sommer aber ist er fast ausgetrocknet! —, ist die Stadt in eine Fülle von Grün getaucht, aus dem ihre Kirchen und Häuser weißglänzend hervorlugen. Die Umgebung Jassys ist großartiger, als die Bukarests. Hier erheben sich nicht bescheidene Hügel, hier ragen Höhen, und auf den Weinbergen türmen sich kahle, steil abfallende Felsen, von denen man bis in die traurige Pruthebene hinabsieht. Die Bergspitzen rings um die einstige Residenz der moldauischen Fürsten sind geschmückt mit alten Klosterruinen.

Die Zeit des Glanzes ist für Jassy längst vorbei. Auch die Zahl seiner Einwohner geht stetig zurück, seit es, nach der Vereinigung der Fürstentümer Moldau und Walachei zum Staate Rumänien, aufgehört hat, eine Landeshauptstadt zu sein. Die Regierung baute ein neues Universitätsgebäude, Militär- und Ingenieurschulen, Kasernen ... vergebens! Die entthronte Stadt konnte sich nicht mehr erholen. Ihr einst so reges gesellschaftliches Leben ist erloschen. Die alten, reichen Familien der Moldau verleben nun, soweit sie nicht in Paris das Blutgeld der rumänischen Bauern verprassen, den Winter in Bukarest.

In Jassy ist nur ein Element in beständiger Zunahme begriffen: das sind die polnischen Juden. Durch Betriebsamkeit und Sparsamkeit haben sie sich des Geldes bemächtigt, das viele an ihrem sinnlosen Luxus zugrunde gehende Bojaren verloren. Als Pächter und Krämer überziehen sie auch das platte Land. Trotz zunehmenden Wohlstands haben sich die Juden der Moldau mit den Rumänen nicht assimilieren können. Der träge Rumäne läßt sich ihre Dienste gefallen — fast alle Handwerker in der Moldau sind Juden, und es gibt hier auch Juden, die den Pflug führen! —, aber die eingeborene Bevölkerung leistet ihnen einen Widerstand, der, weil er nur gesellschaftlicher und politischer, nicht wirtschaftlicher Natur ist, keineswegs hindert, daß die aus Rußland vertriebenen Ostjuden weiterhin das Land überfluten. Der Jude in der Moldau sperrt sich national ab. Er hält fest an Kaftan und Paikes, während die in der Walachei noch bestehende Volkstracht der Rumänen in der Moldau ziemlich verschwunden ist.

Kein Handwerker in Jassy ist Rumäne. Jedes Geschäft wird vom Juden verrichtet. Er ist der Makler, an den der Grundherr sein Korn und sein Holz verkauft. Der Fuhrmann, mit dem man über Land reist. Der Schlosser und Glaser, der Schuhmacher und Schneider. Wenn die Hausfrau ein Dienstmädchen braucht, führt die Jüdin ihr eines zu, ihre Toilette liefert die Jüdin, und trotz all der schönen griechisch-orthodoxen Kirchen, die in Jassy kunstvoll restauriert sind, ist der Sabbat der eigentliche Feiertag, weil am Sabbat alle Läden geschlossen sind und das Straßenleben verstummt.


Digitized by Google

Ähnlich wie in Jassy ist es in Roman, Piatra, Neamtz, in Folticeni und in Fokschani. So verschieden sie sind im Aussehen, in ihrer Lage, in allen sonstigen Bedingungen: in der geschäftlichen Vorherrschaft des Judentums gleichen sich fast alle moldauischen Städte. Ausnahmen machen nur Galatz und Braila, die beiden Hafenplätze an der Donau, die auf den großen internationalen Handel angewiesen sind.

Fokschani liegt an der früheren Grenze zwischen Moldau und Walachei und hat jetzt, wie Bukarest, moderne Befestigungen. Aber die Festungswerke von Fokschani sind notgedrungen nahe an der Stadt errichtet, so daß man fürchtet, die modernen Geschütze der Belagerer würden die Häuser der Bürger nicht verschonen. Dagegen bilden die Forts von Bukarest einen so weiten Gürtel um die Hauptstadt, daß vielen Bewohnern Bukarests noch gar nicht zu Bewußtsein gekommen ist, daß ihre Stadt befestigt und, wie es heißt, uneinnehmbar (?! D. T.) geworden ist.

* * *

Sehenswerter als die Provinzstädte sind die Klöster Rumäniens. Freilich sind sie nur mehr ein Schatten ihrer Vergangenheit. Ihre reichen Güter wurden vom Staate, der sie jetzt notdürftig erhält, eingezogen. Doch weht noch der Hauch verschwundener Pracht über ihnen.

Die Klöster des Orients sind weder Asyle der Gelehrsamkeit, noch Stätten fanatischer Selbstquälerei. Unbewußt kommen die ganz unphilosophischen Mönche und Nonnen dem indischen Ideal wunschloser Betrachtung nahe. Nur ist ihre Wunschlosigkeit nicht der Siegespreis standhaften Ringens, vielmehr ein Vegetieren in geistiger Beschränktheit. Leben, niemals erwacht, wird nicht abgetötet, sondern verdämmert. Die Mönche entstammen fast ausnahmslos dem niederen Volk, das in Rumänien kaum die primitivste Stufe der Kultur erklommen hat. Gibt es in diesem Lande doch noch Gegenden, wo Lesen und Schreiben für Hexenwerk gilt! Den Menschen ohne Bildung und Bildungstrieb fällt die willenlose Hingebung an die Natur, an das rein körperliche Dasein nicht schwer. Bedürfnisse des Geistes und der Seele regen sich in ihnen kaum. Der orthodoxe Gottesdienst verlangt nur die strenge Erfüllung feststehender Formeln. Keine Predigt fordert sie je auf, ihr Herz zu erforschen und ihre Triebe dem Wohle des Nächsten zu opfern. Sie hören alltäglich zur selben Stunde dieselben Gebete — auch während ihrer mehr als kärglichen Mahlzeit. Nachts treibt die Tokka sie in die Messe — nicht die hoch und frei in den Lüften schwingende und seelenvoll brausende Glocke, sondern der harte Klang, der einem schmalen, frei in der Hand balancierten Brett von einem kleinen Hammer entlockt wird.

Die Tokka gemahnt daran, daß in diesem Lande allezeit der Verrat eine große Rolle spielte. Er nistete in den Gotteshäusern, in den Kirchtürmen. Die Glocke, die zum Gebet rufen sollte, gab mit ihren wohlgezählten Schlägen dem Feinde heimliche Zeichen. Damals wurde das Glockenläuten verboten. Damals bürgerte sich die Tokka ein, die das Klopfen des Spechts nachahmt. Sie blieb im Gebrauch, als längst wieder überall die Glocken hallen durften.

Dem Fremden, der vom Unfrieden der Welt kommt, geschieht seltsam wohl im Burgfrieden eines rumänischen Klosters. Es gibt nichts Friedlicheres. Das Proselytenmachen liegt den armen rumänischen Mönchen ebenso weltfern, wie die Frage nach dem Glauben des Fremdlings, des Gastes. Mit Staunen forscht unser Auge in diesen alten Klöstern nach den Resten versunkener Pracht, nach den Spuren zerstörter Schönheit. Ursprünglich waren die meisten Klöster architektonisch merkwürdige Bauwerke, von frommen Fürsten und Großen des Landes zum Heile der eigenen Seele reich ausgestattet. Aber weder die Mönche noch sonst irgendwer im Laufe der Jahrhunderte hatte ein Interesse, die Denkmäler der alten Kultur zu erhalten. Sie wurden durch schändliche Übermauerung und Übermalung möglichst zugrunde gerichtet. Eine Ausnahme bildet die kleine Klosterkirche von Curtea de Arges in der Walachei, hundertundfünfzig Kilometer nordwestlich von Bukarest. Sie, die aus dem Ende des

Digitized by Google

16. Jahrhunderts stammt, hat König Karol in der alten Schönheit wiederherstellen lassen. Er bereitete dort sich und seiner Frau, der Königin Elisabeth (Carmen Sylva) die ewige Ruhestätte.

Agapia, Vawatik, Neamtz, Sekul sind die größten Klöster der Moldau; in den Gebirgen der Walachei, schwer zugänglich und zum Teil heute der ursprünglichen Bestimmung entzogen, waren einst Bistritza, Horez, Deal, Viforita und Tismana berühmte Klöster. Um Bukarest und in der walachischen Ebene gibt es ihrer unzählige; doch die meisten sind halb zerfallen, viele Gebäude wurden anderen Zwecken geweiht und nur wenige sind noch von Mönchen und Nonnen bewohnt.

Ein rumänisches Kloster hat meistens gar kein Hauptgebäude. Es besteht aus vielen kleinen Häusern, die rings um die Kirche liegen. Der Zug des Rumänen nach individueller Freiheit hat sich auch hier geltend gemacht: jeder Mönch, jede Nonne baute sich das eigene Heim auf dem Klostergebiet. Es gibt einige wenige Frauenklöster, in die sich überzählige oder des stürmischen Lebens übersatte Frauen aus reichen Familien als Nonnen zurückziehen. Diese „aristokratischen" Nonnenklöster zeichnen sich durch den Schmuck der Häuschen vor den proletarischen aus. Im allgemeinen sind die Nonnenklöster reinlicher und freundlicher als die der Mönche. Die grenzenlose Trägheit des Geistes ist bei den Klosterfrauen gemildert durch geschäftige Handtätigkeit. Denn diese Nonnen weben auf ihren primitiven Webstühlen die zierlichen rumänischen Teppiche, die die Häuser vieler reicher Rumänen schmücken und auch über die Landesgrenzen hinaus in den Handel kommen.

Kein rumänischer Mönch oder Priester darf je sein Haupt- und Barthaar mit der Schere berühren. Diese Vorschrift ist — was die angehenden Kahlköpfe in Europa beachten mögen! — dem Wachstum und Bestand des Haares günstig. Den Mönch kleidet trefflich der lange dunkle Bart und das schlicht herabwallende, von der Kutte halb verdeckte Haar. Sie sehen aus wie Patriarchen auf alten Bibelbildern.

Die Klosterkirche, deren Grundriß immer die Gestalt des griechischen Doppelkreuzes zeigt, hat meist zwei mäßig hohe, ungleiche Türme, einen viereckigen über dem Eingang, einen runden über dem Hauptschiff. Doch gibt es auch Kirchen ohne Türme, nur mit Kuppeln, mit vier, fünf oder noch mehr Kuppeln. Die Vorhalle wird von Säulen getragen, ist nach vorne und nach beiden Seiten offen. Jede Wandfläche, im Vorraum und im Innern der Kirche, ist bunt bemalt, kein Fleckchen darf weiß bleiben. Besonders eindrucksvoll wird in den Wandgemälden die Hölle dargestellt: in einem Feuerstrom quälen furchtbare Teufel die Verurteilten mit Marterwerkzeugen, die eine barbarische Phantasie ersonnen hat. In der Kirche gibt es kein Chor, keine Orgel, kein Gestühl. Jedes Musikinstrument ist verpönt, nur Vokalmusik erlaubt. Die Gemälde an den Innenwänden, in der Regel auf Goldgrund gemalt, bekunden mit den steifen, scharf umränderten Figuren die byzantinische Schule. Trotz ihrer Starrheit wirken manche dieser Gestalten, etwa ein Christus oder Johannes, wunderbar rührend. Das Prachtstück jeder Kirche ist der Ikonostas, die Wandung, die den Raum der Andächtigen von dem Allerheiligsten trennt. In dieser Wand, sie ist ungefähr drei Meter hoch, sind drei Türen angebracht, durch die der Pope nach den Vorschriften des Gottesdienstes ein und aus geht. Der Ikonostas trägt reichste Goldverzierung und zuweilen auch Schmuck der Edelsteine. Vor seiner Mitte steht das drehbare Pult mit dem der Kirche besonders heiligen Bild, das jeder Eintretende zu küssen hat. Rechts und links vom heiligen Pult befinden sich die mächtigen und drehbaren Pulte der beiden Kantoren, die während der Messe die vorgeschriebenen Gebete und Gesänge anstimmen, immer in dem rituellen, näselnden Ton, der dem Fremden sehr unangenehm auffällt. Eine Kanzel ist nur für die Osterzeremonie erforderlich und wird da und dort für diesen Zweck provisorisch aufgebaut. Alle übrigen gottesdienstlichen Handlungen verrichtet der Pope vor dem Ikonostas.

* * *

Neben den verwüsteten Klosterbauten hat Rumänien wenig Überreste alter Kunst. In Buseu grub man zufällig beim Pflügen eines Ackers einen kostbaren Goldschatz gotischen

Digitized by Google

Ursprungs, den Schatz von Pietrosa, aus. Er wurde im Bukarester Museum geborgen. Nur in der Dobrudscha, der neuen Provinz zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer, fanden sich bedeutsame römische Denkmäler. Durch die Dobrudscha zieht, zum Teil noch wohlerhalten und durchaus neu befestigt, der römische Trajanswall. Auch jenes Tomi, der Ort, wo der verbannte Ovid geschmachtet haben soll, liegt in der Dobrudscha. An den Kaiser Trajan, den die Eitelkeit der vielgemischten Rumänen zum nationalen Ahnherrn ernannte, erinnert im äußersten Westen des Landes, bei der Grenzstadt Turn-Severin, ein anderer Überrest: aus den Fluten der Donau ragen dort die letzten Pfeiler der Römerbrücke empor. Nachdem diese Brücke abgebrochen war, blieb die Walachei jahrhundertelang ohne einen Weg über den breiten Strom, der sie im Westen und Süden abschloß. Erst unter König Karol wurde wieder eine Brücke über die Donau geschlagen — zwischen Feteschti und Cernavoda — ein Meisterwerk moderner Technik, das, um den Preis eines riesigen Vermögens, Europa mit dem Orient dauernd zu verbinden bestimmt war. König Karol, in seinen Absichten ein Mitteleuropäer, erblickte in dieser Brücke ein Wahrzeichen seiner deutschen Sendung, die er im Halborient erfüllen wollte ...

* * *

Die Dörfer der rumänischen Ebene hinterlassen einen armseligen, melancholischen Eindruck. Selten findet sich ein schmuckes Häuschen. Die ungeheure Mehrzahl der Behausungen sind elende Lehmhütten, von denen die meisten kaum einen Meter hoch über die Erdfläche emporragen. Kein Gärtchen, kein Buschwerk in ihrer Nähe zeigt, daß der Besitzer Freude an seinem Heim habe. Nur wilde Akazien wachsen ungeordnet, wo der Zufall sie hat sprießen lassen; aber ihr feines Laub ist fahl und saftlos. Wie sollte denn auch ein Schimmer von Glück und Behagen zu dem Jammerdasein des rumänischen Bauern dringen? Dieser „freie" Rumäne ist übler daran, als der irische Sklave. Er zahlt den Zoll seines Schweißes, ja seines Blutes an den Großgrundbesitzer, an den Pächter, er fühlt die Peitsche auf seinem ausgemergelten Leib, und seine Hörigkeit, verbrieft durch den Schuldschein, wird von der Staats- und Militärgewalt überwacht. Dieser Staat ist ein Ausbeuterstaat wie kein zweiter auf Erden!

Mancher Bauer besitzt nicht einmal eine Kuh. Hat er ein wenig Vieh, so hat er keinen Stall. Ställe besitzen nur die Reichen. Dafür, daß seine Kuh, sein Büffel, seine Ziege sich kümmerlich auf fremdem Boden ernährt — nach rumänischem Gesetz darf kein Kleinbauer Weideland zu eigen haben —, verfallen er und Weib und Kind dem Nachbar Gutsherrn! Ohne Dach, jeder Unbill der Witterung ausgesetzt, auch im harten Winter, verdirbt des Kleinhäuslers Vieh. Ja, freudlos, von Sorgen bis zur Todesstunde belastet, ist das Leben des rumänischen Bauern. Daher auch der typische, namenlos traurige Ausdruck seiner Gesichtszüge, der wehmütige Klang seiner Volks- und Hirtenlieder (Doinas).

Zwischen den Gutsherren, die selten auf ihren einsamen, weit voneinander entfernt liegenden Gütern hausen (manches Gut hat nicht einmal ein Herrenhaus!), und den verhungernden Bauern gibt es kein inneres Band. Der Knecht, der Bauer, hat keinen Freund, er ist völlig in der Welt verlassen — und seine Elendsscharen bilden doch, wie Titus Majorescu, als er noch nicht Minister gewesen, schrieb, „die einzige reale Klasse" der rumänischen Bevölkerung, im Gegensatz zu der kleinen Kaste von Schwindlern und Abenteurern, die die unbedingte Herrschaft über das ohnmächtige Volk innehaben. In der Kammer, die sich ganz aus dem Troß der Bukarester Demagogen zusammensetzt, hat die Bauernschaft nicht einen einzigen Vertreter. Der Pope, meist ein bestechlicher und habgieriger Mann, kümmert sich um die Gebetsabgaben, aber durchaus nicht um das Seelenheil und Leibeswohl seiner Pfarrkinder. Der ärmste Bauer muß dem Popen für jeden Glücks- und Unglücksfall in seinem Hause Geld bezahlen. Die Not und das kirchliche Gebot der Fasttage — mehr als zweihundert im Jahr schreibt die Kirche dem gehorsamen Bauer vor! — teilen sich in die Aushungerung des Volks. Polenta und in

Digitized by Google

Wasser gekochte Hülsenfrüchte sind des Bauers fast ausschließliche Nahrung. Er stirbt eines frühen Todes. Alte Leute sieht man selten in einem rumänischen Dorf.

Die Anspruchslosigkeit des armen Bauern ist groß. Er kennt überhaupt keines der Bedürfnisse des Europäers. Er ist gewohnt, stets angekleidet auf hartem Lager — sommers auf der nackten Erde vor seinem Häuschen — zu schlafen, er ist zufrieden mit seinem Brei aus Maismehl. Er fügt sich in alles, er hat nie einen eigenen Willen gekannt, er kennt nur das Unvermeidliche. Atmen, arbeiten, geschlagen werden, hungern, sterben — das ist sein Daseinszweck. Ihm bietet das Leben keine Ahnung des Schönen. Die Sonne vergoldet nicht seine Tage, sie dörrt nur das hagere Fleisch an seinen Knochen. Wie sollte er denn am Dasein hängen?

Den Mittelpunkt des Dorflebens bildet immer die Schenke, so dürftig sie ist. Hier hocken die Bauern Sonntags zusammen; winters im kärglich erleuchteten, nie gelüfteten Innenraum, sommers auf dem Platz vor dem Wirtshaus, der vor der brennenden Sonne durch einen tannenzweigbedeckten Vorbau geschützt ist. Fröhlichkeit kommt unter ihnen nicht auf. Für das Laster der Trunksucht fehlt es ihnen an Geld. Neben der Schenke, auf graslosem, schattenlosem Platze, stampft die Dorfjugend in rhythmischem Tritt die Hora, den Nationaltanz. Er wird nicht paarweise, sondern von einer Runde getanzt, und oft von den Burschen allein. Der Tanz hat nicht den holden Ausdruck der Freude, seine wilde Gebärde verrät, daß er als Betäubungsmittel entstanden ist. Inmitten des Kranzes der Stampfenden stehen die bekannten drei Zigeuner und spielen ihre Weisen.

* * *

Um jede Dorfschenke lungern Sonn- wie Wochentags **Zigeuner** herum. Sie sind in Rumänien sogar seßhaft. Es gibt Dörfer, die nur von ihnen bewohnt sind. Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren sie Leibeigene. Jeder Herrenhof hatte Hunderte von Zigeunern als Dienstboten. Sie entwickelten besonderes Talent in der **Kochkunst**, und noch heute sind in Bukarest und in den anderen Städten viele Köche Zigeuner. Auch pflegten und pflegen sie ihre höchst eigentümliche Musik. Aber viele ihres Stammes ziehen als fahrendes Volk durch die Länder und verbringen nur den Sommer in Rumänien. Da sieht man sie als Arbeiter bei den Neubauten beschäftigt. Denn der richtige Rumäne, zumal der städtische, meidet körperliche Arbeit. Die Zigeunerfrauen sind flink und fleißig. Wo sie arbeiten, dort schlagen die Zigeuner ihr Lager auf. Scham kennt dieses unverwüstliche Naturvolk nicht. Mitten im Straßengedränge der halb west-, halb ostländischen Stadt Bukarest sieht man sie unbekümmert alle häuslichen und körperlichen Verrichtungen besorgen. Frauen säugen ihre Kinder vor aller Augen. Die Kinder, und nicht einmal bloß die Kleinsten, balgen sich in vollkommener Nacktheit, schön wie Cherubim, um eine abgenagte Melonenschale. Die Zigeuner wandern auch als Schlosser und Kesselflicker in die Häuser, ihre Frauen scheuern die Diele — und ihre glühenden Augen spähen, ob sich wo Gelegenheit zum Stehlen bietet!

Die Rumänen vermischen sich nicht mit den Zigeunern. Sie hegen gegen sie eine große Verachtung. Aber sie überlassen ihnen und den Juden die Arbeit und verzehren, während die Mißachteten erwerben.

* * *

Die rumänische Sprache hat kein Wort für Mittelstand. In Rumänien gibt es eigentlich **kein Bürgertum**. Wie das Klima keine sanften Übergänge kennt — dem glutheißen Sommer folgt unvermittelt der sibirische Winter —, so auch die gesellschaftliche Ordnung dieses Landes. Herren, Knechte und Schmarotzer: das sind die drei Kasten. Viele, die sich aus der Masse der Namenlosen herausgearbeitet haben, gehören plötzlich zur Klasse der Regierenden. Jeder Sohn eines Popen, eines Krämers will sogleich — Minister werden. Erreicht er es nicht im Augenblick, so ergattert er doch wohl ein Abgeordnetenmandat.

Wie es in Frankreich nur **eine** maßgebende Stadt gibt: Paris, — so herrscht in Rumänien die Stadt Bukarest. Das gesellschaftliche und das politische Leben der Provinzstädte


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ist belanglos. Gewiß, es hat auch die Walachei eine Anzahl hübscher Städte — von dem westlichen Turn-Severin zieht sich ihre Kette über Crajova, Slatina, Piteschti, Plojeschti, Sinaia, Buseu bis nach Constantza, dem Hafen- und Badeort am Schwarzen Meer. Aber ihre Stimmen allzusammen wiegen nicht neben der Stimme von Bukarest! Die Hauptstadt ist das Zwing-Uri der herrschenden Kaste. Soll je in der Zukunft dem Lande Rumänien die Freiheit erblühen, so muß die Zwingburg Bukarest vom Volke erobert werden!

Mite Kremnitz †



Altflandrische Baukunst

Mit der Wiedergabe der Radierung des „Belfrieds" in Gent von Roland Anheißer verfolgen wir den doppelten Zweck, einerseits auf eine Veröffentlichung dieses ausgezeichneten Maler-Radierers, anderseits auf ein Gebiet einzigartigen architektonischen Reichtums hinzuweisen. Roland Anheißer ist unseren älteren Türmerlesern kein Fremder. Wir haben im zehnten Jahrgang (2. Band) in einem längeren Aufsatz auf seine eine Überfülle köstlichster Bauansichten bergende „Altschweizerische Baukunst" hingewiesen. In prachtvollen Federzeichnungen hat er in diesem umfangreichen Werke den Weg aufgezeigt, auf dem der Heimatkunst ganz anders zu dienen wäre, als es mit der Photographie und Ansichtskarte möglich ist.

Mit weit größerem Aufwand hat der Künstler eine große Zahl besonders dankbarer architektonischer Vorwürfe in großen Radierungen behandelt. Als echter Deutscher war er dabei ein eifriger Wanderer auch im Ausland, und er hat für die Schönheiten auf fremden Gebieten offene Augen und ein warmes Herz schon vielfach zu einer Zeit bewährt, als die Einheimischen noch ziemlich gleichgültig waren. So werden auch die Belgier überrascht gewesen sein, bei der Brüsseler Ausstellung des Deutschen Buchgewerbe-Vereins zu Weihnachten 1915 einen Raum zu finden, der ganz mit künstlerischen Darstellungen belgischer Motive aus deutscher Hand gefüllt war. Unter diesen stachen die Radierungen Roland Anheißers so bedeutsam hervor, daß abgesehen von der leicht begreiflichen Teilnahme, die die vielen Tausend Deutsche für die Städte hegen, in die sie jetzt durch den Krieg zum Teil für Monate und Jahre verschlagen worden sind, durch die rein malerische Schönheit der Blätter der Wunsch erwachte, sie möchten in einer billigen Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Gewiß ist der Reiz der Originalradierung durch keine Wiedergabe aufzuwiegen, und so werden die beiden großen Sammelmappen „Aus alten Städten in Flandern und Brabant" (10 Radierungen zu 200 ℳ) und „Aus Belgien" (15 Radierungen zu 300 ℳ), die der Künstler selber gedruckt hat, durch die Veröffentlichung der meisten Blätter in Buchform eher noch mehr Liebhaber gewinnen. (Auslieferung bei Amsler & Ruthardt, Berlin.) Aber auf der andern Seite hat doch auch die Buchausgabe ihre besonderen Reize, unter denen der Begleittext des Künstlers nicht der geringste ist. Sie ist bei Breitkopf & Härtel in Leipzig unter dem Titel „Flandern und Brabant. 30 Städtebilder und Landschaften nach Originalradierungen von Roland Anheißer" erschienen (geb. 8 ℳ).

Anheißer vereinigt in glücklicher Weise die gerade für den Architekturdarsteller unentbehrliche zeichnerische Genauigkeit des Details mit großer Auffassung des Gesamteindrucks und einer ungewöhnlichen malerischen Kraft der Schwarzweiß-Wirkung. Wir wissen von der Malerei her, welch unversiegbaren Reiz die feuchte Luft des meernahen Landes dem Farbenspiel der dortigen Architektur verleiht, wie durch diese weiche Feuchtigkeit die bunten Gegensätze zur Einheit gebunden werden. Überraschend ist es, wie Anheißer für die Radierung in tonigen Gegensätzen des Schwarzweiß diese weiche Luft einzufangen versteht und mit der Lebenskraft

Digitized by Google

des Lichtes die starren Massen der gewaltigen Bauten so durchtränkt, daß wir an Schlegels Wort erinnert werden, der in der Architektur „gefrorene Musik“ sah.

Manches Blatt betrachten wir mit tiefer Wehmut, denn es kündet von einer Schönheit, die unwiederbringlich verloren ist. So gleich das erste, die gewaltige Tuchhalle in Ypern, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Das Bild steht in einer düsteren Großartigkeit da, als liege die Ahnung des künftigen Verhängnisses über ihm. Auch von dem wunderbaren Lettner in der Nikolauskirche zu Dixmuiden sammelt man heute aus Trümmerhaufen mühsam die Brocken, um wenigstens eine Erinnerung an dieses zierlichste Prunkstück der spätgotischen vlamischen Kunst zu retten. Auch den schweren Templerturm von Nieuwpoort zwang uns die unerbittliche Kriegsnotwendigkeit niederzulegen. Davor steht ein liebenswürdiges Mannschaftsbild vom Wall Nieuwpoorts und dahinter eine jener für Flandern charakteristischen Windmühlen zu Wenduyne.

Das nächste Blatt führt uns an die flandrische Küste bei Heyst. Dann kommen wir nach Brügge, das durch den Krieg wohl auch aus seinem verträumten Schlummer aufgeweckt worden ist, aber doch glücklicherweise nicht zur Zerstörung. Acht Bilder künden von seinen gewaltigen Toren, dem ragenden Belfried, den verträumten Kanälen mit den stillen Gärten daran, den dunkeln Gassen und stillen Brücken. Dann folgt Gent, das noch heute etwas von der gewaltigen Größe der Zeit atmet, deren Ausdruck diese stolzen, selbstbewußten und doch auch so lebenslustigen Bauten sind. Hierher gehört unser Bild, und um die Art des Begleittextes unseres Künstlers zu kennzeichnen, geben wir seine Ausführungen zu ihm wieder:

„Bei meinem ersten Besuch in Gent, es war ein später Herbstabend des Jahres 1902, ragte im dämmerigen Abendschein, als ich am Steen Gerhards des Teufels vorbei gegen den gewaltigen Turm von St. Bavo schritt, ein Riesenschatten ungeheuer hoch und schwarz gegen den verglühenden Himmel; es war der Belfried Gents, sein treuer Wächter, der seit Jahrhunderten wie ein ausgestreckter gepanzerter Arm über der ihm anvertrauten Stadt wacht: ein treuer Held und Rufer im Streite. Auf der Riesenglocke, die einst die Bürger zu den Waffen rief — später hat man das heutige Glockenspiel aus ihr gegossen — war zu lesen: Myn naem is Roelant, als ick kleppe dan is't brand; als ick luyde, is't victorie in Vlaenderland. Eine andere Inschrift kündete: Dese clocke die gheheeten is Roelant, als men se luut, is storm in't land. Gegossen war der Roland 1314, der Belfried selbst stammt aus der Zeit von 1183 bis 1339. Der obere Teil des 118 m hohen Turmes bestand bis vor etwa vier Jahren aus einer 1853 aufgesetzten gußeisernen Spitze, bekrönt wird das Ganze von einem über 3 m langen, in Kupfer gearbeiteten und vergoldeten Drachen von 1378. Jetzt ist an Hand eines alten erhaltenen Aufrisses der obere Teil des Belfrieds neu in Stein ausgebaut worden. Gent, die Geburtsstadt Karls V. — er wurde in St. Bavo, der Hüterin des herrlichen Altarbildes der Brüder van Eyck, getauft — war auch die Lieblingsstadt des Kaisers, der scherzend die gewaltige Größe seines Lieblings hervorhob, wenn er zu König Franz I. von Frankreich sagte: Mon gant, Paris danserait dedans (gant Handschuh, Gent französisch Gand); oder Je mettrais Paris dans mon gant. Auch dem Herzog Alba entgegnete er in dieser Art, als nach einem Aufstand der unruhigen Bewohner jener grausame Unterdrücker dem Kaiser die Zerstörung der Stadt empfahl. Der Kaiser stieg mit dem Herzog auf den Belfried und zeigte ihm rings im Umkreis die gewaltige Stadt mit den Worten: „Combien faudrait-il de peaux d'Espagne pour faire un gant de cette grandeur?“ — Im Hintergrunde unseres Bildes erkennt man den gleichfalls mächtigen Turm der St. Nikolauskirche.“

Das herrliche Rathaus von Oudenaarde beschirmt ein bewegtes Jahrmarktstreiben. Mit besonderer Kühnheit aber ist die gewaltige Kathedrale in Doornyk erfaßt, dieses bedeutsamste romanische Bauwerk, das uns Deutsche durch seine offensichtlichen Beziehungen zu den Abteikirchen von Brauweiler und Maria Laach, zum Dom von Limburg, zu Groß-St. Martin und St. Aposteln zu Köln besonders innig berührt. Der tiefste Geist dieses ins Riesenhafte strebenden

Digitized by Google

Bauwillens ist in der Art erfaßt, wie auf dem Bilde die Kathedrale das Häusergewimmel zu ihren Füßen beherrscht. Was man auf hohen Türmen mit fast versagendem Atem gehoben und erdrückt zugleich erlebt, das ist hier kühn zum Bilde zusammengedrängt.

Noch folgen Blätter aus Antwerpen und Mecheln, dann das durch deutsche Aufopferung vor der Zerstörung bewahrte Rathaus in Löwen. Es grüßt der schlanke Rathausturm von Brüssel, bei dem gerade wir immer wieder daran erinnern sollen, wie die Franzosen unter Villeroy ein wüstes Zerstörungswerk mutwillig vollbrachten, während die vielgescholtenen Deutschen in diesem Kriege oft zum eigenen Schaden zu schonen suchten, wo sie nur konnten. Auch die Zerstörung Dinants, dessen noch unverminderte Romantik das letzte Bild uns zeigt, fällt zu Lasten der unglücklichen Verblendeten, die nach friedlicher Übergabe den meuchlerischen Überfall auf die schon mehrere Tage in völliger Ruhe dort einquartierten Truppen veranstalteten. — Wir dürfen hier nicht schweigen. Wir haben die Macht der beredten Anklage so bitter erfahren müssen, nun wollen auch wir den andern nicht die Ruhe gönnen. Wir sind es auch dem Andenken unserer Truppen schuldig, damit spätere Zeiten diese Zerstörungen zu den furchtbaren Notwendigkeiten eines entsetzlichen Schicksals rechnen, das eine Sühne war für die Schuld derer, die zunächst unter ihr leiden mußten. —

Ich benutze die Gelegenheit, noch auf ein zweites Bilderwerk hinzuweisen. „Alt-Flandern. Brabant, Artois, Hennegau, Lüttich, Namur", 200 photographische Aufnahmen von Städtebildern, Baudenkmälern jeder Art, Innenräumen aus Belgien und Französisch-Flandern mit einer durch alte Städtekupfer geschmückten kunstgeschichtlichen Einleitung und eingehenden Anmerkungen herausgegeben von Professor Dr. Richard Graul (Dachau bei München, Roland-Verlag; ℳ 2.20). Der Titel ist so ausführlich, daß er auch den ganzen Inhalt angibt und für die Zwecke dieser Anzeige keiner anderen Ergänzung bedarf als der Bemerkung, daß die guten Wiedergaben durchweg nach sehr guten Photographien gefertigt sind. Freilich, wenn man diese Bilder unmittelbar nach denen Anheißers ansieht, so fühlt man doppelt schmerzlich die Unzulänglichkeiten auch der besten Photographie; aber anderseits ist dadurch die Möglichkeit eines Reichtums geboten, der sonst unerreichbar wäre.

Die Einleitung unterrichtet gut über die wechselvolle und doch von einem starken Leitmotiv beherrschte Geschichte dieses Landstriches, die in der Kunstentwicklung ihre getreue Abspiegelung findet. Wenn etwas den Traum von der Schönheit des Zusammengehens deutscher und französischer Art nähren kann, so ist es die auf diesem Landstrich erwachsene Kunst, wobei es uns Deutsche mit Stolz erfüllen mag, daß die innerlich starke Kraft dabei deutsch ist, selbst wenn man nicht vom strengsten Rassenstandpunkt aus auch die französische Gotik für den germanischen Geist einfordert. Aber leider ist ja gerade dieses Frankreich offenbar längst völlig ausgestorben. Jenes adlige Frankreich ist eben auch im geistigen Sinne buchstäblich mit dem Adel in der großen Revolution verblutet. Und so wird selbst eine ferne Zukunft kaum nochmals eine so glückliche Ergänzung zweier Wesensarten bringen, wie sie vom 8. Jahrhundert ab fast ein Jahrtausend in diesem begünstigten Lande geblüht hat.

Aber gerade weil man so sehr an die Bedeutung alles Volklichen gemahnt wird, versteht man nicht, daß in einem solchen deutschen Buche sämtliche Bildunterschriften auch französisch wiedergegeben sind. Das ist doch jetzt ein bitterböses Kampfgebiet und wird es geistig noch auf Jahrzehnte hinaus sein. Und nur wenn wir uns in jeder Stunde und in jeder Lage bewußt sind, hier Kämpfer zu sein, kann uns auf diesem heiß umstrittenen Boden der geistige Sieg werden, der unser gutes Recht und unsere Pflicht ist. Wie können dann ein deutscher Verleger und ein deutscher Gelehrter so kurzsichtig sein und eines im günstigsten Falle kleinen Geldvorteils willen ein so übles sprachliches Zugeständnis machen? Mir ist dadurch die Freude an der schönen Veröffentlichung völlig verdorben. K. St.



Digitized by Google

Opernsorgen

Allerlei Randbemerkungen zu Wilhelm Kienzls „Testament“

Zahlreiche deutsche Bühnen haben sich angeschickt, Wilhelm Kienzls sechzigsten Geburtstag (17. Januar) durch die Aufführung seiner neuen zweiaktigen Oper „Das Testament“ zu feiern, zu der Kienzl, wie auch bei seinen früheren Opernwerken, sich selbst das Buch geschrieben hat. Knapp vierzehn Tage auf die am 7. Dezember an der Wiener Volksoper vollzogene Uraufführung folgte das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg. Der äußere Erfolg war an beiden Orten günstig, doch fehlte ihm jene aus tieferer Überzeugung und inniger Freude quellende Herzlichkeit, die allein Dauer verspricht. Die Hauptschuld liegt an der Dichtung, deren innere Uneinheitlichkeit in der Musik ein Nebeneinander verschiedener Stile zur Folge hat. Das Ganze wirkt allzu erzwungen und gewollt und läßt gerade jene natürliche Herzlichkeit vermissen, die die Grundeigenschaft aller volkstümlichen Kunst ist.

Das Werk ist Peter Rosegger gewidmet, und in mehreren Anmerkungen verweist Kienzl auf Roseggers Schriften als Quellen für steirische Volksgebräuche, die er auf der Bühne vorführt. Leider hängen diese Gebräuche mit dem eigentlichen dramatischen Geschehen nur sehr lose zusammen und sind auf der anderen Seite doch zu breit behandelt, um lediglich als Rahmen zu dienen. Musikalisch bringen gerade diese Volksszenen viel Hübsches, wenn es auch ein reichliches Vergeuden von musikalischer Munition bedeutet, wenn für eine ausgedehnte Schnadahüpflszene dauernd das volle Orchester aufgeboten wird.

Es geht sehr viel auf der Bühne vor, aber es geschieht wenig, so daß die äußere Handlung dürftig ist, von einer inneren kaum gesprochen werden kann. Mit dem behäbigen Lindenwirt und Bürgermeister von Fopphausen, Holzer, gehen zwei durchtriebene Dörfler die Wette ein, daß seine große Beliebtheit bei den Dorfbewohnern nur darauf beruhe, daß er sie alle in seinem Testament bedacht habe. Holzer glaubt das nicht und geht auf den Vorschlag ein, die Gemeinde an seinen Tod glauben zu machen. Von sicherem Versteck aus muß er nun erleben, wie beim fröhlichen Leichenschmaus das reichliche Lob, das ihm die Dörfler erst spenden, sich ins wüste Gegenteil verkehrt, als ein neues Testament den Umsturz des alten und die allgemeine Enterbung verkündet. Der im Tiefsten verletzte Holzer erkennt zu spät, daß er sich zu wenig um wahre Liebe gemüht hat, und holt das Versäumte insoweit nach, als er jetzt in die Heirat seines Mündels mit dem armen Müllerburschen Florian, gegen die er sich zuvor aufs wütendste gesträubt hatte, einwilligt und dem jungen Paare außer seinem Segen auch noch sein Hab und Gut vermacht.

Man sieht, dieses Schwankgeschichtlein würde dramatisch eher für eine bitterböse Satire auszumünzen sein, wobei allerdings die Verbindung mit Musik wenig förderlich wäre. In musikalischer Hinsicht hat Kienzl die Unbefangenheit eingebüßt, mit der er im „Evangelimann“ drauflosmusizierte. Aus lauter Angst vor Trivialität verfällt er nun bei den einfachen Vorwürfen vielfach ins allzu Künstliche und Übertriebene. Am angenehmsten berühren die Volksszenen, während der gut einsetzende parodistische Trauermarsch leider nachher versandet. — —

Ich gestehe, daß mich die Enttäuschung recht schmerzlich berührt. Dem sympathischen Komponisten, aber vor allem unserer Opernbühne hätte ich wieder einmal einen Dauererfolg von Herzen gegönnt. Um so mehr erheben sich immer wieder die sorgenden Fragen, wie der Not unseres Opernspielplans abzuhelfen wäre. Gewiß durch die Tat des begnadeten Künstlers, aber es ist um die Oper doch eine eigene Sache. Bei keiner anderen Kunstgattung könnte der sicher erwägende Kunstverstand so fruchtbar mitwirken, wie hier, wenigstens soweit das Gebrauchsmaterial für den Bedarf des Bühnenspielplans in Betracht kommt. Für die große Kunst müssen wir uns ja mit dem Abwarten bescheiden; für die Gebrauchskunst aber ist es von

Digitized by Google

entscheidender Bedeutung, daß wir uns über ihre Forderungen klar werden, wie über die Hemmungen, die sich ihrer Verwirklichung entgegenstellen.

Bei Wilhelm Kienzl durften wir Hoffnungen hegen, denn in seinem „Evangelimann" hat er neben Humperdincks „Hänsel und Gretel" die einzige deutsche Oper des letzten Vierteljahrhunderts geschaffen, die sich nun schon zwanzig Jahre lang ununterbrochen auf dem Spielplan zu behaupten vermag. Von den seither erschienenen Werken wird die gleiche Lebenszähigkeit außer einigen Werken von Richard Strauß nur noch allenfalls d'Alberts „Tiefland" beschieden sein. Denke ich da an die mehr als zweihundert neuen Werke, die ich in diesem Zeitraum gehört habe, — welch betrüblich dürftiges Ergebnis für so viel Arbeit und Mühe, so viel ernstes Wollen und doch auch achtenswertes Können! Denn in der Tat, an Können gebricht es unseren deutschen Opernkomponisten nicht, und ich fühle mich ganz vorurteilsfrei bei dem Urteil, daß vom musikalischen Standpunkte aus das deutsche Opernschaffen auch in diesem letzten Vierteljahrhundert im gesamten musikdramatischen Schaffen der Welt als Ganzes an der ersten Stelle steht.

Nun ist es ganz sicher, daß manches in dieser Zeit aufgeführte Werk Lebenskraft genug hatte, um jetzt noch im Spielplan stehen zu können, ja daß es sich jetzt als lebenskräftiger bewähren würde, wie zur Zeit seiner Erstaufführung. Unser heutiger Opernbetrieb ist leider, soweit es sich um Neuheiten handelt, genau so auf das Saisonstück eingestellt, wie die Schauspielbühne. Man versucht ein neueinstudiertes Werk in der einen Spielzeit möglichst oft herauszubringen und läßt es mit dem Augenblick dauernd fallen, in dem die Abendkasse nicht mehr die verlangte Höhe zeigt. Auf die Weise kann niemals eine wirkliche Bereicherung des Spielplans eintreten. Leidet schon das ernste Schauspiel sehr schwer unter dieser Arbeitsart, so ist sie für die Oper geradezu tödlich. Der Fall, daß sich die Sensation an ein riesiges Können knüpft, wie bei Richard Strauß, ist vereinzelt und — auch der aufrichtige Verehrer Richard Straußens, oder besser gerade er, wird hier beistimmen — wird es hoffentlich auch bleiben.

Nur diese Beigabe des Sensationellen aber gewährleistet, daß die Gesamtheit der Bühnen sich eines ernsten Kunstwerkes bemächtigt. Damit wird es dann auch zum Besitzstand der Künstlerschaft, so daß der Abgang von ein oder zwei Kräften bei einem Theater nicht eine Aufführungsmöglichkeit überhaupt in Frage stellt. Denn im allgemeinen liegt es für Neuheiten tatsächlich so, daß, wenn der Inhaber einer tragenden Rolle von einer Bühne abgeht, das neue Werk selber meistens verschwindet, weil man die Arbeit einer Neueinstudierung doch nicht mehr daranwenden mag.

Ernste Musikwerke aber haben, wenn das Publikum nicht durch Begleitumstände besonders günstig eingestimmt ist, kaum die Aussicht, überhaupt richtig angehört zu werden. Denn die Musik setzt beim Hörer eine gewisse Vertrautheit voraus, bevor man sie wirklich liebhaben kann. Die Neugier und die stoffliche Spannung, diese außerordentlichen Hilfskräfte für die Einführung neuer Kunst, kommen für die Musik, auch für die Oper, kaum in Frage. Von sich aus verlangt das Publikum, und zwar auch der ernste Musikliebhaber, gerade in der Oper viel mehr nach Bekanntem, ihm wenigstens musikalisch Vertrautem, und hat einen viel höheren Genuß am Wiederhören einer ihm wohlbekannten Arie, als an der interessantesten Neuheit. Die Opernvirtuosen aller Zeiten wußten sehr gut, weshalb sie immer dieselben Rollen singen. Man soll aber auch die künstlerischen Kräfte nicht verkennen, die in dieser Einstellung liegen. Das italienische Publikum, in dessen Obhut doch schließlich die Oper herangewachsen ist, hört sich noch heute innerhalb einer Stagione soundso oft dieselbe Oper an. Früher war es nun fast selbstverständliche Forderung, daß jede Spielzeit eine Neuheit brachte, die dann auch so fast von jedem Zuhörer kurz hintereinander wiederholt gehört wurde. Ich bin in Italien Zeuge gewesen, wie die Musikliebhaber von kleinen Orten Toskanas innerhalb der vierzehn Tage, die Mascagnis „Ratcliff" in Florenz aufgeführt wurde, trotz der brütenden Junihitze viermal und auch noch öfter zu den Aufführungen gefahren kamen. Ich wunderte mich danach

Digitized by Google

nicht mehr, daß trotz der Armut des Werkes der Beifall mit jedem Abend wuchs, denn die eindringliche Beschäftigung mit einem Kunstwerk lohnt sich immer. Man kann es bei uns in jedem Chor erleben, wie die Sänger auch bei widerhaarigen Werken mit wachsendem Studium immer begeisterter werden.

Ein Opernwerk ist nach allen Richtungen hin ein so verwickeltes Gebilde, daß nur vereinzelte imstande sind, es gleich beim ersten Hören zu erfassen. Wie soll nun eine ernste oder gar schwierige Oper sich unter den heutigen Verhältnissen im Spielplan behaupten können, falls nicht außerhalb des Kunstwerkes liegende Umstände oder innerlich unkünstlerische Kräfte zu Hilfe kommen? Es kann nur dann der Fall sein, wenn dieses Werk so starke theatralische Kräfte hat, daß es auch die naiv sinnlichen Theaterbedürfnisse des Publikums befriedigt. In allen anderen Fällen — sie werden der deutschen Art entsprechend, soweit deutsche Werke in Betracht kommen, wohl immer die Mehrzahl bilden — müßte die Bühne das Publikum zu den neuen Werken erziehen. Das ist nur mit dem Durchhalten zu erreichen, und ich hege immer die Hoffnung, unsere sogenannten Theaterkommissionen, die es ja wohl fast in allen Städten gibt, werden sich noch einmal auf diese Pflicht besinnen, indem sie diesen wirklich künstlerischen Dienst der ihnen anvertrauten Bühnen materiell unterstützen. Da ist, um ein Beispiel herauszuheben, jetzt im November in Frankfurt a. M. Otto Taubmanns „Porzia" aufgeführt worden. Das Werk hat einen vollen künstlerischen Erfolg davongetragen, kommt aber in keiner Weise dem Publikumsgeschmack entgegen. Über seinen künstlerischen Wert kann gar kein Zweifel sein. Da müßte es von vornherein zum Gebot gemacht werden, daß die Frankfurter Oper in den nächsten fünf Jahren das Werk grundsätzlich alljährlich wenigstens an vier auf die Spielzeit verteilten Abenden aufführt. Die Kritik müßte da ihre Mitarbeit leihen und vor jeder Aufführung das Publikum auf das Werk hinweisen, ihm auch den Weg dazu ebnen.

Ohne eine solche bewußte Arbeit ist heute nichts zu machen. Die künstlerischen Kräfte müssen für die Kunstwerke ebenso eifrig werben, wie es die kunstkapitalistischen Kräfte für alles das tun, was ihnen ein Kunstgeschäft verspricht. Man bedenke doch, daß bis auf den heutigen Tag des Peter Cornelius köstlicher „Barbier von Bagdad" nicht recht heimisch werden kann. Dabei besitzt dieses Werkchen alle Eigenschaften, um dem deutschen Volke wirklich lieb zu werden, sobald es ihm nur erst einmal vertraut ist. Auch Thuilles „Lobetanz" wäre für eine Kunstpolitik, die nicht nur aus Worten, sondern aus Taten bestände, auf unserer Bühne heimisch zu machen. Und so noch manches andere Werk. Wir müssen diesen Weg im Lebensinteresse gerade unserer deutschen Oper finden. Denn ich glaube, das Sinfonische steckt uns zu sehr im Blute, daß das Theatralische immer einen schweren Stand haben wird. Sinfonisch und theatralisch aber sind in starkem Maße Gegensätze, da alles Sinfonische im wesentlichen innere Entwicklung gibt, darum sehr wohl dramatisch, aber nur in besonders günstigen Fällen gleichzeitig theatralisch ist. Daß beides gleichzeitig möglich ist, zeigt neben Mozart, der vom entgegengesetzten Ende her ins Theatralische das Sinfonische hineintrug, Richard Wagner (in der Dichtung Schiller und Kleist), und es ist wohl sicher das Besondere des germanischen Theatergenies, daß bei ihm die Theatralik nur als Beigabe zur Dramatik erscheint, nicht aber als selbständige Lebenskraft auftritt.

Aber vom Genie allein kann die Bühne nicht leben. Ich glaube, sie könnte es selbst dann nicht, wenn die Genies häufiger wären. Unser Theater ist eben Theater, nicht Festspielbühne. Daß es uns in Deutschland verhältnismäßig oft beschieden ist, unsere Theater an einzelnen Abenden sich in Festspielhäuser verwandeln zu sehen, ist die erfreulichste Eigenschaft unseres Theaters. Aber auch wir Deutsche sind nicht dauernd Festspielmenschen.

Die Unterhaltungsbühne ist ein dringendes Bedürfnis, nicht nur vom Standpunkte des Kunstgenießers, sondern ebensosehr von dem der Kunst. Für jeden, der weder artistisch noch ethisch verstiegen ist, versteht sich das übrigens von selbst. Wie es beim schöpferischen Künstler verhängnisvoll ist, den Künstler und Menschen trennen zu wollen, so auch

Digitized by Google

beim Kunstempfänger, der ja auch Künstler ist, nur eben nachschaffender (reproduzierender). Auch hier kommt es auf die Einheit an, wie im Leben selber unsere Aufgabe immer nur darin bestehen kann, aus den widerstrebenden Gegensätzen die höhere Einheit herauszufinden, nicht aber uns säuberlich zwischen diese Gegensätze teilen zu wollen. Den künstlerischen Menschen wird die Kunst überallhin begleiten, auch bei der denkbar unkünstlerischsten Arbeit. Und gerade die Musik als die zu innerst in uns wohnende Kunst bewährt diese Verbindungsfähigkeit mit allen Lebenslagen so sehr, daß Bücher in seinem gedankenvollen Buche „Arbeit und Rhythmus" sogar die Entstehung der Musik aus den äußeren Hemmungen des Lebens folgern konnte.

Den wirklich natürlich veranlagten Menschen führt das Leben über Höhen und durch Tiefen, zumeist aber wohl durch ein ziemlich ebenes Mittelland auf mehr oder weniger steiniger Straße. Wer halbwegs klug ist, schafft sich gute Sohlen an und achtet mit besonderer Aufmerksamkeit auf die am Wegrand blühenden Blumen und die Früchte, die über den Zaun herüberhängen, sucht auch selber ein Stückchen Gartenland zu erwischen und eifrig zu bebauen. Wem das nicht gelingt, wer den Alltag sich nicht mit Kunst zu verschönern weiß, der ist auch für die große Kunst der Höhen nicht brauchbar.

Und darum braucht auch die Höhenkunst die Alltagskunst.

Wir Deutsche haben in den letzten Jahrzehnten diese Tatsache zu sehr verkannt, die beiden ungeheuren Erlebnisse Beethoven und Wagner sind zu einseitig aufgefaßt worden. Beide Künstler zeigen für ihre eigene Person die Gegengewichte gegen ihr künstlerisches Hohepriestertum, und weil sie durchaus geschlossene Einheiten waren, gelten die Gegensätze in ihrem Gesamtleben auch als Gegenwirkungen und Ergänzungen ihres Kunstschaffens. Wenn Beethoven in tragisch-grotesker Weise sich mit allen Alltäglichkeiten herumschlug und sich bei diesen Gelegenheiten auch ausberserkerte, so liegt darin eine gewiß absonderliche, aber, wie das Ergebnis zeigt, durchaus weise Ökonomie der Natur. Es sind dieselben äußeren Lebensnöte, gegen die Richard Wagner zeitlebens sein Finanzministergenie betätigen mußte, jedenfalls trugen diese äußeren Lebensumstände bei beiden im höchsten Maße dazu bei, ihre Kunstbetätigung auf eine Höhe hinaufzurücken, die über allem Leben steht, die als Fest aus diesem herausgipfelt. So großartig das Lebensschauspiel der beiden aber auch wirkt, so müssen wir doch beiden gegenüber fühlen, daß diese Lebensform nicht die allgemein gültige, nicht die vorbildliche sein kann. Sie liegt auch fürs Allerhöchste in der Harmonie Goethes, dessen Künstlernatur sich dem Nachfühlenden am stärksten gerade darin offenbart, wie er auch die Tiefen des Lebens und vor allem die auch ihm unumgängliche Alltäglichkeit zu bemeistern und zu bereichern versteht (besonders lehrreich ist dafür der Briefwechsel mit seiner Frau Christiane). —

Eine lange, immer reicher werdende Friedenszeit, die wir nach unseren heutigen Erfahrungen als hundertjährig ansehen möchten — die drei Kriege von 1864, 66 und 70 waren die gleiche Gesamtentwicklung beschleunigende und verstärkende Unterbrechungen —, hat neben vielen anderen Gewächsen auch das Gedeihen des Berufskunstmenschen begünstigt. Das wurde besonders verderblich in der Literatur, weil des Dichters Kunst am wenigsten ausgesprochene Arbeit heischt. Bei allen anderen Künsten ist das Handwerkliche im Sinne der körperlichen Mitbetätigung wesentlich umfangreicher. Der Musiker z. B. ist in der Regel doch auch Ausüber eines Instrumentes, nicht nur Komponist. Alle unsere klassischen Dichter hatten noch einen anderen, praktischen Lebensberuf. Erst die Romantik sieht in dem Rein-seiner-Kunstleben-Können ein Ideal. Beim „jungen Deutschland" ist dann schon der verhängnisvolle Ausweg geschaffen, daß der Dichter vom Literaten lebt, daß also der gleiche Mensch im gleichen Beruf Künstler und Handwerker sein will. Dieses Verhältnis hat sich immer mehr verschlimmert.

Aber beim schöpferischen Künstler handelt es sich doch immerhin um die Hingabe an einen Beruf. Viel verhängnisvoller wurde es, wenn der Kunstempfänger sich vermaß, sein Leben aus Kunst zu gestalten. Kunst ist eben Kunst, weil sie nicht Natur ist, sagt Goethe. Unser Leben kann nur so lange fruchtbar sein, als es seiner natürlichen Aufgabe nachgeht. Aus diesem

Digitized by Google

Leben soll die Kunst erwachsen und sie kann mit ihm verwachsen. Aber wer glaubt, aus ihr sich das Leben gestalten zu können, wird am Leben selber scheitern. Als das furchtbare Erleben im August 1914 über uns hereinbrach, hat das jeder, der sehen will, erfahren. Die einzige Lebenserscheinung, die im höchsten Lebenskampfe unverwertbar war, war die — nein, nicht die Kunst, sondern das, was wir als künstlerische Kultur gepflegt hatten. Die Kunst selbst erwies im Gegenteil ihre ungeheure seelische und damit lebenbefruchtende Kraft ebensogut, wie die Religion, aber gleich dieser auch nur insoweit, als sie als Kraft in einem natürlichen Leben stand.

Die Irrlehre, die die künstlerische Kultur zum Fundament des Lebens, statt zu seinem Schmucke, zu machen suchte, hat unser Verhältnis zur Kunst mannigfach geschädigt. Sie hat nicht nur zum blutleeren Artistentum und lebensfremden Ästhetentum geführt, sondern auch alle jene Bestrebungen, die sich unter dem Begriff „Kunst und Volk“ zusammenfassen lassen, in eine ungesunde Richtung gedrängt. Und zwar ist der Fehler immer der, daß das Leben sich nach der Kunst richten sollte, während die Kunst wirklich nur dann fruchtbar werden kann, wenn sie irgendwie ein Stück Leben wird. Das ist keine Verkleinerung der Kunst. Wir brauchen nur daran zu denken, daß in jedem Leben Feiertage stehen. Wenn es gelingt, den Menschen in jenen Stunden, in denen ihn das Leben aus dem Alltag hinausführt, mit der Kunst zusammenzubringen, so wird auch das größte Kunstwerk zur natürlichen Erscheinung des Lebens werden. Im Arbeitsdasein des Alltags aber kann von der höchsten Warte aus ein selbstgesungenes einfaches Volkslied ein höherer künstlerischer Wert sein als eine Beethovensinfonie. Weil jenes ein Stück Leben wird, diese daneben stehen bleibt.

Ich stimme dem vielgebrauchten Satze vollkommen zu, daß das Beste für das Volk gerade gut genug ist. Man muß nur den Begriff „das Beste“ richtig verstehen. Selbst dem feinsten Kenner mundet zuzeiten ein Glas Wasser besser, als ein edler Burgunder, und ein Stück Schwarzbrot ist nicht nur dem Körper oft zuträglicher, sondern schmeckt unter Umständen sogar besser, als die ausgesuchteste Gänseleberpastete. Auch die Bedürfnisse des Gemüts, der Seele, des Geistes nach künstlerischer Nahrung sind nicht zu allen Zeiten dieselben. Und der Satz, daß für das Volk — und in diesem Sinne wollen wir uns doch alle zum Volke rechnen — das Beste gerade gut genug sei, ist dahin zu verstehen, daß das jeweils den Gesamtverhältnissen nach Zuträglichste in der besten Form gegeben werden muß.

Auch hier gibt es keine absoluten Werte, auch hier steht alles in relativen Abhängigkeiten. Selbst jene Leute, die den Darbietungen der festlichen Kunst Wagners und Beethovens vollauf zu folgen vermögen, werden durch diese Kunst nicht in allen ihren Kunstbedürfnissen befriedigt. Es wäre sonst unmöglich, daß es bei uns nur so ganz wenige Menschen gibt, deren Kunstgeschmack zu jener Sicherheit sich ausbildet, die instinktiv ohne lange Überlegung das Minderwertige ablehnt. Wäre nicht die Kunstheuchelei eine so große Macht, so würden wir das noch viel häufiger und schlagender zu sehen bekommen, als es ohnehin geschieht. Halten wir uns an die ganz allgemeine Erscheinung, daß an denselben Orten und den gleichen Zeiten, in denen die größten musikdramatischen Werke und die erlesensten sinfonischen Darbietungen vor ausverkauften Häusern mit begeistertem Beifall aufgenommen werden, die seichtesten Operetten und die oberflächlichste Unterhaltungsmusik ebenfalls des ausgiebigsten Beifalls und Besuches sicher sind. Es ist ungerecht, dabei verächtlich von „Massengeschmack“ zu sprechen. Nicht nur die Gleichheit der Preise weist auf ähnliche Gesellschaftsklassen, jeder aufmerksame Betrachter findet hüben wie drüben als weitaus größten Prozentsatz der Teilnehmer dieselben Leute. Und es ist ja auch „gesellschaftliches“ Gesetz, daß „man“ da und dort gewesen sein muß.

Es kann kein vernichtenderes Urteil über die künstlerische Kultur dieser Kreise geben. Aber es ist nun auch keineswegs so, daß es um das sogenannte Volk besser bestellt wäre, wie uns von den Trägern der sozialen Kunstpflege oft gesagt wird. Nein, auch hier finden wir das gleiche Nebeneinander, und das darf uns auch nicht überraschen, denn in ihm offenbaren sich ganz natürliche Bedürfnisse. Erst wenn wir aus dem rechten Verständnis dieser Tatsache

Digitized by Google

auch die wahren Kunstbedürfnisse richtig erkennen, können wir das echte Kunsterziehungswerk leisten. Das wird dann viel weniger große Worte machen, aber dafür sorgen, daß auch die Hausmannskost, ja die Garküche, mit gesundem und unverfälschtem Material versehen wird.

Die Geschichte der Operette ist ein sehr lehrreiches Kapitel. Bei Offenbach ist die Operette im wesentlichen Parodie. Sie wäre zur fruchtbaren Satire geworden, wenn Offenbach neben der Schärfe des Aristophanesschen Geistes auch dessen ethische Größe besessen hätte. So aber gehört er zu jenen verhängnisvollen Kräften, die den üblen Instinkten schmeicheln, indem sie sie gleichzeitig peitschen. Es fehlt ihm die befreiende Kraft, weil er selber Diener der Lüste ist, die er bloßstellt. Die Operette eines Johann Strauß ist harmlos, sie lebt vom Tanz und ist eigentlich nur ein Vorwand für diesen. Ihr Verhängnis liegt darin, daß das „Gmüat" bei dem heftigen Tanztempo außer Atem gerät und keine Zeit zur Entfaltung hat. Deshalb wird es immer künstlich hineingebracht und wirkt sentimental. Vom kunstpolitischen Standpunkt erscheint die Wiener Operette hauptsächlich dadurch bedenklich, daß sie die fehlende Volksoper Lortzingscher Art miterseßen möchte. Die deutsche Volksoper aber als natürlich gesteigerte Form des Singspiels ist ein so ureigenes Gewächs der deutschen Art, daß sie nicht zu ersetzen ist und ihr Fehlen den schwersten Schaden für unser Musikleben nach sich ziehen muß. Uns Deutschen liegt die Komik als Selbstzweck nicht, sondern nur als Begleiterscheinung des Lebens. Sie wird entweder zum Humor erhöht oder zum Schwank vergröbert und ist im Schwank dann natürlich an eine Kürze gebunden, die der musikalischen Bearbeitung, die immer eine Verbreiterung bedeutet, widerstrebt. Je klarer wir die Stärken unseres Volkstums erkennen, um so ruhiger dürfen wir auch zugeben, was ihm fehlt. Wir sind nun einmal die Lyriker, und so bleibt die musikalische Seele der deutschen Volksoper das Lied. Wir wollen doch daran denken, daß musikgeschichtlich diese ureigenste Kunsterscheinung des deutschen Volkes mit der Bühne des Singspiels verknüpft ist, und uns eingestehen, daß es bis heute nicht gelungen ist, als Verbreitungsmittel des Liedes einen Ersatz für dieses Singspiel zu finden. Das Volk aber verlangt nach neuen Liedern, verlangt nach der sinnfälligen Melodie, die es mit nach Hause nehmen kann. Es ist durchaus kein Hindernis für die Verbreitung eines Liedes, wenn dieses aus einer dramatischen Situation herauswächst. Unter den Volksliedern trifft das für eine außerordentlich große Zahl zu. Ja es ist ein Kennzeichen der Volkslyrik, daß sie diese Situation schafft, wozu es ja nur eines einzigen Verses bedarf. Das Volkslied fühlt sogar das Bedürfnis, in einer Schlußstrophe geradezu den Mann zu charakterisieren, der es gesungen hat, um so ein vielleicht rein lyrisches Gebilde in eine ganz bestimmte Einstellung zu bringen.

Wenn wir Opern hätten mit singbaren Liedern, so hätten wir auch ein gutes volkstümliches Lied. Jetzt übernimmt das Volk aus jeder Operette die eine und andere Nummer, kann sie aber auf die Dauer nicht brauchen, da sie dazu zu seicht und oberflächlich und auch im Text zu nichtssagend ist. So ist es nicht eigentlich die komische Oper, nach der wir verlangen, sondern die Volksoper, in der die komischen Gestalten kaum fehlen werden, wenn sie volkstümlich empfunden ist, bei der aber der lyrische Gehalt überwiegt. Wir haben auch für diese Kunstgattung der Vorbilder genug in unserer eigenen Kunst. Mozart in der „Entführung" und der „Zauberflöte", Webers „Freischütz", die Werke Marschners, die Opern Lortzings, Cornelius' „Barbier" und Wagners „Meistersinger" kennzeichnen musikalisch und dramatisch sehr verschiedene Abstufungen, haben aber alle Elemente in sich, die nach der einfachen wie nach der verwickelten Seite hin fruchtbar gemacht werden können. — —

* * *

Ich bin durch Kienzls „Testament" zu diesen Ausführungen angeregt worden und möchte darum noch einige Worte über dieses Werk selbst sagen. Kienzl hat das Grundgesetz aller Kunstethik verkannt, daß man mit ernsten Gefühlen nicht spielen darf. Gewiß wird die Komik sehr oft darin beruhen, daß ein Mensch etwas furchtbar ernst nimmt, was Scherz oder Unsinn ist. Aber dieser in seinem Gefühl gefoppte Mensch darf niemals der Zuschauer sein.

Digitized by Google

Der Zuschauer muß mit seinem Gefühl sich dauernd eins wissen mit dem Empfinden, das durch den Gang des Dramas selbst zum Siege gelangt. Das Behagen wird um so höher sein, je mehr dieses Empfinden auf seiten des Guten steht, je mehr die Komik auf Kosten des auch ethisch Minderwertigen erzielt wird.

Hier zeigt sich bei Kienzl eine betrübliche Verwirrtheit, die doch auch ein Zeichen der Zeit ist, die wir hinter uns haben. In uns lebt immer noch der Glaube an das Volk, an die Natürlichkeit und damit Wahrheit und Gediegenheit seiner Instinkte. Es ist die denkbar bitterbösesste Satire, wenn uns gezeigt wird, daß auf diese ursprünglichsten Volksgefühle kein Verlaß ist. Gewiß liegt auch in dieser Tatsache eine Komik, aber eben die schmerzhafte der Satire, und nur ein tiefgründiger Humor vermöchte daraus noch den Weg zum versöhnlich Heiteren, durch die sieghafte Kraft der Einzelpersönlichkeit gegenüber allen Masseninstinkten zu finden.

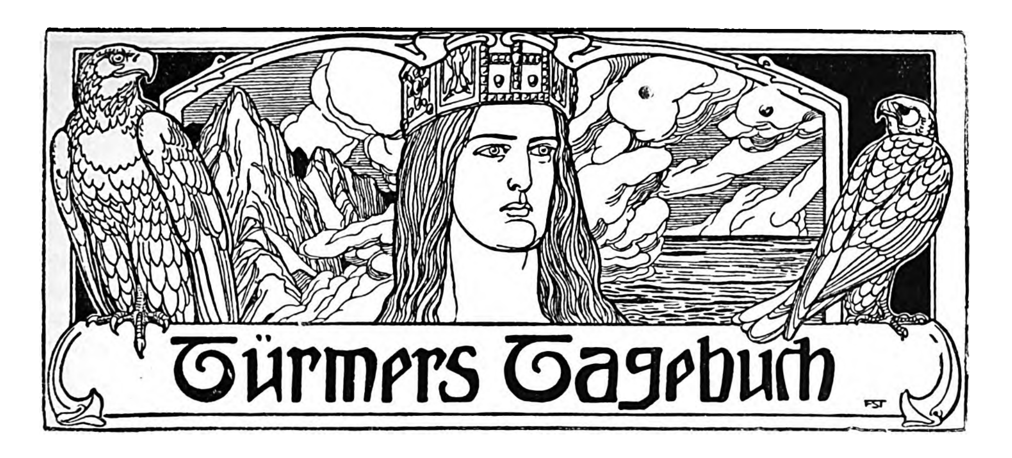
Wenn Kienzl uns die Wirkung der Testamentsänderung vorführen und zeigen wollte, wie eine ganze Gemeinde ihre Einschätzung eines Menschen davon abhängig macht, daß sie von diesem im Testament bedacht ist, so vermag dieser Umschwung nur dann befriedigend zu wirken, wenn von ihm ein schlechter Mensch getroffen wird. Dann mußte Holzer, der Wirt und Bürgermeister, selber sein Testament zu unlauteren Zwecken benutzt haben. Dann gönnen wir ihm die Strafe und freuen uns über seine Enttäuschung. Jetzt ist in Wirklichkeit nicht er der Gestrafte, sondern die ganze Gemeinde, die als gemein und niedrig entlarvt wird. Man merkt, daß Kienzl etwas Derartiges gespürt hat, denn er versucht, aber viel zu schwächlich, durch den ohnehin allzu schwach geratenen Florian für den vermeintlich Toten eine gerechtere Würdigung herbeizuführen. Unverzeihlich ist, daß Kienzl in diesem Rahmen den ernstgemeinten und ernst gefühlten Ausdruck der wirklichen Trauer auf die Bühne bringt, wie es jetzt in dem vierstimmigen Chor „Die ewige Ruhe und das ewige Licht" geschieht. Das wirkt geradezu blasphemisch und grob verletzend. Es ist nun sehr bezeichnend, wie dieser Chor in die Oper hineingekommen ist. Er ist ein Stück dramatisierter Volkskunde, wie die ganze Leichenschmauszeremonie, und damit ein Gegenstück zu der Fastnachtsfeier im ersten Akt. Man muß dabei unwillkürlich an die Dorfmalerei der Knaus und Vautier denken, der auch trotz hohen Könnens alle tiefere künstlerische Wirkung versagt bleibt, weil sie vom „überlegenen" Standpunkt aus das Volkstum „verwertet", nicht aber von innen heraus es erlebt. Die Fastnachtsfeier im ersten Akt platzt unvorbereitet in eine ganz andere Empfindungswelt hinein. Sie hat mit dem eigentlichen dramatischen Geschehen nichts zu tun, als Stimmungsfaktor aber ist sie viel zu lang. Man vergleiche damit, wie fein Weber das Schützenfest in seinem „Freischütz" nutzt, und wie glänzend Wagner die Festwiese in den „Meistersingern" zum Gipfel des Dramas zu machen versteht.

Es kann ja natürlich auch nicht das Ziel einer Oper sein, Volkskunde zu vermitteln, und sei die an sich noch so anmutig oder unterhaltsam. Nicht die äußere, sondern die innere Echtheit ist die Hauptforderung aller Kunst und ganz besonders jener, die auf Volkskunst Anspruch erhebt. Dann findet sich auch der Stil, und man setzt nicht neben derb volkstümliche Elemente aus dem gleichen Mund vom Volksgenossen heraus die gehobene Sprechweise des höheren Dramas, wie hier, wo unmittelbar an die steirischen Ländler sich die Meistersingersprache anschließt. Gerade weil Kienzl sch n vor einem Vierteljahrhundert bewiesen hat, daß in ihm die Fähigkeiten zur einfachen Volksoper vorhanden sind, ist sein Versagen im „Testament" über den Einzelfall hinaus lehrreich. Möge es nun auch in seiner Art fruchtbar werden.

Karl Storck



Digitized by Google



Der Krieg

Mit unseren nach Gebühr geschätzten und genützten Halbheiten — Muster: Echternacher Springprozession —, mit dem ewigen Zaudern und Zuwarten, die Dinge an sich herantreten lassen, bis sie uns über den Kopf gewachsen sind, bis die Stimme des uns doch so gnädigen Weltenrichters sein furchtbares „Zu spät!“ uns entgegendonnert, — mit alledem geht es nun nicht mehr weiter. Nein, es geht nicht! Denn wohin hat es uns trotz aller unerhörten militärischen Erfolge geführt? Spätere Geschlechter werden wie vor einem Rätsel stehen, wenn sie den klaffenden Gegensatz zwischen unserer militärischen und politischen Lage vergleichen. Sie werden sich fragen: Wie ist es nur möglich, daß die Verbündeten mit den Eroberern von Belgien, Nordfrankreich, Serbien, Montenegro, Polen, Litauen, Kurland, — mit den noch im frischen Lorbeer strahlenden Siegern über Rumänien in einem Tone zu reden wagten, wie sie ihn nur dem rettungslos Besiegten, dem kniefällig um Gnade Winselnden hätten bieten dürfen? Aber sagte nicht ein im Auswärtigen Amt beschäftigter deutscher Professor, er kenne zwar eine persönliche Ehre, aber keine Volksehre? Vielleicht haben sich die Feinde auch diese Stimme zunutze gemacht ...

Als Deutschland seinen Gegnern die Hand zum Frieden entgegenstreckte, stand seine Kraft zu Lande und zu Wasser ebenso hoch, wie seine wirtschaftliche Widerstandsfähigkeit. „Ob allerdings“, schreibt der Reichstagsabgeordnete Dr. Stresemann in einer den Nagel auf den Kopf treffenden Betrachtung der „Deutschen Stimmen“, „ob die Reden des Reichskanzlers überall diesen gewaltigen Eindruck der Stärke erweckt haben, kann billig bezweifelt werden. Selbst wenn man nicht nach starken Worten sucht, so kommt man über die Empfindung nicht fort, daß alle Reden des Kanzlers von einem elegischen Grundzug durchzogen sind, daß sie alle unter dem Gesichtspunkt stehen: ‚Es geht bei gedämpfter Trommel Klang.‘ Diese Sprache mag man in dem objektiven Deutschland verstehen, im Auslande wird sie nicht verstanden. Dort arbeitet die Presse mit gröberen Mitteln. Diesen gröberen Mitteln hat sich die Entente angepaßt, als sie ihre Antwortnote an die Mittelmächte erließ.

Digitized by Google

Vom Standpunkte deutschen Empfindens muten diese Reden an wie ein Advokatenplädoyer des Herrn Briand — aber ein geschicktes Plädoyer, das sich nicht an die Staatsmänner, sondern das sich an die Völker da draußen wendet, die wenig nach gutgefeilten diplomatischen Ausdrücken, als nach in die Augen springenden Schlagwörtern suchen. Die Diplomatie unserer Gegner verkennt eben keinen Augenblick, daß in einem Zeitalter der Demokratie die Empfindungen der Volksmassen einen unberechenbaren Machtfaktor für den Ausgang des Krieges bedeuten. Man muß die Stirn bewundern, mit der eine Griechenland vergewaltigende Mächtegruppe noch heute von Belgien zu sprechen wagen darf, ohne vor sich selbst zu erröten. Leider haben wir aber selbst unseren Feinden die Beweisführung zu leicht gemacht. Dieser Weltkrieg war für Deutschland diplomatisch verloren, als er militärisch begann. Der Herr Reichskanzler selbst wird in seinem Inneren daran nicht zweifeln, daß er uns nichts Unglückseligeres bescheren konnte als die Einleitung des Weltkrieges durch die Unterredung mit dem englischen Botschafter Goschen und die Rede vom 4. August mit den Worten vom ‚Unrecht an Belgien, das wir wieder gutmachen müßten'. Der englische Botschafter in Berlin hat in seinem Bericht über diese Unterredung die an sich begreifliche Erregung des deutschen Kanzlers über die ganze Schwere des Weltkrieges geschildert. Gerade vom Bethmannschen Standpunkt aus ist es vollkommen verständlich, wenn der Kanzler, der so oft politischen Führern gegenüber sich gerühmt hatte, daß er das Vertrauen Englands besäße, das Bülow zu erringen nicht verstanden hätte, sich jetzt zu der Äußerung hinreißen ließ, daß seine Politik angesichts der Kriegserklärung Englands wie ein Kartenhaus zusammenfiele. Dazukamen die Ausdrücke von dem Fetzen Papier (scrap of paper), dessentwegen zwei große Nationen wie England und Deutschland sich nicht entzweien dürften. Es drängt sich einem die Frage auf, ob der Kanzler sich dessen nicht bewußt war, daß diese letzte Unterredung mit dem englischen Botschafter eine weltgeschichtliche Bedeutung haben würde, daß jedes in diesem Zusammenhang gesprochene Wort Geschichtswert haben würde. Nach Monaten hat der Kanzler dieses Wort von dem Fetzen Papier in einer Erklärung an eine amerikanische Zeitung in anderer Beleuchtung dargestellt, die man ihm um so mehr glauben muß, als eine solche Auffassung von der Neutralität als einem Fetzen Papier seiner Gesinnung völlig fernliegt. Aber aus der Welt kommt das Wort nicht mehr. Nach Hunderten von Jahren wird die Mehrzahl der Schulkinder noch lernen, daß der Kanzler des Deutschen Reiches die beschworene Neutralität Belgiens als einen Fetzen Papier hinstellte, aber dann, von Reue und Buße gepackt, wenige Tage darauf erklärte, daß Deutschland sein Unrecht einsehe und es wieder gutmachen wolle. Wer einmal versucht hat, in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Südamerika für Deutschland Propaganda zu machen, der konnte bis zu der griechischen Tragödie an dieser ‚scrap of paper theory' überhaupt nicht vorbei. Überall stieß man auf diese Reden des Kanzlers, die uns den Weg zur Aufklärung so verrammelt haben, wie unsere Feinde es nicht besser tun konnten. Georg Bernhardt spricht in der ‚Vossischen Zeitung' davon, daß diese Reden des Kanzlers uns mehr ge-

Digitized by Google

schadet hätten, als zehn verlorene Schlachten. Mag man den Vergleich stellen, wie man will: daß wir bis heute die Deutschland schädigenden Wirkungen dieser Reden nicht verwunden haben, davon legt die Antwort der Entente Zeugnis ab, die noch einmal die beliebte Melodie spielt, zu deren Ton und Weise wir die Violine bereitgestellt haben. Die in den Kriegszielen der Entente immer wiederkehrenden Worte von der Wiederherstellung und dem Wiedergutmachen stützen sich ja geradezu auf diese Kanzlerreden, die von einem Unrecht sprachen und damit die Notwendigkeit der Wiederherstellung Belgiens gewissermaßen garantieren, und von einem Gutmachen, das die Entente nunmehr im Sinne einer zu leistenden Entschädigung auslegt. Es erscheint deshalb mehr als notwendig, daß, sobald der Reichstag zusammentritt, von unserer Reichsleitung Gelegenheit genommen wird, diese unglückseligen Worte, die nicht, wie der ‚Vorwärts' schrieb, von allgemeinem Beifall begleitet waren, sondern die vom ersten Tage an den schwersten Bedenken begegneten, als in keiner Weise Deutschland verpflichtend festgestellt werden, damit unseren Feinden und einmischungsfreundlichen Neutralen der Wunsch vergeht, davon zu sprechen, daß Deutschland die Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens gewissermaßen verbürgt hätte.

Ein Geist unbeugsamer Entschlossenheit gegenüber der herausfordernden Antwort des Zehnverbandes geht durch das Land. ... ‚Wenn irgend etwas geeignet sein konnte, um den Willen ganz Deutschlands zur einmütigen Abwehr der drohenden Gefahr zu stählen und zu erneuern, so diese schmähliche, verbrecherische Ablehnung des Friedens durch die gegnerischen Mächte.' Hoffen wir, daß diese Ausführungen eines sozialdemokratischen Blattes aus den Industriegegenden, die unter dem Kriege am meisten leiden, Sinnbild sei der Auffassung des gesamten Volkes, in der übrigens die werktätigen Kreise verschrobenen Illusionen in ihrem Herzen weit ferner stehen, als wie viele ihrer Wortführer es wahr sein lassen wollen, die das Wort vom Volk im Munde führen, ohne in die Gedankengänge des Volkes eingedrungen zu sein. Fürchtet doch sogar der ‚Vorwärts', daß unter Umständen die deutsche Arbeiterklasse in das Lager der ‚Bis-zu-Ende-Krieger' geschleudert werden könnte, schreibt doch die ‚Chemnitzer Volksstimme', daß die große Mehrheit der Deutschen bei einer Abstimmung sich für die äußerste Entschlossenheit der Kriegführung und für Eroberungen einsetzen würde! ...

Wenn unsere Gegner sich nur an den Friedenstisch setzen wollen, wenn wir uns vorher als besiegt erklären und uns in bezug auf Elsaß-Lothringen einem Nationalitätenprinzip beugten, das England gütigst für Irland, Indien, Ägypten und andere seiner Kolonien anwenden möchte, wenn man von uns die Wiederherstellung Belgiens und Serbiens und den Verzicht auf eine Kriegsentschädigung fordert, dann ist es besser, daß die Waffenhandlung weitergeht. Wilson steckt vollkommen in diesen Gedankengängen des sogenannten Nationalitätensystems und ebenso in den Gedankengängen eines an Belgien geschehenen Unrechts, so daß seine Beteiligung an einem Friedenskongreß nur bedeuten würde, daß die Algecirasconferenz sich wiederholt, d. h. eine Konferenz, bei der wir und unsere Verbündeten einem gemeinsamen Tribunal von Feinden gegenüber-

Digitized by Google

stehen, nur daß wir statt des Zehnverbandes fast die ganze Welt als unsere Gegner anzusehen hätten.

So müssen wir denn den Gedanken an einen baldigen Frieden, so sehr er uns zu Herzen geht, hintanstellen hinter der rauhen Notwendigkeit, unsere Gegner durch die Waffen an den Friedenstisch zu zwingen. Nur eine kurze seelische Atempause in dem Ansturm der Ereignisse des Weltkrieges war uns vergönnt, als das deutsche Friedensangebot die Hoffnung auf Frieden erstehen ließ. Die Opfer an Gut und Blut wachsen weiter ins Ungeheuerliche. Um so unverständlicher ist es, wenn Herr Scheidemann immer noch annimmt, für ein Programm Gläubige zu finden, das uns eine erträgliche Zukunft verheißt, wenn alles, was französisch ist, französisch, was belgisch ist, belgisch bleibt, und wenn jeder seine eigene Last weitertrage. Das ist nicht nur auf der ganzen Westseite der Status quo, sondern das ist ein viel schlimmerer Zustand für Deutschland, als er vor dem 1. August 1914 bestanden hat. Von der ideellen und der militärischen Seite, von der Gefahr eines künftigen Weltkrieges, der dann mit der Zerschmetterung Deutschlands enden könnte, einmal ganz abgesehen, ist die volkswirtschaftliche und weltwirtschaftliche Lage Deutschlands bei einem solchen Scheidemannschen Frieden gerade für den deutschen Arbeiter nicht zu ertragen. Wenn uns die flandrische Küste nicht gegeben wird, wenn weiterhin unsere deutsche Kriegs- und Handelsflotte keine Stützpunkte und Kohlenstationen besitzt, wenn die ganze Freiheit der Meere durch nichts anderes geschützt ist, als durch papierne Verträge, glaubt man dann wirklich, daß der deutsche Kaufmann, der so viel in diesem Weltkriege verloren hat, aufs neue hinausziehen wird, um Kapital und Arbeit in fremde Länder zu stecken, dort deutsche Niederlassungen zu gründen, deutsche Plantagenwirtschaft zu betreiben und so die mannigfaltigsten Fäden zu spinnen, die sich letzten Endes zu einem starken Gewebe der deutschen Volkswirtschaft zusammenfanden? Glaubt jemand, daß nach den Erfahrungen, die wir in diesem Weltkriege mit den Kolonien gemacht haben, noch ein Direktor einer Aktiengesellschaft es verantworten könnte, künftighin in deutsche Kolonien Geld zu stecken, das ja in einem künftigen Kriege völlig ungeschützt wäre? Ist man sich nicht darüber klar, daß die wirtschaftliche Großmachtstellung, die wir vor dem Kriege z. B. in Antwerpen hatten, vollkommen vernichtet ist, sobald das Belgien, das sich der Pariser Wirtschaftskonferenz angeschlossen hat, mit dem Haß gegen Deutschland erfüllt, in unabhängiger Freiheit neu ersteht? Ist man sich nicht darüber klar, daß die deutsche Ausfuhrindustrie, die sich nach dem Kriege dem verschärften Wettbewerb des um ein Milliardenkapital wirtschaftlich erstarkten Amerika gegenübersieht, die in der Übergangszeit noch gar nicht zur Entfaltung kommen kann, die zum großen Teil ihre Auslandsforderungen nicht wird beitreiben können, überhaupt nicht mehr wettbewerbsfähig bleibt, wenn wir auch noch die eisernen Ketten der Schulden dieses Weltkrieges mit uns herumschleppen müssen? Schon heute muß man die künftige jährliche Belastung Deutschlands durch Kriegsanleihen, Verzinsungen, Rentenzahlung und Entschädigungen auf 6000 bis 7000 Millionen Mark beziffern, und diese Ziffer wächst mit jedem Tag, den der Weltkrieg fortgeht. Mit so schwerem Gepäck im Tornister kann die deutsche Industrie nicht wie bisher


Digitized by Google

weitermarschieren. Herr Legien mag im Siegeszug des Organisationsgedankens fünf Millionen deutscher Arbeiter in seinen Gewerkschaften so straff er will organisieren, und er wird doch einem mächtigen Lohndruck nicht entgegentreten können, wenn unter den Schlägen eines Scheidemannschen Friedens die deutsche Volkswirtschaft zusammenbricht oder doch so schwer geschädigt wird, daß sie sich nie mehr zu dem Stande vor dem 1. August 1914 aufraffen kann. Deshalb ist der Scheidemannsche Frieden kein Status quo, sondern ein Zurückwerfen Deutschlands um Jahrzehnte, ein Frieden, der infolge seiner wirtschaftlichen Folgen allein Deutschland zu einem Auswandererland machen, uns in der gewaltigen Steigerung des Lebensunterhaltes einen für bisherige Begriffe unerhörten Steuerdruck der gesamten Bevölkerung und einen Rückgang unserer wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit bringen muß. Wahrlich, England hätte sein Kriegsziel zum großen Teil erreicht, wenn dieser Scheidemannsche Friede jemals zur Wirklichkeit würde!

Erfreulicherweise liegen die Dinge aber nicht so, daß man annehmen müßte, die militärische und wirtschaftliche Lage könne uns zu einem solchen Frieden zwingen, oder die Unfähigkeit unserer Leitung könne ihn herbeiführen. Unsere eigene militärische und wirtschaftliche Lage haben wir einleitend berührt. Vergessen wir doch nicht, daß wir nicht die einzigen sind, die wirtschaftlich unter diesem Kriege schwer leiden! Wie Rußland leidet, ist im einzelnen nicht zu übersehen, aber gewaltig müssen die Erschütterungen des dortigen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens sein, die sich aus der in dem Riesenreich auch ins Riesenhafte ausgewachsenen Transportkrisis ergeben, und Nachrichten von vertrauenswürdiger Quelle über Ausführungen in den Sitzungen der Duma lassen eine Stimmung erkennen, die stellenweise an Verhandlungen erinnert, die sich in Frankreich vor der Französischen Revolution abspielten. Daß die größte Kornkammer der Welt heute unter Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung leidet, scheint gar keinem Zweifel mehr zu unterliegen. Die Menschenverluste sind selbst für die Bevölkerung Rußlands ungeheuerlich, seine Offensive stockt, der Traum Konstantinopel ist für alle Zeiten verflogen, und niemand weiß, ob die Stützen der Monarchie stark genug sind, um dieses Herrscherhaus über die Stürme des Weltkrieges hinauszutragen. Frankreich verblutet an Menschenkraft und hat nach allen uns bekannten Mitteilungen an Toten und Verwundeten auf seiner einen Hauptfront so viele Verluste, wie Deutschland an allen Fronten. Die Hauptquellen seiner Industrie sind in unserer Hand, beziffert doch Lloyd George den Anteil der französischen Stahlproduktion, der sich im deutschen okkupierten Gebiete befände, auf 70 % der gesamten französischen Erzeugung, bezifferte doch schon vor Jahresfrist die Pariser Handelskammer die Verluste, die der französischen Volkswirtschaft allein durch die Niederlage der Betriebe im okkupierten Gebiete, durch die Fortschaffung der Materialien nach Deutschland entstanden seien, auf 17 Milliarden Franken. Seine Handelsbilanz hat eine Passivität erlangt, die allein einer jährlich zu zahlenden Kontribution von 10 Milliarden Franken gleichkommt. Volk und Volkswirtschaft sind von den gewaltigen Stößen dieses Weltkrieges weit mehr getroffen als wir, wenn auch die Brotration in Paris noch

Digitized by Google

größer sein mag, als die des Bürgers von Berlin. In England endlich beginnen Frachtraumnot und Lebensmittelversorgung zu einer Krise zu werden, die bei noch stärkerer Einsetzung unserer U-Bootwaffe für England mindestens eine solche Erschütterung seines volkswirtschaftlichen Nervenzentrums herbeiführen kann, daß es auf die Friedensbank gezwungen zu werden vermag trotz aller tönenden Worte, mit denen der Herr Lloyd George die schleichende Angst zu übertönen versucht, vielleicht verführt von manchen Äußerungen im deutschen Blätterwald, die ihm ein falsches Bild deutscher Stimmung und deutscher Widerstandskraft gaben. Unheildrohend sind die Ernteerträgnisse der Welt. Kanada und die Vereinigten Staaten haben einen gewaltigen Rückgang ihrer Getreideproduktion erlebt, Volksversammlungen auf Volksversammlungen drängen Wilson, ein Ausfuhrverbot für Getreide zu erlassen. Schon hat Argentiniens parlamentarische Vertretung sich mit derselben Frage beschäftigt. Die Zufuhr nach England wird nur einen Teil dessen betragen, was früher in Britanniens Häfen gelangte. Der Prozentsatz dessen aber, was von diesen Schiffen durch deutsche U-Boote zerstört wird, steigt von Monat zu Monat.

Die deutschen U-Boote! Wie glänzend hat diese deutsche Waffe sich bewährt. Wie glänzend ist sie in ihrer Weiterentwicklung. Hämische Geschichtsklitterung hat versucht, den Staatssekretär von Tirpitz in Gegensatz zu bringen zu den Ruhmestaten dieser Waffe. Sein Nachfolger Capelle selbst hat sich veranlaßt gesehen, diesen Klitterungen entgegenzutreten, um darauf hinzuweisen, daß in dem Augenblick, als das U-Boot sich zu einer Fernwaffe entwickelte, der Staatssekretär von Tirpitz ihr eifrigster Förderer gewesen ist, daß die Schiffe, um die Frankreich uns vorauf war, bei Beginn des Weltkrieges keine Rolle in ihm zu spielen vermochten, während das deutsche U-Boot, folgerichtig ausgebaut, zu einer immer gefahrdräuenderen Waffe in unserer Hand geworden ist. Schon ist der Raumgehalt der in einem Monate durch U-Boote versenkten Handelsschiffe auf 450000 Tonnen gestiegen, und er wird automatisch weitersteigen, weil jeder Monat uns neue U-Boote bringt, weil ihre Armierung stärker wird, weil ihr Aktionsradius sich allein in Jahresfrist beinahe verdoppelt hat. Den gewaltigen Verlusten unserer Feinde stehen keine Verluste deutscher U-Boote entgegen. Jetzt versuchen England und Frankreich durch die Durchführung der Bewaffnung ihrer Handelsschiffe der deutschen U-Bootwaffe zu steuern. Die Antwort darauf muß sein, daß die deutschen U-Boote von den Beschränkungen freibleiben, die jetzt ihre volle Kampffähigkeit in so außerordentlichem Maße eindämmen. Nicht darauf allein kommt es an, ob neben dem Artilleriegeschütz das Torpedo warnungslos Schiffe vernichtet, sondern darauf, daß die U-Bootskommandanten selbst wissen, daß auch hier Vernichtung des Feindes ihre anbefohlene Pflicht ist und nicht in der ihre Aktionsfähigkeit lähmenden Ungewißheit bleiben, ob sie sich im Zweifelsfalle den Pour le mérite oder den Abschied durch ihre Handlung holen. 450000 Tonnen beträgt der Verlust der Handelsschiffahrt, trotz der vielen Schiffe, die heute nicht angegriffen werden, weil die Voraussetzungen für den Angriff nicht gegeben sind. Wie viele 100000 Tonnen mehr würden es sein, wenn diese Beschränkungen fielen!

Digitized by Google

Steigt aber die Ziffer durch den Neubau unserer U-Boote, steigt diese Ziffer durch stärkere Anwendung ihrer Kampfkraft, dann stolzes England hüte dich, dann kann die Zeit kommen, wo England mehr einer belagerten Festung ähnelt als Deutschland, die Zeit, in der seine angemaßte Seeherrschaft und das wirtschaftliche Leben der Insel einen solchen vernichtenden Stoß erleidet, daß kein Staatsminister die Beendigung des Weltkrieges auf den Bedingungen, die wir für unsere deutsche Zukunft stellen müssen, mehr verwehren kann."

Ja aber — die Neutralen, die Neutralen! Und nicht etwa nur die Vereinigten Staaten! „Man kann", so sagt Graf Reventlow in der „Deut. Tagesztg." diesen Irrlichtern, „sich vielleicht — und bedauerlicherweise — nicht sehr darüber wundern, daß ein Teil der deutschen Presse den Eindruck der Ententenote auf die Neutralen sehr stark unterstreicht und dann meint, den neutralen Mächten würden damit die Augen geöffnet worden sein über das wahre Wesen und die wahren Absichten der Vierverbandsmächte, über die Lügenhaftigkeit ihrer Phrasen von Freiheit, Zivilisation usw. Es mag auch tatsächlich sein, daß Teile neutraler Bevölkerungen, zumal einzelne Privatmenschen, sich auch wirklich abgestoßen fühlen und manche bisherige Schwärmerei und Sympathie für die völkerbefreiende Mission des Vierverbandes zu den Akten legen. Zu warnen ist aber vor der Illusion, daß neutrale Mächte aus solchen Erkenntnissen oder gar aus Gefühlen heraus ihre Politik in einem für das Deutsche Reich und seine Bundesgenossen günstigeren, zum wenigsten im Sinne wirklicher Unparteilichkeit ändern würden. Für die europäischen Neutralen kommt lediglich die Machtfrage in Betracht, die militärische, die maritime und nicht zum wenigsten die wirtschaftliche. Die europäischen Neutralen haben ohne Unterschied vor allem den Wunsch, nicht in den Kampf hineingezogen zu werden, und die Besorgnis, das könne doch eintreffen. Für diesen Fall aber werden sie in erster Linie darauf bedacht sein müssen, an die Seite derjenigen Mächtegruppe zu treten, von der sie im betreffenden Augenblick glauben, daß sie, um die betreffende neutrale Macht verstärkt, siegen werde. Man mag dazu sagen, daß die Beispiele Belgiens, Rumäniens, Serbiens und Montenegros nicht eben ermutigend seien, und aus Holland hörte man bereits vor einer Reihe von Wochen sehr kräftige Worte über das Thema, daß Holland sich niemals zur Rolle Griechenlands hergeben werde. In Schweden sind, jedenfalls was die öffentliche Meinung anlangt, ähnliche Gedanken lautgeworden. Auf Prinzipien und Wünsche kommt es aber hier nicht an, sondern nur darauf, wie im jeweiligen Augenblicke die jeweilige Regierung die Lage im Lichte der Machtfrage beurteilt. Der ungeheure, rücksichtslos und raffiniert an allen in Betracht kommenden Stellen ausgeübte Druck Großbritanniens auf die Neutralen, beinahe vom Beginn des Krieges an, hat Proteste und Seufzer bei den Neutralen zur Folge gehabt, aber man hat geglaubt, sich diesen Dingen, als von einer höheren Gewalt ausgehend, fügen zu müssen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß dieser rücksichtslose Druck, die skrupellose Anwendung jeder als zweckmäßig erscheinenden Vergewaltigung und die Beeinträchtigung der Unabhängigkeit und Souveränität freier Länder nicht nur empört, sondern auch imponiert

und den Nimbus der britischen Unwiderstehlichkeit vergrößert hat, besonders bei den seefahrenden Neutralen.

Auf der deutschen Seite ist man, abgesehen von der nicht gerade wesentlichen Streitfrage mit Norwegen, im Hinblick auf die Neutralen von ununterbrochener Besorgtheit und Besorgnis gewesen. Beinahe vor jeder Erwägung einer Absicht, einen Schritt zu tun, wurde die Frage aufgeworfen: was nun bloß die Neutralen sagen würden. Die Frage des Unterseebootskrieges hat von Anfang an im Zeichen der Abhängigkeit von den Gedanken gestanden, die man sich in Deutschland über die Neutralen Europas — hier ganz abgesehen von den Vereinigten Staaten — machen wollte. Wir können uns aus naheliegenden Gründen im Augenblicke hierzu nicht ausführlich und noch weniger kritisch äußern. Erinnert sei nur an die Enthüllung des Abgeordneten Pachnicke: man habe im Frühjahr den Unterseehandelskrieg nicht führen wollen, um Rumänien nicht zu verschnupfen. Wie viele Verschnupfungsbesorgnisse ähnlicher Art mögen während des Krieges sonst noch Rollen gespielt haben! Die neutralen Länder Europas aber — ganz abgesehen wiederum von den bekannten Vorgängen mit den Vereinigten Staaten — dürften von der Siegeszuversicht und dem Siegeswillen des Deutschen Reiches aus diesen Symptomen gerade aus dem ihnen gegenüber eingeschlagenen Verfahren bisher nicht einen Eindruck gewonnen haben, wie er der tatsächlichen Macht des Deutschen Reiches und damit auch seinem Interesse entspricht. Fragt man andererseits, was dieses Verfahren an Nutzen gebracht habe, so sind wir geneigt, das Vorhandensein eines solchen Nutzens durchweg zu bestreiten. Wir sind dabei weit entfernt, einem brutalen Verhalten gegen die Neutralen das Wort zu reden, im Gegenteil. Zweieinhalb Jahre sind aber eine lange Zeit, sie haben viele Erfahrungen gebracht, die wertvoll wären, sobald man sie anwendete. Eine davon scheint uns zu sein, daß eigene, zielbewußte, unbeirrbare Tatkraft auch für die Beziehungen zu den Neutralen nützlich, ihr Gegenteil aber schädlich ist; daß nichts nützlicher und ersprießlicher auf die neutralen Mächte Europas wirken kann als der Eindruck, daß eine kriegführende Macht oder Gruppe, ihrer Sache gewiß, unbeirrt auch durch Risiko, auf ein großes Ziel losgeht, und nicht die Bewegungsmethode der Echternacher Prozession einschlägt. Vom neutralen Standpunkte gesehen, ist es selbstverständlich genug, daß man auf die ständige Frage, ob man dieses oder jenes sehr übelnehmen würde, mit Ja antwortet, sobald man merkt, daß ein solches Ja auf die mögliche Absicht der kriegführenden Macht eine abbauende Wirkung ausübt.

Als allgemeinen Grundsatz kann man jedenfalls aufstellen, daß in einem über die Welt oder auch nur über Europa reichenden Land- und Seekriege keine kriegführende Macht siegen kann, die die Orientierung ihrer Kriegführung von den Neutralen erhält, oder von ihnen wesentlich beeinflussen läßt.“

Nun wird aber ein Unterseebootkrieg überhaupt nicht geführt, heute so wenig wie im Sommer, und so wenig wie seit dem Augenblicke, wo die deutsche Regierung sich dem Verlangen des Präsidenten Wilson fügte und den Unterseebootkrieg aufgab. „An seine Stelle trat ein Kreuzerkrieg, also

Digitized by Google

ein zwar von Unterseebooten, aber nach Art von Oberwasserkreuzern und im Rahmen der für diese geltenden alten internationalen Bestimmungen geführter Handelskrieg. Der Ausdruck ‚U-Bootskrieg' ist mithin unrichtig (und irreführend! D. T.), denn darunter versteht man korrekterweise einen Handelskrieg, welchen Unterseeboote, ihrer Wesensart und demgemäß eigentlichen Bestimmung entsprechend, führen, nämlich unter Wasser und unbehindert durch die internationalen Kreuzerkriegsbestimmungen, welche für Unterseeboote nicht passen und zu einer Zeit entstanden sind, wo man Unterseeboote nicht kannte. Doppelt unrichtig ist, wenn gesagt und geschrieben wird, es werde ein ‚verschärfter' U-Bootkrieg geführt. Eine Verschärfung besteht nicht und ist nicht eingetreten. ...

In den Monaten, die vor uns liegen, wird sich entscheiden, welche Wirkung die schlechte Welt- und Heimernte in Verbindung mit dem Stande des Frachtraummangels auf unsere Gegner ausüben wird. Da handelt es sich um die bedeutungsschwere, entscheidende Frage, welches das Ergebnis dieser Monate sein werde. Es will uns scheinen, daß man sich am deutschen Volke versündigen würde, wenn man das Wesen dieser Frage nicht klar hervorhöbe. Diese Frage ist die Frage eines engbegrenzten Zeitraums und des Maßes dessen, was innerhalb dieses Zeitraumes geschieht.

Die großbritannische Regierung ist sich der Bedeutung dieser Zeitfrage genau bewußt, ebenso die der Vereinigten Staaten. In Großbritannien trifft man im großen Stile alle Maßnahmen, um die Schiffsraumzusammenziehung und Verteilung staatlich zu organisieren, auch die Neutralen mobil zu machen. In den Vereinigten Staaten wie in Großbritannien ruft man als Bluff und Drohung in die Welt: der deutsche Kreuzerkrieg schon sei ein furchtbares Verbrechen, und wenn noch Schlimmeres folgte, so würde das Deutsche Reich noch härter bestraft werden und die Vereinigten Staaten würden am Kriege teilnehmen. Andererseits geht die britische Presse zu Übertreibungen der Wirkung des jetzigen Kreuzerkrieges über, damit das Deutsche Reich sich nicht einfallen lasse, den Kreuzerkrieg in einen U-Bootkrieg zu verwandeln, denn den Kreuzerkrieg glaubt man auch auf die Dauer ertragen zu können. Auf der anderen Seite wird die Wirkung des deutschen Kreuzerkrieges auf Großbritannien geringer werden, wenn die wirtschaftliche Gefahrperiode dieses Winters überwunden ist und die großbritannischen Inseln sich wieder für eine Reihe von Monaten versorgt haben."

Aus Anlaß des Festmahls zu Ehren des nach Berlin zurückgekehrten amerikanischen Botschafters Gerard hatte der „Deutsche Kurier" das Vertrauen ausgesprochen, daß unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten gegenwärtig freundschaftliche seien und dauernd freundschaftliche bleiben würden. Dem hatte die (gleichfalls nationalliberale) „Berliner Börsenzeitung" widersprochen. Sie fürchtete, daß infolge der durch die Seekriegführung geschaffenen Lage erneut Meinungsverschiedenheiten zwischen uns und den Vereinigten Staaten auftreten könnten; die Folgen eines Zusammenstoßes würden für beide Teile unabsehbar sein. Ein Eintritt Amerikas in den Krieg könne, darüber sei sich unsere Reichsregierung klar, dem Kriege eine Wendung geben, die niemand im voraus zu über-

Digitized by Google

schauen vermöge. Der Kanzler trage allein für die möglichen Folgen die Verantwortung. „Das ist", so bemerkt die „Kreuzzeitung", „richtig. Aber der Kanzler trägt auch dafür die Verantwortung, daß nicht durch Verzicht auf unsere wirksamste Waffe gegen unseren Hauptfeind die Möglichkeit zur schnellen Besiegung des gegnerischen Bundes ungenutzt bleibt. Der Kanzler befindet sich in der Lage eines Feldherrn, der vor der Entscheidung steht, ob er eine Schlacht wagen soll oder nicht. Gewiß wird jeder Feldherr in solchem Falle seine Aussichten sorgsam abwägen. Aber das ist nicht eine Verstandesarbeit, die mit mathematischer Sicherheit zu diesem oder jenem Ergebnis führen müßte, sondern gutenteils Sache des Gefühls, des Temperaments und Wagemuts. Wo zehn Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit halten würden, würde vielleicht der elfte in kühnem Wagnis nach der Krone des Erfolges greifen. Die ganze Kriegsgeschichte aber ist ein einziger Beleg dafür, daß letzten Endes doch dem Mutigen die Welt gehört, und daß wer nicht wagt, auch nicht gewinnt. Und sind denn wirklich die Folgen eines Zwistes mit Amerika, den wir gewiß nicht leicht nehmen wollen, so ganz unübersehbar? Wir verweisen die ‚Berliner Börsenzeitung' auch auf die Äußerungen des Abgeordneten Dr. Rießer, der auch erklärt, daß in schicksalsschwerer Stunde Wagen zur Pflicht werde: ‚Ich persönlich habe mich nach beständiger Erwägung aller Gründe und Gegengründe nur nach schwerem inneren Kampfe zu der Überzeugung durchgerungen, daß in der heutigen Lage der Vernichtungswille unserer Feinde und die aus mehr als einem Grunde vorhandene Notwendigkeit, den Krieg durch das hier wohl allein sich bietende äußerste Mittel abzukürzen, uns die Anwendng dieses Mittels trotz aller Bedenken vorschreiben wird.' Wir glauben, daß Geheimrat Rießer in dieser Hinsicht nicht alleinsteht. Die Anhängerschaft eines wirksamen U-Bootkrieges ist in den letzten Monaten gewaltig gewachsen. Es sind vor allem die Versorgungsschwierigkeiten Englands, die das bewirkt haben. Man hat ja jetzt in England alle Angaben über die Lage der Getreideversorgung gesperrt. Die bisherigen Ziffern ergeben aber, daß in den letzten Wochen die Weizeneinfuhr hinter dem Weizenbedarf zurückgeblieben ist, daß die sichtbaren Vorräte bei einem Wochenbedarf von 520000 Quarters 7,4 Millionen Quarters betragen, und daß der Einfuhrbedarf bis Ende August sich auf 19 Millionen Quarters beläuft. Diese Zahlen zeigen, wie katastrophal jede Störung der Einfuhr wirken muß."

... Während wir uns mit Skrupeln und Zweifeln plagen, stopft sich der Engländer mit vergnügtem Grinsen einen leckeren Bissen nach dem anderen zwischen die mächtigen Kinnbacken. Er hat sein Geschäft als tüchtiger Rechner von Anfang an schon so sicher kalkuliert, daß er fest überzeugt ist, auf alle Fälle Vorteile zu schinden, und es daher mit dem Frieden auch nicht besonders eilig hat. Ist er doch seiner Sache um so sicherer, als er schon längst glaubt, die ihm gegenüberstehende politische Geistesverfassung nicht allzu ernst nehmen zu müssen. Und —:

Der Krieg wird mit Arm und Bein begonnen,
Aber mit dem Kopfe wird er gewonnen!

Nur bei uns freilich kann die Versicherung zum guten Tone gehören, daß wir mit Rücksicht auf die „europäische Kulturgemeinschaft", um unsere Feinde

nicht allzusehr zu kränken, beim Friedensschlusse auf jeden Gebietserwerb verzichten werden. „Natürlich“, erläutert Konrad Borohak in der „Konservativen Monatsschrift“ („England und die französische Kanalküste“), „glaubt uns im Auslande niemand, daß es bei uns wirklich Leute gibt, die das ernstlich meinen, sondern hält uns für die durchtriebensten Heuchler. Währenddessen sehen wir, wie England schon im Kriege unbekümmert um alle Sentimentalitäten sein Schäfchen ins Trockene bringt. Die Kriegserklärung gegen die Türkei wurde begleitet von der Einverleibung von Cypern, wo England nach dem Abkommen mit der Türkei von 1878, um deren kleinasiatischen Besitz besser schützen zu können, nur das Recht der Besetzung und Verwaltung hatte, und von der Stellung Ägyptens, auf das England überhaupt keinerlei Recht besaß, unter englisches Protektorat. Die wichtigste Erwerbung hat sich aber ganz unscheinbar und still vollzogen. Es ist der Erwerb der französischen Kanalküste mit Calais und Boulogne, vielleicht auch mit Havre, die England gutwillig niemals wieder herausgeben wird. ...

Als im August 1914 die ersten Engländer unter dem Jubel der Franzosen landeten, da ahnte man in Frankreich nicht, daß man bald unter den Städtestandbildern zu Paris außer Straßburg und Metz auch Calais mit einem Trauerflor zu umwinden haben würde.

Denn Calais, schon seit seinem Verlust (1558) von England so lang und heiß ersehnt, ist wieder englisch, vielleicht noch manches andere an der französischen Kanalküste. Daran ist nicht zu deuteln. Und was England einmal hat, das läßt es so leicht nicht wieder los. Während die beiden Bundesgenossen England und Frankreich Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken forderten, fuhr England, ohne daß man es viel bemerkte, seinem Bundesgenossen in die Tasche, um zu stehlen. Wenn der Bestohlene selbst es bemerkte, durfte er nicht einmal etwas sagen, geschweige denn schreien. Denn man war ja gegen deutschen Militarismus und deutsche Eroberungssucht verbündet. Und unter guten Freunden ist ja sowieso schon alles gemeinsam. Also schadet es nichts, wenn der eine Freund etwas vom anderen nimmt.

Man erfährt ja von den tatsächlichen Zuständen an der französischen Kanalküste nicht allzuviel. Aber einiges sickert doch durch. So hat England die Festung Calais auf der Landseite bereits stärker befestigt und die Forts ausgebaut, das französische Geschützmaterial entfernt und durch englisches ersetzt. Die örtliche Verwaltung steht unter Aufsicht und Leitung der englischen Militärbehörde. Einheimische, die die Festungswerke verbotswidrig betreten, werden von England bestraft. An anderen Orten der französischen Kanalküste sollen ähnliche Zustände herrschen. Und das alles geschieht auf französischem Gebiete oder doch wenigstens auf Gebiet, das bis jetzt als französisch gilt. Schon nach dem Falle Antwerpens soll Lord Balfour zu Churchill geäußert haben: ‚Solange wir Calais behaupten, können wir Antwerpen entbehren.‘ Also England würde sich schlimmstenfalls selbst mit einem deutschen Besitze Belgiens abfinden, wenn es selbst dafür die französische Kanalküste mit Calais behielte.

Digitized by Google

Nun bekamen es die Franzosen aber doch mit der Angst, und der Abgeordnete für Calais interpellierte am 21. März 1916 den französischen Ministerpräsidenten. Die französische Regierung suchte daher die englische wenigstens zu einer bestimmten Erklärung zu bestimmen, daß sie nach dem Friedensschlusse das besetzte französische Gebiet wieder räumen werde, was man an sich für selbstverständlich halten sollte. Die englische Regierung erklärte hierauf durch ihren Botschafter der französischen, nicht in der Lage zu sein, bestimmte Erklärungen über notwendige Maßnahmen nach dem Kriege zu geben. Immerhin sei es nicht unmöglich, daß England in die Lage versetzt werden könnte, seine Truppen solange auf dem Festlande zu lassen, bis sämtliche festländische Fragen gelöst seien, und keine Möglichkeiten mehr beständen, daß Calais zur Operationsbasis gegen England benutzt werden könne.

Diese Offenherzigkeit hebt auch den letzten Schleier von den englischen Zukunftsabsichten. Nach der Besetzung Ägyptens verpflichtete sich England wenigstens wiederholt, Ägypten demnächst wieder zu räumen, wenn es auch nie die ernstliche Absicht dazu hatte. Gegenüber dem französischen Bundesgenossen glaubt man derartige trügerische Vorspiegelungen gar nicht mehr nötig zu haben. England wird in Calais bleiben. Denn es kann lange dauern, bis sämtliche Festlandsfragen im Sinne Englands gelöst sind. Und die Möglichkeit, daß Calais zur Operationsbasis gegen England gemacht wird, besteht immer, es sei denn, Calais sei eine englische Festung.

Mit dieser englischen Besitzergreifung hängt etwas anderes zusammen, die Behandlung des Kanaltunnelplanes von englischer Seite.

Gerade vor fünfzig Jahren interessierten sich Napoleon III. und der englische Prinzgemahl für den Plan eines unterseeischen Tunnels zwischen Calais und Dover, der schließlich an dem Widerspruche des englischen Premierministers Palmerston scheiterte. Anfang der siebziger Jahre wurde der Plan wieder aufgenommen. Es bildete sich sogar eine Gesellschaft, die mit den Vorarbeiten begann. Wiederum war es der englische Widerspruch, besonders gestützt auf das militärische Gutachten des Generals Wolseley, der das Vorhaben scheitern ließ. Die öffentliche Meinung Englands geriet in immer größere Erregung, und 1882 wurden die Arbeiten endgültig eingestellt. Man fürchtete eben, durch den Tunnel die militärischen Vorteile der Insellage zu verlieren. Spätere Ansätze in den neunziger Jahren und 1906 hatten dasselbe Schicksal.

Jetzt endlich während des Weltkrieges vollzieht sich in England ein Umschwung der Ansichten. Man will den Tunnel englischerseits bauen. Die Vorteile liegen auf der Hand. Denn damit hat man einen von Störungen durch U-Boote ungehinderten Verkehrsweg nach dem Festlande. Andererseits müßten eigentlich die militärischen Bedenken dieselben sein wie bisher. Denn bestand bisher die Möglichkeit, durch den Tunnel auf englischem Boden ein Heer zu landen, so hat sich an dieser Möglichkeit nichts geändert. Denn die dermalige englisch-französische Freundschaft kann nach dem Kriege in bittere Feindschaft umschlagen.

Und doch ist die militärische Lage eine andere geworden. Es handelt sich nicht mehr darum, durch den Tunnel England mit dem Gebiete einer europäischen

Digitized by Google

Festlandsmacht zu verbinden, sondern um die Verbindung Englands mit einem gegenübergelegenen englischen Brückenkopfe. Die wird natürlich durch einen von den Tücken der See und feindlicher Flotten unabhängigen Tunnel bedeutend erleichtert. Und die militärische Sicherheit Englands wird dadurch nicht gefährdet, sondern erhöht.

Die französische Politik der Revanche und der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens wird von einem tragischen aber nicht unverdienten Geschicke verfolgt. Während man hypnotisiert in das Loch an den Vogesen starrte und Elsaß-Lothringen mit englischer Hilfe zurückzuerobern hoffte, verliert man eine zweite altfranzösische Provinz mit französischer Bevölkerung — abgesehen von den Vlamen des Dünkirchener Bezirkes — an den englischen Bundesgenossen.

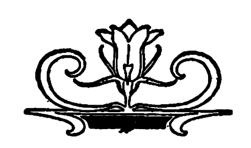
Wäre die französische Politik nicht ganz verblendet, sondern noch mit einigem realpolitischen Sinne erfüllt, so müßten sich Frankreich mit Deutschland verbinden zur Wiedereroberung der Kanalküste. Doch davon kann nicht die Rede sein.

Für Deutschland ergibt sich aber daraus die Folgerung, daß Frankreich mit dem englischen Besitze seiner Kanalküste zum willenlosen Vasallen Englands gemacht ist. Es scheidet künftig nicht nur als Großmacht, sondern überhaupt als selbständige politische Größe aus. Man hat in Zukunft nur noch mit England zu rechnen.

Vorbildlich ist die Art, wie England sich mit der verfassungsrechtlichen Stellung und der Verwaltung solcher Gebiete abfindet, die es aus militärischen Gründen braucht. Die Sorge deutscher Idealisten, nur ja kein Gebiet zu erwerben, das mit fremder widerstrebender Bevölkerung als Fremdkörper im Staatsorganismus empfunden werden könnte, liegt dem praktischen Sinne des Engländers fern. Selbstverständlich denkt auch niemand daran, einem solchen Gebiete Vertretung im englischen Parlamente zu gewähren. Derartige Erwerbungen werden einfach als Kolonien und Untertanenländer behandelt. Damit ist die Sache erledigt."

Und doch rühmte und rühmt eine ganze Welt England als den Vorkämpfer der Freiheit und Zivilisation, während man die Deutschen mit ihrem grundsätzlichen Entsagungswillen und ihrer pudelhaften Schönmacherei vor aller Welt als Barbaren und ruchlose Verbrecher verabscheut und anspuckt.

Aber nicht jeden Deutschen. Der den Kopf hoch zu tragen wußte, vor dem haben die anderen ihren Diener gemacht ...



Digitized by Google



Die Stunde hat geschlagen!

In einer Zuschrift von besonderer Seite an die „Unabhängige National-Korr.“ wird erklärt:

„Wir meinen, unsere Geduld mit dieser politischen Führung, die alles andere als stählerne Härte und Entschlossenheit erfüllt, sei am Ende und wir sollten uns der Zeit erinnern, an die ohnehin so viele Züge der fünften Kanzlerschaft peinlich genug gemahnen, an die Zeit des Caprivismus, wo es dem einhelligen Aufbäumen des gebildeten Deutschland im Kampf um verhältnismäßig viel Geringeres, um die preußische Volksschule, in kürzestem gelang, den Herrscher zu einem schnellen, befreienden Entschluß zu bewegen und Land wie Krone vor uneinbringlichem Schaden zu behüten. Heute geht es um unendlich Größeres, um Ehre und Leben der deutschen Seele, um Macht und Ansehen unseres Edelvolkes, um das Dasein von Reich und Kaiser! Und heute sollte es nicht möglich sein, jenen Sturm der öffentlichen Meinung zu erregen und zu organisieren, der mit dem einmütigen Feldgeschrei der flandrischen Küste durch die chinesische Mauer hindurch bis zum Thron dringt und den kaiserlichen Herrn wiederum unmittelbar in Ehrerbietung und deutscher Mannestreue davon unterrichtet, wie es seinem Volke ums Herz ist und was auf dem Spiele steht? Das ganze Deutschland soll es sein! ...

Es geht wie ein Frühling durch alles deutsche Land, wie ein Sehnen nach Freiheit und Licht, das heimtückische Feindschaft uns rauben will, wie ein spätes, aber um so gründlicheres Erkennen der furchtbaren Gefahr, die uns trotz aller Siege bedroht. Diese Bewegung in organisierte Bahnen zu leiten, den überall regen Siegeswillen unseres Volkes zu elektrisieren und eine allgemeine Mobilmachung des deutschen Gewissens und Verantwortlichkeitsgefühls herbeizuführen, das ist jetzt die geschichtliche Aufgabe der Volksvertretungen, der Hochschulen, der nationalen Vereine, der großen Verbände und führenden Berufe, der Bürgerschaften der Städte und alles dessen, was deutsche Ehre im Leibe hat. Die Stunde hat geschlagen, nach der es zu spät wird! Kein Wahrhaft-Deutscher kann sich der heiligen Pflicht dieser Mobilisierung unseres Siegeswillens entziehen: Deutschland, erwache! Kaiser, werde hart, werde zu Stahl!“

*

Stahlhart!

„Das deutsche Volk“, so äußert sich die „Tägliche Rundschau“ (Nr. 25) zu dem Aufrufe des Kaisers an sein Volk, „hat während des Krieges von seiner politischen Leitung eine wahre Dressur zur politischen Bedürfnislosigkeit, zur Dämpfung des Furor teutonicus und Sichhineingewöhnen in kulturell-ideologischen Gedankenbahnen erfahren. Daraus erwuchs eine Geistesrichtung, die den Ernst der Lage übersah, unsere Feinde nach eigenem gemütvollem Menschentume einschätzte und dem Auslande das Bild eines nach Frieden und nur nach Frie-

Digitized by Google

den sich sehnenden Landes bot, das in seinem Schrecken vor dem drohenden Zusammenbruche jede Bedingung anzunehmen bereit sei, jedenfalls aber nur noch eines großen Schlages bedürfe, um endgültig zusammenzubrechen. Diese pazifistischen Stimmen haben kriegverlängernd gewirkt. Sie sind nunmehr zur Ruhe gebracht nicht durch ihre Landsleute, die es nie vermocht hätten, sondern durch die Feinde selbst, die alle ihre Berechnungen und Hoffnungen ad absurdum führten. Die beiden Aufrufe des Kaisers an sein Volk leiten einen neuen Abschnitt des Krieges ein, in dem alle Deutschen — also auch unser Kanzler — stahlhart in den kommenden Entscheidungskämpfen sich zeigen sollen. Zum stahlharten siegreichen Kampf gehört die Anwendung aller uns zur Verfügung stehenden Kampfmittel, insbesondere unserer U-Boote. Die seinerzeitige Unterbindung dieses Kampfes ist aus Rücksichten geschehen, die sich fast alle, z. B. die Rücksicht auf Rumänien (!), als unnötig oder übertrieben erwiesen haben. Es kann sich für uns nur darum handeln, ob wir unsern schlimmsten Feind zum Frieden zwingen können oder nicht. Die Unterlassung des Versuches würde im Volke nicht verstanden werden und ebensowenig halbe Maßregeln, die den schon heute geführten Kreuzerkrieg etwas erweitern, aber nicht zum vollen Ertrage führen würden. Daß wir das volle Recht haben, die englischen Handelsschiffe nach ihrer Bewaffnung als Hilfskreuzer anzusehen und demgemäß zu behandeln, d. h. ohne Anruf zu torpedieren, ist selbstverständlich. England selbst hat uns durch sein Vorgehen die Freiheit des Handelns wiedergegeben, was auch Wilson kaum bestreiten dürfte; aber für das Kampfziel wäre damit nicht allzuviel gewonnen, da unsere Unterseebootkommandanten es nicht jedem Schiffe ansehen können, ob es bewaffnet ist oder nicht. Wir müssen zu ganzen Maßregeln kommen. Die Entscheidung ist da."

Freilich ist eine solche Entscheidung inzwischen nicht leichter geworden, nachdem, wie Freiherr von Maltzahn kürzlich in einer Rede ausführte, für Amerika die Verhinderung des scharfen, d. h. des wirklichen U-Boot-Krieges allmähiich allerdings zu einer „Prestigefrage" geworden ist. Den Engländern wurde ja auch die Zeit gegeben, die sie nötig hatten, sich durch ein System wirksamster Abwehrmaßregeln gegen unsere Zeppeline zu schützen — nicht ohne Verluste für uns. Rechtzeitigen Zeppelinangriffen waren sie eingestandenermaßen — fast ohnmächtig preisgegeben — —!

*

Schuld

am Zustandekommen der Entente gegen Deutschland ward im „Berliner Tageblatt" den Alldeutschen gegeben (28. Dez. 1916). Daran ist wohl etwas, insofern vom real denkenden Ausland allerdings die Alldeutschen als die realen Politiker gegenüber einer schlechthin unverständlichen Diplomatie betrachtet werden. Auch insofern ist etwas daran, als leidigerweise die Denkweise (oder Nichtdenk-Weise) dieser Diplomatie die Alldeutschen zuweilen dahin brachte, etwas sehr undiplomatisch zu werden.

Nun hat aber von den Bestrebungen der sich so nennenden Alldeutschen doch immer nur ein sehr begrenzter Kreis fremdländischer Politiker Notiz genommen. Die ganze öffentliche Völkerwelt dagegen erfuhr und las unaufhörlich von dem in Deutschland grassierenden Militarismus, Absolutismus, der allverknechtenden Agrarierherrschaft und Junker-Reaktion, und ohne sich bei dem allem etwas Klareres vorzustellen, erfüllte sie sich mit jenem abscheutiefen und erwartungssicheren Mißtrauen, das Deutschland bei Ausbruch des Krieges so verstörend und richtig verdatternd für seine ewigen Nachgiebigkeitsoptimisten entgegenschlug. Indem zwar jetzt das Gerede vom deutschen Militarismus den auswärtigen Völkern allmählich selbst zu dumm geworden ist und sie den Neiding dahinter schon richtiger erkannten, so soll doch nicht vergessen sein, daß es das wirksamste Zündwort im Dienste der englischen Einkreisungspolitik hatte werden können. Wenn also Mitschuld innerhalb

Digitized by Google

von Deutschland an unserer Einkreisung durch den Völkerhaß gesucht wird, so mögen sich die Blätter, die diese Art selbsterfundener Hetzwörter am unbesinnlichsten in stetigem Umlauf gehalten haben, mal ehrlich an die eigene Nase fassen. Man kann sogar sagen: ohne sie hätte das Ausland herzlich wenig von den Alldeutschen jemals erfahren, da bekanntlich in den ausländischen Redaktionen und Kaffeehäusern sehr einseitig nur die mehr international fühlenden deutschen Zeitungen gehalten werden. H.

*

Ein zu großer Gedanke

Das Wolffsche Telegraphenbureau hat sich veranlaßt gefühlt, zu verbreiten, was Herr Professor Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" (Treitschkeschen Angedenkens!) zu der großschnäuzigen Rede Lloyd Georges zu sagen weiß. Entscheidend für Wolff ist offenbar der Schluß der Delbrückschen Ausführungen gewesen. Er lautet:

„Die Erklärung des deutschen Reichskanzlers, daß das Reich bereit sei, einem Weltfriedensbunde beizutreten, die der Vorstellung, daß in Deutschland der Militarismus herrsche, die Wurzel abschneidet; die Verkündung des Königreichs Polen, die bezeugt, daß Deutschland für unterdrückte Nationen eintritt; und endlich jetzt das Friedensangebot, das in allem Stolz eines unaufhaltsamen siegreichen Vormarsches die ehrenwerte Gesinnung des Maßhaltens bezeugt, das sind drei Taten, die man in ihrem inneren Zusammenhang ansehen muß, um eine Staatskunst zu erblicken, die man der deutschen Strategie ebenbürtig an die Seite stellen darf." (!!)

Die Wirkungen der Unabhängigkeitserklärung Polens auf die innere Lage Rußlands sind doch, wie die „Kreuzztg." sehr richtig bemerkt, „schon seit so geraumer Zeit zutage getreten, daß Professor Delbrück sie bei Abfassung seines Artikels hätte berücksichtigen müssen. Und da kann man doch nur sagen, daß sich die Fehlerhaftigkeit einer politischen Maßnahme selten so umgehend herausgestellt hat, wie in diesem Falle. Und wenn Professor Delbrück auf den inneren Zusammenhang der von ihm genannten Maßnahmen Wert legt, so sollte man meinen, daß gerade dieser Zusammenhang es hätte verbieten müssen, daß die etwaige Wirkung des Friedensangebots dort, wo es am meisten wirken konnte, nämlich in Rußland, von vornherein durch einen Schritt, wie die vorgreifende Regelung der polnischen Frage, paralysiert wurde. Wie die Maßnahme in Polen selbst gewirkt hat, zeigt der Erlaß des Generalgouverneurs von Beseler, der sich dagegen wenden muß, daß die deutschen Behörden in Polen nun nichts mehr zu sagen hätten. Die bei Erlaß der Verkündung gehegten Hoffnungen haben sich eben durchweg als unberechtigt erwiesen. Die sehr bedenklichen Rückwirkungen der Maßnahme auf unsere innerpolitischen Verhältnisse aber werden wir in vollem Umfange erst nach dem Kriege zu spüren bekommen. Mit all diesen Nachteilen scheint uns der auch nur teil- und stellenweise erzielte moralische Eindruck, daß in Wahrheit wir die Beschützer der kleinen Nationen seien, doch etwas teuer erkauft zu sein."

Es ist ein zu großer, zu starker Gedanke, daß das deutsche Volk in den Krieg gezogen sei, um teil- und stellenweise den moralischen Eindruck des Beschützers der kleinen Nationen zu machen. Gr.

*

Für die, die nicht begreifen wollen

In der „Pall Mall Gazette" vom 18. Dezember behandelt ihr militärischer Mitarbeiter in sachlicher Weise die Weltstellung, die Deutschland als Frucht seiner im Kriege erzielten Erfolge zufallen muß, und als den Kernpunkt der ganzen Folgerung betont er: „War England schon früher veranlaßt, immer wieder seine Existenz dafür aufs Spiel zu setzen" (gegen Spanien, Ludwig XIV., Napoleon), „daß Belgien und insbesondere Antwerpen sich nicht in der Hand einer fremden Flottenmacht befinde, wieviel

Digitized by Google

mehr ist es jetzt gezwungen, zur Erreichung seines Zieles auf Leben und Tod zu kämpfen!"

*

Ein Fingerzeig

Die „Daily Mail", der man zugestehen muß, daß sie die Politik so plump sieht, wie sie heute ist — nicht wie ein deplacierter Rousseau sie für edler oder wie das Grünhorn sie für glaubwürdig hält —, meldet soeben aus Nordamerika (4. Januar), daß die von Spanien dem Herrn Wilson verweigerte Gefolgschaft dort äußerst unangenehm berühre, weil hierdurch das Prestige des europäisch intervenierenden Washington im lateinischen Mittel- und Südamerika eine unerwartete peinliche Durchkreuzung habe erfahren müssen.

Ein so hochherzig um den geheiligten Statusquo der Völkerwelt bemühtes Washington sollte sich hinsichtlich imperialistischer Fehlschläge im romanischen Amerika eigentlich nicht derart von weither empfindlich zeigen! Doch mitten in aller freundschaftlichen Aufopferung für Deutschlands negative Ziele schluckt es ja auch just schon Dänemarks Antillen. — Was dänisch ist, sollte doch dänisch bleiben! Oh Scheidemann, oh Weltgeschichte!

Vielleicht wenigstens, daß jenen blauneutralen Zeitungsredaktoren nun endlich ein kleines Licht aufgeht, die über die „unbegreifliche Haltung" Spaniens gegenüber der hochherzigen Aktion des Friedensfürsten Wilson sich ihre salomonischen Köpfe bisher so vergeblich zerbrechen mußten! H.

*

Frankreich über alles!

Höchst bezeichnend, — typisch sind die Bemerkungen, die von einem Mitarbeiter der „Leipziger Abendzeitung" an angebliche Kriegsziele des Professors Dietrich Schaefer geknüpft werden:

„Nach Herrn Professor Schäfer müßten wir also so ungefähr das ganze Frankreich einstecken; denn was nach Wegnahme des Erzbeckens von Briey und Longwy, von Belfort, Toul, Verdun, Dünkirchen und vielleicht auch noch Calais noch übrig bliebe, ließe den Franzosen noch gerade die Möglichkeit, als Nation vierten oder fünften Ranges weiterzuvegetieren, wenn man die furchtbaren Kriegsopfer Frankreichs, die relativ viel höher sind als unsere, den Ruin seiner Finanzen und den Verlust an Männern, mit einrechnet. Auf dieser Zertrümmerung eines ganzen Staatsorganismus baut also Herr Schäfer den deutschen Verteidigungskrieg auf. Wir müssen es schon ihm überlassen, die logische Verbindung zwischen jenem Verteidigungsgedanken und seinen Eroberungsphantasien zu finden. Nur möchten wir ihn als Historiker fragen, ob er bereits im Leben Kenntnis genommen hat von dem, was Frankreich als Kulturstaat für die Fortentwicklung der Menschheit geleistet hat und auf absehbare Zeit leisten muß, wenn Kultur und Zivilisation, der letzten Endes sogar Herr Schäfer seinen Professortitel verdankt, nicht Rauch und Schall bedeuten sollen. Das 20. Jahrhundert hat keinen Raum mehr für einen Attila den Zweiten, der zwar erst dann wirklich ernst zu nehmen wäre, wenn er den Professorgehrock auszieht und in die Kriegsstiefeln hineinfährt. Gott sei Dank also, daß Herr Schäfer — besonders nach Einführung der Zivildienstpflicht — einstweilen seinen Gehrock behalten darf."

Frankreich über alles! Nur um Frankreichs Wohlfahrt und Größe härmt und sorgt sich der Verfasser — was geht ihn, den Deutschen, Deutschlands Sicherheit und Größe an?! — Mit Recht bemerkt der Einsender dieses Ergusses: „Die Hochachtung des Verfassers vor den Franzosen mag von seinem Standpunkte in gewissem Sinne berechtigt sein, denn so tief das französische Volk auch gesunken sein mag —: so weit haben sie es doch nicht gebracht, ihr eigenes Nest zu beschmutzen, wie es nur selten Tiere tun und wie es leider in Deutschland von einer gewissen Sorte von Leuten betrieben wird."

Der Deutschheit ganzer Jammer faßt einen an, wenn man immer wieder — gar in solcher Zeit! — gezwungen wird, derartige Erbärmlichkeiten hinunterwürgen zu müssen!

*

Digitized by Google

Gewissensfragen

In den „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 3, 1917) liest man:

„England will erstens nicht: Daß Belgien ein Horst des deutschen Adlers und seiner Kraft über See und gegen Dovers Kreideklippen hin werde; und zweitens will es: Daß Belgien sozusagen der mit Eisen und Beton grundierte Boden bleibe, damit England hier im Bedarfsfalle seine schweren Geschütze zum Vorstoß gegen das rheinisch-westfälische Kohlenrevier aufstelle, seine Truppen ausschiffe, seine Flugzeuge und Luftschiffe aufsteigen lasse. Solange die belgische Frage nicht durch feste Entschließungen der deutschen Macht aus der Welt geschafft ist, bleibt die belgische Frage doch nach den in alle Ewigkeit verhängnisvollen Worten unseres Kanzlers die schwierigste diplomatische Frage, vor der wir als Friedensunterhändler stehen. Und gerade die soll herausgegriffen werden; als Musterstück; zwecks Vorberatung; zwecks Entgiftung des Zornes unserer Feinde. Wenn man Algeciras in die zehnte Potenz erhöht, kann man sich ungefähr vorstellen, was dabei herauskommen würde.

Im Kreise von Parlamentariern und Publizisten haben wir einmal die Meinung ausgesprochen, daß die drei Unglücksworte des Kanzlers in Sachen Belgiens mehr als drei verlorene Feldschlachten bedeuten, daß sie vielleicht dereinst zehn verlorenen Schlachten gleichgesetzt werden würden. Es ist mehr, als bloß symptomatisch, daß die erste unmittelbare diplomatische Antwort aus dem Vier- und Zehnverbande alle drei Worte anführt. Der Montagsleitartikler der Vossischen Zeitung hat über die Bedeutung jener drei Worte die gleiche schwere und für uns schmerzliche Auffassung. Er schrieb offen: Das deutsche Volk müsse jene drei Worte von sich ablehnen; und er schien zu erwarten, daß der Kanzler diese Unglücksworte endlich widerrufen werde, nachdem die Archive gesprochen und offenbart haben, was der Kanzler auch schon vor dem Kriege hätte wissen müssen und zum Teil sogar gewußt hat. Wie der Herr Reichskanzler andauernd die Welt der Politik fehl ansieht, wie er glaubt, in ihrem Reiche mit gutem Zureden (bei König Albert) und mit moralischen Maßstäben (Selbstbezichtigung des ‚Unrechts') auszukommen, das kann das deutsche Volk hier einmal wie in einem Brennspiegel erkennen.

Wir aber fragen: Wie wird diese Erkenntnis auf den Herrn Reichskanzler selber wirken?

Wird er sich als Patriot die Frage vorlegen: Ob er, belastet mit dieser unerhört schweren diplomatischen Hypothek, mit Vorteil des Reiches Geschäfte führen könne, wenn wir uns ernsthaften Friedensunterhandlungen nähern? Ein in Auffassung und Ausdruck in bedeutsamer Stunde irrender Kanzler oder die dauernde Sicherheit des deutschen Volkes — es kann für den Herrn Reichskanzler als Patrioten kein Zweifel sein, welche Wagschale schwerer wiegt."

*

Die volklichen Entwicklungsmöglichkeiten

In der „Kölnischen Zeitung" (26. 12. 16) wird auf die Entwicklungsfähigkeiten Rußlands als eines Reiches von 200 Millionen hingewiesen, welches daher durch unsere Friedensforderungen in keinen Lebensinteressen unterbunden oder auch nur geschädigt werden dürfe.

Sehr richtig, wenn man's so nimmt; vielleicht vom Standpunkt einer kurzlebigen Dividendenentwicklung noch nicht einmal so klarsichtig wie von dem einer Politik, die sich zum Zentralamt für Völkerentwicklung mit Ausnahme Deutschlands machen würde. Nur will uns scheinen, daß auch hier wieder die von den Offiziosi einer gewissen Weltpolitik so hoch gerühmte „Halbheit" lähmend und befangen machend einwirkt. Als alter Historikus, was ja heute zum Politikus einen sehr offenkundigen Gegensatz bildet, entwin-

Digitized by Google

det man sich nicht so leicht der Besorgnis, die Entwicklungsfähigkeit der Völker Rußlands müsse absehbar in deren nationaler Verselbständigung „resultieren", vollends wenn in dieser Richtung so undiplomatisch sinnfällige Anstöße, wie durch das Jahr 1916, gegeben werden. Sind wir demnach nicht weise genug, lieber gleich ganz kosakisch zu werden, so liegt die Gefahr vor, daß der beschränkte Verstand einer geschichtlichen Selbstentwicklung den Standpunkt der wohlgesinntesten Erwägungen über den Haufen rennt. H.

*

Das „Befreiungsprogramm"–?

Aus dem besetzten Ostgebiet wird der „Unabh. National-Korrespondenz" geschrieben:

„Nicht nur die Polen sind berufen, vorzugsweise die Früchte des Weltkrieges zu ernten, sondern andere Völkerschaften schließen sich ihnen an. Der nördliche Teil von Kurland und der südliche von Livland ist stark mit Letten durchsetzt, ohne indessen rein lettische Gebiete in größerer Ausdehnung aufzuweisen. Überall ist vielmehr eine ziffernmäßig und vor allen Dingen sozial sehr bedeutende deutsche Durchsetzung vorhanden. Unter russischer Herrschaft haben die Letten wahrscheinlich nie daran gedacht, ein eigenes lettisches Schulwesen zu erhalten. Seit Jahresfrist aber wird an einem Ausbau lettischer Volksschulen von deutscher Seite emsig gearbeitet, und wie wir hören, sind in neuerer Zeit die Vorarbeiten in Angriff genommen, um auch eigene lettische höhere Schulen, in erster Linie Gymnasien, zu errichten. Das preußische Kultusministerium hat zu diesem Zweck einen Vertreter an Ort und Stelle entsandt. Wir wissen nicht, ob diese Maßnahmen auch zu dem Befreiungsprogramm des Reichskanzlers gehören; aber das scheint uns doch außer Frage, daß sie nicht im Interesse des Deutschtums liegen, und daß zum mindesten die Gefahr vorhanden ist, daß sie auch mit den Interessen des Deutschen Reiches zusammenstoßen. Wenn die Angliederung der östlichen Gebiete durch den Friedensschluß herbeigeführt wird, so muß doch selbstverständlich das nächste Ziel eine Eindeutschung der dortigen Bevölkerung sein. Daß es dabei ein ganz ungeheures Erschwernis ist, wenn man den fremdsprachigen Volksteilen vorher noch schleunigst die eigene Unterrichtssprache sichert, und zwar einschließlich der höheren Schulen, bedarf keiner Beweise. Selbst aus dem Gesichtspunkt der Nationalitätenpolitik heraus läßt sich in diesem Fall das Vorgehen der Regierung kaum rechtfertigen, denn nirgendwo sitzen die Letten in kompakten Massen; und man könnte mit größerem Recht für die Wenden im Spreewald ein eigenes Schulwesen fordern, als für die Letten in Kur- und Livland. Die politische Folge dieses mehr als weitherzigen Vorgehens könnte nur allzu leicht die Schaffung einer Irredenta sein, zwar einer künstlichen und deshalb doppelt unberechtigten, die darum aber bei ihrer Interessengemeinschaft mit anderen auseinanderstrebenden Richtungen im Reichskörper nicht minder bedenklich wäre. Es wäre wirklich angebracht, wenn wir uns angelegen sein ließen, aus den bereits gemachten Erfahrungen zu lernen und nicht im Banne idealistischer Schlagwörter an den zukünftigen Grenzen unseres Reiches bedenkliche Experimente anzustellen."

Kämpfe für die Menschheit, für die Polen, für die Letten, für alle, die nicht Deutsche sind, — das, Deutscher, ist deine Bestimmung!

*

Unglaublich!

Unter der Überschrift „Unsere Kohle als politischer Machtfaktor" werden in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" Tatsachen vorgeführt, deren massive Durchschlagskraft allerdings manches sonst Unbegreifliche einem verblüfften Verständnis aufdämmern läßt:

„In dem besonderen Fall ‚Kohle als politischer Machtfaktor' ist es leider kaum noch möglich, auf zukünftige Fehler hinzuweisen, denn alle Fehler, die in unserer Wirtschaftspolitik nur gemacht werden konnten, sind bereits ge-

Digitized by Google

macht worden. Möglich allerdings wäre es, daß andere Männer an die Posten kommen, die dann wieder auf neuen Wegen in die alten Fehler verfallen. Um dem vorzubeugen, ist eine gründliche öffentliche Aussprache angebracht, ausgehend von der Frage: Haben wir einen wirtschaftlichen Generalstab? Wer ist der Mann? Welche Befähigung, welche Befugnisse hat er? Hebung der Valuta durch unsere Bodenschätze? Die Frage sollte für einen Industriellen, der die Rheinisch-Westfälische Zeitung liest, doch eigentlich erledigt sein. Zur Hebung unserer Valuta ist nicht nur Kohle ins Ausland gegangen, sondern auch große Mengen von Lebensmitteln, Kirschen, Äpfel, Spargel, Zucker und Kartoffeln. Kohle wurde in solchem Maßstabe exportiert, daß 20000 Bergleute allein ständig fürs Ausland arbeiteten! Was hat es uns genutzt, daß wir Kohle und Eisen in überreichem Maße nach der Schweiz und nach Holland abgaben? Was hat es uns genutzt, daß wir zur Hebung der Valuta unsere Lebensmittel den Neutralen gaben? Ist dadurch unsere Valuta besser geworden? Haben wir damit auch nur einen guten Freund erworben? Die Schweiz hat unsere Kohlen nach Italien und Frankreich zum Betrieb der feindlichen Eisenbahnen und Munitionsfabriken weitergegeben, unser Eisen verwandelte sich in der Schweiz zu Waffen und Munition, die nach Frankreich wanderten und unsere Söhne erschlugen. Unsern Zucker, Kirschen, Spargel usw. ließen sich die Engländer wohl bekommen, während wir Steckrüben essen, um durch Abgabe von Kartoffeln die Schweiz bei guter Laune zu erhalten. Holland erhielt Kohlen in jeder gewünschten Menge, damit seine Schiffe aus Niederländisch-Indien Kolonialwaren heranholen konnten, die dann England liebevoll in seine Speicher nimmt, bekam Kohle, mit deren Hilfe seine Heringsflotte ausfahren konnte, um neun Zehntel des Fanges kontraktlich an England zu liefern, während wir den Rest nicht erhielten! Alle unsere Wohltaten hinderten unsere neutralen Nachbarn nicht, uns auszubeuten, wie sie nur konnten, wenn's auch keiner so schlimm gemacht hat, wie Rumänien! Und unsere Valuta ging um keinen Cent in die Höhe, weil sie nicht in die Höhe gehen kann, wenn wir während des Krieges ‚Geschäft wie üblich' machen wollen, und weil sie nicht in die Höhe gehen darf. Hierfür sorgen unsere Feinde mit Hilfe der Neutralen durch Wechsel und Geldoperationen; aber nicht durch Sendung von Lebensmitteln. Der Krieg wird heute, was merkwürdigerweise sogar in der Industrie noch nicht allgemein bekannt zu sein scheint, nicht nur mit Gewehren, Kanonen und Munition, sondern mit dem ganzen wirtschaftlichen Rüstzeug der Völker geführt. Daß wir darauf nicht geeicht waren, daß dafür kein Generalstab vorhanden war, das ist die Ursache unserer heutigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten und auch der Grund, daß der Krieg nicht längst von uns gewonnen ist. Mit allen diesen Mitteln zur Hebung der Valuta haben wir bisher einzig und allein das Geschäft unserer Feinde besorgt. Wir ständen erheblich besser, wenn wir ebenso rücksichtslos gehandelt hätten, wie es die Engländer und Franzosen in der Nahrungsmittelfrage getan haben. Viel Waffen und Munition wären bei unseren Feinden ausgefallen, wenn wir unser Eisen, unsere Kohle im Lande behalten hätten. Gott bewahre uns vor den Valutafreunden! Was schert mich der Stand der Mark im Ausland, wenn ich dort doch Luxusartikel für diejenigen kaufen kann, die zuviel Geld besitzen oder augenblicklich zuviel verdienen! Hilf dir selber, so hilft dir Gott! heißt für uns die Parole, und deshalb wollen wir behalten, was wir haben, und lieber die Grenzen ganz sperren, als neue Versuche zur Hebung der Valuta machen, die nur den alten Erfolg zeitigen und unseren Feinden nutzen."

Verständnis für solche märchenhaften Dinge geht einem nicht auf, ohne daß man sich wie mit dem Knüppel auf den Kopf geschlagen fühlt. Quantilla sapientia — aber nein, alter Schwede, dergleichen hast selbst du in deiner Weltweisheit dir nicht träumen lassen! Gr.

*

Digitized by Google

Bismarck zu Neujahr

Am 31. Dezember 1848 veröffentlichte die „Kreuz-Zeitung" aus der Feder des damaligen Deichhauptmanns v. Bismarck-Schönhausen, des späteren ersten Reichskanzlers, folgende Neujahrsbetrachtung:

„Noch ein Tag im alten Jahr, und hinter uns liegt eine schwere Zeit, so klar und so beredt, und dennoch von so wenigen verstanden. Der Herr ist Gott, und alles Fleisch ist Heu, selbst wenn es hoch auf hohen Thronen säße; du bist gewogen und zu leicht erfunden. Warum wird dir so bange, wenn du in die Zukunft blickst, und ist der nicht ein Narr, der ohne Einsatz zu gewinnen hofft? Die Erbschaft des Jahres 1848 ist angetreten, am 5. d. M. ist das Testament eröffnet, und lauter klare Schulden, lauter illiquide Forderungen. Hoffst du die Forderungen beizutreiben? Hoffst du die Schulden zu bezahlen?

Wer Hoffnung hat, muß fröhlich sein, wer Hoffnung hat, muß Grund und Ziel der Hoffnung haben. Die Hoffnung ins Blaue ist die Hoffnung der Verzweiflung. Darum noch einmal: hast du Hoffnung? Wir hoffen, aber nicht aufs Ungewisse, nicht, was die Augen sehen und was die Hände fühlen, das neue Jahr wird uns nicht überraschen, und brächte es auch mehr als jene wünschen, diese fürchten. Die Weltregierung geht nach einem festen Plane, ein jegliches Prinzip muß sich in seinem Extrem vollenden, und der Charakter dieser Zeit erscheint nur darum so befremdlich, weil jetzt ein Tag wie tausend Jahre ist. Ob Konstitution, ob Anarchie, ob rote Republik, ob Despotie, der Weg ist dunkel, doch das Ziel ist hell; ob lebend oder tot: der Sieg muß uns doch bleiben."

*

„Irreparabel"

Die „Deutsche Zeitung" (Nr. 5, 1917) schreibt:

„Die Kriegserklärung, die der Kanzler, trotz des lebhaften Abratens des Großadmirals v. Tirpitz, wie an Frankreich, so auch an Rußland ergehen ließ, hat es zur Folge, daß bei uns ein ewiges halbamtliches Bedürfnis besteht, unsere moralische Unschuld am Kriegsausbruch neu zu beweisen. Leider bleibt das Beweisen insofern vergeblich, als die feindliche Diplomatie das nicht wahr haben will und die feindlichen Völker an jedem Fortschritt der Erkenntnis durch die Berufung ihrer Regierungen auf jene Kriegserklärungen gehindert werden!

Es gibt Dinge, die ‚irreparabel' sind. Besonders für denjenigen, der die Verantwortung trägt. Zu den drei ‚Unglücksworten' des Herrn Reichskanzlers über Belgien treten diese beiden Kriegerklärungen eben noch als Unglück Nr. 4 und Unglück Nr. 5. Hier brennt die ‚ewige Lampe' der ‚Kriegsverlängerung'; und wenn unser Kanzler glaubt, er könne nachträglich durch ‚Beweise' seine und unsere Unschuld feststellen und durch unablässiges freundliches Zureden einen auf feindlichen Geleisen laufenden Willen erweichen, so irrt er. Jeder Versuch in Kriegsabkürzung durch sanfte Mittel verlängert den Krieg weiter; und am schwersten bringt natürlich eine Kriegsabkürzung fertig, wer selber dem Feinde zum mindesten unglückliche äußerliche Vorwände geliefert hat zu seinen zwar unwahrhaftigen, aber politisch für ihn zweckmäßigen Behauptungen.

Die Diplomatie unseres Herrn Kanzlers ist durch die genannten fünf Hypotheken so überlastet, daß er die notwendige Handlungsfreiheit zu einem für Deutschland brauchbaren Friedensentschluß schwerer als jeder andere, daß er die dafür erwünschte persönliche Unbefangenheit vor dem Feinde sogar niemals erlangen wird."

*

Wie leicht Wilson seine Friedensabsicht beweisen kann!

Der Reichstagsabgeordnete Dr. Wildgrube sagte in einer Versammlung des Unabhängigen Ausschusses für einen deutschen Frieden:

Niemand kann uns übelnehmen, wenn wir an die ehrliche Friedensabsicht eines

Digitized by Google

Staates und Mannes nicht glauben, dem wir allein die furchtbare Dauer des Krieges verdanken. Wir wollen offen aussprechen, daß wir die Friedensvermittlung Wilsons nicht wünschen, und wir nehmen an, daß dies auch die Absicht unserer Regierung ist. Nur eins gibt es für Wilson, uns von seiner Friedensabsicht zu überzeugen: Verhinderung der amerikanischen Granatenlieferung."

Und über diese Selbstverständlichkeit sind von uns nicht nur Worte verloren worden — nein, Bände von Aktenstücken und Zeitungsartikeln. Und werden von uns immer noch darüber verloren. Wenn das von unserer Seite geschieht — ist das was anderes, als was wir den Engländern vorwerfen —: Heuchelei? Nur fehlt dem Engländer dabei das Bedürfnis der Unterwürfigkeit, in der wir uns erst so recht geborgen fühlen, wie in Abrahams Schoß. Heute dein Feind, morgen dein — Herr.

Mit den niederdeutschen Platt sprechenden Buren war's ja auch so. Andere könnten folgen. Wir brauchen nur unter die richtige Leitung gestellt zu werden: — dann ist Blut auch nicht mehr dicker als Leitungswasser aus der „Freiheit der Meere". Wenn die „Leitung" nur amtlich abgenommen, beglaubigt und genehmigt ist. Gr.

*

Abbitte

Der Druckfehlerkobold war bisher glimpflich mit mir umgegangen. Schwager Chronos trieb es ärger, wenn er schmetternd vorbeigaloppierte an Korrekturen, die ihn nicht erreichten, so daß von seinen zweimonatigen Gepäckstücken grinsend das Unterste sich zu oberst kehrte.

Jetzt aber hat ein weidlicher Druckfehler (Heft 8, Seite 590) der hohen Reichslenkung „verdächtiges Ziel" zugeschrieben. Gemeint war „verdächtiges Zuviel" von verzichtvoll unklaren Friedensangeboten, die nur den Jusqu'auboutismus der Gegner noch wieder ermutigen müßten. Ziele, verdächtige, wurden nicht bei ihr vermutet.

Seit Jahren vor dem Weltkrieg ist ja im Türmer und anderweitig gegen diese politische Ziellosigkeit und Verzichtmeierei des großmächtigen Deutschland gestritten worden, weil sie den Völkern da draußen zu unwahrscheinlich sei. Die Psychologie der Weltgeschichte, wie sie seit Jahrtausenden nun mal beschaffen ist, läßt sich und ließ sich durch keinen Berliner Zartsinn wenden. Was er denn so auch zur Folge gehabt hat, ist das Riesenkomplott der Abwehr gegen vermeintliche, von Deutschland im Versteck gehaltene Ziele. Eine fürchterliche Tragik ist es, wenn die erbarmungslosen Räder der geschichtlich unumstößlichen Logiken nun über die Knochen der Hunderttausende gehen und noch immer die ganze Welt sich einbildet, denn das tut sie so ehrlich, wie es naiv ist: wir seien schuld daran. Hätten wir Ziele von uns klar gezeigt, wäre nicht England überlassen geblieben, sie nach seiner Willkür an die Wand zu malen; aufatmend hätten die Völker gesehen, daß sie weder unbegreiflich geheimnisvoll noch gespensterhaft beunruhigend seien. Wir wären die normale Bahn marschiert, wie die eine Politik besitzenden Mächte, die sich die Burenstaaten, Tripolis, Marokko, die Philippinen usw. nahmen. Wir hätten auch dann noch keine Gemeinheit begangen, wie sie in der Politik oft unterläuft; jedenfalls, was die Hauptsache ist, man würde nicht begonnen haben, ganze Attilas und Weltanarchisten hinter dem gar so unschuldsfreudigen Gesicht zu wittern. An Bismarcks Friedenswillen glaubte man, weil er niemandem die Stiefel küßte. — Die ganze verhängnisvolle Konfusion vom Juli 1914, an der man ewig vergeblich mit Ministerreden und Aktenstücken herumdisputieren wird, ist schlechthin der elementare Losbruch einer überschweren Lawine von Verdacht und entsprechender Vorbeugung, an der wir schuldlos doch mit schuld sind. Ed. H.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Hof in Kurland (Gegend von Würzau)

Ernst Otto

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Zweites Februarheft 1917 Heft 10

Worte und Wirklichkeiten

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Alles, was dieses grauenvolle Völkermorden einem Ende entgegenführen kann, ist zu begrüßen. Deshalb darf auch die Friedensbotschaft Wilsons nicht ohne weiteres unter den Tisch geworfen werden, und sei es auch nur, wenn sie den Friedensgedanken bei unsern Feinden in Fluß erhält, wenn sie den Völkern vor Augen stellt, daß es für sie noch andere Möglichkeiten gibt, als sich bis zum Verbluten zu zerfleischen.

Aber Worte sind noch keine Wirklichkeiten, und mehr als Worte gibt uns Herr Wilson nicht. Dazu sind diese Worte auch noch sehr ausdeutungsfähig, und nichts berechtigt uns, sie zu unseren Gunsten auszudeuten. Herr Wilson hat durch Unterlassungen und Handlungen nichts dazu getan, den Krieg abzukürzen, alles, ihn zu verlängern, zu unseren Ungunsten zu verlängern. Wenn Herr Wilson den Krieg abkürzen wollte, so hatte er die denkbar wirksamsten Mittel in der Hand: er brauchte nur die Munitionszufuhr zu verbieten, und der Krieg war längst zu Ende. Auch heute noch verfügt er über dieses Mittel. Da kann nur ein Blinder oder einer, der blind sein will, an der Frage vorbeisehen: „Wozu in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!" Wozu bis zu einem ewigen Frieden warten, wenn man es in der Hand hat, den Frieden morgen in die Wege zu leiten?

Digitized by Google

Aber der Präsident der Vereinigten Staaten ist ja so „weltfremd"! Es wäre zum Lachen, wenn diese hilflose Einfalt deutscher „Politiker" nicht schon mehr zum Weinen wäre. Nicht Herr Wilson ist „weltfremd", sondern, wie Graf Reventlow treffend bemerkt, diejenigen, die ihn für weltfremd halten, nur weil er seine Ziele und Gedanken auf andere Weise einkleidet, als er es nach Ansicht jener deutschen „Politiker" tun müßte. Ist der „weltfremd", der mit solcher Treffsicherheit in dem fortgesetzten Notenwechsel mit der deutschen Regierung diese bis zur Niederboxungsnote eingeschätzt, seiner Einschätzung gemäß gehandelt hat? „Unter den schönsten Menschheitsredewendungen in jenen zahlreichen amerikanischen Noten verbargen sich sehr praktische Mittel und Ziele, um die überseeischen Verbindungen Großbritanniens und — von der anderen Seite gesehen — das überseeische Kriegsgeschäft der Vereinigten Staaten nicht empfindlich gestört werden zu lassen. Es zeugt ferner wirklich nicht von Weltfremdheit des Präsidenten Wilson, daß er es verstanden hat, von leider nicht engen Kreisen in Deutschland auch heute noch als der unparteiliche Retter der Menschheit angesehen zu werden, obgleich er seit zwei und einem halben Jahre alles ihm und seinen Mitteln Mögliche getan hat, um Niederlage und Zusammenbruch für das Deutsche Reich herbeizuführen." ...

Wenn es wirklich schon dahin gekommen sein sollte, daß wir zu einem Frieden nur noch durch Wilsons Vermittlung gelangen könnten, dann läßt sich doch die Frage nicht abweisen: Wäre es dann nicht besser gewesen, das uns von England in den Jahren 1898 bis 1901 nahegelegte Bündnis nicht zurückzuweisen? Während dieser Jahre haben sich in der Tat zu wiederholten Malen die englische Regierung, Minister und Botschafter, mit dem bestimmten Wunsch nach förmlichem Bündnis uns genähert. An diese Tatsachen erinnert Professor Johannes Haller in seiner Kritik der auswärtigen Politik Bülows („Südd. Monatsh."; vgl. auch: „Fürst Bülow und unsere Auslandspolitik" in der „Rundschau" ds. Heftes). „Vorangegangen war der Vertrag von 1898, der in seinem Wortlaut nicht bekannt geworden ist, von dem man aber weiß, daß er den Engländern die Neutralität Deutschlands im Burenkrieg zusicherte und uns die Aussicht auf Erwerb der portugiesischen Kolonien in Afrika eröffnete. Wir befanden uns also damals in einer Phase der Annäherung an England, und von uns hätte es abgehangen, daraus ein Bündnis zu machen, das die andere Seite lebhaft wünschte. ... Der Antrag war ernst gemeint und ernst zu nehmen. Welche Gründe vom deutschen Standpunkt dagegen sprachen, hat Fürst Bülow eindrucksvoll auseinandergesetzt: wir hätten uns dazu bequemen müssen, englischen Interessen gegen Rußland zu dienen, wie es nachher Japan getan hat; wir wären dabei in schwierigerer Lage gewesen als Japan, da ein Krieg gegen Deutschland bei den Russen populär und für sie viel leichter zu führen gewesen wäre, während wir uns gleichzeitig gegen Frankreich hätten wehren müssen. Darauf hätten wir uns nur ‚bei absolut bindenden englischen Verpflichtungen' einlassen dürfen, und wir hätten auf den Ausbau unserer Kriegsflotte wohl verzichten müssen. Der letzte Grund scheint entscheidend gewesen zu sein, da der Fürst an anderer Stelle seines Buches gesteht, bis 1909 habe die Politik dem Flottenbau dienen müssen, erst nach dieser Zeit

sei das natürliche Verhältnis wiederhergestellt worden, daß die Flotte der Politik diente. Hauptsächlich also um unsere Flotte bauen zu können, hätten wir 1898—1901 das englische Bündnis abgewiesen.

Wir mußten uns sagen, daß wir mit der Ablehnung des Bündnisses Englands Feindschaft herausforderten und es zur Verbindung mit anderen Großmächten drängten. Daß es in der bisherigen glänzenden Einsamkeit zwischen den festländischen Mächtegruppen nicht länger verharren konnte noch wollte, war deutlich hervorgetreten. Fand es den Anschluß an den Dreibund nicht, dann war vorauszusehen, daß es ihn auf der andern Seite suchen würde. Der englische Regierungswechsel von 1901 hat diese Wendung beschleunigt, aber gekommen wäre sie auch ohne ihn. König Eduard, längst als Feind Deutschlands und Anhänger einer Verbindung mit Frankreich und Rußland bekannt, trat während des Schlußaktes der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen auf die Szene. Als sie gescheitert waren — wobei er wohl schon ein wenig nachgeholfen hat —, war es ihm nicht mehr schwer, die Minister in die von ihm gewünschte, schroff deutschfeindliche Richtung fortzureißen. Nur Chamberlain mußte zu diesem Zwecke kaltgestellt werden. Bei der Neubildung des Kabinetts, nach dem Rücktritt Salisburys (1902), verweigerte der König ihm das begehrte Portefeuille des Auswärtigen, was für den ehrgeizigen Mann der Anfang vom Ende seiner glänzenden Laufbahn war. Von da ab beherrschte Eduard VII. die englische Auslandspolitik, und man weiß, wie er sie geführt hat. Die Ablehnung des englischen Bündnisses durch Deutschland bedeutete also den Anfang der englischen Einkreisungspolitik.

Hier ist der Punkt, an dem man sich fragen muß, ob nicht ein anderer Entschluß möglich und ratsam gewesen wäre. Wir stellen die Frage nicht in akademischem Treppenwitz. Sie ist zu ihrer Zeit sehr ernsthaft gestellt, sehr gründlich erwogen und keinesfalls einheitlich beantwortet worden. Um 1900 hatte das englische Bündnis unter den deutschen Staatsmännern warme Fürsprecher. Gesetzt den Fall, die englischen Anträge wären nicht abgelehnt worden, was wäre die Folge gewesen? Zweifellos hätten wir ein Bündnis auf dem Fuße völliger Gleichheit mit England niemals eingehen können. Wir wären bis zu einem gewissen Grade abhängig geworden. Fürst Bülow weist auf das warnende Beispiel Frankreichs hin, das sich jetzt als Kämpfer für England verbluten müsse. Aber das ist eine rhetorische Übertreibung. Verblutet hätten wir uns gewiß nicht, weil wir nicht geschlagen worden wären. Näher liegt der Hinweis auf Japan. Es hat mit England ein Bündnis geschlossen, in dem es abhängig wurde, und hat es heute nicht zu bereuen; zusehends nähert es sich seinen Zielen. Auch für uns hätte die abhängige Lage nicht ewig zu dauern brauchen; es kam nur darauf an, daß wir inzwischen unsern Nutzen dabei fanden. Wären wir, wie bei der damaligen Gesamtlage zu erwarten war, dadurch in Konflikt mit Rußland geraten, so hätte das Englands Interessen gedient. Aber mußte es darum den unseren notwendig schaden? Bei einem Kriege gegen Rußland, wenn England auf unserer Seite stand, wenn es vielleicht gar Frankreich im Schach hielt und zur Neutralität zwang, — aber auch ohne dies — wären wir trotz allem zu Anfang des

Digitized by Google

Jahrhunderts bald Sieger gewesen und hätten die Rechnung früherer Jahrhunderte begleichen, den Druck, den der östliche Nachbar auf unsere ungeschützten Grenzen übte, mindestens für ein Menschenalter beseitigen können. Es sind Anzeichen vorhanden, daß kein Geringerer als Fürst Bismarck zu Ende der achtziger Jahre zeitweilig an etwas Ähnliches gedacht und den Plan nur zurückgestellt hat, weil das formelle Bündnis mit England, das er wünschte, damals nicht zu haben war. Freilich war unser Verhältnis zu England inzwischen schon ein anderes geworden, der englische Geschäftsneid war erwacht und hatte den Schlachtruf Delenda Germania bereits erhoben. Es ist verständlich, daß man für unseren zunehmenden Welthandel nach wirksamem Flottenschutz verlangte, und der Flottenbau hätte zurücktreten müssen, wenn wir uns mit England gegen Rußland wandten. Aber — man muß, um hinter die Wahrheit zu kommen, an allem zweifeln — war es denn notwendig, war es auch nur erwünscht, daß unsere Entwicklung zur Welthandelsmacht so schnell vor sich ging? Hat sie mit ihrem märchenhaft raschen Zeitmaß nicht auch manche ernste Gefahren mit sich gebracht, vor deren schlimmsten Früchten uns vielleicht nur der Krieg bewahrt hat? Die Meinung ist doch nicht zu verachten, daß ein vorsichtigeres Tempo in der Entwicklung unserer Industrie dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit nur heilsam gewesen wäre, wenn wir gleichzeitig für unseren Überschuß an Menschen durch Gebietserweiterung im Osten nützliche Verwendung fanden. So, wie es kam, sind wir zu einer Politik genötigt gewesen, die im tiefsten Grunde etwas Unnatürliches hatte. Wir mußten unsere Industrie steigern, weil unser Gebiet für die wachsende Volkszahl zu eng wurde; wir konnten dabei nur auf auswärtige Märkte spekulieren, auf denen wir unfehlbar mit England in Feindschaft gerieten ..."

Was das Richtige war, wird der Ausgang des Krieges lehren. Erweisen wir uns England gegenüber überlegen oder auch nur unüberwindlich, dann konnten wir es auch auf den Waffengang mit ihm ankommen lassen und brauchten unseren Flottenbau nicht zurückzustellen. Dennoch muß unsere Politik auch unter dieser Voraussetzung als verfehlt erscheinen, wenn es uns nicht gelang, im Einvernehmen mit Rußland zu bleiben oder es doch wenigstens vom Abschwenken ins feindliche Lager abzuhalten. Aber auch Rußlands Annäherungsversuch wurde von uns zurückgewiesen, die vom Zaren Alexander III. beantragte Verlängerung des Rückversicherungsvertrages von der Berliner Regierung abgelehnt. Wie hätte es da wohl anders kommen können, als es gekommen ist?

Wir wollten eben mit allen gut Freund sein und haben uns deshalb alle zu Feinden gemacht. Dafür beschenkten wir die ganze Welt verschwenderisch mit schönen Worten, mit Freundschaftsbeteuerungen, die nicht oder mit heuchlerischem Grinsen, aber auch mit unmißverständlichem Knurren erwidert wurden; mit Friedensversicherungen, an die niemand glaubte, die, je öfter sie wiederholt wurden, nur um so lebhafteres Mißtrauen erweckten. Machen wir nun wenigstens jetzt mit der Politik der Worte endlich Schluß und halten wir uns, nüchtern und schonungslos, an die gegebenen Wirklichkeiten, um die wir nun einmal doch nicht herumkönnen.

Worte können gut sein zur rechten Zeit und wenn sie — gut sind. Heute

Digitized by Google

können sie uns nichts mehr nützen. Heute stehen wir im offenen Entscheidungskampfe, im Kampfe um Sein oder Nichtsein mit einer feindlichen Welt, deren Kopf England ist. England! Was das nicht nur an eigener Macht, vielmehr noch an Suggestion heißen will, das ist in seinem ganzen Ernste in Deutschland noch lange nicht begriffen worden, sonst würden nicht an immer neuen Massengräbern die „Verständigungs"fahnen immer von neuem aufgepflanzt und darüber Zeit und Wille unwiderbringlich abgenützt werden. „England", sagt Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politik", „hat noch alle seine Kriege, einmal im Kampfe, mit rücksichtsloser Aufwendung aller Mittel geführt. Die englische Politik war immer geleitet von dem, was Gambetta die souveraineté du but (die Souveränität des Endziels) genannt hat. England ist nur mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Zielbewußtsein beizukommen. Wie der Charakter der Engländer nun einmal ist, und nachdem wir zum erstenmal im Laufe der Weltgeschichte mit England in Krieg geraten sind, hängt unsere Zukunft davon ab, daß wir unter gleich rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel den Sieg erringen und freie Bahn gewinnen ... Wie in dieser Beziehung das große Ringen ausgeht, wird entscheidend sein für das Gesamtergebnis und die Gesamtbeurteilung des ganzen Krieges."

Machen wir uns auch keine Illusionen über eine etwa eingetretene Ermüdung oder Zermürbung Englands durch äußere oder innere Schwierigkeiten. Ein so guter Kenner englischer Verhältnisse, wie Karl Peters, der heute noch persönliche Beziehungen zu einwandfreien und zuverlässigen Deutschen aus London unterhält, bezeugt, daß man dort auch heute noch ähnlich lebe, wie im Frieden. Die Ernährung sei reichlich und gut, die Preise seien gewiß gegen die Friedenszeit gestiegen, aber nicht wesentlich. Sogar die deutschen Zivilgefangenen würden neuerdings besser verpflegt (freilich erst nachdem unsere Regierung sich endlich entschlossen hat, energische Vergeltungsmaßregeln anzuordnen!). Man beginne zwar jetzt auch in England zum Lebensmittelkartensystem überzugehen, aber nicht aus der Not des Augenblicks heraus, sondern in Fürsorge für die kommenden Jahre.

„England ist demnach zu einem langen Kriege entschlossen und hat den ethischen Sinn unseres Friedensangebots vollkommen mißverstanden. Die Furcht vor den Zeppelinen ist geschwunden, seit die Abwehrmaßnahmen so gut wirken. Offenbar hat man unserseits aus unzeitiger Schonung den richtigen Augenblick verpaßt. Der Engländer fürchtet einzig und allein den rücksichtslosen U-Boot-Krieg, scheint aber nicht zu glauben, daß Deutschland sich hierzu entschließen wird. Jedenfalls empfindet der einzelne Engländer jedes versenkte Handelsschiff von einiger Größe als Stich ins Herz. Er ist sich eben darüber klar, daß die beste Lebensmittelvorsorge nichts helfen kann, wenn die englische Handelsflotte zerstört und damit auch die Munitionszufuhr unterbunden wird. Der heutige Munitionsverbrauch gestattet keine endlose Vorsorge, und die Vernichtung der Handelsflotte würde England seiner wichtigsten Erwerbsquelle für die Zukunft berauben. Das sind die beiden Stellen, an denen England für die Kriegführung und die Zeit nach dem Kriege sterblich ist."

Digitized by Google

Für Peters unterliegt es auch keinem Zweifel, daß die Engländer durch falsche Veröffentlichungen und zugeschnittene Parlamentsreden auf unser Denken verwirrend einwirken wollen: „Man weiß in England ganz genau, daß es hier einflußreiche Kreise gibt, die ihr Heil darin sehen, England nicht zu sehr zu reizen, was doch bei verschärftem U-Boot-Krieg angesichts einer Lebensmittelknappheit in England der Fall wäre. Man will damit den Deutschen vortäuschen, ihre bisherige Unterseemethode sei schon wirksam genug.

Zurzeit hat England freien Seeverkehr nach Amerika und seinen Kolonien und unterhält noch ziemlich regelmäßigen Verkehr in der Nordsee. Ich hoffe und bin überzeugt, daß die verantwortlichen Persönlichkeiten bei uns ihre Entscheidungen solchen Tatsachen und nicht falschen Vorstellungen entsprechend treffen werden. Dies allein wird eine siegreiche Beendigung des Krieges ermöglichen."

Das sind die Wirklichkeiten — daneben halte man die bei uns geschwungenen Worte! — Es ist ja über die Maßen schaurig, es hätte anders kommen können, und wenn es schon zum Kriege kam, dann hätte selbst dieser Krieg schon längst beendet sein können. Aber was nützt das Gestöhne? Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.



Winterabend · Von Richard O. Koppin

Schneeluft hängt in allen Gassen,
Bleiche Dämmerfinger fassen
Nach den flackernden Laternen,
Die schon müde ihre blassen
Strahlen senden in die Fernen.

Dichter an den Kirchturm rücken
Stadttor schon und Bächelbrücken
Und die trauten Giebeldächer,
Draus mit weichen Kerzenblicken
Grüßen rings die Schlafgemächer.

Und am Markt der alte Bronnen,
Schneeverhängt und still versonnen
Träumt von lichten Frühlingszeiten,
Wie er dann durch Blütenwonnen
Plätschernd würde talwärts gleiten.



Digitized by Google

Mark Aurel

Von Hans von Kahlenberg

„... Im Schützengraben an der Somme hat ihn eine schwere Granate verschüttet; da das Trommelfeuer anhielt, konnte von ihm nichts geborgen werden. Es wurde nichts mehr gefunden. Wir wissen nicht, wo unser lieber, guter Junge ruht. Er war Ehrgefühl vom Scheitel bis zur Sohle und rein wie ein Kind; ein Kind und ein Mann. Wir hoffen, daß Gott ihn vor den Feinden begraben hat, und daß er sich nicht lange hat quälen brauchen."

Heute, am 14. November, schrieb's sein Vater; seine Mutter, sie schreibt noch nicht. Seine Mutter! — — Siegfried, ihr neunzehnjähriger Einziger! Ja, Siegfried! Frieden sollte er ersiegen — — er ersiegte ihn für sich. Er hat nun Frieden. Ich suche — suche den Kranz aus Blumen, die nicht mehr blühen, um ihn auf seinen Sarg, der nicht aufgebaut steht, zu legen. — — Eine Geschichte fällt mir ein. Nur eine Schuljungengeschichte! Eine Anekdote. Eine Kinderei.

Seine Mutter hatte sie mir einstmals erzählt. Wie Frauen einander erzählen, die bloß Freundinnen, weder Nebenbuhlerinnen, noch nahe Verwandte sind. Es gibt unter solchen glücklichen Umständen Freundschaften zwischen Frauen, und was sie einander mitteilen, wird selten weitergegeben, wird noch seltener aufgeschrieben. Männer begreifen vielleicht den Sinn oder das Einschneidende solcher Kleinigkeiten gar nicht. Es sind schwebende, ungeformte, zittrige und verdämmernde Dinge, nie bis zum Umriß oder zur rohen Farbe vorgedrungen. Vielleicht hängt das Schicksal, die seelische Wandlung einer Frau von solchen heimlichen, flüchtigen Dingen ab? Wer weiß es? Wer möchte da bestimmen oder zugreifen?

Meine Freundin hatte dies einzige Kind, einen Knaben nur, —— und sie war eine stolze, überglückliche Mutter gewesen. Zu ausschließend, zu leidenschaftlich Mutter? — Eine Schuld oder ein Ungenügen ist da schwer festzustellen. Es gibt so viele glückliche Ehen, wo das Glück der beiden im Dritten, ein Drittes oder Viertes zu besitzen, liegt. Und die Eltern merken und wissen das gar nicht. Am Ende sind es die rechten Ehen. So allmählich ist das gekommen, ist ganz von selbst so geworden. Möchtet ihr zu sagen wagen: Euer Glück ist Lüge oder Selbstbetrug?

Nur ihr kleines Kind gehört in heutiger Zeit noch der Mutter, und der Tag des Schuleintritts bedeutet einen bitteren Trennungstag, das Auseinanderschneiden, ja, ein Sterben! Die Märchen- und Nestlingswelt versinkt, wo die Körperwärme und Nähe noch das Geborene an das Mütterliche drückte. Der Werdeprozeß, der vor der Geburt in ihrem Fleische vor sich ging, vollzieht sich für die Mutter noch einmal, seliger, geheimnisvoller, unendlich vielfältiger und reizvoller in der Abgabe an die Kindesseele. Aber die Schule ist das Außenleben, ist die harte Notwendigkeit, — die Welt. Eine andere Herrin, eine andere Lehrerin und Formende, auf ihre Art. Jener ersten Art entgegen? Oft — sehr oft. Die Mutter empfindet sie als Feindin. Sie hat Furcht, — sie ist auch eifersüchtig.

Digitized by Google

Siegfried war nun ein Schuljunge, und seine Mutter, noch nicht dreißigjährig, blieb allein im Hause zurück. Den Vater hielt sein weitverzweigtes Geschäft — auch eine Außenwelt wieder! Aber diese war ihr nie Sehnsuchtsland oder Nebenbuhlerin gewesen. Sie fürchtete sie ein wenig und verachtete sie, als sehr verwöhnte und geschonte Frau der Oberschicht, die auf Terrassen schreitet und in Türmen wohnt, ohne sich um den Unterbau, die Kellerung zu bekümmern. Aus solchem ästhetischen Mißbehagen, einer gewissen selbstsüchtigen Ausschließlichkeit erwuchs ihr vielleicht die Gefahr.

Gefahr für junge, schöne, unbeschäftigte Frauen ist immer im Verzug. Die Schule hatte ihr ihr Kind genommen, ihr Mann gehörte seinem Geschäft; so wanderte ihr müßiger Intellekt, Fähigkeiten der Hingabe und Abgabe lagen unausgenützt. In solchem psychologischen Moment, wenn es überhaupt aufzunehmen und mitzunehmen sich lohnt, stellt in allen Ehen mit mathematischer Sicherheit der Dritte sich ein.

Dieser ist nicht so durchaus beschäftigt oder abgelenkt wie der Ehemann, seine Umstände gestatten ihm einige glückliche Muße, oder er ist Künstler, — dann verbietet ihm seine Berufung von selbst jede beschmutzende und erniedrigende Lohnarbeit. Natürlich ist Lohnarbeit schmutzig und niedrig, — unterschiede er sich sonst durch Eleganz und durch höhere geistige Interessen von dem Geldmenschen, dem Philister, dem Rivalen? Auch ist er frei, gesetzlich noch nicht gebunden, er sucht; nach mancherlei angedeuteten oder sehr ausführlich mitgeteilten Enttäuschungen hofft er noch. Er — er hat zu geben, ungehobene Schätze, grenzenlose Möglichkeiten, — Glück! Etwas anderes als den eingehegten Weideplatzfrieden der normalen Wald- und Wiesenehe!

Kinder, zumal Schuljungen, übersieht der Hausfreund, er empfindet sie als Störung. Ein Schuljunge ist nicht rührend und poetisch wie ein Raffaelengel, er hat ungeschickt schlenkernde Glieder, zu große Ohren und zieht den Atem durch die Nase. Außerdem kaut er seine Nägel und wittert überall Eßbares.

Unser Dritter in der Regel rechnet mit solcher Gegnerschaft kaum. Auf die Gewohnheiten des Ehemannes stellt er sich rasch ein; diese Einstellung gehört sogar in seine erfolgreiche Taktik. In diesem Falle schmeichelte sich Lancelot oder Tristan — irgendein Vorname genügt! —, ein besonders kluger Taktiker zu sein; auch den mildernden Umstand eines wirklichen Gefühls, der sozusagen ehrlichen Absicht, wollen wir ihm gern zubilligen.

Sie und er, Ginevra und Lancelot, lasen zusammen; man liest immer viel in diesem ersten Stadium. Sie schrieb ihm oft; auch schreibend verknüpfen sich Fäden, und ein Wort, so oder so gestellt, kann verheißen oder versagen.

Seine Saat sei gut aufgegangen, meinte Tristan. Oder die Festung wäre bereits sturmreif? Er wagte einige Deutlichkeiten.

Der Sturm hat nichts Erschreckendes für eine freie, stolze Seele; das wußte er. Noch war diese Seele frei, der Frauenstolz ungebrochen.

Sie kämpfte in ihrer Art und fand das Ringen mit den Widerständen im eignen Innern nicht ohne Reiz. Sie fühlte sich Schwingen wachsen, der Ausblick vor ihr schien freier, der Ertrag jeden Alltags reicher geworden zu sein.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, ob das bewegtere Erleben sich ihrem Äußeren aufprägte, — vielleicht war ihre Stimmung ungleicher? Sie brachte lange Stunden am Schreibtisch zu, mit „seinen" Briefen, — vor den ihren, — schreibend oder wartend.

Worauf wartete sie? Niemals hat ihr Mann etwas von dieser Seitenwandrung geahnt. Damals nicht und nicht in der Folge. Mit einer gewissen Genugtuung durfte sie sich sagen, daß er „nichts" merkte. Nichts. Wollte diese Genugtuung bereits in Geringschätzung umschlagen?

Der Schuljunge ging in seine Schule, er holte seine Buttersemmeln pünktlich und stürmte bald wieder fort, — mit den anderen Jungen, — zum Turnen oder zum Baden. Bloß ein Schuljunge! Im allerundankbarsten Flegelalter.

„ — Und denke dir," erzählte seine Mutter — als sie es erzählte, noch die strahlende, jugendlichste aller Mütter eines großen Jungen — „er hatte doch alles gesehen, er paßte auf! Ja, er wachte! Er, Siegfried!

„In meinem Toilettezimmer hatte ich mir einen Schreibtisch aus meinen Mädchenjahren aufstellen lassen, meinen Geheimschreibtisch, der ‚seine' Briefe enthielt, wo ich immer schrieb.

„Vielleicht hatte ich geweint, — ich weiß es nicht. Es war eine unruhige, bedrückende Zeit — Hochsommerschwüle draußen, kurz vor den Ferien. In Siegfrieds Ferien sollten wir nach der Schweiz gehen, — ‚wir' wurden dadurch vielleicht getrennt. Vielleicht — —

„Sein Vater würde nicht die Zeit haben, die Seinen zu begleiten, er ließ uns, das Pärchen, Mutter und Sohn, oft allein reisen; damals dankte ich es ihm kaum, heute sehe ich eine große Zartheit, sehe viel starkes, tapferes Verzichten.

„Aber damals! — — Allein war ich, enttäuscht, leer, ein wenig bitter. Und es gab ein Leben, außerhalb dessen ich stand, — noch stand. Es gab Reichtum, Fülle, gegenseitiges Nehmen und Geben — — du verstehst mich?

„Die Läden waren geschlossen, mich beleidigte jedes allzu helle Licht, ich roch so den Duft ‚seiner' Maiglöckchen stärker. Jeden Tag, auch im Hochsommer noch, schickte er mir Maiglöckchen.

„Plötzlich war da jemand im Zimmer, in meinem besonderen, heimlichen Gemach. Es war Siegfried, — sie hatten hitzefreien Nachmittag und ich glaubte, daß er ihn mit seinen Gefährten am Wannsee verbrachte.

„‚Wo kommst du her, Junge? Was willst du?'

„Er war glühend errötet. Seine Hand hielt ein Buch in blauem Pappband. Ein schmales Büchlein.

„‚Ich dachte, du schliefest. Und ich wollte —'

„Alles nahm er ein, sage ich dir! Den Schreibtisch, meinen Mädchenschreibtisch mit dem angefangenen Brief, den Maiglöckchenduft, meine Tränen — —

„Er streckte sein Buch vor: ‚Doktor Brunner hat gesagt, dies wäre das Beste. Wenn einer Kummer hat oder schwankend ist. Es macht stark. Man kann dann alles ertragen — die Feinde — das Unglück —'

„‚Und du glaubst, daß ich Feinde, Unglück habe?'

„‚Doktor Brunner sagt: Es ist sehr gut. Napoleon führte es immer mit sich. Und Friedrich der Große.'

Digitized by Google

„Seine Verlegenheit war jetzt peinvoll. Er suchte auf der Erde, mit rasch schlagenden Wimpern, — schurrte. Ich glaube, er hätte losgeweint.

„‚Friedel!‘

„‚Meine — meine Mutti!‘

„Warum sagte er ‚meine‘? Mit dem Fürwort? Wir hielten uns. Er schluchzte trocken, seine Arme krampften, klammerten sich. Ich küßte sein Gesicht, das von meinen Tränen naß war.

„‚Was ist denn das für ein wunderschönes Buch, das du mir heimlich schenken wolltest, Friedel?‘

„‚Mark Aurels Selbstbetrachtungen. Er war doch ein so sehr guter Kaiser! Und Doktor Brunner sagt, jeder Vater soll es seinem Sohn mitgeben.‘

„‚Und jeder Sohn seiner schwachen, weinerlichen Mutti?‘

„Wieder überlohte ihn die Scham. Aber er wußte ja jetzt, wo er sie verstecken konnte. ‚Es ist wirklich fein, Mutti! Riesig anständig und spartanisch! Doktor Brunner sagt, wir Preußen sind auch halbe Spartaner. Hör nur dies:

Seine Mutter hatte ein schmales blaues Bändchen aufgenommen.

„Beobachte den Umlauf der Gestirne, als teiltest du denselben mit ihnen, und bedenke beständig die wechselnden Übergänge der Grundstoffe ineinander. Denn solche Vorstellungen reinigen dich vom Schmutz des Erdenlebens.

„Lebe in der Gesellschaft der Götter! Der aber lebt in der Götter Gesellschaft, wer ihnen stets eine Seele zeigt, die mit dem ihr beschiedenen Lose zufrieden ist und alles das tut, was der Genius will, den Zeus als einen Sprößling seines eignen Wesens ihm zum Führer und Beherrscher beigegeben hat. Dies ist aber eines jeden Verstand und Vernunft.

„Mit brennenden Backen und glühenden Augen las er. Und du hättest ihn sehen sollen! Feierlich wie ein junger Priester und doch so ahnungslos, — kindhaft, — bubentäppisch!“

Seine schöne Mutter lachte, aber es stand Silber hinter dem frohen Gold ihrer Augen: „So sauber! Blitzblank! Cherubsauber!“

„Dies ist die Geschichte, wie der alte Römer einen modernsten Ästheten und Umwerter aller Werte totschlug und ein einfältiger Schulknabe eine erwachsene, sehr belesene Frau überzeugte.

„Begreifst du nun, daß er bei mir seinen Ehrenplatz behält, der trockne, grämliche Tugendprofessor aus dem Jahre 120? ‚Siegfried Reimar. 1907. Für Mutti!‘

„‚Für Mutti!‘ steht da.

— — So schickten wir sie hinaus! So sind sie gewesen! Alle! Alle! O nein, die sterben nicht, auch wenn sie verschüttet im Schützengraben an der Somme liegen und keine Spur von ihnen übrigbleibt! Die verteidigen auch nicht bloß oder halten durch. Solche siegen.

Ja, Mutter, arme, todwunde, vereinsamte Mutter, — sie siegen!



Digitized by Google

Einsame Nacht · Von Ernst Martin Ziegler, z. Zt. im Felde

Nacht ist's!
Nun rauschen lauter die Wasser der Berge,
Und in den Lüften klagt's
Wie Stimmen abgeschiedener Geister.
Goldenes Licht tropft von den Sternen
Auf meinen Scheitel herab. —
Doch nicht wie sonst atmet geruhig die Nacht,
Will die heilige Stille ihrem Schoße erblühn.
Die Peitschenschläge der Schüsse
Zerreißen die Lüfte
Und werfen die Fetzen von Berg zu Berg.
Von fernher donnert schweres Geschütz,
Daß dumpf die Erde erdröhnt ...

Nacht ist's!
In lauen Wellen will es mein Herz überströmen,
Besänftigend jeden Schmerz. —
Doch nicht wie sonst weckt es holdes Getön,
Das in süßen Klängen
Durch die Seele mir zieht.
Zu groß ist der Jammer, den ich gesehen;
Zu rot das Blut,
Das den Boden tränkt,
Den mein Fuß schaudernd betritt ...

Nacht ist's!
Kommst du nun, ewige Nacht,
Mich heimzuführen in dein stilles Reich? —
Oder kehrt noch einmal das Leben zurück?
Das süße Leben im rosigen Licht,
Wo in Liebesarmen ich ruhte
— Auf weichem Pfühl —
Und gute Geister mich selig umschwebten? —
Ich weiß es nicht! —
Doch eines weiß ich: ich bin bereit! — —
Unter Not und Qualen
Löst' ich mein Herz von der blühenden Welt;
Und alles, was meinem Leben
Schimmer und Wert verlieh,
Verdämmert in blauer Ferne,
Unerreichbar — unerreichbar —
Und stille wird es in mir ....
Arm, wie ich kam aus deinem Schoß,
Schmerzgeweiht und entsühnt,
Steh' ich nun wieder an deiner Pforte. — —
Kommst du — nahst du — urewige Nacht? — —



Digitized by Google

Die Freiheit der Meere

Von Oberlandesgerichtsrat Dr. Nöldeke

Wie wenig befriedigend der augenblickliche Zustand der Unfreiheit der Meere für alle seefahrenden Länder ist, haben diese während des gegenwärtigen Krieges in steigendem Maße zur Genüge erfahren. Deshalb hat die in Deutschland schon gleich beim Beginn des Krieges als eines der Ziele dieses Krieges hingestellte Erlangung der Freiheit der Meere auch in den am Seeverkehr beteiligten neutralen Ländern lebhaften Widerhall gefunden. Freilich dürfen wir nicht verkennen, daß diese Sympathie bisher im wesentlichen nur einen rein platonischen Charakter besessen hat. Trotz des großen Interesses, das diese Frage für wichtige Existenzbedingungen auch der neutralen Völker hat, ist uns im Kampfe gegen die Vergewaltigung der Meere durch unsere Gegner von den Neutralen eine irgendwie in Betracht kommende Unterstützung nicht zuteil geworden. Von dem Geiste, der gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zur Bildung der beiden Bündnisse der „bewaffneten Neutralitäten" führte, haben wir bisher noch nichts verspürt. Der Druck der britischen Seemacht ist ein so starker, daß jeder Widerspruch gegen die britische Seewillkür sich nur in lauer Form bewegt, jedenfalls vor einer positiven Tat völlig zurückscheut.

Unter der Freiheit der Meere verstehen wir die Freiheit des privaten Seeverkehrs auch im Kriege. Während des Friedens ist diese Freiheit des Verkehrs schon seit alten Zeiten anerkannt. Aber im Kriege wird die Freiheit der Meere durch das Seebeuterecht beschränkt, das auch nach der formellen Anerkennung der Unverletzlichkeit des Privateigentums im Landkriege für den Seekrieg aufrechterhalten worden ist. Allerdings darf man den Begriff der Freiheit der Meere nicht so weit spannen, daß danach im Kriege der private Schiffsverkehr auch zwischen Häfen der kriegführenden Länder gestattet sein soll. Hiervon kann natürlich ebensowenig die Rede sein, wie von einem Handel zu Lande zwischen im Kriege befindlichen Völkern. Auch wenn man nicht so weit geht wie England, das jeden Handel mit dem Feinde auf das strengste untersagt und mit Strafe bedroht, wird man doch einen unmittelbaren Verkehr zwischen im Kriege befindlichen Ländern nach Lage der Sache für ausgeschlossen ansehen müssen. Aber für den Verkehr zwischen den Häfen der Kriegführenden und der neutralen Länder ist die Freiheit der Meere von der allergrößten Bedeutung.

Wenn wir heute feststellen müssen, daß die neutralen Völker nur recht lau für die Freiheit der Meere eintreten, so richtet sich das in erster Linie gegen die Vereinigten Staaten, die früher mit aller Entschiedenheit den Standpunkt der Beseitigung des Seebeuterechts verfochten haben. Es ist bekannt, daß schon im Jahre 1785 Friedrich der Große und Franklin einen Vertrag abgeschlossen haben, der die Unverletzlichkeit des Privateigentums auch im Seekriege anerkennt. Während des ganzen 19. Jahrhunderts hat die amerikanische Regierung an der Verallgemeinerung dieses Gedankens gearbeitet und dabei gerade in Deutschland besondere Gegenliebe gefunden. Am 2. September 1859 faßte zu Bremen eine Versammlung notabler Reeder und Kaufherren die unter dem Namen „Bremer

Digitized by Google

Programm" berühmt gewordenen Resolutionen zugunsten der Freiheit des Privateigentums auf See in Kriegszeiten und begann eine Bewegung in großem Maßstab, um die gebildete Welt zu einer Anerkennung der gleichen Grundsätze zu veranlassen. Bezeichnend ist, daß, während Richard Cobden und andre hervorragende Engländer sich sehr sympathisch über diese Bewegung äußerten, die „Times" schon damals sich der Freiheit der Meere auf das schärfste widersetzte. Zu einem praktischen Ergebnisse führte diese Bewegung nicht. Immerhin wird die Tatsache, daß im Kriege von 1866 Preußen, Österreich und Italien öffentlich bekanntgaben, sie würden keine feindlichen Handelsschiffe wegnehmen, von dieser Bewegung mit herbeigeführt worden sein.

Zu eingehenden Verhandlungen kam es über diese Fragen auf den Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907. Wieder waren es die Vereinigten Staaten, die die Beseitigung des Seebeuterechts angeregt hatten. Da die Haltung Deutschlands gegenüber diesem amerikanischen Antrage in der uns feindlichen neutralen Presse neuerdings wieder sehr abfällig und ganz unrichtig behandelt worden ist, mag hier die Erklärung wiedergegeben werden, in der der deutsche Vertreter Frhr. von Marschall sich namens der ganzen deutschen Vertretung in der Sitzung der zweiten Haager Konferenz vom 5. Juli 1907 über diesen Antrag geäußert hat. Frhr. von Marschall erklärte, daß Deutschland sich jederzeit dem Gedanken der Abschaffung des Seebeuterechts sympathisch gegenübergestellt habe, was eine Reihe geschichtlicher Tatsachen beweise. Deshalb finde die Anregung der Vereinigten Staaten in Deutschland einen lebhaften Widerhall. Wenn man aber wirklich dem Privateigentum zur See einen weiteren wirksamen Schutz durch Beseitigung des Seebeuterechts gewähren wolle, so müsse man sich zuvor über einige andere Fragen, namentlich diejenigen der Bannware und der Blockade, verständigen. Bei der Abstimmung trat die deutsche Vertretung grundsätzlich dem amerikanischen Vorschlage bei.

Wie richtig die Erwägungen des Freiherrn von Marschall gewesen sind, hat der bisherige Verlauf des Krieges deutlich gezeigt. Der Vertreter des Deutschen Reiches meinte, daß die Abschaffung des Seebeuterechts sich als eine rein formelle Handlung erweisen werde, falls nicht vorher die Vorschriften über die Blockade und die Bannware eine ganz bestimmte Regelung erfahren hätten. Denn sonst könnte durch die Ausdehnung des Blockaderechts und des Begriffes der Bannware das Seebeuterecht in neuer Gestalt wiedererscheinen. Damals hielt man diese Befürchtungen für übertrieben, und auch in Deutschland ist dieser Standpunkt hier und da angegriffen worden. Man erachtete es eben für ausgeschlossen, daß eine Seemacht die Vorschriften über Blockade und Bannware schrankenlos erweitern könne. Nach dem jüngsten Vorgehen der Entente in diesem Punkte werden auch die größten Skeptiker schweigen müssen. Nachdem unsere Gegner schon gleich nach dem Beginn des Krieges den Begriff der bedingten Bannware stark erweitert haben, haben sie nicht nur den Begriff der fortgesetzten Reise für Blockade und Bannware wieder eingeführt, indem sie bestimmten, daß jede Ware und jedes Schiff zu beschlagnahmen sei, die in letzter Linie Deutschland erreichen könnten, sondern haben sie auch die ganze Londoner Deklaration von 1909 einfach über Bord geworfen. Es ist richtig, daß England diese Deklaration niemals

Digitized by Google

formell genehmigt hat, aber beim Beginn des Krieges hat es ausdrücklich erklärt, daß es die Vorschriften der Deklaration befolgen werde, da diese von seinen Bundesgenossen angenommen worden sei. Somit enthält seine jüngste Erklärung den Bruch eines Versprechens, der ebenso schwer wiegt, als wenn England schon vor dem Kriege die Deklaration genehmigt hätte.

Hiernach würde allerdings eine Vereinbarung über die Freiheit der Meere keine große praktische Bedeutung besitzen, solange eine große Seemacht in der Lage ist, die Vorschriften über Blockade und Bannware in einer ihr genehmen Weise beliebig zu ändern und zu verschärfen. Auf diese Weise kann nicht nur der feindliche, sondern vor allem auch der neutrale Seehandel Belästigungen unterworfen werden, die viel schlimmer sind als die unmittelbaren Folgen des Seebeuterechts. Deshalb besteht allerdings ein sehr enger Zusammenhang zwischen der Abschaffung des Seebeuterechts und der Regelung des Blockade- und Bannwarenrechts. Auch wer an sich ein Freund eines strengen Blockade- und Bannwarenrechts ist, wird nicht bestreiten können, daß durch ein solches der Nutzen der Beseitigung des Seebeuterechts leicht ganz beseitigt werden könnte.

Schon hieran ist zu erkennen, daß die Durchführung der „Freiheit der Meere“ keineswegs so einfach ist, wie man sich hier und da vorstellt. Es kommt aber weiter hinzu, daß ein „papierener“ Vertrag mit England über die Freiheit der Meere an sich sehr wenig praktischen Wert hat. Als bei der Beratung der Londoner Deklaration im britischen Oberhause dort das Wort fiel, diese Abmachung werde, auch wenn sie von England genehmigt werde, beim ersten Kanonenschuß in die See fliegen, da glaubte man vielfach Zweifel in die Ernstlichkeit dieser Auffassung setzen zu dürfen. Aber das konnte nur tun, wer die englische Geschichte nicht kennt und jenes so wahre Wort Lord Derbys aus dem Jahre 1857 nicht beachtet, wonach England auf dem Vollzuge des Völkerrechts bestehe, wenn es ihm nützlich sei, andernfalls sich unbekümmert um die Rechte anderer darüber hinwegsetze. Wie stark die Achtung Englands vor völkerrechtlichen Abmachungen ist, lehrt die Verhandlung des Oberhauses über die Pariser Deklaration von 1856 und die Londoner Deklaration von 1909, in bezug auf die ein Mitglied dieses Hauses von dem „Plunder der Deklarationen“ sprach. Und die Rücksichtslosigkeit, mit der unsere Gegner sich von der Londoner Deklaration, die sie mit Ausnahme Englands ausdrücklich genehmigt hatten, losgesagt haben, beweist vollends, daß eine einfache Abmachung die Freiheit der Meere durchaus nicht sicherstellen kann. In dieser Beziehung muß auf die Behandlung der Londoner Deklaration besonderes Gewicht gelegt werden, da gerade in dieser Vereinbarung vielfach ein bedeutsamer Fortschritt in der Modernisierung des Seekriegsrechts erblickt worden ist. Durch die Einschränkung des Blockade- und Bannwarenrechts, insbesondere durch Beseitigung des Begriffs der fortgesetzten Reise, glaubte man ein gut Stück dessen erreicht zu haben, was man in der Forderung der Freiheit der Meere zusammenzufassen pflegt. Würde die Londoner Deklaration ehrlich durchgeführt, so wie es von unserer Seite schon dadurch geschehen ist, daß ein großer Teil der Bestimmungen der Deklaration in die deutsche Prisenordnung aufgenommen wurde, so würde die Freiheit des Seehandels im Kriege gegenüber dem früheren Zustande erheblich erweitert. Das hat man auch in England er-

Digitized by Google

kannt und deshalb dort dieser Abmachung von vornherein tödliche Feindschaft angesagt.

Hieraus folgt aber wieder, daß ohne Beseitigung der britischen Seeherrschaft eine wahre Freiheit der Meere nicht zu erreichen ist. England hat sich von jeher auf das schärfste einer Änderung des bestehenden Zustandes widersetzt. Es hat das Gefühl, daß seine Existenz gefährdet wird, sobald ihm nicht die unbedingte Herrschaft auf dem Meere zusteht. Die Freiheit der Meere bildet nach der herrschenden Ansicht einen unvereinbaren Gegensatz zu den Lebensbedingungen des britischen Reiches. Ob diese Ansicht in der neuesten Zeit nicht erschüttert worden ist, ist allerdings fraglich. Unsere Unterseeboote führen auch unseren Gegnern die Schattenseiten des Seebeuterechts deutlich vor Augen, und die Erfindung des Handelstauchbootes, deren Tragweite heute noch kein Mensch absehen kann, ist vielleicht imstande, die Engländer zu lehren, daß an sich England auch ohne die unbedingte Seeherrschaft leben kann, da auch England mit der Zeit zu dem Bau solcher Tauchboote übergehen und sich auf diese Weise seine erforderlichen Zufuhren von Übersee sichern kann.

Aber das alles ist Zukunftsmusik, mit der wir heute nicht rechnen dürfen. Heute hören wir unaufhörlich aus dem Munde englischer Staatsmänner, mögen sie Asquith oder Grey oder Lloyd George heißen, daß für England die unbedingte Herrschaft zur See eine absolute Lebensbedingung ist. Unter diesen Umständen ist die Freiheit der Meere nur gesichert, wenn es gelingt, diese Herrschaft zu brechen und damit England die Möglichkeit zu nehmen, nicht nur das Seekriegsrecht, sondern auch die Rechte und Interessen der neutralen Staaten so zu vergewaltigen, wie es das stets getan hat, wenn es seinem Interesse entsprach. Ein spanisches Gibraltar, ein türkisches Ägypten, ein freies Indien und Kapland — das würden die besten Voraussetzungen für eine Freiheit der Meere sein. Bis dahin ist noch ein schwieriger Weg zurückzulegen. Hoffen wir, daß es uns gelingen wird, eine solche Freiheit der Meere zu erkämpfen. Der gesamte Weltverkehr würde Deutschland ewig dafür Dank schulden müssen.



Die Harfe · Von Peter Hamecher

Die Stunde atmet bang, so bang,
Die über unsern Häuptern steht,
Sie lauscht nach einem Harfenklang,
Der silbern von den Sternen weht.

Ein Friedenseiland fernher blaut,
Dahin ein Traum das Segel führt.
Wo ist die Harfe aufgebaut?
Der Engel wo, der leis sie rührt?



Digitized by Google

Durch Sturm und Schnee!
Von Richard Kramer

Schnee ... Schnee ... Ist das weite Land mit seinen Hügeln ein im hohen Wellengang erstarrtes Meer? Die vier Scheunen hier stehen wie auf einer Insel. Keine Insel der Seligen — ach nein! ... Die Sonne ist eine Lampe ... Lampenschein ringsherum auf schimmerndem Damast ... An den Scheunenwänden liegen und hocken die Kameraden im Schnee ... Denn weit hinter den Wellen sind Raubtieraugen ... gibt es geöffnete Eisenschlünde ... Wer weiß wo?

Das Herz ist müde geworden. Sie sind alle still. Denken sie an daheim? Der Hauptmann steht einsam. Er horcht in sich hinein. Ist der Mann kleiner geworden oder hat er sich so weit vornüber geneigt? ... Die Sonne lischt aus. Blauschwarze, schwere Wolken hängen am Himmel. Sie werden bald abreißen. An solchem Tage möchte man einkehren in ein stilles Haus ... in ein Haus, das die Strohmütze tief auf die Augen gezogen hat ... In Deutschland gibt es solche Häuser ... in Deutschland ... Und ein Feuer ist im Ofen ... ein großes Feuer. Seine Glut liegt auf dem Boden und leuchtet auf den Füßen ... nur auf den Füßen ... Zwei Hände liegen ineinander. Eine Hand ist warm, eine Hand ist kühl und schmal. Die Stunde fließt ... trägt alles ... Es ist wie seliges Schwimmen. Und die Münder sind Tore des Herzens ... wie die Ohren.

Alles rührt sich. Hat jemand kommandiert? Da ist keine Stimme, die einen Willen kündet. Und ist doch ein Wille. Wie die stumme Kraft eines gespannten Eisenbogens. Sie ordnen sich zu ihren Kompagnien, ihren Zügen und bleiben still ... Der Feldwebel zündet sich eine Pfeife an. Ohne sie ginge es nicht. .. Aber die Lunte zittert in seiner Hand ... Es ist heute das erstemal ... vielleicht das letzte ...

Ins Wellental schieben sich Kolonnen ... hintereinander ... nebeneinander. Kriechen die beiden Riesenschlangen? Oder wird die große Damastdecke langsam unter ihnen hergezogen?

Die Artillerie fährt auf. Es gehen Risse durch die Decke. Und Pferdehufe schlagen weißen Staub heraus ... Der Schnee schluckt Flüche ... Langsam schreiten wir vorwärts. Unter uns grunzt und murkst es ... Als ob hundert Pferde kauen ... Langsam ... vorwärts ... Plötzlich rollt über einen Wellenkamm ein schwarzes Knäuel. Ist es ein Spuk? ... Kosaken. Ein paarmal dumpfes Knacken ... wie hinter schwerem Vorhange. Ist es bei der Vorhut?

Bald werden die Schlangen in Glieder zerfallen. Jedes Glied ist eine junge Schlange. Viele sind nebeneinander ... schneller im Vorkriechen ... behender im Beißen. Nein ... es kommt kein Aufmarsch. Der Feind weicht, ehe man ihn gesehen. Die Artillerie protzt auf ... klirrt, ächzt, wankt heran ... Der Boden ist tückisch. Sie stockt. Peitschen ... bäumende Pferde ... und solche, die die Köpfe geneigt, vornüber in den Geschirren liegen ... und ... Peitschen. Wann wird die Artillerie vorne sein?

Digitized by Google

Warten ... warten ... warten ... Sie schlafen im Stehen ... Der Schnee ist tief ... der Schnee backt ... und die Stiefel stehen fest ...

Ein Ruck ... weiter vorwärts! ...

Zwischen zwei Wellen liegt ein Dorf. Eine Schlange kriecht hinein ... Der Himmel ist schwarz. Blauweißes Licht hängt an den Hängen ... Unten matte Lichter in den Augen der Häuser, die sich wieder mit Leben füllen ... Können sie alle hier rasten? ... Graue Schatten in den Stuben ... Gestampfe ... Jedes Haus ist ein Pferch —

An einer langen Zeile Gespanne vorüber. Feldküchen dampfen. Die Luft ist schwer und der Rauch ist zähe, der in der Kolonne liegt ... Auf bepackten Tornistern wird er mit fortgetragen ...

Wir rasten nicht ... Hinter uns versinkt das Dorf, wo sie mit heißen Leibern die Stuben wärmen ...

Es kommt ein Wald. Kein Baum rührt sich im Wintertraum ... Einer im Haufen erzählt ... Ängstigt ihn die Gewalt des großen Schweigens? ... Lauern sie irgendwo? ...

Es wird kälter. Der Abend sinkt ... wie in einem großen Theater das Licht langsam stirbt. Quadrillionen mal Quadrillionen Edelsteinchen haben am Tage Sonne getrunken ... jetzt strahlen sie aus. Eine dumpfe Helle ist im Land ... Es ist eine getünchte Kammer ... Große Flocken fallen ... fallen sinnend ... sind am Ende ihres Kreises ... oder wieder am Anfang. Alle Dinge kommen und gehen in Kreisen ... Wo schließt sich dein Ring? ... Im Wald? ... Im Sumpf? ... In der Ackerfurche? ... Zwischen Steinen? ... Auf der Landstraße? ... Wo? ... Wann schließt sich dein Ring? ... Heute? ... Morgen? ... Im Dunkel? ... Im Lichte der Sterne? .. Im Lichte der Sonne? ... Bist du ein Same, den der Wind weht? ... Hörst du die große Stille in dir ... hörst du sie? Ist das Gott? —

Siehst du durch ein Fenster? ... Aus einem Zimmer, das nur ... nur dir gehört? ...

Bleiche Flocken fallen. Unsichtbare Hände bauen weiße Helme ... pudern die Augenbrauen ... die Wimpern ... die Bärte ... decken die Glieder erstarrter Bäume, die wie zusammengeschossene Soldaten gegeneinander lehnen ...

Der Wald weicht ... die Hügel fliehen . Das Dunkel kommt wie ein ruhiger Strom, in dem du treibst. Der Wind geht quer vor dir her. Die Flocken reißen. Die Luft ist schraffiert. Spinnwebenfein raschelt es in den Bärten ...

Taumeln ... taumeln. Der Stabsarzt fällt und steht auf. Ist sein Rücken erstarrt? Der Hauptmann stürzt und steht wieder und taumelt ... Sind noch Herzen in der Nähe? ... Hirne? ... Da ist ein gefrorenes Wort ... irgendwo: „Ich — bin — halbtot.“ Wirklich ... man kann halbtot sein. Du lächelst mechanisch. Es ist ein Lächeln hinter deinem Gesicht ... Das Gesicht lacht nicht mehr ... Es ist gefroren ... An einer nahen Wand vor dir ist ein Blutfleck ... leuchtend wie im verdunkelten Feld eines Mikroskops ... Die Stadt??? ... Das Blut fließt, leckt ... wie aus offener Wunde.

Der Sturm bläst in den Fleck. Das ist doch ein Feuer!! Tausend Nadeln

Digitized by Google

stechen deine eine Seite. Etwas Schwarzes ... im grauen Tüll wachsend Gigantisches wischt den Fleck aus.

... Das ist doch ein Reiter! Der Kopf des Tieres hängt dicht über dem Schnee. Der Reiter ruckst immer nach vorn. Er dreht den Kopf ... Dort ... Stadt komm'n ... Russ'n ... ver ... wuuuiiiihhhffffffsss ... trei ... treib'n ...

Hat es der Reiter gesprochen? ... Wo ist er? ... Der Blutfleck ist rechts ... Der Blutfleck ist links ... Es schnaubt einer fortwährend ... Er schluchzt.

Taumeln ... taumeln! Wer bewegt deine Beine? Verflucht ... der Teufel schiebt Kulissen: der Blutfleck ist wieder genau vor dir ... Was ist das? ... Rechts und links an deinem Wege? ... Weiße Riesenkorallen ... regelmäßig hintereinander ... wie eine Straße ... eine Straße auf dem Meeresgrunde. Liegen dort Steinhaufen? ... Nein, tote Fische sind es nicht, nein ... Haie? ... nein ... Rutsche nicht aus! ... Wer schnallt dir da ein zweites Koppel um ... um die Brust?! ... Tote Pferde ... ja ... ganz mechanisch ... ja ... tote Pferde ... Steinhaufen ... Steinhaufen ... Ha! du besinnst dich ... Steine, die man zum Pflastern braucht ... hier? ... Deine linke Gesichtshälfte versucht wieder zu lachen. Du fühlst, daß es eine Fratze ist ... Zwei blauweiß leuchtende Stäbe stoßen durch einen Vorhang ins Schwarze ... da ... Riesenstäbe ... Wo sie aus dem Vorhang gekommen sind, werden sie auf und nieder, hin und her bewegt ... Will sie einer abbrechen ... Wo sie hin und her fahren, tanzen Gerippe ... vor einem Korallenwalde ... oder was es ist.

Prallen wir nun auf die Russen? Ach, daß sie endlich zu schießen anfingen! Zwei große Wände kommen ... eine rechts ... eine links ... Du siehst nicht hin, was es ist. Du bist umhüllt von geflocktem Tüll ... Der reißt nicht mehr dein Gesicht wie der feine vorhin. Er ist weich wie ein Schleier ... Streichen liebe, linde Hände süßer Frauen deine Wangen? O süßer Frauen liebe, linde Hände! Eine große Ruhe träumt in dir ... du hörst den stillen Traum ... Es ist wie eine Stube, worin eine Uhr auf leisen, silbernen Füßen geht ... Eine Kraft blüht in dir auf. Woher kommt sie nur? ... Du ... sollst! raunt es ... Du mußt! Es ist kein Bäumen in dir ... Du willst gern müssen ... Schreiten ... schreiten ... schreiten. Die Welt rollt und brennt und loht. Und der Blutfleck da vorn, der dich geäfft hat in deinem stummen Schrei, ist eine Nichtigkeit. Einmal erreichst du ihn doch und stehst vor ihm und wärmst an ihm deine Glieder ... Woher kommt nur deine Kraft?

Sieh, die Schlange sträubt ihre Schuppen, über die es wie Ölhauch geht. Das ist der Schein der Feldküchen. Du bist auch eine Schuppe am Schlangenleib, bist verwachsen mit ihr, sie trägt dich überall hin, wohin sie muß ... auch in die Stadt, die immer noch nicht kommt ... und doch einmal kommen muß ... Es ist eine liebe Schlange ... eine deutsche ... Sie beißt nur und schnellt auf, wenn sie nicht anders kann. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Führen Mauern um die Stadt? ...

Es sind die ersten Gehöfte ...

Da ist wieder der Reiter. Ja ... er sitzt jetzt grade ... kerzengrade ... der gute, stolze Reiter. Heil dir, Reiter! Du hörst ihn ganz deutlich: „Na, Kinder ...

Digitized by Google

wir woll'n sie ..." seine Stimme wächst ... „wir woll'n sie ... aus den warmen Betten jagen!"

Noch einmal bauscht sich der Tüll ... reißt es in deinem Gesicht ... stechen die tausend Nadeln ... schreit der Sturm alles nieder ... dann kommt die Stadt ...

Atmet sie schwach, wie die Städte tun, wenn sie schlafen? ... Nein, sie ist tot ...

Lautlos ... dicht an den Boden gepreßt ... kriecht eine weiße Schlange in die Stadt ... Sie legt den Kopf vor einem großen schwelenden Feuer nieder.



Der Sohn · Von Grete Massé

Um Mitternacht blieben die Uhren im Schlosse stehn,
Die Türen gingen auf, doch war nicht Sturm, noch Wehn.

Es kam ein Waffenklirren aus dem Ahnensaal,
Als zischte eine Klinge hervor zum letztenmal.

Aus bangen Träumen schrak die Mutter empor:
Traf nicht ein Klang, ein Flüstern ihr lauschend Ohr?

Und als sie um sich blickte, erblaßte ihr Gesicht —
Dort, auf dem Boden, saß ein Kind im Mondenlicht.

Das Himmelssilber strahlte auf Bübchens goldenes Haar.
Die großen Augen waren so sternenklar.

Ihm rollten von selbst aus den Truhen die verblichenen Bälle zu,
Aus den Schüben ein Mützchen, die kleinen Lederschuh.

Ein weißes Schaf aus Wolle zog auf Rädern heran,
Auf einem Beine hinkte ein Hampelmann.

Mit leichten Händchen spielte das Kind mit den Sachen all
Mit Hampelmann, Wollschaf und dem verblichenen Ball.

„Mein Kind!" „Mein Sohn!" „Mein Liebling!" schluchzte die Mutter laut.
Das Büblein aber hat nicht aufgeschaut.

Und als sie greifen wollte nach dem spielenden Kind,
War ihr's, sie griffe in Rauch, griffe in Wind.

Wo eben gespielt der Knabe, war nur ein Mondenstrahl —
Da zog die Mutter die Klingel und schritt zum Ahnensaal:

„Kommt alle zum Gebet!" rief sie. „Ihr Schläfer erwacht!
Es fiel mein Sohn in Flandern in dieser Nacht!" ...



Digitized by Google

Unser Unrecht an — Belgien

Bekanntlich hat der Reichskanzler verhängnisvollerweise trotz genauer Kenntnis neutralitätsbrecherischer Abmachungen und Umtriebe Belgiens aus unbekannt gebliebenen Gründen, die doch triftig sein müssen, seinerzeit amtlich erklärt, wir hätten die Neutralität Belgiens nicht beachtet und beachten können. Obschon „Not kennt kein Gebot" ein durchaus zulässiger Grundsatz gewesen wäre, ist die Notwehr nicht der Anlaß gewesen. Wir wußten militärisch, daß sich das englische Landungsheer von 165000 Mann von Zeebrügge mit den französischen Truppen in Belgien treffen werde. Das belgische Heer sollte bei Lüttich unseren dadurch erzwungenen Vorstoß abweisen, bis die drei Heeresteile an den Niederrhein vordringen würden. Das schreibt sogar für die Öffentlichkeit in Romanform der englische Generalstabsoberstleutnont Pollock in seinem Cockpit of Europe mit erfreulicher Deutlichkeit und Genugtuung. Da 1912 französische Generalstabsoffiziere in Uniform die Grenzen Belgiens dienstlich bereisten und Heeresverstärkungen und bessere Grenzbefestigung forderten, so daß selbst Belgier diese französische Einmischung zurückweisen zu müssen glaubten, so war die Heeresverdopplung durch den noch als Franzosen geborenen belgischen Ministerpräsidenten und Zivilkriegsminister de Brocqueville nur ein weiterer öffentlicher Beweis des Neutralitätsbruches. Aber die Reihe bezeichnender Vorfälle ist noch viel größer und genügen einige wohl als typisch. Sie sind selbstverständlich der Aufmerksamkeit des Auswärtigen Amtes nicht entgangen, obwohl unsere beiden Gesandten in Brüssel seit 1911, wo die Erledigung der Marokkokrisis in diplomatisch für uns ungünstiger Weise Belgien fest an die Westmächte schmiedete, leider nur allzu passiv waren. Die Unfähigkeit des späteren Botschafters v. Flotow hat den letzten Versuch des Fürsten Bülow, Italien zurückzuhalten, schließlich auch vereitelt.

Herr von Flotow war in Brüssel nicht tüchtiger, als in Rom. Ich traf ihn in den schlimmsten Tagen der Marokkokrisis nicht an seinem Amtssitz, er verweilte vielmehr mit seiner russischen Gattin in einem französischen Seebade. Während Frankreich Millionen mit Erfolg der allzuhäufig, aber auch aus Überzeugung bereitwilligen belgischen Presse zuwandte, kann ich bezeugen, daß wir nicht einen Pfennig geopfert haben, was wohl eine falsche Sparsamkeit war. Unsere Brüsseler Gesandtschaft hat anscheinend öfters eine solche klingende Bearbeitung der belgischen Presse verlangt. Unsere allzu friedliebende, also kriegsscheue Untätigkeit mußte sich rächen und zum Unrecht wider uns selbst und schließlich damit an Belgien werden. Die französische Oberschicht war niemals Belgien, das volklich ein niederdeutsches Gemeinwesen mit erst jüngst erfolgreich versuchtem französischen Anstrich ist. Unsere politische Schwäche gegenüber der Rachsucht Frankreichs und dessen Ländergier mußte Belgien logischerweise in unseres Erbfeindes Arme treiben. Die Angst anzustoßen und unsere übertriebene Friedensseligkeit konnten nur einen Krieg heraufbeschwören, dessen Aussichten immer ungünstiger für uns werden mußten. Wir sahen den größeren Teil von Europa sich um Frankreich

Digitized by Google

kristallisieren, um schließlich unter englischer Leitung einen neuen Raubkrieg wider uns zu beginnen. Unsere Feinde kannten nur zu gut die Aufrichtigkeit unserer Friedensliebe. Der kriegerische Kaiser Wilhelm war eine bewußte Verdrehung der Wirklichkeit, da unsere Gegner sicher waren, daß wir niemals, selbst aus Notwehr, den Krieg beginnen würden. Daß wir schließlich zwei formelle Kriegserklärungen erlassen mußten, ist kein Ruhmestitel unserer auswärtigen Staatskunst.

Sehr lehrreich ist eine Flugschrift von Eduard Blocher: „Neutralité Belge et Neutralité Suisse", der von durchaus unparteiischem, fast deutschfeindlichem Standpunkte aus nicht nur die grundlegende neueste Geschichtsforschung Belgiens, nämlich Maurits Jossons Werk „Frankrijk de eeuwenoude vijand van Vlaandern en Wallonie, Breda 1913", sondern auch sonstige französelnde Stimmen Belgiens mit erfreulicher Genauigkeit berücksichtigt. Zunächst protestiert dieser Deutsch-Schweizer, der sich keineswegs als Gemeindeutscher fühlt, gegen die ungeschichtliche Bezeichnung der Oberschwäbischen Schweiz für Helvetien. Er unterläßt es zartfühlend, den Namen „Belgien" zu brandmarken, denn Belgien ist dem längst verstorbenen Julius Cäsar entlehnt, bezüglich der Ausdrucksweise des alten Römerreiches, während die alten Belgen heute mutmaßlich an der Loire sitzen und leider reine Germanen nach Cäsars Urteil gewesen sind. Der wallonische Abgeordnete Destrée spricht es in seinem berühmten Briefe an den König von Belgien vom Jahre 1912 offen aus, daß es kein Belgien gibt, und daß das heutige Belgien nur ein politisches Gemeinwesen ist, künstlich zusammengesetzt ohne irgendein Volkstum. Sein Ursprung schreibe sich vom Jahre 1830 her, und es bestehe aus zwei Teilen. Der eine stamme vom alten deutschen Reich, der andere, was irrig ist, vom französischen Königtum. Es ist die längst widerlegte Legende, daß das niederdeutsche, reinvlamische Flandern französisches Lehen gewesen wäre. Tatsächlich sind die mächtigen Grafen von Flandern Reichsfürsten gewesen, die sich bei der Schwäche des alten deutschen Reiches zeitweise unabhängig gemacht haben. Spitzfindig erkannte der Graf von Flandern zu einem ideellen Drittel die Oberhoheit des Deutschen Reiches an, erklärte sich für das weitere Drittel unabhängig und suchte durch die angetragene Lehenshoheit für das letzte Drittel den französischen König im Notfalle wider die Reichsoberhoheit auszuspielen. Kaiser Maximilian I., wie auch schon sein burgundischer Vorgänger, haben niemals die französische Lehenshoheit anerkannt, vielmehr die Anerkennung ihrer völligen Unabhängigkeit von Frankreich durchgesetzt. Zuletzt hat noch Franz I. von Frankreich nicht nur seinen ewigen Verzicht auf Flandern, sondern auch auf die Freigrafschaft Hoch-Burgund aussprechen müssen. Bereits 1890 haben eine Anzahl belgischer und französischer Abgeordneter auf einer großen Pariser Versammlung Frankreich ihre Untertänigkeit und dem angeblichen Deutschen, dem internationalen Leopold II. von Sachsen-Koburg-Gotha, der damals König von Belgien war, ihre Verachtung erklärt. Sie waren dreist genug, im Kriegsfalle sich glücklich zu schätzen, für Frankreich ihr Blut zu vergießen. Im Jahre 1911 hat der Belgier Blois die weitere Harmlosigkeit gehabt, dem französischen General Langlois öffentlich zu schreiben, daß er ihn bäte, nicht von der Unabhängigkeit Belgiens zu sprechen, da die Wallonen Franzosen

Digitized by Google

seien und nur fremde Diplomaten eine Grenze zwischen dem belgischen und französischen Hennegau aufgerichtet hätten. Ich stelle ausdrücklich fest, daß der Hennegau uralter deutscher Reichs- und Volksboden diesseits und jenseits dieser Grenze ist. Der urfranzösische Anwalt Jenissen spricht offen von Frankreich als seinem wahren Vaterland, wie alle niederträchtigen Abtrünnlinge aus deutschem Blute. Die französelnde Genter Zeitschrift „Das freie Flandern" schreibt am 26. Juni 1912 besorgt, daß eine riesige Zahl von Wallonen vollkommen Frankreich gewonnen sind, also die Folge unserer diplomatischen Niederlage von 1911. Der berüchtigte Integer, der sich den wallonisierten Wallonen nennt und ein bekannter belgischer Politiker ist, beklagt es ängstlich, daß die französische Presse Belgiens immer die Partei Frankreichs nehmen werde, selbst wenn es das Lebensinteresse Belgiens verbietet. Der Bürgermeister von Gent erklärte harmlos 1913, obwohl sein Name nicht vlamisch, sondern hochdeutsch ist, als er den Gemeinderat von Paris empfing, Frankreich rüstet sich zur Eroberung Flanderns. „Die Einverleibung der vlämischen Herzen wird das Ergebnis sein, und alle unsere Wünsche gelten ihm." Der ebenso deutsche, wenn auch vlamische Abgeordnete Gielen wagte eine abfällige Bemerkung über das allgemeine Wahlrecht Frankreichs im gleichen Jahre. Der Vorsitzende der belgischen Kammer erklärte freilich Frankreich hierbei nicht beleidigt, bat die Kammer aber, „Es lebe Frankreich!" zu rufen, was einstimmig geschah. Der niederdeutsche Abgeordnete Gielen zog darauf ausdrücklich seine sachliche Kritik zurück. Ich erinnere daran, daß vom Jahre 1798 bis 1815 Belgien der Raub Frankreichs gewesen und in gleich schlimmer Weise wie unser Preußen ausgeraubt und geschändet worden ist. Mit Recht erklärt der Schweizer Blocher, daß Belgien weder ein vaterländisches Gefühl noch Bildung habe. Im Jahre 1905 mußten in der uralten Stadt Ypern die vlamischen Schüler in ihre Hefte schreiben: „Alles für Frankreich!", da vlamische Schulschwestern die Volksschulen leiteten. In Gent war und ist in den Volksschulen ein Lehrbuch verbreitet, worin man liest, daß die Vlamen germanischen Ursprungs sind, aber eine vom Deutschen abgeleitete Sprache reden. Für Flandern war jedoch Frankreich das Herz der Welt. In diesen immer gebilligten Schulbüchern wird offen von der Einverleibung Belgiens an Frankreich gesprochen. Es bildet sich darin sogar die Ausdrucksweise, daß Frankreich die gesetzliche Eigentümerin aller Länder, von den Pyrenäen, den Alpen, dem Rhein bis zum Weltenmeere sei, also die ganze Schweiz, linksrheinisches Deutschland, Luxemburg, Belgien und Holland sind französisch. Dies wird teilweise sogar den modernen Staatenkarten gegenüber harmlos erklärt. Während die belgische Regierung im Jahre 1890 die Feier der Schlacht von Jemmappes verbot, wo die Österreicher als Herren Belgiens von den Franzosen geschlagen wurden, wurde sie im Jahre 1911 gestattet und ein Denkmal unter allgemeiner französisch-belgischer Verbrüderung enthüllt zur Selbstentmannung Belgiens. Dagegen wurde die 600jährige Gedenkfeier der Goldenen-Sporen-Schlacht bei Kortrijk 1902 verboten, da sie die Besiegung des raubsüchtigen Frankreichs verherrlichen muß. Bereits 1880 sind riesige Summen als geheime Ausgaben in Belgien an den französischen Staatshaushalt eingestellt worden, wobei es damals zu einer peinlichen Enthüllung kam. Hierzu kommt noch

Digitized by Google

die Überschwemmung mit den verschiedenen französischen Ordensbändchen, die nichts kosteten. Man kann sich daher nicht wundern, daß 1905 der Bürgermeister von Brüssel mit dem urfranzösischen Namen Buls sich die Offenheit leistete, den Französlingen stolz zuzurufen: „Indem wir euch die Hand zur Angliederung der Geister reichen, bereiten wir die Einverleibung des Bodens unseres Vaterlandes an Frankreich vor.“ In anderen Ländern würde man dies Hochverrat nennen. Daher antwortete auch die nationalistische französische Presse in der Feststellung: „Unsere Nordgrenze ist heute noch ungänzlich.“ Der gedachte Integer nennt mit Recht die gehässige Deutschfeindlichkeit der belgischen Presse einen Irrtum, eine Ungerechtigkeit und eine Gefahr. Bismarck und dem Deutschen Reich dankt Belgien seinen Kongostaat, der sonst nie ins Leben getreten und schon längst eine französische oder englische Beute geworden wäre, wenn wir nicht Belgien und sein Kolonialreich geschützt hätten. Den Dank ernteten wir in handgreiflichster Weise seit unserer diplomatischen Marokkoniederlage. Hierzu kam noch die Ungeschicklichkeit, daß wir, statt auf der Erwerbung von West-Marokko zu bestehen, die uns ohne Krieg bei einiger Festigkeit sicher gewesen wäre, tatsächlich mit Frankreich über die Abtretung des Vorkaufsrechtes auf den Kongostaat feilschten. Der Berliner Botschafter Cambon beeilte sich natürlich, diese Verhandlungen, trotz gegenseitig zugestandener Geheimhaltung, möglichst zum Ruhme Frankreichs zu verbreiten, das uns in den Kongosumpf gelockt, aber sein Vorkaufsrecht nicht abgetreten hat. Frankreich bleibt „der ewige Feind Flanderns und der Wallonei“ und auf der Lauer, um sich im geeigneten Augenblicke der belgischen Kongokolonie zu bemächtigen.

Ich habe selbst die berüchtigte Versammlung der „Französischen Freundschaften“ in Bergen (Mons) während der für uns unglücklich verlaufenen Marokkoverhandlungen von 1911 erlebt. Dort erklärten Belgier und Franzosen dreist, es gäbe keine Grenze zwischen Frankreich und Belgien, und der gemeinsame Feind stände im Osten. Die Abteilung für die „französischen Ostmarken“, worunter man auch Luxemburg, Elsaß-Lothringen und schließlich sogar den deutschen Niederrhein begriff, forderte Gerechtigkeit für ihr Volkstum, indem man kurzerhand diese deutschen Landschaften zu französischen stempelte. Alles geschah unter dem Schutze der französischen und belgischen Regierung, bei Teilnahme der hervorragendsten französischen Staatsmänner. Die Belgier dieses Kongresses, darunter abtrünnige französelnde Vlamen, erhoben Einspruch gegen die Verdeutschung des Elsasses, das leider nie, selbst bis zum Jahre 1870, volklich französisch gewesen ist. Die heute nicht zu leugnende elsässische Französelei ist lediglich das Werk einer schwachen Reichsleitung und Landesverwaltung, dessen Schlußstein Zabern ein bedauerliches Andenken bildete. Man nahm offen Partei für Frankreich in der Marokkosache, obwohl Frankreich seit Jahrhunderten, zum Teil erfolgreiche, Versuche gemacht hatte, südniederländische, d. h. belgische Landesteile sich gewaltsam anzugliedern und neuerdings auch den Kongostaat zu verschlucken. Die Wallonen und die verfranzten vlamischen Führer verhehlten in keiner Weise den glühenden Wunsch ihrer innigen Verbindung mit Frankreich und sprachen auch offen aus, daß entsprechende Abmachungen bereits getroffen seien.

Digitized by Google

Ich habe damals diese Stimmungen nicht nur in der Wallonei und in Brüssel, sondern sogar in den vlamischen Gebietsteilen, besonders längs der französischen Grenze, gefunden. Überall wurde Frankreich gefeiert, und man schämte sich nicht, bewußt deutschfeindlich in Voraussicht eines unvermeidlichen Krieges zu sein. Schon im Jahre 1891 hatte die belgische Abteilung des „Französischen Bundes“ ausdrücklich als Grundsatz aufgestellt, den Gebrauch der französischen Sprache besonders im vlamischen Gebiete Belgiens zu fördern. Man kann nicht leugnen, daß Belgier und Franzosen in voller Offenheit, in beabsichtigter Herausforderung handelten. Der Eroberung Belgiens durch die französische Sprache sollte die politische Frankreichs folgen. Dies sprach amtlich der Bürgermeister von Gent mit dem hochdeutschen Namen „Braun“ am 15. Mai 1913 unzweideutig aus. Die Genter Ausstellung wurde in Paris amtlich als eine politische Werbung für Frankreich bezeichnet, und tatsächlich war die französische Abteilung das Glanzstück der ganzen Veranstaltung auf vlamischem Boden. Sie war auch gedacht als ein Gegenstück wider die vlamische Bewegung zur Gründung der Genter Hochschule. In allen amtlichen Ansprachen wurde offen von dem verbündeten Frankreich gesprochen.

Die Belgier suchten sogar Holland in das französische Netz zu ziehen. Unter dem Vorwand eines engeren, sozusagen Niederländischen Bündnisses wollten gerade die Wallonen ihre holländischen Stammesfeinde, die auch stets deutschfeindlich gewesen sind, offen zum Bündnis mit ihnen und dadurch mit Frankreich veranlassen. Die Vordringlichkeit der Wallonen bei dieser Bestrebung machte jedoch die Holländer schließlich kopfscheu. Es erregte keinerlei Anstoß im Jahre 1912, als für das französische Flugwesen in Belgien unter amtlicher Billigung mit großem Erfolge gesammelt wurde. Dies konnte doch nur für einen Verbündeten geschehen.

Angesichts dieser Tatsachen muß man sich zunächst fragen, wie deutscherseits der unerlaubten politischen französischen Anmaßung in Belgien und der bewußten neutralitätswidrigen Haltung Belgiens selbst diplomatisch entgegengetreten wurde. Die Antwort ist leider sehr leicht. Nichts ist deutscherseits geschehen. Wir haben alles schweigend geduldet und bewußt die Augen geschlossen. Die sonst unverständliche Erklärung des Reichskanzlers, daß wir notgedrungen die belgische Neutralität gebrochen hätten, ist nur dahin zu verstehen, daß wir amtlich niemals von diesen französischen, belgischen Umtrieben wider Deutschland Kenntnis genommen haben. Wie wir das französisch-russische Bündnis als Minderung der Reibungsflächen in der Weltpolitik begrüßt haben, so scheinen wir auch in der belgischen Frage absichtlich die deutschfeindliche Spitze amtlich unbeachtet gelassen zu haben, um freilich nur peinlichen Weiterungen aus dem Wege zu gehen. Wir hätten 1911 nicht nur die Marokkofrage aufrollen, sondern auch die belgische Neutralitätsfrage lösen können. Ein Ultimatum an Belgien war 1911 noch notwendiger, als an Frankreich. Vor Frankreich wichen wir zurück. Mit Recht wurde in Belgien dieser Rückzug auch als ihm gegenüber geschehen angenommen. Nunmehr entwickelte sich das Geheimbündnis schrankenlos, wie die Verdoppelung des Feldheeres in dem kriegscheuen Belgien bewies. Es ist nicht zu leugnen, daß wir in

Digitized by Google

dieser Beziehung wirklich ein Unrecht gegen Belgien, noch mehr aber gegen uns selbst und das ganze deutsche Volkstum begangen haben. Der Reichskanzler hat selbst als Kriegsziel die Sicherung des niederdeutschen Vlamentums hingestellt. Wir haben es seit 1870 rettungslos der Verwelschung anheimfallen lassen, statt die vlamische Mehrheit gegen die herrschsüchtige, landesverräterische wallonische Minderheit zu schützen. Dies ist unser schweres Unrecht, das der blutige Weltkrieg ausgleichen muß. Es ist daher müßig, zu untersuchen, ob wir nicht durch eine gleich scharfe Einmischungspolitik in Belgien zur Abwehr der französischen friedlich zum Ziele gelangt wären. Die Wiener Akte von 1815 gewährt Preußen-Deutschland ausdrücklich das Wegerecht durch Belgien, das Lord Salisbury 1887 ausdrücklich Bismarck gegenüber anerkannt hat. Es ist unerfindlich, wie die Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes diesen völkerrechtlichen Tatbestand dem Reichskanzler nicht unterbreiten konnte, da die behauptete Verletzung der Neutralität nach völkerrechtlichem Vertrage nicht vorlag. Hierzu kommt noch unser späteres Besatzungsrecht von Namen (Namur) und Hoei (Huy), das uns das neugegründete Belgien 1832 gewähren mußte. Das hieß Schutz gegen französische Überfälle.

v. S.



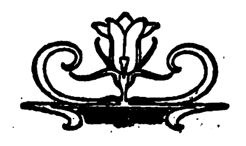
Die schlafende Stadt · Von Isa Madeleine Schulze

Heller Mondschein auf den Gassen
Lockt mich in die Nacht hinaus; —
Traumverloren, glückverlassen
Wandre ich von Haus zu Haus. —

Dunkle Fenster festlich blinken
In dem weißen Mondenlicht; —
Blasse, stille Hände winken,
Und ich seh' manch traut' Gesicht; —

Schauen lächelnd zu mir nieder,
Längst-Verlorne — traumgebannt
Sprech' ich alte Namen wieder,
Die ich Jahre nicht genannt. —

Und ein wundergläubig Lauschen
In mir harrt auf Gruß und Wort,
Doch des Nachtwinds wirres Rauschen
Trägt die Geisterklänge fort.





Fürst Bülow und unsere Auslandspolitik

Ueber das Buch des Fürsten Bülow „Deutsche Politik“ ist ja schon so viel geschrieben worden, daß es eigentlich übrig erscheinen könnte, heute noch in aller Gründlichkeit darauf zurückzukommen. Ja, ist es denn wirklich schon so sehr gründlich beurteilt worden, — so gründlich wie (im Januarheft der „Süddeutschen Monatshefte“) von dem Tübinger Hochschullehrer Dr. Johannes Haller? Was diese Arbeit vor anderen auszeichnet, das ist eine Kritik, die, Werte scheidend und auflösend, die Erzadern anderer Werte aufleuchten läßt, — positive Kritik.

Nachdem der Verfasser sich mit dem auseinandergesetzt hat, was der frühere Reichskanzler in seinem Buche über die Vergangenheit bietet, fragt er nach dem, was er uns für Gegenwart und Zukunft zu sagen hat: „Wir finden am Schlusse des Bandes eine allgemeine Belehrung darüber, wie man auswärtige Politik machen müsse, was insbesondere das deutsche Volk zu lernen und was es sich abzugewöhnen habe, wenn es auf diesem Felde Lorbeeren ernten wolle. ‚Die lässige Gleichgültigkeit gegenüber dem politischen Leben, die vorzeiten einmal unschädlich war, ist heut nicht mehr am Platz. Sie hat bewirkt, daß unter anderem die auswärtige Politik den meisten ein völlig unbekanntes Gebiet ist, auf dem sie nach Anschauungen der Parteipolitik, nach abstrakten Lehrmeinungen und moralischen Empfindungen urteilen. ‚Wir laufen immer wieder Gefahr, auswärtige Vorgänge mit dem Herzen statt mit dem Kopf zu nehmen. Damit hängt auch unser Mangel an Psychologie zusammen. Wer alles vom Standpunkt des eigenen Gefühls beurteilt, vermag sich schwer in die Mentalität anderer hineinzudenken.‘ Wer würde das nicht unterschreiben? Aber es gilt doch durchaus nicht nur von denen, die sich aus Gewohnheit oder Geschmack zu wenig mit Politik befassen. Gerade unsern beamteten Politikern wären vor allen Dingen mehr Kenntnisse zu wünschen, Kenntnisse von Menschen und Dingen. Das ist ja während des Krieges in überraschender Weise zutage getreten. Wir haben die Beobachtung machen können, daß es im deutschen Volke keineswegs an Kennern des Auslands fehlt, ja vielleicht ist gründliche Kenntnis fremder Länder in Deutschland häufiger anzutreffen als anderswo. Aber diese reichen Kenntnisse waren nicht Gemeingut, und sind es zum großen Teil noch jetzt nicht, und sie wirken nicht auf unsere Politik, weil eben die Auslandskenner nicht die Politiker, und die Politiker nicht Kenner des Auslands sind. Man hat sich beispielsweise bei uns darüber aufgehalten, daß der Botschafter, der Frankreich bei Ausbruch des Krieges seit Jahren in Berlin vertrat, kein Wort Deutsch verstand. Wie war es aber mit unsern Vertretern in Petersburg? Wie viele von ihnen, Botschaftern, Räten und Sekretären, waren imstande, eine Unterhaltung in russischer Sprache zu führen oder nur eine russische Zeitung zu lesen?

Fürst Bülow hat auch vollkommen recht, wenn er rät: ‚Wir sollten den andern nicht zu oft und in zu hohen Tönen unsere Kultur anempfehlen. Es ist besser, ruhig zu erklären, daß man die Sicherheit und Stärkung des eigenen Landes anstrebe, als eine Kulturhegemonie anzukündigen, die alle Welt mehr fürchtet als die politische Suprematie.‘ ‚Die beste Art der Kulturpropaganda und der richtige Weg, deutsche Kultur zu verbreiten, besteht darin, daß wir unser geistiges Leben rein halten von unreinen und unserer Kultur schädlichen fremden Einflüssen. Gewiß, wir sind als junges Kulturvolk unsrer eigenen Art noch nicht sicher genug und verraten diese innere Unsicherheit nur zu oft in einer Weise, die mit unsern Ansprüchen seltsam kontrastiert. Damit bringen wir uns auch politisch vielfach um die Früchte unserer Arbeit. Aber auch hier darf man fragen: von wem gilt das mehr, vom Volk im Ganzen oder von seinen amtlichen Vertretern und verantwortlichen Leitern? ‚Wir legen auf allen Gebieten, im Reiche der Kunst wie auf politischem Felde, zu hohes Gewicht auf das Urteil des Auslands.‘ Auch das ist richtig, aber wen trifft der Tadel stärker, die Männer der Kunst oder die Männer der Politik? Gibt es nicht sogar einen ehemaligen Reichskanzler, dem man nicht ganz ohne Grund vorgeworfen hat, daß er dem Ausland mehr Komplimente mache als gut sei? Läßt es sich leugnen, daß der Sinn für nationale Unabhängigkeit, wie immer er sich äußern mochte, bei den verantwortlichen Vertretern des nationalen Staates seit langen Jahren viel eher auf Dämpfung als auf Ermutigung rechnen konnte? Und ist es nicht eine Tatsache, die man wohl ignorieren, aber nicht aus der Welt schaffen kann, daß die Entwicklung, die die Dinge genommen haben, viel richtiger von gewissen viel gescholtenen Kreisen im Volke, als von den amtlich Legitimierten vorausgesehen und vorausgesagt worden ist? Es kommt einem darum auch so vor, als sollten die vortrefflichen Ermahnungen des Fürsten Bülow über die Notwendigkeit von Kenntnissen, Takt und Selbstbewußtsein, und über die Verkehrtheit des Moralisierens in der Politik gewiß von jedermann, am meisten aber doch von den durch Amt und Beruf zur Leitung der Volksgeschicke Ausersehenen gelesen und beherzigt werden. Oder um es bildlich auszudrücken: der Fürst sollte seine Predigt den Pfaffen, nicht dem Laienvolk halten.

Vielleicht ist das auch seine eigene Meinung. Wenn er z. B. sagt: ‚ein ungeschicktes Wort, eine unüberlegte Wendung können unter Umständen mehr Schaden tun als ein verlorenes Gefecht‘, — so wird auch er wohl nicht bestreiten, daß alle Taktlosigkeiten der alldeutschen (? D. T.) Presse und alle Verstiegenheiten der Kriegsziel-Literatur noch nicht den zehnten Teil des Schadens aufwiegen, den ein gewisses Wort angerichtet hat, das aus hochamtlichem Munde in einem geschichtlichen Augenblick gefallen ist. Es ist nicht die einzige Stelle dieser Art, die eine solche Deutung zuläßt oder gar fordert. Der Fürst scheint also im Grunde unserer Ansicht zu sein, daß die Reform am Haupte mindestens so nötig sei wie an den Gliedern. Aber wie soll das anders werden? ‚Die Gegenwart, die voll ist von ernsten und großen Aufgaben, und noch mehr die Zukunft nach diesem Kriege, brauchen ein politisches Geschlecht. Es ist eine deutsche Hoffnung, daß ein solches Geschlecht dereinst heimkehrt aus der Feuer- und Seelenprobe dieses beispiellosen Völkerringens. Männer mit großem Herzen, die das besonnene Urteil über die praktischen Fragen innerer Politik nicht verkrüppeln lassen wollen durch den Zwang parteipolitischer Doktrinen, Männer mit starkem Willen, die eine entschlossene, in ihren Zielen große, in ihren Mitteln energische Politik auch von der Regierung fordern.‘ Das sind schöne Worte, jedem Deutschen aus der Seele gesprochen. Aber sind sie mehr als ein Wunsch? Die gleiche Hoffnung hat schon einmal das deutsche Volk beseelt, vor hundert Jahren. Sie ging nicht in Erfüllung, weil die alten Formen über den neuen Geist den Sieg davontrugen. Da gab es genug der Männer mit großem Herzen und starkem Willen, vielleicht mehr als heute, aber sie mußten beiseite stehen, verbittert und vergrämt, zur Untätigkeit verdammt, wenn nicht gar als Staatsfeinde verfolgt, während ‚die Affenbosheit niedriger Handlanger‘, wie Treitschke es genannt hat,

Digitized by Google

das Schicksal der Nation in der Hand behielt. Wer bürgt uns dafür, daß es diesmal nicht ähnlich gehe? Da helfen alle Mahnungen an das Volk nicht viel, wo die Entscheidungen in engem Kreise und in wenigen Augenblicken fallen. Das politische Geschlecht, das Fürst Bülow in den heimkehrenden Kriegern hoffend erblickt, ist schon da. Es sind ihrer schon heute mehr denn siebentausend in Israel, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal, und viele Hunderttausende, die erwachen und sich den Schlaf aus den Augen reiben. An den Truppen fehlt es nicht, aber wo sind die Führer, wo ist der Führer? Wo ist die Möglichkeit für die vorhandenen reichen Gesinnungen, Fähigkeiten, Kenntnisse, sich zur Geltung zu bringen? Auf den bisherigen Wegen wird es künftig noch weniger gehen. Der neue Wein braucht vollends neue Schläuche, neue Formen des staatlichen Lebens, die besser als die alten dafür sorgen, daß die lebendigen Kräfte genützt werden, und die rechten Männer an die rechten Stellen gelangen. Denn mag auch Fürst Bülow leider recht haben, wenn er das politische Talent unser ererbt schwächstes nennt, so fehlt es uns doch auch daran nicht ganz. Es müßte nur entwickelt werden, denn würden wir auch in der Politik und vor allem in der auswärtigen Politik wieder Fortschritte machen, in der wir als Ganzes seit Bismarck nur Rückschritte gemacht haben. Und dazu eben bedürfte es neuer Formen des staatlichen Lebens. Aber das ist ein Problem der innern Politik, und davon soll hier ja nicht die Rede sein. Es wurde nur gestreift, um zu zeigen, daß es vorhanden ist, und um festzustellen, daß Fürst Bülow von ihm keine Notiz genommen hat. Da können wir also von ihm auch keinen Rat erwarten.

Wenn wir nun fragen, wie wir uns Deutschlands Beziehungen zu den einzelnen Mächten denken sollen, so hören wir manche ausgezeichnete allgemeine Gedanken, denen man nur aus vollem Herzen beistimmen kann. Vortrefflich ist besonders, was im Vorwort über die Stimmung gesagt ist, die der Krieg voraussichtlich bei allen beteiligten Völkern hinterlassen wird. ‚Haß und Rachegefühl werden noch lange die internationalen Beziehungen beeinflussen. Es wäre ein schwerer, ein nicht gutzumachender Fehler, in dieser Richtung Illusionen nachzugehen und früher vorhandene, vielleicht berechtigte Sympathien praktisch hinüberretten zu wollen in eine Zeit, der dieser Krieg das Gesetz vorgeschrieben und den Charakter bestimmt hat.‘ ‚Unter den Trümmern, die dieser Krieg hinterlassen wird, werden moralische Eroberungen nicht leicht zu machen sein.‘ Man kann nur wünschen, daß diese Worte von allen, die es angeht, beherzigt und zur Richtschnur genommen werden. Es ließe sich auch wohl noch mehr sagen: wenn in früheren Zeiten die Beziehungen Deutschlands zu andern Staaten und Völkern wechselweise bestimmt wurden durch Anziehung und Abstoßung, so wird in Zukunft auf lange hinaus nur noch die Abstoßung wirksam sein. Mit Sympathien werden wir so bald nicht rechnen dürfen, nirgends, auch nicht bei den jetzt noch Neutralen, mögen sie nun weiterhin neutral bleiben oder nicht. Darin unterscheidet sich die durch den jetzigen Krieg geschaffene Weltlage von allen ähnlichen in früherer Zeit, darin ist sie schlechthin beispiellos. Darum hat Fürst Bülow recht, wenn er die so beliebten Analogien aus der Geschichte — 1866, den Siebenjährigen Krieg — als Richtschnur für unser Verhalten mit scharfen Worten ablehnt. Es zeugt wirklich nicht von politischem Sinn, wenn man immer wieder auf diese schiefen Vergleiche zurückkommt, wobei man gerade das Wesentliche vollständig übersieht, das völlig neue Moment der Leidenschaft ganzer Völker, ein Moment, das in solchem Maße noch nie in der Geschichte vorgekommen ist. ‚Der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte nationale Haß wird nach dem Kriege so lange fortleben, bis ihn eine anders gerichtete nationale Leidenschaft ablöst.‘ Es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, wie recht Fürst Bülow auch mit der Nutzanwendung hat, die er für unser Friedensprogramm zieht, — es wäre überflüssig, wenn nicht wiederum eine entgegengesetzte Meinung so häufig anzutreffen wäre. Der Rat des Fürsten lautet kurz und bündig: Deutschland muß aus dem Kriege größer, stärker, mächtiger hervorgehen, als es in den Krieg

Digitized by Google

eingetreten war. ‚Der Schutz, den Deutschland in Zukunft gegenüber der Feindseligkeit, dem erneuerten und neuen Revanchegelüst in West, in Ost und jenseits des Kanals findet, kann nur liegen in seiner eigenen vermehrten Macht. Die Rüstung zu Lande und zu Wasser werden auch die Gegner stärken. Wir aber müssen uns an unsern Grenzen und an unsrer Küste stärker, schwerer angreifbar machen, als wir es zu Beginn des Krieges waren.‘ ‚Gegenüber der Stimmung, die dieser Krieg gegen uns zurücklassen wird, würde die einfache Wiederherstellung des Status quo ante bellum für Deutschland nicht Gewinn, sondern Verlust bedeuten.‘ An diesen Sätzen, in denen wir aus dem Fehlen jeder Beziehung auf Kolonien und überseeische Beziehungen nicht zu viel folgern wollen, könnte man höchstens auszusetzen finden, daß sie das unerbittliche Entweder-Oder, das vor uns liegt, noch nicht in seiner ganzen Schärfe zeigen. Ein Kriegsausgang, der uns keinen Zuwachs an Macht bringt, würde nicht nur Verlust bedeuten, sondern Untergang. Wir hören auf, Großmacht zu sein, wenn wir nicht eine viel größere Macht werden, als wir vor dem Kriege waren. Entweder viel größer oder wieder ganz klein — das ist die Wahl, vor die das Schicksal uns stellt. Insofern ist der Kampf um Machtgewinn, großen Machtgewinn für uns tatsächlich ein Kampf ums Dasein, und das ewige Herumreiten auf dem Gegensatz von Eroberungskrieg und Verteidigungskrieg ist nicht nur falsch, sondern einfach dumm.

Es wird sich darum handeln, worin die zu erstrebende erhebliche Verstärkung unserer Macht bestehen soll. Da muß man leider bekennen, daß sich in dem Buche des Fürsten Bülow auf diese Frage keine befriedigende Antwort finden läßt. Die Antwort, die man mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen glaubt, kann schwerlich befriedigend genannt werden.

Lassen wir dem ältesten unserer Feinde den Vortritt. Über unser Verhältnis zu Frankreich spricht Fürst Bülow mit eindringlicher Klarheit und Bestimmtheit. Er läßt keinen Zweifel daran, daß er jeden Gedanken an eine Versöhnung für traumhaft hält. Wenn vor dem Kriege schon die Versuche der Annäherung aussichtslos waren — ‚es erschien mir immer schwächlich, schreibt Fürst Bülow, die Hoffnung zu nähren, Frankreich wirklich und aufrichtig versöhnen zu können, solange wir nicht die Absicht hatten, Elsaß-Lothringen wieder herauszugeben‘ — so ist für die Wiederaufnahme solcher Bemühungen nach dem Kriege, der die Gefühle des Hasses gegen uns bei der ganzen französischen Nation bis ins Wahnwitzige gesteigert hat, einfach kein Raum mehr vorhanden. Auch die Meinung, daß Frankreich sich im Kriege bis zu dauernder Ungefährlichkeit verbluten werde, wird vom Fürsten Bülow abgelehnt. ‚Die französische Revanchepolitik wird getragen von dem Glauben der Franzosen an die unverwüstliche Lebenskraft Frankreichs. Dieser Glaube fußt auf den Erfahrungen der französischen Geschichte. Kein Volk hat die Folgen nationalen Mißgeschicks stets so schnell verwunden wie das französische, keines nach schweren Enttäuschungen und scheinbar vernichtenden Niederlagen so leicht Spannkraft, Selbstvertrauen und Tatenfreudigkeit wiedergewonnen.‘ Wem die französische Geschichte auch nur ein wenig vertraut ist, der kann das nur unterschreiben. Ein Frankreich, das in kurzem Kriege ruhmlos überwunden und rasch zum Frieden genötigt wurde, wäre vielleicht vor sich selbst moralisch zusammengebrochen und zur Abdankung bereit gewesen. Denn etwas anderes wäre der Verzicht auf Elsaß-Lothringen nicht gewesen, weil in ihm zugleich der Verzicht auf die geschichtliche Stellung Frankreichs in Europa läge, notre suprématie legitime, wie die Franzosen zu sagen lieben. Eine Nation aber, die Zeit und Gelegenheit zu so ungeheuren Opfern und Anstrengungen gefunden hat, wie sie jetzt auch der Gegner nicht ohne Achtung, ja Bewunderung anerkennen muß, eine solche Nation steht viel eher am Anfang eines neuen Aufschwungs als am Vorabend des Totenschlafs. Darauf werden wir uns einzurichten haben. Aber wie das nun am besten zu geschehen hat, dafür gibt Fürst Bülow nur an einer Stelle eine leise Andeutung. ‚Vielleicht wird sich das französische Volk im Laufe der Zeit den Bestimmungen des Frankfurter Friedens fügen, wenn es erkennen muß, daß sie unabänderlich sind, und namentlich wenn es uns gelingt, unsere noch immer ungünstige strategische

Digitized by Google

Position gegenüber Frankreich weiter auszubauen.' Das trifft vollkommen zu. Dauernder Friede kann zwischen uns und unsern westlichen Nachbarn nur herrschen, wenn die gemeinsame Grenze eine Gestalt erhält, die ihnen jede Aussicht auf Erfolg bei einem Angriff auf uns nimmt, uns dagegen die Möglichkeit schafft, Frankreich unsere volle militärische Überlegenheit fühlen zu lassen. Wird das nicht erreicht, so werden wir nach wie vor die unversöhnliche, jederzeit zum Kriege bereite Feindschaft der Franzosen als feststehenden Posten in alle Rechnungen unserer auswärtigen Politik einstellen müssen. Dann aber liegt die Entscheidung über unser Verhältnis zu Frankreich wiederum wie vor 1914 garnicht im Westen, sondern im Osten, in unseren Beziehungen zu Rußland. Aber die eigentliche Lösung des Problems liegt doch auch hierin nicht, sie liegt überhaupt nicht im Westen.

Hierüber spricht sich Fürst Bülow viel weniger klar und — um das gleich zu gestehen — auch weniger richtig aus. Es fällt auf, daß schon der geschichtliche Hintergrund verzeichnet ist. So ungetrübt freundnachbarlich, wie er tut, kann der Fürst die früheren preußisch-deutschen Beziehungen zu Rußland nur schildern, wenn er nicht bloß die Teilnahme der Zarin Elisabeth am Siebenjährigen Krieg ‚mehr auf persönliche als auf sachliche Beweggründe' zurückführt, was durchaus nicht den Tatsachen entspricht — man könnte mit viel mehr Recht sagen, daß der Austritt Peters III. aus dem Kriege gegen Preußen lediglich auf persönlichen Beweggründen beruhte —, sondern auch die Haltung Rußlands in den Jahren 1848—1850 übergeht. Eine Darstellung der deutsch-russischen Beziehungen, und sei sie noch so kurz, in der die Namen Warschau und Olmütz nicht vorkommen und die Tatsache nicht erwähnt wird, daß der erste Versuch Deutschlands, zur Einigung zu gelangen, an dem Veto des Zaren scheiterte, nicht zu reden von der Bereitwilligkeit Nikolaus I., den Franzosen das linke Rheinufer zu überlassen, und von seinen begehrlichen Absichten auf Ostpreußen — eine solche Darstellung ist nicht nur unvollständig, sondern falsch. Auch an dem Verhältnis Preußens zu Rußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weiß Fürst Bülow nur die ‚über das konventionelle Maß hinaus intimen' Beziehungen der beiden Herrscherhäuser zu erwähnen. Er vergißt, daß Bismarck dieses Verhältnis kurzweg als Dienstbarkeit und Vasallentum gekennzeichnet hat. Den Vergleich mit der großen Abrechnung, die Bismarck in der Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 mit Rußland vornahm, hält die Darstellung des Fürsten Bülow nach keiner Richtung aus.

Ist das schon auffällig, so muß es vollends befremden, bei einem so genau Unterrichteten eine Darstellung des Bruches zwischen Deutschland und Rußland zu Ende der siebziger Jahre zu finden, die sich so ganz in den ausgefahrenen Geleisen der Legende bewegt. Da sollen es wieder nur die russische Presse und die Eifersucht Gortschakows gewesen sein, die Rußland gegen den ehrlichen Makler vom Berliner Kongreß aufgebracht haben. Man fragt sich, welchen Grund Fürst Bülow haben kann, heute noch an diesem gefälschten Bilde festzuhalten, das zwar dem Stammtischphilister recht sein mag, nicht aber denen, die etwas von den Dingen wissen. Vor dem Kriege konnte man es allenfalls verstehen, daß ein ehemaliger Reichskanzler die Wahrheit nicht sagen mochte. Aber heute, wo der Krieg mit der Vergangenheit aufgeräumt hat? Welcher Grund liegt da noch vor, an der Fiktion von der kein Wässerchen trübenden Harmlosigkeit der bismarckischen Politik gegen Rußland festzuhalten? Auch Fürst Bülow ist ja der Meinung und spricht wiederholt aus, ‚daß das Tischtuch zwischen uns und Rußland zerschnitten ist', daß es heute in Rußland ‚einflußreiche deutschfreundliche Faktoren' nicht mehr gibt. Also wozu noch länger der Wahrheit Gewalt antun? Gerade Fürst Bülow, der sie kennen muß wie kaum ein zweiter, wäre berufen gewesen, uns darüber aufzuklären, wie Bismarck schon die immer näherkommende russische Gefahr mit dem klaren Zukunftsblick, der ihm eigen war, erkannt und dagegen Deckung gesucht hat; daß er den russischen Eroberungsplänen offen und insgeheim Hindernisse bereitet und dort, wo er sie scheinbar ermutigte, wie in Konstantinopel


Digitized by Google

und am Balkan, dies doch nur getan hat, um die Politik des Zaren mit der stärksten Gegnerschaft anderer Mächte zu belasten. Es gibt für dieses Verschweigen kaum eine andere Antwort, als daß Fürst Bülow selbst diese russische Gefahr nicht sieht. Wir finden bei ihm kein Wort über die stetig festgehaltene Linie der Eroberung gegen Westen, die seit Jahrhunderten die Seele der russischen Politik bildet und deren nächste Opfer die Ostmarken Deutschlands und Österreichs sein sollen; kein Wort über ihre alten, nie aufgegebenen Pläne auf den Weg über Norwegen an die Nordsee; nicht einmal etwas über ihr mit jedem Menschenalter dringender werdendes Streben nach Konstantinopel und seine starken sachlichen Beweggründe. Er gedenkt wohl mit einem Seufzer der ungeheuren Zunahme des russischen Volkes, aber er bemerkt nicht, daß schon diese Volksvermehrung bei der eigentümlichen Natur der russischen Volkswirtschaft und Ackerbauverfassung mit Notwendigkeit zu Eroberungspolitik drängt. Dagegen betont er um so stärker die Gemeinsamkeit der deutsch-russischen Interessen, die engen wirtschaftlichen Beziehungen und die Solidarität gegenüber den Bestrebungen des aufgeteilten polnische Volkes. Er scheint zu vergessen, daß in der polnischen Frage bis vor kurzem Rußland am längern Arm des Hebels saß, weil es eher als Deutschland in der Lage war, den polnischen Wünschen entgegenzukommen, und daß gerade die Enge der wirtschaftlichen Beziehungen eine der stärksten Triebfedern der russischen Feindschaft gegen uns bildete, weil sie drüben als deutsche Vorherrschaft empfunden wurde. Auf dieser, die Tatsachen teils ignorierenden, teils abschwächenden Ansicht ruht dann das befremdliche Urteil: ‚dem Zweibund (Rußland—Frankreich) fehlte im Grunde ein beiden Mächten gemeinsamer und dauernder Interessengegensatz zum Deutschen Reich. Rußland fand mit seinen macht- und wirtschaftspolitischen Ansprüchen vielleicht keine europäische Macht so selten auf seinem Wege wie Deutschland.' ‚Nirgends stießen Deutschland und Rußland mit ihren Ansprüchen und Interessen unmittelbar aufeinander.' Und später: ‚Von Rußland . . . trennte uns bis zum August 1914 kein unüberwindlicher Interessengegensatz.' Man traut seinen Augen nicht. Hat der Fürst Konstantinopel vergessen? Glaubt er noch — wie es Bismarck bekanntlich tat und seiner Zeit vielleicht tun konnte — daß die deutschen Interessen mit den russischen dort nicht in unüberwindlichem Gegensatz stehen? Gehört er etwa zu denen, die den Russen klarmachen möchten, daß sie auf Konstantinopel verzichten sollten? Dessen möchte man sich von ihm am wenigsten versehen, der am Schlusse seines Buches schreibt, daß ‚derjenige nur Heiterkeit erweckt, der sich die Köpfe anderer zerbricht und diese über ihre eigenen Interessen aufklären will. Auf sein eigenes Interesse glaubt sich jeder Mensch und jedes Volk selbst am besten zu verstehen.' Oder meint er am Ende gar, wir könnten uns über Konstantinopel mit Rußland ‚verständigen'? Er, unter dessen Kanzlerschaft die Politik der Bagdadbahn und was mit ihr zusammenhängt, in Blüte stand? Hier klafft eine Lücke, und die Folge ist, daß man über unser künftiges Verhältnis zu Rußland im unklaren gelassen wird. Mit der sogenannten Freundschaft früherer Tage ist es vorbei, ‚seitdem ein ungeheurer Krieg zwischen uns und Rußland ausgebrochen ist'. Aber was nun? ‚Wir haben jetzt ein Recht und eine Pflicht, reale Gewähr dafür zu erlangen, daß Ostpreußen . . . nicht wieder barbarischer Verwüstung ausgesetzt wird.' ‚Nachdem das Tischtuch zwischen uns und Rußland zerschnitten ist, brauchen wir nach Osten erheblich verstärkte und erhöhte Sicherheit, die nach Lage der Dinge jetzt nur in einer Korrektur unserer ungünstigen östlichen Landesgrenze bestehen kann, einer Korrektur, die uns vor neuen Invasionen schützt.' Ist das alles? Eine Grenzberichtigung, etwa die Linie Niemen—Narew—Warthe, und weiter nichts? Soll uns das gegen alle künftigen Gefahren von Osten schützen? Und wie soll es mit Polen werden? ‚Ob die Loslösung von Kongreßpolen eine Schwächung Rußlands bedeuten würde, steht dahin', meint Fürst Bülow. Also hätten wir nach seiner Ansicht wohl Polen — ganz oder teilweis? — zurückgeben sollen, als listiges Danaergeschenk, und Rußland damit die vorspringende Bastion wieder ausliefern, aus der es nach entsprechendem Ausbau seiner Eisenbahnen jederzeit nach Belieben mit überlegenen Massen vorbrechen,

Digitized by Google

Preußen abschneiden, Schlesien überfluten und seine Heeressäulen zugleich gegen Wien und Berlin aussenden kann? Ist das die Meinung eines Mannes, der als leitender Staatsmann für das Schicksal Deutschlands neun Jahre lang verantwortlich war? Man sträubt sich, es zu glauben; aber es scheint wirklich so zu sein: Fürst Bülow denkt über unser Verhältnis zu Rußland völlig resigniert. ‚Wir können — sagt er — natürlich auch nicht die Wiedererstarkung des russischen Reiches wünschen. Wir werden aber bei der starken Zunahme der russischen Bevölkerung . . . und bei der nationalen und konfessionellen Homogenität der russischen Volksmasse damit rechnen müssen, wenn nicht Rußland entweder politischer und sozialer Zersetzung verfällt oder die Ukraine, seine Kornkammer und die Basis seiner Industrie, verliert.‘ Da nun aber die Rechnung auf innere Umwälzungen beim Gegner immer die unsicherste von allen ist, und da Rußland die ihm so wichtige Ukraine auch schwerlich von selbst verlieren dürfte, so endet die Betrachtung des Fürsten Bülow offensichtlich mit einem Fragezeichen. Wer von ihm einen Rat erwartet, wie Deutschland sich dieser unheimlichen Zukunftsgefahr erwehren solle, der wird mit Achselzucken entlassen. Es soll in der Hauptsache alles beim alten bleiben. Eine Grenzberichtigung für Ostpreußen — das ist der ganze Schutz gegen die russische Revanche, die auch Fürst Bülow kommen sieht, gegen die Revanche von 180, bald 250 Millionen! Hoffnungsloser, mutloser, könnte man die Lage Deutschlands nicht ansehen. ‚Eine entschlossene, in ihren Zielen große, in ihren Mitteln energische Politik‘, wie Fürst Bülow sie fordert, ließe sich in dieser Stimmung jedenfalls nicht treiben.

Über die Zukunft der deutsch-englischen Beziehungen sich deutlich auszusprechen, hat Fürst Bülow wohl absichtlich vermieden. Wenn wir ihn recht verstehen, so meint er, daß nach dieser Seite zu allererst die Waffenenentscheidung fallen müsse. Er macht kein Hehl daraus, daß diese Entscheidung zugleich die Entscheidung des ganzen Krieges sein werde, und daß sie von uns mit dem ganzen Einsatz der Kraft gesucht werden müsse. Die Kritik, die in dieser Hinsicht an unserer Politik geübt wird, ist deutlich. ‚England pflegt sein ganzes Gewicht nicht sofort und nicht auf einmal, sondern allmählich in die Wagschale zu werfen. Die Erfahrungen der Geschichte legten uns die Mahnung nahe, mit dieser Eigenart des englischen Volkes zu rechnen.‘ Das haben wir bekanntlich nicht getan. Diese Tatsachen haben dem Fürsten recht gegeben, sie werden ihm — daran ist heute schon kein Zweifel mehr möglich — auch recht geben, wenn er sagt: ‚England hat noch alle seine Kriege, einmal im Kampf, mit rücksichtsloser Aufwendung aller Mittel geführt. Die englische Politik war immer geleitet von dem, was Gambetta die souveraineté du but genannt hat. England ist nur mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Zielbewußtsein beizukommen. Wie der Charakter der Engländer nun einmal ist, und nachdem wir zum erstenmal im Lauf der Weltgeschichte mit England in Krieg geraten sind, hängt unsere Zukunft davon ab, daß wir unter gleich rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel den Sieg erringen und freie Bahn gewinnen . . . Wie in dieser Beziehung das große Ringen ausgeht, wird entscheidend sein für das Gesamtergebnis und die Gesamtbeurteilung des ganzen Krieges.‘ Das ist klar und einfach: unsere Zukunft hängt ab von unserem Siege über England. Was aber nach dem Siege kommen soll, darüber sagt der Fürst nichts; man kann nur aus seinem Schweigen Schlüsse ziehen. ‚Die englischen Minister . . . haben die Verständigung und ein verständiges Zusammengehen nicht gewollt. Sie dürfen sich deshalb auch nicht wundern, wenn wir bei der Ungunst der deutschen Küstenverhältnisse für unsere Sicherheit und Unabhängigkeit gegenüber England ernsthafte und reale Garantien fordern.‘ ‚Wir haben . . . das Recht und die Pflicht, mit der eigenen Sicherheit und Unabhängigkeit zur See wirklich ausreichende und vor allem reale Gewähr für die Freiheit der Meere, für die fernere Erfüllung unserer weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Aufgaben zu erlangen.‘ Daß ein praktischer Politiker von so großer Erfahrung heute nicht von der Zertrümmerung der englischen Weltherrschaft spricht, ist natürlich. Auch die Alternative ‚England oder Deutschland‘, die eine Zeitlang von vielen, auch maßvoll denkenden, unter dem Eindruck der Tatsachen auf-

Digitized by Google

gestellt wurde, scheint der Fürst nicht zu unterschreiben. Verstehen wir ihn recht, so soll es für ihn auch in der Zukunft nicht heißen, ‚England oder Deutschland', sondern ‚England und Deutschland', sei es neben, sei es gegen, sei es miteinander, und ein günstiger Ausgang des Krieges würde uns mit der Freiheit der Meere und den erforderlichen realen Garantien das zu bringen haben, was England uns im Frieden und in Güte zu gewähren verschmäht hat: den offenen oder stillen Pakt der Gleichberechtigung. Ob das aber heute noch möglich ist, angesichts der Erbitterung, die der lange Kampf auf beiden Seiten erzeugt hat, wie die Bürgschaften aussehen müßten, mit denen wir uns begnügen könnten, ob die britische Weltmacht willens, ja ob sie überhaupt imstande ist, uns solche Bürgschaften zu bieten, ohne die Grundlagen ihres Daseins zu erschüttern, und schließlich das Wichtigste, wie dieses Ziel erreicht werden soll — das alles sind Fragen, die die kurzen Bemerkungen des Fürsten wecken, ohne für die Antworten einen Anhaltspunkt zu bieten. Die einzige Andeutung hierüber enthält der Satz, mit dem der Fürst seine Erörterungen über die Auswärtige Politik beschließt. ‚Der Sieg der deutschen Heere, der die kontinental-politische Vormachtstellung Deutschlands bestätigt und im Erfolge sicherstellen muß, wird auch den deutschen Häfen neues Leben geben, den Weg auf das Weltmeer wieder öffnen und für alle Zukunft frei machen für den stolzen Zug deutscher Weltpolitik.' Aber sollte das wohl richtig sein? Wird ein Sieg auf dem Festland, und sei er noch so groß und unzweideutig, jemals imstande sein, England die Alleinherrschaft auf dem Meere zu entreißen? Man kann sich schwer vorstellen, wie das geschehen soll. Eine Seemacht kann nur zu Wasser besiegt werden. Ist aber England zu Wasser einmal wirklich besiegt, was ist es dann überhaupt noch? Die britischen Politiker mit dem einfachen, nüchternen Verstande und der souveraineté du but, die bei ihnen erblich sind, haben es so aufgefaßt, und die Losung ausgegeben: ‚Sein oder Nichtsein', und das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit ist ihnen gefolgt. England hat sich nicht davor gescheut, zu tun, was es bisher stets verschmäht hatte, dem Gegner auf das fremde Festland zu folgen und ihn hier mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Wir werden es nicht überwinden, es sei denn, daß auch wir den Kampf entschlossen auf dem Felde aufnehmen — es ist uns ja schon nichts weniger als fremd —, wo England sich als Herr und Meister fühlt. Ohne das wäre jeder Friede nur Waffenstillstand. Von den Siegen des Landheeres zu erwarten, was nach der Natur der Dinge nur die Flotte leisten kann, das ist dieselbe Scheu vor den praktischen Konsequenzen der eigenen Gedanken, die schon in den Bemerkungen des Fürsten Bülow über Rußland hervortrat.

Es scheint indessen, als ob der Fürst das Verhältnis Englands zu Deutschland nicht einmal ganz richtig beurteilte. Allzu ausschließlich sucht er die Wurzeln der Feindschaft in den wirtschaftlichen Beziehungen. Mit einer bis zum Sophismus zugespitzten Dialektik stellt er dem ‚falsch verstandenen nationalen Idealismus' der Franzosen den ‚krassen nationalen Egoismus' der Engländer gegenüber. Ein noch stärkerer Sophismus ist es, wenn der Fürst weiter schreibt: ‚Die Zukunft wird lehren, ob die englische Interessenpolitik nicht eben deshalb in die Irre ging, weil die Vergangenheit einen Interessengegensatz von der Art, daß er einen Daseinskampf rechtfertigte, gar nicht erzeugt hätte.' Ob der Gegensatz aus der Vergangenheit stammt, ob ihn erst die Gegenwart neu erzeugt hat, ist für seine Bedeutung gleichgültig. In Wirklichkeit war er übrigens, vom englischen Standpunkt aus, nichts Neues, sondern nur eine Wiederholung dessen, was man schon zweimal, vielleicht dreimal erlebt hatte — zuerst mit Spanien, dann mit den Niederlanden, und zuletzt im größten Maßstab mit Frankreich. In allen drei Fällen hatte England den Kampf gegen eine Macht aufgenommen, die seiner Entwicklung als See- und Handelsmacht im Wege stand. Es lag also durchaus in der Konsequenz seiner Geschichte, daß es auch in dem neu auftretenden vierten Mitbewerber auf dem Ozean seinen Feind, und zwar seinen derzeitigen Hauptfeind erblickte. Wenn man sich nun aber in Deutschland in der Regel darauf versteift, in dieser Feindschaft lediglich die Wirkung des Geschäftsneids zu sehen, so wird man den letzten Beweggründen der Gegner

nicht gerecht. Das ist nicht unbedenklich. Den Gegner zu verstehen ist ebenso nötig wie den Freund. Die Wahrheit ist, daß der wirtschaftliche Wettbewerb allein die Engländer nie zum Kriege gegen uns gebracht haben würde. Denn, wie Fürst Bülow richtig schreibt, ‚den Interessengegensätzen standen vitale Interessengemeinschaften gegenüber'. Der letzte und stärkste Beweggrund der Feindschaft, der bis zum Kriege treiben konnte und wirklich dazu getrieben hat, war der verletzte Herrenstolz. ‚Es ist unerträglich, daß das Vorhandensein einer deutschen Flotte uns zu Gegenmaßregeln zwingt, die wir sonst nicht nötig hätten', hat schon vor zehn Jahren ein hoher Beamter der britischen Admiralität gesagt. Uns fällt es schwer, so etwas nachzufühlen. Wir kennen eben nicht das Herrenbewußtsein, das jedem Engländer, vom Herzog bis zum Fabrikarbeiter, im Blute liegt. Unser Volksempfinden ist das gerade Gegenteil des englischen: was die Engländer vielleicht zu viel haben, das haben wir zu wenig. Um so mehr gilt es, sich in die Seele des andern zu versetzen. Es ist nicht richtig, den Engländer nur als den Fleisch gewordenen materiellen Egoismus sich vorzustellen. In seinem Charakter steckt zugleich ein Posten von Idealität, nur ist es eine Idealität, die uns fremd dünkt. Immerhin sollte der Krieg uns auch darüber allmählich aufgeklärt haben. Wären die Engländer wirklich nur die nüchtern rechnenden Kaufleute, sie hätten wohl schon den Frieden gesucht und gefunden. Aber sie sind in ihren eigenen Augen mindestens ebenso sehr die geborenen Herren der Welt und vor allem die Alleinherrscher des Meeres. Um sich dieses Bewußtsein zu erhalten, haben sie weitergekämpft, auch als das Geschäft anfing zweifelhaft zu werden. Ja, dann erst recht haben sie Opfer über Opfer auf sich genommen, von denen die wenigsten geglaubt hatten, daß das englische Volk sie bringen werde. Sie wollen siegen, siegen um jeden Preis, vollständig siegen! Darin enthüllt sich die letzte Wurzel des deutsch-englischen Gegensatzes, und es ist wohl keine geringe Verkennung der Tatsachen, wenn Fürst Bülow schreibt: ‚Die Gefahren der neuen Welt- und Seemacht für die englische Vormachtstellung auf dem Meere lagen nur im Bereich der Möglichkeiten oder, richtiger gesagt, im Bereich der Einbildung, nicht im Bereich fühlbarer Wirklichkeiten.' Die bloße Möglichkeit, daß eine fremde Flotte eines Tages vielleicht einmal der englischen überlegen sein könnte, ist für den Engländer ‚unerträglich', wie jener Herr sagte. Wollte er sie zulassen, so müßte er von dem Sockel herabsteigen, auf dem seine Nation seit hundert Jahren gestanden hat, so würde er seine Vorfahren verleugnen, die diese stolze Stellung so mühsam erobert haben, die Unangreifbarkeit, die es England, und allein England, bisher erlaubt hat, die ganze Welt zum Spielplatz seiner Politik zu machen. Wenn nun gar Fürst Bülow schreiben kann: ‚Gerade durch den Bau unserer Flotte hatten wir das Haupthindernis beseitigt für ein Zusammengehen zwischen uns und England auf der Grundlage voller Parität' — so wird man in England diese Worte, falls man sie gelten lassen sollte, wahrscheinlich nur als blutigen Hohn auffassen. Parität einer andern Macht mit England — diese Vorstellung erträgt kein richtiger Engländer, sie enthält in seinen Augen eine Beleidigung für sein Land, mag er sich dazu bekennen oder nicht. Darum kann der große Krieg nach menschlichem Ermessen auch nicht mit der Anerkennung unserer ‚Parität' ausgehen. Sollte er kein anderes Ergebnis haben, so wäre das nur ein Aufschub der letzten Entscheidung. Diese selbst muß und wird fallen, früher oder später — England oder Deutschland! Es ist nicht Raum in der Welt für sie beide, weil England aufhören würde zu sein, was es war, wenn es zugäbe, daß eine andere Macht ihm gleichstehe."



Digitized by Google

Frankreichs Entvölkerung im Lichte der Weltgeschichte

Reißend geht es mit der Männerzahl in Frankreich bergab. In furchtbarer Verblendung verschließt diese Nation ihre Augen vor dem Untergang, ohne imstande zu sein, sich von den Wahnvorstellungen zu lösen, die sie ins Verderben stürzen. Hekatomben von Opfern hat sie dem Krieg gebracht, Millionen von Männern liegen erschlagen, Millionen anderer sind schwer verwundet. Es ist sicher, daß die Volkszahl Frankreichs, die schon vor dem Kriege zu sinken begann, und die nun durch die beispiellos schweren Verluste einen bedeutenden Rückgang erfuhr, sich nach dem Friedensschlusse nicht wieder erholen kann. Die Franzosen wissen dies selbst und sehen diesem Schicksal ins Auge. Hat doch eines ihrer führenden Blätter, der „Gaulois", kürzlich den Mut gehabt, den kühlen Vorschlag zu machen, andere Glieder der lateinischen Rasse nebst Slawen dazu einzuladen, sich in Frankreich niederzulassen und Französinnen zu heiraten, um den Rückgang der Volkszahl auszugleichen. Den Töchtern des Landes, die solchen Bundesgenossen die Hand zum Ehebunde reichten, müßte der Staat für sich und für ihre Kinder die französische Staatsangehörigkeit gewährleisten. Dann würden sich wohl viele Tausende der augenblicklich in Frankreich befindlichen serbischen Flüchtlinge oder Fabrikarbeiter und lateinischen Brüder bereit erklären, dauernd in Frankreich zu bleiben ...

Ist dies auch Wahnsinn, hat es doch Methode. Das Aussterben des französischen Volkes wird sich allerdings durch solche Mittel nicht aufhalten lassen. Verzichtet Frankreich in Zukunft nicht auf jeden Rachegedanken und kommt es nicht zur Besinnung, so ist ihm der Völkertod gewiß, der schon manche Nation aus ähnlichen Gründen dahinraffte. Denn tatsächlich bietet die Weltgeschichte solche Beispiele von Nationen dar, die in gänzlicher Verblendung ihr Dasein und ihre Zukunft opferten, nur um den Rachegedanken gegen einen Feind nicht preiszugeben oder um (wie die Assyrer) maßloser Eroberungsgier zu frönen.

Hellenen und Römer haben sich auf diese Weise ausgerottet oder doch ihre Volkszahl so geschwächt, daß ihre Nachkommen manchen fremden Bestandteil im Blute tragen. Der Körpertypus der heutigen Griechen weist so viele nichtgriechische Züge auf, daß auch der Blindeste erkennen muß, man habe es hier mit einer Rassenmischung zu tun, in der das Hellenenblut nicht einmal den vorherrschenden Bestandteil bildet. Sind in die Rassenmischung des griechischen Volkes slawische Völker mit eingetreten, so in die des römischen Volkes germanische, semitische und andere. Die Stürme der Völkerwanderung allein erklären diese starke Rassenmischung nicht. Vielmehr wird sie erst dadurch verständlich, daß man sich vor Augen hält, welche ungeheuerlichen Verluste sich die Hellenen im Kampfe gegeneinander zufügten, und mit welcher Rücksichtslosigkeit die Römer ihr eigenes Blut verbrauchten, um fremde Völker zu unterjochen.

Schon den alten Schriftstellern fiel dies auf. Sie befürchteten eine Ausrottung ihrer Nation, oder wenigstens einen so starken Rückgang der Volkszahl, wie er dann tatsächlich eintrat.

Wir können mit einiger Genauigkeit den Zeitpunkt angeben, zu welchem der Rückgang für die Hellenen und für die Römer begann.

Für Griechenland bedeutete wohl der Peloponnesische Krieg den Wendepunkt der sinkenden Volkskraft, für Rom der Zweite Punische Krieg. Schon vor der Geburt Christi hatte sich das Problem so verschärft, daß die altgriechische Welt im Aussterben begriffen war und die altrömische deutliche Anzeichen des physischen Rückgangs zeigte.

In der Schlacht von Platää kämpften 8000 Spartaner. Ein Jahrhundert später bemerkte Aristoteles, daß der Staat kaum noch 1000 dienstfähige Männer zähle und durch Menschenmangel untergehe. Zunächst ward die Volkszahl durch die ununterbrochenen Kriege vermindert, die von Hellenen gegeneinander geführt wurden. Als Folgeerscheinung der Kriege, die auch die sittlichen Zustände untergruben, stellten sich dann neben der Verstlavung anderer

Digitized by Google

im eigenen Volke **Arbeitsunlust und Verschwendungssucht** ein. So konnte zwei Jahrhunderte nach Aristoteles der weitsichtige Polybios im 4. Kapitel des 37. Buches seiner Geschichte schreiben, daß Griechenland nunmehr von einer Kinderlosigkeit und überhaupt von einer Abnahme der Bevölkerung heimgesucht werde, „in deren Folge die Städte verödet wurden und Unfruchtbarkeit sich einstellte, obgleich wir weder ununterbrochene Kriege noch Seuchen hatten“. Und er fügt sogleich die Gründe hinzu, die seiner Meinung nach diese Erscheinung verursacht haben: „Weil nämlich die Menschen in Hoffart, Habsucht und Vergnügungssucht geraten sind und weder heiraten, noch, wenn sie heiraten, die Kinder, die sie bekommen, aufziehen mögen, sondern meistens kaum eins oder zwei, um sie reich hinterlassen und in Üppigkeit aufziehen zu können, so nahm das Übel schnell und unbemerkt überhand.“

In der Tat hat Polybios damit eine der Grundursachen angegeben, die damals wie heute für die Erscheinung des Geburtenrückgangs maßgebend waren. Es liegt im Wesen eines solchen Vorgangs, daß er sich immer mehr verstärkt und endlich so scharfe Formen annimmt, daß das Übel, auch wenn man es ursprünglich hatte übersehen wollen, sich endlich doch der allgemeinen Aufmerksamkeit aufdrängt.

Auch Strabon machte die Beobachtung, daß von den 100 Städten Lakoniens zu seiner Zeit außer Sparta selbst kaum noch 30 Flecken übriggeblieben waren. Ebenso weist Plutarch auf die erschreckende **allgemeine Verödung Griechenlands und der ganzen alten Welt** zu seiner Zeit hin.

Und nicht nur bei den Hellenen traten Geburtenrückgang und Bevölkerungsabnahme in die Erscheinung, auch bei den militärkräftigen **Römern**, deren Volkskraft anfangs unerschöpflich geschienen hatte. Bis zum Zweiten Punischen Kriege ist kaum etwas von solchem Rückgang zu bemerken. Dann beginnt er mit außerordentlicher Schnelligkeit. Als der Krieg gegen die Gallier 225 v. Chr. geführt wurde, betrug die Zahl der unter den Waffen stehenden Römer und Bundesgenossen 210000 Mann, in den Heereslisten waren noch weitere 558000 Mann eingetragen. Weniger als ein Jahrhundert später machte Polybios (Buch 1, Kap. 64) darauf aufmerksam, daß die Römer, obwohl sie in der Zwischenzeit die Weltherrschaft errungen hatten und nunmehr eine weit bedeutendere Macht besaßen als früher, weder so viele Schiffe mehr bemannen noch mit so vielen großen Flotten in See gehen konnten als früher.

Julius Cäsar entdeckte gar — wiederum 100 Jahre später (46 v. Chr.) — bei der damals abgehaltenen Volkszählung einen allgemeinen erschrecklichen Menschenmangel. Ebenso sprachen sich Dio Cassius und Diodorus Siculus über den Menschenmangel ihrer Zeit aus. Letzterer meint, daß die jetzige Entvölkerung der Städte gegenüber der ehemaligen Menschenfülle eine allgemeine Klage sei. Zunächst hatte das Schwert dabei seine verderbliche Rolle gespielt. Insbesondere in den römischen Bürgerkriegen waren durch Marius, Sulla und andere Parteiführer zahlreiche waffenfähige Männer im besten zeugungsfähigsten Alter dahingerafft worden. Ferner brachten auch in Rom die Kriege jene Arbeitsunlust und jenen luxuriösen Sinn, über den Polybios klagte. Überall, wo die Neigung zur Bequemlichkeit und zu übertriebenem Lebensgenuß emportaucht, wird andererseits jenes Pflichtgefühl zunächst eingelullt, dann erstickt, das in einfacheren wirtschaftlichen Verhältnissen ein lebenspendender Quell körperlicher und seelischer Volkskraft ist. Diesen Quell nicht verschütten zu lassen, ist vielleicht die wichtigste Aufgabe der Staatskunst — allerdings eine Aufgabe, die außerordentlich schwer zu lösen ist. Daß die Abnahme der Geburtenzahl im alten Rom nicht auf körperliche, sondern auf sittliche Ursachen zurückzuführen war, wurde deutlich durch die erschreckende Unsittlichkeit bewiesen, die schon im ersten Jahrhundert v. Chr. um sich griff und die sich in der Kaiserzeit so weit steigerte, daß endlich selbst vornehme Matronen es für ein Zeichen von Eleganz und Geistesfreiheit hielten, wenn sie sich als Prostituierte einschreiben ließen. Auch die **Aussetzung von Stillprämien** durch Kaiser Antoninus Pius im zweiten Jahrhundert n. Chr. zeigt, daß die veränderten Anschauungen der Frauenwelt einen wesentlichen Teil der Schuld trugen.

Digitized by Google

Belohnungen für stillende Mütter und alle möglichen anderen Anreizmittel zur Volksvermehrung hat man unter dem furchtbaren Zwange der Not auch in Frankreich vorgeschlagen, zum Teil schon durchgeführt. Nun weiß man als letzten Ausweg nur noch die Heranziehung von Slawen und „lateinischen Brüdern“, um den männerlosen Französinnen Kinder zu verschaffen. Schon vor Jahresfrist einmal tauchte dieser Vorschlag auf — damals sogar in der Form, daß die Zuaven, Turkos und Negersoldaten Frankreichs sich daran beteiligen könnten. In echt französischer Einbildung hieß es zum Schlusse: „Die neue Rasse wird sehr fruchtbar und sehr schön sein!“ ... Ob Frankreich einmal zur Besinnung kommt?

Dr. Ernst Schultze



Theaterwucher

Es ist falsch, so oft es auch geschieht, die Wucherei, die das deutsche Leben dieser Zeit beschmutzt, als ein Erzeugnis der Kriegszeit anzusehen. Hier waltet vielmehr der in der langen Friedenszeit zum Siege gelangte Geist des Kapitalismus, dessen oberster Grundsatz ist, jede „Gelegenheit“ zum Geldverdienen auszubeuten, unbekümmert darum, ob der Verdienst in sich moralisch gerechtfertigt ist oder ob durch dieses Geschäft andere schwer geschädigt werden. Das Ausbeuten der Gelegenheit ist seit langem das Wesen des Börsengeschäfts, das seiner Natur nach immer wucherisch gewesen ist. Der Krieg, bei dem alles ins Maßlose wächst, hat nun auch auf diesem Gebiete ungeheuerliche Verhältnisse geschaffen, die auch ein Gutes zur Folge haben könnten, wenn sie die Menschheit darüber aufklärten, daß ihr größter Feind im Kapitalismus liegt.

Da dieser kapitalistische Geist in der Zeit vor dem Kriege auch unser Kunstleben ergriffen hatte, wäre es merkwürdig, wenn sich nicht auch jetzt einige Übelstände besonders schroff offenbarten. Der „Türmer“ hat kürzlich auf hierher gehörige Erscheinungen im Bilderhandel hingewiesen; heute greifen wir einen Fall aus dem Theater heraus. Er ist um so beredter, als sein Held der gefeiertste Theatermann Deutschlands ist: Max Reinhardt.

Der Krieg hat hier zunächst die Entwicklung zum industriellen Großbetrieb, der von Natur aus allem Künstlerischen feind ist, zur Vollendung gebracht. Zu seinen zwei Bühnen: Deutsches Theater und Kammerspiele, die als großer und kleiner Rahmen eine sachlich begründete künstlerische Ergänzung darstellten, ist das Riesentheater der Deutschen Volksbühne getreten. Reinhardt hatte das „Glück“, die durch den Krieg geschaffene Notlage des großen Volksbühnenvereins so geschickt ausnutzen zu können, daß er zur erhöhten geschäftlichen Macht auch noch die Gloriole des Retters in der Not gewann. — In Wirklichkeit hat damit der künstlerische Wucher eingesetzt. Auch die Stücke aus den Kammerspielen, die auf intime Wirkungen eingestellt sind, werden auf diese Riesenbühne gezerrt. Noch schlimmer ist die Verwirtschaftung der schauspielerischen Kräfte. Natürlich braucht Reinhardt für diese drei Theater bei weitem nicht das Personal, das die drei Betriebe erforderten, wenn sie unter verschiedener Leitung ständen. Er kann seine Arbeitnehmer bis aufs letzte ausnutzen und tut es auch. Der Großbetrieb macht aber auch die einst mit großen künstlerischen Worten angekündigte Theaterschule rentabel. Sie liefert denkbar billige Kräfte, wobei zuzugeben ist, daß wenigstens zunächst den Schülern ein Gewinn daraus erwächst, wenn sie so früh auf der Bühne beschäftigt werden können. Den Schaden aber hat das Publikum, dem unter dem Reklameschild der großen Firma minderwertige Ware aufgehängt wird. Was sich in der Hinsicht die Firma Reinhardt leistet, ist innerlich auf derselben Stufe mit dem Gebaren der Lebensmittelschwindler. Reinhardt arbeitet nur auf die erste Aufführung eines Stückes, die die Kritik zu sehen bekommt. Nach ihr erfolgt die öffentliche Bewertung. Hat diese erste gute Besetzung und diese für die erste Aufführung mit aller Sorgfalt geleitete Regie ihre Schuldigkeit getan, hat die Kritik

Digitized by Google

durch ihr Lob dieser Aufführung für den dauernden Erfolg gewirkt, so wird unter der gleichen Fabrikmarke mit derselben Warenbezeichnung viel geringere Ware geliefert. Es werden geringere und ganz wertlose Kräfte herausgestellt, und die Regie wird geradezu liederlich. Was man an manchen Abenden der Freien Volksbühne dargeboten bekommt, ist nach der Richtung hin geradezu unerhört.

Dem Unternehmer Max Reinhardt genügten die drei Theater noch nicht. Der Betrieb verträgt noch eine Vergrößerung. Er führt den Spielplan zu Hause mit Aushilfskräften durch und geht mit den Reklamekräften auf große Gastspielreisen. Dann hat er im Dezember im „Wintergarten" ein großes Gastspiel begonnen, um sein Ballettpersonal zu beschäftigen.

Möglichst billige Arbeitskräfte zu gewinnen, ist natürlich das oberste Ziel dieses kapitalistischen Unternehmens. Am billigsten sind jene, die gar nichts kosten. In der „Allgemeinen Chorsänger-Zeitung" steht unter der Überschrift „Der Reinhardtbühne unwürdig" folgendes zu lesen: „Im ‚Berliner Lokal-Anzeiger' erschien nachfolgendes Inserat: ‚Herrenchor. Stimmbegabte Herren, die dem Theaterchor einer ersten hiesigen Bühne beitreten wollen, werden gebeten, ihre Adresse unter Chiffre Z. I. 522 an die Hauptstelle d. Bl. einzusenden. Keine Berufssänger.' Einer unsrer Berliner Vertrauensmänner veranlaßte einen Bekannten, sich auf dieses Inserat hin zu melden, worauf er folgendes vervielfältigte Schreiben erhielt: ‚Chorverein, Chor des Deutschen Theaters. Berlin-Wilmersdorf, Binger Straße 84. Herren ... Der Chor des Deutschen Theaters hat neben der Pflege des Chorgesanges die Aufgabe, die bei den Aufführungen des Deutschen Theaters erforderlichen Gesänge auszuführen. Eine Bezahlung dieser Tätigkeit findet nicht statt, jedoch werden die entstehenden Fahrkosten usw. mit je Einer Mark für jede Vorstellung vergütet. Außerdem steht den Mitgliedern eine Anzahl Freikarten zum Besuch der Reinhardtschen Bühnen zu. Sollten Sie unter diesen Bedingungen geneigt sein, unserm Chor beizutreten, so bitte ich Sie ergebenst, kommenden Montag, abends acht Uhr, in unserem Übungssaal (Probebühne der Kammerspiele, Schumannstraße) zwecks Stimmprüfung und Empfang näherer Mitteilungen zu erscheinen. Hochachtungsvoll Franz Möhn, Vorsitzender ...'"

Früher haben die Reinhardtbühnen für jene Stücke, die einen Chor brauchten, sich jeweils einen bei irgendeinem Unternehmer erborgt. Das war natürlich wesentlich billiger, als wenn das Theater, wie es sich für eine vornehme Bühne schickt, einen eigenen Chor gehalten hätte. Nun ist man so schlau, sich den eigenen Chor zu leisten, der aber gar nichts kostet. Die Verwaltung des Deutschen Theaters hat erklärt, daß sie dabei auf die Sucht der Damen und Herren der Gesellschaft, einmal hinter die Kulissen schauen zu können, spekuliere. Nicht gerade sehr vornehm, aber scheinbar geeignet, den Vorwurf der sozialen Ausbeuterei zu entkräften. Merkwürdig, daß diese Damen und Herren der Gesellschaft dann doch das Fahrgeld annehmen. Davon abgesehen aber bleibt bestehen, daß ein kapitalistisch großartig dastehendes Unternehmen zur Steigerung des eigenen Gewinnes den schwer kämpfenden Chorsängerstand um eine Erwerbsmöglichkeit betrügt. Aber „Geschäft" heißt die Parole.

Soeben verlautet, daß die Direktion Reinhardt das Singspiel „Die Vagabunden" erworben habe. Es ist dies eine ähnliche widerwärtige Vergewaltigung der Kompositionen Schumanns, wie sie im „Dreimäderlhaus" mit denen Schuberts getrieben wird. Reinhardt gibt sich also zur Verbreitung eines Schundwerkes hin, was um so schwerer wiegt, als die Aufführungen im Theater der Volksbühne stattfinden und jedenfalls den Mitgliedern dieses zur Verbreitung edler Kunst im Volke gegründeten Vereins als Vereinsvorstellung angehängt werden.

Künstlerisch noch verhängnisvoller ist das Gebaren, das Max Jungk in der „B. Z. am Mittag" (11. Jan. 1917) den Reinhardtbühnen hinsichtlich der Annahme neuer Werke vorwirft. Natürlich drängt sich alles an das vielberühmte Theater. „Die Dichter, die nur irgendwelche Qualitäten besitzen, werden da auch tatsächlich mit sicherem Griffe herausgeholt und angenommen. Wohlgemerkt: Angenommen! Aber auch aufgeführt??

Digitized by Google

Ich kenne Fälle, wo Autoren durch die Annahme ihres Werkes an besagter Bühne sich zu den stolzesten Hoffnungen berechtigt glauben und Jahr um Jahr auf die Aufführung warten — leider vergebens. Mürbe geworden, gehen sie um ein Haus weiter und versuchen bei einem anderen Theater nicht bloß angenommen, sondern auch aufgeführt zu werden. Aber da zeigt es sich denn, wenn die neue Direktion die Absicht hat, dem Dichter gerecht zu werden, daß die andere Theaterleitung auf ihre wohlerworbenen Rechte nicht zu verzichten geneigt ist, den Autor mit Versprechungen hinhält und sein Stück weiter unaufgeführt läßt. Das heißt mit anderen Worten: Es werden oft Stücke angenommen, nicht etwa zum Zwecke der Aufführung, sondern um liegen gelassen zu werden, damit nur um Gotteswillen die Konkurrenz sie nicht bekommt." — —

Die auffällige Tatsache, daß unlängst vier bekannte Mitglieder der Reinhardtbühne auf einmal einen Ruf an das Königliche Schauspielhaus annahmen, brachte zur öffentlichen Kenntnis, daß auch in der Bezahlung bekannter Schauspielkräfte bei Reinhardt unglaubliche Zustände herrschen. Die „Schaubühne", die von jeher am Ruhme Reinhardts eifrig mitgebaut hat, sah sich doch veranlaßt, folgende Anschuldigungen eines Mitgliedes der Reinhardtbühne zu veröffentlichen: „Es sei unerhört, was für Gagen Reinhardt zahle. Leute, die vom ersten bis zum letzten Tag der Saison jeden Abend und jeden Sonntagnachmittag auf der Bühne stünden, die manchmal an einem Abend in zwei Theatern aufträten, die mehr oder minder entscheidend zu dem Erfolg fast jeder Aufführung beitrügen — Künstler mit Nerven und dem Recht auf Ansprüche jeder Art erhielten Gagen, die ihnen bei der gegenwärtigen Teuerung nicht erlaubten, sich satt zu essen. Soweit sie keine Geltung auf dem Filmmarkt hätten, seien sie genötigt, Schulden zu machen. Einer der begabtesten Schauspieler Berlins, den Hülsen mit vierundzwanzigtausend Mark Jahresgage nicht zu hoch bewerte, bekäme bei Reinhardt dreihundert Mark im Monat, aber keineswegs für zwölf Monate, und lerne seine tragenden Rollen in einem Zimmer, das für ihn, seine Frau und sein Kind die ganze Wohnung vorstelle. Wer die Direktion um eine freiwillige kleine Zulage förmlich anflehe, für den würde sie an Bedingungen geknüpft, die anzunehmen die Selbstachtung verböte. Wenn er ablehne und doch nicht locker lasse, dann kriege er am Gagetag in einem Kuvert fünfundzwanzig Mark zugesteckt und würde in die peinliche Zwangslage gebracht, dies Almosen dem Rendanten vor die Füße zu werfen. Die Stimmung sei so, daß ein Mitglied, welches nach seinem eigenen Ausdruck sieben Jahre schweren Reinhardt abgesessen hat, neulich einen Dramaturgen fast erwürgt habe. Eine Entschuldigung gäbe es gar nicht: die drei Theater, deren Direktion bei Kriegsbeginn mit einem Teil des Personals neue Verträge zu erheblich verminderten Bezügen auf Jahre hinaus geschlossen hätte, gingen bei Friedenseintrittspreisen dauernd besser als im Frieden."

Das war in Nr. 44 dieser Zeitschrift. In Nr. 47 wird manches als Übertreibung hingestellt, aber bestehen bleibt, daß Reinhardt zweierlei aufs rücksichtsloseste für seinen pekuniären Vorteil ausnutzt: Erstens den künstlerischen Ehrgeiz oder auch die Eitelkeit der Schauspieler, die an seiner Bühne die beste Aussicht haben, die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich zu lenken. Das ist ein Verdienst des Regisseurs Reinhardt und des ungemein geschickten Theatermannes, der es versteht, die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte an den Ort zu stellen, an dem sie am besten wirken können. Darin liegt für den Schauspieler ein außerordentlicher Vorteil und es ist begreiflich, daß er dafür Opfer zu bringen bereit ist. Auch darf man den Idealismus dieser Künstler nicht unterschätzen, denen die Genugtuung, an einer — mag man sich auch noch so kritisch zu ihren einzelnen Leistungen stellen — doch unvergleichlich lebendig arbeitenden Bühne tätig zu sein, einen Ausfall an barem Einkommen wohl aufwiegt. Schade nur, daß der Direktor dieses Theaters von einem solchen Idealismus offenbar unberührt ist, denn sonst würde es sein Stolz sein, die Mitarbeiter seiner künstlerischen Erfolge auch an seinem pekuniären teilhaben zu lassen.

Indes, auf edle Gesinnung hat man im Geschäftsleben keinen Anspruch, wohl aber auf soziale Billigkeit. Reinhardt aber hat den Krieg wucherisch ausgenutzt. Wohl konnte der An-

Digitized by Google

fangszustand, daß jedes Mitglied monatlich 100 ℳ erhielt, nicht lange aufrechterhalten bleiben; er war auch zu blödsinnig. Ich weiß z. B. von einem einst berühmten alten Schauspieler, daß ihm bei Reinhardt für die aushilfsweise Darstellung einer bedeutenden Rolle nach diesem Satze ℳ 3.50 angeboten worden sind. Aber bei den am 1. Januar 1915 mit allen Mitgliedern geschlossenen neuen Verträgen sind die drohenden Möglichkeiten der Kriegsverhältnisse von der Direktion aufs schroffste ausgenutzt worden. Das schlimmste aber ist, daß alle Verträge des Deutschen Theaters nur auf acht Monate laufen. Auch die „Schaubühne" weiß hier nichts zu beschönigen: „Die Direktion hat das Recht, jedes Mitglied vier Monate im Jahre ohne Bezüge zu beurlauben. Wem sie nachsagt, daß er dreihundert Mark im Monat, also selbst bei dieser Teuerung ein Existenzminimum habe, der verfügt in Wahrheit nur über zweihundert Mark. Die Direktion schwächt auch diesen Vorwurf ab: sie habe im Jahre 1914/15 neun Monate gespielt und neuneinhalb Monate bezahlt; und sie habe im Jahre 1915/16 neun Monate gespielt und bezahlt. Aber das stellt sich immer erst hinterher heraus. Damit kann das Mitglied nicht von vornherein rechnen. Während die mehr oder minder literaturentsprungenen Direktoren L'Arronge, Brahm und Lindau Zehn- und Elfmonats-Verträge geschlossen haben, ist es dem Schauspieler Reinhardt vorbehalten geblieben, Achtmonats-Verträge einzuführen — die freilich geeignet sind, die Lage der Arbeitnehmer am Theater unsicher zu gestalten und dieses leicht erregbare Geschlecht noch nervöser zu machen. Über hundert Einzelheiten des Verhältnisses zwischen Direktion und Mitgliedern läßt sich streiten. Der Streit wird jeweils von den Streitern selbst und von uns Zuschauern danach geschlichtet werden, wie das Mitglied künstlerisch und menschlich mit der Direktion steht. Wir haben uns letzten Endes nicht einzumischen. Aber es ist eine soziale Frage von erheblicher Bedeutung, daß ein Arbeiter, der sich auf fünf Jahre mit seiner ganzen Persönlichkeit an ein Unternehmen gebunden hat, im Februar jedes Jahres nicht wissen soll, ob er im Juni beschäftigt und besoldet wird oder nicht. Bei einem Riesenunternehmen, wie das Haus Reinhardt heute ist, dürfte das nicht von dem Zufall eines Frühjahrszugstücks abhängen. Die Darsteller müssen im Anfang des Jahres wissen, für welche Zeit zwischen Mai und September sie über sich zu bestimmen haben. Im April ist ein Sommerengagement kaum mehr zu finden."

Hier müßte die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger sofort eingreifen.

Seltsam, daß die sonst auf alle „Fälle" so erpichte Presse über diese Verhältnisse sich ausschweigt und, wo sie darum nicht herumkommt, nach tausend Beschönigungen sucht. Ich kann mir nicht helfen, das sind Dinge, die im Blute liegen. Wir Deutsche werden niemals diese Art von Moral begreifen. Für unser Gefühl verpflichtet der Erfolg, verpflichtet auch das Können. Wir haben, wie uns die Erfahrungen dieses Krieges lehren, in verhängnisvoller Weise unser deutsches Leben durch diesen Geschäftsgeist verseuchen lassen, so daß Tausende von Volksgenossen ihm verfallen sind. Es muß endlich auf die richtige Stelle zugeschlagen werden. Das ganze Geschimpfe auf den Wucher hat auch in moralischer Hinsicht keinen Wert, wenn wir nicht die innerste Ursache dieser sittlichen Durchseuchung erkennen und brandmarken.

Gegen den kapitalistischen Geist gilt es zu kämpfen. Es kann aber dem schärfer Zusehenden nicht entgehen, daß diesem Geiste oft an Stellen Vorschub geleistet wird, für die seine Bekämpfung selbstverständliche Pflicht sein sollte. Ich weiß z. B. von manchem, der sich durch die Art, wie für die deutsche Kriegsanleihe geworben worden ist, zu tiefst verletzt fühlte. Ich glaube nicht, daß in solchen Fällen der Zweck die Mittel heiligt, glaube vor allem nicht, daß zur Erreichung des Zweckes diese Mittel notwendig gewesen wären. Aber solche bösen Geister, die man ruft, wird man nie wieder los. Gleich in den Anfängen müssen sie bekämpft werden. Darum wiesen wir an dieser Stelle schon seit Jahren auf alle Erscheinungen hin, die das Wuchern dieses Geschäftsgeistes in unserm Kunstleben offenbarten. Man hat geleugnet, gespöttelt und vernichtiget. Jetzt wagt keiner mehr die Tatsachen zu bestreiten. Was bleibt uns aber noch rein, wenn selbst diese Lebensgebiete durchseucht sind? **Karl Storck**

Digitized by Google

Baltische Kunst

I. Architektur

(Mit 6 Abbildungen)

Für den Unkundigen waren die baltischen Provinzen, ehe die als Begleiterscheinung dieses Krieges entstandene Literatur aufklärend über ihr Wesen unterrichtete, ein russisches Land, nicht nur im Sinne der Zugehörigkeit zum russischen Reich, sondern auch nach der Beschaffenheit ihres kulturellen Lebens. Nur wenige hatten Kenntnis davon, daß dort seit Jahrhunderten deutsche Stammesbrüder lebten, die trotz aller Bedrückung ihres Volkstums noch immer das Erbe ihrer Väter mit aufopferungsvoller Liebe hüteten und ihren Stolz darin erblickten, als gute, echte Deutsche zu gelten. Selbst ernsthaft Gebildete konnte man nicht selten ihre Verwunderung äußern hören, wenn sie Bewohner der baltischen Provinzen antrafen, die ebenso wie sie das Deutsche beherrschten und es ihre Muttersprache nannten. Und mit herber Wehmut erfüllte es andererseits den Balten, wenn man ihn in Deutschland als „Deutsch-Russen“ bezeichnete und ihn dadurch gewissermaßen mit einem Volke zusammenwürfelte, das nichts Verwandtes mit ihm hat und das nur durch die gemeinsame Staatsangehörigkeit einen Berührungspunkt bietet.

Der Ausdruck „Deutsch-Russe“ berührt den Balten insofern verletzend, weil er ihn gerade an jener Stelle trifft, wo er am empfindlichsten ist — in seiner deutschen Gesinnung —, und weil er eine völlig falsche Vorstellung von ihm gibt; denn mit Recht darf er, auf seine kulturellen Leistungen weisend, sich dessen rühmen, die ihm von der Geschichte zugewiesene Aufgabe, ein Vorposten deutscher Kultur im Osten zu sein, mit Erfolg erfüllt zu haben. Mochte auch durch die Russifizierung das deutsche Ansehen im Baltenlande empfindlich geschädigt worden sein, das jedoch, worauf es die Regierung vor allem andern abgesehen hatte — die deutsche Kultur mit Stumpf und Stiel auszurotten —, blieb ihren heftigen Bemühungen versagt. Allerdings geschwächt, aber immer noch kraftvoll genug stand die deutsche Kultur da und behauptet sich bis in unsere Tage dank der gemeinsamen Arbeit aller gebildeten Stände des Landes.

Darum darf man noch jetzt von einem deutschen Antlitz der baltischen Provinzen reden. Wer den baltischen Boden zum erstenmal betritt, wird dies ohne weiteres bestätigt finden. Zwischen Rußland und den drei Provinzen Liv-, Est- und Kurland ist der Unterschied in kultureller Beziehung viel stärker ausgeprägt, tritt die Grenze viel schärfer hervor als zwischen Deutschland und dem Baltikum. Das erkennt auch der vom Panslawismus noch nicht angekränkelte Russe. Für ihn sind diese eine geschlossene Einheit bildenden drei deutschen Kulturländer ein Fremdkörper im russischen Staat. Er vermag sich drin nicht heimisch zu fühlen. Wenn ihn nicht der Berufszwang hierher führt oder das Seebad am rigaischen Strande lockt oder die Tüchtigkeit der baltischen Ärzte ihn veranlaßt, sich ihrer Behandlung anzuvertrauen, so bleibt er lieber fern. Andererseits betont auch der Balte immer seinen Abstand vom Slawentum, indem er erst Rußland dort anfangen läßt, wo die Grenzen seiner Heimat aufhören. Wie oft sagt er, wenn er sich nach Petersburg oder Moskau begibt: „Ich reise nach Rußland“ und ist dabei so durchdrungen von dieser Überzeugung, daß er sich in eine andere gar nicht hineindenken kann. Er betrachtet sich eben als deutschen Bewohner eines deutschen Landes, das durch Zufall einen russischen Zaren zum Herrscher erhalten hat.

Am auffälligsten tritt der deutsche Charakter der baltischen Provinzen nach außen in ihrer Architektur zutage. Freilich aus der ältesten Zeit der Deutschenherrschaft sind nur Trümmer als Zeugen vorhanden. Aber selbst diese zerfallenen Gemäuer der alten Ritterburgen, von denen aus die deutschen Ordensbrüder die aufrührerischen Stämme der Liven, Esten und Kuren bändigten, und an deren festem Gefüge mancher Ansturm eroberungslüsterner Nachbarn zerbrach, reden noch jetzt eine eindrucksvolle Sprache. Sie erzählen von hartnäcki-

gen Kämpfen und berichten von dem großen Leid, das die Vergangenheit über das baltische Land gebracht hat. Nur wenige, wie die sog. Schwedenfeste in Narwa und die frühere Ordensburg auf dem Domberg zu Reval, haben sich fast unversehrt bis heute erhalten. An ihnen und an den übriggebliebenen Trümmerüberresten läßt sich noch deutlich der Geist der baltischen Burgenbaukunst erkennen. Es sind dieselben Prinzipien, die auch bei der Erbauung der preußischen Burgen gewaltet haben: ein praktisches, das, die Bodengestaltung ausnutzend, auf günstige Schutz- und Verteidigungsbedingungen abzielte, und ein ästhetisches, das, den mittelalterlichen Schönheitsgesetzen gehorchend, den starken Trutzfesten eine gefällige Form zu geben suchte. So leuchtet selbst aus den Ruinen dieser Burgen noch etwas von romantischer Schönheit.

Nächst den Burgen wahren die Kirchen am getreusten das Vermächtnis der Vergangenheit. Sie tragen vor allem mit ihren spitzen Türmen viel zum deutschen Gepräge der baltischen Städte bei. In ihrer auf Klarheit und Sachlichkeit gerichteten, schlichten und schlanken Struktur wird die Verwandtschaft des baltischen Wesens mit dem norddeutschen am sinnfälligsten offenbar. Man wird sofort bei ihrem Anblick an die Kirchen anderer Hansastädte, vor allem von Lübeck erinnert und weiß, wo die Meister hergekommen sind, die sie errichteten. Nichts bestätigt uns so die ungemeine Regsamkeit des geistigen Austausches zwischen dem Mutterlande und seiner ältesten Kolonie als gerade diese Bauwerke, welche der norddeutschen Backsteingotik so weit im Osten eine Heimstätte bereitet haben.

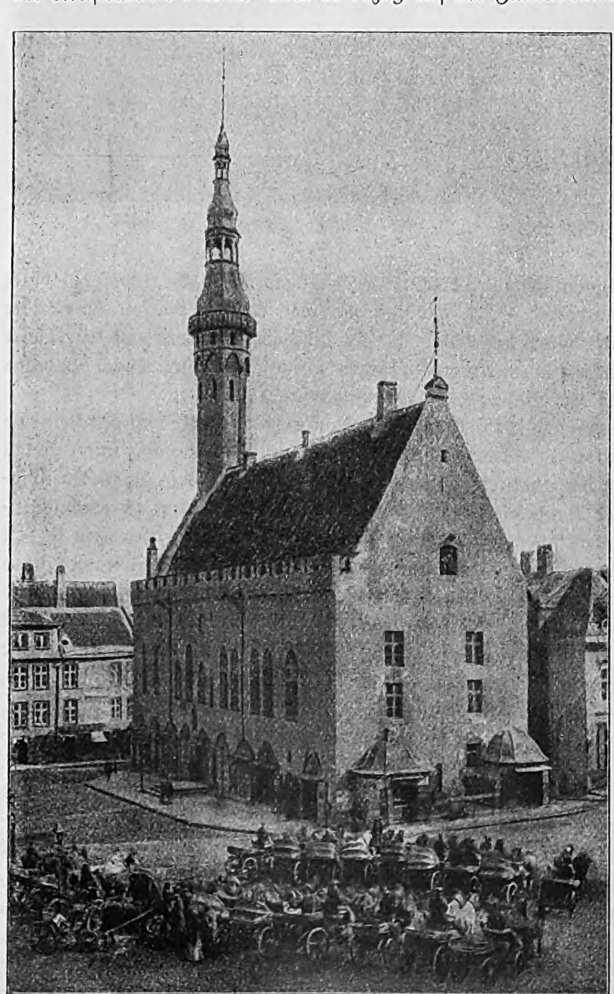


St. Johanniskirche in Walk (Livland)

Von der kunstvollsten unter den baltischen Kirchen, der ehemaligen bischöflichen Kathedrale zu Dorpat, stehen leider nur noch die Umfassungsmauern. Der im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entstandene Bau ist im Jahre 1598 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen. Von den gewaltigen Raumverhältnissen dieses Gotteshauses geben die erhaltenen Mauerreste jedoch eine deutliche Vorstellung. Es spricht trotz der großen Dimensionen eine Leichtigkeit aus der Anlage, die verblüffend wirkt; die Pfeiler scheinen bis ins Endlose zu streben, und der ganze Bau steigt mit einer Kühnheit empor, als ob er niemals eine Decke, sondern

Digitized by Google

werk deutscher Zimmermannskunst, das Johann Heinrich Wülbern 1746 vollendete. Ungefähr zu gleicher Zeit, d. h. in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wurden die kleine, später unter dem Einfluß der Renaissance erheblich veränderte ehemalige Dominikanerkirche zu St. Johann und die Pfarrkirche zu St. Jakob erbaut. Letztere, die ebenfalls durch Stilmischungen die Chronologie ihrer Entstehung verrät, gehört allerdings zu jenen Beispielen, bei denen der Schönheitssinn nicht zu Rate gezogen worden ist. Nur der Turm bildet eine Ausnahme und hat jene hoch aufstrebende, spitze, schlanke Form, welche so viele baltische Gotteshäuser auszeichnet. Auch die Kirchen Revals — der Dom, St. Nikolaus, St. Olai — haben ein patriarchalisches Alter. Auch bei ihnen findet man die Turmbauten zu ansehnlicher Höhe gesteigert, jedoch ohne jeden architektonischen Aufwand. Sie sollten wohl nur weithin erkennbare Merkzeichen für die Kauffahrer sein. An architektonischer Durchbildung stehen die Revaler Kirchen hinter denen Rigas zurück. Das reizvolle Motiv eines Querschiffs fehlt; es wird allein die Konstruktion betont. Aber in bezug auf die Innendekoration sind sie reicher ausgestattet.

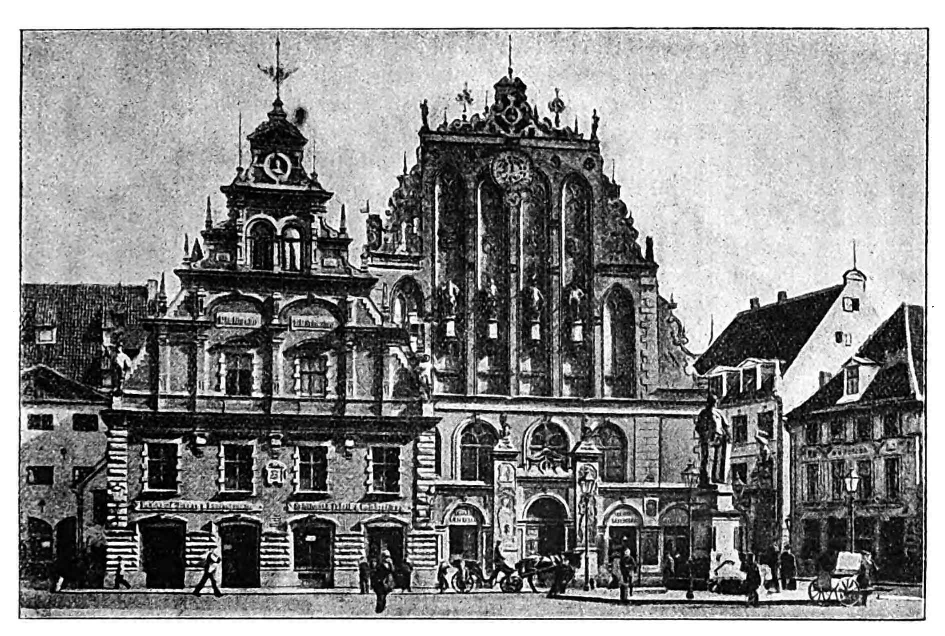


Rathaus in Reval

Der ältere Kirchentypus ist nur in den beiden genannten Städten vorhanden. Auf dem Lande begegnet man ihm überhaupt nicht. Hier reicht das Alter der Kirchen sehr selten über mehr als zweihundert Jahre. Die Kriege, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zerstörend über die Provinzen hingegangen sind, haben alles, was hier an mittelalterlichen Bauwerken gestanden haben mag, bis auf dürftige Reste vernichtet. Unter den Landkirchen herrscht ein bestimmter Typus vor: ein einschiffiger, ziemlich gedrungener, weiß getünchter Bau mit spitzem roten Turm. Meist auf einer kleinen Anhöhe liegend und von alten Bäumen umgeben, wirken diese weißen Kirchen mit ihren roten Storchschnabeltürmen sehr malerisch inmitten der weiten Wiesen und Felder.

Die neuere baltische Kirchenarchitektur hat nur wenige bemerkenswerte Bauwerke hervorgebracht. Zum überwiegenden Teil sind es Nachbildungen nach berühmten Mustern oder mindestens starke Anlehnungen an ältere Vorbilder hauptsächlich gotischen

Digitized by Google



Das Schwarzhäupterhaus in Riga

Stils, den das Konsistorium den Architekten sogar vorschrieb. Nur ein einziger hat sich nicht an diese Voraussetzung gehalten. Es ist der Baumeister Christoph Haberland (1750—1803), der, aus der Einflußsphäre der Longuelune de Bodt'schen Architektenschule kommend, so schöne klassizistische Häuserfronten in Riga geschaffen hat, und von dem auch die Kirche in Walk herrührt, eine der interessantesten Kirchenbauten des achtzehnten Jahrhunderts, die einen selbständig schöpferischen Geist verrät.

Nirgends in den baltischen Provinzen ist das deutsche Gepräge einer Hansastadt noch so gut im Stadtbild selbst erkennbar, wie in Reval. Man mag sich diesem „Genua des Nordens“ nähern, von welcher Seite man will, vom Meere oder vom Lande aus, überall wird es einen mit seinen dicken Mauern und Bastionen, mit seinen trotzig aufragenden Türmen und seinem zackigen Gewimmel der Dächer und Giebel an eine altertümliche deutsche Stadt erinnern. Am schönsten freilich ist der Anblick Revals bei Abendsonnenschein vom Meere aus. Da enthüllt sich die stimmungsvolle Wirkung seiner Silhouette in ihren gefälligsten Reizen. Lenkt man vom Hafen aus die Schritte in die Stadt, dann kommt man an die verschiedenen Bastionen und Türme in den mannigfaltigsten schlanken und runden Formen, deren Namen „Dicke Margarete“, „Langer Hermann“, „Landskrone“, „Pilsticker“, „Kiek in de Kök“ so heimisch anmuten. Plötzlich sich öffnende Torbogen zeigen stets neue, abwechslungsreiche Bilder. Bald blickt man in ein schmales, ansteigendes Gäßchen mit einer Reihe hochgiebeliger mittelalterlicher Häuser, so daß man sich nach Nürnberg oder Rothenburg versetzt glaubt, bald grüßen prachtvolle gotische Portale, bald tauchen trauliche Biedermeierstimmungen auf, die aus Spitzwegs Gemälden entnommen zu sein scheinen. Daneben fällt das Auge auf manches ehrwürdige patriarchalische Gebäude, so zum Beispiel auf die Ordensburg, die den Domberg schmückt, auf den massiven gotischen Bau der großen Gilde, dessen Entstehung in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fällt, und auf das Rathaus mit seinem minarettartigen Turm, reich ausgemaltem Saal und kostbarem Gestühl. Das letztere hat auch noch insofern eine besondere Bedeutung, als es das einzige erhaltene mittelalterliche Rathaus der baltischen Provinzen ist.

Digitized by Google

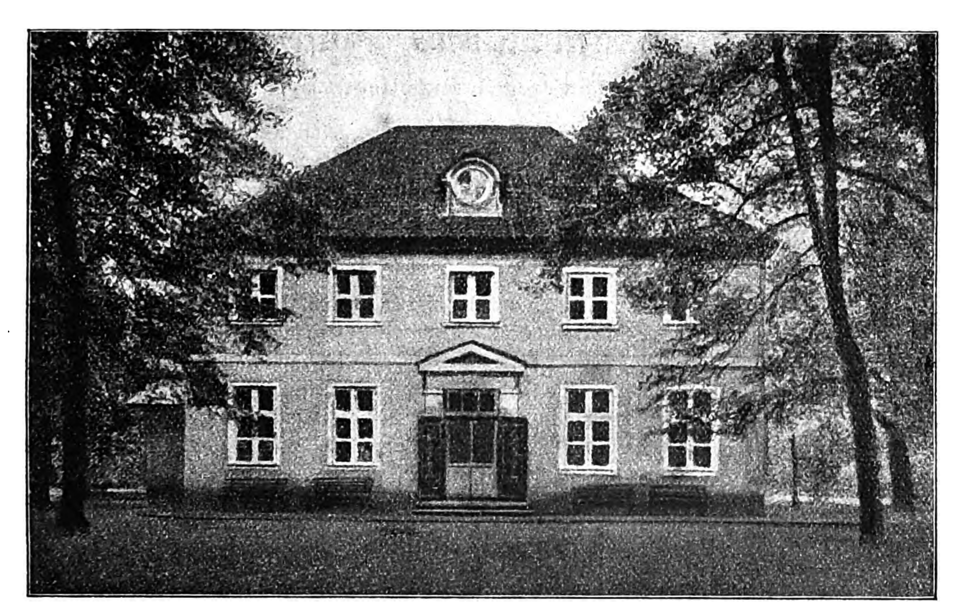
In Riga tritt das alte Stadtbild nicht so auffällig wie in Reval hervor. Nur der Ortskundige kennt hier die malerischen Gäßchen, die sich, oft an der Rückwand vielstöckiger neuzeitlicher Bauriesen vorübergleitend, gleichsam scheu dem Tageslicht ausweichend, durch das Häusermeer schlängeln, um dann entweder im Schatten irgendeiner der großen Kirchen zu enden oder vorwitzig bis an den Kanal vorzudrängen, der einst die Mauern Rigas umspülte und jetzt, von prächtigen Gartenanlagen umsäumt, die Grenzscheide zwischen Alt- und Neustadt bildet. Immerhin fehlt es auch hier nicht an einigen charakteristischen Zeugnissen mittelalterlicher Architektur, unter denen das nach der „Gesellschaft der schwarzen Häupter", einer Vereinigung unverehelichter deutscher Kaufleute, benannte „Schwarzhäupterhaus" an erster Stelle steht. Ursprünglich war es — seine Erbauung fiel in das Jahr 1334 — das städtische Gildenhaus, das der Rat an Stelle der in den Pfandbesitz des Ordens übergegangenen älteren Gildenhäuser erbauen mußte. Wenige Gebäude sind so gut in Riga erhalten geblieben wie dieses. Nur die Fassade, die später durch einige Vorbauten und Verzierungen gelitten hat, ist nicht mehr so reizvoll wie früher.

Merkwürdig gering ist die architektonische Ausbeute aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Die Ursache liegt in den Zeitereignissen, wurden doch damals gerade die baltischen Provinzen am furchtbarsten von Kriegen heimgesucht und so arg verwüstet, daß selbst in einer Stadt wie Riga weder Geld noch Gelegenheit vorhanden war, um sich baukünstlerischen Unternehmungen zu widmen. Erst nachdem die Wunden des Nordischen Krieges, der ebenso wie seine Vorläufer die meisten Städte in Trümmerhaufen verwandelt hatte, allmählich vernarbt waren, also um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, begann die baltische Architektur wieder einen Aufschwung zu nehmen. Kurland, das als halbwegs selbständiges Land noch verhältnismäßig am wenigsten unter der Unbill des Krieges zu leiden gehabt hatte, erholte sich zuerst. Hier waren die Herzöge aus dem Hause Biron besonders eifrige Bauherren. Unter ihnen entstand das weitläufige Residenzschloß in Mitau, entstanden ferner mehrere Sommerresidenzen in der Umgebung Mitaus, entzückende Rokokodenkmäler, die einst eine Zierde des Herzogtums gewesen sein müssen, heute jedoch so vernachlässigt und verwittert aussehen, daß sich ihre ehemaligen Reize kaum mehr ahnen lassen. In Riga wirkte gegen das Jahrhundertende der schon oben erwähnte Baumeister Haberland, dessen klassizistische Architektur nicht unwesentlich das Stadtbild beeinflußt hat. Einer etwas späteren Zeit gehören jene entzückenden Höfchen an, die vornehme Patrizier sich in der Umgebung Rigas erbauen ließen, um hier fern vom Getriebe des Alltags einer behaglichen Muße zu pflegen, — Biedermeieridylle von anmutigster Form.



Das Haus Ansbach in Riga

Digitized by Google



Ebelshof bei Riga

Mit dem Beginn der Entwicklung Rigas zur Großstadt ungefähr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und der Erweiterung des Stadtgebietes nahm der Privatbau eine gewaltige Ausdehnung an. Die Festungswälle fielen, und damit schwand allmählich der altertümliche Charakter des Stadtbilds. Die eingeschossigen Holzhäuser mit ihren schmucken Giebeln wurden eines nach dem andern niedergerissen, und an ihrer Stelle begannen sich vier- und fünfstöckige Riesengebäude breitzumachen. Ähnlich, wenn auch nicht in so großem Maßstabe, vollzog sich die Umwandlung Revals, obwohl hier noch die wesentlichsten mittelalterlichen Bauwerke stehen blieben. Aber selbst aus den Neubauten tritt der Parallelismus mit der zeitgenössischen deutschen Baukunst offen zutage. Die baltische Architektur durchwanderte alle Phasen der Nachahmung der historischen Stile vom Romanischen und Gotischen bis zu Renaissance und Empire. Ja sogar der Jugendstil drückte manchen Straßenfronten sein unschönes Gepräge auf. Die baltischen Architekten verfolgten jedoch auch mit Aufmerksamkeit die Entwickelung der jüngsten Bestrebungen der deutschen Baukunst und verschafften ihnen in ihrer Heimat Geltung. So zeigt manches in dem letzten Jahrzehnt errichtete Haus in Riga sehr deutlich, woher die Anregung gekommen ist. Wie auf die baltische Architektur um die Mitte des Jahrhunderts Schinkel und Semper unverkennbar eingewirkt hatten, so steht sie jetzt unter dem Einfluß von Alfred Messel, Peter Behrens und Paul Schultze-Naumburg. Man sieht, daß die Beziehungen zum deutschen Mutterlande immer bis in die letzte Zeit aufrechterhalten wurden und daß die baltischen Baukünstler niemals eine Anleihe im Osten machten, sondern stets ihren Blick nach Westen richteten. Darum haben die baltischen Städte ihr deutsches Gepräge bis in die Gegenwart sich erhalten.

Valerian Tornius



Digitized by Google

Otto Taubmanns „Porzia“

(Zu unserer Notenbeilage)

Viel schwerer noch, als eine dramatische Dichtung, gelangt eine Oper zum Bühnendasein. Das ist um so tragischer, als bei einem gleichen Aufgebot von künstlerischer Kraft eine Oper von ihrem Schöpfer ein großes Mehr an technischer Arbeitsleistung verlangt, als ferner die übrigen Veröffentlichungsmöglichkeiten im Vergleich zu denen des Wortdramas unvergleichlich teurer und unzulänglicher sind, und endlich eine viel geringere Zahl von Menschen aus der gedruckten Oper sich eine Vorstellung des Werkes verschaffen können, als aus dem Buch vom Drama. Auch hier zeigt es sich, daß die Oper wohl die umständlichste aller Kunstformen ist, da selbst das größte Architekturwerk in der Zeichnung eher künstlerische Wirkung zu üben vermag, als die Oper im Klavierauszug, und andererseits diese Zeichnung nur ein Geringes an Arbeit darstellt im Vergleich zur Leistung des Opernkomponisten.

Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß der Klavierauszug doch eben ein „Auszug“ ist, während die maßgebende schriftliche Niederlegung durch den Komponisten in der Orchesterpartitur erfolgt. Die Druckkosten für ein Drama, dessen sich kein Verleger erbarmt, kann schließlich jeder noch aufbringen; die Drucklegung des Klavierauszuges einer Oper erheischt im Vergleich dazu ein kleines Kapital, und findet das Buchdrama in der Regel nur geringen Absatz, so hängt es an den Klavierauszügen selbst aufgeführter Opern wie Blei. Aber selbst unter den Opern, die es zum gedruckten Klavierauszug bringen, gelangt kaum eine aufs Hundert zur gestochenen Orchesterpartitur, die überdies außer Fachmusikern keiner zu lesen vermag.

Welch unvergleichlich lockende Macht muß danach in dieser Kunstgattung liegen, da trotz dieser Schwierigkeiten und ungünstigen Aussichten fast jeder schöpferische Musiker sich um einen Erfolg in ihr bemüht. Gewiß wird auf keinem Gebiete soviel Mühe und Streben und zugleich soviel technische Arbeit umsonst vertan, wie hier. Es fehlt zwar jede statistische Unterlage. Aber wenn ich allein an die vielen Opernwerke denke, die ich im Lauf der Jahre als Handschriften eingesehen oder vorgespielt erhalten habe, an den Arbeitsaufwand von Jahren und Jahrzehnten, der in ihnen lag, und auf der andern Seite die wenigen Fälle dagegen rechne, in denen es diese Werke auch nur zur Aufführung an einer Bühne gebracht haben, so festigt sich in mir die Überzeugung, daß hier mit der künstlerischen Kraft eine unverantwortliche Vergeudung getrieben wird, der unbedingt auf irgendeine Weise gesteuert werden muß.

Die Kunstgattung der Oper hängt für ihre Verwirklichung zum lebendigen Kunstwerk noch von weit mehr Kräften ab, als der architektonische Monumentalbau. Aber ist es je einem Baumeister eingefallen, Kirchen, Theater oder andere gewaltige Monumentalbauten künstlerisch so weit fertigzustellen, daß sie nun ohne sein weiteres Mitwirken ausgeführt werden konnten, wenn nicht auf der anderen Seite der Auftraggeber in irgendeiner Form stand. Wir klagen über die Arbeitsverschwendung, die bei den Wettbewerben um Denkmäler und Bauwerke getrieben wird, aber die auf dem Gebiete der Oper übliche ist unendlich größer und ohne jede Gegenleistung. Es ist nicht immer so gewesen, und darum braucht es auch nicht immer so zu bleiben. Noch Mozart hat keine Oper geschrieben, die ihm nicht „in Auftrag“ gegeben war. Wir werden das heute für unsern Opernspielplan bedauern; denn wenn es nach seinem Herzenswunsche gegangen wäre, hätte er seine sprudelnde Fruchtbarkeit überhaupt nur in Opern ausgelebt. Aber andererseits brachte das Vertragsverhältnis eine so enge Beziehung zwischen dem Schöpfer und den nachschaffenden Kräften zustande, daß die verwickelteren Lebensbedingungen dieser Kunstgattung viel eher erfüllt würden als heute.

Das hat keineswegs bloß praktischen Wert. Wir dürfen sicher sein, daß die schöpferische Kraft in einem Künstler sich jedenfalls einen Ausweg sucht. Wenn die Kunstverhältnisse so gestaltet werden, daß diese Kraft sich nicht unnütz in einem Kunstwerk vertut, das der in seiner

Digitized by Google

Gattung liegenden äußeren Schwierigkeiten wegen niemals zum Leben erweckt wird, wird sie sich in andere Kunstformen mit günstigeren Lebensbedingungen ergießen. Ich weiß, daß wenn Richard Wagner so gedacht hätte, wir seine nach „Lohengrin“ entstandenen Werke nicht besäßen. Aber gerade der Fall Wagner zeigt, daß der höchsten „Notwendigkeit“ in der Kunst durch alle Organisation der äußeren Kunstverhältnisse keine Förderung, aber auch keine Hemmung bereitet wird. Das Genie steht außerhalb alles dessen, was sich „ordnen“ läßt und trägt darum die Gesetze seines Handelns nur in sich selbst. Aber wir sollen uns ja nicht einreden, daß bei unseren jetzigen vogelfreien Kunstverhältnissen das Genie es leichter hat als früher, wo in der Oper das Angebot eigentlich durch die Nachfrage geregelt wurde. So wie jetzt die Verhältnisse liegen, ist das Schicksal einer Oper ein Lotteriespiel, bei dem die Zahl der Gewinne gegen die der Nieten ganz verschwindet.

Hat sich ein Komponist nicht auf andere Weise bereits einen Namen gemacht, und verfügt er nicht über ganz besonders günstige Verbindungen, so können Jahre vergehen, bis der von ihm in einem einzigen Exemplar mühselig hergestellte Klavierauszug auch nur an einer Stelle eingehend geprüft wird. Und selbst ein zur Aufführung angenommenes und aufgeführtes Werk hat, wie heute die Verhältnisse liegen, nur Aussicht auf eingehendere Beachtung, wenn es an einer der fünf, sechs Bühnen zur Darstellung kommt, die von der gesamten, vor allem auch von der Berliner Kritik aufgesucht werden. Sonst bleibt es auch nach einem Erfolg liegen und hat nachher eigentlich genau dieselbe Mühe, weiterzukommen, als wenn es überhaupt noch nicht aufgeführt wäre.

Die Aufführung eines Opernwerkes setzt die mühevolle und opferwillige Arbeit wenigstens der zehnfachen Zahl von Künstlerkräften voraus, als die eines Schauspiels. Dementsprechend sind also auch die Anlagekosten der Aufführung unvergleichlich größer. Auf der anderen Seite steht das Publikum einer neuen Oper viel hilfloser gegenüber, als einem neuen Schauspiel. Man muß schon ein guter Kenner sein, um ohne vorherige Vorbereitung — das Studium wenigstens des Klavierauszuges — bei einer einzigen Aufführung eine Oper zu erfassen. Das liebe Publikum macht sich aber sogar mit dem Textbuch zumeist erst während der Aufführung selbst bekannt. So ist es denn kein Wunder, wenn selbst bei gutem örtlichen Erfolg eines guten Werkes nach wenigen Aufführungen das Haus so leer bleibt, daß die vom Kassenbericht abhängigen Bühnen — und bis zu einem hohen Maße sind das selbst die Hoftheater — das Werk vom Spielplan absetzen müssen und für ihre außerordentliche Arbeitsleistung Verluste zu buchen haben.

Hier muß anders gearbeitet werden. Wenn irgendwo, zeigt sich hier eine aufbauende Arbeitsmöglichkeit der **Kritik**, die zielbewußt den von ihr als wertvoll erkannten Werken die Lebensmöglichkeiten schaffen muß und sich nicht bei der bloßen Urteilsabgabe beruhigen darf. Mit allen Mitteln des werbenden Wortes muß das Verständnis für solche Werke gefördert, muß das Verlangen, die Neugier nach ihnen geweckt, muß der Platz dafür freigehalten werden. Die Organisation der **Theaterbesucher** muß hinzukommen. Dem jetzigen, von ganz äußeren Dingen abhängigen Abonnentenstamm der Theater, der sich in der Praxis als Feind aller neuen Werke erweist, muß ein organisierter Besucherstamm für solche künstlerischen Neuheiten gegenübergestellt werden, der, selbst wenn er nicht die Aufführung von neuen Werken selber anregt und durchsetzt, doch das Durchhalten einer als wertvoll erprobten Neuheit ermöglicht.

Mit allem Gerede um deutsche Kunst ist es nicht getan. Es muß dieser deutschen Kunst auch die Lebensmöglichkeit geschaffen werden. Denn gerade die deutsche Oper hat es ihrem ganzen Wesen nach sehr schwer. Die deutsche Oper wird immer mehr auf charakteristische Wahrheit als auf sinnliche Schönheit bedacht sein; je deutscher sie ist, um so mehr wird sie das innere Drama, als die äußere Theatralik pflegen. Das sind die höchsten und dauerndsten Schönheitswerte, denen auch die sinnliche Kraft nicht fehlt. Aber sie sind **nicht sinnfällig**. Je tiefer ein Werk vom Künstler erlebt ist, eines um so tieferen Nacherlebens beim Empfänger

Digitized by Google

bedarf es. Es ist ja doch immer so gewesen. Auch Mozart war für seine Zeitgenossen im Vergleich zu den Romanen der Unsinnliche und Untheatralische. Für Wagner ist es noch in unserer aller Erinnerung. —

Wir stehen gerade wieder einmal vor einem Fall, der diese ungünstigen Kunstverhältnisse grell beleuchtet. Da ist am 12. November 1916 im Opernhaus zu Frankfurt a. M. Otto Taubmanns „Porzia" zur Uraufführung gebracht worden. Die Tat ehrt das Theater und bedeutet im dritten Kriegsjahr eine doppelte Leistung. Soweit ich sehen kann, hat die berufene Kritik einmütig den hohen künstlerischen Wert des Werkes anerkannt und überdies auch seine theatralische Wirkung ausdrücklich hervorgehoben. Die Oper ist noch einige Male wiederholt worden, aber jetzt schon seit Wochen vom Spielplan verschwunden. Ich habe auch noch nicht gehört, daß eine andere Bühne die Aufführung vorbereite.

Es ist traurig zu sagen, aber dieses Werk scheitert an seinen Vorzügen. Diese Vorzüge sind das, was wir als deutsche Kunst preisen und verlangen. Der bekannte Stoff ist frei von jeder Sensation, noch viel mehr auf die elementaren Gefühlslinien der großen Entwicklung gebracht, als bei Shakespeare. Kein Wort kann ein Gemüt verletzen. Von Anfang bis zu Ende ist rückhaltlose Ehrlichkeit das oberste Gebot. Der Künstler beschönigt nichts, verhäßlicht aber auch nichts. So schildert er mit aller Gewalt die dunkle Welt des Hasses und der Rachsucht, aber mit hingebender Inbrunst malt er auch die des Lichtes und der Güte. Daß das Gute siegt, ist doch nicht etwa auch schon zu einem Hindernis für den Erfolg geworden?!

Otto Taubmann steht nicht mehr weit vom sechzigsten Lebensjahr. Er hat eine mannigfaltige Tätigkeit als Kapellmeister, Lehrer und Kritiker hinter sich, der er wohl immer die Muße für das freie künstlerische Schaffen schwer hat abringen müssen. Die Kunst war ihm keine milchende Kuh, für des Lebens Bedürfnisse mußte ihm das Kunsthandwerk dienen. Wenn ein so unbehinderter Meister aller Formen, wie sich Taubmann stets bewährt hat, nur wenige Werke schafft, so zeugt das für eine heilige Ehrfurcht, und unsere Bewunderung wächst, wenn wir überlegen, was es bedeutet, einem an Pflichten überreichen Dasein Lust und Fähigkeit zu so großen Schöpfertaten abzugewinnen. Otto Taubmanns Name als Komponist wurde erst Anfang 1910 allgemein bekannt, als der Philharmonische Chor in Berlin seine „Deutsche Messe" zum Siege führte. Wir haben über das großangelegte und eigenartige Werk seinerzeit im Türmer berichtet (12. Jahrg. I, S. 922). Einzelne Teile dieser „Deutschen Messe" waren schon zwölf Jahre vorher in Dortmund aufgeführt worden. Erst der Berliner Erfolg bewirkte ihre Wiedergabe bei den größeren Chorvereinigungen Deutschlands. Die Anerkennung war allgemein; trotzdem ist das Werk in den letzten Jahren wieder versunken. Ich meine, das darf einfach nicht geschehen. Die Chorvereinigungen, die es diesmal herausgebracht haben, müßten es grundsätzlich wenigstens alle drei Jahre wieder vorführen, damit es sich wirklich „einbürgern" kann. Wir bleiben sonst immer auf dem halben Dutzend klassischer Oratorien stehen.

In der „Deutschen Messe" bewährte sich Taubmann, der schon vorher einige bedeutende Chöre geschaffen hatte, vor allem als Meister des Chores. In Verbindung mit dem geistichen Stoffe brachte das eine Bevorzugung der strengen, auf das Publikum „altmodisch" wirkenden Satzformen. Aber der schärfer Zuhorchende fühlte überall den neuen Geist nicht nur in der Farbigkeit des Orchesters, sondern vor allem in einer eigenartigen Plastik des musikalischen Ausdrucks, der nach höchster Anschaulichkeit des Dichterwortes strebte und jede Gefühlsstimmung scharf herausarbeitete. Das sind Eigenschaften, die zur Bühne berufen. Der erste Schritt, den Taubmann auf sie tat, kennzeichnete seine eigenwillige Sonderart. Die „Sängerweihe", die 1904 in Elberfeld und danach noch in Dessau aufgeführt wurde, stellte im Zuschauerraum einen Chor auf, der gewissermaßen als „idealer Zuschauer" seinen Empfindungen über die Bühnenvorgänge Ausdruck lieh. Ich könnte mir denken, daß heute, wo in Anton Wildgans' „Armut" das lyrische Gedicht als dramatische Bewegungskraft einen so starken theatralischen

Digitized by Google

Erfolg errungen hat, auch die „Sängerweihe“ dank ihrer hohen musikalischen Schönheit eine freundlichere Aufnahme finden würde, als es seinerzeit geschehen ist.

Aber Taubmann hat sich nicht auf eine Form versteift, sondern bietet jetzt in seiner „Porzia“ ein durchaus theatergerechtes, in allem Äußeren die berechtigten Forderungen der Bühne ausgezeichnet erfüllendes Werk dar. Man mag ja zunächst seine grundsätzlichen Bedenken haben, wenn auf der Bühne heimische Dramen der Weltliteratur gleichzeitig als Opern vorgeführt werden. Die Bedenken sind entschieden gerechtfertigt, wenn die Bearbeitung für die Oper nicht auf die besonderen Bedürfnisse, und zwar die inneren des Musikdramas, Rücksicht nimmt. Aber die nachhaltigen Erfolge von Strauß' „Salome“ und „Elektra“ zeigen, daß auch hier für den Erfolg Ausnahmen möglich sind, während die Art, wie Mozarts „Figaro“ dem Drama Beaumarchais die Lebensmöglichkeit erhalten hat, oder wie Nicolais „Lustige Weiber“ sogar eine Dichtung Shakespeares fürs Theater retten konnte, als Beispiele für die Erhöhung der dichterischen Vorlage in der Oper dienen mögen. Im übrigen ist doch auch Verdis „Rigoletto“ selbst als Drama immer noch genießbarer,[1] als „Viktor Hugos „Le roi s'amuse“ und auch seine „Violetta“ ziehe ich der „Cameliendame“ des Dumas vor. Im allgemeinen dürfte der Fall so liegen, daß Dramen aus fremden Literaturen uns eher in der Oper erträglich sind, als Umdichtungen aus der eigenen. Shakespeare ist freilich in der Hinsicht völlig zum deutschen Besitz geworden.

Es ist überraschend, daß auch die Italiener, vor denen kaum ein Drama der Weltliteratur sicher gewesen ist, den „Kaufmann von Venedig“ bis jetzt für die Oper nicht ausgebeutet haben. Es gibt hier eigentlich nur die Schauspielmusiken der beiden Engländer Arne und Sullivan und die weniger belangreichen, die wir auf deutschen Bühnen benutzen. Wahrscheinlich hat die Gestalt Shylocks die älteren Komponisten abgestoßen. Gewiß steckt in dem als Jude eingekleideten bösen Teufel nichts Musikalisches im landläufigen Sinne. Anders ist es vom deutschen sinfonischen Standpunkte aus. Auf ihm steht Taubmann und sein sehr geschickter Textbearbeiter Richard Wilde.

Der Titel „Porzia“ ist bezeichnend, um so mehr, als der wohl ziemlich vereinzelte Fall vorliegt, daß die Titelheldin im ersten Akt überhaupt nicht auf der Bühne erscheint und nur einmal gelegentlich erwähnt wird. Der Kaufmann selbst tritt in den Hintergrund, beherrschend sind die beiden Gestalten Shylock und Porzia. Jener steht allein im ersten Akt, den zweiten beherrscht Porzia, in der ersten Hälfte des dritten stoßen die beiden aufeinander zum Kampfe, und der Schluß gehört der von Porzia vertretenen Macht des Lichtes und der Güte. So ist das Drama zu einem Kampfe zwischen Licht und Finsternis geworden. Das ist musikalisch ein außerordentlich dankbarer Vorwurf, wenn auch zugegeben sei, daß die breitangelegte, nach der Tiefe schürfende Darstellung der dunkeln Welt Shylocks, die den ersten Akt fast ausschließlich füllt, nicht eben erquicklich ist. Um so dankbarer empfinden wir dann den Sieg des Lichtes und Schönen.

Rein musikalisch genommen leistet Taubmann gerade in der Charakteristik Shylocks ganz Hervorragendes. Alle Register sind gezogen, um diese Welt der Verbitterung, des zehrenden Hasses und der wilden Rachgier zu schildern. Ohne jene Sentimentalitäten, die in die Bühnendarstellung des Shakespeareschen Dramas heute fast immer hineingefälscht werden, wächst Shylock zu dämonischer Größe und gewinnt dadurch ein wertvolleres Mitgefühl, als es das bloße Mitleid ist. Mit sehr großem Geschick hat Wilde für die Oper Überflüssiges beseitigt und dabei doch alle charakteristischen Linien und unvergeßlichen Schönheiten der Dichtung unangetastet gelassen. Das ist vor allem auch bei den Porzia-Szenen geglückt, wo uns die Auftritte der Freier erspart bleiben und so Zeit gewonnen wird für das blühende Ausleben der quellenden Liebesempfindung des ebenso edlen, wie klugen Weibes. Gerade dadurch ist sie berufen, in der Gerichtsszene als Vertreterin der Menschlichkeit aufzutreten, so daß dieser entscheidende Auftritt in der musikalischen Einkleidung noch eine Verstärkung gegenüber dem

Digitized by Google

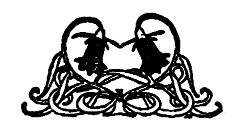
Vorbilde Shakespeares bedeutet, weil nun der Nachdruck nicht auf der in der Form doch vielfach etwas veralteten Dialektik liegt, sondern auf den Ewigkeitskräften des Gefühls. Wie hier auch musikalisch die dunkele und lichte Welt einander entgegengesetzt wird, ist von packender Kraft, gleich einem Kampfe draußen in der Natur, bei dem dann schließlich die Sonne siegreich alles Gewölk verscheucht. Taubmann tut ein übriges und ruft auch den silbrigen Mondschein hinzu: der Schluß ist ganz getaucht in mondbeglänzte Zaubernacht. Ich rechne es dem Komponisten hoch an, daß er es gewagt hat, hier in Tonschönheit zu schwelgen und ganz auf sinnlichen Wohllaut auszugehen. Er kann sich das nach der kühnen Charakteristik der vorangehenden Teile leisten, ohne den Vorwurf zu gewärtigen, als buhle er um die Gunst des Publikums. Aber ich meine, von diesen Schlußteilen aus müßte es gelingen, dem ganzen Werk die Liebe einer breiteren Zuhörerschaft zu gewinnen.

Beim ersten Anhören wird diese freilich kaum gewahr werden, wieviel großliniger Schwung, wieviel natürliches Musikantentum in dieser Partitur steckt, trotzdem ein scharfer Kunstverstand in jedem Takte waltet. Es gibt nicht viele Werke, bei denen die Form dauernd so Inhalt wird, wie hier, und der Komponist hat sich in bewundernswerter Weise nicht nur in die ganze Gefühlswelt des Dramas, sondern auch in jede Minute des einzelnen Geschehens hineingelebt. Beim Studium des Klavierauszuges fallen einem da Hunderte schöner Einzelheiten auf, die ich hier nicht aufzählen mag. Nur auf ein einziges Beispiel will ich hinweisen. Wenn Porzia in ganz ungezwungener ernster Deklamation verkündet, daß sie nach des Vaters letztem Willen nicht Herrin ihrer Hand und ihres Erbes sei, erscheint die musikalische Ausmalung im Orchester in ganz strenger gebundener Form, die bei dem Verse „Und muß mich blinden Zufalls Walten beugen“ formal beibehalten wird, während die Tonart „willkürlichem“ Wechsel unterworfen ist.

Solche Züge kehren, wie gesagt, überall wieder; sie würden keinen Vorzug bedeuten, wenn sie auch nur einmal erzwungen wirkten. Aber sie sind, wenn mir auch alles vergleichende Abwägen fernliegt, von jenem gleichen echten Kunstverstande eingegeben, der in dem berühmten Briefe Mozarts an seinen Vater über die „Entführung aus dem Serail“ hervorleuchtet und die seltsamerweise auch bei manchen Ästhetikern vertretene Meinung Lügen straft, als schaffe das Genie ziemlich unbekümmert. So geheimnisvoll der Vorgang der schöpferischen Empfängnis des Kunstwerkes ist, die gestaltende Loslösung desselben vom Künstler in die Welt hinaus ist immer auch das Werk des bewußten Kunstverstandes.

Hoffentlich gelingt es, dieses edle schöne Werk Otto Taubmanns auf unserer deutschen Bühne heimisch zu machen. Den Musikalischen unter unseren Lesern raten wir, schon jetzt zum Klavierauszug zu greifen, der vom Komponisten bearbeitet und im Drei-Masken-Verlag zu Berlin erschienen ist.

Karl Storck



Digitized by Google

Deutsche Kriegskomponistinnen

Auf dem Gebiete der Musik hat noch keine selbstschaffende Frau klassische Höhe erreicht. Spricht man daher von Komponistinnen, so darf man überhaupt nur an Sterne zweiter oder noch geringerer Größe denken. „Frauen als Komponisten können sich doch nicht verleugnen, dies lass' ich von mir wie von andern gelten!" seufzt sogar eine so geniale Künstlernatur wie Klara Schumann, die über ihr eigenes Klaviertrio (Werk 17) im Jahre 1846 schreibt: „Natürlich bleibt es immer Frauenarbeit, bei denen es immer an der Kraft und hie und da an der Erfindung fehlt." Einige Wochen später beichtet sie dem Tagebuch: „Ich spielte heute abend Roberts Klavierquartett und mein Trio, das mir, je öfter ich es spiele, je unschuldiger vorkommt", und: „Mein Trio erhielt ich heute auch fertig gedruckt, das wollte mir aber nicht sonderlich auf das Roberts (D-Moll) munden, es klang gar weibisch sentimental." — —

So viele dichtende und schriftstellernde Frauen es gibt, die Zahl der Komponistinnen ist, wohl des erforderlichen theoretischen Untergrundes wegen, noch immer sehr spärlich. Der Weltkrieg hat auch von ihnen manchen neuen Namen in die Öffentlichkeit gebracht, am erfolgreichsten, was Kriegs-Kinderlieder betrifft. So hat Hedwig Grosses den Kindern aus der Seele gesungener, rhythmisch-flotter „Kriegs-Kindermarsch": „Nun wollen wir marschieren!" sich unter dem spielenden Soldatenvölkchen schon ziemlich fest eingebürgert, und auch der talentierten Vlämin Catharina van Rennes Kriegs-Kinderlied: „Ein Liedchen für deutsche Knaben" (Tra-tra-ta-ra, tra-ta-ra-ta!) fand bereits in vielen deutschen Familien Eingang. Ilse Hamel hat für den Schulgebrauch ein „Kaiserlied" nach der Melodie des Beethovenschen „Opferliedes" zweistimmig gesetzt.

Aber nicht erst die alle verborgenen Fähigkeiten ans Tageslicht ziehende „Umwertung aller Werte" des gewaltigen Ringens der Gegenwart hat die verschwindend kleine Zahl deutscher Tondichterinnen angespornt, ihr musikalisches Scherflein zur allgemeinen Begeisterung beizutragen; man darf bis zu den Befreiungskriegen zurückgreifen, um, nachweisbar, davon berichten zu können, wie Kampf und Sieg, Vaterlandsliebe und Heldenverehrung auch auf den weiblichen tonkünstlerischen Schaffensdrang befruchtend eingewirkt haben. Daß sich dieser Schaffensdrang aber mehr in Seelenstimmungsschilderungen denn in musikalischer Schlachtenlärmmalerei äußert, ist den komponierenden Frauen wohl nicht zu verübeln.

Die Hymne „Hoffnung" von Luise Reichardt (1779—1826) hat damals wohl den gleichen Beifall gefunden, wie all die neu aufgetauchten Zeitkompositionen unserer Tage, wenn diesem Gesangstücke auch nicht das gleiche Glück zuteil wurde, wie einem andern, unkriegerischen Liede dieser Tondichterin, dem bekannten „Nach Sevilla", dessen volkstümlich gewordene Melodie heute noch in jeder Volksliedersammlung zu finden ist. Luise Reichardt, ebenfalls schon die Tochter einer selbstschaffenden Musikerin und des Kapellmeisters Friedrichs des Großen und Goethe-Komponisten Johann Friedrich Reichardt, lebte seit dem Tode ihres Vaters als Gesanglehrerin in Hamburg. Sie spielte dort als Gründerin einer Singakademie und als verdienstvolle Persönlichkeit bei der Entstehung der ersten Deutschen Musikfeste — 1816 veranlaßte sie das Hamburger Händel-Fest — eine große Rolle und galt in musikalischen Kreisen als bedeutende Frau.

Weniger ernst veranlagt, aber mit gesundem humoristischem Talente begabt, hat die gründlich musiktheoretisch geschulte, nebenbei auch schriftstellernde Herzogin Amalie zu Sachsen (1794—1870), die Tochter des Prinzen Max von Sachsen, der zugunsten seines ältesten Sohnes Friedrich August auf die Thronfolge verzichtete, in ihren zahlreichen Werken zweimal Kriegsstimmung und Soldatengeist hineinklingen lassen. Das eine Mal in ihrer Dresdener Lokalposse „Der Kanonenschuß", die am 9. Juni 1828 aus Anlaß eines theatralischen Festes zu Ehren der Geburt ihres Neffen Prinzen Albert, des nachmaligen Königs, im Dresdener „Gartenpalais"

Digitized by Google

aufgeführt wurde. Entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit, die Texte, auch die damals so beliebten italienischen, selbst zu verfassen — sie dichtete unter dem Namen Amalie Heiter —, stammte hier die außerordentlich humoristisch geschriebene Dichtung von dem genialen Vater des neugeborenen Prinzen, dem Prinzen Johann, dem späteren Dichterfürsten auf dem sächsischen Königsthron (1854—1873), der sich unter dem Pseudonym Philalethes als Dante-Übersetzer in der Literatur einen unsterblichen Platz erworben hat. Er selbst, sowie die hohe Komponistin, die auch mit Meisterschaft sang, spielten in dem Stück mit. Musikhistorisch interessant in diesem Singspiele sind die verschiedenen Anspielungen auf Webers „Oberon", der kurz zuvor in Dresden zum erstenmal gegeben worden war. Das andere Werk Amaliens zu Sachsen mit militärischem Einschlag heißt: „Die Siegesfahne", Musikalische Posse in einem Akt. Sie war das einzige Werk der Prinzessin, das, und auch nur ein einziges Mal (1834), auf dem Dresdener Hoftheater zur Aufführung gelangte. Amaliens Talent, das nebenher auch Kirchenmusik pflegte, gipfelte in ihrer zwingend komischen Schilderung von Charakteren und Situationen.

Wenn auch nicht Zeitgenossin eines Krieges, so hat Johanna Kinkel doch durch ihre, als Gattin Gottfried Kinkels so tiefschmerzlichen Erlebnisse des Revolutionsjahres 1848 und der hierauf nachfolgenden, aus diesen kämpfereichen Zeiten schwer auf ihr lastende Eindrücke mit fortgetragen, die sie sich mit ihrem Gesangswerke „Ritters Abschied": „Weh, daß wir scheiden müssen!" vielleicht von der Seele schreiben wollte. Laune des Schicksals hat gerade dem humoristischsten Werke dieser schwerblütigen, hartgeprüften Frau, der komischen „Vogelkantate" zu populärer Berühmtheit, namentlich in ihrer Bonner Heimatgegend, verholfen. Johanna Kinkel ist es auch gewesen, die von dem Maler Begas dazu ausersehen war, die junge Prinzessin Wilhelm von Preußen, die spätere Kaiserin Augusta, während einer Porträtsitzung (1839) durch den Vortrag ihrer selbstgedichteten und selbstkomponierten fröhlichen Lieder seelisch anzuregen, „um dem Blicke den heitersten Ausdruck zu geben". Von dieser Dichter-Komponistin ist, außer einem Roman und Erzählungen, auch eine klavierpädagogische Schrift veröffentlicht.

Ingeborg von Bronsart war trotz ihres deutschklingenden Mädchennamens Starck eigentlich eine in Petersburg (1840) geborene Schwedin. Ihre durch Liszt geschulte hohe pianistische Kunst und vor allem ihre Ehe mit dem Liszt-Wagner-Apostel, dem Kgl. preußischen Kammerherrn und Generalintendanten Hans Bronsart von Schellendorff, haben jedoch eine gute Deutsche aus ihr gemacht. Ihr sind wohl unter sämtlichen Komponistinnen die meisten und höchsten für eine Frau nur erreichbaren Künstlerehren und Ordensauszeichnungen zuteil geworden. Mit allen Großen ihrer Zeit stand sie in regem Verkehr; Wagner erzählt von ihr in seiner Selbstbiographie, Brahms genoß ihre Gastfreundschaft während einer Konzertreise in Polen, und in der Wagnerstadt München, wo sie 1913 auch starb, gehörte sie bis zu ihrem Tode zu den führenden Persönlichkeiten des dortigen Musiklebens. Ingeborg von Bronsart hat vor vielen den Ruhm voraus, tatsächlich, was gerade bei den Frauen so sehr selten ist, dramatische Arbeiten zur Aufführung gebracht zu haben, darunter die Opern „König Hjarne" und „Die Sühne", die inhaltlich manche packende Szene kriegerischer Kämpennatur sowie für die Gegenwart doppelt verständlichen Menschenleids aufrollen.

Den jetzt lebenden, von den schweren Fittigen unserer weltverändernden Zeit gestreiften Tondichterinnen ist allen ein tiefer seelischer Ernst und eine vaterlandsfrohe, edle Begeisterung gemeinsam. Zu den Ernstesten gehört Hedwig Grosse, die mit tragischer Gewalt die Worte: „Wir danken dir für deinen Tod" ihres Gesanges „Aufs Grabkreuz" anstimmt, und Alice Fliegel (Frau Jadassohn) mit einer einsamen Träumern am Klavier über manche schmerzliche Stunde hinüberhelfenden Klaviersonate, von dieser begabten Dichterin und Feuilletonistin mit dem Titel eines ihrer Romane: „Totenwache" überschrieben.

Solides Können ist das Merkmal von Klara Mathilde Faißt, die sich ja bereits in den Konzertsälen als Pianistin und eigene Vertreterin ihrer Kompositionen Anerkennung er-

Digitized by Google

worden hat. Klara Faißt weiß, daß man im Gedenken an Immanuel Faißt an ihren Namen strenge Anforderungen stellt, — ihr von der „Wacht am Rhein" anfeuernd durchklungenes Gesangstück „Unsere Getreuen" und ihr „Reiterlied" (Dichtung von Gerhard Hauptmann) brauchen diesen Maßstab wahrhaftig nicht zu scheuen. Zwei ihrer besten Arbeiten sind den Lesern des Türmers bekannt: die Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung „Kriegslied" („Und wenn uns sonst nichts übrigbleibt") — Türmer, 2. Oktoberheft 1915 — und ihr Österreichisches Reiterlied „Drüben am Wiesenrand" — Türmer, 1. Märzheft 1915 —. Dieser binnen kurzem so berühmt gewordene Schwanengesang des gleich zu Beginn des Krieges gefallenen, vielversprechenden jungen Österreichers Hugo Zuckermann hat unter seinen jetzt schon über ein halbes Hundert zählenden Komponisten übrigens noch eine Dame, Tilla Amira, die dafür eine sinnige Vertonung fand. Ein anderes hübsches Reiterlied „Wir traben durch die stille Welt" (Dichtung von P. Warncke) hat Lise Maria Mayer geschaffen.

Voll sieghafter Lebensfreude marschiert die durch ihr zugunsten des Österreichischen Witwen- und Waisen-Hilfsfonds veranstaltetes Kompositionskonzert auch in Berlin bekannte, vielseitig komponierende, Klavier und Violine meisternde und mit prächtiger Altstimme vollendet singende Wienerin Lio Hans (Pseudonym für Lilly Scheidl-Hutterstraßer) in ihrem patriotischen Festmarsch „Bundestreue" auf, während die deutschen Bundesgenossinnen mit Vorliebe ihr reindeutsches Wesen betonen. „Der deutschen Wehrmänner Spruch" („Voran, an den Feind!") von Hedwig Grosse, „Das deutsche Lied" (Dichtung von G. Moerner) von Marie Hartzer-Stibbe, von der auch eine schöne Vertonung von K. F. Meyers „Am Himmelstor" herrührt, „Ein deutsches Lied" von Dorothea Roßteuscher und „Das deutsche Herz" von Prinzessin Luise zu Wied beweisen echt und recht den Zeitgeist, aus dem sie entstanden sind. Die letztgenannte Prinzessin aus dem für alles Schöne so empfänglichen deutschen Fürstengeschlechte der wegen des ja lange vorauszusehenden Deutschenverrats vor ihrem Sterben so unglücklichen Rumänenkönigin mit dem Poetennamen Carmen Sylva, hat auch noch zwei andere Kriegszeitgesänge veröffentlicht: „Nicht zittern!" und „Nur fest im Takt!"

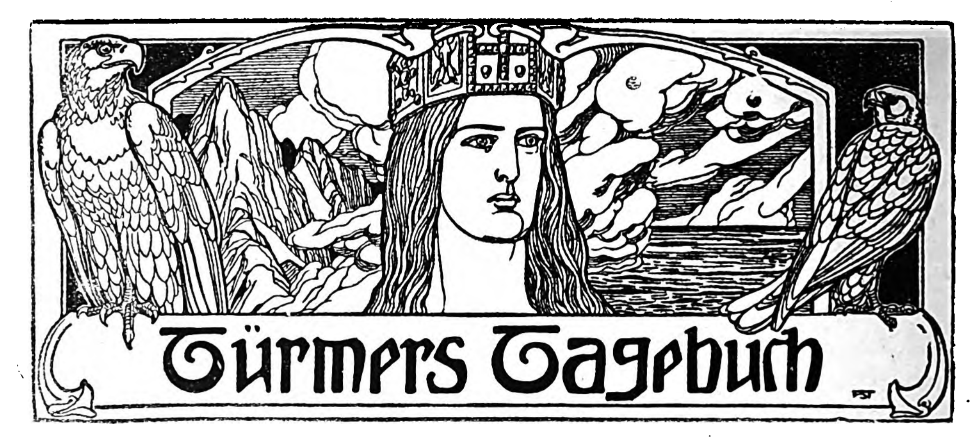
Die Komponistin des „Aufgebot" von Ernst Moritz Arndt und des ausgezeichneten Hindenburg-Gedichtes „Zwischen See und Sumpf" von P. Ansgar Pöllmann muß, wie schon so manche ihrer tondichtenden Kolleginnen, unter den Schriftstellerinnen gesucht werden. Es ist die bereits vor Jahrzehnten, als dergleichen noch eine Seltenheit war, durch die sozialen Themen ihrer Schriften überraschende Gräfin Gertrud Bülow von Dennewitz, die Enkelin des Siegers von Dennewitz, der neben seinen Feldherrntaten auch die Musik in sein Herz geschlossen hatte und selbst geistliche Kompositionen schrieb.

Der Marine hat die Münchnerin Josa Stadler-Rödl mit einem „Matrosenlied" ihren künstlerischen Tribut gezahlt. Nur durch ein Sammelwerk, aber ein wichtiges, wegen des Sondergebietes, wofür es bestimmt ist, hat sich Gabriele v. Rochow hervorgetan, die, auf Anregung des Prinzen Heinrich von Preußen, eine Liedersammlung für die deutsche Flotte zusammenstellte und unter dem Titel „Schiffslieder" herausgab. Für eine seefahrende Nation, von der sogar ein einfaches Handelsunterseeboot imstande war, sich Weltruhm zu verschaffen, jedenfalls ein Bedürfnis! Deshalb muß auch diese Arbeit zu den von deutschen Frauen verübten Verdiensten um die Musik der Kriegszeit hinzugezählt werden, Verdienste, die hier gewiß noch nicht lückenlos genannt sind, da sie ja erst nach Friedensschluß vollkommen übersehen werden können.

Mathilde Freiin von Leinburg



Digitized by Google



Der Krieg

Deutschland", so sagt Viktor Schowalter in einem Aufruf für Flandern („Tägliche Rundschau"), „hat in diesem Kriege gesehen, daß es wenig Freunde in der Welt hat. Seine Zukunft und Weltstellung hängt darum mit davon ab, daß es dem germanischen Volkstum allerorten Entwicklungsmöglichkeiten schafft, durch Pflege der Artverwandtschaft sich ihre Freundschaft und ihr Vertrauen erwirbt und den Anschlußwillen an den stärksten germanischen Bruderstamm stärkt. Was hätten wir z. B. an Belgien, wenn nicht darinnen starkes germanisches Volksbewußtsein die Brücke schlüge zum Deutschtum! Und wieviel Förderung könnte das Germanentum den germanischen Interessen in Belgien bieten, selbst wenn Belgien in keiner Weise politisch mit Deutschland verbunden wäre! Gewinnung des Germanentums in Belgien muß unsere Losung sein. Dieses Ziel ist umschlossen durch das Wort ‚Flandern'. Es ist ein dauerndes und bleibendes Ziel, nicht nur ein augenblickliches Kriegsziel.

Und auf dem Weg zu diesem Ziele könnte im Jahre 1917 ein Schritt getan werden, der seine Wirkung äußerte für alle Zukunft. Man schaffe im Jahre 1917 ein selbständiges Flandern! Das wäre eine würdige Antwort auf die Herausforderung des Zehnverbandes und würde zeigen, daß wir ruhig und unerschütterlich, besonnen aber zielbewußt unseren Weg gehen. Das Werk ist angefangen, es bedarf nur der Vollendung. Stillstand würde heillose Verwirrung bringen. Es sind Hoffnungen erweckt worden, deren Nichterfüllung gefährlich wäre. Die selbständige Unterrichtsabteilung, die für die vlamische Bevölkerung geschaffen ist, muß den Übergang bilden zur Selbständigmachung aller vlamischen Verwaltungs- und Kulturarbeit. Es bedürfte heute nur der Teilung der Verwaltungsgebiete und der Einsetzung eines eigenen Gouverneurs für das vlamische Gebiet (als Gegenstück dazu natürlich auch eines eigenen Gouverneurs für das wälische Gebiet), und das selbständige Flandern wäre da. Für die Dauer unserer Besatzung würde der Gouverneur unter dem Generalgouverneur stehen, die spätere Form der Verwaltung hinge vom Ausgang des Krieges ab.

Einer solchen Trennung stehen gesetzliche Hindernisse nicht entgegen, und eine Überraschung bedeutet sie für die Betroffenen und Beglückten auch nicht.

Digitized by Google

Denn vor dem Kriege schon haben abwechselnd Vlamen und Walen die Verwaltungstrennung gefordert: beide zum Schutze ihrer Einflußsphäre gegen das Eindringen fremden Geistes. Nur daß die Walen nur so taten, als müßten sie gegen das ‚aggressive‘ Vlamentum eine Wagenburg bauen, während die Vlamen wirklich nur ihre letzte Zuflucht in einer terra clausa, in einem ihrer unbeschränkten Herrschaft unterliegenden Gebiete, sehen und ein historisches Recht auf ein nationales Flandern haben. Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges hatten die Vlamen einen Agitationsbund für Verwaltungstrennung, ‚De Bestuurlyke Scheiding‘, gegründet und, sobald sie in der Not der Zeit wieder an Zukunftsaufgaben denken konnten, haben sie diese Arbeit wieder aufgenommen. Bereits im Beginn des Jahres 1915 hat der Jungvlame Leo Picard die Trennung Flanderns vom Walenland als Vorbedingung für vlamisches Weiterleben und Neuaufblühen in einer eigenen Schrift (Vlaanderen na den orlog. Haag 1915) gefordert, und ein holländischer ‚Großniederländer‘ hat zu gleicher Zeit in ‚De Nederlander‘ und dann in der Schrift ‚Vlaanderen en de Belgische Kwestie‘ (Haag 1915) diese Forderung als gemeinsames Programm aller ‚Vlaminganten‘ literarisch verfochten. Von Lier und Antwerpen aus ging dann die Petitionsbewegung des Algemeen Nederl. Verbond, die vom Haager Schiedsgerichtshof eine Einwirkung auf beide Kriegsparteien zugunsten eines selbständigen Flandern erbat. Alle möglichen Blätter und Gruppen haben seitdem diese Gedanken durchgearbeitet und in alle Schichten des Volkes getragen. Man ist schon müd vom Fordern und Hoffen. Man fängt an zu zweifeln an unserem Ernst und unserer Kraft. Darum ist es jetzt Zeit zum Handeln.

Ein selbständiges Flandern mit einem eigenen Gouverneur nnd einem vlamischen Nationalrat wäre ein Gegenstück zu dem wiedererrichteten Polenreich. Nur daß über die internationale Stellung Belgiens und Flanderns damit nichts bestimmt wäre. Nur die nationale Entwicklungsmöglichkeit wäre den Vlamen damit gesichert. Gleichviel, wie der Ausgang des Krieges sein würde: sie würden sich diese nationale Selbständigkeit — die sich um so besser einleben kann, je länger die Entente den Krieg noch hinzieht — nie mehr nehmen lassen; ebensowenig wie die Rechte, die sie unter der deutschen Verwaltung auf dem Gebiete des Volksschulwesens errungen haben, oder wie die vlamische Universität in Gent. Wiederum ist dann ein Stück germanischen Volkstums gerettet und dem Germanentum in der Welt ein neuer Wächter und Mitarbeiter bestellt.

Das einzige Bedenken liegt in der Frage, ob sich in Flandern genug politische Reife und verständnisvolle Bereitwilligkeit für einen Nationalrat fände. Für den Kenner der Verhältnisse ist darin kein Zweifel möglich. Flanderns große Männer wurden eigentlich immer aus dem Nichts geboren. Sie wurden nicht, sie waren da. Viele der ehemaligen Führer verweigern die Mitarbeit, aber an neuen fehlt es nicht. Der Krieg hat so viele Autoritäten umgestürzt und neue geschaffen; wo Aufgaben liegen, finden sich auch Männer, die sie lösen. Die neuen Führer der Vlamen haben noch nicht die Autorität der alten; sie werden um so mehr Führerbedeutung gewinnen, je mehr sie in den Stand gesetzt werden, große

Digitized by Google

Aufgaben anzufassen und einer glücklichen Lösung zuzuführen. Und die Möglichkeit, ihnen solche Aufgaben zuzuweisen, haben wir; hat Deutschland jetzt. Die Verantwortung liegt auf uns, daß diese nie wiederkehrende Gelegenheit nicht versäumt wird. Unter deutscher Leitung und ihrer Erfahrung können sich die neuen Führer in ihre Arbeiten einarbeiten und Ruhe und Stetigkeit, Weitblick und Augenmaß lernen wie nie vorher oder nachher."

Auch die Lösung dieses Problems erfordert einige Mühen. Ganz neuzeitliche Politiker möchten freilich nur an Probleme herantreten, die sich ohne Schwierigkeiten und Hindernisse aktenmäßig erledigen lassen. Probleme, die diesen Forderungen nicht genügen, können ja ruhig Probleme bleiben. Aber damit geben sich nun wieder die Probleme nicht zufrieden, — sie wollen gelöst sein. Helfen wir also jenen ganz neuzeitlichen Politikern ein wenig auf die Strümpfe. Hier kann sich vielleicht J. D. Domela Nieuwenhus Nyegaard nützlich erweisen. Auch er stellt fest, daß die Bürger Flanderns bedeutsame Ereignisse und eine vollkommene politische Änderung erwarten:

„Aber wie soll das geschehen?

Die stammbewußten vlamischen Männer meinen: Von Belgien, dem Unterdrücker, der 84 Jahre die niederländische Sprache vergewaltigt und das vlamische Volk unterjocht hat, könne man nichts erwarten. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben bewiesen, daß man sich auf alle Versprechungen Belgiens nicht verlassen darf. Der belgische Staat ist vollkommen französisch; wenn er wirkliche Rechte an die vlamische Bevölkerung geben will, muß er zerbrechen.

Auch während des Krieges hat Belgien keine Absicht gezeigt, Flandern Autonomie zu geben. Soviel steht fest: freiwillig wird Belgien höchstens ganz beschränkte, aber keine dem Rechtsanspruch genügenden Zugeständnisse machen, und selbst wenn es in dieser Hinsicht etwas weitergehen würde, so bleibt zu befürchten, daß es bei erster Gelegenheit das Gewährte zurücknehmen oder zum mindesten nicht ausführen wird; keine Partei würde Flandern erlösen können, weil die reichen ‚Katoenbarone' (Industriekönige) und die von ihnen abhängigen und bestochenen Kreise in Flandern immer mit der ganzen wallonischen Bevölkerung zusammengehen und die Mehrheit bilden.

Da man sich in Flandern der Erkenntnis dieser Tatsachen nicht verschließen konnte, war es ganz natürlich, daß man schon am Anfang des Krieges seine Blicke nach außen richtete. Die geheimen Anhänger dieser äußersten, wenn auch nicht gerade deutschfreundlichen, aber rein germanischen vlämischen Richtung waren am Anfang nicht zahlreich, und in den ersten Monaten des Krieges, als man nur über die ‚Neutralitätsverletzung' usw. sprach, und die Presse gegen die ‚Barbaren' hetzte, war ihr Einfluß keineswegs von Belang. Diese feurigen ‚Flaminganten' und auch noch einige Kinder der alten Anhänger des früheren Stammhauses Nassau, die sogenannten Orangisten, richteten ihre Blicke auf die Gegner Belgiens. Deutschland und seine Verbündeten, so meinte man, werden sich beim Friedensschlusse der Sache Flanderns annehmen und, wenn es die Umstände gestatten, sogar gewisser kleingermanischer Völker an der Nordsee, welche an dem Fortbestehen des vlamischen Volkes ein unleugbares Interesse haben.

Digitized by Google

Die vlamische Frage sollte keine innere Angelegenheit des belgischen — das ist eines romanisch-französischen — Reiches bleiben. So kann es nicht wundernehmen, daß bei dieser im Anfang kleinen, aber ständig wachsenden Partei ein Gedankengang hervortritt, der mit voller Entschiedenheit das Heil des vlamischen Vaterlandes von dem Eingreifen und dem Siege der Gegner Belgiens und Frankreichs erwartet. Ist nicht Belgien durch seine Französierung und seine ‚Ame-belge'-Bestrebungen stets mehr der Feind des vlamischen Volkes geworden? Hat nicht Belgien gemeinsame Sache mit den Gegnern Flanderns? Da der belgische Staat in Parlaments- und Geschäftssprache, in Universitäten und höheren Schulen, in Heer und Industrie beinahe ebenso französisch orientiert ist, wie Frankreich selbst, muß Belgien der Feind von Flandern sein und bleiben.

Läßt es sich hoffen, daß Deutschland, falls es den Sieg davonträgt, die Sache Flanderns unter gewissen Bedingungen zu der seinigen macht? Deutschlands Vorteil verlangt Flanderns Wiedergeburt und Belgiens Auflösung. Deutschland braucht ein niederländischsprechendes Flandern an der Nordsee, das dann nicht mehr ein gallisches, sondern ein germanisches Bollwerk ist. Flanderns und Deutschlands Interessen sind gleichlaufend. Derartige Gedanken und Hoffnungen konnten anfangs wegen der Ereignisse keine sichere Gestalt annehmen: soviel steht aber fest, daß überall im vlamischen Lande kleine Kreise sich zu Deutschland — als dem Erlöser Flanderns, hingezogen fühlten. Im Nachsommer 1914 vereinte man sich schon in Gent in der Jungvlamischen Bewegung und richtete seine Wünsche und Hoffnungen an Deutschland und die deutsche Regierung. Diese Gesinnung, welche schon im Anfang des Krieges bei einigen angetroffen wird, ist jetzt nach zwei Jahren deutscher Herrschaft in den verschiedensten Teilen des Landes, und zwar im allgemeinen ohne Unterschied des Parteistandpunktes, verbreitet. Für alle ist die Befreiung des vlamischen Volkes das Endziel.

In einem wiederhergestellten belgischen Staat kann nur der französische Geist herrschen, auf romanisierte Leinwandbarone und ‚Ame-belge"-Fabrikanten gestützt. Der wirkliche Vlame will jetzt nicht nur Verwaltungstrennung von den Wallonen, sondern eine vollkommene Trennung — los von Belgien — ein Königreich Flandern — ist der Wahlspruch. Massenkundgebungen in dieser Richtung sind selbstverständlich ausgeschlossen, weil 70 % der Bevölkerung völlig gleichgültig sind und dazu noch abhängen von den fanatisch französisch gesinnten Katoenbaronen (Großindustriellen) und anderen Plutokraten. Hieraus erklärt es sich zum Teil, daß die Vertreter der belgischen, das ist der französische Gedanke, mit scheinbarer Berechtigung von der ‚loyalen Gesinnung der Vlamen' reden. Im stillen aber schreitet der nationalvlamische Gedanke fort und manche, die noch nicht über die große Sache im klaren sind, werden allmählich hinzugezogen. Würden die vielen geheimen Gegner Belgiens, die jetzt noch ängstlich sind, daß Belgien wiederhergestellt wird, etwas Bestimmtes über die Absichten für die Zukunft erfahren, so unterliegt es keinem Zweifel, daß jene Bewegung sehr erstarken würde.

Man kann heute die vlamische Bevölkerung einteilen in:

Digitized by Google

1. Etwa 3 % Franskiljons, d. i. französisch-belgisch Gesinnte, hauptsächlich die Leinwandbarone und Großkaufmannschaft; mit diesen 3 % hängen etwa 7 % ihrer Abhänglinge zusammen. Diese abtrünnigen reichen französierten Vlamen und ihre Anhänger würden, mit den drei Millionen Wallonen verbündet, in einem ungetrennten Belgien immer die Mehrheit behalten und die germanisch-niederländische Eigenart ausrotten und romanisieren. Die Regierung Belgiens wird immer französisch nach Gedanken und Willen bleiben, ein Vorposten von Frankreich, ein Brückenkopf Englands.

2. 70 % vlamischer Massenbevölkerung: die Schicht der Bauern, Fabrikarbeiter usw., die Schicht der Gleichgültigen und Bequemen. Diese vlamische Masse ist ungebildet, 15 % des ganzen Volkes kann nicht lesen oder schreiben, und 15 % dazu kann nicht viel mehr als ihre Namen schreiben. Diese reinvlämische Mehrheit, die meistens kein Wort Französisch versteht, ist nicht im Zustande des inneren Gleichgewichtes. Sie gehen mit ihrem Führer, mit dem Mächtigen, oder den sie dafür halten.

Diese 70 % der vlamischen Bevölkerung stehen oft auf gutem Fuße mit den deutschen Soldaten aus den friesischen Küstengegenden zwischen Ostfriesland und Hamburg, mit den Nordfriesen, Dänen und Anglen von Schleswig, den Westfalen usw. Sie waren erstaunt, so viel besser mit diesen fremden Soldaten als mit den eigenen wallonischen reden zu können. Man kann diese Schicht der Bevölkerung nicht als deutschfreundlich, aber ebensowenig als deutschfeindlich bezeichnen. Widerspenstige sind sehr wenig unter den Vlamen zu suchen.

3. 20 % sind Vlaminganten, d. h. entschiedene Vlamen. Das sind hauptsächlich die Intellektuellen, hochgebildete Professoren, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Geistliche, Dichter, Schriftsteller, Studenten, welche in Friedenszeiten öffentlich auftreten, und dann ihre feste Gefolgschaft.

Fragt man sich, welchen Einfluß die sogenannte Loyalität der Vlamen auf ihren gegenwärtigen Standpunkt ausübt, so lautet die Antwort, daß jene Loyalität auch diesmal sich als bedeutungsvoll hätte erweisen können, hätte nicht Belgien selbst ihr die Grundlage entzogen. Hätte die Regierung die Rechte Flanderns nicht verletzt, hätte der König von Belgien nicht in seinem Tagesbefehl ‚Frankreich das edle Land‘ genannt, ‚das man in der Geschichte stets die Gerechtigkeit und die gute Sache verteidigen sah‘, hätte Maeterlinck nicht gesagt: ‚Nach diesem Kriege sind die Tage des Vlamentumes und der vlamischen Bewegung gezählt‘, obschon 80 von 100 belgischen Soldaten an der Yser vlamischen Blutes sind, der König und die belgische Regierung hätten in allen Vlamen trotz aller vlamischen Sympathie für das stammverwandte Germanentum Deutschlands treue Untertanen haben können. Aber auch die Vlamen verstehen es, ihre altgermanische Loyalität sich ‚ad absurdum‘ zu treiben. Bei manchen älteren vlamischen Politikern macht sich wohl der Gedanke geltend, daß man nach wie vor für sein Recht nur auf dem Boden des belgischen Staatsgedankens kämpfen sollte; daß dieser Standpunkt aber in der gegenwärtigen Lage nicht standhält, daß die Zeit des belgischen Königreichs vorbei ist, davon ist die große Mehrheit der im Lande gebliebenen Vlaminganten im stillen — hinter den Kulissen über-

Digitized by Google

zeugt. Die belgischen Machthaber selbst haben durch stets wiederkehrende Rechtsverletzungen das vlamische Volk seiner Treupflicht und Eide entbunden, meinen die am weitesten fortgeschrittenen Vlamingantenkreise, d. h. die Nationale Jungvlamische Bewegung.

Neben diesen drei Gruppen stehen noch sehr kleine einzelne Richtungen, welche so unbedeutend sind, daß man bei ihnen die Prozente nicht ausrechnen kann. Das sind erstens die Überreste der obenerwähnten Anhänger des alten Hauses Nassau, das seit 1830 für ewig von dem belgischen Throne ausgeschlossen ist, — die sogenannten Orangisten, die einen Nassau am liebsten auf dem Throne sähen, — zweitens die Alneerlandisten, welche noch immer auf dem Standpunkt der Wiedergeburt der alten Niederlande stehen.

Diese letzten sind sehr wenig zahlreich und haben wenig oder keinen Einfluß. Alle Vlaminganten, d. i. 20 %, vereinigen sich jetzt mehr und mehr auf ein Programm, d. h. ‚ein selbständig Flandern, los von Wallonie‘ — und wenn möglich ein Königreich Flandern.“

Ein Königreich Flandern? Zwei Königreiche sollen aus Belgien erstehen, so wurde in der deutschen Presse, anscheinend aus Schweizer Quellen, gemeldet, die aber wiederum von anderen Quellen gespeist wurden. Zwei selbständige Königreiche Flandern und Wallonien, und die Könige dieser beiden selbständigen Königreiche sollen — die Söhne Alberts werden.

Eine Teilung des Gebietes, das man einige Jahrzehnte lang „Belgien“ genannt hat, befürwortet auch Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung“. „Es würde aber bedeuten, dieses Ziel von vornherein unerreichbar zu machen und alle Voraussetzungen zu seiner Erreichung schlechthin zu vernichten, wenn die Söhne Alberts oder er selbst, sei es so oder so, dort regierten oder sich überhaupt im Lande aufhielten. König Albert und sein Haus sind durch stetige und sehr geschickte Propaganda der beiden Westmächte im Laufe des Krieges gewissermaßen zu einem Symbol der Entente cordiale geworden. Diese sehr zielbewußte Propaganda bezweckt nicht zum mindesten, auch den König und sein Haus als Domizil der ‚belgischen Seele‘ den Vlamen und den Wallonen vorzuhalten und erscheinen zu lassen. Der König und seine Familie repräsentieren in Reinkultur das absolut deutschfeindliche, franzosen- und englandfreundliche Element. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, sollte man das verkennen oder sich gar der Hoffnung hingeben, wie deutsche Blätter geschrieben haben, daß durch eine solche Doppelthronfolgerschaft der Söhne König Alberts ein ‚versöhnlicher‘ Zug in die Regelung der belgischen Angelegenheiten und damit der belgischen Zukunft Deutschland gegenüber hineinkäme. Wollte man sich vorstellen, daß die Söhne König Alberts Flandern bzw. Wallonien beherrschten oder auch nur einer von ihnen auf dem zu errichtenden Throne von Flandern säße, so wäre damit der Untergang des flandrischen Volkes als solches sicher, trotz aller Maßnahmen und ‚Gewährleistungen‘ usw. Flandern darf nur von einem Manne germanischer Rasse und dabei wirklich germanischen Wesens beherrscht werden, der sich zugleich der Tiefe und Schwierigkeit des vor ihm liegenden Problems voll bewußt wäre und dieses von Grund aus beherrschte und vor allem

Digitized by Google

fest entschlossen wäre, das Problem im germanischen, also im flandrischen Sinne, der Lösung entgegenzuführen. Wer kann glauben, daß König Albert oder seine Söhne auch nur den Willen hierzu hätten, gar nicht zu reden von dem Verständnisse und sonstiger persönlicher Geeignetheit! Wollte man annehmen — was nebenbei gänzlich dahinsteht und auch von der Lage bei Kriegsschluß abhinge —, daß König Albert für sich oder seine Söhne oder einen von ihnen ein entsprechendes Angebot seitens des Deutschen Reiches annähme, so würden dafür natürlich Zweckmäßigkeitsgründe subjektiver Art maßgebend sein. Im gleichen Augenblicke aber würde das Symbol der Entente cordiale wieder der vlämischen und der wallonischen Bevölkerung seinen Stempel aufgedrückt haben, und keine der ‚Garantien' in und um Belgien würde ‚real' sein. Das ‚versöhnliche Element', das man anscheinend hier und da bei uns erträumt, würde sich lediglich auf die Köpfe jener deutschen Träumer und solcher beschränken, die auch jede Scheinlösung erstreben, nur damit die belgischen Fragen vorläufig von der Tagesordnung verschwinden. Natürlich würde das Erwachen bald kommen, aber dann wäre eine Änderung nicht mehr möglich.

Der ‚Staat Belgien', dieses künstliche und allen Grundsätzen von Freiheit der Völker und Nationalitäten hohnsprechende Gebilde steht an und für sich und durch sich im französischen Zeichen und seit 1904 im Zeichen der englisch-französischen Entente cordiale. Der französische Geist hat nicht nur die politische Entwicklung beherrscht, sondern auch mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer und auch mit Erfolg die Beherrschung der vlamisch-wallonischen Gebiete im öffentlichen, auch im privaten Leben angestrebt. Das hat bedeutet die Französierung der Wallonen, die Beherrschung und Knechtung der vlämischen Bevölkerung durch die französierte wallonische Oberschicht. Deren Repräsentanten sind die bisherigen belgischen Regierungen gewesen, und nicht anders ist es mit König Albert und seinem Hause. Es ist einigermaßen unverständlich, wie danach und nach der Stellungnahme des Königs bei Kriegsbeginn und im Verlaufe des Krieges jemand glauben kann, daß hier eine wirkliche ‚Versöhnung' möglich wäre. In der Wiedereinsetzung seiner Person oder seiner Söhne würde das gesamte französierte Wallonentum ein Zeichen der Schwäche erblicken und mit Recht; die Vlamen würden, soweit sie politisch urteilsfähig sind, den Untergang ihres Volkstums nunmehr als unabwendbar erkennen, und soweit sie politisch nicht urteilsfähig sind, mit stumpfer Ergebung sich in den Gang der Dinge fügen. Die Vertreter des Hauses Alberts würden als unversöhnliche, emsig arbeitende, in engster Fühlung mit Paris und London befindliche Feinde im Lande sitzen.

Hinsichtlich der Zukunft Flanderns und Walloniens kommt es in der Hauptsache auf die Befreiung Flanderns und auf die Erziehung des durch Jahrhunderte geknechteten vlämischen Volkes zur unabhängigen Entwicklung an. Außerdem aber dürfen wir, auch vom deutschen Standpunkte, Wallonien nicht beiseite lassen. Es käme da vielmehr darauf an, den französischen Einfluß aus der wallonischen Bevölkerung auszutreiben, auf alle Fälle ihn steigend zu schwächen und zum mindesten jedes Übergreifen auf Flandern zu verhindern;

Digitized by Google

was selbstverständlich auch durch Schwächung desselben in Wallonien selbst geschehe. Ein Glied des bisherigen belgischen Königshauses in Wallonien bedeutet unseres Erachtens ebenfalls eine, in jedem Sinne so zu beurteilende, politische Unmöglichkeit. Die wallonische Bevölkerung wird unbehandelbar bleiben, solange sie den ihr aufgenötigten Zustand nicht als definitiv und unabänderlich ansieht. Das wird sie aber nicht tun, wenn und solange ein Mitglied des Hauses Alberts im Lande ist oder irgendeine ‚Anwartschaft' mit Glaublichkeit späteren Erfolges verfechten kann.

Mit dem künstlich geschaffenen und der geschichtlichen Entwicklung ebenso wie der rassenmäßigen Bevölkerungszusammensetzung ins Gesicht schlagenden Begriffe und Namen ‚Belgien' müßte aufgeräumt werden, je eher, je besser. Wer aber ein befreites und sich unter Deutschlands Obhut entwickelndes Flandern will, der muß die Unmöglichkeit erkennen, daß von dem bisherigen belgischen Königshause und dem Regieren die Rede sein könne. Wer ein neues Gebäude fertigstellen und es einrichten will, setzt nicht zugleich mit Vorbedacht den Bohrwurm und den Schwamm hinein." ...

Herr Scheidemann hatte sich in einer Unterhaltung mit dem Vertreter der „New York World" darauf berufen, daß Professor Delbrück ihm stets erklärt habe, eine Annexion Belgiens sei unvereinbar mit den Interessen Europas und denen des Deutschen Reiches. Ein Kompromiß wie Militärkonvention und jede andere Form der Angliederung Belgiens an Deutschland sei unmöglich, so bliebe nur vollständige Unabhängigkeit übrig. Professor Delbrück hat vor wenigen Wochen weitläufig auseinandergesetzt, daß man Belgien als Pfand gegen einen Preis wieder herausgeben solle, denn ganz abgesehen von einer unmöglichen Annexion gäbe es keine Form, welche Belgien innerlich frei ließe, es aber staatsrechtlich an das Deutsche Reich bände. Den Beweis für die von ihm vertretene Behauptung, daß man nur zwischen Annexion, die eben unmöglich sei, und zwischen der Wiederherstellung eines unabhängigen Belgiens wählen müsse, versucht Herr Professor Delbrück nur dadurch zu führen, daß er darlegt, eine nach deutschem Muster und von deutschen Offizieren ausgebildete belgische Armee würde eine Gefahr bedeuten, da sie für den Kriegsfall nicht verläßlich sei. Eine Verlegung der ganzen belgischen Armee im Frieden in deutsche Garnisonen sei gefährlich und nicht durchzuführen, und ebenso verbiete sich auch die dauernde Besetzung Belgiens mit deutschen Truppen. Durch eine Militärkonvention könne man Belgien auch nicht erfolgreich binden, und wenn man Belgier in das deutsche Heer einstellen wolle, so bedeute das eben die Annexion und eine Unmöglichkeit. Aus diesen Gründen sei alles deutsche Gerede von der Maaslinie und der Küste undurchdacht und wertlos; es gäbe keinen ‚Mittelweg'.

Es ist bekannt, daß Herr Professor Delbrück Belgien als Tauschwert für das große ‚Kolonialreich', das man von England mieten zu können hofft, geben möchte. Deshalb ist auch nicht verwunderlich, wenn er eine Fülle von unübersteiglichen Schwierigkeiten für die Verwirklichung eines Flandern-Wallonien unter deutscher Oberherrschaft findet. Er spricht, beiläufig bemerkt, stets nur von ‚Belgien'. Die Militärkonvention und die ganze Armeeschwierig-

Digitized by Google

keit, die er hier warnend und drohend heraufführt, hätte er sich nun unseres Erachtens sonst sparen können:

Weshalb brauchen Flandern und Wallonien für absehbare Zeit überhaupt eine militärische Dienstpflicht und so oder so gestaltete Heere? Den Schutz ihres Gebiets übernähme selbstverständlich das Deutsche Reich in jeder Hinsicht und nach jeder Richtung. Wozu brauchten die beiden Länder dann noch selbst stehende Heere? Ja, sie brauchten auch keine Miliz, noch irgendeine eigene militärische Einrichtung. Damit wäre also die entsetzliche Schwierigkeit und Gefahr einer ‚belgischen Armee', einer Militärkonvention usw. beseitigt. Sollten im Laufe der kommenden Jahre und Jahrzehnte Vlamen oder Wallonen Neigung dazu zeigen, so könnten sie auf freiwillige Meldung hin unter näher zu bestimmenden Voraussetzungen in die deutschen Armeen übernommen werden.

Flandern und Wallonien würden also von der Last der militärischen Dienstpflicht befreit sein und trotzdem den starken Schutz des Deutschen Reiches genießen, mit der Sicherheit, daß ihre Gebiete nie wieder zum europäischen Kampfplatze würden. Ob eine derartige Ordnung etwa nach einem Menschenalter einer Revision zweckmäßig unterworfen würde, wäre eine Frage, die uns jetzt wirklich nicht zu kümmern braucht. In den Vereinigten Staaten müßte es folgerichtig höchste Anerkennung zur Folge haben, wenn Flandern und Wallonien so von dem ‚Militarismus' befreit würden und ganz den Werken des Friedens und der Kultur leben könnten.

Herr Professor Delbrück und seine Gesinnungsgenossen haben in ihrer bekannten Eingabe an den Reichskanzler und in zahlreichen publizistischen Äußerungen als einen Hauptgrund für die ‚Wiederherstellung Belgiens' besorgt und warnend angeführt, man dürfe das Wesen des deutschen Nationalstaates durch eine Angliederung ‚Belgiens' in irgendeiner Form unter keinen Umständen gefährden. Es wäre interessant zu hören, wie sie unter dem Gesichtspunkte Flandern-Wallonien die Gefahr für den Nationalstaat begründen wollen."

In keinem anderen Lande oder Volke wäre es möglich oder auch nur denkbar, daß aus dem eigenen Hause heraus leidenschaftlicher Widerstand gegen die Sicherung und Festigung dieses Hauses geleistet würde. In keinem anderen Lande oder Volke aber auch, daß nicht nur das eigene Blut so gottverlassen verleugnet, nein, daß auch noch das fremde Blut vor ihm bevorzugt würde. Aber — Gott sei gedankt! — das deutsche Volksbewußtsein flutet doch heran — in stolzen, wenn auch blutgekrönten Wogen ...

Gewiß werden die Möglichkeiten einer Lösung der belgischen Frage durch militärische Tatsachen bestimmt werden. Aber es ist doch im Grunde unerhört, auch für den Fall eines noch so günstigen Ausganges des Krieges sich mit Händen und Füßen gegen eine Macht- und Sicherheitsverstärkung des eigenen Vaterlandes und Volkes zu sträuben, nachdem es sein edelstes Blut in Strömen hat dahingießen müssen, nur um sich gegen einen hundsgemeinen Überfall selbsttätiger und gedungener Mörder und Henker seiner Haut zu wehren!



Digitized by Google



Dämpfer im Hause

Man achte scharf auf jene Kreise und Persönlichkeiten, die bei uns, innerhalb unserer Grenzen, mit allen Mitteln versuchen, den „Furor Teutonicus“ zu dämpfen, ja ihn gar nicht erst zur vollen Glut kommen zu lassen. „Man empfiehlt uns,“ so der Herausgeber der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift“, Dr. Schmidt-Gibichenfels, „doch ‚objektiv‘ zu sein, zu ‚verstehen‘, sich auf den ‚Standpunkt der Feinde‘ zu stellen, deren Absichten als ebenso gerecht oder ungerecht wie die unserigen anzuerkennen. Man könnte, so meinen sie, wünschen, daß es ‚weder Sieger noch Besiegte‘ gäbe. Wahrlich, wenn unsere Feinde innerhalb unserer Grenzen und an wichtigen Stellen heimliche Parteigänger hätten, — diese könnten ohne direkte Gefährdung der eignen Person nicht anders handeln. Nur in einem politisch so kindlich harmlosen Volke wie dem unserigen, ist es denn auch möglich, daß Leute, die doch sicher ganz genau wissen, daß in einem so ungeheuren, die äußerste Anspannung aller Kräfte erfordernden Kriege die Gefühle als treibende Motoren gar nicht entbehrt werden können, von ‚Nüchternheit‘, ‚Objektivität‘, ‚Verständigkeit‘, ‚Verständigung‘, ‚Frieden‘ usw. sprechen können und — was noch unverständlicher ist — sprechen dürfen. Die amtlich zweifelsfrei festgestellten ostpreußischen Greuel wurden für Deutschland verboten, während sie dem Auslande (Schweiz, Österreich) von seiten unserer Regierung für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt wurden. Man wollte eben den ‚Furor Teutonicus‘ nicht wachrufen. Wenn dagegen unsere äußeren Feinde in aller Öffentlichkeit, ja von Staats wegen, förmliche ‚Grausamkeitsausstellungen‘ veranstalten, um die sonst vielleicht keinen Glauben mehr findenden angeblichen Untaten unserer braven Soldaten ‚urkundlich zu belegen‘, so verschweigt man das in den publizistischen Organen gewisser Parteien. Vielleicht, um die zarten, überempfindlichen ‚Kulturnerven‘ ihrer Leser zu schonen? ... In keinem der uns feindlichen Länder würde auch eine solche ‚Objektivität‘ ertragen werden; nur bei uns hat man die natürlichen vaterländischen Gefühle solange ‚gedämpft‘, ja unterdrückt oder unterdrücken lassen, daß sie sich erst regen, wenn der Feind bereits fertig mobilisiert an der Grenze steht, und daß in aller Öffentlichkeit schon von Frieden gesprochen werden darf, wenn der Feind noch alles daransetzt, um unser Volk aus der Reihe der Großmächte, ja der Mächte überhaupt zu streichen.“

Dem ist nichts hinzuzufügen.

*

Klare Wege und Ziele!

In der feindlichen Note auf unser Friedensangebot sehen die „Braunschweiger Neuesten Nachrichten“ eine der „ungeheuerlichsten Niederlagen“ des Versöhnungskurses. Welche Folgerung müssen sich aus ihr für unser künftiges Verhalten ergeben:

„Daß wir gegen England nunmehr endlich nach 2½ Jahren Krieg anfangen müssen, etwas Gründliches zu unternehmen, liegt auf der Hand. Wenn wir es nicht tun und jetzt in diesen genannten Mo-

naten der englischen Getreideversorgung nichts tun, dann haben wir den Krieg verloren. Dann müssen wir uns dem maßgebenden englischen Willen fügen. Das bedeutet einen schnellen oder allmählichen Zerfall Deutschlands, also unabsehbare Folgen. Wollen wir dieser Zukunft gemütlich entgegenspazieren, dann brauchen wir jetzt nur halbe Arbeit oder gar keine tun. Da aber nun neun Zehntel des Volkes ganze Arbeit verlangen, nicht halbe, wird man seitens des Nachfolgers Bismarcks sich doch entschließen müssen, einmal Kürassierstiefel anzuziehen und die Pantoffeln des Leisetretens unter das Bett zu stellen, dessen Decke sich alle Versöhnungspolitiker sonst jeden Tag über den Kopf zogen, wenn unangenehme Dinge passierten. Das deutsche Volk wird jetzt sagen: Wer nicht mit mir geht, ist wider mich, sich vielleicht doch noch die Zipfelmütze von den Ohren ziehen und sagen: wir wünschen jetzt klare Wege und Ziele.

Die Friedensdebatte ist aus, Bethmann und Scheidemann treten in den Hintergrund, Hindenburg, Ludendorff und Herr v. Holtzendorff, als Chef des Admiralstabes, haben das Wort, nicht der von Herrn Gerard belobte Herr v. Müller. Und wenn Herr Bethmann sich an diesem Tanz beteiligen will, dann eben nur als Feldherr mit Kürassierstiefeln, der die Schlacht wagt. Das Wägen ist nun nach 2½ Jahren beendet."

Die Stiefel allein tun's freilich nicht ...

*

Wägen und Wagen

Im „Tag" liest man folgende Sätze von Professor J. Reinke, Mitglied des Preußischen Herrenhauses:

Am 5. Dezember 1757 zog Friedrich der Große mit 30000 Mann der dreifach überlegenen österreichischen Armee unter Karl von Lothringen bei Leuthen entgegen und schlug sie aufs Haupt. Der jugendliche Clausewitz schreibt darüber in einem Briefe vom 20. September 1806: „Er war entschlossen, alles zu verlieren oder alles wiederzugewinnen und — daß unsere Staatsmänner es sich wohl merken möchten! — in diesem leidenschaftlichen Mute, der nichts ist als der Instinkt einer kräftigen Natur, liegt die höchste Weisheit. Die ruhigste Überlegung des glänzendsten Kopfes kann, entfernt von jeder Gefahr und jedem leidenschaftlichen Antriebe, auf kein anderes Resultat kommen. Davon bin ich ganz überzeugt."

Daß England die Seele des Krieges ist, hat Lloyd-George selbst in seiner Guildhall-Rede verkündigt. Jener leidenschaftliche Mut, den Clausewitz als höchste Weisheit preist, der heute unser ganzes Volk angesichts der ihm drohenden ungeheuren Gefahr beherrscht und eint, hat tatsächlich etwas Elementares, etwas Instinktives angenommen, dem sich niemand entziehen kann. Es zeigt sich dies auch in den trefflichen Worten, die am 10. Januar der Präsident des Hansa-Bundes in Berlin gesprochen hat: Wer nur wägt, kann nie zum Wagen gelangen; in schwerer Schicksalsstunde wird auch das Wagen zur Pflicht. Herr Riesser erklärt weiter: er habe sich nach schwerem Kampfe zur Überzeugung durchgerungen, daß der Vernichtungswille unserer Feinde uns die Anwendung des äußersten Mittels, nämlich des rücksichtslosen U-Bootkrieges, vorschreiben werde. Sind das nicht Gedanken, die heute überall der deutschen Volksseele hemmungslos entquellen? Wird nicht heute jeder, der sie öffentlich verlauten läßt, von seinem Volke als getreuer Eckart gepriesen?

*

Was endlich aufhören muß

Aufhören muß, fordert das Mitglied der Zentrumspartei Rechtsanwalt Dr. Brockmann in Düsseldorfer Blättern, aufhören muß die Angst vor den Neutralen. Es darf nicht mehr heißen: Was sagen die Neutralen, was sagt Amerika dazu? Wenn den Neutralen jetzt nicht durch die Kriegszielkundgebung der Entente an Wilson die Augen geöffnet ist, dann ist ihnen nicht zu helfen. Wenn Amerika und wenn den Neutralen der Krieg leid ist, so wissen sie jetzt ja, wer durch uferlose, ja wahnwitzige Kriegszielforderungen und Bedrückungen des neutralen Handels den Krieg verlängert. Mögen sie sich also entschließen, sei es mit Waffen von Stahl

Digitized by Google

und Eisen, sei es mit dem Rüstzeug von Tinte und Papier, an die Seite der Sieger stellen, die ihre Mäßigung vor aller Welt bewiesen haben, die aber jetzt in der Zwangslage, gewillt und allein in der Lage sind, durch um so kräftigere Schläge dem grausamen Spiel ein Ende zu machen. Aufhören muß das Gerede: „Wir brauchen keine Annexion; was deutsch ist, soll deutsch bleiben, was französisch ist, soll französisch bleiben.“ Ein Jammerlappen, wer nach der letzten Note der Entente an Wilson noch derartiges Gerede im Munde führt. Ein Frieden, der nicht mit Gebiets- und Machterweiterungen des Siegers abschließt, enthält gleich die Einladung an die geschlagenen Feinde, bald wieder an und über die Grenze zu kommen und sich dann zu holen, was ihnen im ersten Waffengang nicht gelang. Wir brauchen Gebietserweiterungen schon um der Macht und der Ehre des deutschen Namens willen, den unsere Feinde so besudelt haben. Wir brauchen Gebietserweiterungen, um das Verhältnis von Ackerland und Industrieland, das uns die Fortführung dieses Krieges unter Hinzunahme der eroberten Gebietsteile allein ermöglichte, für alle Zukunft sicherzustellen und unter Berücksichtigung des Anwachsens der deutschen Bevölkerung zu verbessern . . . Aufhören müssen die Vortragsreisen eines Scheidemann. Herr Scheidemann wäre der erste, der von denen, in deren Namen er zu sprechen vorgibt, gesteinigt würde, wenn ein Frieden nach seinem Rezept gemacht würde. Nein! Das ganze deutsche Volk will einen kraftvollen und stolzen deutschen Frieden.“

*

Herrn von Bethmanns bewußte Politik

Auf bemerkenswerte Zusammenhänge weist Professor Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung“ hin. Professor Hans Delbrück hatte über die diplomatisch-politische Anlage der ganzen deutschen Friedensaktion festgestellt, daß „die Erklärung des Kanzlers, Deutschland sei bereit, einem Weltfriedensbund beizutreten, die Verkündung des Königreichs Polen und das Friedensangebot in ihrem inneren Zusammenhang angesehen werden müßten, und daß sich darin eine Staatskunst zeige, die man der deutschen Strategie ebenbürtig an die Seite stellen dürfe“. Auch Prof. Hoetzsch glaubt, daß zwischen diesen drei Erklärungen ein innerer Zusammenhang besteht, den die Politik des Reichskanzlers bewußt verfolgt. „Wir sehen ihn zunächst darin, daß, da der Entschluß zu dem deutschen Friedensangebot im Oktober gefaßt wurde und am 5. November die Verkündung Polens erfolgte, der Reichskanzler den Frieden nur im ganzen mit der Entente schließen will; sonst wäre nicht durch die Verkündung Polens die Möglichkeit eines Sonderabschlusses im Osten ausgeschlossen worden. Ein Frieden mit der Entente im ganzen heißt aber ein Frieden mit England, den der Kanzler einesteils durch ein allgemeines Eingehen auf Ideen internationaler Verständigung und der Selbständigkeit unterdrückter Nationen vorbereiten zu können glaubte, anderenteils durch die Stellung fördern wollte, die er zu den Vereinigten Staaten während des Krieges einnahm. Wenn wir diesen Zusammenhang so deuten, glauben wir uns auch in Übereinstimmung mit der Auffassung Professor Delbrücks zu befinden. Um so mehr lehnen wir den Vergleich dieser Staatskunst mit der deutschen Strategie ab. Denn wir fragen umsonst nach den Erfolgen, die diese politische Behandlung der Kriegsfragen durch den Kanzler erzielt hat. Praktisch ist — von den besonderen politischen Bedenken der polnischen Frage sprechen wir schon gar nicht — dadurch nur ein festerer Zusammenschluß der Entente als bisher herbeigeführt worden. Es ist nicht gleichgültig, wenn die ablehnende Note des Vierverbandes das erste Schriftstück dieser Art war, auf dem die Namen unserer sämtlichen Gegner zusammenstanden, und leichter ist der Heeresleitung die Fortführung unserer Kämpfe durch die politische Anlage dieser Aktionen wahrhaftig nicht gemacht

Digitized by Google

worden. Ebenso ist nicht bedeutungslos, wenn diese Ententenote die bekannten Äußerungen des Kanzlers über Belgien anführt."

*

Der Wille zum Sieg!

Houston Stewart Chamberlain schreibt im „Größeren Deutschland" (Dresden-A. 1) u. a.:

„Soll ein Tiefwille ein ganzes Volk ergreifen und mitreißen, so muß eine ungewöhnliche Macht ihn wecken, und diese Macht ist die der über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Persönlichkeit. Goethe hat uns beten gelehrt:

Komm, Heiliger Geist, du Schaffender!
Und alle Seelen suche heim!

Das bewirkt der Heilige Geist durch seine Auserwählten. Soll der Wille als schaffende Gewalt wirken, so setzt er als erste Träger Gewaltige voraus. Nur ein Gott kann sprechen: ‚Ich will neue Welten schaffen'; nur ein Bismarck vermag es, in der schweigenden Feste seines Herzens sich zu geloben: ‚Ich will ein neues Deutschland schaffen'; nur ein Hindenburg wagt es, zu sagen: ‚Es muß sich alles unserem Willen fügen.' Der archimedische Stützpunkt, um das Bestehende aus den Angeln zu heben, muß immer in ungewöhnlich starken Menschenseelen gesucht werden. Bildung, Klugheit, gute Absichten — das alles tut's nicht; die eingeborene Kraft muß gegeben sein. Der Schwache kann sich vieles vornehmen, doch es zu wollen, ist er unfähig; denn der Wille ist ein zeugender Blitz, der aus einer Überfülle angestauten Lebenssaftes hervorschießt, wobei er, nach allen Seiten zündend, millionenfache Kräfte sich zugesellt. Gerade Deutschland kann das Land der großen Männer genannt werden; dieses ist zugleich die Gewähr für die oft verborgene, stets des Weckens harrende, fast überirdische Kraft. Daran fehlt es im Augenblick. In seinem bekannten Brief an den Reichskanzler klagt Hindenburg über eine gewisse ‚Mürbigkeit', die im Leben Deutschlands Platz gegriffen habe, und er leitet sie mit Recht aus dem vollständigen Mangel an Genialität in den leitenden Kreisen ab. Der Weg, den der Deutsche zu gehen hätte, kann ohne Führung durch den Heiligen Geist nicht gegangen werden. Welche elektrisierende Wirkung übt Hindenburg aus! Sobald er spricht, lebt jeder auf! Solche Worte — und das heißt solchen Geist — brauchen wir aber auch außerhalb der Armee. Hindenburg redet nicht nur, er redet sogar nur gelegentlich, nebenbei; er schlägt auch nicht nur Schlachten; er schafft, er organisiert, er stellt richtige Leute an richtige Stellen, er beseelt, er weckt Fähigkeiten; man erblickt den ‚Heiligen Geist' am Werke, wie er ‚alle Seelen heimsucht'. Wir brauchen im ganzen Staatswesen die Erlösung aus einem System der grundsätzlichen Mittelmäßigkeit. Die Deutschen stehen bereit; ihnen fehlt nur der vom Heiligen Geist eingesetzte Führer. Und was sage ich: einen Führer? Hundert Führer, tausend Führer! Auch diese sind alle da; Handel, Industrie, Wissenschaft, Landwirtschaft, sowie das hervorragende Beamtentum — alle zeigen uns, daß Deutschland eine Fülle von Meistergeistern besitzt, wie kein anderes Land; nur die Ungunst der Stunde duckt sie herab und stopft ihnen den Mund. Vorläufig können wir also nur schüren, bis eines Tages der echte Wille zum Sieg durchbricht und das zweite Feldheer dann plötzlich, fertig gegliedert, dasteht, dasjenige, welches berufen ist, durch deutsche Volkskraft und genial-wissenschaftliche deutsche Staatskunst — Kraft der Gestaltung, Kunst der Verwaltung — eine neue, bessere Weltordnung heraufzuführen."

*

Wie lange noch?

Die „Deutsche Tageszeitung" schreibt:

„Der Abgeordnete Scheidemann fährt in seiner schädlichen Agitation für einen Verzichtsfrieden unentwegt fort. In einer Versammlungsrede hat er dieser Tage nach Zeitungsberichten gesagt, der jetzige Krieg dürfe nicht in einen Eroberungskrieg umgefälscht werden. Auch Herr Scheidemann wird sich der Logik nicht verschließen können,

Digitized by Google

daß das Streben nach besseren Sicherungen gegen künftige Angriffskriege unseren Verteidigungskampf noch durchaus nicht zu einem Eroberungskriege macht; er muß also wissen, daß er mit jedem solchen Wort die Lebensinteressen des deutschen Volkes und Reiches schädigt. Ferner hat Herr Scheidemann gesagt, die Anhänger einer deutschen ‚Eroberungspolitik' machten es den Gegnern leicht, ihre Länder zum weiteren Kampfe aufzuhetzen. Herr Scheidemann muß wissen, daß die gegnerischen Regierungen gar nicht daran denken, ihre Völker durch den Hinweis auf deutsche Bestrebungen nach realen Sicherheiten zum weiteren Kampfe aufstacheln zu wollen; aus dem höchst einfachen Grunde, weil sie in gleicher Weise wie ihre Völker solche deutschen Bestrebungen nur für selbstverständlich halten, eine andere deutsche Politik nur als Unfähigkeit und Schwäche ansehen würden. Herr Scheidemann weiß, daß die feindlichen Regierungen vielmehr den Kampfeswillen ihrer Völker dadurch immer wieder zu beleben suchen, daß sie ihnen Kriegsziele zeigen, die allerdings eine Eroberungspolitik rücksichtslosester Art und größten Stils bedeuten; und daß dieses Kriegsziel, daß die Hoffnung auf eine Stärkung der eigenen Macht und Wirtschaft durch Niederwerfung und Zerstückelung Deutschlands und seiner Verbündeten tatsächlich den feindlichen Völkern immer neue Spannkraft zur Fortsetzung des Krieges trotz der gewaltigsten Mißerfolge gibt. Herr Scheidemann betreibt also eine planmäßige und völlig unwahre Denunziation seines Vaterlandes gegenüber dem Auslande; und jedes Wort, das er bei diesem schädlichen Treiben spricht, stärkt den Kampfeswillen unserer Feinde und bedeutet für das deutsche Volk weitere Opfer an Gut und Blut. Wie lange will die deutsche Regierung diesen Deutschland auf das schwerste schädigenden Treibereien, die von Tag zu Tag eine größere Gefahr werden, mit verschränkten Armen zusehen?

*

„Staatsmänner"

überschreiben die „Hamburger Nachrichten" einen Aufsatz, in dem es heißt:

„In ruhigen Zeiten, in denen scheinbar sich alles im alten Gleise fortbewegt, treten die Fehler, die ein Staatsmann in der Leitung der Geschäfte macht, nicht unmittelbar in die Erscheinung. Aber sobald Erschütterungen eintreten, die ein Volk vor die Verantwortung von Lebensfragen stellen, zeigt sich, wer dem Sturm gewachsen ist und wer nicht. Sprechende Beispiele dafür haben wir während dieses Krieges in dem schnellen Auf- und Niedertauchen der leitenden Staatsmänner in den feindlichen Ländern. Was dem einen nicht gelingen will, versucht ein anderer, bis er nach erneutem Mißerfolge wieder durch eine frische Kraft ersetzt werden muß. Dieses Tasten geht so lange weiter, bis der rechte Mann auf dem rechten Posten steht, vorausgesetzt natürlich, daß ein solcher überhaupt zu finden ist. Im allgemeinen wird man einen solchen ewigen Wechsel, der eine fortdauernde Unsicherheit erzeugt, nicht gutheißen können. Nicht weniger schlimm aber ist es, wenn Staatsmänner, die sich den Anforderungen einer großen Zeit nicht gewachsen zeigen, an ihrem Posten kleben und nicht zu einem erlösenden Entschluß kommen können, den ihnen die Not der Zeit auferlegen sollte. Bei einer sehr trockenen Angelegenheit, bei der Beratung von Finanzfragen, hat Fürst Bismarck einmal im preußischen Herrenhause gesagt: ‚Das Verdienst eines Staatsmannes besteht nicht in dem Abmachen von Nummern, die vorkommen, sondern in der Voraussicht der Zukunft!' Und darauf kommt es schließlich an. Nicht in der Fülle von Aufgaben, die er nach seinem Können bewältigt, sondern in der Art, wie er sie vorausschauend bewältigt, liegt der springende Punkt. Ein Staatsmann, der ängstlich danach schielt, was Fremde wohl zu den Schritten, die er unternimmt, sagen könnten, und der nicht ausschließlich die Daseinsbedingungen seines eigenen Landes im Auge hat, wird niemals die ruhige Festig-

Digitized by Google

keit des Entschlusses besitzen, die ihm not tut. Ein vom Auslande gelobter Staatsmann sollte sich stets die Frage vorlegen, ob er wirklich die Interessen des eigenen Landes richtig verstanden hat oder ob er sich auf falschem Wege befindet. Und bejaht er diese letzte Frage, so soll er daraus die Folgerungen ziehen und umkehren. Tut er dies nicht, bevor es zu spät wird, so versündigt er sich an seinem Volke."

*

Lackschuh und Kürassierstiefel

Der Präsident der französischen Republik, Herr Poincaré, hat einen amerikanischen Journalisten, Marshall, empfangen, der gerne wissen wollte, was Herr Poincaré auf die Wilsonsche Note zu sagen hätte. Wie der „Matin" zu berichten weiß, empfing der Präsident seinen Ausfrager mit größter Herzlichkeit, und Mr. Marshall habe durchaus begriffen, daß diese Höflichkeit nicht ihm gelte, sondern der gewaltigen Masse der Leser, welche nachher von dieser Unterredung Kenntnis erhielten.

„Mr. Marshall", bemerkt die „Deut. Tagesztg.", „hätte eigentlich eine freundlichere Behandlung seitens des ‚Matin' verdient, denn seine erste Frage war: ‚Kann ich Amerika mitteilen, daß Frankreich unser Freund ist, obgleich wir nicht Seite an Seite mit ihm kämpfen?' Man vergleiche mit dieser demütigen Schmeichelfrage den Ton amerikanischer Journalisten, wenn sie mit Vertretern der deutschen Regierung sprechen. Herr Poincaré antwortete gnädig, daß unauslöschliche gemeinsame Erinnerungen und gleiche innere Einrichtungen die beiden Mächte zusammenschlössen, und daß der durch Deutschland entfesselte europäische Krieg, zu dessen Vermeidung Frankreich alles getan habe, die intimen französisch-amerikanischen Beziehungen nur habe festigen können. Mr. Marshall wollte aber noch eine ausdrücklichere Verzeihung haben und fragte weiter: ‚Findet man nicht, daß wir uns unserer Pflicht entzogen haben, als wir abseits vom Kriege blieben?' Mit ‚nachdenklichem Gesicht' erwiderte Poincaré: ‚Die Vereinigten Staaten sind neutral geblieben', aber die Zeichen der amerikanischen Sympathien seien geradezu erdrückend und ebenso die von dort kommenden Ermutigungen und Bezeugungen ‚moralischer Solidarität'."

Auch mit Kürassierstiefeln angetan, kann man sich niederboxen lassen, wenn man sie nur zum Parademarsch vor dem Boxer antut. Dagegen —: ein wohlangebrachter Lackschuh färbt unter Umständen — ab. Auf die Dicke des Leders kommt's nicht immer an. Gr.

*

Englands wahres Gesicht

Am 11. Januar sah sich Lloyd George in seiner Guildhall-Rede veranlaßt, noch einmal auf das deutsche Friedensangebot einzugehen. Diese Rede ist insofern sehr interessant, als ihr einige recht krasse Widersprüche unterlaufen sind. So sagte der Redner: „Wir haben keinerlei Bedingungen zurückgewiesen, aber wir haben erkannt, daß der Krieg besser ist, als ein Frieden um den Preis einer preußischen Herrschaft über Europa." In derselben Rede hat Lloyd George die Stirn, mit mehr als englischer Unverschämtheit den Satz auszusprechen: „Ich weiß nicht, welche Nation es wird wagen können, uns nach dem Kriege anzutasten." Das besagt nicht mehr und nicht weniger als: „Deutschland muß zertrümmert werden, weil es gewagt hat, neben uns seinen Platz an der Sonne zu behaupten. England allein darf Macht besitzen, es muß allein über die Welt bestimmen können ..." Der Redner hat bei dem Satze: „... daß der Krieg besser ist, als ein Frieden um den Preis einer preußischen Herrschaft" die beiden Worte „für England" ausgelassen. Es muß also heißen: „... daß der Krieg für England besser ist, als ..." —

Im weiteren Verlauf der Rede hieß es: „Die preußische Drohung war eine laufende Hypothek, die den Wert unserer nationalen Sicherheit beeinträchtigte. Diese Hypothek wird nun für immer abgeschafft werden. Nach dem Kriege wird die Welt in der Lage

Digitized by Google

sein, ihren Geschäften in Frieden nachzugehen ..." Also: England gehört die Herrschaft über die Meere allein, nur Deutschland hat noch eine Hypothek daran zu stehen, die jetzt getilgt werden muß. — Auch hier hat der Redner zwei Auslassungen gemacht. Es darf nicht heißen „die Welt", sondern „die Welt von Englands Gnaden" und nicht „ihren Geschäften", sondern „ihren Geschäften, soweit sie für England günstig sind". Denn wenn der Krieg im Sinne Lloyd Georges ausläuft, dann wird es ja niemand „wagen können, uns (England!) nach dem Kriege anzutasten".

Diese Rede wirft großartige Schlaglichter auf die Entstehung des Krieges. Zugleich zeigt sie, wie die ganze Entente für England allein kämpft. Nicht zuletzt dürfte sie jedem Deutschen die Augen öffnen, daß unsere Kriegsziele darauf hinauslaufen müssen, uns eine starke Seegeltung zu verschaffen. Wir müssen bestrebt sein, nicht nur unsere alte „Hypothek" aufrechtzuerhalten, sondern nach Möglichkeit noch eine zweite aufzunehmen.

Scholastikus

*

Auf einen Schelmen anderthalb!

Heldenmütig schluckt das „Berliner Tageblatt" folgende ihm von seinem Mitarbeiter Landrat Dr. Richard Freund verabfolgte, ganz ausgezeichnete Pille:

„Ich deute die Entente-Antworten so, wie das der ‚Vorwärts' tut: ‚Indem man unentwegte Siegesgewißheit zur Schau trägt und maßlose Forderungen erhebt, glaubt man, Deutschland und seine Verbündeten einschüchtern zu können!' ... Ist auch in den feindlichen und neutralen Ländern ein kleiner Kreis von informierten und verständigen Leuten nicht zu täuschen, so sind doch die Massen der Völker in ihrer Auffassung der Kriegslage und ihrer Stimmung ganz beherrscht durch die lügenhaften Berichte der Presse.

Lesen nun diese Massen die ‚Kriegsziele' und ‚Friedensbedingungen' der Entente, lesen sie die zahmen und entgegenkommenden deutschen Noten, so wird ihre bisherige Überzeugung von dem Übergewicht der Entente und der Sicherheit ihres Endsieges unerschütterlich. Das muß natürlich die Kriegsbegeisterung und den Siegeswillen der eigenen Völker ins Ungemessene steigern, das muß die neutralen Völker jedem Druck der Entente gefügig machen.

Die Entente-Antworten müssen also als das genommen werden, was sie unzweifelhaft sind: Als Trick und Bluff. Will man aber diese Auffassung nicht gelten lassen und will man die Antworten ernst nehmen, so gleitet die ganze Frage auf das pathologische Gebiet über. Ich neige dieser letzteren Auffassung nicht zu, sondern sehe in den führenden Entente-Staatsmännern keine Irrsinnigen, sondern ganz gesunde Schurken, die ihre Existenz nur von Lügen und Täuschungen fristen. Diesem Gesindel eine vornehme Behandlung zuteil werden lassen, ihnen wie anständigen Menschen antworten, ist aber verfehlt: Auf einen Schelmen anderthalb.

Man will kräftige Worte hören, das deutsche Volk zittert vor Wut über die Unverschämtheiten und Schurkereien der Feinde und will, daß dieser Stimmung ein entsprechender Ausdruck verliehen werde. Man will keine vornehmen Gesten, man will Fußtritte mit Kürassierstiefeln. Das ist auch notwendig, um die Stimmung im Volke zu halten, die Kriegsbegeisterung anzufachen und das Volk nicht irre werden zu lassen an der Siegeszuversicht. ... Ich kenne jetzt nur ein Kriegsziel, das ist: der Sieg."

*

Das „Urteil der Geschichte"

Auf die balkenbiegenden Lügen der schamlosen Zehnverbandsnote über den Ursprung des Krieges geht die deutsche Note an die Neutralen mit Recht nicht mehr ein. Sie verweist auf das Urteil der Geschichte: „wen die ungeheure Schuld an dem Kriege trifft". Vielleicht, meint die „Deutsche Tageszeitung", mag das richtig sein, aber bis eine international einwandfreie und übereinstimmende Geschichtschreibung in bezug auf ein

so durch Lügen verdrehtes und umstrittenes Ereignis wie der Ursprung des Krieges vorhanden sein wird, dürften zum mindesten Generationen dahingehen. Und sollte wirklich einmal ein einheitliches und gerechtes, der tatsächlichen Wahrheit entsprechendes Urteil einer international anerkannten Geschichtschreibung vorhanden sein, so liegen die Vorgänge derart zurück, daß der Wahrspruch der Geschichte niemandem mehr wehe tut, geschweige denn etwas sühnt oder an den gewaltigen vollzogenen Tatsachen auch nur das mindeste ändert. Es ist so oft in deutschen Reden und Noten auf das spätere Urteil der Geschichte hingewiesen, daß wir die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollen, die tatsächliche Bedeutung der richterlichen Rolle einer vielleicht später einmal kommenden Geschichtschreibung und deren allseitige Anerkennung auf ihr richtiges Maß zurückzuführen; dieses Maß dürfte gleich Null sein.

*

Einen Gipfelpunkt

dessen, was Zeitungspapier an Idiotismus auszuhalten vermag, stellen die „Friedensbedingungen Deutschlands" dar, die seit Wochen (Ende Dezember) in englischen, amerikanischen und sonstigen Blättern, mit Einschluß deutscher (!), beharrlich als wichtigtuerische Telegramme wiederkehren. Deutschland stellt als Friedensbedingungen auf: Wiederherstellung Belgiens, Bezahlung aller in Belgien verursachten Zerstörungen, Räumung Frankreichs und Rußlands, Wiederherstellung Polens.

Man wird sich denn auch nicht wundern dürfen, wenn nächstens in solchen Zeitungen mit Sperrdruck zu lesen ist, Deutschland werde auf dem berühmten internationalen Friedenskongreß möglichst noch weiter durchsetzen: die Verkleinerung des Reiches bis auf den Umfang von Thüringen, die Entthronung Scheidemanns und die Gefangensetzung seines ruchlosen Kanzlers nach der Insel St. Helena. h.

Kein Feuer, keine Kohle — —

Wie viele wohl im feindlichen und — neutralen Auslande nehmen uns heute politisch noch ernst? Sich davon ein Bild einzuprägen, was wir draußen noch gelten, genügen schon die für uns zurechtgemachten Pressestimmen. Aber die amtlich (meist durch „W.T.B." im Triumph) verbreiteten, überheblichem Siegeswillen pädagogisch vorbeugenden Exempla schießen den Vogel ab. Die neutralen Vereinigten Staaten setzen eine Staatsbehörde ein zur Untersuchung der „deutschen Greuel" in Belgien, die neutrale Schweiz und das neutrale Holland fordern die Rückbeförderung der von uns „expatriierten" Belgier. (Nach Sibirien verschickten? Russische Kulturbegriffe scheinen nicht nur auf unsere Feinde stark abzufärben.) Vielleicht soll das eine gefühlvolle Dankbarkeitserweisung sein für die wohlwollenden Neutralen aus unserem Überfluß gelieferten Lebensmittel, Kohlen, Eisenbahnwagen usw.?

Und manches deutsche Lebensmittel und manche deutsche Kohle (auch Wurst? auch Käse?) hat still als Liebesgabe über das neutrale Land den Weg zum englischen Herrn und Herzen gefunden —:

„Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen so heiß,
Als wie heimliche Liebe,
Von der niemand was weiß ..."

Gr.

*

Ein wütender Vierverbändler

Die in Zürich erscheinende „Schweizerische Export-Revue", die zielbewußt für die wirtschaftlichen Interessen des Vierverbandes eintritt, beschimpft und verleumdet Deutschland, wo sie es nur kann. Es ist nun vielleicht lehrreich, zu erfahren, daß der Leiter der „Schweizerischen Export-Revue" Laza Felix Pinkus heißt und aus Breslau stammt. Das schweizerische Bürgerrecht besitzt er erst seit wenigen Jahren.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google



Wintermorgen im Gußstahlwerk — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



XIX. Jahrg. Erstes Märzheft 1917 Heft 11

Zwiefach Gericht

Von Franz Lüdtke

Und wenn mich wohl an manchem Tag
Der wehe Zweifel ermüden mag,
Dann kommen die Väter und fragen:
Kannst's nicht noch ein Weilchen tragen?
Ich hör's, ich lausche, ich — breche den Bann
Und spreche: „Ich kann!“

Doch wenn die Nacht ihr Dunkel gießt,
Mein Herz in Qualen überfließt,
Dann nahen die Enkel und fragen:
Willst's gar nicht mehr weiter tragen?
Ich hör's, ich lausche, — mein Herz wird still,
Und ich spreche: „Ich will!“



Digitized by Google

Die Weltbedeutung der vlamischen Städte · Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Der natürliche Reichtum einer Landesgegend oder eine günstige örtliche Lage genügen zum wirtschaftlichen Vorrang nicht. Entscheidend ist, ob die Bedingungen des Großverkehrs auf ein Gebiet hindeuten oder an ihm vorübergehen. Die Geographie der weitestreichenden natürlichen Verbindungen erklärt uns die auffallende Erscheinung, daß die geschichtlichen Brennpunkte des Handelsverkehrs immer auch die großstrategischen und großpolitischen Entscheidungsstätten sind. Von den Kimbern und Teutonen bis zu Napoleon III. hat sich auf den Feldern der Lombardei ein großer Teil der europäischen Geschichte abgespielt, dort wo Mailand früh zu Reichtum und Führermacht gelangte. Auf den Ebenen um Leipzig ist 1080 der Gegenkönig Rudolf von Schwaben gegen Heinrich IV. gefallen, stritt König Gustav Adolf bei Breitenfeld und Lützen, hat die zweite Schlacht von Breitenfeld den endlosen Krieg zum Westfälischen Frieden gewendet, hat ein zweiter Schwedenheld, der ein halb Europa sich zum Schlachtfeld nahm, Karl XII., im Standlager von Altranstädt gelegen, ist die Macht Napoleons zerbrochen; wie der Austausch der Leipziger Völkermessen, sammeln sich die Völkerfragen in dieses strategische Becken der Weltgeschichte.

Doch weder es, noch die Lombardei reichen an die Bedeutung des vierseitigen Durchpasses zwischen Südwest- und Nordosteuropa, zwischen der Rinne des Rheingebiets und der britischen Insel heran, der von der Ebene zwischen Ardennen und Küste gebildet wird. Schon Cäsar, der das eroberte Gallien zu sichern hatte und nach Britannien, Germanien vortastend ausschaute, hat hierher, wo damals die Belgen wohnten, sein schärfstes Augenmerk gerichtet. Von hier haben salische Franken, die dort im Vlaeland noch als Vlamen sitzen, die deutsche und die französische Geschichte begründet. Seit Bouvines 1214 bis Lüttich und Antwerpen 1914 ist an diesen Torpfeilern der Weltgeschichte in den großeuropäischen Kriegen ungezählte Male gestritten worden. An ihnen haben die englischen Könige seit dem 14. Jahrhundert die Hebel ihrer Festlandspolitik eingesetzt, auf sie kam es England an, als es 1814 durch die Vereinigung der Süd- mit den Nordniederlanden sich den am Kontinent vorgeklebten Vasallenstaat zu gründen hoffte, so wie sein untertanes Portugal vor der iberischen Halbinsel klebt, Norwegen vor der skandinavischen. Freilich glücken auch nicht alle englischen Rechnungen, mühsam nur bis 1830 hielt der englische Kitt die Süd- und Nordniederlande aneinander, dann bekam wieder Frankreich die nähere Hand an den belgischen Hebel.

Es ist das merkwürdigste Nebeneinander, wie die großeuropäische Geschichte in beiderlei Gestalt, mit Füllhorn und Brandfackel, den Südniederlanden zudrängt, während die Nordniederlande, damit verglichen, wie eine Insel liegen und von der allgemeineren Geschichte der Großentscheidungen, daher auch von den internationalen Kriegen, umgangen werden. Hollands Geschichte, wie es nur spät aus dem mittelalterlichen politischen Stilleben heraustritt, behält

Digitized by Google

selbst zu der Zeit seiner machtvollsten Seegeltung etwas Abseitiges, was auch der — innerste — Grund ist, daß seine zeitweilige Weltmacht ohne kriegerische Niederlagen abstirbt. Die Generalstaaten wußten genau, weshalb sie 1712 als ihren Siegespreis aus dem Spanischen Erbfolgekriege sich den berühmten „Barrieretraktat“ erkämpften, das holländische Besatzungsrecht der Festungskette von Namen oder Namur bis nach Doornick (Tournai), Ijpern und Veurne. Doch jetzt geschah dieser Versuch, den Schlüssel des entscheidendsten festländischen Gebietes, der (bisher spanischen, nunmehr österreichischen) Südniederlande, in die Hand zu nehmen, zu bruchstückhaft und längstverspätet, und überhaupt wären sie nach ihren Kräften gar nicht imstande gewesen, jene Erreichung zur ganzen Entwicklungsmöglichkeit zu bringen.

Kein Beispiel ist geeigneter, zu erweisen, daß selbst ein Strom wie der Rhein aufhört, die Straße der Geschichte zu sein, sobald er aus der Gebirgsrinne heraustritt, und daß die großen breiten Landpässe immer noch wichtiger als alle Schiffahrt bleiben. —

Die Natur schenkt den Bewohnern eines Landes das Beste, wenn sie sie zur angespannten Anstrengung zwingt. Sie hatte den Vlamen weder eine rechte Hafenküste, noch mühelose Äcker und fette Weiden geschenkt. Es galt Buschland und Sumpfbrüche urbar zu machen, das Vlaeland durch Deiche längs dem Meer und den Binnenwasserläufen in geschützte Polder zu verwandeln. Aus gleichen Bedingungen, wie das Friesenland, wird auch das Vlaeland ein frühes Gebiet der Wollenweberei. So lesen sich die Anfänge dieser Geschichte kaum anders, als die der nördlicheren Niederlande, aus welchen die späteren Generalstaaten, das heutige holländische Königreich wurden.

Die örtlichen Umstände sind für die südlichen Niederlande mindestens nicht günstiger gewesen, als für deren Norden. Aber um so wichtiger sind die geographischen. Hier ist das große Völkertor, wo alles, was in den frühzeitlichen Völkerverschiebungen heranzieht, auf diejenigen prallt, die vorher dorthin gelangten. Die jeweils von Osten kommenden Eroberer stauen sich gegen die Ansässigen, die zu retten suchen, was möglich ist, und sich den Siegern anpassen müssen. Germanen stoßen auf Kelten und werden mit ihnen gemeinsam zu Belgen, die dann wieder von reinen Germanen, den Franken, zusammengedrängt, ins Gebirge hinaufgedrückt werden. Wegen der frühen Dichtigkeit der Bevölkerung wendet sich alles hier ins Intensive. Landwirtschaft und Gewerbe müssen auf Steigerung der Leistung gehen; wenn die Friesen die Erzeuger der groben Frieswollen bleiben, wird Vlaandern das Land der durch ihre Feinheit berühmten Tuche. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist ferner auch die Ursache der mittelalterlichen Auswanderung aus Vlaandern, die so bedeutungsvollen Anteil an der Eindeutschung der überelbischen Gegenden hat. Wir finden diese Vlamen, die „naar Oostland“ gezogen, bis an die Düna beteiligt, die vorgeschrittensten Lehrmeister unter den Kolonisten, den Landbesiedlern wie den Städtern.

Ungewöhnlich zahlreich und dicht gelegen hatten sich vlamische Burganwohnerschaften oder mit Marktrecht ausgestattete Orte früh zu bürgerlichen Gemeinwesen, Städten, ausgebildet. Gent, Ijpern, Brügge, dessen Name noch die Ent-


Digitized by Google

stehung verrät, sind die ansehnlichsten. Wir finden Weber, Walkmüller, Tuchscherer, Färber, Metzger und Fischhöker, die dabei auch Dauerware herrichten. Fleischbank und Fischmarkt schaffen den städtischen Haushalten den Ersatz für die Selbstversorgung der bäuerlichen Küche. Das Marktrecht der Orte als grundherrliches Privilegium ist zunächst nur von Wirkung auf die engere Landumgebung. Durch das Recht der „Bannmeile“, in Verbindung mit dem bequemer erleichterten, weil auf einem Platz stattfindenden Kleinhandel, vernichtet das städtische Gewerbe das ländliche, das bis dahin den germanischen Hofbauer außer zum Landwirt auch zum Hausindustriellen, insbesondere Weber und Lederhandwerker, durch Arbeit der Frauen und Knechte machte. Dafür erhält der Bauer durch den städtischen Absatz und Markt die Gelegenheit, nun seine Landwirtschaft zu steigern. — An der unmittelbaren vlamischen Küste liegen nur Fischerorte, die jetzt durch den Bedarf der Binnenstädte zum Aufschwung kommen. Die Heimsuchungen durch die Wikinger und Normannen von der See, die in diesen arbeitsamen Gebieten mit Vorliebe einkehren, bringen das Befestigungswesen früh voran, und damit die Mauertechnik sowohl in Backstein wie herbeigeführtem Haustein. Der Küstenort Dünkirchen wird im Jahre 960 ummauert. Antwerpen an der Schelde tritt erst mit einiger Verspätung in den Gesichtskreis. Aber zur Zeit der fränkischen Kaiser, da die Rheinstädte, Köln, Mainz, Worms, stattlich und freiheitsstolz werden, erscheint nun auch die Stadt „aan't Werff“ als ein von Gewerben und Kleinschiffahrt belebter Ort.

Das Alter der Großschiffahrt des Handels wird überschätzt. Es sind keine Phöniker mit eigenen Schiffen in der Nord- oder Ostsee gewesen, und die kühnsten Schiffer zur Zeit der Römer und vielleicht noch älter bleiben immer die Germanen. Der ältere Großverkehr zieht, ähnlich den asiatisch-russischen Karawanen, auch in Europa durchs Binnenland, wobei je nach Umständen die Flüsse benutzt werden und natürlich gewisse Überfahrten gemacht werden müssen. Eine der begangensten alten Handelsrichtungen geht vom Mittelmeer den Rhein hinunter. Dann biegt sie aber, um die Eifel herum, ab nach Westen, Vlaandern. Nach England fahren die kleinen, aber stämmigen, seetüchtigen Schiffe aus dem Hafen von Sluis, unweit Brügge, hinüber, und von dorther fahren sie auch nach Skandinavien, soweit man nicht lieber über Land nach dem vielbesuchten Schleswig zieht und von dort durch die Schlei und die dänischen Inselgewässer schifft. Nicht ein natürlicher Reichtum des Landes, sondern die zusammengedrängte Dichtigkeit städtischer Bevölkerung, vor allen Dingen aber die allvermittelnde geographische Lage erheben Vlaandern zum Treffpunkt des Handelsverkehrs. Diese macht auch die dortigen Landesherren, die Grafen, zu ungewöhnlich weitschauenden, regen Fürsten, die sich an der mittelalterlichen Weltpolitik der Kreuzzüge hervorragend beteiligen. Dem Hause dieser Baldwine gehörte der erste, im Jahre 1204 auf den Thron von Byzanz erhobene Kaiser an, als das Reich von den Abendländern, den „Franken“ oder „Lateinern“, erobert wurde.

Was vorhin gesagt wurde, daß den deutschen Marktprivilegien zunächst nur örtliche Kleinwirkung beikam, ist kein Widerspruch zu dem frühen Weltverkehr, der Vlaandern mit dem Nordosten sowie mit dem Mittelmeer und von da aus

Digitized by Google

mit dem Morgenland, letzten Endes aber mit Indien und China in Verbindung setzte. Nur betreiben diesen Großhandel vorerst nicht die Völker des Abendlandes. Was über den Wochenmarkt hinausgeht: die große Einfuhr vom Morgenland und fernen Asien, und wiederum die ganze Aufkäuferei für den Verbrauch Ostroms, Nordafrikas und Asiens liegt in den Händen der kaufmännischen Trilogie Araber-Syrer, Byzantiner, Juden. Erstaunlich entwickelt und überaus interessant ist dieser internationale Händlerverkehr, der durch arabische Federn des 10. Jahrhunderts auch seine primitiven Bädeker oder Reiseführer hinterlassen hat, damit die fahrenden Kaufleute einigermaßen mit Gegend, Bewohnern, Landeserzeugnissen, Reisegelegenheit Bescheid wissen konnten. Ganz so wie Herrn Ballins Guide of Europa für die Amerikaner, die auf einer Fahrt London, Paris, Alhambra, Nizza, Neapel, Konstantinopel, Moskau, Berlin abmachen — in derselben Gleichartigkeit, die über Sprachen, Nationalitäten und Landeshoheiten glatt hinweggeht —, stoppeln auch diese arabischen Beschreibungen ihre Notizen zusammen. Nach dem Bericht und Gesichtskreis der händlerischen Benutzer enthalten sie die einschlägigen Angaben, was in Ersindschan in Armenien, in Baku, in „Miezko", womit Polen gemeint ist, in Schleswig, Soest, Paderborn, Utrecht, Fulda, Mainz, Aix, Bordeaux, Rouen, in Irland zu erwarten sei.

Hier fällt nun schon auf, daß gerade die wichtigen Verkehrsgegenden von Vlaandern und England nicht erwähnt werden. Ebenso fehlt Skandinavien und der große Ostseetreffpunkt der Nordländer mit den slawischen Wenden, aus dessen richtigem Namen Jumne oder Jumneta durch Mißverständnis, einen Abschreibefehler in Handschriften, „Vineta" wurde. Auch zu Utrecht nah der Franken-Friesengrenze ist deutlich für jene Reisenden nichts zu handeln. Sie erwähnen Utrecht nur als „große" Stadt — tatsächlich ward der Bistumsort des heiligen Willibrord früh ein ansehnlicher Platz —, beschreiben mit einigen Sätzen die holländische Viehwirtschaft und die Gewinnung des Torfs als Brennmaterial und begnügen sich mit diesen im Vorbeigehn gemachten Beobachtungen aufmerksam abschätzender Handelsleute.

Friesen und Skandinavier besorgen ihren Handel selber, brauchen keine Vermittler. Die Wikinger führen Erzeugnisse und Waren mit, sind gleichzeitig Freibeuter, Händler, improvisierende Markthalter, je nach Politik der Gelegenheit. Den Friesen fehlt dieser beigemischte Zug des raubenden Beutemachens. Von karolingischer Ordnung schon erzogen, verschiffen sie ihre Waren auf den Flüssen und Küstengewässern und verhandeln sie im Austausch mit den Anwohnern. Die übrigen Deutschen dagegen finden wir als sehr stillsässige Leute. Sie sind schon von Hause aus durch ihren hauptsächlichen Ackerwirtschaftsbetrieb gebundener gewöhnt als die Friesen, wo Hausfrau und Mägde, auch wenn der Herr mit den Knechten unterwegs ist, die Kuh- und Schafwirtschaft besorgen. Dazu kommen staatliche und kirchliche Maßregeln, die einem deutsch-einheimischen Kaufmannswesen noch ungünstig sind.

Aber nachdem nun einmal die Marktrechte den örtlichen Austausch mehr in Gang gesetzt haben, regt sich auch der weitere Wunsch, von der Verkehrsvermittlung jener Orientalen und Levantiner loszukommen. Können die Einheimischen durch

Digitized by Google

ihre Arbeit die Waren erzeugen und in den Kleinverkauf bringen, so können sie auch den größeren Gewinn in die eigene Tasche leiten. Die mittelalterliche Städteentwicklung wird fortab von diesem Bestreben gedrängt und getragen und findet aus ihm die erkenntnisreichste Deutung. Wenn die Landesherren Schutz, Straßengeleit, vielseitige Begünstigung für die volksfremden Händler haben, wenn diesen, soweit sie als Juden ihre Heimat im Lande haben, die bischöflichen Städte der geistlichen Fürsten bevorzugte Wohnsitze bieten, dann sollen die Könige und Fürsten auch den Handel der eigenen Untertanen schützen und entfalten helfen! Und da die politischen Herren, so nützlich sie jenen Fremdenschutz einschätzen, sonst Sorgen und Nöte genug behalten, können sie an jenen Forderungen nicht vorübersehn. So, und nicht immer bloß aus gnädiger Huld und Weitsicht, statten sie die Märkte mit vermehrten, erweiterten Rechten aus, befreien jeweils einzelne, ihnen gefällige Städte von bestimmten Regalen, Zöllen und Verkehrsabgaben.

Dies führt zur Entstehung des eigentlichen einheimischen Kaufmannsstandes, der noch nicht scharf von den gewerblichen Erzeugern zu trennen ist, aber sich mehr und mehr verselbständigt und in seinen Unternehmungen ausbreitet. Über den örtlichen Wochenmarkt erhebt sich der Jahrmarktsverkehr, wo die Kaufleute der verschiedenen Städte persönlich oder durch ihre Angestellten in Verbindung treten. Der Handel auf diesen Märkten umfaßt nicht mehr bloß die gewerblichen Heimatserzeugnisse. Nach und nach durch die sich erweiternden Verbindungen, wobei die Städte Italiens nun in ihre große Rolle eintreten, gelangt er auch an die fremden Waren, die das Morgenland und Byzantinerreich teils erzeugen — Seidenstoffe, seitdem Justinian die Seidenraupenzucht dem Chinesenmonopol entwendet, feine Musseline von Mossul, ägyptische leichte Gewebe, Glas, Metallarbeiten, Kleinkunst, Papier, griechischer Malvasierwein —, teils aus dem entfernteren Asien und Afrika herbeischaffen, Färbemittel, Spezereien, Gewürze, Perlen und Edelsteine. Zu den errungenen landesherrlichen „Freiheiten" tritt hinzu, was echt und uralt germanisch ist, die Selbsthilfe durch Zusammenschluß. Die germanische Gilde, eine in die Vorzeit hinaufreichende Form gottesdienstlicher und gesellig-praktischer Genossenschaft, wird nun in den vlamischen Städten, wie aber auch in Niederdeutschland und England, zur Einung der Gewerbetreibenden und ihres kaufmännischen Handels: das Mittel, um jene Bestrebungen auszubauen und deren Rechtsschutz zu verbessern. Alle ihre gegenseitigen Regelungen und Unterstützungen bringen die Städter in diese Form. Daher gibt es die zunftmäßigen Gilden der Einzelgewerbe, die Gilden für fromme und wohltätige Zwecke, Brandgilden für Feuersnot, Schützengilden für Ausbildung in den Waffen und männlich zugehörige Lustbarkeit. Über die örtlichen Mauern hinaus „vergilden" oder „verhansen" die Städte sich als solche; bevor es eine deutsche Hanse gab, ist die der siebzehn Städte, die vlamische, entstanden. Auch hierin lehren die Vlamen das stammverwandte große Niederdeutschland, wo so viel ihres eigenen Blutes in den überelbischen Städten wohnt.

Der Sinn der Gilde ist immer der gleiche, sie mildert, regelt, verständigt den Wettbewerb der Beteiligten untereinander, und sie geht geschlossen gegen die fremden Konkurrenten vor. Wo sie ihre Interessensphären begründen und zur

Digitized by Google

Geltung bringen, ist für die Morgenländer nichts zu suchen. Denn diese sind ausgeschlossen, da ja eben die ganze Bestrebung sich gegen sie richtet, eine Selbsthilfe gegen ihre Übermacht, eine Überwindung ihrer tatsächlichen Monopole ist. Ebenso sind jene von den Märkten und allmählich entstehenden großen Messen ausgesperrt. Mit der „offenen Tür" — um auf ein modernes Ideal anzuspielen, dem nicht gerade zu unserer höheren deutschen Achtung und Beliebtheit mancherlei Weltpolitiker nachgetrachtet — ist es für die Araber, Syrer, Byzantiner auf diesem Boden nun am Ende, und die Folge ist, daß sie nach der Ottonenzeit von der Bildfläche verschwinden. Dagegen dauert der Kampf, sowohl in Frankreich wie in Deutschland, weiter zwischen den solidarischen Neubildungen der städtischen Einwohnerschaften und dem Rückhalt, den die in ihrer alten Macht bedrohten, zahlungskräftigen Judenschaften an Fürsten und Königen finden. Von diesen erhalten sie bis gegen die Zeit der Kreuzzüge noch immer, nebst anderen starken Ausnahmerechten, die Freiheit ihres Handels im gesamten Reichsgebiet erneuert. Rechte, die ihnen alles zu geben scheinen, doch an der Mauer der sie ablehnenden Tatsächlichkeit zerschellen. Es ist eine der größten Katastrophen, die ihr vom Indischen bis an den Atlantischen Ozean über die Völker hin verkettetes Volkstum erlitten hat, welches die Selbsttreue der Nationalität im Zeichen der Religion und der Interessenbeziehung allzeit in bewundernswerter Weise pflegte. Ein Sturz, der sie von einer europäischen Machtstellung, die hier eingehender zu schildern nicht die Aufgabe ist, in ein eingepferchtes, lokalisiertes Pariatum zurückwirft. Die ihre Hände über die ganze bekannte Welt gehabt, die als herrische große Käufer die Menschenware ihres Handels, nordische und slawische Mädchen und Jünglinge truppweise die gleichen Wege führten, wie sie ihre aus Rußland und Nordeuropa gesammelten Ballen mit Produkten und Pelzen bis nach Nordafrika und Bagdad versandten, die bei Kalifen und Kaisern als weltkundige Sachverständige in Ansehn standen, die Dragomane, Berater, Begleiter und oft die Lenker der frühmittelalterlichen Diplomatie, sehen den Boden unter sich wegsinken, werden aus einem veränderten Handel und Geldverkehr Stufe um Stufe verdrängt und auf die von diesem verschmähten Geschäfte gewiesen.

Wo ehmals im Weggeleit der landesobrigkeitlichen Gewaffneten die Handelskarawanen der Morgenländer durch die von den fränkischen Karolingen begründeten Königreiche zogen (wovon noch heute der Orient die abendländischen Christen insgesamt als „Franken" benennt), da ziehen nunmehr die Saumrosse und Planwagen der deutschen, französischen, italienischen Handelsstädter den vlamischen Messen zu. Diese vlamischen großen Handelsmärkte sind in erster Linie Tuchmessen, was ihnen natürlich aber auch sonst von weitum den Austausch und Güterumsatz zuleiten muß. Damit steht Vlaandern auch wieder in diesem internationalen Großverkehr im Mittelpunkt des Netzes, an dessen Verbindungslinien einesteils die bedeutenden Meßorte der Champagne, überhaupt der Handel von Frankreich und weiter von Spanien liegen, zweitens das niederrheinisch-westfälische Gebiet mit seinen Gewerben und Eisenhämmern, die ganze reiche Rheingasse mit den Zuleitungen aus Süddeutschland, Italien, Südost, und drittens auf Überseewegen England, Skandinavien, die baltischen Gegenden, soweit bei diesen

Digitized by Google

nicht niederdeutsche Landvermittlungen stattfinden. Die Rolle, die heute im Welthandel die Baumwolle spielt, behaupten damals die flandrischen Tuche im Großverkehr, der mit seinen Landfrachten noch nicht im heutigen Grade sich der Massenbeförderung widmen kann und — wie die Kleidung der besseren Leute auch — vielmehr durch Wertgrade, Qualität, bestimmt wird. Die feinen und teureren Waren bilden die Handelsgegenstände. Nirgends vermochte man das vlamische Tuch zu übertreffen, und die Unerschöpflichkeit des Bedarfs, der internationalen Nachfrage hatte zur Folge, daß Vlaandern auch noch viel fremdes Tuch an sich zog, um es bei sich zu Hause zu veredeln.

Aus den einstigen Gewerbestädten hat sich das Land des bedeutendsten Warenumsatzes in ganz Europa entwickelt. Der aus- und einflutende Handel regt dann wieder zu neuen Gewerben an, daß sie sich gleichfalls von den fremden Ländern befreien oder diese in der Verarbeitung ihrer Rohstoffe überbieten. Und dies lebensvolle Bestreben zieht noch die nächsten Nachbargebiete mit, vor allem das von der gleichen Bevölkerung bewohnte Brabant, sowie Hennegau und Atrecht oder Artois. Die Verarbeitung von Leinen, Seide, Baumwolle eifert der Wolle nach. Die südlichen Niederlande werden das Land der kunstvoll gewirkten Teppiche und der feinsten Spitzen. Bis nach Italien, Ungarn, Rußland erfreuen sich die vornehmen und reichen Leute an den mit unübertrefflicher poetischer Feinheit ausgeschmückten, mit Miniaturen ausgemalten pergamentenen Gebet- und Andachtsbüchern, die einen bedeutenden Erwerbszweig altniederländischen Kunstfleißes bilden. In brabantischen und wallonischen Gegenden erblüht die Metalltechnik der Waffen und Hausgeräte, und den Wein, den die Natur dem Lande versagt hat, ersetzt die gedeihliche Bevölkerung durch eine fröhlich ausgiebige Förderung verbesserter Bierbrauerei, die die gesellige Glorifikation des „König Gambrinus“ an den Namen eines der Brabanter Herzöge, Jan primus, heftet.

Diese ganze Entwicklung verdankt das Land zunächst noch nicht so sehr der Schiffahrt, als der unvergleichlichen Verkehrslage auf dem europäischen Festlandsgebiet. Erst die von Vlaandern nebst den Nachbarlandschaften so erreichte überflügelnde Bedeutung zwingt die Mittelmeer-Handelsstädte Genua und Venedig, die unmittelbare Seeverbindung mit Vlaandern zu suchen. Hierfür ist, wenn man ein Datum will, am besten 1315 anzusetzen. Die Seefahrt von Italien nach Vlaandern geschah mit rundlichen großen Frachtseglern und mit eigens für das Atlantische Meer gebauten schnelleren Ruderschiffen, gröberen Galeerenarten, die den Zweck der heutigen Dampfer erfüllten. Sie ermöglichte einen in der Menge und Mannigfaltigkeit der Handelswaren sehr gesteigerten Austausch des mittelländisch-morgenländischen Gebietes mit dem niederländisch-nordeuropäischen. Uneingestanden ist diese Anpassung der Italiener ihre Unterwerfung gegenüber den umfassenderen Verkehrsbedingungen der vlamischen Plätze. Da die zur großen „deutschen Hanse“ vereinigten Kaufleute und ihre Schiffer in derselben Art das niederländische Gebiet aufsuchen und sich dort Faktoreien und verbriefte Zugeständnisse sichern, kommt in diesen Städten tatsächlich die ganze Handelswelt Europas zusammen. Unter ihnen ragen als die nunmehrigen Hauptmärkte Brügge, Ijpern, Thorhout (Thourout) und Rijssel (Lille) hervor, während Löwen,

Digitized by Google

die Hauptstadt von Brabant, wesentlich Gewerbestadt ist. Brüssel erlangt Bedeutung, weil es auf der Landstrecke vom Rhein, von Köln, nach Vlaandern liegt. Brügge, mit der schiffbaren Seeverbindung des Zwijn und den beiden Seehäfen Damme und Sluis, ist in allem der Mittelpunkt; hier laufen auch die alten Überlandkanäle von Gent, Jjpern, Veurne und Nieuwport zusammen. Hier befindet sich das zentrale Kontor der Hansen für ihren Niederländer Handel, bestehen die wichtigen Filialen der Medici von Florenz und anderer italienischen Banken, ähnlich wie deutsche Großbanken der Neuzeit in dem Weltplatz London ihre Filialen einrichteten. In Brügge ist der Ausdruck „Börse" aufgekommen, dadurch, daß vor dem Hause des Geschlechts van der Burse die Italiener ihre heimische Gewohnheit des Geschäftsgesprächs unter freiem Himmel fortsetzten. Wie nachmals Amsterdam und später London, so ist nun Brügge, vor diesen, „der" Börsenplatz des gesamten Welthandels, soweit er irgend im Gesichtskreis der Europäer liegt.

Es hat keinen Sinn, über den baukünstlerischen Vorrang Italiens oder den von Vlaandern und Brabant zu streiten. Die Bauten Italiens sind die Schöpfungen einer vielschichtigen Vergangenheit, die mit den römischen Kaisern beginnt und zu den Fürsten der Renaissance und des Barocco führt. Durch ein bürgeraristokratisches Selbstgefühl ist Venedig in seiner Pracht entstanden, und der gleiche Sinn erbaute und schmückte die vlamischen Städte. Die für Vlaandern kennzeichnenden städtischen Belfriede, diese im bildlichsten Sinne hochstrebenden Glockentürme der wehrfähigen Bürgerschaft, ferner mit ihnen die Tuchhallen, Rathäuser, Zunfthäuser, die Beginenhöfe und sonstigen Wohnsitze halbgeistlicher und kirchlicher Körperschaften, die herrlichen Gotteshäuser selber, die Fülle künstlerisch reicher Patrizier- und Bürgerhäuser komponieren diese Städtearchitektur zu den zusammenklingend harmonischsten Bildern, wobei die kleineren Städte, wie z. B. Veurne, noch den heimeligen Zauber behalten, daß sich um einen Punkt, den stets geräumigen Markt, all diese bauliche Schönheit enger zueinander stellt. Wie Venedigs Mittelalter mit den byzantinischen Anklängen spielt, so liegt den vlamisch-brabantischen Städtern die französische Gotik, als die üppigere, am besten. Zudem fallen die wichtigsten und schönsten Bauten (um 1285) in eine Zeit, da das deutsche Leben an der monarchischen und nationalen Schwäche siech ist, während in Frankreich eine planreich kühne und ruhmverlangende Monarchie in ihre vollere Machtentfaltung eingetreten ist. Vlaandern erwehrt sich der Franzosen, aber in der Bewunderung neigt man doch zu ihnen.

Das Patriziat entsteht auch in diesen Städten aus der Tatsächlichkeit, nicht aus rechtlich alten Klassenunterschieden. Es ist niemals leicht, aber auch nie unmöglich, in den sich stetig verdichtenden regierenden Familienring hineinzukommen, der die politische Macht und die Kapitalkraft beständig in Wechselwirkung verwertet. Die Gleichheit der bürgerlichen Stadtbewohner zur Zeit der ersten Privilegien war der ursprüngliche Ausgangspunkt, so wie in der Urzeit des Territorialstaats einst die waffenfähige Gleichheit des bäuerlichen Heerbanns die Grundlage gewesen. Seither hatte die Entwicklung dreierlei Klassen hervorgebracht: die kaufmännisch-kapitalistischen Unternehmer, die in Vlaandern hauptsächlich, doch nicht mehr ausschließlich den Tuchhandel pflegen; zweitens die von

ihnen in Verdienst gesetzten Weber, Walker, Tuchscherer, Färber und sonstigen Gewerbler; drittens die Handwerker und Gewerbetreibenden von selbständiger Stellung, aber nur örtlichem Belang, wie Schmiede, Schlosser, Metzger, Bäcker, Brauer. Diese sozialen Einteilungen, wobei das geldkräftige und im Rang angesehene Patriziat es nicht schwer hatte, die Besetzung der Schöppenstühle des Magistrats zu behaupten, stellen zunächst ein als natürlich und günstig empfundenes Zusammenwirken dar. Denn an sich ordnen die Menschen sich unschwer und sogar gerne unter und wissen die Versorgung und Sicherheit, die in den Abhängigkeitsverhältnissen mit enthalten ist, zu schätzen. Aber das Verhältnis nimmt jeweils sein Ende, sobald der mächtigere Teil nicht mehr als der überlegene und gerechte Verwalter des Gemeinwohls erscheint: sobald er in einer Weise, die dem germanischen Treuempfinden verächtlich ist, die kahle ausnützende Gewalt des Geldes zu verkörpern beginnt. Von diesem Zeitpunkt an will der bisher Abhängige aus seinen rechtlichen Instinkten heraus nun selber die allgemeinverbindlichen Gesetze machen. Denn das ist die Logik darin, wenn sich — neu und alt — die wirtschaftlich-sozialen Kämpfe viel weniger um die Aufbesserung der Lebenshaltung, als am leidenschaftlichsten um die machtpolitische Erreichung drehn.

Diese städtischen Wirren in Vlaandern, an sich schon hochdramatisch, erhalten nun dadurch ihr besonderes Gepräge, daß die lauernde Politik der auswärtigen Staaten sich ihrer als Mittel zu bedienen trachtet. Jakob van Artevelde, der Genter Volkstribun der durch ihn vereinigten vlamischen Bürgerschaften, schließt deren Bündnis mit Eduard von England. Er rät ihm auch, den französischen Königstitel anzunehmen, um damit formell sich gewisse, noch aus der Karolingenzeit stammende westfränkische Lehnshoheiten über Vlaandern beizulegen. Als aber die Bürger zu merken beginnen, was die englische „Hilfe“ bedeute, und Artevelde, dem seine Diplomatie über den Kopf gewachsen, trotzdem in Gent die englischen Truppen einführen will, da wendet sich die Volksstimmung wider ihn, und in den daraus entstehenden Tumulten wird er am 24. Juli 1345 nebst einer Schar von noch zu ihm stehenden Parteigängern erschlagen. England hält zwar noch eine Weile in seinen französischen Kriegen die Stützpunkte in Vlaandern. Doch die Hoffnung, mit Hilfe der politisierenden Demokratie sich dauernd in den niederländischen Gegenden festzusetzen, bleibt vernichtet, der festländische Brückenkopf schrumpft ihm zusammen auf Calais. Statt seiner erlangt nun Frankreich hier die Oberhand. Nicht in unmittelbarer monarchischer Herrschaft, aber durch die Linie der Valois, die burgundischen Herzöge, die sich in alle die niederländischen Landesherrschaften, fast lauter deutsches Reichsgebiet, hineinzuheiraten und hineinzuzwingen wissen.

Diese burgundische Periode sieht die herrlichste Entfaltung der altniederländischen Malerei, die ihr niemals wieder überbotenes technisches Können der schon erwähnten Miniaturen- oder Buchmalerei verdankt, sieht die Erfüllung alles dessen, womit der Reichtum, bei günstigen Voraussetzungen des Geschmacks und gebildeter Gesinnung, die äußere Kultur zu befruchten vermag. Aber für die Weltstellung der vlamischen Städte bedeutet sie doch den Beginn vom Ende, weil die zentralistische, umgrenzte Territorialhoheit das vlamisch-brabantische Gebiet von den

Digitized by Google

natürlichen Hinterlanden seines Großverkehrs abschneiden mußte. In vorderster Linie ist dies das Rheingebiet. Nicht daß der Zwijn versandete, hat Brügge und Ijpern und alle jene Städte entthront, denn dagegen gibt es Bagger und andere Mittel. Diese wurden nicht angewendet, weil schon der ermutigende ganze Antrieb fehlte. Wohl erblüht Antwerpen, doch als eine Episode, die nach Amsterdam und London hinüberleitet. Hätte das habsburgische Kaisertum den richtig gesehenen Entschluß finden können, die durch Maximilians burgundische Heirat heimgebrachten Niederlande aus dem Standpunkt der klar erneuerten Reichszugehörigkeit zu behandeln, so wäre der großzügige Segen dessen dem Lande selber wie dem Reiche zugefallen. Aber eine derartige Reichspolitik gab es schon lange nicht mehr, in Deutschland ward nur Hauspolitik betrieben. So mannlich in Worten und Bilderbüchern Maximilian den Deutschen und Städtefreund herauszukehren vermochte, hat doch seine Regierung mit den wirklich nationalen Bestrebungen, wie sie u. a. der Erzkanzler Bertold von Mainz vertrat, nur im Kampf gelegen und sie als Einschnürung der habsburgischen Sonderpolitik betrachtet. So vollendet sich die unter den Burgunder Herzögen begonnene territoriale Isolierung, die die Schnittpunkte des friedlichen Verkehrs von den Südniederlanden wegverlegt und ihnen übrigläßt, der schlachtenreiche Kriegsschauplatz zu bleiben, wo nach wie vor die Entscheidungen zwischen den Großmächten fallen, die die Lande der Maas und der Schelde zum nur noch erleidenden Spielball machen.



Auf Nachtwache

Von Kurt Arnold Findeisen, z. Z. Freiwilliger Krankenpfleger im Felde

Wenn über deinen Kissen, Kind,
Mutterhände gefaltet sind
Zur Wacht
Bis spät nach Mitternacht,

Dann geh' ich hier im Lazarett
Von Bett zu Bett.

Da liegen sie auch in weißen Kissen:
Vieler Mütter Söhne, von Erz zerrissen,
Saal an Saal
Allein mit ihrer Qual.

Und alles, was an Innigkeit
Für dich in meiner Brust gedeiht
Und nicht zu dir gelangen kann,
Verteil' ich dann —



Digitized by Google

Der Ring

Von Fritz Müller

Es war Feiertag. Ich wanderte von Tölz im Isartal ein Stückel aufwärts. Ein mühsam Gehen war's im Schnee. Kaum daß man von der Landschaft etwas hatte. Der glitschige Schnee stemmte sich dazwischen: Auf mich gibst acht! Nur alle hundert Schritt ein geschwindes Aufgeschnauf und Aufgeschaug — wie sie dortzulande sagen — und ein paar Atemzüge lang Glückseligsein im stillen Winterfrieden der Jachenau. Gibt's was Stilleres, was Friedevolleres?

Und draußen ist Krieg!

Auf einmal, wie ich wieder nach einem Hundertschritt aufschaue, stapft neben mir ein Soldat.

Zu zweit stapfe es sich leichter, meint er.

Ja, sage ich, man zähle dann die Schritte nicht, und auf einmal sei man da, wohin man wolle.

Ob ich auch nach Lenggries wolle?

Zu tun hätte ich dort nichts, aber mir sei's gleich, es sei ja Feiertag, für ihn doch auch? — sicher sei er jetzt in Urlaub?

Ja, ein paar Täg' noch, dann ging's wieder nach dem Osten — Rußland. Er fuhr mit dem Arm weitausholend und ruhevoll gegen die Isar.

Aha, und da besuche er jetzt vielleicht noch Verwandte in Lenggries?

Verwandte? Nein — er sei von einer Jurastadt in Franken droben, ob ich das nicht an der Sprache merke?

Das wohl, aber deshalb könnte ein bayrischer Franke doch einen bayrischen Jachenauer zum Vetter haben.

Nicht gut, die Bayern seien gar so arg ans Heimattal gebunden, es wasche sich keiner gern mit Donauwasser, dem der Pfarrer bei der Taufe Isarwasser ins Gesicht gespritzt habe.

Na, meine ich lachend, er möchte mal die Bayern fragen, die jetzt in Rumänien stünden.

Die wüschen sich nur, weil sie müßten —

Oho —

Und weil sie aus der rumänischen Donau auch ein bissel was von der bayrischen Donau und der Isar erwischten, wenn's gut ginge.

Wenn's aber schlecht ginge?

Dann käme ein jeder wieder an sein heimisches Waschwasser zurück, lebendig oder tot.

Lebendig, ja — aber wenn da draußen einer fiele, in Rußland, in Rumänien, so viel Särge seien doch nicht unterwegs.

Es müßte ja nicht im Sarg sein, daß einer nach dem Tod wieder in seine Heimat käme, meint der Soldat, bleibt verschnaufend stehen und schaut mich ein bissel rätselhaft an.

Digitized by Google

Ach so, er meinte, auch in Gedanken könne man beim Sterben in die Heimat kommen?

Ja, oder man könne einen schicken.

Aha, mit einem Testament, meine er?

Der Soldat nickte nur und stapfte weiter, den Kopf ein wenig gesenkt. Auf einmal glaubte ich's zu wissen. Ich eilte ihm nach. Gewiß trage er ein solches Testament? sagte ich.

Ja und nein. Nein, weil es kein gesetzlich Testament sei. Ja, weil er mit der Botschaft doch beauftragt wäre — schon vor hundert Jahren, setzte er hinzu.

Ich muß ihn etwas zweifelsüchtig angesehen haben, den Soldaten. Denn auf einmal zog er seinen Brustbeutel unterm Rock hervor, machte ihn auf, wickelte umständlich etwas aus mehreren Papieren und hielt ein blitzendes Ding gegen die Wintersonne.

Es war ein Ring, ein goldner, groß, dick und glatt. Ich durfte ihn in die Hand nehmen. Er freute sich an meinem Erstaunen und nickte, als ich sagte, das sei ja echtes Gold, und der Ring müsse weit her sein, denn hierzulande habe man solche Stücke nie gemacht.

Ja, sagte er im Wiedereinwickeln und Weiterschreiten, das Seltsamste an diesem Ring aber sei seine Geschichte — wie weit es noch nach Lenggries sei?

Eine halbe Stunde oder so sei auch die merkwürdige Geschichte dieses Ringes lang; ob ich sie hören wolle?

Freilich, freilich wollte ich sie hören.

Im Stapfen, Rutschen, Stehenbleiben, Wiederausschreiten erzählte mir der Soldat diese Geschichte:

Es sei im Polenfeldzug unter Hindenburg gewesen. Auf einer Russenverfolgung habe es ihn und einen Kameraden von seinem Trupp versprengt. Der Kamerad sei ein junger Gelehrter gewesen, Geschichtsforscher oder so etwas. Das habe ihn, der bisher als Dorfschullehrer sein Wissen nur kümmerlich aus wenigen Büchern habe befriedigen können, sehr angezogen, und er habe manches von ihm gelernt bei abendlichen Gesprächen in den elenden Unterkünften der polnischen Dörfer. Immer sei er froher Laune gewesen, sein Kamerad, und auch damals seien sie, trotz ihres Versprengtseins, guten Mutes weitermarschiert. Als sie müde waren, hätten sie an einem Feldrain haltgemacht. Am Fuße eines ungeheuer dicken, morschen Eichenstumpfes hätten sie gesessen und gegessen. Nicht weit weg sei ein Fluß geflossen, nicht viel kleiner als die Isar da drüben. Und links und rechts hätten in das stille Tal Berge geschaut, Berge, nicht viel kleiner als die hier in der Jachenau. Er habe zum Aufbruch getrieben. Bevor der Tag zur Neige ging, wollten sie doch wieder bei der Truppe sein. Sein Kamerad sei gemächlicher gewesen. Es käme doch immer alles in der Welt, wie's kommen müsse, mit oder ohne Eile, habe der Kamerad gemeint und gemütlich sein Gewehr aufgenommen. Dabei habe er am Kolben etwas von dem Moos entdeckt, das dort an allen Sachen, die man im Freien hinstelle, hängen bleibe.

„Gehste weg, gehste weg!“ habe er gesagt und den Kolben gegen den großen Eichenstumpf geklopft, aber schon beim zweiten Klopfen eingehalten.

Digitized by Google

„Horch, der Stamm ist hohl."

„Schon gut, jetzt laß uns gehen", habe er ihm erwidert.

„Nein, was hohl ist, hat mich schon als Junge immer gelockt, als ich meine Weihnachtstrommel am zweiten Feiertag aufgeschlitzt habe, um zu sehen, was drin ist."

„Es wird Luft drin gewesen sein," lache ich ihn aus, „Luft, wie in diesem hohlen Eichstamm."

Aber da hatte er nochmal mit dem Kolben ganz fest zugeschlagen. Er mußte eine besonders dünne Stelle getroffen haben. Die morsche Rinde sei zerborsten und zerbröselt. Ein Loch habe sich aufgetan. Der Kamerad habe hineingeschaut.

„Da fällt auch von oben Licht herein," habe er gerufen, „die Eiche ist oben offen."

„Aber drinnen ist nichts — komm, laß uns gehen."

„Halt, da ist was — was Weißes."

„Na ja, ein Stückchen übriggebliebenes Mark oder so was — komm jetzt endlich."

„Nein, das ist kein Mark, das ist — das ist —"

Unheimlich lebendig sei der Kamerad jetzt geworden, den Gewehrkolben habe er beiseite gestoßen, sein großes Messer habe er aus dem Stiefelschaft gezogen, wie wahnsinnig habe er zu schneiden angefangen, Stück um Stück der rissigen Rinde sei gefallen, größer sei das Loch geworden, immer größer, ein letztes großes Stück am Boden habe er mit beiden Händen fortgerissen, auf die Seite sei er getreten, ganz still sei er auf einmal geworden, der Kamerad, nur eine langsame Bewegung mit der Hand habe er gemacht:

„Da, schau!"

Ein gebleichtes Gerippe hockte in der Höhlung. Ein Mensch. Nach dem ersten Schauder habe er gedacht, das sei ein künstliches Gerippe. Eines, wie es die Studenten manchmal hätten, um daran zu lernen. Nämlich gerade so sauber sei es gewesen und so gut poliert. Aber Studenten lernten ja auf ihren Buden und nicht in Eichenhöhlen. Und auf ihren Knien lägen aufgeschlagne Bücher, nicht von der Verwesung aufgeblätterte Tschakos, wie ein solcher zwischen den merkwürdig langen Oberschenkelknochen und dem vorgefallenen Brustkorb dieses Gerippes eingeklemmt war.

„Das ist, bei meiner Seele, ein Tschako, wie ihn die Napoleonssoldaten trugen", habe sein Kamerad verwundert ausgerufen. Darin kenne er sich aus, von Bildern her und vom Museum seiner Vaterstadt. Vorsichtig habe er dann ein Häufchen Staub berührt, das von zerfallenen Kleidern herrühren mochte, und runde Plättchen hervorgezogen. „Meiner Treu, das waren Knöpfe seiner Uniform," habe der Kamerad gerufen, „denke mal, Knöpfe, unter denen vor hundert Jahren ein Soldatenherz den Takt zum Zuge Napoleons nach Rußland schlug."

„Nach Rußland?" habe er ihm da erwidert. „Könnte es nicht auch umgekehrt gewesen sein?"

Digitized by Google

„Du hast recht, auf dem zersprengten Rückzug kann es auch gewesen sein. Ich denke mir, ein Bär hat ihn verfolgt, vielleicht auch mehrere — da sah er im freien Felde einen Baumstumpf — da mußte er hinauf, wenn ihm das Leben lieb war — der Bär ihm nach — eine Kletterei auf Tod und Leben — jetzt steht er oben auf dem Stumpf, sieht verwirrt die menschenbreite Baumstumpfhöhlung gähnen — unter ihm kommt's näher mit zornigem Gebrumm — was tun, was tun? — da ist er in der höchsten Not hinabgerutscht — tief, tiefer — ha, jetzt stand er auf dem Boden — ihm nach der Bär in blinder Wut — ha, sein dicker Zottelkörper bleibt stecken — stecken für alle Ewigkeit —“

„Woher willst du denn das wissen?“ unterbreche ich ihn, seine Phantasie ein wenig dämpfend.

„Woher?“ wiederholt er langsam und zeigt über dem Gerippe auf ein paar Klauen, die an einer eingeklemmten Schnur zu hängen schienen, und setzt im Tone eines Museumsführers hinzu: „Meine Herrschaften, hier sehen Sie eine hundert Jahre alte Bärentatze an einer verdorrten Fußsehne hängen — und hier (ein seltsam sachlicher Erklärungseifer hatte ihn erfaßt), hier, meine Herrschaften, haben Sie ganz übersehen, daß zwischen den Unterschenkelspeichen des Gerippes etwas aufragt, das sich an die Hinterwand anlehnt — ein Gewehr natürlich, das der getreue Soldat auch bei seiner Flucht nicht losgelassen hat — die Holzteile sind zwar zum Teil verfault — aber das Metall ist völlig unversehrt — hier das Gewehrschloß — beachten Sie die rührend unbeholfene Konstruktion gegen heute — ja, das runde Blei darüber ist die Kugel, die vorschriftsmäßig im Gewehr gesteckt hat — Donner ja, das Gewehrschloß geht auch auf — die Herrschaften sehen den schwärzlichen Staub in der Hülse? — Pulver selbstverständlich — möglich, daß der Schuß da, brennte man ihn ab, jetzt noch in die blaue Luft da droben ginge — ich bitte zu beachten: ein Schuß vom Jahre achtzehnhundertundetzlichezehn in die Luft von neunzehnhundertsechzehn — wie sagen Sie? ob das Schlangen seien, was dem armen Kerl über die weißen Schulterknochen hängt? — nein, so dünn und breit sind Schlangen nicht — das ist vertrocknetes Leder — war natürlich einmal weiß und glänzend — ein regelrechtes Bandelier der napoleonischen Armee — wie? der Reif an dem einen Fingerknöchel der rechten Hand? selbstverständlich ein Ring — wie es scheint, aus echtem Gold — bscht, nicht anrühren — laßt den Toten ihre toten Sachen — was geht es uns an? — die Reichsbank wird auf diesen hundertjährigen — wie soll ich sagen — ja auf diesen hundertjährigen Napoleondor nicht angewiesen sein — ich denke, wir werden ihm den Reif nachher mit in das Grab geben, weil es so sein Wille sein wird —“

„Sein Wille?“ unterbreche ich seinen Vortrag, angesteckt von dem kalten Fieber seiner Erklärerei. „Suchen wir, vielleicht hat er ein Testament —“

„Haha, ein Testament — als ob Papier, auf das von oben her durch einen Bärenpelz seit hundert Jahren der Regen träuft, noch jetzt Papier sein könnte.“

„Es muß ja nicht Papier sein“, wende ich rechthaberisch ein und hebe den vermoderten Tschako mit zwei behutsamen Fingerspitzen auf. Was fällt mit leisem Klirren auf den Boden? Ein breites Messingband, das im Tschako locker saß und ihn einmal versteift hatte —

Digitized by Google

Ich bin voller Spannung stehen geblieben. Der berichtende Soldat unterbricht sich, schaut sich um, lächelt: „Ach so, wir haben es im Eifer nicht bemerkt, daß wir schon in Lenggries sind. Das da vor uns schaut mir wie ein Gasthaus aus. Wollen eine kleine Weile rasten, wenn es Ihnen recht ist. Ich erzähle Ihnen dann drinnen den Rest der Geschichte. Er ist nicht mehr lang. Er geht auf ein Messingband an der Innenseite eines Tschakos, werden sehen."

„Auf ein Messingband?" sage ich und folge ihm, ganz erfüllt von dem Gehörten, in das Gasthaus.

„Ja," sagt der Soldat und schnallt sich in der warmen, tannengetäfelten Gaststube drinnen das Gehänge ab, „ein Messingband, in das ein ordentliches Messer ritzt, bewahrt ein Testament mit Leichtigkeit an hundert Jahre auf — ach so, die Hebe von Lenggries, die nach unsern Wünschen fragt — ich meine, Herr Wanderkamerad, wir setzen uns erst ein wenig da drüben in der verschwiegnen Ecke, die für unser Messingband nachher noch hell genug sein wird, denke ich — kommen Sie."

Noch immer wie in einem Märchentraum saß ich neben dem Urlaubssoldaten und führte ein paar Bissen zum Munde, ohne zu wissen, was ich aß, denn der Soldat hatte schon wieder zu berichten angefangen, abgebrochene Sätze zwischen abgebrochenen Bissen.

„Werden sich wundern, Herr, daß mein Kamerad von damals, der gelehrte Doktor, nicht bei mir ist ... Kameraden gehen sonst gern zusammen in Urlaub, wenn es sich irgend machen läßt ... aber es hat sich leider nicht mehr machen lassen. Noch am selben Abend, als wir den Landsmann mit Ehren neben der Eiche begraben hatten —"

„Den Landsmann?" werfe ich ein. „Ich denke doch, es war ein napoleonischer Soldat?" Aber er beachtet den Einwurf gar nicht.

„— mit Ehren begraben hatten," wiederholt er langsam, „sind wir wieder zu unserm Trupp gestoßen, und einen Tag darauf hat ihn und all sein Wissen und seine Kameradschaftlichkeit eine verirrte Russenkugel ausgelöscht ... 's ist komisch, wie schnell das heutzutage geht ... erheblich schneller, sag' ich Ihnen, als vor hundert Jahren der arme Kerl in der hohlen Eiche zwischen dem brummenden Bärenkörper über ihm und dem hungerknurrenden Magen unten gestorben ist, während er den letzten Willen aufschrieb —"

„Also hat er doch —"

„Sein Testament auf den Messingstreifen seines Tschakos geschrieben? Ja, wenn Sie sich ein wenig Mühe geben" (er hatte den Teller zurückgeschoben und wieder seinen Brustbeutel herausgenestelt, aus dem er diesmal außer dem Ring noch einen zusammengerollten Messingstreifen auswickelte) — „wenn Sie nicht allzu schlechte Augen haben, können Sie es noch ganz gut lesen — nein, ein wenig von sich weg müssen Sie das Ding halten, damit das Licht etwas schräger drauffällt — so, jetzt ist's recht — und nun lesen Sie nur in aller Ruhe — ich werde Sie nicht mehr stören und das Testament darauf durch kein Geschwätz entweihen."

Er lehnte sich ans Fenster zurück und schaute nachdenklich in die stillverschneite Isarlandschaft hinaus, während ich beinahe zitternd den alten Messingstreifen auseinanderbog und las:

Digitized by Google

Digitized by Google

„Bin der Josephus Frumholzer von Tölz im Bayrischen“, stand da zum Anfang, ziemlich tief eingeschnitten. Was folgte, war leichter eingeritzt:

„Bär hart verfolget bin holle Aich gefahlen bär steckt über meiner werd sterben missen bitt Gott gnediglichen Tot wer mich findt soll grießen bi Rainermarie von Lenggris.“ Die Schrift wurde noch schwächer. Sie ging auf die andre Seite des Messingbandes und wurde da ein immer kleineres Gekritzel:

„Aich zu dick get zum sterben bringet ir den ring ist Gold von Moskau Mareschal Ney hat mirn lossen geben fier Dapferkeit sie sollt lesen lossen meine Totenmeß dafier ist heit der 24 jänner 1814 behiet eich God.“

Ich war mit dem Lesen längst zu Ende. Aber der Messingstreifen ließ mich nicht los. Das seltsame Zeugnis eines sterbenden Soldaten streckte seine Hand aus über ein Jahrhundert, von einem Weltkrieg in den andern. Eine stillmachende Gewalt entströmte dem Tschakoband und wehte Bilder durch verwehte Schleier: Napoleons Zug nach Rußland ... in sieggewohnten Heeren marschierten auch besiegte Völker mit ... dreißigtausend Bayern ... einer von den dreißigtausend stampfte mit durch Rußlands Schnee ... focht tapfer unter Marschall Ney ... sah die Kosaken fliehen ... sah Moskau brennen ... sah des größeren Korsen großes Glück auf der Weltenuhr die Zwölf durchschreiten und nach abwärts sinken ... hinkte hinterm großen Rückzug her ... wurde abgesprengt ... irrte langsam, ohne Freund und ohne Ruhe, westwärts ... fand einen bittern Tod in einer hohlen Eiche ... warf im Sterben eine letzte Botschaft in den nächsten Weltkrieg ... spielte sie als Toter einem Landsmann in die Hand, der sie im Urlaub treulich weitertrug ... freilich, ob heute noch irgendein Nachkomme der Rainermarie von Lenggries —?

„Man müßte nach dem Namen fragen,“ sagte der Soldat neben mir, „vielleicht daß ich doch einem Nachkommen den Ring übergeben kann.“

Ich rief die Wirtstochter: „Gibt's Leute in Lenggries, die Rainer heißen?“

„Nein, Herr, einen Rainer gibt es nicht.“

„Und eine Rainerin?“

„Auch keine Rainerin, Herr.“

„Wer ist der Älteste im Dorf?“

„Der Älteste? der wohnt grad da drüben, Urgroßvater ist er, seinen Neunzigsten hat er schon lang auf dem Rücken. Nur schwer reden ist mit ihm, das Alter halt, das Alter ...“

Eine Viertelstunde später saßen wir neben ihm. Ein uralt Köpfchen ruhte auf einem breit gebliebenen Körper. Ich versuchte die Unterhaltung anzuregen:

„Der da“, sagte ich, „ist ein Soldat, der aus Rußland kommt.“

„Sosoo, ein Russ'“, sagte das alte Köpfchen langsam.

„Nein, Großvater, ein Deutscher, der in Rußland kämpfte.“

„Sosoo, mit die Russ'n, geht's epper gar wieder gegen einen von die Napulium?“

„Aber, Großvater, wißt Ihr denn nicht, um was der Weltkrieg geht?“

„Jojo, diamal ham s' mir scho' was g'sagt, die Leut', aber i vergiß dös Neue gar so g'schwind.“

Digitized by Google

„Das Neue? Aber das Alte sitzt noch fest, gelt, Großvater? Haben Sie in Ihrer Jugend einmal etwas von einer Lenggrieserin gehört, die Rainer hieß?"

„Rainer, Rai—ner, Ra—i—ner?" er wälzte lang den Klang im Kopf, „jojo, wie i a kloaner Bua g'wes'n bin, hab' i diamal von einer Rainerin was g'hört."

„Von einer Rainermarie?" fiel der Soldat gespannt ein.

„Jojo, Marie werd s' wohl g'heiß'n ham; es soll ihr net guat gang'n ham, der Rainermarie."

„Hat sie nicht einen Schatz gehabt, der mit Napoleon nach Rußland zog und von dort nicht wiederkam?"

„Jojo, mit'm Napulium soll ihr Schatz wohl fortzog'n sein — aus Tölz drunt'n war's einer, glaub' i — o mei', Herr, viele san damals nimmer kemma — aber dös is scho so amal im Krieg — d' Rainerin hätt's ja trag'n — aber auf amal war da a ledig's Kind da von dem Tölzer — jetz' is's dös wor'n für die Rainerin — immer ham d' Leut' dös Kindl Napuliumsdirndl g'hoaß'n, und d' Muatter so lang 'tratzt damit, bis 's die arme Rainerin arg g'schwind ins Grab g'riss'n hat — i mein', i wißt' dös Eckerl heut no, wo sie's eingrab'n ham, die Rainermarie."

„Und was war dann mit dem kleinen Mädel?"

„O mei', was werd mit ihr g'wes'n sein, a G'meindekind is's g'wes'n, schön hat sie's net g'habt, von ei'm Suppenteller zum andern im ganzen Dorf 'rumg'stoß'n ... is bald fortzog'n in ein' fremd'n Deanst — über d' Donau drüb'n, glaub' i —"

„Nach Eichstätt?" fiel der Soldat mit merkwürdiger Hast ein, „gelt, nach Eichstätt?"

„Kann scho' sein — woaß's nimmer g'nau — was von a Eich war scho' dabei, glaub' i — hab' nur eimal noch a Kart'n kriegt von ihr — mir alloa im Dorf hat's g'schrieb'n — mi hat's gern g'habt — i glaub', weil i ihr den Teller Supp'n nie versalz'n hab', den s' reihum im Dorf auslöffeln hat müss'n, dös arme Dirndl —"

„Und was stand auf der Karte?" fragte der Soldat mit steigender Ungeduld.

„A neuer Nam' — g'heirat' hat's da drob'n — ein' brav'n Mann, hat's g'schrieb'n — Götz, glaub' i —"

Der Soldat hatte den Alten mit einer jähen Bewegung an der Schulter gepackt:

„Götz heiße ich!" rief er, und stoßweise setzte er hinzu: „Und jetzt fallt mir's auch ein, als arme Dienstmagd soll unsre Großmutter aus den Isarbergen eingewandert sein!"

Schalkhaft blinzelnd sah ihn der Alte aus den noch immer hellen Augen an: „Jojo, Herr, a bisserl was von der Reinermarie ihrem Dirndl ham S' scho' im G'sicht — grad so a grade Nas'n hat s' g'habt — und 's G'schaug is auch a so — Jesses, wer hätt' dös 'denkt, daß da no' amal a Tröpferl von der Rainermarie ihrem Bluat in d' Heimat kämet!"

Tiefbewegt stand der Soldat da. Seine Hand griff an die Stelle, wo unterm Rock der Ring im Beutel war. Er stammelte:

„Dann ist ja — ist ja der Ring in die — in die —"

Digitized by Google

„In die rechten Hände gekommen“, ergänzte ich ihn. „Der Ring hat sich geschlossen; alles läuft in dieser Welt im Kreise: Kriege, Siege, Freuden, Schmerzen — man lebt nur meistens nicht so lang, um zu sehen, wie sich alle Ringe schließen.“

Der Alte hatte einen Stecken aus der Ecke geholt und war zur Tür geschlürft.

„Wohin, Alter?“

„Wohin? Ja, mei', i hab' mir 'denkt, ös werd's doch der Rainerin ihr Graberl a bisserl b'such'n woll'n — bis zum Kirchhof kann i scho' no' wackeln — muaß ja so bald dahin auf alleweil — kommt's, Kinder, kommt's!“



O du vlaamsche Deern

Matrosenleed ut Vlaandern von Btsmt. W. Rothenburg

O du vlaamsche Deern mit de Kluffen an de Feut
Büst den Jantje leev, büst den Jantje seut,
In de Obendschummeree kom ut Huische rut,
Denn mi steit de Snobel no din kerschenrote Snut.

O du vlaamsche Deern mit de Kluffen an de Feut,
Büst den Jantje leev, büst den Jantje seut,
Ok in dine Odern rollt doch dütsches Blot,
Kumm wi holt tosom, Meisje si mi good.

O du vlaamsche Deern mit de Kluffen an de Feut,
Büst den Jantje leev, büst den Jantje seut,
Wittbethäntes Lachen broch mi gestern ut de Tüt,
Heurt sik just so an, as wenn Belfriedglocken lüd.

O du vlaamsche Deern mit de Kluffen an de Feut,
Büst den Jantje leev, büst den Jantje seut,
Klöppelst du de Spitzen, sittst du vor de Dör,
Jantje kummt vorbi, kriegt din Backen rote Klör.

O du vlaamsche Deern mit de Kluffen an de Feut,
Büst den Jantje leev, büst den Jantje seut,
Din witt stiben Ploten und din backbeerblaue Strump
Steiht di ganz verdübelt, holst du Water von de Pump.

O du vlaamsche Deern mit de Kluffen an de Feut,
Büst den Jantje leev, büst den Jantje seut,
Danzt Du op de Kluffen, büst du riepes Leben,
Fleeg mi in de Arms, ik danz mit di in 'n Heben.

(Aus der Kriegszeitung „An Vlaanderns Küste“. Wird dort von unsern Blaujacken gesungen.)



Digitized by Google

Englische Kriegsschiffmatrosen

Zur Psychologie des modernen Söldners

Von Dr. Spier-Irving, München, z. Zt. im Felde

Die Engländer waren von vornherein eines Seesiegs, wo auch deutsche und englische Kriegsschiffe zusammenträfen, sicher. Als noch friedliche Stunden in gegenseitigem leichtem, ironischem Geplauder Deutsche und Engländer einten, auf Reisen, in den Kolonien, konnte man oft von patriotischen Briten hören, daß ihre Flotte unbesieglich, unübertrefflich sei. Sie stützten diese recht überhebende Ansicht besonders auf eine bei der Kriegsflotte ihres Landes eigentümliche Verbindung des Schiffskanoniers mit seinem Geschütz.

Die englischen Kanoniere auf den Kriegsschiffen dienen nicht wie bei uns einige Jahre, gehen dann zur Reserve usw., sondern sie bleiben auf Lebenszeit, jedenfalls viele Jahre, bei ihrem Gewerbe. Denn eine Berufsarbeit ist es, die Bedienung des Geschützes.

Der englische Flottensoldat ist ein Söldner, der sich auf Jahre verpflichten muß. Der Kanonier aber wird auf eine ganze Anzahl von Dienstjahren fest gebunden.

Damit glauben die Engländer eine Art innerer Verwandtschaft des Kanoniers mit seinem Instrument und seiner Profession zu erziehen. Sie meinten, daß der Mann zuletzt ein Artist seiner Spezialität, wie ein Jongleur, durch die ewige Übung werden müsse.

Diese Auffassung des soldatischen Berufes, wie eines Sports, ist für Engländer so recht bezeichnend. Überhaupt ist die Mechanisierung des Kriegers eine echt englische Erfindung.

Die letzte Seeschlacht aber wurde, wie die deutschen gelandeten Offiziere angaben, auch durch die Überlegenheit der deutschen Ziel- und Treffgeschicklichkeit gewonnen.

Das Gefecht, welches auf 13—15 Kilometer begann, zeitigte sofort auf diese gewaltige Distanz Volltreffer der deutschen großen Schiffsgeschütze.

Übereinstimmend wurde ferner angegeben, daß die Engländer außerordentlich schlecht schossen, daß sie, obwohl die Summe der von ihren Breitseiten abgefeuerten Granatenkilogramm die der deutschen Breitseiten erheblich übertraf, wenig, stellenweise überhaupt keinen Erfolg erzielten.

Dies muß um so mehr auffallen, als es der englischen Voraussicht ganz und gar widerspricht. Die englischen Söldnerkanoniere taten wohl ihre Pflicht, daran ist kein Zweifel. Aber der bezahlte Söldner, der nur aus Ehrgeiz, aus sportlichem Interesse schießt, der mehr aus egoistischem als patriotischem Streben sich auszeichnen will, hat hier dem einfachen, dem sich hingebenden, aufopferungsfähigen Matrosen weichen müssen.

Digitized by Google

Die englischen Schiffskanoniere erhalten bei den Manövern und bei den Flottenübungen für jeden guten Treffer eine Extrabelohnung. So wird nach und nach eine Konkurrenz zwischen den „Champions der Flotte" gezüchtet. Sie erhalten auch Medaillen und andere Ehrenzeichen, sie werden wie die Gladiatoren tatsächlich herangezüchtet.

Alles das ist in England, im Gegensatz zu uns, wohlbekannt und wird für die beste Methode der Vervollkommnung gehalten.

Die deutschen Matrosen haben in dieser Seeschlacht sich so ruhig und so gemessen bei der Bedienung ihrer Geschütze gezeigt, wie auf dem friedlichen Übungsplan. Die Offiziere haben das hervorgehoben.

Es ging durch die ganze Mannschaft der patriotische Eifer, endlich mal mit den Verhaßten abzurechnen, jeder wollte aus uneigennützigen Motiven das Beste hergeben. Schon monatelang hatte sich eine ungenützte Energie aufgespeichert, die endlich hier Entladung fand und einen gewaltigen Effekt ergab.

Der Söldner hat auch hier seine Unterlegenheit gegenüber dem mit ethischen Begriffen arbeitenden, wenn auch noch so primitiven und jungen, gar nicht lang ausgebildeten deutschen Matrosen erkennen müssen. Die Briten heben in ihren Berichten jetzt auch schon die Gefährlichkeit der deutschen Schiffsgeschütze hervor. Sie fabeln sogar von 42,5 cm-Kanonen, die wir auf den großen Panzern haben sollen.

Es ist charakteristisch für die englische Auffassung, daß sie alles auf die mechanistische Erklärung zurückführt. Es wird nichts gesagt von Tapferkeit aus sittlichen Momenten, sondern nur von großen Kanonen und andren mechanischen Instrumenten wird gesprochen.

Die Engländer unterschätzen die Triebkräfte im Individuum, die aus den moralischen und andren psychischen Reserven kommen.

Sie wissen nichts von rein altruistischen Motiven, der unselbstsüchtigen Opferbereitheit.

Ihre Söldner schlagen sich für die gute Bezahlung, die ihnen gerne gewährt wird. Sie sind anständige Handelsleute, die den Kunden, den Staat, für das gute Geld auch gut bedienen wollen. Das ist die grundsätzliche Auffassung der Söldnersache. Das gestehen die englischen Soldaten selbst ein, und sie finden das ganz in Ordnung. „Wes Geld ich empfang', des Lied ich sing' ..." So rein „businessmäßig" denken die meisten.

Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß auch eine kleine, sehr beschränkte Anzahl der Soldaten bei den Briten, sowohl im Landheer als auch bei der Flotte, aus andren Gründen dient. Vielleicht sogar aus Patriotismus, um gegen die verhaßten Konkurrenten, die „Germans" loszuziehen. Aber diese wohl existierende Minderheit kommt weniger in Betracht.

Dieser Söldnerstandpunkt ist noch ein Überbleibsel aus der Zeit, wo alle Heere aus Söldnern bestanden. Damals galt das Menschenleben überhaupt nicht so viel wie heute. Es war noch Handelsware. Damals war man auch noch nicht in andren Dingen, wie z. B. in der Auffassung der Sklaverei, kulturell einwandfrei.

Digitized by Google

Man weiß ja, daß die Grundlage der englischen Weltherrschaft und des Reichtums seiner alten Handelshäuser sich aus den Gewinnen der afrikanischen Sklavenflotten herleiten läßt.

Die Söldnersoldaten schlugen sich für den, der sie bezahlte. Diese grobe und niedre Betrachtung der Soldatenmission hat durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine bedeutende Umwälzung erfahren. Überall außer bei den Engländern gilt der Soldatenstand, besonders der Offiziersberuf, als mit der geachtetste. Nur in England nicht. Der Offizier geht dort nie in Uniform aus. Er ist außerhalb der Kaserne Zivilist.

Die Soldaten haben in Uniform in den feinen Theatern, den feinen Lokalen keinen oder nur bedingten Zutritt. Man nimmt sie eben als die Vertreter einer nicht ganz ebenbürtigen Erwerbsklasse.

Die bei den alten Völkern und heute noch bei den Engländern übliche Einschätzung des Einzellebens als einer bezahlbaren Handelsware stellt so ziemlich die niederste Art der Menschenachtung dar.

Es ist für einen Nichtbriten beinahe unfaßbar, wie ein Mann unserer Zeit sich einem Handwerk für Geld ergeben kann, das darin besteht, andre zu töten oder sich eventuell sogar töten zu lassen.

Aber wenn man die Ungeheuerlichkeit dieses Faktums genau überdenkt, kann man die Mißerfolge der Briten ohne weitres begreifen. Niemals hätte man dort den Gedanken einer Wehrpflicht aufgegriffen, wenn die Werbung der Söldner anstandslos, ohne Schwierigkeiten sich hätte bewerkstelligen lassen. Nicht eine Volksmanifestation, wie bei uns, war der Krieg bei ihnen. Der Widerwille der Briten gegen die projektierte Wehrpflicht ist der typische Ausdruck des Krämers gegen eine Arbeit, die großes Risiko aufweist und wenig Verdienst einbringen wird. Die barbarische Auffassung des Krieges als eines Mittels, Geschäfte gewinnreich zu agieren, aber so, daß die Drahtzieher und die hinter den Kulissen Arbeitenden nichts riskieren, nur diese Auffassung konnte es mit sich bringen, daß man hoffte, eine englische Seeschlacht mit deutschen Gegnern wäre von vornherein auch ein englischer Sieg.

Die Gleichung war für die englischen Rechner ein Ding mit mathematischen Größen, die faßbar, sichtbar und einrechenbar sich präsentierten. Die Imponderabilien der „Ideologen“ spielten für sie keine Rolle.

Aber der Söldner hat ausgelebt. Der Söldner ist ein Rudiment einer längst überwundenen Entwicklung. Der Söldner ist ein Rest aus Barbarenepochen und beweist für das Volk, das diese Einrichtung noch kennt, weiter nichts, als einen bedauernswerten Tiefstand der ethischen und psychischen Vervollkommnung.

Wir konnten nicht wissen, wie der Söldner sich zu Wasser gegen den opferfähigen, unbezahlten, rein patriotischen Deutschen schlagen würde. Er hat sich tapfer gewehrt. Zweifellos. So gut wie der römische Gladiator in seiner fein entwickelten Waffentechnik sich gegen den Gegner wehrt. Alle Anerkennung. Aber die Seele des Kampfes ist und bleibt der Zweck, für den er geführt wird. Die hohe Leitidee, welche bei unserer Flotte zum Siege führte, fehlt auf der

Digitized by Google

andren Seite. Ehrgeiz, Haß, sportliche Ambition, dergleichen kann nicht das hingebende, rein sittliche Bewußtsein auswägen, das bei unseren Kriegern den Antrieb bildete.



Die Traumreiter · Von Grete Massé

Sie ruhn im Schlaf, auf feuchtem Boden ausgestreckt,
Gewühlt in die Mäntel, vom Reif der Nacht bedeckt.

Schwer geht ihr Atem. Hier seufzt einer, einer dort.
Da horch, durch ihre Träume gellt Kommandowort.

Die Körper ruhen erdschwer, in Schlaf gebannt,
Im Traum aber springen sie auf, regen Fuß und Hand.

Sie reißen hoch die Pferde, schwingen sich in die Bügel,
Jagen über die Länder, ziehen an dem Zügel.

Wie Bootskiel durchschneiden die Leiber die wehende Luft,
Rauch ist um sie, Feuer, Ackerduft.

Ihre fiebernden Häupter beugen sich auf die Mähnen der Pferde —
Weiter geht's, als ginge es über die ganze Erde.

Traumreiter sind sie — die kennen nicht Schranke noch Ziel.
Alle Mühsal, alle Kampfnot ist nur Spiel.

Sie stampfen mit ihrer Rosse Hufen Sterne zu Brei,
Sie jagen hohnlachend am fliehenden Mond vorbei —

Sie jagen in die Hölle: „Euch kennen wir gut! . . .
Heran, Natterngezücht, Mohrenschwarze, Gurkhablut . . ."

Sie mähen mit den Lanzen Köpfe wie Sensen Korn —
Dann sprengen sie himmelan, Erzengeln gleich im Zorn.

Splitternde Welten um sie, stürzende Sterne —
Traumreiter reiten weiter durch Traum, Zeit und Ferne.

Der Morgen kommt. — Aus blinzelnden Wimpern schaun sie in den Tag,
Wickeln sich aus den Mänteln, frösteln, werden wach.

Schlürfen den Kaffee, rauchen, führen die Pferde heran.
Steigen auf, fallen in Trab, reiten wegan.

Spricht wohl der eine: „Bruder, mir war's heute nacht,
Ich stiege auf mein Pferd, ich wär' ganz nah der Schlacht."

Spricht der andre: „Mir war's, als zerränne ein Tropfen Tau,
Blinkend wie ein Stern, mir am Rock. War das die Träne meiner Frau?"



Digitized by Google

Ein Tag vor Ypern

Aus dem Tagebuch von Vizefeldwebel d. Res. D.

Der Tag ist angebrochen. Langsam steigt die Sonne am Horizont in die Höhe. Die Nachtposten sind eingezogen und suchen fröstelnd ihre Unterstände auf, um ihre angespannten Nerven etwas auszuruhen. Auch mein Dienst ist beendet, und ich versuche zu schlafen. Aber die Nerven sind noch zu sehr angeregt, und bald verlasse ich meinen Unterstand und genieße im Graben die frische Morgenluft eines herrlichen Junitages. Hoch über mir ziehen unsere Flieger, durch die Beleuchtung der Sonne nur noch als glänzende Punkte erkennbar, ihre Kreise, begleitet von unzähligen kleinen, weißen Schrapnellwölkchen. Alles hebt sich klar und deutlich vom blauen Himmel ab und bietet einen malerischen Anblick. Dumpf klingt der Knall der Abwehrgeschütze zu uns herüber, und ich versuche durch den Beobachtungsspiegel den Stand der Batterie festzustellen. Kaum 500 m vor mir liegt Ypern, herrlich beleuchtet von der aufgehenden Sonne. Stumm und ernst stehen die Ruinen der Kathedrale, der Tuchhalle und des Jakobturms da, stille Zeugen der furchtbaren Kämpfe, die hier stattgefunden haben. Vor ihnen, ungefähr 150 m von unserm Graben entfernt, kann man durch das hohe Gras gerade noch die Umrisse der englischen Stellung sehen. Die Abwehrgeschütze verstummen, und ich schleiche mich nach unserer Trichterstellung. Hier heißt es sich mit größter Vorsicht und möglichst lautlos bewegen; denn der feindliche Graben liegt knapp 25—30 m vor uns. Beim kleinsten Geräusch schicken die Engländer zum Gruß einige Handgranaten herüber. Die Posten stehen in Nischen, die aus aufgesetzten Betonklötzen gebaut sind. Durch jede Schießscharte beobachte ich die feindliche Stellung. Alles ist ruhig und nichts regt sich drüben. Durch den schmalen Spalt einer Schießscharte kann ich gerade eine englische Schrapnellbrücke sehen. Doch halt! dicht daneben ist ein feindlicher Beobachtungsspiegel aufgestellt. Ich lasse mir vom Posten das Gewehr geben, lege an, ziele, und der Schuß kracht. Der Spiegel ist verschwunden, die Kugel traf dicht überm Grabenrand. Als Antwort kommt eine Handgranate geflogen. Ein Knall — zu kurz. Vor unserer Stellung ist sie hingefallen. Eine zweite fliegt über uns weg in den Trichtersee. Eine Wassersäule steigt in die Höhe, dann ist alles wieder ruhig. Balken, Bretter und sonstige Materialreste eines früheren Grabens schwimmen auf dem lehmigen Wasser umher. Die hier erfolgte Sprengung hat eine fürchterliche Wirkung gehabt. Aber auch der übrige Abschnitt zwischen unserer ersten und zweiten Linie weiß manches Schreckliche zu berichten. Im weiten Umkreis kein Grashalm, kein Baum, nur Überreste von Drahtverhauen, Holzstücke, feindliche Ausrüstungsstücke und eine Unmenge von Blindgängern und Ausbläsern sind auf dem durchwühlten Felde zu sehen. Die Erde sieht aus, als würde hier jeden Tag ein unsichtbarer Riesenpflug seine unheimlichen Kräfte walten lassen. Und doch ist jetzt alles so ruhig und friedlich, weit und breit fällt kein Schuß, als ob den hier gefallenen und verschütteten Helden nun endlich ihre wohlverdiente Ruhe zukommen sollte. Nur das Surren

Digitized by Google

unserer Flieger ruft gleich einer mahnenden Stimme zu uns herab: „Noch ist nicht Zeit zu ruhen, noch sind unsere Helden nicht gerächt!“ —

Ich kehre zu meinem Unterstand zurück. Die Essenträger haben das Essen und Post gebracht. Die Verpflegung ist gut und reichlich, und jeder läßt es sich wohl schmecken. Nach dem Essen lege ich mich schlafen, denn die kommende Nacht verlangt, wie jede andere, möglichst ausgeruhte Nerven, und gegen Abend „geht's doch wieder los“, so lautet der übliche Ausdruck bei uns. Und so war es auch. Plötzlich wache ich auf. Ein leichtes Beben geht durch die Erde, dann ein gewaltiger Knall und das Niederfallen von Erdstücken und Splittern ist zu hören. Eine Mine! Dann Schlag auf Schlag. Die Erde zittert und bebt, die Luft dröhnt von dem Schall der Explosionen, und ein grauer Pulverdampf senkt sich über unsern Graben. Mine auf Mine, Granaten aller Kaliber, durchmischt mit Schrapnells, heulen durch die Luft. Der Lärm wird immer toller. Der Unterstand gleicht einem Schifflein auf sturmbewegter Flut; man kann sich nicht mehr verständigen. Ich strecke den Kopf zum Unterstand heraus, kann jedoch nichts sehen als Pulverdampf. Einige Erdbrocken fordern mich ziemlich unsanft auf, mich zurückzuziehen. Kaum bin ich drinnen, da fängt der Unterstand an zu beben, die Balken knirschen und ächzen, es war, als wäre ein Felsblock daraufgefallen. Mit verstörten Gesichtern starren wir uns gegenseitig an, die Nerven sind aufs äußerste gespannt, jeder weiß eine Mine! Jeden Augenblick muß die Explosion erfolgen, und dann ...! Ein kaltes Rieseln überläuft meinen Rücken. Wir warten und warten; lange, schreckliche Sekunden, die uns zur Ewigkeit werden, doch die 1 m dicke Schicht von Erde und Sandsäcken, durchmischt mit Eisenschienen, bricht nicht auf uns herunter. Wir können's kaum fassen, und doch ist es so. Es war ein Blindgänger! Nach 2½ Stunden läßt das Feuer nach und hört bald ganz auf. Wir springen aus dem Unterstande heraus, und richtig, oben drauf liegt eine eiserne Kugel, die Mine, die uns dieses Mal noch mit dem Schrecken davonkommen ließ. Doch wie sieht der Schützengraben aus! Dem Boden gleichgemacht. Alles eingerissen, Brustwehren und Schulterwehren füllen den Graben und machen ihn unpassierbar. Die Dämmerung bricht herein. Die Nachtposten werden ausgestellt, Leuchtkugeln steigen auf, und nichts verrät dem Gegner die Wirkung seines Feuers. Es wird fieberhaft gearbeitet, um den Graben wiederherzustellen. Unsere Pioniere helfen uns, und bis Mitternacht ist alles ziemlich wieder in Ordnung. Warte, Engländer, unsere Artillerie wird dir dreifach vergelten, was du uns heute geschickt. —

So geht es beinahe Tag für Tag. Und in der Heimat liest man dann im Tagesbericht: „Nichts Neues.“



Digitized by Google



Amerika im Streit mit Europa

Im „Vorwärts“ wird daran erinnert, daß die Geschichte der Vereinigten Staaten, so kurz sie im Vergleich mit den großen Nationen Europas ist, eine ganze Reihe großer und kleiner Zwistigkeiten mit den Mächten der Alten Welt verzeichnet: Begann doch das Staatswesen George Washingtons mit einem gewaltigen Kriege, den die früheren englischen Kolonien in Nordamerika zu ihrer Befreiung vom Mutterlande geführt haben. Amerikas natürlicher Gegner war also von allem Anfang an das ländergierige Britenreich; wenn sich dieser einstige Gegensatz zwischen Alt- und Neuengland im Laufe des letzten Jahrhunderts ausgeglichen hat, so ist das auf zwei grundlegende Umstände zurückzuführen. Zunächst war die nordamerikanische Union bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts derart erstarkt, daß es den Engländern als ausgeschlossen gelten mußte, jeweils wieder zum Herrn am Hudson zu werden. Die Vereinigten Staaten empfanden aus diesem Grunde dem alten Mutterlande gegenüber denn auch keinerlei Furcht, sie könnten unter Umständen noch einmal um ihre politische Freiheit zu kämpfen genötigt sein. Von kaum minder großer Bedeutung für die Gestaltung der Beziehungen zwischen England und der Union war der Umstand, daß in dem Staatswesen der Neuen Welt englische Sprache, englische Kulturbegriffe und Gepflogenheiten vorherrschend blieben. Denn zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges war die Anglisierung der Neuenglandstaaten schon so weit vorgeschritten, war das britische Element unter den Einwanderern so vorherrschend, daß die anderen Nationen, deren Auswanderer an dem Aufbau und der Entwicklung der Vereinigten Staaten mitgewirkt haben, sich gegen den vorherrschenden englischen Einfluß nicht zu behaupten vermochten. Das Englische war von Anfang an die Staatssprache; Verfassung und Rechtsleben des von George Washington begründeten Staatswesens waren auf englischem Rechtsempfinden aufgebaut. Das ursprünglich sehr starke französische Element in Amerika wurde dadurch zurückgedrängt; es assimilierte sich den Angloamerikanern, wie ja selbst in der ursprünglich französischen Kolonie Kanada das Franzosentum von Jahr zu Jahr mehr zurückgedrängt wird. Auch die Spanier, deren Besitzungen sich im südlichen Teile des heutigen Unionsgebietes befanden, wie z. B. in Florida, kamen gegen das Engländertum nicht auf. Das deutsche Element wanderte in großer Zahl erst zu einer Zeit nach den Vereinigten Staaten aus, als diese sich politisch, wirtschaftlich und kulturell schon längst zu einem Staatswesen auf anglokultureller Basis befestigt hatten.

Jedenfalls geschieht es zum ersten Male in der Geschichte der Vereinigten Staaten, daß sie sich in einen offenen Gegensatz zu Deutschland stellen. Seit den Tagen des gewaltigen Unabhängigkeitskampfes der Amerikaner stand Preußen-Deutschland auf ihrer Seite; hatte doch Friedrich II. schon im Jahre 1785 mit Benjamin Franklin den ersten preußisch-amerika-

Digitized by Google

nischen Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen, der 1799 und 1828 wieder erneuert wurde, und der, nach der Gründung des Deutschen Reiches auf dieses übergegangen, dem Buchstaben nach bis zum heutigen Tage in Kraft ist. General Steuben hatte im Unabhängigkeitskriege auf der Seite der Amerikaner mit ausschlaggebendem Erfolge gefochten und Washingtons Armee erst nach dem Stande der damaligen Kriegskunst schlagfertig gemacht. Die guten Beziehungen zwischen der jungen Union und den deutschen Staaten blieben auch ungetrübt, als sich bald nach der Errichtung der Vereinigten Staaten deren Verhältnis zu dem früheren Bundesgenossen Frankreich arg verschlechterte. In der Absicht, das neue Staatengebilde nicht durch Eingreifen in fremde Händel zu gefährden, hatte Washington als erster Präsident der Vereinigten Staaten beim Ausbruch des ersten Koalitionskrieges gegen Frankreich im Jahre 1793 eine Neutralitätserklärung erlassen, die in Frankreich sehr übel aufgenommen wurde. Ja, Präsident Washington ging noch weiter und schloß ohne Rücksicht auf die in Frankreich herrschende Mißstimmung im Jahre 1794 auch mit England einen Freundschafts- und Handelsvertrag. Darauf brach Frankreich die diplomatischen Beziehungen zu der Union ab, und es fehlte damals nicht viel, daß es zwischen den einstigen Bundesgenossen zum Kriege gekommen wäre. Etwa ein Jahrzehnt verging dann, ohne daß Amerika mit europäischen Mächten in Zwistigkeiten verwickelt war.

Diese entstanden erst wieder, als im Jahre 1805 die englische Regierung begann, gegen amerikanische Schiffe den Kaperkrieg zu eröffnen. Handel und Schiffahrt hatten nämlich während des Krieges zwischen Frankreich und England in Amerika einen großen Aufschwung genommen, weil der ganze Kolonialverkehr Frankreichs, Hollands und Spaniens den amerikanischen Schiffen zugefallen war. Nicht anders als in unseren Tagen gedachte England damals den lästigen Mitbewerber zur See auszuschalten und die Zufuhr an seinen Gegner mit allen Mitteln zu verhindern. Als die Engländer begonnen hatten, die amerikanischen Schiffe zu durchsuchen und zu kapern, erließ der amerikanische Kongreß die berühmte Embargoakte vom 22. Dezember 1807, durch die die Sperrung aller Häfen der Vereinigten Staaten England gegenüber befohlen und den Amerikanern alle Schiffahrt nach fremden Ländern untersagt wurde. Die amerikanische Industrie wurde dadurch ungemein gefördert; dieser Sperrung jeglicher europäischer Einfuhr verdankt die Industrie Amerikas die Grundlage zu ihrem späteren gewaltigen Aufschwung. Dafür wurde aber der amerikanische Handel empfindlich geschädigt, und im Jahre 1809 wurde der Verkehr mit fremden Häfen wieder erlaubt, mit Ausnahme der französischen und englischen. Den Schiffen dieser Länder blieben die Unionshäfen auch weiterhin verschlossen. Präsident Madison hob im Jahre 1811 die „Nichtverkehrsakte" auch für Frankreich auf; infolgedessen wuchs die Spannung mit England noch weiter, und am 18. Juni 1812 erklärten die Vereinigten Staaten England, das gegen die Besetzung des spanischen Florida drohend Einspruch erhoben hatte, den Krieg.

Das Ziel, das sich Amerika gesetzt hatte, wurde in dem Verlauf des Krieges, der drei Jahre dauerte, nicht erreicht. Wohl brachten die Amerikaner die gewaltige Zahl von 1400 englischen Schiffen auf; trotzdem behaupteten die Engländer die Herrschaft zur See und blockierten sämtliche Häfen der Union. Zudem waren die amerikanischen Unternehmungen zu Lande, die die Eroberung Kanadas bezweckten, unglücklich und endeten im Dezember 1813 mit der Erstürmung des Forts Niagara durch die Engländer, die bald darauf in das Unionsgebiet einfielen und am 24. August 1814 sogar die Stadt Washington besetzten. Zwar gelang es den Amerikanern, die Engländer am 8. Januar 1815 bei Neuorleans entscheidend zu schlagen; aber den kämpfenden Armeen war nicht bekannt gewesen, daß am 24. Dezember 1814 in Gent bereits der Friede geschlossen worden war, in dem beide Teile ihre Eroberungen zurückgaben.

Nun folgte für die Vereinigten Staaten eine lange Periode gewaltigen Aufschwungs von Handel und Wandel. Das Bundesgebiet wurde während der nächsten Jahre durch den Anschluß einer Reihe großer Staaten mächtig vergrößert, und nach außen hin blieb Amerika

Digitized by Google

dem Grundsatz der Nichteinmischung in fremde Händel treu. Als die spanischen Kolonien vom Mutterlande abfielen, erfuhren sie keinerlei ernstliche Unterstützung, und als Bolivar einen panamerikanischen Kongreß in Panama anregte, lehnte Präsident Monroe ab. Damals gab Monroe die berühmt gewordene Erklärung ab, daß die Union in der Besetzung amerikanischen Gebietes durch europäische Staaten eine unfreundliche Handlung erblicken müsse; sie war aber damals nur gegen etwaige Bundesgenossen Spaniens gerichtet und wollte diesem Lande selbst im Kampfe mit seinen Kolonien durchaus freie Hand lassen. Erst viel später hat die sogenannte Monroedoktrin ihren heute gültigen Sinn untergelegt erhalten.

Erst im Bürgerkrieg von 1861 bis 1865 kam es wieder zu Zwistigkeiten mit europäischen Staaten, insbesondere mit den Westmächten, die namentlich aus handelspolitischen Gründen große Sympathien für die Südstaaten hegten. Die ebenso geschickte wie energische Führung der auswärtigen Angelegenheiten durch Lincoln verhinderte aber die wiederholt drohende Einmischung Frankreichs und Englands, von denen namentlich das letztere während des ganzen Krieges einen schwungvollen Bannwarenhandel mit den Südstaaten trieb. Den letzten großen Streit mit Europa hatten die Vereinigten Staaten im Jahre 1898 in dem Kriege mit Spanien. Der wachsende Imperialismus der Union trachtete danach, die Spanier aus Westindien zu beseitigen, und der kubanische Aufstand bot Amerika dazu die erwünschte Gelegenheit. Es forderte von Spanien die Autonomie Kubas, und als Spanien diese aus eigener Initiative anordnete, entsandte die Washingtoner Regierung das Kriegsschiff „Maine“ nach Havanna. Dieses wurde, um die Volksstimmung zu erregen, insgeheim am 15. Februar 1898 in die Luft gesprengt, während öffentlich Spanien dafür verantwortlich gemacht wurde. Es kam zum Kriege, als dessen Früchte die Union Portoriko und die Philippinen einstrich, während Kuba als Republik seither unter amerikanischem Protektorat eine Scheinselbständigkeit führt.



Ägypten unter Lord Cromer

Am 29. Januar d. J. ist in England ein Mann gestorben, der mehr als eine andere Persönlichkeit in den letzten 50 Jahren richtunggebend in die Geschicke des Nillandes eingegriffen hat: Lord Cromer, der ehemalige „ungekrönte König von Ägypten“. Es war ein folgenschwerer Augenblick, als im Jahre 1677 dieser Evelyn Baring — so ist der eigentliche Name des am 26. Februar 1841 in Cromer Hall in Norfolk als Sprößling eines Bankhauses geborenen Mannes; Lord Cromer wurde er erst 1892 — den ägyptischen Boden betrat, um zunächst als Commissaire de la Dette Publique dort zu wirken. Schon nach 2 Jahren (1879) übernahm er dann gemeinsam mit dem Franzosen de Blignières die englisch-französische Generalkontrolle zur Regelung und Überwachung der ägyptischen Finanzen, die der Khedive Tausik (1879/92) sich zur Tilgung der ungeheuren Schuldenlast seines beispiellos verschwenderischen Vaters Ismail gefallen lassen mußte. Diese finanzielle Notlage war es ja, die den Engländern den äußern Anlaß zur Einmischung in die intimsten Verhältnisse Ägyptens bot. Nahmen doch die genannten beiden Männer auf Grund des Dekrets vom 4. September 1879 sogar am Ministerrate teil. In dieser Stellung hatte sich Baring-Lord Cromer so bewährt, daß ihm 1883 — nachdem die Franzosen endgültig aus Ägypten abgeschoben waren, und die Engländer nach der Einnahme Alexandriens (Juli 1882) das Land in ihrer weltbekannten Menschenfreundlichkeit besetzt hatten, um Ruhe und Ordnung zu schaffen — unter dem bescheidenen Titel eines britischen Agenten und Generalkonsuls die tatsächliche Regierung des alten Pharaonenlandes übertragen wurde.

Will man sich die Größe der Leistungen Lord Cromers deutlich vergegenwärtigen, so vergleiche man nur die Verhältnisse von 1883 mit denen von 1907: damals finanzieller Zu-

Digitized by Google

sammenbruch, drohender Verlust des Sudans, Lähmung des Handels, Versumpfung der innerpolitischen Arbeit und allgemeine Mut- und Ratlosigkeit. Bei seinem Abgange: gesundete Finanzen, Staatskredit, Wiederbesitz des Sudans, blühender Handel, sich stets steigernder Verkehr, Organisation des gesamten Staatslebens und eine unverrückbare feste, von London aus geleitete Politik! — — Kein Wunder daher, wenn angesichts solcher Tatsachen die Briten seines Lobes übervoll waren und ihn den größesten Vizekönigen von Indien gleichsetzten.

Ein Staatsmann von ganz hervorragender Bedeutung war er zweifellos. Schade nur, daß man außerhalb Englands über die von ihm eingeschlagenen Wege nicht so begeistert sein konnte. Sein System war gekennzeichnet durch echt englische Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Roheit. Seit er in Kairo die Regierung angetreten hatte, waren in Ägypten englische Gesetze und englische Methoden ausschlaggebend geworden. Ohne irgendwelche Fühlung mit den Ministern des Khediven zu suchen, ersetzte er die ägyptischen Beamten und auch viele der ältern englischen durch junge Männer seiner Wahl, die ihm bei der strengen Durchführung englischer Gesetze und englischer Maßnahmen bedingungslos behilflich waren. Den jungen tatenfrohen Khediven Abbâs II. Hilmi (* 14. Juli 1874), der auf dem Theresianum in Wien vollkommen deutsch erzogen, seinem Vater Taufik am 7. Januar 1892 in der Regierung gefolgt war, machte er zu einem wahren Strohmanne, so daß er keinen Einspruch wagen durfte, ohne sich ernsten Beleidigungen auszusetzen. Ein Wink Cromers genügte, die ganze Staatsmaschine zum Stehen zu bringen und dem jungen Fürsten die Lust zur Bildung eines selbständigen nationalen Ministeriums zu nehmen. Auch für die Kritik an englischen Offizieren, die der hochbegabte junge Khedive 1894 in Wadi Halfa aussprach, mußte er weitgehende Genugtuung leisten. Den ihm 1895 aufgedrungenen englandfreundlichen Ministerpräsidenten, den Zirkassier Mustafa-Pascha-Fehmi, mußte er sich gefallen lassen bis zum November 1908. Ebenso konnte er sich eines besonderen Gerichtshofes nicht erwehren, der alle Vergehungen abzuurteilen hatte, die von Einheimischen gegen Angehörige der britischen Armee und Flotte begangen wurden.

Die öffentliche Meinung und die Auslassungen der ägyptischen Presse waren Lord Cromer höchst gleichgültig. Er wollte die Einheimischen durch Gewöhnung an strenge Zucht und Ordnung auf eine verfassungsmäßige Regierung vorbereiten, wünschte aber im übrigen keinerlei Beziehungen zwischen den englischen Offizieren, höheren Beamten und den gebildeten Ägyptern. Das alles hatte zur Folge, daß auch die offenkundigsten Erfolge und Wohltaten seiner Regierung, wie die Tilgung einer Viertelmilliarde Mark der Schuldenlast, die Verminderung der Steuern, die Erschließung vieler neuer Hilfsquellen für das Land und die daraus folgende Hebung des Wohlstandes aller Klassen ihm nicht die Dankbarkeit des ägyptischen Volkes eintrugen. Vielmehr wuchs die Unzufriedenheit der Gebildeten und namentlich die der sich stark zurückgesetzt fühlenden einflußreichen Geistlichkeit immer mehr. Daß Lord Cromer diese steigende Mißstimmung erst dann erkannte, als sie in den letzten zwei Jahren seiner Regierung hier und da in hellen Flammen aufloderte und weitverzweigte Verschwörungen aufgedeckt wurden, hatte er seiner grundsätzlichen Ablehnung jedes guten Rats, jedes Widerspruchs, jeder Vorstellung, selbst von seiten des Khediven, zu verdanken. Durch Schroffheit der Form, mit der sie eingeführt wurden, sind selbst viele äußerst wohltuende Reformen namentlich auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege der arabischen Bevölkerung verhaßt geworden. Auch die übergroße Zahl der englischen Beamten erregte viel böses Blut, zumal da sie in Lord Cromers Sinne nicht zu beraten, sondern nur zu befehlen hatten. Dazu kommt, daß trotz der geschickten britischen Verwaltung noch viele und schwere Mißstände auf dem ägyptischen Volke weiter lasteten — fast wie zur Zeit der Paschaherrschaft. Lord Cromer selber war sich dessen wohl bewußt, wie der aufmerksame Leser der ägyptischen Blaubücher wissen kann. Noch immer mußten auch unter Cromers Herrschaft über 10000 Fellachen jährlich Frondienste leisten; noch immer war die Steuerverteilung zugunsten der Wohlhabenden und der Ausländer eine durch-


Digitized by Google

aus ungerechte für die Armen; noch immer waren die Kinder und die Frauen und oft genug auch die Männer der gewissenlosen Ausbeutung durch die modernen Fabrikbesitzer preisgegeben; noch immer fehlte jede Verordnung, die den physischen Verheerungen im Volke durch die aus Europa massenhaft eingeführten alkoholischen Getränke entgegenwirkte.

Bildeten auch die sog. Kapitulationen, die England zwangen, für jeden Reformakt den umständlichen Apparat internationaler Verhandlungen in Bewegung zu setzen, den Hauptgrund für das Fortbestehen dieser Übel, so machte doch das Volk Lord Cromer selber dafür verantwortlich und überließ sich immer uneingeschränkter seiner tiefen Abneigung gegen dessen Herrschaft, die schon durch das schroffe Abschließungssystem so unpopulär wie möglich war.

Es ist kein Zweifel, daß die immer offenkundiger gewordenen Unzuträglichkeiten dieser Regierungsform Lord Cromers Herrschaft ein Ende gesetzt haben. Darüber täuschen auch die ungewöhnlichen Ehrungen nicht hinweg, mit denen man ihn bei seinem Rücktritt (April 1907) in England geradezu überschüttete: er wurde nicht bloß zum Earl of Cromer ernannt, nachdem er bereits 1899 Viscount geworden war, sondern erhielt auch eine Dotation von 50000 Pfd. Sterling, einen Sitz im Oberhause und wurde Präsident des Unionist Free Trade Club. Die nächsten Jahre füllte er aus mit der Beschreibung seiner Verwaltung in dem zweibändigen Werke „Modern Egypt" (London 1908; deutsch v. M. Plüddemann „Das heutige Ägypten", Berlin 1908).

Sein Nachfolger wurde Sir Eldon Gorst, der sich bemühte, die Härten des Cromerschen Systems zu mildern; aber die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen gefiel den maßgebenden Engländern so wenig, daß man ihn unmittelbar vor seinem am 12. Juli 1911 erfolgten Tode seines Amtes enthob und an seine Stelle Lord Kitchener setzte, den England immer zu rufen pflegte, wenn es sich selber an Roheit überbieten wollte. Mit seinem Rücktritt vom Amt beim Ausbruch des Weltkriegs traten dann die allgemein bekannten Verhältnisse ein, die hoffentlich mit der Beendigung des gegenwärtigen Ringens zur Befreiung Ägyptens von der englischen Oberherrschaft führen werden.

Ernst M. Roloff

Was wir von England lernen können

So sehr uns und jeden anständig empfindenden Menschen die englische Politik anwidern muß, so wenig dürfen wir uns doch vormachen, daß mit dem Krämergeist und der gewissenlosen Selbstsucht des Engländers allein eine so überragende Macht zur See erworben werden könnte. Dazu hat vielmehr, wie Professor Dr. K. Dove im „Tag" aufzeigt, neben einer Reihe unschätzbarer natürlicher Vorzüge des Landes sein ungemein scharfer Blick für wichtige Hochstraßen des Weltverkehrs und für Ländergebiete, deren Bedeutung noch in der Zukunft lag, das meiste beigetragen. „Wir sind mit Recht stolz darauf, daß unsere Regierung und unser Volk in Sachen der auswärtigen Politik stets eine reine Hand bewahrt haben. Gleichwohl sollten wir uns darüber klar sein, daß wir von der Klugheit des Briten in außereuropäischen Fragen und von seinem Geschick, die mit ihnen zusammenhängenden Dinge in ihrer gegenwärtigen und künftigen Wirksamkeit zu durchschauen, außerordentlich viel lernen können.

Man braucht sich noch nicht gar mit den mancherlei Änderungen zu beschäftigen, die der Friedensschluß bringen wird ... Aber eine Forderung, die mit den Erörterungen über jene gar nichts zu tun hat, muß uns schon heute klar vor Augen stehen. Um unsere Weltstellung auch später gegen neue Anmaßungen unserer hartgesottenen Gegner zu sichern, müssen wir unsere Rohstoffe liefernden und Industrieerzeugnisse kaufenden Kolonien weiter ausbauen. Sie selbst und den deutschen Handel gegen eine Unterdrückung, wie sie jetzt versucht wird, schützen

Digitized by Google

können wir aber nur, wenn wir feste Stützpunkte für die deutschen Kriegs- und Handelsschiffe errichten, die wir außer in Kiautschou bisher nicht einmal in unseren eigenen Überseegebieten besessen haben. Von einer dauernden Sicherung dieser unserer beiden Lebensbedingungen zu reden, wenn man von diesen beiden unerläßlichen Mitteln zu diesem Ziele nichts wissen will, wäre ein Widerspruch in sich selbst. Um uns auf die eigene Zukunft wenigstens einigermaßen vorzubereiten, sollten wir wirklich mehr als bisher die Antwort auf die Frage suchen, durch welche nachahmenswerten Maßnahmen denn England es fertiggebracht hat, seinen Einfluß auf Handel und Verkehr überall auf der Erde durchzusetzen.

Alles können ihm freilich andere Völker nicht nachmachen. Die Nähe der See auch für die am weitesten im Binnenlande gelegenen Städte, die Güte der meisten Kohlenlager und ihre für die Versorgung der Handelsflotte höchst vorteilhafte Lage läßt sich auch durch den sorgfältigsten Ausbau der Binnenwasserstraßen nur bis zu einem gewissen Grade ausgleichen. Ein anderer Vorzug für den britischen Seehandel, der die größte Bedeutung für den Seeverkehr, freilich erst in neuerer Zeit, gewinnen konnte, ist dagegen bei uns fast nie beachtet worden. Die an sich nicht sehr großen Ströme Englands bilden trotzdem großartige Flußhäfen, da die Fluthöhe in ihrem Mündungsgebiet viel größer ist, als in Nordwestdeutschland. Sie sind aber durch ihre Lage besonders geschützt und wegen ihrer Länge außerordentlich aufnahmefähig. Doch erwies sich diese Eigenart der englischen Strommündungen erst in der Neuzeit als eine besondere Gunst der Natur; früher war sie für die Reederei Großbritanniens eine ziemlich gleichgültige Sache. Neuerdings dagegen ist sie ein unschätzbarer Vorteil für diese, da noch jetzt der Schiffsverkehr zum größten Teile an den von jeher gewohnten und seit mehreren Menschenaltern darauf eingerichteten Stellen einzusetzen vermag, während die Größe der Fahrzeuge seit einem halben Jahrhundert erheblich zugenommen hat.

Kein Wunder, daß sich ein Land, das sich so vieler in die Augen fallender Vorzüge vor den festländischen Handelsstaaten erfreut, durch eine ganze Reihe der hervorragendsten Hafenstädte in dauerndem und engstem Zusammenhange mit den über das Meer gerichteten Hauptstraßen des Weltverkehrs gehalten wird. Selbst der diesen Dingen Fernstehende wird eigenartig berührt, wenn er sieht, wie von den 42 Großstädten, welche die Zählung von 1911 in dem vereinigten Königreich festgestellt hat, nicht weniger als 21 Seehäfen von Bedeutung sind, während wir in Deutschland mit seiner viel bedeutenderen Ausdehnung und Einwohnerzahl alles in allem nur sieben Seestädte mit mehr als 100000 Bewohnern zählen, von denen noch dazu einige nur einen sehr geringen Verkehr aufweisen. Noch eindrucksvoller wirkt die Großartigkeit des englischen Seeverkehrs, wenn man beachtet, daß der Gesamttonnengehalt der im Jahre 1912 in den Häfen Großbritanniens und Irlands eingelaufenen Schiffe 76 Millionen Registertonnen (netto) umfaßte. Die entsprechende Zahl für Deutschland hat damals trotz der Ausdehnung unseres überseeischen Verkehrs, erst ein Drittel dieser Tonnenzahl erreicht.

In der Tat ein glänzendes Bild. Aber glänzend doch nur, solange der Friede herrscht. Wie schwer verwundbar das britische Volk im Kriege ist, wenn ein Gegner diesen Schiffsverkehr energisch zu treffen vermag, dürfte wohl die einfache Tatsache beweisen, daß von jenen 76 Millionen Registertonnen mehr als 44 britischen Schiffen gehörten.

Überhaupt ist die Möglichkeit, den Handel des Inselreichs auf das empfindlichste zu treffen, recht groß, da die Zahl der den Engländern gehörenden Schiffe die aller andern Völker so sehr übertrifft. Im Frieden ist freilich auch sie eine der Hauptursachen des ungeheuren Einflusses auf den Weltverkehr, dessen sich das Britenreich bis vor kurzem rühmen konnte. Besaß doch Großbritannien nebst Irland vor etwa drei Jahren allein an Seedampfern mehr als das ganze übrige Europa zusammen. Kein Wunder, daß es bis jetzt imstande gewesen ist, die maßgebende Rolle im Güterverkehr der Erde zu spielen. Kein Wunder aber auch, daß jede ernsthafte Unterbindung der Tätigkeit dieser riesenhaften Transportflotte das Inselvolk in grimmige Angst versetzen muß, um so mehr, als auch die stärkste Kriegsflotte kaum imstande sein wird, dieser Un-

Digitized by Google

menge von Fahrzeugen einen ausreichenden Schutz gegen die neueste und gefährlichste Marinewaffe zu gewähren. Denn bei der Zusammendrängung einer ungeheuren Volksmasse und der verhältnismäßig geringen Ausdehnung der landwirtschaftlich nutzbaren Flächen, hängt eben in diesem Lande nicht nur der Handel, sondern in weitestem Umfange die Ernährung des ganzen Volkes von der Aufrechterhaltung der Schiffahrt ab.

In der Tat hat England denn auch verstanden, den ungehinderten Betrieb seiner Handelsschiffahrt auf dem Weltmeer in einer Weise zu sichern, die für jede seefahrende Nation vorbildlich ist. Was wir bei der Einleitung unserer Kolonialtätigkeit zu wenig berücksichtigt haben, die Schaffung fester Flottenstützpunkte, haben die Briten in ausgiebigstem Maße durchgesetzt. Man beachte einmal die größte aller Welthandelsstraßen, nächst der über den Nordatlantischen Ozean führenden, den Seeweg von Europa nach Süd- und Ostasien. Zwischen London und Hongkong liegen einschließlich Suez nicht weniger als sechs solcher in englischen Händen befindlicher Ruhepunkte, und sie sind so glücklich verteilt, daß die längste Teilstrecke auf der ganzen 9600 Seemeilen messenden Linie nur rund 2000 Seemeilen beträgt, also von einem Frachtdampfer gewöhnlicher Fahrgeschwindigkeit in acht bis neun Tagen zurückgelegt werden kann, während die längste Teilstrecke bis Suez nicht mehr als 1200 nautische Meilen zählt. Ja noch mehr, Großbritannien beherrscht auch den zweiten Übergang vom Atlantischen nach dem Indischen Ozean, es beherrscht die beiden vom Indischen nach dem Stillen Ozean führenden Hauptstraßen und würde, falls es die Entwicklung des ozeanischen Verkehrs erforderte, von den Falklandinseln aus auch die um den Süden Amerikas führende Linie in weitgehendem Maße beeinflussen können. Das sind denn doch Zeugnisse für einen Scharfblick, dessen Folgen sich heute auf Grund des englischen Volkscharakters in einer für alle übrigen Völker höchst lästigen Weise bemerkbar machen, aus dem diese aber im Interesse künftiger wirklicher Freiheit des Weltmeeres die zu diesem großen Ziele führenden Folgerungen ziehen sollten.

Man muß, um sich die Bedeutung dieser Sicherungsposten vorzustellen, einen Begriff davon haben, um was für einen fabelhaften Verkehr es sich an den wichtigsten von ihnen handelt. Nehmen wir jene berühmte Meeresstraße, deren Haupthafen Singapur kürzlich so viel von sich reden machte. Ihre vier Haupthäfen wurden 1911 von insgesamt 9849 Schiffen mit mehr als 12 Millionen Registertonnen angelaufen. Das ist beinahe die Hälfte des Tonnengehalts der in die Häfen Deutschlands eingelaufenen Fahrzeuge. Wie wichtig der Schutz eines solchen Verkehrs durch starke Stützpunkte und zahlreiche Kriegsschiffe ist, zeigen fast noch mehr die Werte, die diese wichtigen Straßen durchschwimmen. Sie wurden im Jahre 1911 für die Malakkastraße, ausschließlich des Küstenverkehrs, in Ein- und Ausfuhr auf mehr als 1700 Millionen Mark ermittelt. Wahrlich Grund genug für die unheimliche Angst, die unsere gerade in diesen Gewässern tätige ‚Emden' dem feindlichen Handelsvolke bereitet hat.

Letzten Endes aber haben auch noch andere Maßnahmen das drückende Übergewicht der britischen Seeherrschaft hervorgerufen. Auch sie hat das ebenso scharfblickende wie rücksichtslose Volk mit vollstem Bewußtsein getroffen, wie denn überhaupt diese beiden Eigenschaften weit mehr als die Gunst der Landesnatur für die Stellung Englands im Weltverkehr verantwortlich zu machen sind. Wohl war die Sicherung der Hochstraßen des Meeres eine wesentliche Bedingung für die Erfüllung der Ansprüche, die das Britenreich an die Völker der Erde stellte. Aber sie war nicht die einzige, denn sie wäre auch einer Nation zugute gekommen, die, wie etwa die Norweger, sich mit der Rolle eines Großreeders begnügt. Der Ehrgeiz der Engländer ging weiter, er lief nicht nur auf die Vermittlung des Weltverkehrs, sondern mehr noch auf den unmittelbaren Besitz der Welt hinaus. Die Zeit, ihn durchzusetzen, ist allerdings bis auf den heutigen Tag noch nicht gekommen. Wer sich durch die Bemalung der politischen Kartenblätter unserer Atlanten täuschen läßt, sei darauf aufmerksam gemacht, daß die allerwenigsten der im letzten Menschenalter von Europäern erworbenen Gebiete schon tatsächlich, d. h. wirtschaftlich im wahren Sinne des Wortes erschlossen sind. Um das so recht verständlich zu machen, genügt

Digitized by Google

wohl der Hinweis darauf, daß von dem zuletzt in Besitz genommenen Weltteil, von Afrika, noch vor einem Menschenalter 24 Millionen Quadratkilometer, d. h. fast die zweiundeinhalbfache Fläche Europas, freies Land waren, und daß innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts von diesen rund 20 Millionen Quadratkilometer von europäischen Staaten in Besitz genommen sind. Obwohl dies ungeheure Gebiet nur zu einem kleinen Teile unter die Oberhoheit Englands gelangte, hat sich dieses doch fast alle wichtigen Eingänge in den neu erschlossenen Weltteil und damit wieder den maßgebenden Einfluß auf sein Geschick zu sichern verstanden. Das ländergierige Frankreich besitzt nur an einer Stelle ein Einfallstor, das für Handel und politische Macht eine gleich hohe Bedeutung beanspruchen kann, das abessinische Hafengebiet am Golf von Aden. Großbritannien dagegen legte seine Hand ebenso auf die Mündungen des Nil wie auf die des Niger und sicherte sich die entscheidende Stimme an der Mündung des Sambesi so gut wie an den wichtigsten Häfen der portugiesischen Ostküste. Überall, wo der Handel große Gebiete zu gewaltigem Zusammenstrom der Menschen und Güter geführt hat oder auch erst in Zukunft zu führen verspricht, in Südchina wie am Gelben Meer und an der nächst Gibraltar wichtigsten Meeresstraße im Südosten Asiens, am Kap, mit seiner zu Unrecht bespöttelten afrikanischen Längsbahn, wie auf dem Wege von Mombassa nach dem oberen Nil treffen wir es schon zu einer Zeit, in der die von jenen Punkten aus zu erreichenden Länder noch längst nicht ihren gegenwärtigen oder ihren erst in späteren Jahren möglichen Wert für Europa erlangt haben. Weise Voraussicht, die man bewundern würde, wenn sich ihr nicht zugleich die Herrschsucht des Herrn der See gesellt hätte.

Niemand weiß, was die Zukunft bringt. Eines aber ist sicher. Sollen die Ketten zerbrochen werden, mit denen die hochmütigen Insulaner die Straßen des freien Meeres und die Tore der reichen Länder außerhalb Europas heute mehr als je zuvor dem freien Handel zu versperren suchen, so ist vonnöten, daß zur Sicherung ihrer Freiheit andere und umfassendere Maßnahmen getroffen werden müssen, als sie die anderen seefahrenden Völker bisher für nötig gehalten haben."

Händlergeist

Leider, klagt Otto von Pfister in den „Zeitfragen", ist die Schätzung des Geldes, der Händlergeist auch bei uns in erschreckendem Maße vorgedrungen, wenn er auch vielleicht das englische Muster und Vorbild noch nicht erreicht. Aber die Ansätze dazu sind vorhanden, und mit aller Kraft und Willensentschiedenheit müssen wir sie unterdrücken und ein weiteres Umsichgreifen zu verhindern suchen, damit es nicht einst heißen kann nach einem ernsten Dichterwort: Deutsches Volk, du herrlichstes von allen, deine Eichen stehn, du bist gefallen! Wie furchtbar stark und weit verbreitet hat sich in diesen Zeiten, in denen das Vaterland im härtesten Daseinskampfe steht, ein Geist der Ausbeutung und schnödester Erwerbsgier auch bei uns gezeigt, der in seiner allein maßgebenden Selbstsucht moralisch als ein Volksverrat zu kennzeichnen ist. Es wäre durchaus verfehlt, wenn man dies verschleiern wollte und wenn man sich scheuen würde, das offen auszusprechen, was Wahrheit ist. Nur in einem solchen Selbsterkennen und Selbstbekennen ist der erste und nötigste Schritt zur Besserung des Übels zu erblicken. Wie wir freudig und stolz die unzähligen Beweise treuester und selbstlosester Hingabe an die heilige Sache des deutschen Vaterlandes draußen und daheim sehen und preisen und an ihnen uns innerlich erbauen und stärken, so wollen und dürfen wir aber auch nicht über die vorhandenen trüben Schattenbilder hinwegsehen. Wir wollen uns ein reines und hehres Deutschtum erhalten und fördern und wir wollen alles hierfür Schädliche und Entweihende abzustoßen suchen.

Digitized by Google

Der Händler- und Krämergeist hat bei uns auch teilweise das Gebiet der Politik gewonnen. Er geht wagemutigen tatkräftigen Entschließungen aus dem Wege, er hat in einer übertriebenen und verhängnisvollen Weise einseitig bei seinen Erwägungen die Belänge des Handels und auch der Börse im Auge. Er denkt zumeist an Verhandeln und Verständigen und noch weniger an die Notwendigkeit der ehernen Sprache der Waffen und der von diesen hierdurch zu erzielenden Grundlagen. Auch das Engländertum möchte auf letztere Art am liebsten seine Erfolge erzielen, und es hat hierdurch auch schon durch Jahrhunderte sehr erhebliche Vorteile und Gewinne erreicht. Aber dazu ist eine unbeugsame Willenskraft und eine rücksichtslose völkische Selbstsucht nötig, die in äußeren Machtfragen allein an sich selbst denkt, wie es bei dem englischen Volke und Staate der Fall ist und war. Hierin stehen wir Deutschen aber weit zurück. Wir kennen zumeist diese harte Willenskraft, dieses stählerne Festhalten nur auf den Schlachtfeldern, nicht aber bei den Noten und Verhandlungen am grünen Tische. Während wir sonst unser Volk vor dem Engländertume möglichst zu bewahren suchen, während wir eine geistige und moralische englische Krankheit kennen, möchten wir in der zuletzt erörterten Hinsicht unseren Volksgenossen eine gewisse Beachtung der Gründe von Englands Kraft wünschen. Bei Kongressen ziehen wir fast immer den kürzeren und geraten infolge zu großer Nachgiebigkeit und einer Überschätzung allgemeiner Menschheitsideale in das Hintertreffen. Da zeigt sich dann im ungünstigsten Sinne der verträumte und ideal-selbstlose deutsche Dichter und Denker. Auf dem Gebiete der Kultur und Religion soll man im Dienste der Menschheit arbeiten, aber das Gebiet der Politik und der staatlichen Macht muß allein dem eigenen Volke gehören. Da müssen alle Bürgschaften und Sicherheiten „real", d. h. sachliche, in sich selbst schon begründete Wirklichkeit sein. Die englische Welt und Staatskunst hat uns seit langem das Vorbild eines durch die tatsächlichen menschlichen Verhältnisse gebotenen völkischen Eigennutzes gezeigt. Wenn wir hierin unserem Volke eine Nacheiferung und also in gewissem Grade eine Verengländerung wünschen, so brauchen wir deshalb noch lange nicht die äußeren, dem Engländer so gewohnten Hilfsmittel des Luges und Truges, der Niedrigkeit und Grausamkeit anzuwenden. Das sei uns ferne. Völkische Selbstsucht und Machtstärkung läßt sich auch unter blankem Ehrenschilde vertreten und gewinnen.



Deutsche Geschichtsdramen im Kriege

Erler „Struensee" — Konen „Stilicho" — Müller „Könige" — Jabobskötter „David" — Schickele „Hans im Schnakenloch"

Des trefflichen Friedrich Ludwig Jahn Wort: „Vaterländische Geschichte ist Tatenerhalterin des Volkes und Tatenanzünderin durch lebendiges Beispiel" erhält seine Bestätigung zu allererst in ganz einfachen Verhältnissen. Wie der höfische Sänger bei Homer die Taten der Helden fast unmittelbar nach dem Geschehen im Liede festhielt und durch seinen künstlerischen Vortrag die Jüngeren zur Nacheiferung entflammte, ist es uns auch vom altgermanischen Sänger berichtet. So wichtig das Festhalten und die Überlieferung des Geschehenen war, man hätte dafür nicht den Künstler bemüht, wenn nicht die Herzstärkung für die Gegenwart, die Aneiferung für die Zukunft wichtiger gewesen wäre.

Sobald er über den Alltag hinaus ist, und vor allem, wenn er bewußt über ihn hinaus will, sieht sich der Mensch nach der Hilfe der Kunst um. Sie ist die Beflüglerin seiner Freude, die tröstende Auslöserin seines Schmerzes, sie muß ihm den Festtag weihen, sie soll ihm aber auch den Weg weisen zur Größe, wenn der Augenblick an ihn Forderungen stellt, die über das Gewohnte hinausgehen. Und in allen großen Lebensstunden verliert gerade der unbefangene

Digitized by Google

Mensch seine ihm sonst naheliegende Einschätzung des Künstlers als Lustigmacher und Unterhalter und sucht in ihm den Tröster und Führer, den Propheten. Daher erscholl auch Ende 1914, als uns das Schicksal vor Aufgaben stellte, wie sie größer noch nie von einem Volke gefordert worden waren, allenthalben der Ruf: Wo ist unsere Kunst?

Ängstlich fragend, zornig mahnend, ingrimmig höhnend war der Ruf. Ein jeder fühlte, jetzt war die Stunde da, in der sich die Kunst als Lebensmacht erweisen konnte, in der sie den Nachweis dafür bringen mußte, daß ihr jene erste Stelle in unserm Kulturleben gehöre, die sie seit Jahren beansprucht. Wir wollen hier nicht versuchen, aufzuzählen, was die Kunst uns damals gab und was sie schuldig blieb. Soweit der einzelne in Betracht kommt, läßt sich das auch gar nicht errechnen. Aber gerade weil wir uns damals so sehr als Gesamtheit fühlten, empfanden wir besonders schmerzlich, daß jene Ausdrucksformen der Kunst, die ihrer Natur nach sich an die Gesamtheit wenden, vielfach bitterlich versagten, am schmerzlichsten das Theater.

Es ist unschwer zu erkennen, daß, was wir im Innersten vom Theater verlangten und was es uns schuldig blieb, die Hilfe aus der vaterländischen Geschichte war. Dasselbe, was bereits vor Jahrtausenden die zum Kampf berufene Männerwelt vom Künstler verlangte. Wir wollen den großen Menschen im Kampf um sein großes Ziel, gegen die feindliche Welt, — wir wollen mit einem Wort Heldentum sehen. Und zwar ein Heldentum der Tat, wie es in solcher Stunde von uns selbst, vom einzelnen, wie von der Gesamtheit gefordert wird. Liegt dann der Fall so, wie jetzt für uns, daß einem Volk eigentlich sein Dasein als Volk strittig gemacht wird, so verdichtet sich das Hilfsbedürfnis aufs Nationale. „Vaterland" wird geradezu ein persönlicher Begriff, das Vaterland selbst wird zum leidenden und handelnden Helden. Das einzelne Menschenschicksal als solches verliert an Bedeutung, wenn es nicht zum Symbol der vaterländischen Entwicklung werden kann. Die Idee wird stärker, als der Einzelmensch, ein fürs Drama, wie es sich nun einmal entwickelt hat, ungünstiges Verhältnis. Man sehnt sich dafür nach der Oratorienkunst eines Äschylos.

Freilich ist die Idee ja immer so groß, daß sie zahllose Abbilder verträgt. Darum vermag sie auch, wenn sie noch so allgemein vorgetragen wird, in den verschiedensten besonderen Einzelfällen zu zünden, weil diese dann als Abbilder im gegebenen Augenblick in die Idee zurückmünden. Ich werde nie vergessen, mit welcher geradezu unerhört fortreißenden Kraft am Abend der Schlacht von Tannenberg im Charlottenburger Deutschen Opernhause die Ansprache Hans Sachsens „Ehrt eure deutschen Meister" auf die Zuhörerschaft wirkte. Dieser ganz anderswohin gerichtete Preis des Deutschtums wurde zum ganz natürlichen Ausdrucksmittel, wurde geradezu aktuell in dieser Stunde, in der dieses Deutschtum eine ungeheure Bedrohung siegreich abgeschlagen hatte.

So bedingt also dieses nationale Hilfsverlangen ans Theater keineswegs künstlerische Enge. Wenn unser Theater trotzdem an den meisten Orten, vorab in der Theaterstadt Berlin, so übel versagte, so liegt das zuerst an dem in nationaler Hinsicht schlechtem Willen oder am völlig irregeleiteten Instinkt der maßgebenden Kräfte. Ich gebe dafür nur zwei Beispiele: Barnowsky, der Leiter des Lessingtheaters, der sich in keiner Weise bemüht hat, diesem deutschen Verlangen nach Stärkung aus der Geschichte zu entsprechen, bemühte sofort die geschichtlich politische Bedeutung; als es sich darum handelte, die Aufführung der irischen Komödie Bernard Shaws, „John Bulls andere Insel", zu rechtfertigen. Großmütig hat er vier andere Stücke Shaws, die er bereits erworben hat, für die Friedenszeit zurückgestellt. Aber mit dieser Satire auf England gedachte er „national" zu wirken. Am Vorabend der Aufführung veröffentlichte die Vossische Zeitung einen einführenden Aufsatz Marie von Bunsens, „weil schon mehr als einmal kleine Unkenntnisse englischer Zustände bei uns die Wirkung Shawscher Stücke beeinträchtigten". Wird jemals für ein deutsches Stück derartig vorgearbeitet? Hält man es für nötig, wenn ein Drama aus der deutschen Geschichte aufgeführt wird, dem Publikum die zugrundeliegenden geschichtlichen Verhältnisse näher darzulegen? Aber für den Ausländer,

Digitized by Google

für den „Iren" wird alles mögliche getan. Es hat freilich nichts geholfen, das Stück ist doch durchgefallen.

Das andere Beispiel ist fast noch schmerzlicher. Reinhardt hat einen deutschen Zyklus begonnen. Ein schöner Gedanke. Die „Soldaten" von Reinhold Lenz waren ein Gewinn, Klingers „Leidendes Weib" wurde unter Sternheims Mithilfe zur Abirrung ins Pathologische. Dann kam Büchners Revolutionsdrama „Dantons Tod", und weil man sich offenbar im Revolutionären so wohl fühlte, Beaumarchais' „Figaros Hochzeit", die für uns Deutsche auch hinsichtlich dieses revolutionären Gehaltes durch Mozarts Oper für immer überflüssig geworden ist. Dagegen wehrt sich dieses Theater offenbar mit allen Kräften gegen Kleists „Hermannsschlacht". Man sollte so etwas nicht für möglich halten, und darum muß als Zeitdokument festgehalten werden, wie Karl Strecker in der „Täglichen Rundschau" für Kleist werben zu müssen glaubt: „Wenn es wahr sein sollte, daß in Ihrer (Reinhardts) Umgebung die Meinung vertreten ist, es sei ‚zuviel Hurra' in diesem Drama, so glaube ich zu wissen, daß Sie persönlich Kleistkenner genug sind, um diese Anschauung, die nur auf blödeste literarische Unwissenheit zurückzuführen wäre, für so lächerlich anzusehen, wie sie in Wirklichkeit ist. Sie wissen, daß gerade in Kleists Drama nicht die Spur einer Phrase, nicht einmal der an sich so edle Überschwang Schillers zu finden ist; herb realistisch, voll gebändigter verhaltener Kraft wie der Held Hermann ist dies ganze Drama. Das Wort Freiheit sogar wird von dem Führer nur einmal in einer kurzen ironischen Abfertigung der kurzsichtigen Fürsten gebraucht. Wie nahe lag gerade bei diesem Stoff — man denke an die Rütlireden im „Tell" — die Versuchung: Hermann durch schwungvolle Worte, durch das Pathos flammender Begeisterung die Deutschen zu wilder Empörung fortreißen zu lassen. Und doch gibt es derartige Szenen in dem ganzen Drama nicht, das Wort Vaterlandsliebe kommt überhaupt nicht vor, freilich zittert sie, zittert der Durst nach Befreiung in den Herzen. Mit künstlerischem Takt billigt der weitherzige Dichter auch dem Feinde Gerechtigkeit zu. Sein Hermann aber ist ganz und gar kein Hurraheld." ... Usw.! — — — So ist's recht. Im dritten Kriegswinter muß ein nationaler Schriftsteller in einem nationalen Blatte bei Reinhardt für Kleist betteln gehen! — — —

Dieser Fall ist eine sprechende Ergänzung zu unserer auswärtigen Politik, wo sie am schwächsten ist. Um Gotteswillen nur immer leise auftreten und ja die Gefühle der anderen schonen! Um keinen Preis unser eigenes Gefühl laut verkünden! Das heißt, fühlen wir überhaupt noch wirklich bewußt und stark deutsch? Die draußen glauben es sicher keinesfalls. Man denke sich: Reinhardt reist mit dem „Deutschen Theater" in die Schweiz. Wenn wir im Kriege, wo jeder Mann gebraucht wird, eine große Künstlerschar ins Ausland lassen, so ist das eine politische Angelegenheit. Das heißt, es muß eine politische Angelegenheit sein, sonst hat sie kein Recht zu sein. Das Deutsche Theater sollte mit seiner Kunst im Ausland fürs Deutschtum werben. Darum hat das Deutsche Theater in diesem Ausland dieses Mal gespielt: Äschylos, Shakespeare, Strindberg und, damit doch auch noch ein deutscher Dichter dabei war: Schillers „Kabale und Liebe". Ein Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung" vom 19. Januar hebt dabei rühmend hervor: „Nach einem dieser Abende, um und nach Mitternacht, saß im größten Hotelpalast Berns zwanglos eine Gesellschaft zusammen, wie sie in dieser eigenartigen Mischung im neutralen Auslande wohl auch der Krieg erst hatte vereinigen können: die Reinhardt-Künstler, deutsche Diplomaten und mit einigen schweizerischen Kollegen hier weilende deutsche Pressevertreter, die dies Zusammensein angeregt hatten. Keine Rede ward gehalten, kein Neutraler genötigt, auf Deutschland oder auch nur auf die deutsche Kunst zu trinken."

Ja, das wäre auch eine ganz furchtbare Zumutung gewesen. Wie kommt ein Dienstbote dazu, derartiges von Herrschaften zu verlangen? Er hat zu kuschen, den andern mit all seinen Kräften Freude zu bereiten, aber für sich hat er nichts zu verlangen. — —

Leute dieses Kreises haben vor einigen Jahren den Kleistpreis zur Förderung deutscher Dramatik gegründet. Sie haben Kleistfeiern veranstaltet und führen seinen Namen auch jetzt

Digitized by Google

bei jeder Gelegenheit im Munde. Sie fühlen nicht, daß ihresgleichen es gewesen sind, die Kleist die Pistole in die Hand gezwungen haben. Ihresgleichen waren die Leisetreter auch vor hundert Jahren. Ihresgleichen haben die deutsche Bühne verschlossen für eine kühne und bewußte Pflege des nationalen Gedankens, des vaterländischen Stolzes. Ihresgleichen schmähten auch damals als Hurrapatriotismus jedes überwallende, freudig sich bekennende Deutschgefühl. Ihresgleichen wird nie begreifen, daß dieser Hurrapatriotismus immer noch mehr wert ist, als ihr serviler Internationalismus.

Kleists „Hermannschlacht“ ist das einzige deutsche Geschichtsdrama großen Stils, das ganz aus der nationalen Not der Stunde geboren ist und im höchsten Maße die Geschichte als Tatenerhalterin und Tatenerzeugerin künstlerisch nutzbar macht. In seinem „Prinzen von Homburg“ hat Kleist dieselbe Kraft ohne die unmittelbare Durchtränkung mit Zeitgeist bewährt. Wir brauchen nicht die Finger beider Hände, um die anderen im Spielplan lebendigen deutschen Dramen aufzuzählen, in denen unsere vaterländische Geschichte als lebendige Volkskraft waltet. Das muß auch innere Gründe haben, die in unserer Geschichte liegen.

Nehmen wir den offensichtlichsten vorweg. Infolge der Glaubensspaltung steht unser Volk kaum einer Persönlichkeit, einem Ereignis unserer Geschichte in gleichem Fühlen gegenüber. Das geht weit über alles Dogmatische hinaus bis in die innerste Fühlweise. Darum beschränkt es sich auch nicht auf die Zeit seit der Reformation. Wenn wir mit der Art, wie im konfessionell einheitlichen Mittelalter ein Dante an einzelnen Persönlichkeiten der Kirche Kritik üben durfte und in seiner politischen Parteinahme frei war, vergleichen, wie noch heute der deutsche Katholik bei einem mittelalterlichen Stoff — etwa in den Streitfragen zwischen Kaisertum und Papsttum — so befangen ist, daß er die Verteidigung des deutsch-nationalen Standpunktes gegen die Ansprüche der Kirche als einen Angriff auf die Religion empfindet, so offenbart sich hier das ganze Elend, unter dem wir leiden. Denn umgekehrt ist auch für den Protestanten das mittelalterlich Religiöse, weil es katholisch ist, kaum genießbar, zum mindesten romantisch unbehaglich. Seit der Reformation aber ist jede Persönlichkeit, jedes Geschehen auch konfessionell bedeutsam geworden, so daß selbst der konfessionell gleichgültige und duldsame Friedrich der Große in seinen Kriegen für die Schöpfung Preußens, damit des heutigen Deutschlands, als Vertreter des Protestantismus gegen das katholische Österreich erscheint.

Schillers „Wallenstein“ beweist freilich, daß dieser Zwiespalt bis zu einem gewissen Grade überwunden oder besser umgangen werden kann, wenn die dramatischen Konflikte im höchsten Sinne in der Einzelpersönlichkeit selber liegen. Dann aber kann auch die dramatische Lösung dieses Konfliktes nur in sehr begrenztem Maße für die nationale Idee fruchtbar werden. Hier stehen wir vor dem tiefsten Grunde, aus dem unsere Geschichte für ein nationales geschichtliches Drama der Gegenwart so schwer fruchtbar zu machen ist. Im Gegensatz zu allen anderen Staaten Europas hat Deutschland erst mit dem 19. Jahrhundert seine national-politische Idee zu klarer Erkenntnis herausgearbeitet, ja letzterdings sind wir erst heute dabei, sie von den letzten Trübungen zu befreien.

Hermann der Cherusker ist ein ganz vereinzelter Glücksfall, und selbst diesen dürfen wir nicht bis zum Grunde untersuchen, wenn wir die große Hauptlinie festhalten wollen. In der so großartig bewegten, zu so ungeheuren Schicksalen führenden Zeit der sogenannten Völkerwanderung, die die gewaltigsten Taten deutscher Kraft und deutschen Geistes gesehen hat, begegnen wir hervorragenden deutschen Persönlichkeiten als Kämpfern für die deutschfeindliche römische Welt. Danach bleibt auf Jahrhunderte hinaus die deutsche Geschichte Stammesgeschichte. Der Volksgedanke wird nur lebendig, wenn der Kampf für ihn außerhalb des Landes getragen wird. Hier aber widerspricht unser realpolitischer Sinn dem dichterischen Wunsche. Die Hohenstaufen sind als Herrschergeschlecht in der Größe ihrer Persönlichkeiten und der Großzügigkeit ihres Wollens unvergleichlich. Aber vom deutschen nationalen Standpunkt haben ihre in der Heimat beharrenden Gegner, wie ein Heinrich der Löwe, recht. Später verblaßt


Digitized by Google

das Kaisertum, das einzige sichtbare Zeichen des zur Welt sprechenden Deutschlands, immer mehr zu einer bloßen Idee, weil es erst vom Träger des Kaisertums abhängt, ob hinter dem Begriff auch die nötige Macht steht, ihn in Leben umzusetzen. Da dem deutschen Könige und Kaiser das Erbrecht fehlt, stehen wir vor der traurigen Tatsache, daß die deutschen Kaiser um ihres Kaisertums willen dem national bedeutungslosen Ziele der Stärkung ihrer Hausmacht nachjagen müssen, statt an die Aufgaben des Deutschtums zu denken. Nach der Reformation und dem Dreißigjährigen Kriege geht es in der Hinsicht immer tiefer bergab, und die Genesung setzt erst damit ein, daß ein Staat im Staate in heiligen Egoismus unbekümmert um die gesamtdeutsche Idee zunächst sich selbst durchzusetzen sucht. Erst mit dieser bewußten Zielstrebigkeit Preußens beginnt für Deutschland eine Staatsgeschichte, wie sie für die übrigen europäischen Staaten fast unmittelbar nach der Zertrümmerung der altrömischen Welt eingesetzt hatte Aber natürlich kann auch dieses Preußen-Deutschland des letzten Vierteljahrhunderts nicht verleugnen, daß es schon ein Jahrtausend lang zuvor an der Geschichte Europas mitbeteiligt war.

Ich glaube darum, daß unsere Geschichte im politisch-nationalen Sinne immer mehr für die epische Kunst fruchtbar gemacht werden kann, als für die dramatische. Oder aber, wir müssen zu einer weiteren und doch wohl auch tieferen Auffassung des Begriffes „national" gelangen. Auch dazu kann uns dieser Krieg, so furchtbar realpolitisch seine Ursachen sind, verhelfen. Jedenfalls hat uns unser Gefühl gleich beim Ausbruch dieses Krieges die Tatsache zum Bewußtsein gebracht, daß es in ihm nicht nur um Deutschland, sondern ums Deutschtum geht. Und hier offenbart sich uns der grundlegende Unterschied der deutschen Geschichte von der der anderen Völker. Die deutsche Seele war da, bevor der ihr entsprechende deutsche Körper geschaffen war. Die deutsche Seele entfaltete sich durch ihre Segen und Fluch in sich schließende Fähigkeit, von allen Seiten Kräfte aufzusaugen, überallhin einzudringen so schnell und groß, daß das körperliche Wachstum nicht mitkam. Daß unser Land keine scharf umschriebenen Grenzen hat (oder wenn man diese sucht, ungeheuer ausgedehnt ist), wird hier auch seelisch bedeutsam. Es mußte zu einer Unterschätzung des Köiperlich-Materiellen, des Realpolitischen führen, auf der andern Seite hat uns ja auch dieses seelische Deutschtum gerettet, als das reale Deutschland vernichtet war. Und jedenfalls bietet auch die Weltgeschichte nicht das zweite Beispiel, daß ein Land in dem Augenblick die geistige Weltherrschaft antritt, in dem es politisch gar nichts zu bedeuten hat, wie es im klassischen Deutschland um 1800 der Fall war.

Diese Tatsachen bestimmen nun auch das Wesen des nationalen deutschen Dramas und den Umfang, in dem die Stoffe der deutschen Geschichte dafür fruchtbar gemacht werden können. Was die Schicksale Deutschlands der Dramatisierung schuldig bleiben müssen, ersetzt das Leben des Deutschtums. Das Deutschtum aber lebt sich aus im deutschen Charakter. Die Charaktere der Einzelpersönlichkeit „sind die unendlich vielartigen Ausprägungen des einen rassehaft bestimmten Volkscharakters, dessen Grundelemente sie mithin mehr oder weniger reich enthalten müssen. Enthalten die Charaktere eines Dramas diese Grundelemente in Gehalt und Form am reinsten, so wird dieses damit der Aufgabe des nationalen Dramas — und ein anderes gibt es nicht — am vollkommensten gerecht. Diese Aufgabe besteht darin, dem Volke durch die Darstellung seines Charakters, wie er im innersten Verhältnis zu den elementaren Problemen des Lebens sich offenbart, behauptet und durch das Opfer des Lebens bewährt, zu einem klaren und fruchtbaren Bewußtsein seiner Kraft zu verhelfen".

Diese Sätze, in die ich das Ergebnis meiner von geschichtlichen und psychologischen Gesichtspunkten ausgehenden Untersuchung über die Möglichkeiten des deutschen Geschichtsdramas einkleiden könnte, stehen am Schlusse einer kleinen Abhandlung „Die tragischen Probleme des Struensee-Stoffes", in der Otto Erler seine Behandlung gegen eine dem Jahre 1849 entstammende Abhandlung Hebbels verteidigt. Und in der Tat hat Erler mit seinem „Struensee" ein deutsch-nationales Drama geschaffen, nicht weil Struensee von Geburt ein Deutscher

Digitized by Google

war und in Dänemark bewußt den deutschen Standpunkt vertrat — das hat Erler sogar mit Absicht zurücktreten lassen —, sondern weil er in den beiden Hauptcharakteren seines Dramas, Struensee und Karoline Mathilde, die Grundelemente des deutschen Charakters, Wahrheit und Gerechtigkeit, zur tragischen Entfaltung gebracht hat. Nun wissen wir auch, wieso Schiller aus fremdländischen Geschichtsstoffen urdeutsche Dramen, selbst mit politischem Nationalgehalt, schaffen konnte.

Hebbel glaubt in seinem Struensee-Aufsatz behaupten zu können, daß in diesem Stoff der einzigartige Fall vorliege, in dem „ein historisches Ereignis die runde, vollendete Kunstform gleich mit auf die Welt bringt“. Hätte er sich darin nicht getäuscht, so hätte er auch die Struensee-Tragödie geschrieben. In Wirklichkeit kann die Geschichte niemals das Amt des Dichters verrichten, dessen ureigenste Aufgabe eben darin besteht, „aus dem Stoff diese vollendete Kunstform zu schaffen“. Die Möglichkeit des Mythos und der Heldensage zeigt, daß der aufs höchste und reinste entwickelte Charakter eines Volkes gleichzeitig zum Träger seines geschichtlichen Erlebens wird. Die griechische Tragödie ist das Zeugnis dafür, wie dann die dramatische Gestaltung dieser Stoffe bei reichstem Gehalt an rein Menschlichem, gleichzeitig Gestaltung der nationalen Ideen werden kann. Wir Deutsche haben in unserer Geschichte diesen glücklichen Fall nur in begrenztem Maße für die Befreiung gegen den fremden Unterdrücker in Kleists „Hermannsschlacht“ und doch auch in Schillers „Wilhelm Tell“. Dagegen könnte uns eine weit reichere Ausbeute blühen, wenn wir das tragische Erleben des Deutschtums in Gestalten geschichtlicher Menschen und im Rahmen geschichtlicher Ereignisse einzufangen strebten. Freilich müßten wir uns dann wohl vom Schulbegriff der tragischen Schuld befreien. „Das reine naturhaft-tragische Problem hat überhaupt mit der sogenannten Schuld, diesem Polizeibegriff der Ästhetik, der untrennbar von Strafe oder Sühne ist, nichts zu schaffen. Es heißt, das Opfer des Lebens, das Höchste, das der Mensch der Idee bringen kann, entwerten, wenn man es als Sühne für eine Schuld hinstellt. Vielmehr kommt es darauf an, die Lebensprozesse in ihren reinen naturhaft-tragischen Formen von der moralischen Bewertung zu befreien und einem Prinzipe unterzuordnen, das der naturhaften oder der Naturwissenschaft entnommen ist. Bei der verwirrenden Vielheit der subjektiv-notwendig verlaufenden Lebensprozesse kann dieses Prinzip sich natürlich nicht auf deren Inhalte beziehen, sondern muß ein rein formales sein. Ein solches ist das Prinzip des Gleichgewichts. Unter diesem Prinzip würde sich die Entwicklung der Tragödie so darstellen, daß zu Beginn die in Frage kommenden Menschen sich das Gleichgewicht halten, im notwendig einsetzenden Lebensdrang aber dieses Gleichgewicht in unheilbarer, ihre Lebensmöglichkeit vernichtender Weise stören. Umgekehrt wäre in der Komödie dieses Gleichgewicht zu Beginn so ausgiebig wie möglich gestört, und die Entwicklung bestände darin, es so sicher wie möglich wiederherzustellen.“

Diese ästhetisch bedeutsamen Ausführungen Otto Erlers bleiben nicht nur theoretische Erkenntnis, sondern erhalten ihre sicherste Stütze durch sein Drama „Struensee“, das am Königlichen Schauspielhause zu Dresden einen unbestrittenen, starken Erfolg davongetragen hat. (Buchausgabe H. Hässel, Leipzig. Geh. 3 M.)

Die Geschichte des 1737 zu Halle geborenen Pfarrerssohns Johann Friedrich Struensee ist so außerordentlich packend, daß sich die Dichtung schon bald nach dem frühen tragischen Ende dieses nicht mit dem Worte „Abenteurer“ abzutuenden Mannes bemächtigte. Sein Aufstieg ist von unerhörter Kühnheit. Schon als Einundzwanzigjähriger war er Stadtphysikus in Altona, zehn Jahre später wird er Leibarzt des durch allerlei Ausschweifungen dem Schwachsinn verfallenen Königs Christian VII. von Dänemark, den er bald völlig beherrscht; er wird der Geliebte der Königin Karoline Mathilde, 1770 leitender Staatsminister, im folgenden Jahr Graf und geradezu Beherrscher des Königreiches. Als solcher erstrebt er das Beste. Seine Reformen kommen aber zu rasch, als daß sie das mit ihnen beglückte Volk verarbeiten könnte. So findet er in diesem nicht die Stütze, als die Geschädigten sich gegen ihn verschwören. Am 17. Ja-


Digitized by Google

nuar 1772 gerät er in die Hände der Verschwörer, die ihn in einem schändlich geführten Prozesse zum schmachvollen Tode verurteilen lassen.

Über Michael Beers Trauerspiel „Struensee“ (1827) urteilte Heinrich Laube im Vorwort zu seiner gleichnamigen fünfaktigen Tragödie im Jahre 1849; „es gehörte einer für uns überlebten Zeit und Richtung im Dramatischen an, einer Richtung, welche nur im Äußerlichen die Schillersche Periode fortsetzte und ohne besonderen Sinn für Charaktere und Handlung sich wesentlich der Deklamation hingab.“ Aber wir vermögen auch Laubes erfolgreicherer Tragödie keinen größeren Geschmack abzugewinnen; sie ist ganz Intrigenstück französischer Schulung. Otto Erler bewährt in seinem neuen Werke in erhöhtem Maße, was schon seinen prachtvollen „Zar Peter“ ausgezeichnet hatte: die Witterung für Größe. Sein Gefühl hat das Ausmaß für das wahrhaft Tragische. Die seelisch Alltäglichen, die nur durch Zufall oder Geburt an die Triebmaschine der großen Geschehnisse herankommen, fesseln ihn nicht. Sein Struensee ist ein durchaus lauterer Mensch, die junge Königin Karoline Mathilde verdient den Namen „Der Engel von Engeland“, den ihr das Volk gegeben. Der König ist im Verfall, aber zeigt noch jetzt, daß er auch in seinen Fähigkeiten ein echtes Erzeugnis der abgeflossenen Rokokoperiode rücksichtslosen Genießens war. Er besitzt den Geist der Selbstironie, vermag ihn aber nicht fruchtbar zu machen, weil ihm die ganze Welt zu einem Spiel seiner Laune geworden ist.

Struensee wird für die Königin der Mann schlechthin, ein Idealbild genialer Schöpferfähigkeit und selbstlos sich den erkannten Idealen hingebenden Heldentums. Was diese beiden Menschen von vornherein zur Seelengemeinschaft führt, ist ihre rückhaltlose Wahrhaftigkeit. Durch sie wird jeder von ihnen groß, durch sie müssen aber auch beide in Zusammenstoß geraten mit allen jenen Einrichtungen, die die Menschheit geschaffen hat, um aus einem selbstherrlichen Nebeneinander (und damit natürlich Gegeneinander) von lauter einzelnen eben die Gesellschaft zu bilden. Die Königin wie Struensee bekennen frei ihre Liebe dem Könige, der wohl fähig und gewillt ist, der gesellschaftlichen Moral hochmütig ein Schnippchen zu schlagen, aber nicht wahrhaftig genug, für seine Person daraus die sittlichen Pflichten des Verzichtes zu folgern. Indem er auf seinen Eherechten beharrt, zwingt er seine Gattin zur Lüge, solange diese noch die Gesellschaftsordnung der Ehe als sittliche Pflicht anerkennt. In dem Augenblick, in dem aber die Königin aus dem höheren Gebote der Sittlichkeit sich dem Könige weigert und im gleichen Drang das völlige Einswerden mit Struensee verlangt, ist (nach Erlers oben mitgeteilten Ausführungen) das Gleichgewicht gestört und die Störer müssen zugrunde gehen. Sie erleiden beide in unangetasteter Größe ihr tragisches Geschick. Vor dem höchsten Sittengesetz in der eigenen Brust sind sie frei von Schuld. Dennoch wirkt ihr Leid nicht als Willkür, sondern ist innere Notwendigkeit, da beide an der Stelle, auf der sie in der Weltordnung stehen, nicht ihrem inneren Wahrheitsgebot leben können, ohne diese Ordnung zu zerstören.

Auf gleicher Höhe mit dem geistig-seelischen Gehalt steht die Charakteristik aller Gestalten, unter ihnen als besonderes Meisterstück ist der König, diese Ruine eines reich veranlagten Geistes. Die Sprache ist oft von herber Kraft, dann wieder voll spielerischer Tändelei des Rokokos, von der scharf geschliffenen Dialektik höfischer Geschmeidigkeit und in den Liebesszenen, vor allem jener von köstlicher Frische übertauten des ersten Bewußtwerdens, voll holder Süße.

Wie jeder echte Dramatiker, ist Erler auch unbedingt sicherer Theatraliker. Jede Szene steht bildhaft da, das Ganze ist von packender, trotz der ausgiebigen psychologischen Durchführung niemals erlahmender Spannung. Es sollte nicht möglich sein, daß ein solches Stück, zumal wenn es sich einmal so glänzend bewährt hat, nicht bald über alle Bühnen geht und sich auch auf diesen Bühnen behauptet? Dieser „Struensee“ ist, wie des Verfassers „Zar Peter“, zu schade zum „Saisonstück“. Das sind Dauerwerke, die gar nicht „abgespielt“ werden können, wenn sie nicht von außen her gewaltsam mißbraucht werden. —

Digitized by Google

Es sind viel Schritte abwärts zu **Raoul Konens „Flavius Stilicho"** (Buch bei Franz Wulf, Warendorf i. Meckl. Geh. 3 M). Wenn auch diese „Tragödie aus dem sinkenden Rom" bei der Uraufführung in Köln am 7. Dezember einen starken Erfolg hatte, ist doch nicht zu verkennen, daß dem Dichter gerade die Größe abgeht und sein unverkennbares theatralisches Geschick sich besser im bürgerlichen Rahmen entfalten würde. Hier stehen wir geschichtlich vor einem der Fälle, in dem ein wahrhaft großer Germane seine Lebensaufgabe in der Bekämpfung der Germanen sah und seine großen Fähigkeiten als Staatsmann und Feldherr dem sinkenden Rom lieh. Hierin liegt ein Tragisches, das wohl gehoben zu werden verdiente. Konen versucht es nicht. Er war aber auch darin nicht glücklich, daß er den aus dem Geiste der Zeit herausgewachsenen Gedanken, die junge unverbrauchte, aber auch tollpatschig sich verschwendende Kraft des Germanentums zur Neubelebung des altersschwach gewordenen Römerreiches zu verwenden, gewaltsam dem neuzeitlichen Begriff einer Zusammenfassung Europas gegen den Orient verband, ebenso wie der Feldruf „Durch Krieg zum Frieden" reichlich verfrüht klingt.

Es ließe sich auch bei diesem Werke, wenn auch leider zum Schaden, die Richtigkeit der Erkenntnisse Erlers nachweisen. Der Untergang Stilichos wirkt nicht tragisch im höheren Sinne, weil er nicht als Notwendigkeit aus seinem Charakter hervorgeht. Darum hat Konen eine Liebesgeschichte hinzuerfinden müssen. Stilicho könnte sich retten, wenn er nicht die ihn liebende Braut seines Sohnes, die er selbst liebt, seinen Feinden entreißen wollte. Bliebe er seinem Charakter treu, so müßte er das Weib opfern, und daraus würde für ihn als Menschen die Tragödie sich erst entwickeln, weil er dann das Menschenrecht der Liebe der Politik opferte. Der Dichter hat aber auch dieses Problem nicht ergriffen, sondern die ganze Liebesgeschichte ist eben nur erfunden, um ein außerhalb der Charaktere begründetes Geschehen menschlich fesselnder zu machen. Was aber aus innersten Gründen nicht notwendig ist, vermag auch nicht restlos zu überzeugen. Für den groß aufgespannten Rahmen sind die Figuren zu klein.

Tausende an sich talentvoller Stücke deutscher Dramatiker sind durch dieses Mißverhältnis zwischen Absicht und Können für das Theater unfruchtbar geblieben. Bei uns ist diese den Romanen, vorab den Franzosen, angeborene Einsicht in die Grenzen des eigenen Talentes und die damit verbundene kluge Ausnutzung der vorhandenen Kräfte zu brauchbaren Gebilden innerhalb der gestellten Umgrenzung so selten, daß man sich über den einmal vorkommenden Fall aus theaterpolitischen Gründen herzhaft freuen sollte, selbst wenn den höheren Forderungen der Kunst nicht Genüge getan ist. Jedenfalls ist es aus dieser klugen Beschränkung heraus **Hans Müller** gelungen, einen Stoff zu einem unbedingt wirkungssicheren und vom Unterhaltungsstandpunkt durchaus begrüßenswerten Theaterstück zu gestalten, an dem bis jetzt weit stärkere dichterische Begabungen gescheitert sind.

Das Drama **„Könige"** (Buchausgabe bei Cotta, Stuttgart), das es bei der Uraufführung in der Wiener Hofburg, seither am Königlichen Schauspielhaus in Berlin und an vielen anderen Theatern zum unbestrittenen Publikumserfolg gebracht hat, behandelt denselben Stoff, den Uhland, Martin Greif und Paul Heyse für ihre Dramen „Ludwig der Bayer" ergriffen hatten. Die Ähnlichkeiten zwischen diesen Stücken sind sehr groß; der Stoff an sich ist von der Geschichte so zu Ende gestaltet, daß der Dichter an ihm selbst kaum etwas ändern kann, und die Unterschiede sich deshalb mehr aus dem Ausschnitt ergeben. Müller läßt die Vorgeschichte des Streites der beiden Gegenkönige, Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen, ganz beiseite und setzt damit ein, daß Ludwig bei seinem gefangenen Gegner erscheint und ihm die Freiheit anbietet gegen die Verpflichtung, freiwillig in die Haft zurückzukehren, falls es ihm nicht gelinge, auch seinen Anhang zum Verzicht auf die deutsche Krone zu bewegen. In der Art, wie Friedrich das gegebene Wort einlöst, trotzdem sein Bruder Leopold ihm ein starkes Heer bereithält, trotzdem die Kirche ihn seines Versprechens entbindet, trotz vor allem der Liebe zu seinem vom kummervollen Weinen blind gewordenen Weibe, wie er die echte Krone mitbringt und Ludwig mit ihm den eigenartigen Bund des Doppelkönigtums eingeht, ist der Dichter der Geschichte


Digitized by Google

treugeblieben. Im Grunde ist es auch nicht ungeschichtlich, wenn dieser edlen Handlungsweise das eigentlich königliche Maß abgeht. Es weht bürgerliche Luft durch das Ganze; tüchtig, edel, gut, gediegen, aber nicht groß und weit. Daraus vermag keine königliche Tragödie, sondern nur ein bürgerliches Schauspiel zu erwachsen. Hans Müller ist nicht der Mann, mit seinen Ausblicken ins Politisch-Nationale dieses gemütliche Gleichmaß zu zerstören. Aber noch einmal: Es ist ein braves, sauberes, im besten Sinne unterhaltendes Theaterstück entstanden und dafür haben wir dankbar zu sein.

Größeres erstrebt, aber weit weniger erreicht, hat Ludwig Jacobskötter in seinem „Schauspiel aus großer Zeit: David“. (Uraufführung im Stadttheater zu Bremen. Buchausgabe bei Gustav Schlößmann, Leipzig. Geh. M 2.60.) Der Bremer Pastor hat in mehreren Bänden „Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen“ seine starke Teilnahme an den Vorgängen der Zeit dargelegt. Nun reizte es ihn, das ganze Werden unseres Volkes zur gebietenden Weltmacht im alttestamentlichen Schicksale des Judenvolkes unter Führung Davids widerzuspiegeln. Der bindende Gedanke ist des Dichters Glaube an die gottgewollte Berufung des deutschen Volkes zur Wahrung und Erfüllung reiner Größe in der Welt. Wie die drohende Gefahr durch die Feinde ringsum die zwiespältigen Judenstämme zur Einheit zwingt, wie sie schließlich erkennen müssen, daß der Sieg ihres Volksganzen wertvoller ist, als alle Vorteile, die allenfalls einem Teile bei selbstsüchtigem Verhalten zufallen können, wie endlich der Sieg des erwählten Volkes an die Reinheit seiner Absichten gebunden ist und durch jede Unlauterkeit gefährdet wird, — das sind Parallelen jener inneren Art, die als Gefühlswerte mitwirken, auch wenn das Äußere nicht stimmt. Von selbst vergleicht man dann auch die Politik des ägyptischen Pharao der Englands, dem blinden Rachedurst der Philister die Revanchegelüste Frankreichs.

Aber die dichterische Kraft Jacobskötters ist leider an sich zu blutleer, das Ganze zu sehr Rede, und diese Rede selbst zu schwach beschwingt. Im übrigen zeigt sich aufs neue, daß der alttestamentarische Held nicht dramatisch ist. Er trägt zu wenig die Gesetze seines Handelns in sich selbst, wird zu sehr bestimmt durch den außer ihm stehenden Willen Gottes, der hier im Propheten Nathan verkörpert ist. So wird das Werk trotz des Anrufes an die Zeitstimmung über den örtlichen Erfolg nicht hinausdringen.

Viel kühner hat in die unmittelbare Gegenwart hineingegriffen René Schickele in seinem vieraktigen Schauspiel „Hans im Schnakenloch“, dessen Aufführungsmöglichkeit am Schauspielhause in Frankfurt a. M. an sich ein wertvolles Zeugnis für die deutsche Geistesverfassung in diesem Kriege darstellt. Es ist kaum denkbar, daß in einem anderen Lande ein ins innerste Dasein der Nation einschneidendes Problem, wie es das elsässische für Deutschland ist, mit so ruhiger Erwägung alles Für und Wider dargestellt würde. Eine Bemerkung bei dem in den „Weißen Blättern“ (Leipzig) erfolgten Abdruck betont, daß das Werk im Oktober 1914 geschrieben worden ist. Ob es Schickele heute noch genau so schreiben würde? Die vorgetragene Überzeugung, daß für die Zwiespältigen kein Platz mehr ist, wird ja wohl auch heute noch jedem klugen Elsässer — und klug ist Schickele — innewohnen. Aber nach welcher Seite die Wahl zu gehen hat, das bleibt danach doch mehr eine Frage des Erfolgs im Kampfe, ist nicht ein Sich-verbinden auf Tod und Untergang mit einer Sache.

Und ich glaube, daß Schickele damit tief in die innere Not der elsässischen Seele hineingeleuchtet hat, gerade weil auch er trotz allem in dieser Not steckt. Es hat vielleicht kein anderer Elsässer mit scheinbar so gutem Ergebnis dem Götzen der Doppelkultur gefrönt, wie Schickele. Aber wenn er gesättigt mit Elementen französischer Kunst und Lebensart doch ein deutscher Dichter zu werden erstrebte, so ist das sicher bei ihm eine Kultur- und nicht eine Herzenssache gewesen. Nicht sein Blut hat ihn zu uns geführt, sondern sein Geist. Vielleicht sogar nur sein Verstand. Das soll kein Vorwurf sein, denn eben darin liegt das Problem. Die Fähigkeit, eine andere Volksart so bis ins Tiefste zu genießen, wie sie Schickele und mit ihm ein be-

Digitized by Google

trächtlicher Teil des Elsässertums der französischen gegenüber bewährt, wirkt als Schwächung in Zeiten des Kampfes. Sie macht jenen „unparteiischen Enthusiasmus“, meinetwegen mag man sagen die blinde Liebe zum Deutschtum unmöglich, ohne die eine Belastungsprobe, wie sie uns jetzt aufgelegt ist, nicht durchzuhalten ist. Sie macht aber noch ein anderes unmöglich, und darin liegt die innere Tragik: Schickele nennt sein Stück ein „Schauspiel“. Er kann es nicht Tragödie nennen, trotzdem am Ende genug Unglück und Vernichtung stehen. Das Tragische ist groß, und Größe ist nur im Zwang der höchsten Notwendigkeit möglich. Alle diese Elsässer, die er uns vorführt, könnten aber auch anders. Auch jene sind nicht ganz, die es zu sein glauben. Sie scheinen es auch sich selber nur zu sein, soweit sie nicht fein genug organisiert sind, soweit sie es vermögen, sich ganz den Tatsachen zu fügen und nicht ihren innersten Trieben nachzuspüren.

Und so ersteht hinter diesem Stücke noch eine Tragödie, die in ihm selbst (wohl mit Absicht) nicht betont ist: die problematische Natur des Elsässertums, die nur in Zeiten der Tat klar zu erkennende Schwäche ist, in Zeiten des Friedens, des Genießens zumal, immer wieder als Schönheit locken können wird. Daß sie trügerisch ist und zu einem wirklich steten Glück nicht gelangen läßt, hat Schickele in seinem Schauspiele erkannt. Aber doch so, daß die Lockung nichts von ihrer Kraft einbüßt.

Das Stück zeugt von bedeutendem Theatergeschick und bewährt in der Führung des Dialogs eine seltene Gewandtheit, die auch beim Lesen vollauf befriedigt.

Karl Storck



Musikalienhandlungen und Schundmusik

Man macht sich kaum die richtige Vorstellung davon, in welchen Unmassen das deutsche Volk aller Schichten Schundmusik kauft, in wie vielen Hunderttausenden von Exemplaren die Gassenhauer und Operettenschlager in die Hütten des einfachen Mannes wie in die Paläste der Kommerzienräte wandern.

Leute, denen nicht nur jeder unpolierte Fingernagel, sondern auch jeder Spritzer auf ihren Lackschuhen ein Greuel ist, dulden in den Notenständern ihrer Salons und auf ihren 5000-*M*-Flügeln einen musikalischen Schmutz, dessen sie sich schämen sollten! Aber sich geistiger Beschmutzung und künstlerischer Unreinlichkeit zu schämen, das haben ja die sogenannten gesellschaftlich führenden Kreise, seit selbst Prinzen und Prinzessinnen Schundoperetten besuchen, völlig verlernt. Völlig verlernt haben das leider auch viele deutsche Musikalienhändler. Sie könnten an ihren Kollegen, den Buchhändlern, sich ein gutes Beispiel nehmen.

Man vergleiche einmal die Auslagen der Mehrzahl der deutschen Buchhändler mit denen der Musikalienhändler. Die meisten Buchhändler halten es für ihre Pflicht, die besten Neuerscheinungen in ihren Schaufenstern auszulegen, auf ihren Tischen zur Einsicht und zum Kauf anzubieten. Die niedrigen Kolportagefabrikate auch nur zu führen, geschweige denn anzupreisen und zur Schau zu stellen, dazu hat der gute deutsche Sortimentsbuchhändler zuviel Anstandsgefühl, zuviel Standesehre.

Und nun sehe man sich einmal die Schaufenster der überwältigenden Mehrzahl der Musikalienhandlungen in großen und kleinen Städten an! Gespickt mit geschmacklosen Titelblättern von Couplets und Operettenschlagern, dazwischen vielleicht noch ein paar traurige Produkte des Geschäftspatriotismus, minderwertige Kriegskompositionen mit sentimentalen Bildern auf dem Titel. Da prangen alle die mehr oder minder deutlichen Refrains: „Wozu hast du denn die Beene, kleene Maus?“ usw., all der ordinäre Schund, mit dem von den Berliner Operetten- und Possentheatern aus das Land vergiftet wird, vom bereits seligen „Puppchen“ bis „Immer feste druff“ usw.


Digitized by Google

Hat der Vorstand des Vereins deutscher Musikalienhändler keine Möglichkeit, seine Mitglieder, die Sortimenter sind, einmal energisch an ihre Verpflichtungen gegenüber der künstlerischen Volkskultur, an ihre künstlerische Standesehre zu erinnern?

Man wird sagen: „Ja, von guter Musik können wir nicht leben. Die Schlager werden am meisten verlangt." Verlangt wird am meisten, was am stärksten angepriesen wird. Mögen die Sortimenter Schund am Lager haben und den Bestellern liefern; aber mögen sie ihn nicht noch in so offenkundiger Weise anpreisen. Mögen sie ihre Schaufenster mit wertvollen Neuerscheinungen und mit guten Ausgaben unserer vielen Meister zieren. Mögen vor allen Dingen auch die Angestellten der Musikalienhändler sich nicht einfach als Ausführende, die jede schmutzige Bestellung annehmen, fühlen, sondern durch Hinweis auf gute, volkstümliche Musik erzieherisch zu wirken suchen.

Es geht! Es gibt noch immer gutgehende Musikalienhandlungen auch in kleinen Städten, deren Inhaber noch soviel künstlerisches Gewissen haben, daß sie ihre Schaufenster nicht mit Schundmusik schänden, die gebildet genug sind, nur beste Musik auszulegen.

Die Musiklehrer und Musikliebhaber können leicht erzwingen, daß die Musikalienhändler wieder einsehen lernen, was sich ziemt. Weigern sie sich einfach alle prinzipiell, in der Musikalienhandlung ihrer Stadt zu kaufen, die weiterhin öffentlich durch die Ausstellung und Anpreisung von Schundmusik unser Volk vergiftet! Im Notfall wende man sich an eine gute Buchhandlung im Ort, die Würde und Verständnis für Volkskultur hat, und übertrage dieser die Lieferung der Musikalien.

Dem Verein der deutschen Musikalienhändler möchte ich nochmals nachdrücklichst ans Herz legen, seine Mitglieder daran zu erinnern, daß sie nicht nur eine kaufmännische, sondern auch eine künstlerische Standesehre zu verteidigen und hochzuhalten haben!

Dr. Georg Göhler



Kunstgeschäft und Krieg

Die Kunsthandlung Cassirer in Berlin brachte die Sammlung Stern zur Versteigerung. Es wurden dabei etwa ¾ Millionen Mark erzielt, und ein Teil der Presse hallte wider vom Hallelujageschrei, wie sich in diesem Ergebnis die Gesundheit des deutschen Lebens offenbare. Wir wollen ruhig überprüfen, inwieweit wir dieses Lob auch auf das deutsche Kunstleben ausdehnen können, dem dieser an sich sehr beträchtliche Kapitalaufwand doch eigentlich zugute kommen müßte. Wir stellen dabei nicht in Rechnung, ob und inwieweit bei dem jetzt vielfach recht lebhaften Kunstgeschäft das Bestreben mitwirkt, Kriegsgewinne in einer Form anzulegen, in der sie vom Fiskus nur schwer zu ermitteln, noch schwerer zur Steuer heranzuziehen sind, geben aber zu bedenken, daß auch der Handel in Edelsteinen so schwunghaft ist, wie kaum je zuvor. Doch nun zur Versteigerung Stern.

Ich entnehme der „Täglichen Rundschau" folgende Zahlen: „Es gab drei- und vier-, und es gab fünfstellige Zahlen. Bis auf den einen Max Liebermann mußten sämtliche Deutschen sich mit den drei- und vierstelligen Zahlen begnügen; die fünfstelligen kamen auf die Franzosen. Ein Manet ging für 31000 M, vier Monets brachten es auf 106100 M, darunter einer allein auf 36000 M, ein Degas 27000 M, ein Gauguin 15000 M, Picasso 15500 M, Pissaro 17000 M, Renoir 26300 M, ein Cézannesches Stilleben 40000 M. Als ein deutsches Gegenbeispiel sei erwähnt, daß der einzige Thoma, das vielleicht wertvollste Bild der ganzen Sammlung, für ganze 2050 M zugeschlagen wurde. Kalckreuth gar erlebte einen ‚Sturz' auf 400 M!"

Halten wir das eine fest: Eine meisterhafte Engelsgruppe von Hans Thoma 2050 M, ein Stilleben „Rote Tulpen in grünem Topf" von Paul Cézanne 40000 M. Das ist ein Wert-

Digitized by Google

urteil über deutsche und französische Kunst im zweiten Kriegsjahre, gefällt in der deutschen Reichshauptstadt.

Es ist kein Ausnahmefall, sondern für die ganze Versteigerung Stern die Regel. Fügen wir gleich hinzu, daß die Berichte über Kunstversteigerungen im Feindesland, soweit sie in unserer Presse zur Veröffentlichung kamen, das gleiche Bild wenigstens insofern zeigen, als deutsche Kunstwerke nur sehr geringe Preise erzielten. So mag wohl mancher bereit sein, die Hände in den Schoß zu legen und zu bekennen: offenbar ist also die deutsche Kunst minderwertig. Minderwertig wenigstens auf dem internationalen Kunstmarkt. Vielleicht schnellt aber schon dabei mancher empor und sagt: Die deutsche Kunst ist aber uns Deutschen wertvoll, muß uns wertvoll sein, sofern sie der Ausdruck deutschen Wesens ist. Da dieses deutsche Wesen eine Welt von Feinden hat, begreifen wir, daß diese feindliche Welt auch für den künstlerischen Ausdruck dieses deutschen Wesens kein Geld aufbringt. Um so mehr sind wir Deutsche verpflichtet, offen zu bezeugen, wie hoch wir echtdeutsche Kunst einschätzen. Keinesfalls dürfen wir jenes internationale, d. h. feindliche Gebaren gegen unsere Kunst mitmachen. Und wenn es vielleicht noch eine Privatangelegenheit ist, was der einzelne an Geld für ein Kunstwerk aufwendet, so hört das auf bei öffentlichen Sammlungen. In den Tagesberichten über die Versteigerung der Sammlung Stern war aber zu lesen, daß „die Direktoren der großen deutschen Museen“ an dem Wettbewerb um die französischen Kunstwerke eifrig betätigt waren. In anderen Berichten stand: „Viele der jungen Museumsdirektoren.“ Wir stimmen der „Täglichen Rundschau“ zu, wenn sie nach den Namen dieser Museumsdirektoren verlangt und wissen will, für welche deutschen Museen in jetziger Zeit um Hunderttausende französische Bilder erworben worden sind. Die deutsche Öffentlichkeit hat ein Recht, zu erfahren, wie die öffentlichen Mittel für Kunst angelegt werden. Es ist ein Hohn auf jedes Deutschempfinden, ein Hohn auf das Erleben der jetzigen Zeit, wenn Deutsche sich an jener Entwertung der deutschen Kunst beteiligen und den Auslandsschwindel unterstützen, der von mächtigen Kunsthändlerkreisen nun schon seit Jahren zum Schaden unserer heimischen Kunst, zum Schaden der Kunstbildung unseres Volkes in schamlosester Weise betrieben wird.

Denn nicht um eine Neuerscheinung handelt es sich hier, sondern nur um die geschickte Fortführung eines eingerissenen Übels über eine Zeit hinweg, durch deren Erleben es hätte ausgerottet werden müssen.

So ist die Versteigerung Stern nicht als Einzelfall zu bewerten, sondern als besonders charakteristische Erscheinung eines Zustandes, der sich zum dauernden zu entwickeln droht. Es kann nicht genug geschehen, um unserm Volk darüber die Augen zu öffnen. Der Türmer hat jederzeit nach Kräften dazu mitgewirkt. Um aber nicht immer selber über diese Frage zu sprechen, rufe ich heute einen Kronzeugen an in Oskar Graß, der unter dem Titel „Kunst und Geschäft“ seine nachdenkenswerte „Kriegsbetrachtung“ veröffentlicht hat (Bremen, H. Boesking). Es ist nur eine unter verschiedenen gleichstrebenden Kunstschriften, und es ist sehr bezeichnend, wie im größten Teil der Presse gerade diese bewußt nationalen Veröffentlichungen entweder ganz verschwiegen oder lächerlich gemacht werden. Bei der eben genannten versucht man dann auch noch die Zuständigkeit des Verfassers anzuzweifeln, weil er im Beruf — Oberamtsrichter ist. Es ist darum sehr begrüßenswert, daß Graß einmal ein grelles Licht auf die Gruppe wirft, die sich hier als allein „sachverständig“ gebärdet. Er schildert die große Wandlung, die in der Zeit nach 1870 mit dem Eindringen des Kapitalismus auch ins Kunstgebiet eingetreten ist. Erst seither ist auch der Kunsthändler als Meinungsbildner auf den Plan getreten.

„Infolge der ausgedehnten Möglichkeit, sein Brot durch Anstellung in der öffentlichen Kunstpflege und im Kunstschreibertum zu finden, hat die Zahl derjenigen außerordentlich zugenommen, die sich, ohne selbst schöpferisch zu sein, gewerbsmäßig mit künstlerischen Dingen abgeben. In vielen Fällen gelangt man heute zur Kunstwissenschaft nicht aus innerem Trieb,

Digitized by Google

sondern etwa in der Weise, wie man zur Rechtswissenschaft greift: die Beschäftigung mit der Kunst wird als Berufsfach gewählt, um ein Auskommen zu haben, noch dazu ein angenehmes, mit nicht allzu ernster Vorbereitung. Staatsprüfungen drohen hier nicht. Eine kleine Arbeit verhilft dem strebsamen ‚Kunsthistoriker' zum Doktortitel; nun ist er ‚Fachmann' und gehört zu den ‚Leuten vom Bau', selbst wenn er erst 25 Jahre alt ist und noch keine genügende Kenntnis des Kunstschaffens, geschweige denn eine weitergreifende Weltanschauung erworben hat. Wir haben eine Menge derartiger Kunstangestellten und als Kunstschreiber tätiger Leute, die sich für berufen halten, dem deutschen Volk zu sagen, was Kunst ist. ... Sie dünken sich hoch erhaben über gediegene Forscher, die sich nicht des Erwerbes wegen dem Ergründen der Künste widmen. Sie halten in ihrer Zunft fest zusammen und bemühen sich wechselseitig, in der Presse ihre Bedeutung darzulegen. Hat einer unter ihnen, der ein Museum leitet, seine Galerie umgeordnet, so wird diese ‚epochale' Tat laut gepriesen; gründliche Arbeiten ‚unmoderner' Kunstgelehrter werden keiner Erwähnung gewürdigt, unbequeme Gegner in gehässiger Empfindlichkeit verfolgt oder totgeschwiegen. ... Mit der hohlen Redensart H. v. Tschudis, wonach sich eine Galerie organisch nach der Richtung moderner Tendenzen zu entwickeln habe, begründet er als Galeriedirektor die abenteuerlichsten Ankäufe. Abhängig in allen seinen Auffassungen gebraucht er die gleichen Phrasen und Modeworte wie der Lieferant, von dem er den Inhalt seiner Äußerungen bezieht. Seine Unselbständigkeit verschafft ihm aber die Anerkennung der maßgebenden Presse, deren er zu seiner ‚Karriere' bedarf. Er vermeidet alles, was ihm ihr Mißfallen zuziehen könnte, und richtet sich in seinem Tun und Reden nach dem Gebaren der presseberühmten modernen Kunstschriftsteller. Sie sind sein seelenverwandtes Muster und nur, wenn man sie kennt, versteht man ihn ganz. ...

„Die Spielerei mit Theorien und das Auch-Künstler-sein-wollen sind der Nährboden für das unerträgliche Phrasengewirr, das die Druckerzeugnisse überwuchert. Würde der Schriftsteller mit einfachen Worten sagen, was er auszudrücken vermag, so wäre sofort seine geistige Armut enthüllt, und es würde zutage treten, daß er eine klare Kenntnis der Dinge, über die er redet, nicht besitzt. Die geschraubte Redeweise wird allmählich zum natürlichen Ausdrucksmittel, und die Sucht zu blenden führt dazu, sich gegenseitig in geistreich sein wollendem Wortgeklingel zu übertreffen. Aus jeder Zeile sieht die Selbstgefälligkeit des schreibseligen Literaten heraus. Ein solcher Schriftsteller wird neidvoll zu dem hervorragendsten Erfinder kunstgeschichtlicher Wahngebäude emporblicken. Fraglos ist das der ‚berühmte' Meier-Graefe. ... Kaum hatte Meier-Graefe bewiesen, daß Böcklin ein künstlerisch wertloser Trottel war, so brachte er es fertig, Hans von Marées, also doch auch einen Maler-Dichter, für die bedeutendste malende Urkraft Deutschlands auszugeben. Dann, sobald der Impressionismus langsam seinem Widerspiel, dem Expressionismus, Platz machen mußte, wurde Velasquez, das Vorbild der Impressionisten, in den Abgrund gestoßen und der überspannte ‚Expressionist' Greco in den Himmel gehoben. Die letzte Gabe, die uns Meier-Graefe bescherte, war die ‚Entdeckung' von Delacroix, den er zum ersten Maler des neunzehnten Jahrhunderts ernannte. Die Zeit des Impressionismus war vorüber, und es durften daher auch die Maler, denen die Technik nur dazu diente, den Gestalten ihrer Vorstellung stürmischen Ausdruck zu verleihen, wieder auf dem Kunsttheater erscheinen. Und immer ist der zuletzt Gelobte der allein Großartige. Man glaubt, in Meier-Graefe einen jener Ausrufer vor sich zu haben, die gewohnt sind, ihre Vorführungen als alles Dagewesene übertreffend anzupreisen."

Dieser Sorte von Kunstschriftstellern entspricht durchaus der moderne Kunsthändler, ihm wird sogar die eigentliche Vaterschaft gebühren. Der Kunsthandel ist eines der aussichtsreichsten Gewerbe geworden. „Die Zahl der Abnehmer hat sich — unter anderm durch die Errichtung der städtischen auf Neuerwerb angewiesenen Kunsthallen — sehr vergrößert, und die Personen, deren Urteil für den Einkauf ausschlaggebend ist, unterliegen willenskräftigen Einflüssen. Es ist also bei entsprechendem Vorgehen für den Händler nicht schwer, gerade

die Kunstware loszuschlagen, an der er das meiste verdient. Die kräftigsten Anstrengungen entfalten jene Händler, die sich zu internationalen Ringen zusammengetan haben. Sie und die ihnen Nahestehenden sind es, die heute bestimmen, was gekauft werden soll. ... Es genügt dem Händler nicht, daß eine gewisse Presse immer zu seiner Verfügung steht und niemals vor seinen Geschäftsgebräuchen warnt. Er gründet eigene Zeitschriften, die unter dem Schein sachlicher Berichterstattung seinen Absichten dienen. Kunstschriftsteller verfassen für ihn Aufsätze, Lebensbeschreibungen und Kunstgeschichten, die nur Anpreisungen dessen sind, was auf dem Kunstmarkt zu haben ist. Der Unerfahrene liest dann begeisterte Kunstberichte und erkennt nicht, daß er das von Profitgier eingegebene Reklamegeschrei eines Händlers genießt. ... Am meisten gewinnbringend wurde es aber mit der Zeit, von Kunstschriftstellern entdeckte oder angeblich nicht genügend gewürdigte Größen des Auslandes einzuführen. Man kann deren Werke für billiges Geld ankaufen, weil sie in ihrem Heimatland nicht geschätzt werden, und empfiehlt sie dem Inland als unerreichte Meisterwerke. Maler, deren Unfähigkeit nicht wegzuleugnen war, sind ‚Genies ohne Talent', und unbedeutende oder aus der Jugendzeit von Künstlern herrührende Arbeiten werden zu ‚grandiosen' Schöpfungen aufgebläht. Diese kaufmännische Anpreisung ist eine sicher wirkende Falle für die genugsam gerügte Ausländerei der Deutschen. Ihr konnte man aufs profitkräftigste frönen, nachdem Meier-Graefe unwiderleglich bewiesen hatte, daß die geachteten einheimischen Meister gegenüber den Franzosen überhaupt nicht zählten. Je nach dem Stand der ‚Kunstwissenschaft' waren ältere und neuere Ausländer in beliebiger Zahl zur Verfügung. Sowie z. B. das Buch von Meier-Graefe über Delacroix erschienen war, tauchte eine Masse kleinerer Werke dieses Künstlers, den man nur in Paris kennenlernen kann, im Kunsthandel auf."

„Die Museumsleiter scheuen sich nicht, einzelne Kunstwerke aus Händlerbesitz oder ganze Sammlungen der ‚Amateure' in ihren Galerien solange unterzubringen, bis die Presse und die Bearbeitung einflußreicher Personen einen Ankauf erzwungen haben. Bekannte Galeriedirektoren halten Vorträge im ‚Salon' des Kunsthändlers und enthüllen dadurch den engen Zusammenhang zwischen der Kunstpflege, wie sie von ihnen verstanden wird, und dem Händlertum." ...

Am Beispiel der Mannheimer Kunsthalle weist dann Graß nach, wie dieses ganze Treiben auch an kleineren Orten gewirkt hat. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß als Mittelpunkt der Mannheimer Galerie Manets großes für 90000 ℳ gekauftes Bild „Die Erschießung Kaiser Maximilians von Mexiko" dasteht, eine der charakterlosesten und als Ganzes wertlosesten Arbeiten des Franzosen, trotzdem Max Liebermann prophezeit hat, es würden um dieses Bildes willen alle Kunstverständigen nach Mannheim wallfahrten.

Diese Zustände unseres Kunstlebens waren auch vor dem Kriege nicht unbekannt. Die furchtbare Verbitterung in weiten Künstlerkreisen wurde noch gesteigert durch die Ohnmacht gegen die Geschlossenheit der Kunsthändler und der machthabenden Kritik. Wer sich gegen diese Machtgruppen aufzulehnen wagte, wurde mit Hohn und Spott verfolgt. Ein vorzügliches Beispiel dieser Einschüchterungspolitik gibt die Geschichte des vielberufenen, von dem Maler Vinnen angeregten „Künstlerprotestes". Es ist natürlich für die Künstler schwer, sich der ihnen ungewohnten Waffe der Presse zu bedienen. Aber damit, daß sie die Hände in den Schoß legen, ist nichts getan, und auch mit dem Schimpfen auf die Juden wird nichts geholfen. Mit dem Hinweis auf die Juden bleibt man hier noch früher stecken, als auf anderen Gebieten. Gewiß sind die meisten Kunsthändler Juden, die auch einen ganz unverhältnismäßig großen Anteil an der journalistischen Kritik haben. Aber rein dem Glaubensbekenntnis nach sind unter den Vertretern dieser Ausländerei sehr viele Nichtjuden. Auch der oben mehrfach erwähnte Meier-Graefe ist, wie er in einem Schreiben an unsere Redaktion betont hat, das wir ihm hiermit auch öffentlich bestätigen, nicht Jude, stammt nicht von Juden ab und wird „eine Wiederholung solcher verkehrten Behauptung über ihn und seine Familie als Be-

Digitized by Google

leidigung ansehen". So einfach liegt also hier die Sache nicht, wenn wir auch fest überzeugt sind, daß ein ausgeprägtes Deutschempfinden durch diesen ganzen Kunstbetrieb angewidert wird, und ein starkes Deutschbewußtsein seine Bekämpfung als Pflicht gegen die Kunst und gegen unser Volk ansehen muß.

In wie hohem Maße das der Fall ist, zeigten die ersten Monate dieses Krieges. Auf keinem anderen Gebiete unseres geistigen Lebens sprang so die zuversichtliche Hoffnung auf, daß durch den Krieg ein Wandel herbeigeführt werden müsse. In zahllosen Aufsätzen und vielen Broschüren ist das Thema „Krieg und Kunst" gerade nach dieser Richtung hin abgehandelt worden. Wir haben im Türmer auf einige dieser Schriften hingewiesen (2. Augustheft [22] 1915, S. 706: „Der Krieg und die deutsche bildende Kunst." [Eine Auseinandersetzung mit Zeitstimmen.] und in diesem Zusammenhange und an anderen Stellen betont, daß so von selbst die erhoffte Besserung nicht eintreten würde. Ist es doch klar, daß die jetzigen Machthaber alles anwenden werden, um das Heft in der Hand zu behalten; sie brauchen ihren Charakter ja gar nicht zu ändern, um auch der neuen „Kombination" gewachsen zu sein. Auch Graß gibt sich da keiner Täuschung hin. „Von Dr. Wichert, dem Leiter der Mannheimer Kunsthalle, der sich im Hinaufloben der Kunst des Auslands nicht genugtun konnte, ist in der Presse eine Schrift angekündigt: ‚Die formenden Kräfte des neuen Deutschlands.' Er gerade hält sich also für berufen, die Deutschen über die formenden Kräfte ihres Vaterlandes aufzuklären. Ja, die bisher für Franzosenkunst schwärmenden Künstler, Kunstschreiber und Kunsthändler sind bei Beginn des Kriegs plötzlich überaus deutsch geworden. Auch von Max Liebermann hätte wohl niemand vermutet, daß er seine Kunst einmal in den Dienst vaterländischer Regungen stellen werde. Heute zeichnet er Steindrucke, unter die er Aussprüche des Kaisers setzt. Natürlich ist das kein ‚patriotischer Kitsch', sondern es sind große, endlich einzig-richtig-deutsche Kunstwerke. Meier-Graefe hat uns und das Ausland seinerzeit belehrt, daß es eine deutsche Kunst nicht gebe. Heil ihm! jetzt schenkt er sie uns — durch dröhnende Worte: ‚Wir sind andere seit gestern. Was uns fehlte, der Inhalt, das, Brüder, gibt uns die Zeit. Aus Feuerschlünden, aus Not und Blut, aus Liebe und heiligem Haß wird uns Erlebnis.'

„Auch der internationale Kunsthändler wird sein bisheriges Verfahren mit bewährten oder neuen Weisen fortsetzen, seine ausländische Ware hervorholen und zum Verkaufe stellen. Er kann sich dann auf den Kunstgelehrten Heinrich Wölfflin (Schweizer) in München berufen, der in einem Kriegsvortrag erklärt hat: „Die Berührung mit dem Fremden habe sich stets von größter Fruchtbarkeit erwiesen, und der deutsche Künstler habe es immer verstanden, die fremden Elemente mit den heimatlichen zu mischen und so ein neues, eigenes Gebilde zu schaffen." An die Worte Wölfflins wird sich der Händler nach dem Krieg halten und seine ‚fremden Elemente' mit dem Hinweis anpreisen, daß durch die Auslandskunst die deutsche Künstlerschaft außerordentlich befruchtet werde. ...

„Die Diener des Auslands beginnen denn auch jetzt schon, nachdem sich ihr Deutschtum genügend betätigt hat, das Anpreisen der französischen Werke fortzusetzen. Es geschieht versteckt und offen. Man liebt es dabei, der deutschen Kunst Fußtritte zu versetzen, indem z. B. so nebenhin bemerkt wird, daß das deutsche Volk auch während des Kriegs die Franzosen mehr schätze, als seine eigenen ‚Berühmtheiten'. Für den Maler Cézanne wird aufdringlich weiter geschwärmt, denn Deutschland allein ist der Boden, der für den Absatz seiner Werke geeignet ist. ... Man versteht sogar, der Empfehlung der französischen Kunst ein schwarzweißrotes Mäntelchen umzuhängen. Die Tatsache, daß die meisten Franzosen von der durch unsere Galeriedirektoren begeistert aufgenommenen Kunst nichts wissen wollen, wurde vor dem Krieg verschwiegen, um die Einfuhr der französischen Werke nicht ungünstig zu beeinflussen; Frankreich war das gefeierte moderne Kunst- und Kulturland. Jetzt holt man jene Tatsache hervor und behauptet mit erhobener Brust: es ergebe sich hieraus, daß das welke Frankreich erledigt sei; wie groß und stark stehe dagegen Deutschland da, das jene Kunst immer

Digitized by Google

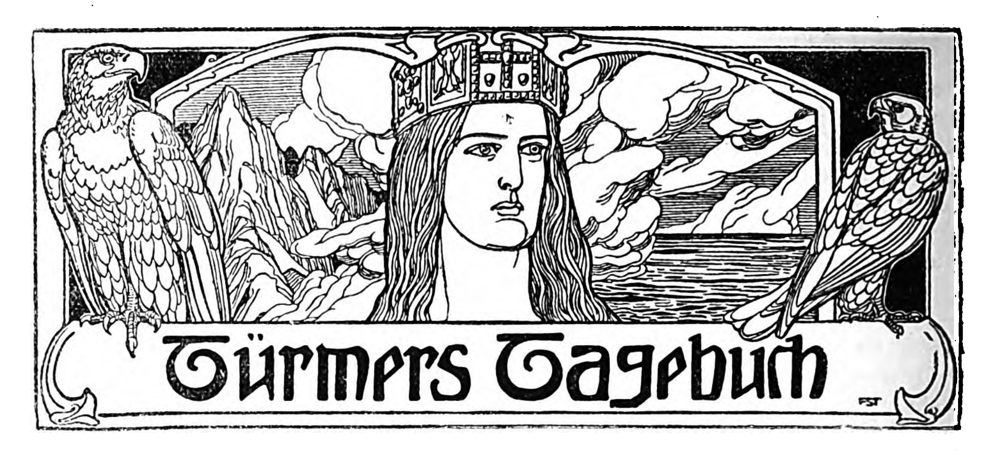
gewürdigt habe und würdigen werde. Und während man vor dem Krieg wegwerfend rief: ‚Ihr Deutschen seid ein kulturloses Volk, nur Frankreich und die französische Kunst kann euch retten‘, heißt es jetzt: ‚Ihr seid ein Kulturvolk ersten Ranges, ihr könnt alles, ihr könnt auch ausländische Anregungen tadellos aufnehmen, also herein mit der Auslandskunst, sie kann euch nur nützen.‘ Gleichzeitig wird aber, wie vor dem Krieg, die ältere deutsche und die Münchner Kunst herabgesetzt und für eine Art ‚Niveau-Kunst‘ erklärt, die nicht wert sei, daß sich der geistreiche Kunsthistoriker mit ihr abgebe. Wer anderer Ansicht ist, kommt in den Verdacht des ‚Chauvinismus‘. ...

„Die Presse, die wir im Auge haben, redet zwar jetzt gerne von ‚deutscher Schlichtheit‘ und läßt ab und zu betonen, daß auch nach ihrer Meinung nicht alles Heil in Paris zu finden sei. Kräftige Mahnrufe aber an das deutsche Volk oder Warnungen vor den Kniffen des Kunsthandels lehnt sie unter Hinweis auf den ‚Burgfrieden‘ ab; verschleiertes Lob auf deutschfeindliche Händlerabsichten und die entrüsteten Worte, welche Freunde Meier-Graefes wider seine Gegner geschleudert haben, nimmt sie ohne Bedenken auf. Dieser ‚Protest‘, der unter Verdrehung offenkundiger Tatsachen sich erdreistet, mit Meier-Graefes ‚vaterländischer Gesinnung‘ zu prunken und unbestechliche Kunstfreunde als würdelose Deutsche hinzustellen, wird die Presse in der Gewißheit bestärkt haben, daß auch nach dem Krieg die vielseitig-schwachen Talente frohlocken, für die schon das Wort Charakter einen chauvinistischen Klang hat.“

Vom Standpunkt der Ewigkeit aus braucht einem, so schwer den deutschen Künstlern das Leben durch diese Verhältnisse gemacht wird, um die deutsche Kunst natürlich nicht bange zu sein. Trotzdem sind wir verpflichtet, mit allen Mitteln gegen diese Zustände anzukämpfen. Nicht nur, daß das in Deutschland für künstlerische Zwecke vorhandene Kapital in undeutscher, wo nicht gar deutschfeindlicher Richtung verwendet wird, unser Volk wird in ein ganz falsches Verhältnis zur Kunst hineingetrieben, und zwar um so mehr, je eifriger die sogenannte Kunsterziehung jetzt gehandhabt wird. Denn da unser Volksempfinden sich im innersten Wesen gegen diese modische Kunst auflehnt, von ihr nichts bekommt, wenden sich die Deutschempfindenden entweder ganz von der Kunst ab, oder sie verfallen, um nicht „ungebildet“ zu erscheinen, einer Kunstheuchelei. Auch Graß erkennt, daß es nicht bei der bisherigen schweigenden Duldung dieser Verhältnisse bleiben darf.

„Solange nicht der Staat — und zwar schon durch die Schule — in den Kampf eintritt, muß versucht werden, im Wege der Selbsthilfe eine Änderung herbeizuführen. Es müssen sich alle zusammenschließen, die eine geschäftliche Kunstpflege verabscheuen und das Volk befähigen möchten, die Künstler am höchsten zu schätzen, welche echtes Empfinden mit gestaltendem Können vereinen. Den Kunsthändlerverbänden und ihren bewußten und unbewußten Helfern muß eine andere Vereinigung entgegengesetzt werden, die nur den einen Zweck kennt: Einführung in das Leben künstlerischer Werke ohne jede Nebenabsicht. Diejenigen, die mit uns einig sind, müssen durch planmäßige Arbeit in den einzelnen Städten dem Bürger zeigen, daß auf jener Seite nicht seine wahren Freunde stehen. Wir müssen es zu einer unpolitischen Parteiforderung machen, daß die öffentliche Kunstpflege nicht von Personen geleitet wird, die sie nach dem Krieg, etwa gar gestützt auf ‚patriotische Verdienste‘, als Muster- und Vertriebsstätte ästhetischer Neuheiten auszubauen gedenken. An ihrer Stelle sind Männer zu wählen, die aufmerksam machen auf alle großen und tüchtigen Werke der Kunst, gleichgültig, wo und wann sie geschaffen wurden. Sie dürfen aber nicht vergessen, daß sie das deutsche Volk vor sich haben, das Anspruch darauf hat, in die Welt der aus ihm entsprossenen Künstler besonders liebevoll eingeführt zu werden. Wenn wir dies Bestreben in die Tat umsetzen, wird sich erweisen, ob das deutsche Volk gewillt ist, auch fernerhin seine Belehrung geschäftstüchtigen Modehäusern und ihren kunst‚wissenschaftlichen‘ Sendlingen anzuvertrauen, oder ob es sich künstlerisch bilden will durch vorurteilslose Versenkung in die Ausdruckskraft der hohen Meister aller Zeiten.“ St.

Digitized by Google



Der Krieg

„Der Befehl unserer Regierung: U-Boote heraus! ist von der Bergarbeiterschaft, mit der ich als Aufsichtsbeamter täglich Umgang habe, mit hellem Jubel aufgenommen worden. Man sagt mir, das war das Vernünftigste, was die Regierung machen konnte.“ So schreibt ein Bergarbeiter an den fortschrittlichen Abgeordneten Gottfried Traub, der dazu in der „Hilfe“ bemerkt:

„Was solchen Widerhall in schwer arbeitender Bevölkerung erweckt, muß richtig sein. Der Volksinstinkt hat ebenso sein Recht, wie die gelehrten Einzelüberlegungen. So begrüßen wir die neue Wendung mit stolzem Ernst. Wir wissen, was alles kommen kann. Das Große aber wirkt, daß man mit einem Volk, das alles wagt, alles gewinnen kann. Mit einer Masse, welche von dem Grundsatz lebt: ‚Es geht auch so‘, erkämpft man keine Weltentscheidungen. Die Gefahren sehen und ihnen trotzen, das verlangt der Krieg. Es klingt lächerlich, aber es gab immer noch Menschen, die das Wort ‚Krieg‘ in seinem unheimlichen Entscheidungsernst noch nicht erschöpften. Der Krieg ist ihnen ‚schrecklich‘ oder ‚gräßlich‘, er gilt ihnen als ‚unvermeidlich‘ oder als ‚möglich‘, von den schlimmen Geistern der Ehrsucht und Gewinngier zu schweigen, die sich an dem Krieg nähren wie Hyänen am Aas, — aber daß Entwicklungsknoten im Leben des Volkes kommen, die eine Entscheidung auf Geschlechter hinaus bringen, bleibt ihnen verschlossen. Sie wollen verdienen, aber sich nicht verdient machen. Sie wollen sich an der Geschichte wärmen, aber das Feuer der Geschichte nicht in ihren Seelen brennen lassen. Sie überlassen die Verantwortung lieber den anderen und wollen zwar gern die Siege teilen, aber nicht die Gefahren. Weg mit solchen! Das war. Jetzt schlägt die Entscheidungsstunde unseres Volkes. Das ist ähnlich, wie wenn die Mitternachtsstunde langsam und feierlich ein neues Jahr ankündet. Wem es da nicht kalt und heiß über den Rücken laufen kann, voll Ernst und voll Jubel, der ist kein schaffender Mensch. Das Schicksal hat kalte Augen und sieht geradlinig. Man muß ihm ins Gesicht sehen können; dann wird man stark. Wer nie mit einem Mächtigen gerungen hat, weiß nichts von seinem Griff. Aus Büchern oder Zah-

Digitized by Google

len lernt sich so etwas nicht. Ringen muß man, vor den Abgrund muß man sich stellen lassen können, um dann zu wollen und bis zum letzten alles dranzusetzen. Des Krieges letztes Gesicht enthüllt sich uns. Das ist die Bedeutung dieser letzten Wochen, die so entscheidungsschwanger über unserem Volke lagen. Nicht aus dem Geist der Verzweiflung heraus betraten wir diese neuen Wege. Wer den Krieg beenden will, handelt nicht aus Verzweiflung, sondern aus Anstand. Wo die Kriegsverlängerer sitzen, weiß heute jedes Kind. So liegt unsere Zukunft auf der See. Die Meere lieben den Kühnen. Um ihre Liebe werben wir.

Wir sind still und ruhig. Die Welt brandet; desto unbeweglicher sei unsere Seele. Jetzt, wo wir unsere volle Pflicht erfüllen und um unserer Zukunft willen alles aufs Spiel setzen, sind wir dem Letzten, dem Unmittelbaren so nah, daß wir, in seinem Schoß geborgen, zuversichtlich unserer Zukunft warten. Diese Ruhe macht nicht lässig. Sie ist die gesammelte Kraft, die nach einem einzigen Punkt hin strömt und von einem einzigen Anker gehalten wird. Gott will es, so wolle auch du, meine Seele! Das ist der einfache Ring, in dem sich Wollen und Vollbringen, Recht und Gewalt schließen. So fahrt und siegt, so zeigt, daß ihr wahr geredet, ihr Tapfersten der Schiffe! Es wird euch gelingen, und wir danken euch für eure Höllenarbeit in Nervenangst und Ungewitter; ihr wollt dem deutschen Volk blauen Himmel bringen. Wir vergessen's euch nicht!"

* * *

Wie ein Aufatmen ging es durch Volk und Heer, aber niemand hat diesen Entschluß leicht genommen, niemand die Gefahren geringgeschätzt, die er bringen kann. Sie sind, wie auch Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung" darlegt, heute mit ganz anderem Maße zu messen, als vor zwei Jahren. „Seitdem zuerst die U-Boots-Waffe in der Form, in der sie jetzt angewendet werden soll, in den Krieg eingeführt wurde, hat England seine Abwehrmaßregeln dagegen mit vielen Erfahrungen sehr steigern können. Heute hat der U-Boot-Krieg mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen, als vor zwei Jahren. Die Erfolge werden vielleicht teuer erkauft werden müssen, weil Minen, U-Boot-Netze und bewaffnete Handelsdampfer Englands wie Frankreichs (auch dieses hat die Bewaffnung der Handelsdampfer nach englischer Vorschrift angeordnet, ebenso wie Japan) unseren U-Booten schwere Gefahren bringen können. Sie werden demgegenüber ihre Pflicht bis aufs äußerste tun. Denn nun rückt die Stunde heran, in der sich die Schöpfung Kaiser Wilhelms II., die deutsche Flotte, im Lebenskampf ihrer Nation ganz bewähren soll ...

Präsident Wilson behauptet, daß Deutschland seine Zusage in der Note vom 4. Mai 1916 breche, und Amerika daher nicht anders könne, als den Weg einschlagen, den es in der Note vom 8. April 1916 ankündigte. Das stellt indes die Sachlage unrichtig dar. Deutschland hatte in jener Note vom 4. Mai ein ‚äußerstes Zugeständnis' gemacht, nämlich für den U-Boot-Krieg die völkerrechtlichen Grundsätze auch innerhalb der Seekriegszone anerkannt. Dabei ging es von der ‚Erwartung' aus, daß diese Nachgiebigkeit die Vereinigten Staaten veranlassen werde, auch England zur Beobachtung des Völkerrechts anzuhalten: ‚sollten die Schritte der Regierung der Vereinigten Staaten nicht zu den gewollten Erfolgen

führen, so würde sich die deutsche Regierung einer neuen Sachlage gegenüber sehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschließung vorbehalten muß'. Seitdem sind ¾ Jahre verflossen. Die Vereinigten Staaten haben in dieser Zeit nicht das geringste Ernsthafte getan, um England zur Einhaltung des Völkerrechts zu veranlassen. Sie haben sich sogar offenkundige Verletzungen des Völkerrechts, die sie selbst trafen, von England gefallen lassen. Mit Rücksicht vor allem auf die Vereinigten Staaten hat Deutschland dreiviertel Jahre lang einen U-Boot-Krieg in den Grenzen jener Note geführt, die ihn zwar nicht unwirksam machten, seine Wirkung aber ungemein erschwerten und den Feinden Zeit gaben, sich immer mehr auf diesen Krieg einzurichten. Gerade am 4. Februar 1915 wurde der Kriegsgedanke von Deutschland verkündigt, der jetzt durchgeführt werden soll: die Sperre eines bestimmten Gebietes für jegliche Seefahrt durch das neue Mittel des Seekrieges, das U-Boot. Zwei volle Jahre haben wir die unbestreitbare Überlegenheit, die wir in dieser Waffe besaßen, nicht voll ausgenutzt, und niemand auf der Welt wird sagen dürfen, daß Deutschland nicht alles versucht habe, um berechtigte Forderungen der Menschlichkeit zu erfüllen. Die Worte von der deutschen Piratenkriegführung zur See, die die angelsächsische Presse in England wie in den Vereinigten Staaten braucht, sind darum freche und verlogene Phrasen. Nunmehr hat die deutsche Politik durch ihren Entschluß den Präsidenten Wilson vor eine Entscheidung gestellt, die er von sich aus vermutlich noch lange nicht getroffen hätte. Den Vereinigten Staaten war dieses Verhältnis, das immer hart an der Schwelle des Krieges sich hinbewegte, dies Verhältnis verhüllter Feindschaft und scheinbarer Neutralität angenehm und vorteilhaft. Uns wäre es auf die Dauer hochgefährlich, ja tödlich geworden — darum hat rückhaltlose Entschlossenheit von unserer Seite im letzten Augenblick den Knoten durchhauen.

Für jeden, der die deutsch-amerikanischen Beziehungen während dieses Krieges unvoreingenommen verfolgte, wurde zweierlei immer klarer. Einmal, daß maßgebende Kreise der Vereinigten Staaten heute der Meinung sind, vor dem englischen Imperialismus keine Sorge mehr haben zu brauchen, wohl aber Deutschland nach dem Kriege wirtschaftlich als den stärkeren der beiden Konkurrenten einschätzen zu müssen. In den Dienst dieser Anschauung hat Wilson seine Politik gestellt ... Darum gestatteten die Vereinigten Staaten England seine Seekriegführung und fielen uns fortwährend in den Arm, wenn wir unsere Mittel zur See gebrauchen wollten. Sodann: diese Verschiebung des wirtschaftlichen Standpunktes wurde durch die in der politischen Stellung ergänzt. Wir haben seit Kriegsbeginn sorgsam verfolgt, wie die Dinge unaufhaltsam zu einer Stellungnahme der Vereinigten Staaten auf der Seite Englands geführt haben, von der sich die Union unter keinen Umständen abdrängen lassen wollte. Was sich in den Jahren zwischen 1901 und 1914 langsam vorbereitete, ist unter dem Druck des Krieges aufs rascheste zum Ende gekommen. Es ist möglich, daß die Vereinigten Staaten mit England nicht durch ein festes Bündnis verknüpft sind, obwohl dafür gewisse Anzeichen vorliegen, aber tatsächlich sind sie heute seine Verbündeten, wie sie es bisher im Kriege schon waren

Digitized by Google

und wie sie es nach diesem Kriege auch bleiben werden. Die weltpolitische Konstellation, deren Heraufziehen wir seit langem als unausbleiblich betrachteten, wird nun durch den Entschluß Nordamerikas rasch abgeschlossen.

Die Folgen einer feindseligen Stellung der Vereinigten Staaten zu uns sollen weder unterschätzt noch überschätzt werden. Wir lassen uns in ihre Einzelerörterung heute nicht ein. Eines aber sagt uns diese Entscheidung der Vereinigten Staaten mit aller Bestimmtheit, daß nun die Entscheidungen in dieser letzten Phase des Weltkrieges für uns schnell fallen müssen. Wir haben bisher die Erfahrung gemacht, daß sich auch Länder und Völker an den Krieg anpaßten, von denen wir es nicht annahmen, wenn die Zeit dazu ausreichte, und daß Transportschwierigkeiten und dergleichen überwunden wurden, die man für unübersteiglich hielt, wenn die Zeit gelassen wurde. In dem Zeitraum, in dem wir nach den Worten des Reichskanzlers durch den rücksichtslosen U-Boot-Krieg unsere Feinde auf das schwerste schädigen können, können uns die Vereinigten Staaten, auch wenn sie uns den Krieg erklären, keinesfalls ernsthaft schaden. Aber immer sollen wir uns den Ernst der Lage vor Augen halten, daß uns eine gemessene Zeit zur Verfügung steht und in jeglicher, namentlich auch politischer Entscheidung der nächsten Monate Zögern und Unfähigkeit zum Entschluß verhängnisvoll werden kann ...

Die Rede, in der Lloyd George auf unseren Entschluß geantwortet hat, bekräftigt nur, was wir wissen, daß zwischen ihm und uns eine Verständigung nicht anders möglich ist, als durch Gewalt. Die Erfahrungen des Feldzuges haben gezeigt, daß England außerhalb Europas an zweifellos sehr verwundbaren Stellen, die es hat, also in Ägypten und Indien, nicht getroffen werden konnte. Damit ist kein Urteil über die absolute Möglichkeit dieser Angriffspläne gefällt. Nur unter den besonderen Verhältnissen dieses Krieges sind sie nicht durchführbar gewesen. Dafür sucht Deutschland den Gegner am Nerv seines Lebens zu treffen ...

Die eigentlichen Reichsprobleme, über die vielerlei gesagt werden könnte, bieten im Augenblick doch nur akademisches Interesse. Weder die Ablehnung der allgemeinen Wehrpflicht in Australien (29. Oktober 1916) noch die unbequemen Forderungen und Nachrichten aus Indien fallen ins Gewicht geegnüber der Tatsache, daß England seines Kolonialreiches sicher ist. Weder die Weißen der Kolonien noch die Eingeborenen haben versagt; die englische Kolonialpolitik hat sich glänzend bewährt. Lloyd George ist auch daran, die Leistungen der Kolonien noch stärker heranzuziehen als bisher, und bereit, ihnen dafür Zugeständnisse zu machen. In jener Rede hat er versichert, daß über die deutschen Kolonien kein Entschluß nach dem Kriege gefaßt werden könne, ohne die Dominions zu befragen, und auf der Reichskonferenz Ende dieses Monats soll im Feuer der Kriegsbegeisterung eine festere Form des Weltreiches geschmiedet werden. Gewiß erscheint England auf dieser Konferenz als Bittender vor seinen Kolonien. Aber das Mutterland stellt sich heute den Kolonien gegenüber genau so wie gegenüber den Vereinigten Staaten: lieber eine Stufe von der Überlegenheit des Mutterlandes heruntersteigen, lieber die Kolonien als gleichberechtigt

Digitized by Google

ansehen und die Vereinigten Staaten als die überlegenere Tochter, als die Niederlage im Kampf gegen Deutschland. Anders mag durch den Krieg die Gestaltung dieses angelsächsischen Bundes werden, als die Imperialisten der achtziger und neunziger Jahre, als namentlich Joseph Chamberlain das dachte, aber gefördert wird er durch diesen Krieg mächtig.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht, wie die englischen Blätter ihn schon nennen, der Lordprotektor Lloyd George, hinter sich die Imperialisten, die Handels- und Industriekreise und die Arbeiterschaft. In dem Wehrgesetz, das er immer weiter anspannt, hat er die Waffe zu Land; daß die Hochseeflotte jetzt, wo die Dinge den letzten Entscheidungen entgegengehen, ungenutzt bleibe, wird niemand glauben. Auch der Gegensatz zwischen ‚westlicher' und ‚östlicher' Schule in der Kriegführung ist wohl überwunden. Es scheint doch so, als werde statt auf der Balkanhalbinsel die Entscheidung von England jetzt ausschließlich im Westen gesucht. Der alte, ganz auf Macht gestellte Staatswille, der die englischen Geschicke seit Jahrhunderten einseitig bestimmte und vorantrieb, ist das innerste Motiv auch dieses Kampfes, für den England nun, von Monat zu Monat weiter getrieben, auch das Äußerste einsetzt.

Frankreichs ist es absolut sicher, Italiens wohl desgleichen. Aus Rußland kommen keine Nachrichten, aber daß der englisch-russische Bund Risse und Sprünge zeigt, wird man in England selbst nicht leugnen. Die ‚Pall Mall Gazette' hat es Ende Januar selbst ausgeplaudert, daß man mit dem Ausscheiden Rußlands aus der Entente rechnen müsse. Japan hält sich zurück aus Gründen, die nicht erwähnt zu werden brauchen. Die anderen, Portugal, die Balkanstaaten, sind Trabanten für das Kabinett von St. James, die man benutzt und die man rücksichtslos opfert. Wie weit die Entscheidung Amerikas eine Verstärkung des englischen Bundes im einzelnen bedeutet, haben die nächsten Wochen zu zeigen.

Ist so die internationale Stellung Englands keineswegs so sicher, wie die englische Politik wünschte, so kann sie darauf hinweisen, daß sie Pfänder und Erfolge in der Hand hat. Zwar ist sie durch den Verkauf Dänisch-Westindiens in ihrer westindischen Stellung schwer getroffen und im fernen Osten, sowohl in der Südsee wie in Ostasien, herausgedrängt. Aber sie hat den Süden von Mesopotamien mit dem Mündungsgebiet der Zweiströme in der Hand, hat das Hedschas zum selbständigen, d. h. von ihm abhängigen Staat (Oktober 1916) proklamieren können und Ägypten zu seiner Kolonie gemacht. Sie hat den größten Teil der deutschen Kolonien in Afrika erobert, die dauernd festhalten zu wollen der Kolonialminister Long offiziell als Englands Programm erklärt hat, und sich durch ein im einzelnen nicht klares Geschäft auch vom Kongostaat — gegen Belgien und gegen Frankreich — so viel, als sie selbst wünscht, gesichert. Hier liegen ihre nächsten praktischen Kriegsziele: das afrikanische Reich von Kairo nach Kapstadt, das Ägypten, den Sudan, Uganda, Britisch- und Deutsch-Ostafrika und ganz Südafrika umfaßt, und die Verbindung von Ägypten und Indien zu Lande wie die Herrschaft über den Persischen Golf und den Indischen Ozean. Von dieser territorialen Basis, von einer so erweiterten und gefestigten Weltstellung aus wird die endgültige Niederhaltung Deutsch-

Digitized by Google

lands als wirtschaftlichen und politischen Konkurrenten erstrebt. Und indem England die Vernichtung und Zerstückelung Österreich-Ungarns und der Türkei proklamierte, um dadurch Deutschland tödlich zu treffen, will es den Bund mit Rußland dauernd machen, das Deutschland angriff, um Österreich und die Türkei für seinen Machtehrgeiz zu zertrümmern. Über all dem aber flattert die Fahne: Bekämpfung des preußischen Militarismus — das menschenfreundliche Schlagwort, an dem es Englands Staatsmännern nie fehlt, wenn sie die Rechnung ihrer Handelspolitik verdecken wollen!

In einem großartigen Bilde spricht Leopold von Ranke von der englischen Weltmacht nach der Niederwerfung Ludwigs XIV.: ‚Es war, als träte der Strom der englischen Nationalkraft nun erst aus den Gebirgen, zwischen denen er sich bisher zwar tief und voll, aber eng ein Bett gewühlt, in die Ebene hervor, um sie in stolzer Majestät zu beherrschen, Schiffe zu tragen und Weltstädte an den Ufern gründen zu sehen.‘ Über die Zeit genau zwei Jahrhunderte später hat ein französischer Schriftsteller, Victor Bérard, zu einer Zeit, als Frankreich noch nicht der Vasall Englands war (1901), gesagt: ‚Die beschädigte britannische Weltherrschaft kann ihre Risse wieder zunähen, und für einen Augenblick macht in ihrem ausgebesserten Kaisermantel Britannia noch eine große Figur. Aber die Menschheit hat kein Vertrauen mehr zu ihr. Sie wendet sich von dieser gefallenen Größe ab. Beim Klang der Kanonen und Fanfaren kann das Deutschland Kants, Bismarcks und Wagners, das verstandesstarke, mächtige und schöpferische Deutschland die Morgenröte des Jahrhunderts grüßen, das beginnt.‘ Wir zitieren die Worte eines Feindes, die uns sagen, wo wir stehen, und worum es jetzt für uns geht im Kampfe mit diesem englischen Weltreich, dessen Schwächen wir nicht verkennen, dessen Kraft und Zähigkeit wir noch viel weniger gering einschätzen.“

Die „Tägl. Rundschau“ erinnert daran, was — damals! — die hervorragenden Vertreter des amerikanischen Landes und Volkes öffentlich vor aller Welt zu den Ohren und zum Gewissen der Herren Wilson und Lansing geführt haben. „Es waren gerade die ansehnlichsten Parteifreunde Herrn Wilsons, die seinerzeit im Senat, der vornehmsten Vertretung und Körperschaft des politischen Amerika, aufs rücksichtsloseste dargetan haben, daß Herr Wilson in seinen Auseinandersetzungen mit Deutschland über den U-Boot-Krieg die Begriffe von Recht und Unrecht einfach auf den Kopf stelle. Ein früherer Parteifreund Herrn Wilsons, der demokratische Senator Gore, war es, der im Senat ein Gesetz vorschlug, daß jeder Amerikaner, der einen Reisepaß zu erlangen wünscht, sich eidlich verpflichten muß, nicht auf dem Schiffe einer Nation zu reisen, die sich im Kriege befindet; wer dem zuwiderhandelt, soll des Hochverrats schuldig sein und mit Zuchthausstrafe ... belegt werden; niemand, der in solchen Zeiten auf dem Schiffe einer kriegführenden Nation reist, kann den Schutz der Regierung beanspruchen‘. Und der Senator Stones verlas zum Ausdruck seiner Auffassung von der Sache im Senat einen Leitartikel der ‚Washington Post‘, der die Amerikaner beschwor, nicht durch Benutzung von Schiffen kriegführender Nationen ihr eigenes Land in Gefahr zu stürzen: ‚Ein Amerikaner, der ... auf seinem Recht besteht, die Schiffe einer kriegführenden

Digitized by Google

Nation zu benutzen, ... kann sein Land in den Krieg verwickeln. Das ist nicht gesunder Menschenverstand oder Patriotismus, sondern Prahlerei und Selbstsucht.' Der Senator Stones nannte diese Ausführungen ‚erfrischend und ermutigend' und beschwor im Anschluß daran Herrn Wilson, ‚die Rechte von 99999000 Leuten daheim höher zu stellen, als die von 1000 wagehalsigen, rücksichtslosen und unpatriotischen Bürgern'. Der Neuyorker Senator O'Gorman pflichtete dem bei, ebenso der Senator Owen. Und der Senator Works fügte dieser Bestimmung unter besonderer Bezugnahme auf den Fall der ‚Lusitania' noch hinzu: ‚Nicht nur die Reisenden selber sind schuldig, sondern auch die Regierung. Wir haben bei unseren Verhandlungen keine reinen Hände; denn wir haben selbst zu dem Unheil beigetragen.' Ja, der ehrliche Senator Works nannte damals die Katze unverhohlen eine Katze, indem er offen eingestand, Amerika habe sich durch seine Ernährung des englischen Krieges tatsächlich längst zu einer kriegführenden Partei gemacht: ‚Wir sind nicht neutral; wir heucheln, wenn wir behaupten, wir seien neutral.'

Seither ist nichts geschehen, was dieses Zeugnis abschwächen könnte, wohl aber hat Herr Wilson — nicht zu unserer Überraschung — ein weiteres Jahr lang alles getan, um es immer aufs neue durch unzweideutige Parteinahme für England zu bestätigen. Wenn wir jetzt die Gore, Stones, Gorman und Works etwa plötzlich unter seinen Eideshelfern finden sollten, so haben wir eine entsprechende Begriffsverwirrung während dieser Kriegsjahre schon in zu vielen feindlichen Ländern bei sonst ehrlichen und wohlmeinenden Leuten ausbrechen sehen, um uns darüber noch verwundern zu können."

Nein, wir haben es wahrhaftig nicht nötig, uns noch zu verwundern! Das Verwundern sollten wir uns doch längst abgewöhnt haben — wie die Sentimentalitäten, die immer so einseitig waren, wie das Verwundern. Und gar noch Amerika gegenüber! „Sobald der Krieg begonnen hatte," wird der „Kreuzzeitung" von dem hier öfter (und jetzt mit erweislichem Recht) erwähnten „genauen Kenner amerikanischer Verhältnisse" geschrieben, „nahmen die amerikanischen Zeitungen — in erster Reihe die allein maßgebenden Neuyorker Blätter — mit Begeisterung Partei für die Sache der Entente. Verschiedene große Blätter führten gegen uns eine so entrüstete Sprache, als wenn Deutschland seit Jahrhunderten der Erbfeind Amerikas gewesen wäre. In Deutschland hatte man sich zunächst um anderes zu kümmern, aber auch später unterließ man es, die gebührende Antwort zu geben, denn es tauchten allerhand ‚Beschwichtigungshofräte' (wie man in Österreich sagt) und Vorsichtskommissare auf, die versicherten, die kleine Entrüstungswelle in Amerika sei längst verrauscht und habe einem großen ‚deutschfreundlichen Umschwung' Platz gemacht. Wer die amerikanischen Verhältnisse genau verfolgte, hat in diesen ganzen 2½ Jahren von dem berühmten ‚deutschfreundlichen Umschwung' nie auch nur das mindeste gesehen, und doch ist uns die frohe Mär von einem nicht kleinen Teil der deutschen Presse etwa alle 2—4 Wochen vorgetragen worden. Worin sollte sich dieser Umschwung zeigen? In der amerikanischen Politik, der Haltung des Präsidenten und der des Kongresses ganz bestimmt nicht. Aber man las dunkle Andeutungen, wonach z. B. im mittleren

Digitized by Google

Westen und in den Pacificstaaten die Gesinnung der Bevölkerung sich gewandelt habe und deutschfreundlich geworden sei. Beweise dafür wurden nicht beigebracht. Aber es fehlte auch an jeder plausiblen Erklärung dafür, wie der angebliche deutschfreundliche Umschwung zustande gekommen sei. Hin und wieder wurde aus einem mehr oder minder unbekannten Blatt ein deutschfreundlicher Artikel herumgelangt, aber wer näher zusah, erkannte bald, daß er einem irischen Blatt entnommen war.

Das Publikum ließ sich leicht überzeugen, daß es sich empfehle, einem so ‚deutschfreundlichen' Volke gegenüber diplomatisch bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen. Wissende blinzelten uns mit Augurenlächeln zu, daß dabei noch ein ganz besonderer Extravorteil für uns herausschaue, denn wenn wir die amerikanischen Forderungen mit der Gewiegtheit eines schlauen Geschäftsmannes erfüllten, werde die Folge sein, daß Amerika um so energischer gegen England auftrete, und wenn dann John Bull sich unnachgiebig zeige, sei ein Zusammengehen Deutschlands und Amerikas gegen Britannien und die Ententestaaten zu erwarten. Bei jeder Nachgiebigkeit Deutschlands gegen Washington sprach man von der fürchterlichen Energie, die demnächst Mr. Wilson gegen das zitternde England entwickeln werde.

Was haben wir nun von all diesen Schönfärbereien gehabt? Nutzen ganz bestimmt nicht, wohl aber Schaden. Wir wären sicher weiter gekommen, wenn wir die Amerikaner richtig eingeschätzt hätten. Aber wir sahen in ihnen ehrliche Neutrale, die wir wohl auf unsere Seite ziehen könnten, wenn wir sie von dem Rechte unserer Sache überzeugten. Das war der Grundfehler. In solchen Dingen entscheidet nicht richterliche Objektivität, sondern das Herz. Die Amerikaner waren mit allen ihren Sympathien auf seiten der Engländer, Franzosen und Russen, und deshalb hätten unsere Staatsmänner mit Engelszungen reden können — es wäre doch zwecklos gewesen. Nur Weltfremdheit konnte mit der Möglichkeit rechnen, die Amerikaner durch sachliche Darlegungen für uns zu gewinnen. In den ganzen 2½ Jahren ist uns die amerikanische Regierung diplomatisch keinen Punkt näher gekommen, sondern immer weiter von uns abgerückt."

Gerade heraus: Hokuspokus wurde uns von den konzessionierten Meinungsmachern vorgemacht. Unser Nachrichtenwesen lag gewiß im argen, immerhin nicht so, daß wir nicht mehr schwarz von weiß hätten unterscheiden können. Aber Archimedes und Pythagoras in einer Person! Und — selbstverständlich — Kant, der mißverstandene, der erst von Kantianern gerettete Kant (was alles in älteren Jahrgängen des Türmers zu lesen ist). Und nun müssen auch noch die berüchtigten „Alldeutschen" antreten und wieder einmal — recht behalten: „Wer in der Völkergeschichte nicht das blinde Walten unbekannter Kräfte, sondern eine tiefe innere Gesetzmäßigkeit erblickt, der konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß die deutsch-englische Auseinandersetzung, in welcher der ganze Weltkrieg seinen Gipfelpunkt findet, einer unabweisbaren geschichtlichen, im Schicksalszuge beschlossenen Notwendigkeit entspricht, und daß jeder Versuch, dem Walten des Schicksals auf halbem Wege Einhalt zu tun, von vornherein zum Scheitern verurteilt sein mußte. Man braucht jedoch gar nicht in das Gebiet der

Digitized by Google

Geschichtsphilosophie abzuirren, um für die uns in diesem Kriege gestellte Aufgabe zu gleichen Ergebnissen zu gelangen. Es genügt vollauf, sich die Geschichte und die Politik Englands zu vergegenwärtigen, um zu der Einsicht zu kommen, daß England sich niemals dazu verstanden haben würde, halbe Arbeit zu tun, und daß es infolgedessen um jeden Preis versucht haben würde, eine klare Entscheidung zu seinen Gunsten mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Kriegführung wie der Diplomatie zu erzwingen.

Die Folgerungen, die sich aus solcher Sachlage für uns ergeben mußten, lagen auf der Hand, und der Krieg mußte gewissermaßen an seinem letzten Ziele so lange vorbeigehen, als nicht die militärische Auseinandersetzung mit England in seinen eigentlichen Brennpunkt gerückt wurde. Das deutsche Volk hat es denn auch schmerzlich am eignen Leibe erfahren, was es in einem weltgeschichtlichen Ringen zwischen zwei an Kraft ebenbürtigen Gegnern bedeutet, wenn der eine von ihnen mit Anspannung seines äußersten, rücksichtslosen Vernichtungswillens ficht, während der andere sich auf eine mehr oder weniger entschiedene Abwehr beschränkt. Selbst wenn es uns gelungen wäre, die französischen Heere in den Atlantischen Ozean zu werfen und die Russen hinter den Ural zu fegen, — die deutsch-englische Auseinandersetzung, die den Kern des ganzen Krieges bildet und die ihrerseits wieder den eigentlichen Wirtschaftskrieg zum Kernpunkt hat, — diese Auseinandersetzung wäre dadurch entscheidend nicht beeinflußt worden. Deshalb haben wir Alldeutschen seit dem ersten Tage der englischen Kriegserklärung die Bekämpfung gerade dieses Gegners als das A und O unserer ganzen Kriegführung betrachtet, und wir stehen nicht an, schon allein in der jetzt getroffenen Entscheidung, die den Kampf gegen England rücksichtslos aufnimmt, die feste Gewähr des endlichen Sieges zu erblicken. Denn daß wir militärisch in der Lage sind, selbst ein England auf die Knie zu zwingen, — das steht für uns außer allem Zweifel; was bisher zweifelhaft erscheinen konnte und uns mit schwerster Besorgnis erfüllte, war allein die Frage, ob das innerste geschichtliche Wesen dieses ganzen Krieges so klar erkannt wurde, wie es jetzt geschehen ist, und ob daraus rechtzeitig jene unerläßlichen Folgerungen gezogen würden, die nunmehr Wirklichkeit geworden sind.

Wir wollen hier nicht auf die wechselvolle Geschichte des Tauchbootkrieges eingehen, und wir können auch billig darauf verzichten, uns in der Rolle der Propheten zu sonnen, die mit ihrer Voraussage wieder einmal recht behalten haben. Wir verzeichnen in freudiger Genugtuung die Tatsache, daß der erlösende Entschluß gefaßt worden ist, und indem wir den unseren Freunden bekannten Männern von Herzen danken, die ihn herbeigeführt haben, erblicken wir in ihm das sichere Unterpfand dafür, daß nunmehr auch der Krieg gegen England seine Meister gefunden hat und einer klaren Entscheidung entgegengeführt werden wird.

Den Wirkungen des uneingeschränkten Tauchbootkrieges dürfen wir mit ruhiger Zuversicht der Tätigkeit unserer trefflichen Boote, ihrer Führer und ihrer Besatzungen entgegensehen. Die Ziffern, die er an versenktem Schiffsraum zeitigen wird, und die sich ja in unmittelbarer Abhängigkeit von der Lebhaftigkeit des Schiffsverkehrs nach den feindlichen Ländern befinden, stehen für uns erst

Digitized by Google

in zweiter Linie. Wir wissen, daß der uneingeschränkte Tauchbootkrieg einen tödlichen Schlag für England bedeuten kann, und ihn dazu zu machen, dürfen wir getrost der Sorge der leitenden Marinestellen wie der U-Boot-Kommandanten überlassen.

Amerika hat sich mit uns schon fast seit Beginn des europäischen Krieges im Kriegszustande befunden, und eine unmittelbare militärische Belastung werden wir von ihm kaum zu erwarten haben. Im Gegenteil: wir schließen uns hier vollkommen der Auffassung namhafter Marinestellen an, die dahin geht, daß eine offene Gegnerschaft Amerikas die militärische Gesamtlage für uns nicht unbeträchtlich vereinfachen muß, da sie uns mancher Rücksichten entheben wird, die bisher geübt worden sind. So betrachten wir z. B. einen militärischen Gewinn bereits in der Abberufung des Botschafters Gerard — aus Gründen, die hier nicht näher angedeutet werden können —, und wir würden es aus ähnlichen Ursachen begrüßen, wenn auch die amerikanischen Vertreter in Belgien baldmöglichst ihre Schritte heimwärts lenken würden.

Was uns hinsichtlich Amerikas aber auch die Zukunft bringen möge, — unsere leitenden militärischen Stellen dürfen der festen Überzeugung sein, daß sie bei der getroffenen Entscheidung das ganze deutsche Volk hinter sich haben. Ihr Entschluß war eine befreiende Tat und hat einen bösen Bann gebrochen!"

Wir dürfen nicht zweifeln, trotz allem, was uns dazu berechtigen könnte, was wir in den Kriegsjahren leider erleben mußten. Denn nun hat des Kaisers Majestät als Bundesfeldherr und oberster Kriegsherr verkünden lassen: Ein Zurück gibt es nicht! Vorwärts!

Nur mit dieser Losung kommen wir und die andern zum Frieden. Das ist harte Not, aber Gottes Gebot! Gott läßt nicht Berge kreißen, damit ein Mäuslein geboren werde. Damit müssen wir uns abfinden, es hilft uns nichts. Gott verlangt von uns, daß wir siegen. Nicht etwa wegen unserer Untadeligkeit, sondern weil er uns vor die Wahl stellt: viele sind berufen, aber wenige auserlesen.

Unterliegen wir, dann haben wir's verdient, dann werden wir wieder Völkerdünger. Und dann mit Recht.

Eines oder das andere: wir haben die Wahl. Die kann uns nicht schwer fallen, aber mit leichterem, mit kühnem Herzen gingen wir den letzten, schweren Gang, wenn wir das Vertrauen, die Gewißheit hätten, daß unsere höchste politische Fürsorge in ähnlichen Händen ruhte, wie unsere militärische. Es sind in letzter Zeit dem lange künstlich niedergehaltenen Siegeswillen, dem Ungestüm zum Siege etliche Hindernisse weggeräumt worden, und der künstlich niedergehaltene Siegeswille, zu dem Hindenburg uns wieder aufrief, hat sich herrlich wieder hochgereckt. Daraus die Folgerungen ziehen ...

Es war im Libauschen Stadttheater, da sah ich als Gymnasiast zum ersten Male „Fiesko": Wenn der Mantel fällt, muß auch der Herzog fallen.

Es geht um Tod und Leben, und da denkt auch, der schon damit rechnet: Wofür? — Im Sterben noch will er das Gelobte Land sehen: das siegreiche, schwertgegürtete Deutschland, das der Welt den lindenduftenden Frieden beut — wenn die alten Eichen rauschen ...



Digitized by Google



Das Satyrspiel in der Tragödie

Die alten Griechen ließen der Tragödie das Satyrspiel folgen. In Welttragödien lacht der Satyr — man könnte ihn den dummen Teufel nennen — schon in das tragische Geschehen hinein.

Jetzt kämpfen wir — endlich hat's unser Volk, trotz aller Geßlerhüte, begriffen — um Tod und Leben. Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg ist auf den Rat unserer militärischen Führung und mit Befürwortung des gegenwärtigen Leiters unseres Auswärtigen Amtes von Seiner Majestät dem Kaiser aus stählernem Willen befohlen worden.

Um Tod und Leben —

Aber der „Verständigungsfriede" geht nach wie vor um. Sollte die Entscheidung nicht erst abgewartet werden, da der Entscheidungskampf nun doch einmal im Gange ist und also ausgekämpft werden muß?

Aber nein!

Das Satyrspiel, das schon längst eingesetzt hatte, will jetzt nicht aussetzen. Herr Scheidemann geht um. Wenn ich gerade Herrn Scheidemann nehme, so nur deshalb, weil er unter mancherlei anderen Typen der anständigste, der harmloseste, wenn auch naivste ist; weil ich sonst anders zugreifen müßte und dann vielleicht in Gefahr geriete, den Burgfrieden zu verletzen. Beschwören kann ich ja nicht, daß Herr Scheidemann Kants kategorischen Imperativ (oder das Pulver) erfunden haben würde. Aber schöne — und das sind immer philosophisch gestimmte — Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande.

Es geht um Tod und Leben. Wir können von uns aus nichts daran ändern. Nach der infamen Bespeiung unseres sehr, sehr weitgehenden Friedensangebotes ist sich jeder deutsche Junge darüber klar. Und doch hat Herr Scheidemann sich nicht bewogen gefühlt, seine voraussetzungslosen Werbungen für einen „Verständigungsfrieden" abzubrechen. In Deutschland geht's ja — „man braucht nicht einmal Verbindungen zu haben". Während unsere Feinde alle ihre Kräfte anspannen, das deutsche Volk mit seinen Frauen und Kindern kalten Blutes zu erwürgen, uns die Hungerschlinge mit einer teuflischen Wollust zuzuziehen, die Herr Scheidemann ganz gewiß nicht teilen würde, läßt sich Herr Scheidemann in seinem Amtsblatt (nicht „Norddeutsche Allgemeine") lebhafte Zustimmungen für seine zehnverbandsgünstige Tätigkeit bescheinigen. Auch Herr Scheidemann muß recht kaltes Blut haben, auf Eis gestelltes Blut, wenn er an die deutsche **Arbeiterschaft** denkt, da er doch wissen könnte und sollte, daß die deutschen Arbeiter die ersten wären, die an seinem „Verständigungsfrieden" glauben müßten. Ein Friede könnte es schon sein: wer ihn unter dem grünen Rasen gefunden hat, der hungert nicht. Oder wie stellt sich Herr Scheidemann sonst den Verlauf vor? Glaubt er durch irgendwelche Besteuerung der „Kapitalisten" die Kosten für seinen so kostenlosen „Frieden" aufbringen zu können? — Die anständigen Kapitalisten haben **nicht genug** Geld, auch nur einen erheblichen Bruchteil der — im ganzen gerechnet — Hunderte von **Milliarden** Kriegskosten zu decken; die weniger anständigen haben — **zuviel** Geld und wissen Bescheid. Wir sehen's doch alle Tage, wie schön sie sich drücken: eine Million jährlicher

Digitized by Google

Wuchergewinn — Strafe? Nur ausnahmsweise. Und, wenn's ganz hoch kommt, zehntausend Märkerchen. Geschäftsspesen!

Aber Herrn Scheidemann liegt es nicht, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben. Er geht aufs Ganze und auf Vortragsreisen. Nach berühmten Mustern bestätigt ihm sein Amtsblatt (nicht „Norddeutsche Allgemeine") nach Abschluß einer zweiten großen Vortragsreise in Süddeutschland: überall habe Herr Scheidemann lebhafte Zustimmung gefunden. Hocherfreulich für unser darbendes Volk, begeisternd für unsere in Höllengefahr ihr Leben einsetzenden unvergleichlichen Blaujacken und Feldgrauen. Lloyd George heult wie ein Kettenhund, wenn er die Berichte über Herrn Scheidemanns ersprießliche Tätigkeit vernimmt. Und — es geht um Tod und Leben.

Dabei wird Herr Scheidemann sicher vom besten Willen — aber etwas zu hoch — getragen. Nur fehlen ihm leider die bisher nun einmal unentbehrlichen Voraussetzungen. Dafür verfügt er über das Ei des Kolumbus. Wenn's auf Herrn Scheidemann angekommen wäre, — Herr Scheidemann hätte die Welt viel schneller, viel schöner, vor allem viel einfacher erschaffen, als unser Herrgott.

Daran ist ja leider nun nichts mehr zu ändern. Bleibt also nur noch der Wettbewerb mit den Dii minorum gentium (den Göttern niederen Ranges). Aber auch dieser wird — teilweise — schon als unlauterer Wettbewerb abgelehnt. Wie wär's mit Wilson? Aber der ist wieder zu früh aufgestanden und hat als Gerichtsvollzieher gleich die ganze „Menschheit" mit Beschlag belegt.

Herr Scheidemann, geben Sie das Wetten auf falsche Pferde auf! Besinnen Sie sich auf Ihr grunddeutsches Selbst. Dann könnten Sie vielleicht ein Pulver vermitteln, das Wunden heilen, das — „neu orientieren" würde. J. E. Frhr. v. Gr.

*

Weshalb erst jetzt?

„Wir haben die Sentimentalität verlernt!" Aber der Deutsche verlernt doch wohl schwerer, als der Reichskanzler glaubt, ja, als er es selbst bei sich für möglich hielte. Seine eignen Taten oder besser Unterlassungen beweisen das. Solange solche Dinge möglich sind, wie sie jetzt — weshalb erst jetzt? — von dem amerikanischen Botschafter bekannt werden, ohne daß diesem das Handwerk gelegt worden ist, will zur Reichsleitung doch nicht das freudige Vertrauen aufkommen, daß sie ihre Worte gegebenenfalls auch in Taten umzusetzen entschlossen ist.

Also: ein amerikanischer Oberst Emerson, anscheinend zu einem Besuche an der deutschen Front zugelassen, schreibt an den Generalmajor John J. O. Ryan in New York am 22. Dezember 1915, „daß der Botschafter Gerard die grobe Ungehörigkeit begangen hat, mich aufzufordern, mein dem deutschen Generalstab verpfändetes Ehrenwort dadurch zu brechen, daß ich ihm geheime Nachrichten über meine Beobachtungen an der deutschen Front liefere".

Ferner: am 20. April 1916 ist der Botschafter Gerard in die Geschäftsstelle des Weltbundes der Wahrheitsfreunde in Berlin, Potsdamerstraße 48, gekommen, einem Bunde, der gegründet ist zur Bekämpfung englischer Lügen und zur Erhaltung des Friedens zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. Zu dessen Leiter Wilhelm Marten sagte der Botschafter: „Wenn Sie mich persönlich angreifen, werde ich Sie unschädlich machen, und wenn ich persönlich dieses Haus niederbrennen müßte."

Diese und noch andere ähnliche Dinge waren in Journalistenkreisen bekannt. Mußte nicht erst recht die Reichsleitung von ihnen wissen? Aus diesen Dingen wie auch aus dem Benehmen des Botschafters beim Besuch deutscher Gefangenenlager geht klar hervor, daß er seine amtliche Stellung dazu mißbraucht hat, um unsern Feinden zu nützen. Das ungeklärte Verschwinden von 200 von Gerard unterschriebenen Pässen aus der amerikanischen Botschaft in Berlin, die von Bürgern gegen uns kriegführender Staaten benutzt werden sollen, sowie die dunkle Sache von dem Berliner diplomatischen Postsack der V. St., der zur Beförderung von Schriftstücken von Engländern nach London benutzt

Digitized by Google

sein soll, lassen die Machenschaften des Botschafters in noch eigentümlicherem Lichte erscheinen.

Nun zur Hauptsache. Weshalb hat man an den maßgebenden Stellen nicht zeitig Schritte unternommen, um diesen Mephisto loszuwerden? Aus Rücksicht gegen Amerika? Ich denke, man hat die Sentimentalität, d. h. das Urteilen nach Gefühlen, verlernt? Ich frage nur eins: Muß nicht in Wilson und Genossen der Gedanke allmählich sich zum Dogma auswachsen, daß man Deutschland alles bieten dürfe?! Und mit diesem „Herrn", der so moralisch anrüchigen Dingen Hand und Wort leiht, setzen sich leitende Minister bei einem Festmahle zusammen auf eine Bank und lassen sich gehörig einseifen? Dieser „Herr" darf dort mit verbindlichem Diplomatenlächeln Anleitungen geben für das Verhalten Deutschlands gegen Amerika und sogar den Reichskanzler seinen Freund nennen?! Ob nicht dem Reichskanzler doch vor diesem Freunde mit seinen Brandstifterneigungen allnachgerade bange werden wird? Weshalb hat man diesen Mann, der ein Gemisch aus angelsächsischer Heuchelei und amerikanisch bluffender Großmäuligkeit zu sein scheint, nicht längst von sich abgeschüttelt? In weiten Kreisen wird man das zum Schaden deutscher Einmütigkeit nicht verstehen. Was das Volk versteht, ist Bismarcksche und Hindenburgsche Sprache, daß man weiß auch wirklich weiß nennt und schwarz schwarz. Wenn man das tut, wird man die gesund empfindenden Volksmassen — und so empfindet Gott sei Dank doch wohl die Mehrzahl unseres Volkes — hinter sich haben, komme, was da wolle. Die Moral des Volkes ist einfach. Das Volk hat kein Verständnis für einen Standpunkt, der aus lauter „diplomatischen" Rücksichten zusammengesetzt ist. Es sieht ganz richtig darin ein Gebäude, das auf Unwahrhaftigkeit aufgebaut ist und deshalb früher oder später zusammenstürzen muß. Und dann ist die Enttäuschung doppelt groß. War Gerard in seinem wahren Wesen von der Reichsleitung erkannt, dann hätte sie ihm schon längst den Laufpaß geben und ihn somit für Deutschland unschädlich machen müssen. Hätte man ihn zeitig weggejagt und dabei dem deutschen Volke die nötigen Aufklärungen gegeben, es hätte erleichtert aufgeatmet und hätte der Reichsleitung mit dem Vertrauen gedankt, das man so oft — leider — vermissen mußte. Denn es hätte gewußt, daß an dem Steuer seines Lebensschiffes Männer sitzen, die, wo es not tut und Lebensinteressen auf dem Spiele stehen, mit eiserner Hand zugreifen können. **Männer** will das deutsche Volk zu seinen Leitern haben, die imstande sind, die Hausehre des deutschen Volkes zu wahren! E. N.

*

Wilsons Friedensliebe

Unter dem 25. **Januar** veröffentlichten die „Neuen Zürcher Nachrichten" das Urteil eines Mannes, der „die anglo-amerikanische Politik aus hoher Warte Jahre hindurch an Ort und Stelle verfolgt hat". Der Verfasser kommt zu dem Schluß:

„Wilson möchte aufrichtig den Frieden, bei dem Nordamerika eine gloriose Rolle spielt, aus dreierlei Gründen:

1. ist den Vereinigten Staaten mit einem verbluteten, bankerotten Europa, mit dem sich keine geschäftlichen Transaktionen mehr machen lassen, nicht gedient;
2. fürchtet Wilson für das Frühjahr einen Mißerfolg der Entente, der die Vereinigten Staaten als deren Bankier in eine üble Lage versetzen könnte, und
3. muß Nordamerika ein bündnisfähiges Europa haben für den Fall eines Konfliktes mit **Japan**. Denn daß dieser Zusammenstoß mit Japan schon in kurzer Zeit erfolgt, das weiß Wilson so gut wie jeder japanische Staatsmann. Und Amerika ist nicht gerüstet, hat keine Offiziere, keine geübte Armee und wäre einem starken Stoß der Japaner ziemlich wehrlos ausgeliefert."

Wie kommt es nur, daß so manche ganz unbeamtete Leute im In- und Auslande so gut unterrichtet waren, während andere, die es näher anging, — weniger gut unterrichtet waren? Gr.

*

Digitized by Google

Ein neuer Weg zum Frieden

Am 15. Januar wurde in Klein-Basel von der Schweizer Polizei ein Lastauto abgeklappt, welches mit Flugschriften der Entente beladen war. In diesen wurde Süddeutschland aufgefordert, die Kaiserrechte an den König von Bayern zu übertragen, worauf die Entente auf die begehrten Friedensverhandlungen eingehen und milde Bedingungen machen würde. Ein Milchhändler und ein elsässischer Refraktär sollten die in wasserdichten Luftsäcken verpackten Broschürenballen den Rhein hinuntertreiben lassen, und natürlich — so malt sich das in französischen Köpfen — würde die Öffnung und Lektüre nur eines solchen aufgefischten Ballens in Süddeutschland die befreiende reichsrevolutionäre Zündwirkung auslösen.

Der Vorschlag an sich empört uns nicht so sehr. Es könnte eine Lust sein, wie diese politischen Jules-Verne-Köpfe drüben, die bei uns immer von einigen noch angeschmachtet werden, beim König Ludwig von Bayern, um süddeutsch zu reden, gründlichst „lätz“ sein würden. h.

*

Unser „Unrecht“, „Völkerrechtsbruch“ und Mobilmachungsverzug

erscheinen erst in der rechten Beleuchtung, wenn man diesen gänzlich freiwilligen und alle Welt verblüffenden Selbstbezichtigungen die Bekenntnisse einer Nummer der Liller Zeitung „Le grand hebdomaire illustré de la région du Nord“ vom 27. September 1914 zur Seite stellt. In der Siegestrunkenheit der Marneschlacht und des Vorrückens der russischen Dampfwalze bekennt das Blatt in einem Aufsatz „L'armée russe en marche“ wörtlich, es ist zugleich eine Offenbarung französischer Kultur und Ritterlichkeit:

„Seit langen Monaten bereitete sich Rußland auf den Krieg vor. Auf den staubigen Landstraßen, welche als eine weiße Linie das Gold der wogenden Getreidefelder trennen, marschieren lange Reihen von Bauern dahin. Ohne Bewegung hat der Muschik seine alte Hütte verlassen, deren Dach bis zur Erde reicht; er hat sich tief verneigt vor dem Bilde des h. Nikolaus mit dem Lämpchen davor, dann ist er aufgebrochen: ‚Befehl vom Zaren!‘ ...

So hat sich die Armee nach und nach formiert. Im Innern der immensen Kasernen hallt abends nach dem Gebet der melancholische Sang der Steppe wider; an den Grenzen lauerten schon die Kosaken, diese Rasse von Zentauren, brennend vor Kampfbegier.

Endlich schlug die Stunde, diese feierliche Stunde, wo die russische Armee formiert, vervollständigt, bewunderungswürdig geleitet von Offizieren, welche die gebildetsten der Welt sind (!), sich in Bewegung setzte.

Über die Berge hinweg reichte sie die Hand dem verbündeten Serbien, dem wundervollen Volke, das in ihrer Schule erzogen ist. Über die germanischen Ebenen hinweg sprach sie zu Frankreich: ‚Komm, ich bin bereit für die Freiheit, für das Recht, für die Gerechtigkeit! Jetzt vorwärts!‘

Und der alte teutonische Boden zitterte unter dem Tritt der russischen Stiefel.

Mit einer Vorsicht, die jeden in Erstaunen setzt, der den Enthusiasmus dieser Massen kennt, mit einer Kenntnis, deren Sicherheit wir nicht genug bewundern können, schreitet die russische Überschwemmung voran: vier Millionen Mann sind da, kräftig unterstützt durch Reserven von gleicher Stärke. Die Rufe der Kosaken hallen in den erschreckten Landstrichen: Die Russen rücken vor! Vergebens opfert Österreich seine besten Bataillone, vergebens befestigt Deutschland in aller Eile die engen Zugänge nach Preußen: Die Russen rücken vor! Ohne Hast und ohne Langsamkeit breiten sich die unermeßlichen Wogen ihrer Armeen aus! Bei ihrem Vorrücken erstarren die Städte vor Schrecken, die Dörfer werden leer, die Menschen heulen vor Verzweiflung: Die Russen kommen!“

Und wenn nicht, als die Not am höchsten war, im allerletzten Augenblicke, Gottes

Digitized by Google

Gnade und Barmherzigkeit uns den Retter Hindenburg gesandt hätte, dann würden unsere Menschen heute in der Tat „vor Verzweiflung heulen“, soweit sie überhaupt noch ein Lebenszeichen von sich geben könnten — — —! Aber — wir begingen bekanntlich ein nicht mehr abzuwaschendes „Unrecht“, einen schnöden „Völkerrechtsbruch“, den wir „sühnen“ müssen und — da es von immer noch leitender und verantwortlicher Stelle versprochen worden ist — wohl auch „sühnen“ werden. Ein Volk, das so willig die Verschuldungen anderer und einzelner auf seinen Buckel wälzt, gar sein Heiligstes und Bestes dafür opfert, hätte es ja kaum anders verdient. Auch Gottes Gnade läßt ihrer nicht spotten! Gr.

*

Wir heißen Deutsche

Der Name ist bisher ein Ehrenname gewesen, den auch der Tapfere trug, und von „deutschen Männern“ sprach man, wenn an so große, starkwillige Patrioten gedacht würde, wie die um Scharnhorst, Stein und Arndt in den Befreiungskriegen. Heute wird man wegen eines nicht einmal kühneren Maßes von rein vaterländischem Sinn, von Gedanken, die sich aus dem Willen einer Zukunft unseres Volkes bilden müssen, von dem Namen ausgeschieden, den die Geschichte des Volkes und seiner Männer, seiner Helden trägt. Sind wir mit dem Herzen deutsch, so heißen wir nun „alldeutsch“. Händler und Wechsler dürfen im Tempel bleiben.

Über die Alldeutschen ist hier nicht lang zu reden. Sie gehörten manchenteils in die bekannte Kategorie der Leute, die mehr Verstand und richtiges Gefühl haben, als Klugheit der Schlangen und lautlos gleitende Geschicklichkeit. Auf jeden Fall wollen uns die Blätter, denen der unverbogene, sachlich und volklich denkende Deutsche noch im Wege steht, nicht ehren, indem sie uns zu den Alldeutschen werfen, sondern wollen gewisse Kritiken, die diese nicht wieder loszuwerden vermochten, fingerfertig nun bei so guter Gelegenheit von oben schlangweg an alle noch willensmännlichen Deutschen anhängen.

Wir haben ein Recht, uns das zu verbitten. Wir sind nicht deutscher, als seit den Zeiten Armins des Befreiers die Besten unseres Volkstums alle waren, die Männer, von denen man in den Schulen lehrt, daß sie die Kraft der Deutschen vertraten, ihre Unabhängigkeit in schweren Stürmen durchgekämpft, ihre staatlichen Grenzen und Ordnungen begründet haben, daß man die schöpferischen Vollbringer unter ihnen, den Karolinger Karl, wie die Hohenzollern Friedrich Wilhelm und den adlergleichen Friedrich, „Große“ heißt. Wir legen Verwahrung dagegen ein, daß diese zweitausendjährige Geschichte, weil sie für die Notwendigkeit klaren Mannestums in Beispiel und Gegenbeispiel so überaus packende und erschütternde Beweise führt, heute nun in eine alldeutsche Geschichte umgeschrieben werden müßte.

Wir halten fest am Deutschtum, mit Einschluß von seinem ehrlichen und ruhmreichen Namen! Der Name ist uns zu hoch für ein ironisch bitteres Spiel, sonst könnten wir wohl einmal den Spieß auch umkehren und die, die uns als Alldeutsche generalisieren, weil viele von diesem Verband darunter sind, umgekehrt als etwas recht Gegenteiliges generalisieren, aus genau so zureichenden Gründen. Oder wir könnten uns die häßliche Gewohnheit zulegen, alle diejenigen, die mit den Ergebnissen der Diplomatie der Jahre vor und seit 1914 zufrieden sind, schlechtweg die Idioten zu nennen, aus einer Gedankenverbindung, die als unhöflich derbe Antwort auch nicht unberechtigt wäre. Ed. H.

*

Was für uns die Kriegskosten bedeuten würden!

An leitender Stelle veröffentlichen die „Dresdener Nachrichten“ über diese gar nicht auszumessende Frage eine Zuschrift, die sich die fröhlichen freiwilligen „Lastenträger“ (die — zweibeinigen sind hier gemeint) hinter den Spiegel stecken sollten:

„Es scheint, daß man sich in einzelnen Kreisen unseres Volkes über die ganz außerordentliche Bedeutung gerade der Kriegs-

Digitized by Google

kostenfrage immer noch nicht recht klar ist, daß man sich insbesondere darüber noch nicht voll klar ist, was werden würde, wenn wir keine Kriegskostenentschädigung erhielten. Hier stehen nicht theoretische Doktorfragen zur Debatte, die nur die Diplomatie zu beschäftigen hätten oder nur das Reich oder den Staat als solchen berührten, hier handelt es sich um Dinge, die jeden einzelnen, die wirtschaftliche Zukunft jeder Familie angehen."

Wenn unsere Kriegskosten nach Schätzungen, wieder von Georg Bernhard, auf insgesamt 120 Milliarden kommen, — was würde das für den einzelnen bedeuten?

„Neben unerträglichem Steuerdruck die Einstellung der deutschen Kulturpolitik im weitesten Sinne, die starke Verringerung von Beamten- und Lehrerstellen, die Herabsetzung sämtlicher Gehälter, die Verminderung aller Arbeitslöhne bei steigenden Lebensmittelpreisen und steigenden Mietzinsen, die starke Vermehrung der Arbeitslosigkeit bei wesentlicher Einschränkung, wenn nicht völliger Einstellung sozialpolitischer Fürsorge. Mit anderen Worten also: eine bedenkliche Verelendung der Massen und die Proletarisierung des heutigen Mittelstandes. Wäre die Summe in der Tat so hoch, wie sie Georg Bernhard berechnet, und wollte man sie zur Deckung allein den deutschen Schultern auferlegen, so würde das ohne weitgehende Expropriation der Einzelwirtschaften gar nicht möglich sein. Letzteres würde, in verständliches Deutsch übersetzt, bedeuten: die wirtschaftliche Selbsterdrosselung, das wirtschaftliche Harakiri, angefangen von Krupp bis zum letzten Heimarbeiter.

Wenn deshalb Deutschland unter wirtschaftlicher Schonung seiner Todfeinde es dahin kommen lassen wollte, seine lediglich durch die verbrecherische Schuld eben dieser Feinde verursachten Kriegsschulden auf die eigenen Schultern zu nehmen, so würde es freiwillig sich selber das zufügen, was ihm England durch diesen Krieg zugedacht hatte. Es gibt darum keinen furchtbareren und blutigeren Hohn als den: daß dieser entsetzensvolle Krieg ausgehen solle wie das Hornberger Schießen, und daß ‚jeder seine Lasten selber trage'. Wer so sagt, rät seinem Volke zum Selbstmord, drückt seinen Volksgenossen den Bettelstab in die Hand. Mit jedem neuen Kriegstage wird es eine immer dringendere Existenzfrage des Reichs sowohl wie jedes einzelnen Staatsbürgers, daß die durch den Krieg verursachten Mehrlasten in erheblichem Maße unsern Feinden auferlegt werden, wie dies seinerzeit auch der Staatssekretär Helfferich zugesichert hat. Ein solches Verfahren wird auch treffliche erzieherische Wirkungen haben. Wem für später an der Erhaltung des Weltfriedens gelegen ist, kann nichts Besseres tun, als für die Forderung einer möglichst hohen Kriegskostenentschädigung einzutreten. Nicht die unverdiente Schonung, sondern die verdiente Schädigung unserer Feinde sichert den Weltfrieden."

*

Krämergeist?

Gegen diese Klischierung des englischen Nationalgeistes wendet sich Kurt Breysig im „Tag":

„Was nutzt es, den Gegner herabzuziehen und zu verkleinern? Dienlich ist nur, ihn zu sehen, wie er ist. Man vergesse doch nicht, daß das englische Volk aus einer Auslese der abenteuerlustigsten und also wagemutigsten Söhne unserer eigenen Nordmark, der Angeln und Sachsen, der Dänen, der Norweger und der Normannen den größten Teil seines Blutes und seiner Kraft gezogen hat. Die überwiegende Masse seines älteren Kolonialreichs hat England europäischen Völkern mit dem Schwert in der Hand abgerungen. Und bis auf den heutigen Tag hat eine Oberschicht von Adel und Kriegerstand diesen Sinn festgehalten, hat das ganze Volk, auch den kaufmännischen und gewerbetreibenden Mittelstand, mit einem Staatssinn und einer staatlichen Selbstbewußtheit erfüllt, die vielleicht enger, sicher, aber auch widerstandsfähiger und stoßkräftiger als irgendwo sonst sind. Kaufmännisch mag die Verschlagenheit und die immer auch auf Ausdehnung der

mittelbaren, der Handelsherrschaft abzielende Eroberungslust sein, puritanisch die Hypokrisie der politischen Sittenpredigt, ganz auf Staat und Tat gestellt bleibt doch der Kern dieser Staatskunst. Daß sie immer den mächtigsten Nebenbuhler aufsucht, um ihn niederzukämpfen, daß sie heute Deutschland einkreist, wie sie morgen, wenn es ihr Zeit dünkt, Rußland wird niederkämpfen wollen, sollte dafür Beweis genug sein. Hätte sie aus irgendwelchen Gründen der Mächte- oder Machtverschiebung heute noch nicht Not gespürt, Deutschland zu bekämpfen, sondern Rußland — wo bliebe dann die Lehre von seinem Krämergeist?"

*

Ein englischer Christ

In dem Pittsburgh Christian Advocate vom 26. Oktober 1916 schreibt deren ständiger englischer Berichterstatter den Amerikanern:

„Das Ende (des Krieges) ist noch nicht da; doch wir denken, es ist in Sicht. Wir haben bereits entsetzlich gelitten. Ebenso die Deutschen. Und wir werden noch viel mehr zu leiden haben, ehe der Friede gesichert ist. Ebenso die Deutschen. Daß wir sie zu bekämpfen haben, ist für die Pazifisten Englands, die noch einen großen Teil des Volkes ausmachen, eine grausame Notwendigkeit. Innerhalb unseres Schmerzes über das Kriegselend haben aber auch die Deutschen Raum. Zählen wir sie doch zu unseren Brüdern, und kein Anschlag des Teufels wäre imstande, diese unsere Gesinnung gegen die Deutschen zu ändern. Sie stehen gegenwärtig unter dem Banne von Täuschungen sowohl in bezug auf die Frage, wer die wirkliche Schuld am Ausbruch des Krieges hat, als auch über die Gesinnungen, die die Christen Englands gegen sie hegen. Diese Täuschungen werden, Gott sei es gedankt, schwinden, und die alte Freundschaft wird wiederhergestellt werden."

Das ist sicher ehrlich gemeint. Aber bezeichnend ist es doch, wie auch dieser englische Christ gar nicht auf den Gedanken kommt, den „Irrtum" bei seinem eigenen Volke zu suchen. Zu suchen! Denn sollte er suchen, so würde er finden. Aber das liegt in der Vererbung, nicht nur des Blutes, auch des Besitzes, der Macht. Man findet es nicht nur bei Völkern, auch bei bevorzugten Klassen, Geschlechtern. Atavismus! Gr.

*

Englische Überlegenheit

Wie ein hoher englischer Offizier im September 1914 vom Kriege dachte, wird in den „Südd. Monatsh." erzählt:

Anfang September 1914 wurde ich auf der Rückkehr nach Deutschland zehn Tage in Irland festgehalten. In dem obersten Offizier des ganzen Dienstes, einem vornehmen Manne von altirischem Adel, lernte ich einen alten Patienten eines meiner Freunde kennen, und ich verdanke es zum Teil seiner Liebenswürdigkeit, daß ich so rasch wieder loskam. — Wir sprachen öfter miteinander über alles mögliche, natürlich auch über den Krieg. Unsere deutschen Vorposten waren damals 25 Kilometer vor Paris gemeldet. Unser Gespräch läßt sich ungefähr in folgendem zusammenfassen. Ich sage:

„Oberst, es steht schlecht mit euch, unsere Truppen stehen vor Paris."

Er: „Ja, Doktor, es geht uns eben nicht gut auf dem Festlande, aber das schadet nicht viel, wir werden euch doch aushungern, — inzwischen mögt ihr soviel siegen, als ihr wollt."

Ich: „Ich hoffe, daß euch unsere Truppen dazu keine Zeit lassen. Wie lange rechnet ihr denn, daß der Krieg dauert?"

Er: „Wir rechnen auf 2—3 Jahre Kriegsdauer, bis wir euch so weit haben werden."

Ich: „Was gedenkt ihr dann mit uns zu machen?"

Er: „Wir werden euch die Kolonien und die Flotte nehmen, aber als Festlandsmacht lassen wir euch bestehen."

Ich: „Warum diese Schonung, wenn ihr doch ganz gewonnen habt?"

Er: „Wir müssen euch bestehen lassen, weil ihr in 15—20 Jahren wieder für uns gegen die Russen fechten müßt." —

Digitized by Google

Der Oberst sprach ganz ruhig und offen, ohne irgendwie daran zu denken, mir imponieren zu wollen. Mit der veranschlagten Kriegsdauer war ich damals nicht einverstanden und blieb bei meinem Widerspruch — wie ich jetzt sehe — zu Unrecht. Daß wir bald wieder für England fechten würden, erschien mir selbst nicht unwahrscheinlich, ihm selbstverständlich. Er meinte, unsere Diplomatie hätte ja zu seiner Verwunderung der englischen bei der Einkreisung Deutschlands manchen guten Dienst geleistet, um wieviel leichter würde es sein, Deutschland gegen die Russen zu gebrauchen. Als selbständige, gute und weitblickende deutsche Diplomaten ließ er nur Friedrich den Großen und Bismarck gelten.

*

Beschießung der U-Boote

Eine halbamtliche Wolffsche Verlautbarung vom 10. Januar stellt die durch feindliche „Räsonnements" nicht zu beseitigende Tatsache fest: „Die feindlichen Handelsschiffe tragen ihre Bewaffnung, um anzugreifen, wobei die englische Marine nach dem Grundsatz handelt, daß der Angriff die beste ‚Verteidigung' ist."

Von der Klarheit hierüber zu der Folgerung kann nicht weit sein. Vollends auch nicht für das Ausland, wo man zu dieser „Tatsache" mehr bemerkenswertes Material mitgeteilt erhält. So ward unter dem 6. Januar die Vernichtung eines Unterseeboots durch den englischen Frachtdampfer „Chromartyshire", der mit Kohlen nach Bordeaux fuhr, mit vieler Genugtuung erzählt. Das Unterseeboot war aufgetaucht, es schickte sich an zu schießen — behauptet der Bericht, nicht, daß es schoß —; auf dem Dampfer holte man ohne Panik den Befehl des Kommandanten ein und „eröffnete das Feuer" auf 300 Meter. Das rühmlichst vernichtete Unterseeboot ward mit genaueren Angaben beschrieben.

Die Geschichte wird vielleicht nicht wahr und deshalb den deutschen Zeitungslesern erspart worden sein. Es ist aber nicht unwichtig, auf allen Seiten auch solche Einzelfälle zu wissen, die der Wolffschen Verlautbarung mindestens ideell zum Beweise dienen. Schon wegen der Urteilsbildung über die reale Folgerung. Ed. H.

*

Die Kohle als politische Sicherung

wurde im Türmer Heft 9 Seite 669 betont. Es kann gar nicht genug geschehen. Wer in einem Ausland lebt, das aus Deutschland Kohlen erhält, der möchte es allen deutschen Politikern, oder die es sein sollten, jedem einzeln ins Ohr schreien, was diese schwarzen Kellerschätze für die moralischen Eroberungen der Vernunft bedeuten. Und natürlich als politisches Binde- oder Hemm-Mittel, wenn wieder ein 1914 werden wollte. Wer die Oberhoheit in Kohlen künftig europäisch hat, der kann fast etwas — abrüsten. Auch dies alles ist ein zu wenig beachteter Grund, weshalb England aus Belgien die absolut entscheidende Frage macht und Bruder Jonathan drüben hysterisch wird, wenn dieser Name nur genannt wird. Hier müssen wir drum noch auf einiges gefaßt sein. Doch wir haben ja auch den „Deportations"-Lärm überstanden, wozu Wilson ausnahmsweise die sonst vernünftigsten Neutralen zusammentrommeln konnte. „Man immer kalt Blut und warm anjezogen" — mit Kohle. Si vis pacem, liegt da die Entscheidung. Es ist zum Wändehochlaufen, wenn statt dessen an „Wohlwollen" gedacht wird.

Die in jenem Türmerheft zitierte Darlegung der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" enthielt aber einige unzutreffende Voraussetzungen. Die Schweiz gibt keine deutsche Kohle an Frankreich und Italien weiter, sie beknappt sich nicht ohne stete Sorgen mit dem, was sie selber erlangen kann. Es sind da überdies deutsche vertragliche Aufsichtsstellen. Ferner liefert die Schweiz allerdings jetzt viel Munition, das stimmt. Das Nähere kann man nicht alles so ins Ohr schreien. Wer aber für schweizerische Munitionslieferungen Kohle, Eisen und Maschinenteile, die aus Deutschland stammen, benutzen will, kann nichts an die — Entente liefern. Vieh, dies voran, Käse, Milch, Fische gehn in so erheb-

lichen Mengen nach Deutschland, daß das für die Menschen in der Schweiz recht fühlbar wird und der Berner Bundesrat verschiedentlich durch öffentliche und eindrucksvolle kurze Darlegungen — etwas, was unsere Regiererkaste ja immer noch zugunsten von zahllosen Mißverständnissen und Gerüchten verschmäht — sich wehren und auseinandersetzen mußte, daß er Deutschland nicht einseitig und auf Kosten schweizerischer Belangen begünstige.
h.

*

Was dem einen recht ist —

Auf einem Bankett der Neuyorker Handelswelt erklärte der leitende Ingenieur des Panamakanals, Colonel Goethals: Der Kanal ist von höchster strategischer Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten. Wir müssen unbedingt die Herrschaft über die Kanalzone erhalten. Unsere Regierung hat endlich Unterhandlungen mit Panama begonnen. Wir verlangen, daß die Vereinigten Staaten die uneingeschränkte Jurisdiktion erhalten. Alle amerikanischen Kaufleute und Fabrikanten müssen das Recht haben, diese Zone für ihre gewerblichen Zwecke zu benutzen, usf.

In den gleichen Tagen, da aus Wilsons Goldfeder seine berühmte Friedens- und Weltbeglückungsbotschaft floß, wurde die Annexion der Dänemark abgepreßten westindischen Antillen durch Austausch der Ratifikationen in Washington (17. Januar) vollzogen.

Meminisse juvabit. Auch für uns gibt es strategische unbedingte Wichtigkeiten einer bestimmten Kanalzone, auch wenn wir nicht gleich so ohne jeden Gedanken an ein anderes Wohl und ein anderes Recht, als das eigene, annektieren. Hoffentlich hat man, bis der schon viel zu lange verschleppte Fall der Sicherung unserer „Herrschaft“ schonungsvoll endlich eintritt, so viel Mut gesammelt, die Herren von drüben auf diese Vergleiche aufmerksam zu machen.
H.

*

Eine neue englische Gefahr

Einer solchen glaubt Johann Hering auf die Spur gekommen zu sein, und es ist schon möglich, daß ihm die Tatsachen recht geben werden. In der „Politisch-Anthropologischen Monatschrift“ führt er aus:

Die Engländer haben sich in und um Calais festgesetzt, das wissen wir und die Franzosen. Warum? Es ist doch jedem klar, daß sie sich dort ein weiteres Gibraltar schaffen wollen. Ich glaube aber, sie bezwecken noch mehr: trotz ihrer alles beherrschenden Flotte, ihrer noch immer ausschlaggebenden Geldmacht, ihrer 30 Millionen Quadratkilometer Kolonialbesitzes kennen sie ihre Schwäche: sie sind wenig über 30 Millionen stark und können sich auf ihrer Insel nicht ausdehnen, haben auch keinen gesunden Bauernstand. Da sie aber nicht nur wissenschaftlich-anthropologische Gesellschaften haben, die schon allerlei über den rassigen Niedergang ihres Volkes entdeckten, sondern im Gegensatze zum deutschen Michel praktische Folgerungen aus theoretischen Erkenntnissen über ihr Volkstum ziehen, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß sie die Franzosen absichtlich verbluten lassen, um ebenso, wie sie sich an der Front Kilometer um Kilometer ausdehnen, auch französischen Besiedlungsboden mit ihrem mehr als gesunden Selbsterhaltungsinstinkt zu besetzen. Die englischen Anthropologen werden so gut wie die deutschen und französischen wissen, daß in Nordfrankreich der gesündeste, geistig höchststehende Bestandteil der französischen Bevölkerung wohnt. Menschen mit edlem normannischem und sonstigem germanischen Bluteinschlag, was schon äußerlich in dem, wenn auch gemischten blonden Typus zum Ausdruck kommt. Die gründlichen Werke, Statistiken und Rassekarten von Broca, Collignon, Bertillon, Lapouge u. a. geben ein deutliches Bild, daß sich die Engländer zu einer Rasseveredelung und -ausdehnung keinen besseren Untergrund wünschen können, wie den Nordosten Frankreichs. Wir aber müssen damit rechnen, daß wir statt eines gebrochenen Franzosenvolkes den noch ganz anders hassenden Engländer im Westen, im Osten

Digitized by Google

den Muschik an Stelle der zu sieben Millionen verschleppten Ostseedeutschen, Letten und Litauer zu Nachbarn bekommen. Ob unsere Gemäßigten und Pazifisten durch diese neuen Vernichtungsaussichten zur Vernunft kommen werden? Paul Rohrbach, der gewiß kein alldeutscher Heißsporn ist, hat in seinem Vortrag vom 27. November 1916 laut Besprechung der „Münchener Neuesten Nachrichten" die Forderung erhoben, daß Rußland mit seinem Geburtenüberschuß von drei Millionen jährlich geschwächt werden müsse. Die Abtrennung von Polen dürfe nur den Anfang bedeuten.

*

Wie sie's machen

Unter dem konservativen Ministerium Balfour, der heute Minister des Auswärtigen ist, unmittelbar nach dem Abschluß des Einvernehmens mit Frankreich, wurde der Großfabrikant der öffentlichen Meinung in England, Harmsworth, Besitzer der „Daily Mail", „Evening News" und verschiedener Wochenblätter, später auch Hauptinhaber der „Times", unter dem Titel eines Lord Northcliffe zum Peer des Königreiches Großbritannien erhoben. Wie der liberale Abgeordnete Lea im englischen Unterhause am 19. Februar 1908 mitteilte, ernannte Balfour von Juni 1903 bis September 1905 insgesamt 13 Peers, 16 Mitglieder des Geheimen Rats, 33 Barone und 76 Ritter. Sein Nachfolger Campbell-Bannerman schuf von Dezember 1905 bis Anfang 1908 insgesamt 20 Peers, 19 Geheimratsmitglieder, 23 Barone und 95 Ritter.

Diese Verteilung von Titeln und Würden erfolgt zuweilen auch auf Grund von wirklichen Verdiensten, in der Regel aber, um die Parteikasse aufzufüllen. Jeder Titel hat einen Marktpreis. Mit aller Bestimmtheit behauptete der Abg. Lea am 19. Februar 1908 im Unterhause, daß unter Balfour die Peerswürde nicht weniger als 3 Millionen Mark gekostet habe. Die anderen Würden sind nicht so teuer. Die Vermittler dieses Geschäfts erhalten entsprechende Beteiligungen.

An reichen Emporkömmlingen, die gern eine Stange Gold opfern, um äußeres Ansehen zu erlangen, fehlt es in England nicht. So erwarben zwei Mitglieder des Hauses Stern die Peerswürde, ein Mitglied von dem konservativen, das andere von dem liberalen Ministerium. Das Haus Stern verband sich somit geschäftsklug beide Parteien.

Aus welchen Quellen damals die geheime politische Kasse der Regierung gefüllt wurde, ist nicht zuverlässig bekannt geworden. Ein Antrag im Unterhause vom Februar 1908 beklagte die geheimnisvolle Art, mit der die geheimen politischen Gelder angehäuft werden, und sah in diesem Geheimnis eine Gefahr für die Rechte des Unterhauses. Schon damals verwendete die englische Regierung beträchtliche Beträge für die Beeinflussung zugänglicher Politiker und Zeitungen in Belgien, Frankreich, Italien, Rußland und in anderen Ländern, um für ihre Einkreisungspolitik gegen Deutschland tätige Freunde zu gewinnen. P. D.

*

Sage mir, mit wem du umgehst

In Italien hat die Vereinigung der ausländischen Zeitungskorrespondenten laut Nachricht aus Mailand beschlossen, den deutschen und österreichischen Berufskollegen die Mitgliedschaft zu entziehen und für künftig zu verschließen, zur Züchtigung für die „grausamen Missetaten ihrer Regierungen". Die Vorkämpfer der Zivilisation und Gerechtigkeit bestehlen die so von ihnen Gezüchtigten um wohlerworbene Rechte am Vereinseigentum.

Vorstand und Heißsporn der genannten Assoziazione ist ein gewisser François Carry, kein Franzose, sondern Welschschweizer. Er war vor nicht lange noch tätig an der Wiener „Politischen Korrespondenz", deren vielbenutzte diplomatisch-internationale Offiziosität bekannt ist, sowie für „große" bekannte Berliner Blätter. Auch rühmt sich dieser ententefeurige Eidgenosse des preußischen Kronenordens, Ausgabe Komthurkreuz, Commandatore.

Ob letzteres wahr ist, wäre interessant zu wissen. Es kann uns nicht gleichgültig sein, was für Journalistensortimente geschätzt wer-

Digitized by Google

den, in „deutscher“ Politik verdienstvoll mitzuwirken. Zurzeit ist Carry einer der journalistischen Hauptdrähte zwischen den Hetzhauptblättern von London, Paris und Mailand. F.

*

Es tut so wohl

auch nur die alten politischen Wahrheiten noch wieder nachdrücklich gesagt zu hören. So bei Gelegenheit einer ausgezeichneten, rein sachlich exakten Darlegung des Geheimrats Dr.-Ing. Wilh. v. Siemens über „Seerecht und Sicherung der Volkswirtschaft“ (Monatsschrift „Recht und Wirtschaft“, Jahrgang V, Heft 8/9; Nachlesen der Zusammenhänge dringend zu empfehlen). Den sich staatsmännisch vorkommenden Leitideen, die England im Welturteil durch eine ehrliche Bravheit und Selbstlosigkeit überbieten und ausstechen möchten, wird hier mit beweiskräftiger Anschaulichkeit klargemacht, daß die englische Macht verankert ist in dem Glauben der Völker an Englands Fähigkeit zu jeder Rücksichtslosigkeit und insofern in dem Glauben an die dem Damoklesschwert gleichende Wirksamkeit dieser Macht. Ruhm und selbstlos guter Wille schaffen noch niemals politische staatliche Anhänger, nur die Überzeugung tut es, daß der Starke auch begriffen seine Energie besitzt und sie zu brauchen weiß. Auch kein Alexanderstreich, sagt Prof. v. Siemens mit Feinheit, „ist ganz ohne Risiko“. Aber nur ein solcher „wird bei glücklicher Vollendung uns das Vertrauen und die Freundschaft der Völker bringen“, die sie mit Unterdrückung aller Rechtsgefühle aus sehr triftigen Gründen England bisher darbringen.

Es tut so wohl; — in einer Zeit, wo es von Menschen als Politik betrachtet wird, das Kaudinische Joch, unter das uns die Feinde zu beugen mit aller fanatischen Anstrengung nicht vermögen, dafür sich freiwillig aufzurichten. Oder wo man Amerika, dem am besten ein guter Boxer imponiert, kindlichen Gemütes durch Selbstverstümmelung eine Rührungsträne abgewinnen will. h.

*

Die Zeitungen sind schuld

Das amtliche Organ der ostpreußischen Preisprüfungsstelle hat endlich erfaßt, wer die — zart ausgedrückt — Wucherpreise für Gänse verschuldet — die Zeitungen. Nachdem es dargelegt hat, daß die Gänsepreise allerdings in keiner Weise durch den Erzeugerpreis begründet seien, schreibt es wörtlich:

„Zahlreiche Zeitungen im Lande haben über die hohen Gänsepreise der Großstädte so verlockende Schilderungen gemacht, daß ihre Leser in den Kleinstädten und auf dem Lande dadurch veranlaßt worden sind, in eben denselben, den Wucher bekämpfenden Blättern ihre Gänse zu offenbaren Wucherpreisen durch Anzeigen anzubieten.“

Auf diese Weise läßt sich alles entschuldigen: Einer liest in der Zeitung, daß es dem Einbrecher X oder dem Kassendiebe Y oder dem Wechselfälscher Z gelungen ist, seinen Raub in Sicherheit zu bringen, und er geht hin und tut desgleichen. Ist er nun schuldig? Bewahre! — die Zeitung, die „so verlockende Schilderungen“ gebracht hat. Gr.

*

Verlorene Karten werden nicht ersetzt

Je zahlreicher die Lebensmittelkarten werden, desto öfter findet sich der obige Aufdruck. Die Verordnungs- und Kartenfülle stellt nun aber tatsächlich an Fassungskraft, Aufmerksamkeit und Sorgfalt derartige Ansprüche, daß sie manchem nicht darauf eingestellten Kopf leicht über das Begriffsvermögen gehen kann. Und Verlust der einen oder andern Karte ist da häufig mehr als verzeihlich, zumal da, wo etwa Kinder mit der Besorgung von Einkäufen betraut werden müssen. Was nun aber, wenn so ein Kinderköpfchen mal versagt? Der obige Aufdruck ist durchaus nicht nur ein Schreckgespenst! Soll nun eine Familie vier Wochen lang ohne Fett, ohne Zucker, ohne Milch oder die sonst zur Verteilung gelangenden Lebensmittel auskommen? Und es gibt gar Städte,

Digitized by Google

in denen die Legitimationskarte, die zum Empfang aller anderen Karten berechtigt, diesen Aufdruck trägt. In der jetzigen Zeit, wo das Volk doch wahrlich genug Opfer bringt, eine derartige steinerne Unzugänglichkeit des Bureaukratismus? Schläft in diesem Bureaukratismus gänzlich das Gefühl, daß er nur von Volkes Gnaden da ist, zu Nutz und Frommen des Volkes, ihm zur Hilfe? Gewiß, es könnte hin und wieder ein Betrug vorkommen; aber dem ließe sich ja doch durch strengere Prüfung des einzelnen Falles — einem peinlichen Verhör wird sich ohne Not niemand gern aussetzen —, durch gelegentliche Nachprüfung oder auch durch eine Gebühr, die von Fall zu Fall und in verdächtigen Fällen unter Umständen auch einmal hoch anzusetzen wäre, vorbeugen. Aber gänzliche Verweigerung des Ersatzes ist eine Härte, die unter den gegebenen Umständen geradezu zur Not führen kann und höchst aufreizend wirken muß. Dr. E. K.

*

Tatsachen

Der „Vorwärts" vom 1. Februar d. J. bringt folgende „Meldungen vom Tage"

Der Landrat des Kreises Kreuzburg gibt bekannt, daß er sich veranlaßt sehe, die Gemeinden Oberellguth und Oberkunzendorf bei der Verteilung von Zucker und Beleuchtungsmitteln (Petroleum, Spiritus usw.) solange auszuschließen, bis sie ihrer Verpflichtung zur Ablieferung der vorgeschriebenen Buttermenge regelmäßig und restlos nachkommen. Er bringt dies zur Kenntnis, um die Landwirte an ihre vaterländische Pflicht zu erinnern.

In einem Aufruf des Thorner Oberbürgermeisters und des Landrats des Thorner Landkreises an die Geflügelhalter der beiden Thorner Kreise zur Eierablieferung wird bekanntgegeben, daß bei einem Hühnerbestande von 67700 Stück im Stadt- und Landkreise Thorn im Monat Dezember 1916 nur 2514 Stück Eier an die Sammelstellen zur Ablieferung gekommen sind. Bei dieser geringen Menge konnten nicht einmal den Thorner Kriegslazaretten Eier überwiesen werden, auch die Krankenhäuser gingen leer aus.

In der Dezemberversammlung seines landwirtschaftlichen Kreisvereins sagte der Landwirtschaftsdirektor Witkamp: „Im Kreise Recklinghausen stehen 12700 Milchkühe, die mindestens 40000 Liter Milch täglich bringen müßten. Die Menge der angelieferten Milch entspricht dem nicht im entferntesten und genügt nicht einmal für die bevorrechtigten Bezieher." — Ein süddeutscher Tierarzt, der 500 ländliche Wirtschaften kontrolliert hat, berichtet: „Viehhaltungen mit Beständen bis zu 18 Kühen lieferten nicht einen Liter Milch und auch kein Pfund Milchfett ab, obwohl die Kühe weder hochträchtig sind, noch trocken stehen. Die Kälber erhalten Vollmilch bis zur vollen Sättigung. Die Schlachtschweine erhalten Getreide und Vollmilch. Die Schmalznudeln werden wie im Frieden hergestellt. Aller Milchüberschuß dient zur Herstellung von Butterschmalzvorräten." — Der Kreis Oppeln hat bei 44000 Stück Rindvieh (am 1. Dezember 1915 waren es genau 45492 Stück) in einer Woche 4,5 Zentner Butter angeliefert, also je ein Pfund auf 100 Rinder!

Die Stadt Mülhausen, die unter anderem auch vom Kreise Gebweiler mit Kartoffeln versorgt werden soll, leidet seit einiger Zeit sehr unter Kartoffelmangel. Seit kurzem nimmt nun ein Beamter aus Straßburg in den Gemeinden des Oberelsaß Kellerrevisionen vor. In 13 Gemeinden des Kreises Gebweiler wurden allein 10700 Zentner verheimlichter Kartoffeln gefunden. Diese Bestände — 52½ Waggon Kartoffeln — wurden beschlagnahmt und der Stadt Mülhausen übergeben, deren Kartoffelkalamität damit behoben ist.

*

Ratzlmacher & Co.

Wir müssen uns immer mehr mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir trotz der erhebenden Größe des deutschen Erlebens im August 1914, trotz der mehr als zweijährigen Heimsuchung durch den furchtbarsten Krieg, in

Digitized by Google

der kommenden Friedenszeit im eigenen Lande denselben schweren Kampf um unsere deutsche Art zu führen haben werden, wie vorher.

Kaum hatte die erste Friedenstaube ihren Flug gewagt, als sich auch das internationale Gesindel in voller Schamlosigkeit herauswagte. In der Wiener Montagszeitung „Der Morgen“ vom 25. Dezember 1916 steht folgendes zu lesen: „Wenn uns das kommende Jahr den Frieden bringen sollte, dann wird im Winter 1918 die neue auf einen deutschen Text komponierte Oper Puccinis von Wien aus ihren Weg über die Bühnen nehmen. Der Komponist erbat sich durch einen Züricher Vertrauensmann die Zustimmung des Librettisten zur Vertonung eines neuen Werkes im Kriege. Er hat tatsächlich ein veristisches Drama, ‚Der Havelock‘, das ihm sein Schwiegersohn Forzano textierte, in Musik gesetzt. Puccini hofft, wie der Züricher Vermittler versicherte, auf einen baldigen Frieden. Er soll über die ihm zugeschriebenen österreich- und deutschfeindlichen Äußerungen empört sein. Der Meister will sich stets streng unpolitisch aufgeführt haben, was ja nach Kriegsende leicht zu beweisen sein wird. Die Librettisten haben den Titel der Puccini-Oper geändert. Sie heißt jetzt statt ‚Die Wanderschwalbe‘ ‚Der letzte Roman‘. Sie schildert die Liebesgeschichte einer Pariser Kokotte, die durch die Liebe eines jungen Menschen geläutert zu werden hofft, aber nach einer schweren Enttäuschung wieder in ihr gewohntes Milieu zurückkehrt.“

Daß der italienische Katzlmacher sofort herangeschlichen kommt, wenn er die Möglichkeit eines Geschäftes wittert, kann uns nicht wundern. Aber daß er im eigenen Lande sofort seine Handlanger und Schrittmacher findet, geht denn doch übers Bohnenlied. Daß dieses charakterlose Pack kein Ehrgefühl hat, ist nicht neu. Aber dann darf auch die Brandmarkung nicht ausbleiben, und unsere Presse muß sich vom schmierigen Gefasel dieser Kunstkaufleute freihalten. — Man beachte übrigens die altbewährte Art der Neugier weckenden Stimmungsmache für das neue Werk. Auch hier die gleiche Schamlosigkeit. Denn es gibt natürlich keinen Stoff, der für die deutsche Opernbühne im kommenden Frieden näherliegt, als der rührsam vorgetragene „letzte Roman“ einer im Grunde edlen Pariser Kokotte.

Gibt es denn wirklich kein Vertilgungsmittel gegen dieses Geschmeiß, das unseren Kunstbetrieb, nein, unser ganzes Leben entehrt? R. St.

*

So wird's gemacht ...

Durch die Tagesblätter geht eine Theaternotiz von 21 Druckzeilen. Zunächst ist das scheinbar unverfänglich. Wer aber die Witterung dafür hat, der liest hier eine typische Geschichte in und zwischen den Zeilen.

Es wird da mitgeteilt, daß eine ostpreußische Stadt in ihrem Neuen Schauspielhause eine Gerhart-Hauptmann-Woche macht: „die erste in Deutschland“!

Welch ein Ereignis! Nun hat man uns seit 20—30 Jahren gründlich genug Gerhart Hauptmann vorgespielt — und nun kommt Königsberg und macht eine Hauptmann-Woche und läßt dafür Trara blasen!

Was steckt dahinter? Ganz einfach! Der aus Berlin kommende Kritiker Julius Bab hat sich seinen Artgenossen Jeßner und Rosenheim als Dramaturg und Spielleiter beigesellt, ein Anfänger und Neuling — also muß da Reklame gemacht werden. Was tut man? Man macht eine Hauptmann-Woche, lädt den Dichter ein, der denn auch kommt — und spielt u. a. auch brünstige Mißgriffe wie „Griselda“. Das ist alles, was man dort im schwer mitgenommenen Ostpreußen in der Kunst Neues und Erhebendes zu bieten weiß!

Herr Bab fing als Kritiker an. So wird's gemacht. Ist dann der Name durch zahllose Artikel dem Publikum geläufig — so kann's weiter gehen.

Und noch eins: auch unsre nationalen Blätter fallen auf Reklamen dieser überflüssigen Art glatt herein. 8.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

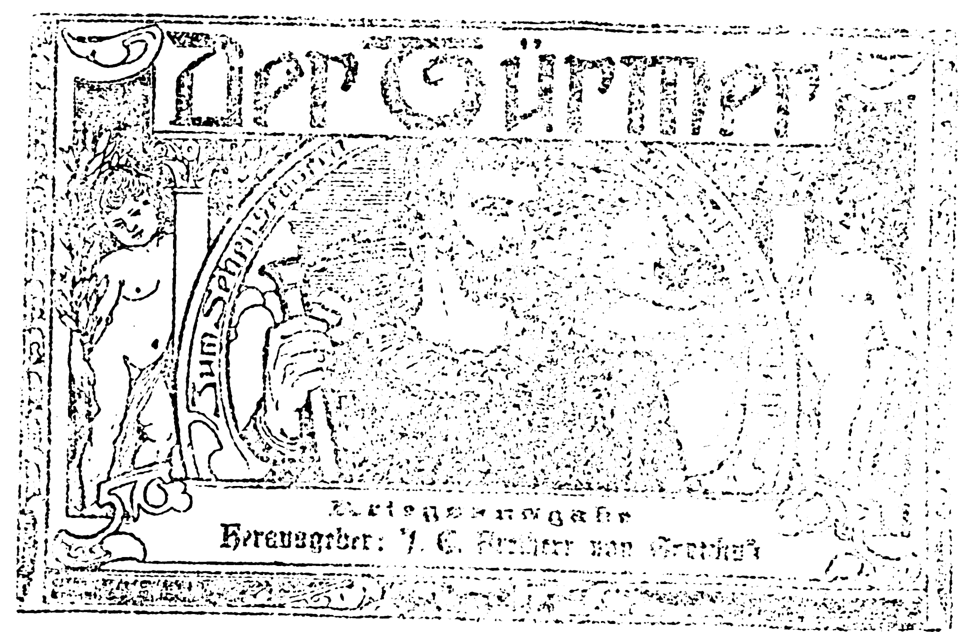


Deutsche Soldatengräber auf dem Gefechtsfeld Lukowisko-Krzewica

Ernst Otto

Beilage zum Türmer

Digitized by Google



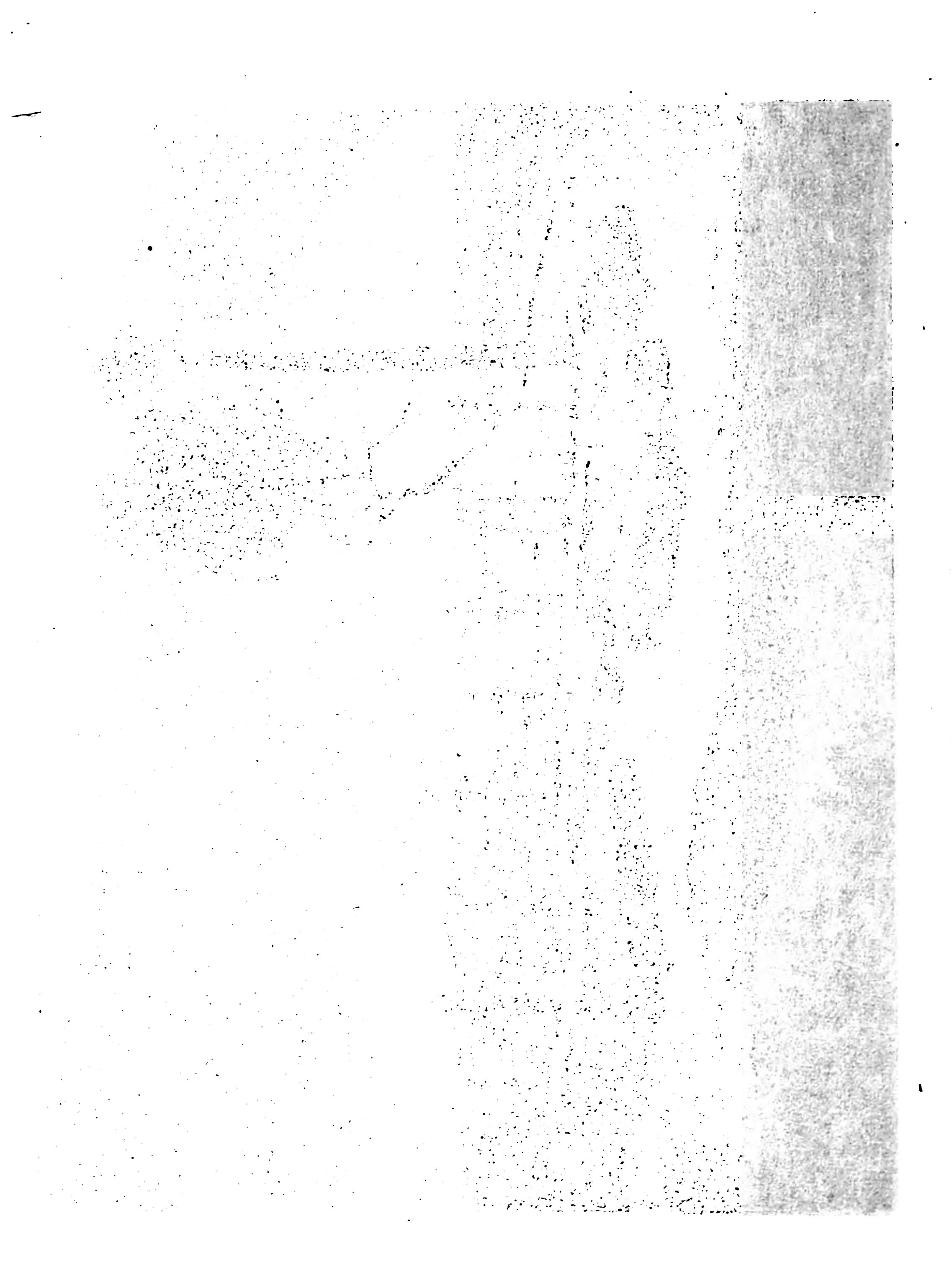
XIX. Jahrg. Zweites [illegible] 1917 Heft 12

Sternennebel

Von Fr. Schaal

Die Pantoffeltierchen, winzige [illegible], von denen fünf auf einen Millimeter gehen, pflanzen sich [illegible] auf ganz merkwürdige Weise fort. Zwei dieser [illegible] legen sich mit der Langseite aneinander und verschmelzen [illegible] ihrer Art. Mit den Stoffen geht auch das Leben [illegible] in das werdende Geschöpf über. So unscheinbar dieser Vorgang [illegible] Beobachters ausnimmt, so wunderbar ist er in Wirklichkeit. [illegible] Alte zerfällt nicht, wie sonst der Tierkörper beim Tode, sondern [illegible] Gestalt.

Ein ähnlicher Vorgang [illegible] Form, draußen im Sternenraum ab. Unter [illegible] Nachthimmel wahrnehmen, mengen sich neblige [illegible] Gestalt manchmal auch mit unregelmäßigen [illegible], ähnlich unseren Wolken. Ein solches Gebilde, das bei schwacher [illegible] mit bloßem Auge wahrgenommen werden kann, befindet [illegible] des Orions. Wir haben die Sternennebel vor uns. Viele [illegible] sich bei starker Vergrößerung in Sternhaufen auf, erscheinen [illegible] Nebel, weil infolge ihrer ungeheuren Entfernung das Licht [illegible] Die Lichtpunkte sind einander so [illegible] das Auge nimmer zu trennen vermag. Nun gibt es aber [illegible] Vergrößerung nicht



Digitized by Google



XIX. Jahrg. Zweites Märzheft 1917 Heft 12

Sternennebel

Von Fr. Schaal

Die Pantoffeltierchen, winzige Lebewesen, von denen fünf auf einen Millimeter gehen, pflanzen sich bisweilen auf ganz merkwürdige Weise fort. Zwei dieser Tierchen legen sich mit der Längsseite aneinander und verschmelzen zu einem neuen Lebewesen ihrer Art. Mit den Stoffen geht auch das Leben der Muttertierchen in das werdende Geschöpf über. So unscheinbar dieser Vorgang sich im Auge des Beobachters ausnimmt, so wunderbar ist er in Wirklichkeit. Das hinsterbende Alte zerfällt nicht, wie sonst der Tierkörper beim Tode, sondern lebt wieder auf in verjüngter Gestalt.

Ein ähnlicher Vorgang spielt sich, wenn auch in großartigster Form, draußen im Sternenraum ab. Unter die Lichtpunkte, die wir am strahlenden Nachthimmel wahrnehmen, mengen sich neblige Gebilde von meist scheibenartiger Gestalt, manchmal auch mit unregelmäßigen Umrissen, ähnlich unseren Wolken. Ein solches Gebilde, das bei schwacher Vergrößerung, ja selbst mit bloßem Auge wahrgenommen werden kann, befindet sich im Wehrgehänge des Orions. Wir haben die Sternennebel vor uns. Viele derselben lösen sich bei starker Vergrößerung in Sternhaufen auf, erscheinen also nur deshalb als Nebel, weil infolge ihrer ungeheuren Entfernung das Licht der einzelnen Sternpunkte ineinanderfließt. Die Lichtpunkte sind einander so nahegerückt, daß sie das Auge nimmer zu trennen vermag. Nun gibt es aber auch Nebel, die sich bei der stärksten Vergrößerung nicht

Digitized by Google

auflösen. Daß dies keine Sternanhäufungen sind, zeigt die Spektralanalyse, die hier ein Spektrum mit nur wenigen hellen Linien (diskontinuierliches Spektrum) nachgewiesen hat, während Sternhaufen das siebenfarbige Lichtband mit einzelnen dunklen Linien (kontinuierliches Spektrum) zeigen. Die nichtauflösbaren Nebel, auch planetarische Nebel genannt, sind Anhäufungen von Gasmassen, in der Auflösung oder im Werden begriffene Himmelskörper. Oft bemerkt man in ihrer Mitte einen helleren Kern, um den vermutlich das Ganze schwingt.

Wie sind diese rätselhaften Sternwolken entstanden? — Wenn ein menschlicher Leichnam verbrannt wird, bleibt ein kleiner Aschenrest mineralischer Bestandteile zurück. Alles übrige hat sich verflüchtigt, ist in den gasförmigen Zustand übergegangen. Wasserstoff und Stickstoff, Hauptbestandteile unseres Körpers, sind Luftarten; also nicht zu Erde, sondern zu Gas wird unser Körper nach dem Tode. Die Kraft des Lebens bindet diese Stoffe und gießt sie in die feste Form des Leibes; der Tod löst dieselben, macht sie frei, daß sie in neue Formen des Lebens eingehen können.

Auch Welten sterben. Aber bei ihnen vollzieht sich der Vorgang der Auflösung nicht allmählich, sondern plötzlich, in Form einer Katastrophe. Um die Sonne wandeln die Planeten, festgehalten durch das Band der Massenanziehung. Langsam, aber unaufhaltsam rücken sie der Sonne näher, und einer nach dem anderen wird einst in deren Flammenschoß verschwinden. Auch unsere Erde wird so einmal in die Welteneſſe stürzen, und selbst der ferne Neptun wird seine Kreise enger und enger ziehen und zuletzt dort verschwinden, wo alle übrigen Wandelsterne sich in Glut aufgelöst haben. Jedesmal wird ein Beben durch den gewaltigen Sonnenkörper gehen, und ein plötzliches Aufleuchten wird fernen Sternen den Tod einer Welt künden. Einsam wird die furchtbare Weltenverschlingerin ihre Bahn nun durch den Himmelsraum ziehen und mehr und mehr erkalten. Sie eilt, vermöge der ihr innewohnenden Kraft, der nächsten Sonne zu, eine halbe Ewigkeit hindurch, und kommt dieser näher und näher. Zwei Sonnen kreisen jetzt um den gemeinsamen Schwerpunkt. Endlich ist der Zeitpunkt gekommen — die beiden Welten vermählen sich, und die furchtbar prächtige Brautfackel leuchtet durchs weite Sternenall. Das Äthermeer wogt auf, der Wellenschlag dringt bis zur fernsten Welt. In irgendeiner Region des Sternenraums flammt eine Fackel auf — ein neuer Stern. Zwei Sonnen sind zusammengeprallt, und in der Hitze, die sich nun entwickelt, zerstieben die Stoffe in Atome. Die Hitze, die die Körper ausdehnt, bläht das entstandene gasförmige Gebilde zur Wolke auf — das ist der Weltentod. Aber wie aus den beiden hinsterbenden, ineinanderfließenden Aufgußtierchen ein neues geboren wird, so ersteht aus den in Trümmer gegangenen Sonnen, aus dem Gasnebel, eine neue Welt. In der Mitte sind die Stoffe dichter, und es bildet sich ein Kern, um den sich das Ganze schwingt. Infolge der durch die Wärmeausstrahlung in den Weltenraum bedingten Abkühlung zieht sich der mächtige Körper zusammen. Einzelne Nebelfetzen lösen sich im Umschwung ab und umkreisen, allmählich Kugelgestalt annehmend, den Hauptkörper, der sich mehr und mehr verdichtet. Eine neue Sonne, größer, herrlicher als die erste, taucht aus dem Meer des lichten Sternennebels; die Todesstunde der Mutter

Digitized by Google

ist die Geburtsstunde der Tochter. Und um das flammende Gestirn wandeln Planeten. Darunter mag auch eine Erde sein, die später zu einer Stätte des Lebens wird — die neue Erde, die des Sehers Mund verheißt.

Wunderbar ist das Werden, die Wiedergeburt im Kleinsten — wir denken an das einzellige Lebewesen, ans Pantoffeltierchen — wie im Größten — wir denken an die Sonne, die sich in glutender Pracht aus den hinflutenden Gasmassen gestaltet. Wunderbarer noch ist der Menschengeist, dessen Bewußtsein das Kleinste und das Größte umfaßt, der menschliche Gedanke, der das Bewußtsein erhellt, der das weite All durchmißt und in die lichtlosen Tiefen des Unendlichen zu tauchen strebt. Der Geist steht über dem Stoff; er ist aus dem Unendlichen geboren. Dort hinter allen Sternen ist seine Heimat, und dort wohnt — Gott. Darum schließen wir mit dem paulinischen Worte: Wir sind göttlichen Geschlechts.



An die Deutschen in Übersee!

Von Karl Gruber

Euch gilt mein Gruß, ihr deutschen Seelen,
Da drüben in der Neuen Welt —
Nie soll euch unsre Liebe fehlen,
Die Treue stets um Treue hält!

Ich hab' es wanderfroh erfahren
Im linden Süd, im rauhen Nord:
Ihr seid vom Stamme der „Barbaren“
Triebkräftiger Germanenhort!

Nur der kann eure Art ermessen,
Der übers Meer zu euch gelangt,
Wo unter Palmen und Zypressen
Ihr nach der deutschen Linde bangt...

Das Blut, das ist der heil'ge Bronnen,
Der unsre Urkraft stählend nährt —
Im Weltenbrand, der rings begonnen,
Auch eure Hand zuckt nach dem Schwert.

Euch schlägt das Herz in gleichem Sehnen,
Von gleichem Zorne sprüht auch ihr —
Der gleiche Haß gilt flammend denen,
Die stürmen auf das Reichspanier!

Wo immer rings auf dem Planeten
Die deutsche Mutter hegt ihr Kind,
Fliegt alles Hoffen, alles Beten
Dorthin, wo unsre Streiter sind...

Aus solchen hohen Herzensgluten
Quillt sieghaft heiße Leidenschaft —
Der falsche Neid muß jäh verbluten
Vor unsres Balmungs heil'ger Kraft!

Drum glaubt an uns, ihr fernen Brüder,
Die schirmend ihr die Hände hebt;
Nie senken wir die Fahnen nieder,
Solang' uns solche Liebe lebt.

Ihr seid im Geist bei unseren Schlachten,
Wo rings von Hassern wir umstellt —
Bis wir sie all' zu Falle brachten:
Germanengeist gewinnt die Welt!



Digitized by Google

Die Tschechen während des Krieges
Von Karl Hermann

Die „Information", eine aus trüben Quellen schöpfende Korrespondenz, deren sich feudal-klerikal-tschechische Kreise nicht offiziell und regelmäßig, aber desto ungenierter bedienen, schreibt in ihrer Nummer vom 23. Januar über „Österreichs Tschechen, ihre Einigung und ihren Treuschwur". Darin ist von dem begehrlichen Werben der Entente um die Tschechen, von langjähriger Propaganda Rußlands und von ihrer grimmigen Enttäuschung die Rede. Mannhaft und treu hätten die tschechischen Regimenter an der Seite ihrer deutschen Verbündeten gekämpft, und es gehe nicht an, daß man auf die Feigheit oder Untreue einzelner ganz wenig Entarteter oder Entgleister allzu eifrig verweise. Nun marschierten auch die Tschechen im Hinterland als offene, treumütige Bekenner für Kaiser, Dynastie, Staat und Reich in starker Rüstung wieder auf. Die Nation habe sich zu einem eisernen Ganzen gefügt, das sich ganz allein (!) als die stärkste Garde des altösterreichischen Gedankens auf die Schanze stellen will. „Die Information" (lucus a non lucendo) stützt sich bei ihren begeistert schwungvollen Ausführungen auf die Kundgebung des neugebildeten Tschechischen Verbands, der erklärte, er handle „im Interesse der altehrwürdigen Dynastie und der historischen Mission des Reiches, die vor allem in der Einigung und Beibehaltung der Unteilbarkeit seiner Königreiche und Länder, sowie der absoluten Gleichberechtigung aller Nationen besteht".

Die tschechische Taktik in diesem kritischen Augenblick, da die Sonderstellung Galiziens und der Herrscherwechsel Möglichkeiten zu wesentlichen Umgestaltungen der Monarchie öffnet, ist überaus kennzeichnend. Sie wäre in ihrer Kühnheit nicht möglich, wenn sie sich nicht auf zweierlei verlassen könnte: einmal auf das Wohlwollen sehr einflußreicher „altösterreichischer" Kreise, die auch durch die „Information" sprechen, und zum zweiten auf die Unkenntnis, die über die Vorgänge in Böhmen während des Krieges in Österreich und noch mehr in Deutschland herrscht.

Bekanntlich floh noch während des Krieges der Professor an der tschechischen Universität, Masaryk, ins Ausland. Es ist eine der kennzeichnendsten Erscheinungen der tschechischen Intelligenz, dieser höchst unglücklich organisierten, sehr regen, dabei nach allen Seiten beengten und übermäßig schnell gezüchteten Bildungsschicht eines kleinen Volkes, dessen kulturelles Abhängigkeits- und Unsicherheitsgefühl alle Augenblicke in politische Hysterie umschlägt. Das ist hier nicht im Sinne eines Tadels oder Vorwurfs, sondern einfach als sachliche Feststellung gemeint. Die Ziele der tschechischen Politik vor und während des Krieges, wie sie in ihren Hauptführern, Kramarsch und Masaryk, sich auswuchs, sind als klar gesehene Ziele „realistischer" Politik, als organischer Ausdruck der Lebensbedürfnisse und Entwicklungsnotwendigkeiten des Volkes gar nicht zu verstehen, sondern nur als Befriedigungsträume eines hysterischen, in sich selbst unsicheren und ganz und gar nicht robusten (wie man oft meint) Seelenverfassung, welche die Unerquicklichkeit einer vielleicht tragisch begrenzten abhängigen kulturellen Lage, statt sie durch zielsichere langsame kulturelle Arbeit zu überwinden, durch politische Großmanns-

Digitized by Google

träume zu überspringen sucht. Masaryk hat ein Janusgesicht veränderlichster, für den Fernerstehenden geradezu unverständlicher Prägung. Er schrieb dicke deutsche Bücher über Rußland, in denen er mit der östlichen Seele in sich rang, bis er sie scheinbar ehrlich — mit den gediegensten Waffen westlicher Kritik — überwand. Gleichzeitig gab er sich in tschechischen Büchern schwelgerisch hussitischen Maßlosigkeiten und allen den Ausschweifungen politischen Utopismus hin, der jetzt in seinen Hetzen gegen die Monarchie und seinen Verhandlungen mit Briand und England über ein künftiges und unabhängiges Königreich Böhmen gipfelt.

Dieser Masaryk ist das getreue Abbild der in tiefster Seele richtungslosen, zwischen slawischer Formlosigkeit und seltener westlicher Selbstbesinnung hin und her schwankenden tschechischen Intelligenz, die den letzten und einzigen Halt in einem zur nationalistischen Ideologie erweiterten Selbsterhaltungstrieb und in dem Gegensatz gegen alles Deutsche findet. So wenig organisch der Panslawismus in der Lage, Geschichte und dem klaren Denken der Tschechen begründet ist, so tief wurzelt er in der Psychologie jener Bildungsschicht.

Es wäre deshalb weit gefehlt, diese Utopisten und Hysteriker zu unterschätzen. Zunächst ist eine beachtliche Menge von geistiger Kraft in ihnen am Werke; zum zweiten ist ja in der Politik niemand gefährlicher als der Richtungslose, Zweideutige und sich selbst wie andere Betrügende. Kramarsch, der intimste Berater der österreichischen Regierung, muß als Gegner der Monarchie in ihrem Lebenskampfe zum Tode verurteilt werden; und — wie alle Kenner des Prozesses wissen — als höchst gefährlicher. Masaryk, der so unklug zu Werke ging, daß aus dem von ihm zurückgelassenen Material bereits mehrere neue Hochverratsprozesse erwachsen, ist die Seele einer tschechischen Propaganda im Ausland, die sich doch wohl mit einigem Recht in ihren Organen rühmen kann, daß sie den Mittelmächten in England, Frankreich, Amerika, Rußland erheblichen Schaden zugefügt hat.

Sie begann in Paris, wo auch ihre wichtigsten Organe, die „Nation tchèque“ und die „Ceskoslovenska Samostatnost“ erscheinen. Einen recht guten Überblick über die Ideen, die sie unter Masaryks geistiger Führung verficht, gibt ein „Czech Aspirations“ überschriebener Bericht der „Times“ vom 14. November über einen Masarykschen Vortrag in London: „Professor Masaryk sagte, daß in diesem Kriege Böhmen gegen Deutschland und Österreich war. Böhmische Regimenter hätten sich geweigert zu fechten. Die Erregung erreichte eine solche Höhe, daß sie einem Aufruhr oder einer Revolution glich. Mehrere seiner Kollegen seien verhaftet worden und einige seiner Freunde seien zum Tode verurteilt, aber nicht hingerichtet worden. Er selbst sei nach Italien entkommen. Eine Art passiver Revolution daure jetzt noch an. Die Böhmen seien in Wirklichkeit für die Entente. Sie wünschten unabhängig zu werden. Deutschland strebe danach, Österreich-Ungarn und die Türkei der Hauptsache nach zu verschlucken und ein Reich in Asien und Afrika aufzurichten. Das Bestehen Österreich-Ungarns gehöre zu diesem Plan, und die Entente müsse Österreich-Ungarn zerstückeln. Geschehe das nicht, so könne man keinen dauernden Frieden schaffen.“

Die Organisation untersteht einem „Ausschuß der Tschecho-Slowaken im Ausland“ und ist in Frankreich, Rußland, England und Amerika vertreten. (Aus der Schweiz wurden Vertreter ausgewiesen.) Sie umfaßt angeblich zwei Millio-


Digitized by Google

nen im Ausland lebender Tschecho-Slowaken, wobei freilich eine angeblich halbe Million tschechischer Gefangener in Rußland mitgerechnet wurde. In Amerika wurde beim Lusitania-Fall und ähnlichen Gelegenheiten eine lebhafte deutschfeindliche Propaganda entfaltet, in Frankreich und in Rußland will man hauptsächlich durch Freiwillige wirken, die in Rußland durch Werbung unter den Gefangenen bis auf eine Brigade ergänzt worden sind (alles nach Angaben der erwähnten Organe). Besonders rührige Führer sind der Freund Masaryks, der Privatdozent an der Prager Universität Benesch, der auch ein Agitationsbüchlein mit einer rühmenden Zusammenstellung aller hochverräterischen Unternehmungen tschechischer Regimenter herausgab und nach Masaryks Flucht noch lange dessen Verbindung mit der Heimat aufrechterhielt, und dessen Frau jetzt verhaftet wurde; ferner der agrarische Abgeordnete Dürich, der Dozent an der Prager Handelsakademie Stepan, der Mitarbeiter des „Kramarsch Idenko", Reimann, der Redakteur der Zeitung „Kramarsch", der Narodny Listy, Bogdan Pawel, der als österreichischer Offizier zu den Russen überging, der Redakteur Sychrava, dessen Schwester jetzt in einen Hochverratsprozeß verwickelt ist, usw.

Wie die Tschechen daheim über diese Bewegung dachten (daß es an Verbindung nicht gefehlt hat, beweisen die vorzüglichen Informationen jener Organe über alles Tschechische, die der österreichischen Presse fehlten), hat am offensten Kramarsch ausgedrückt: „Diese Propaganda sei doch nicht ganz wertlos, wenn man bedenke, daß sie nicht Fragen behandle, welche ausschließlich zwischen den Verbündeten auszumachen sind, sondern Fragen, an denen alle gleichmäßig interessiert sind, denen es auf das Gleichgewicht der Kräfteverhältnisse in Europa ankommt. Man würde vielleicht einmal den tschechischen Politikern für ihre Reserve, für ihre nach allen Seiten hin korrekte Haltung dankbar sein, weil sie den Weg nach der anderen Seite offen gehalten hätten." Mit andern Worten: die Alternative zwischen Petersburg und Berlin, die den Tschechen bei ihren innerpolitischen Eroberungen immer als Droh- und Erpressungsmittel gedient hatte, sollte auch während des Krieges offen bleiben.

Wer die wahre Stimmung in Tschechisch-Böhmen kennt, weiß, daß sie auch heute noch, nach den Prozessen, die als Märtyrervergewaltigung angesehen werden, nach allen Loyalitätskundgebungen und Erklärungen der Treue zur Dynastie, für die Tschechen offen ist. Ihre Treue zu Österreich ist an Bedingungen geknüpft, die sie nie hinzuzufügen vergessen, und die auch in der letzten Kundgebung enthalten sind, freilich mit zweideutigen Worten: hinter der Unteilbarkeit der Königreiche steckt noch immer das „böhmische Staatsrecht" und hinter der „Gleichberechtigung" der Wunsch nach Gleichstellung mit Ungarn; hinter der Hingabe an das „Interesse der Dynastie" aber jener passive Widerstand gegen das engere Bündnis mit Deutschland, das den Tschechen als drohendes Zukunftsgespenst im Anfang des Krieges erschienen war und sie in die passive Resistenz gegen Österreich hineingetrieben hatte. Ein unabhängiges Österreich, für das sie sich jetzt so offen erklären, heißt ihnen vor allem: ein von Deutschland möglichst unabhängiges, und in dem Bestreben, das Bündnis, das zwischen den verbündeten Regierungen auf beiden Seiten immer so restlos loyal aufgefaßt worden ist, als Hegemonie Deutschlands und willenlose Vasallenschaft der Mon-

Digitized by Google

archie zu verdächtigen, sind die Tschechen daheim mit denen im Ausland einig: hier aber, und nicht in einer politisch kurzsichtigen Liebe zu Rußland lag der Kern der tschechischen Politik vor dem Kriege, während des Krieges und nach ihm. Am besten kennzeichnet das Verhältnis der Tschechen draußen zu denen daheim ein Aufsatz aus einem der in Paris erscheinenden Organe. Indes nach seiner Behauptung das Verhalten der Tschechen im Kriege der Monarchie eine tödliche innere Wunde zufügte, vollzog sich nach Mackensens Maioffensive jene „Neuorientierung der tschechischen Politik", die in der Loyalitätskundgebung der Selbstverwaltungskörperschaften zum 18. August 1915 gipfelte. Dabei hielt der ehemalige Minister Forscht eine patriotische Rede, in der er auf die „denkwürdigen Kundgebungen des gütigen Herrscherwillens" verwies, „die dem tschechischen Volke in den Jahren 1861, 1870/71 bezeugt wurden"; ferner auf die Thronrede von 1879; auf „administrative und legislative Akte, zu denen es durch die Huld des Monarchen auf dem Gebiete der Bestrebungen nach Hochschulbildung und nach der Regelung der Sprachenfrage gekommen ist . . ." Das Organ der Tschechen im Ausland erklärt nun, daß es mit solchen Huldigungen sehr zufrieden sein könne. Denn sie hätten „in nicht straffälliger Form das ganze Glaubensbekenntnis der staatsrechtlichen Schule gegeben". Dann wird nachgewiesen, daß sich die Zitate Forschts auf Versprechungen Kaiser Franz Josephs bezogen, die nach der Anschauung der Tschechen noch nicht erfüllt seien, und die jetzt auch das Organ der Agrarpartei „Venkow" wieder anführt. 1861, 71 und 79 habe der Kaiser die Krönung und die Achtung der staatsrechtlichen Bestrebungen der Tschechen zugesagt; die zweite tschechische Universität sei noch heute nicht erreicht, und auf dem Gebiet der Sprachenfrage seien die Tschechen benachteiligt geblieben. So sei das, was der Festredner gesagt habe, nicht im Widerspruch mit der Politik der Tschechen im Ausland. „Den Hochverrat, den wir unmittelbar offen durchführen, wußte der Prager Festredner in einen Strauß Rosen einzubinden." — So sehen die Loyalitätskundgebungen draußen aus; so unbestimmt und mehrdeutig verschwimmen die Umrisse der tschechischen Politik.

Der Widerspruch, den die „Frankfurter Zeitung" im Anschluß an jenen Bericht der „Times" mit Befriedigung zwischen Masaryk und den Versicherungen des Tschechenverbandes feststellt und als Beweis dafür anführt, daß Masaryk und die Tschechen im Ausland, ihrer ausdrücklichen Versicherung entgegen, nicht im Namen der Tschechen daheim sprächen, löst sich in jenen tieferen zwischen den zwei tschechischen Seelen und dieser Gegensatz wieder restlos in die Einheit eines folgerechten geschlossenen Nationalismus auf, der den Staat ausschließlich als Mittel, die Nation, wie sie ist, als Selbstzweck ansieht. Außen- und Innenpolitik der Tschechen ergänzten sich immer gegenseitig als Mittel und Zweck; ebenso (wie das bei allen kleinen Völkern in ihrer Lage leicht möglich ist) Opposition und Regierungstreue. Wenn man sich erst einmal auf den Standpunkt jenes restlosen, sich selbst genügenden, nicht über sich selbst hinaus einer umfassenden Weltordnung zustrebenden Nationalismus gestellt hat, so muß man dem System Zweckmäßigkeit und Folgerichtigkeit zubilligen. Es ist übrigens grotesk, mit welchen Gedankenverrenkungen der höherstehende Masaryk in seinen Londoner Vorträgen versucht, seine slawisch-nationalistische Ideologie in die demokratisch-englische Theorie der

Digitized by Google

„kleinen Staaten und Völker“ einzuordnen, und dabei nicht über den Rest von †††„deutschgeartetem“ Imperialismus hinauskommt, der sich mit der „Notwendigkeit“ ergibt, die 2½ Millionen Deutscher in Böhmen auszutilgen. Die Grundlagen bleiben freilich trotzdem in höherem politischen Sinne lebensfremd, und aufbauend kann diese Art von zweideutiger, innerlich der eigenen Maße und Maßstäbe nicht gewisser Politik nicht einmal auf das eigene Volk wirken, das sich, wenn nicht wirkliche kritische Selbstbesinnung einkehrt, in einem Mißverhältnis zwischen politischem Wollen und kulturellem Können, so überaus achtenswert das letztere in den letzten fünfzig Jahren gestiegen ist, aufreiben muß. Diese Art der Politik verdirbt jedenfalls den Charakter, und tieferblickende, freier denkende Tschechen beklagen das auch in reiferen Stunden. Im Anfang des Krieges schien es auch, als wolle aus den gesünderen Schichten des Volkes eine Selbstbesinnung kommen: ein gesunder Überdruck gegen jene bankerotten Kongreß-Intrigen, Doppelspiel- und Verschwörungspolitik, eine frische Wendung nach den eigentlichen Kraftquellen und Entwicklungsmöglichkeiten des tschechischen Volkes, nach seinen erstaunlichen wirtschaftlichen und kulturorganisatorischen Fähigkeiten hin. Aber die Stimmen und Stimmungen der letzten Zeit scheinen darauf hinzudeuten, daß die schwere Schicksalshand, die oft zur Einkehr zwingt, für das Gefühl dieses begabten und allzu leicht verführbaren Volkes sich wieder gelockert hat. Wohlverstanden: in seinem eigenen Interesse und nicht nur in unserm als der nächsten Nachbarn müssen wir wünschen, wie es ernsthafte Tschechen selbst mir gegenüber aussprachen: nicht eine schwere, wohl aber eine feste Hand braucht dieses so entwicklungsfähige Volk. Die Lebenskraft der Monarchie aber kann man erst ermessen, wenn man Einblick in diese ihre Hemmungen, die sie im Weltkrieg mit zu bekämpfen hatte, gewinnt.

Der Heiland im Schnee · Von Franz Lüdtke

Auf hohem Pfad, in zarten Schnee getaucht,
Als wär's von Winterträumen ganz umhaucht,

Ein Kreuzlein steht ... Und drunten ziehn am Hang
Kolonnen landhinein mit Schlachtgesang.

Da — von den Kriegern, die zu sterben gehn,
Blickt mancher hoch, den weißen Christ zu sehn.

Und sieh, es ist, als ob ein herbres Weh
Sein Aug' umflort denn in Gethsemane,

Als zuckt' in tiefrem Gram sein blasser Mund
Denn in der eignen Not- und Todesstund'.

Doch — wie der letzte Mann den Heiland schaut,
Da scheint sein Antlitz lächelnd, lichtumblaut.

Dort unten die Kolonnen ziehn ins Feld —
Und oben segnet Christ die wunde Welt ...



Digitized by Google

Die Amazone

Von Hans von Kahlenberg

Die Amazone kam aus der Amazonenschlacht. Es war hoch hergegangen. Der Bund der fortschrittlich gesinnten Frauenvereine, die Vereinigung für Frauenstimmrecht, für genossenschaftlichen Zusammenschluß, sämtliche Ortsverbände und Abteilungen der Gesellschaften zur Bekämpfung des Alkoholismus und der Prostitution, der Kinderausbeutung und der Modeauswüchse, — Anhängerinnen der geschlechtlichen Aufklärung, der Koedukation und des Frauenstudiums, des Weltfriedens und der Negerrechte hatten in einem demonstrativen Monstremeeting zusammen getagt. Die Frau fühlte sich vergessen, vernachlässigt in dieser waffenklirrenden Zeit, sie wollte sich am Hilfsdienst beteiligen, sie wünschte ebenfalls eingereiht und reglementiert zu werden! Die Amazone, der ererbter Wohlstand die Beteiligung an allen feministischen Veranstaltungen im Haag, in London, in Budapest, in Chicago und in Melbourne gestattete, hatte eine hervorragende Rolle gespielt. In flammenden Worten forderte sie den Anteil der Frau am Werke der Zeit, am Angriff, an der Verteidigung, an der Friedensvorbereitung und am Ausbau! Welcher natürliche oder vernünftige Grund hinderte die Frau heute, die Waffe zu führen, wie der Mann? Sie, Agathe Klemm, konnte ein Gewehr abfeuern, sie würde auch ein Geschütz regieren oder ein Flugzeug führen können! Und waren nicht etwa in der Heimat Wachtposten auszustellen, Brücken und Bahnhöfe zu beaufsichtigen? — Die Polizei in jedem Ort wurde entbehrlich, wenn die Frauen den Straßen- und Hausschutz übernahmen. Was tat die Frau? Sie saß zu Hause und weinte und strickte. Auf an die Somme darum! Auf nach Verdun, in die Waldkarpathen, auf nach Khartum, Bagdad und Afghanistan! Die Amazone machte sich anheischig, in kürzester Frist dem Staat eine Reservearmee von vier Millionen eingedrillten, marschbereiten Kämpferinnen zu stellen. Ihre Ausrüstung bei der Levée en masse brachte jede mit; Listen zur Einzeichnung in einen diesbezüglichen Fonds für Unbemittelte lagen aus.

Die Zeit war reif für den aktiven Eintritt der Frau in die Weltgeschichte. Nicht mehr bloß Dulden, Klagen und Tragen war fortab ihr Los, — — die Frau, dank der uneigennützigen und unermüdlichen Vorbereitung der anwesenden Vorkämpferinnen- und Gesinnungstüchtigenschar, war zum Mann geworden! Ihr winkte bereits das Stimmrecht, Richter- und Verwaltungsposten, ein Ministerium, — warum nicht das Reichskanzlerpalais? Frauen waren zu allen Zeiten ausgezeichnete Herrscherinnen und Regentinnen gewesen — siehe Elisabeth, Katharina, Maria Theresia, Viktoria von England! Ihr, der sich ihrer Kraft und ihres Werts bewußten Frau, gehörte die Zukunft!

Der Beifall entsprach der Glanzleistung. Man ernannte einstimmig Fräulein Agathe Klemm zur ersten Schriftführerin und ausführenden Vorsitzenden; der Platz der ersten Vorsitzenden war ohnehin Ehrenposten, bloßer Ausschmuck, dem ehrwürdigen Alter, hohen Rang oder dem Reichtum gebührend. Agathe

Digitized by Google

Klemm konnte zufrieden sein; Eingaben mit den Forderungen der Versammlung an den Reichskanzler, an den Reichstag und an den Magistrat gingen heute noch ab. Von heute, 3. Dezember 1916, durfte man wohl eine neue Ära datieren. Und sie, Agathe, war ihr Vorläuferin und Verkünderin, Toraufschließerin, rosenfingrige Eos auf dem Wolkenwagen! Man kann sich denken, daß ein gewisses Selbstgefühl berechtigt, ja sogar angemessen war! Agathe fühlte sich. Sie war gesund, kräftig, jung und nicht zu jung, gerade im leistungsfähigsten, für den Staat nützlichsten Kombattanten-Alter.

Die Dame, die auf starken Stiefeln, im kurzen, warmen Regenrock ging, blieb stehen. In den winterlich unwirtlichen Anlagen auf einer Bank saß ein Mensch, ein gebrochener Mensch — — Und in Feldgrau. Ja, tatsächlich in Feldgrau! Für Fräulein Agathe Klemm und ihre Weltanschauung hatten Feldgraue sieghaft strahlend, verwundet, oder mild ergebene Krüppel zu sein. Die letzteren natürlich waren die heldenhaftesten „Helden“. Oh ja, auch das wußte Agathe, die Starkmütige! Dieser Feldgraue war nicht verwundet, er strahlte auch nicht, — er — hörte sie recht? —, er schluchzte.

Es ist wahr, er hatte sich keinen öffentlichen Platz dazu ausgesucht. In diesen alten, vernachlässigten Gartenstreifen, der mal einem Friedhof zugehört hat, verirrte sich selten jemand, zumal in solcher Jahreszeit; nur die sportgewohnte Agathe liebte Umwege. Heute also saß da ein Feldgrauer, kein ganz junger Mann, — wohl ein Landsturmmann, — er schluchzte.

Das Fräulein hatte sich vor ihm angehalten, sie wußte nicht, sollte sie ihn streng oder mitleidig anblicken. Das Mitleid — denn war er nicht feldgrau? er sah von der Luft zergerbt, müde und mitgenommen aus — siegte.

„Was fehlt Ihnen? Was hat Sie betroffen? — Kann ich Ihnen helfen?“

„Mir kann niemand helfen, Fräulein“, sagte der müde Mann. „Ich habe heut' morgen das größte Unglück erfahren, das ein Mann erfahren kann.“

Aber welches Unglück könnte derartig unheilbar treffen? fragte sich die Teilnehmende. Laut sagte sie: „Sie sind doch gesund! Sie tragen die Uniform? Sie dürfen Ihrem Vaterland dienen.“

Das ist alles wahr, Fräulein. Dennoch bin ich ein fertiger und geschlagener Mann. — Dies — dies durfte mich nicht treffen!“

Und so hilflos, so todestraurig und gebrochen blickte er zu der fremden Frau auf, daß in der Amazone sich etwas zu regen begann, was sie oft mit harten Worten und bittrem Spott als unzeitgemäß und Fortschrittshemmung in den Hintergrund verwiesen hatte: Weichheit, Mitgefühl — dumme Rührung. Denn Rührung ist des tätigen und vernünftigen Menschen — für Agathe gab es nur Menschen, männliche und weibliche Menschen — unwürdig, sie behindert Schneid und Handlungsfreiheit, fälscht den klaren Blick.

„Ist Ihnen jemand gestorben? Ein Kind? Ihre Frau?“

Der Mann betrachtete die kräftige und gutgewachsene Frau vor ihm, mit ihren offenen, nicht kleinlichen Zügen. Diese Feldgrauen — aus der Hölle zurückgekehrt oder aus ihrem Vorhof, wo ihnen der Tod beständig nahe war und die letzten Menschlichkeiten, die zugleich die ersten und ursprünglichsten sind — haben

Digitized by Google

manchmal besondere Einfälle. Man muß mit ihren Zickzacksprüngen nicht rechnen wie mit geordneten Gedankengängen friedlicher, gutgenährter und ausgeschlafener Staatsbürger. Sie verlieren das Maß da draußen, die Regelrechtheit und die Gerechtigkeit der berühmten neunundneunzig Gerechten. Was wissen wir von so einem Landsturmmann wie diesem — Berichterstatter, Interviewer, Psychologieprofessoren, sogar Dichter? — nun, im dritten Winter draußen, der z. B. auf einer gleichgültigen Bank in gottverlaßnen Anlagen sitzt und schluchzte?

Der Landsturmmann war gleichgültig, unhöflich und ungeduldig geworden. Man wird so. Noch vor drei Jahren war er anders, und vielleicht ist er nach drei Jahren auch wieder anders geworden. Umständlich, mißtrauisch, zugeknöpft, — nun, wie man unter Volksgenossen und Großstädtern des zwanzigsten Jahrhunderts verkehrt, die doch natürlich und beileibe keine Mitmenschen aus Fleisch und Blut, die Zufälligkeiten, Zahlen, Luftleere sind.

Der Landsturmmann sagte einfach: „Kommen Sie mit, Fräulein! Sehen Sie selbst!"

Und Agathe, Tochter des Geheimrats und Ordentlichen Universitätsprofessors Doctor juris honoris causa Justus Klemm, eine Dame der besten Gesellschaft und Doktorin auch sie, ging einfach mit.

„Ich arbeite bei Wüllner & Braun, elektrische Maschinen", erzählte der Mann. „Wir hatten immer zu leben. Trotzdem nahm sie Arbeit an, sie war vorher Nähterin gewesen, — damit die Kinder Zopfbänder und Sonntagskleidchen hatten. Ich schimpfte oft über Verwöhnung, — die Älteste soll auf Schullehrerin lernen, sie hält's mit den Büchern. Den Jungen wollt sie auch auf die höhere Schule schicken, sie meinte, Techniker oder Ingenieur könnte der werden. Und die beiden kleinen Mädchen — —"

Er erzählte nicht gleich weiter.

„Und das fünfte, das noch nicht läuft — —"

Agathe hätte das sehr undeutlich Gesagte vielleicht nicht verstanden, wenn sie nicht sehr aufmerksam zugehört hätte. Dieser fremde Mann und sie gingen am hellen Mittag durch eine fremde Straße. Sie betraten ein fremdes Hinterhaus durch den Hofeingang, die Holzstiege deckte kein Läufer. Und sie standen schließlich vor einer fremden Wohnungstür.

Der fremde Mann, der mit schwerem stapfendem Schritt gegangen war — wie eine Maschine oder wie nachtwandelnd, sagte sich seine Begleiterin, — ja, wußte er denn überhaupt, daß er ging, und wußte er um ihre Begleitung? — öffnete die Tür.

Auf dem Bett, tadellos sauber aufgebahrt, in die Mitte geschoben, daß, was vom Licht zu erhaschen war, voll auf sie fiel, lag eine tote Frau. Eine Frau aus dem Volke, nicht an die Städterin erinnernd, im schwarzen, altmodischen Hochzeitsstaat ihrer ländlichen oder Kleinstadtheimat. Die Frau mochte noch nicht alt sein — vielleicht — es war möglich, erst in Agathes Alter, — was diese das beste Alter nannte (denn es ist eine Beschimpfung, Männerroheit, die Dreißigjährige eine alte Jungfer, eine Fünfzigerin ein altes Weib zu nennen!). Doch war sie alt, das Gesicht von vielen Furchen durchzogen, um den geschlossenen Mund lag die

Digitized by Google

Müdigkeit in zwei tiefen Gruben. Die da schlief, schlief gut, nach verrichtetem Tagewerk. Und sie schlief tief. Von zu schwerer Mühe? zu karg bemeßner Muße? weil die Freude vergessen worden war in ihrem Lebensanteil und selbst die Sehnsucht zuletzt starb in der Tagesfron?

Ein Holbein! dachte die Kunstverständige. Irgendein alter deutscher Meister, als die Zeiten karg, streng und ernsthaft waren. Eine gegen sich selbst Gestrenge war diese gewesen. Doch eine Mutter!

Diese magere, starre Frau — die andere, vom Wortkampf, aus der Literatur herkommende, die unmütterliche und selbstsichere Frau erriet es mit untrüglichem, unbeirrbarem Instinkt sofort! — hatte gegeben. Immer hatte sie nur abgegeben. Zuerst ihre Schönheit — auch sie war damals, war vielleicht einmal hübsch und rund gewesen —, dann ihre Kraft. Zuletzt kam der Kampf der Sterbenden gegen den Tod, — nicht ihren Feind, den der anderen, der fünf.

Jetzt tönte aus der Nebenstube die quärrende Säuglingsstimme, beschwichtigendes Trösten junger Kinder. Für sie, um des Sechsten willen draußen, mußte sie leben. Sie war unentbehrlich. Nur sie!

„Wenn ich's doch gewesen wäre!" klagte der Mann. „Wenn es mich doch geholt hätte draußen, wie es die anderen, Hunderte und Tausende, wegriß. Eine Frau kommt immer durch mit ihren Kindern. Solche Frau wie sie! Immer auf den Beinen, immer früh auf, die Letzte im Bett! Und jeder hatte, was er brauchte, Essen und Kleider, jedem teilte sie's zu. Da lag kein Stäubchen bei ihr in der Stube, die Kinder kamen pünktlich zur Schule. Sauber, fix, daß es eine Freude war! Ihr gehorchte jeder. Ich auch. Sie wußte es ja immer besser als ich! An alles dachte sie. Haben wir an sie genug gedacht? Nein, an sie, daß es sie treffen könnte, dachte ich ja nie!"

Die Tür der Nebenstube hatte sich geöffnet, und die zwei kleinen Mädchen, Zwillinge wohl, Hand in Hand schoben sich hinein. Sie waren glatt gekämmt mit eingeflochtenen Zöpfchen, in netten roten Kleidchen. Von der Mutter noch genäht?

Auf diese nähenden, plättenden, säubernden Hände, auf die gefalteten Hände unter der schmalen, eingesunkenen Brust mußte Agathe blicken. Knochige, braune Hände unter einem fast zu Strängen erstarrten Adernetz.

Jetzt ruhten sie — sie ruhten ineinandergefaltet. Jemand, in irgendeinem frommen Erinnern, hatte das fast neue Gesangbuch, ihr Kirchengesangbuch, hineingelegt.

Der Vater klagte: „Es war ja auch zuviel für sie! Mit der Unterstützung bloß, — und den fünfen! Trotzdem war sie nicht krank, ich wußte gar nicht, daß sie krank gewesen war. Sie hatte noch zwei Aufwartestellen dazu genommen. ‚Das schaffst du nicht mehr, Marte!' sagte ich ihr. Das Kleine brauchte sie doch auch noch des Nachts. ‚Ich schaff's schon, Gustav!' — — Da liegt sie, sie, nun! Sie durfte nicht weggehn. Sie nicht! — Ich bin doch bloß ein Mann, der Vater bloß — —"

Die Kinder sahen auf diesen weinenden, gebrochenen Vater, sie sahen auf ihre stille, tote Mutter, mit klugen Augen frühreifer Kinder der Armut, mit

Digitized by Google

guten Augen, — sie, diese Kinder, waren nicht geschlagen oder zurückgestoßen worden.

„Immer für jeden sorgte und plante sie. Denen fehlte nichts. Und wenn eins krank war, brauchte sie den Doktor nicht. Eine gute Frau — eine stille Frau! Fräulein, wir wissen ja gar nicht, was das für Frauen sind, die wir haben! Nun liegt sie so. — Draußen brauchte ich auf ihre Pakete nicht zu warten. Wo sie's immer hergenommen hat und wie sie die Zeit fand, weiß ich nicht! Sie hat ja nie geklagt. Den Kindern das Essen gekocht. Und die Stube gefegt. Noch vorgestern —

„Ich hab' sie nicht mehr gesehen. Mittendurch reißt's mich gerade, das Unglück! Fünf Kinder, und das kleinste noch mit der Flasche! — Wenn ich für die Wirtschaft jemand gefunden habe, muß ich wieder hinaus. Das Beste wär' mir eine Russenkugel! Wenn's nicht um die da wäre! Die!"

Die Kinderstimmen hatten sich jetzt auch erhoben. Sie weinten.

Die hilflose Schar umdrängte das Bett, der graue, geschlagene Mann und die zwei Blondzöpfchen. Drinnen summte, sog und schmatzte das Jüngste.

„Elli ist elf Jahre; sie geht eben einholen. Und der Bub wird neun. Sie wollte mit ihm zu hoch hinaus. Das hat sie auch gerissen und zu happig gemacht —"

Er sprach von der Verstorbenen. Es schien, daß es einmal eine Zeit gegeben, wo er Verdruß in der Arbeit hatte; er war längere Zeit arbeitslos gewesen, man trinkt im Zorn dann über den Durst mit den Kollegen — sie hatte eingegriffen, zurechtgerückt. Er litt auch oft an Rheumatismus. Und Gasthofsessen — er war eigen! —, selbst wenn er drei Viertelstunden weit auf Arbeit zu gehen hatte, aß er nicht. Sie konnte aus zwei Liter Milch fünf machen, und ihre Kartoffeln, ohne Fett, schmeckten wie die leckersten Bratkartoffeln. Sie kannten hier niemand, — ihre Familie stammte aus Sachsen, und diese Frau — — sicher war *diese* Frau nicht fürs Herumstehen und Schwätzen! Zu streng, zu stolz. Sie hielt sich an ihren Glauben, obgleich sie keine Zeit mehr hatte, in die Kirche zu gehen. Sie war auch ohne Pfarrer gestorben.

Agathe Klemm hörte längst nicht mehr, was er sprach, — es war wie eine eintönige, einschläfernde Melodie, die Geleitmelodie zu dieser Toten. Was er stammelnd andeuten konnte, drückte sie aus, predigte, rief sie. Und Erinnerung befiel das Mädchen, angesichts dieser Predigt, befiel sie mit überwältigender Scham und Unruhe, — — die Erinnerung an ihre törichte und dreiste Brandrede heute.

Was? Die Frau handelte nicht? *Die* Frau, die dort lag? War nicht ihr Leben, jede Stunde ihres Lebens Tat gewesen, Tat der selbstverleugnenden Hingabe, ruhmlose, lautlose, danklose Tat! Nicht Märtyrer- und Heldentat, — heilige Tat, dem Leben dienend, mit dem vollen Einsatz des eignen Lebens, wahrhaftige Tat. Sie, jene Mutter, sollte entbehrlich sein, überflüssig, schlafend oder denkträge? — — Hier stand ihr Mann, der einfache Mann, der Soldat, er sagte: Warum nahm der Tod nicht mich? Ich durfte sterben, ich wurde nicht gebraucht. *Sie* — Waisen, ein Witwer — — das war das Ergebnis ihres Lebens, ihre Ehre.

Digitized by Google

— — Ihr Dank auch? Warum fühlt für Mutterlose auch der Hartherzige die Not des vereinsamten Vaters, findet am leichtesten helfende Hände?

Eine Helferin, eine Spendende schlief da. Königliche Geberin — die Mutter!

Ihre Agitationsreisen, ihre Reden, ihre Schriftenpropaganda erschienen der vom Zufall Eingeführten plötzlich eitel und windig, geräuschvoll. Was wußten sie von Frauenwert und Frauengewicht, sie, die um Vorteile, Stellung und Ehren schachernd stritten? Die da leisteten. Sie gackerten und prahlten.

Agathe Klemm, die eine feindliche Mitschwester aus dem Frauenklub „Zwanzigstes Jahrhundert", natürlich nur ihrer scharfen Brillengläser wegen, die „Brillenschlange" genannt hatte, fühlte diese stechende Schärfe eigentümlich versagen.

Auch Elli, das älteste, für das Mittagessen einholende Mädchen, war mittlerweile heimgekehrt, — kleine Hausfrau, schon verantwortlich besorgt für die fehlende Mutter. Der Knabe war der künftige Student, ihr Liebling; er brachte ein Sträußchen von duftlosen Hyazinthen, — halb ängstlich, ob der Vater die Verschwendung rügen würde.

Der sah ihn gar nicht, seine eintönige Klageweise fortsetzend und vollendend:

„Da läuft man denn wie so ein zerlumpter Strolch hinaus — ohne Essen und ohne Zuflucht. Wie ein Heimatloser. — Wir haben ja keine Mutter mehr —"

„Sie sind kein Heimatloser! Sie behalten Ihre Zuflucht! Hier — diese Wohnung, noch von ihr geordnet und gesäubert!" Fräulein Klemm hatte ihre Zunge wiedergefunden, und nun zeigte sich, daß neben der streitbaren Amazone in ihr doch die warmherzige und verständige Frau wohnte. „Ich übernehme Ihre kleine Familie! Ich werde nach dem Rechten sehen und heute abend noch eine mir bekannte Frau, ein früheres langjähriges Dienstmädchen, die allein steht und Witwe ist, herschicken. Während der Kriegsdauer brauchen Sie sich nicht zu sorgen. Verstehen Sie mich? Ich wohne hier und ich werde sorgen. — Sie hat gute Arbeit angefangen, wir beide — auch Sie helfen dabei! — dürfen sie nicht verschlechtern. In der Wohnung und im Essen nicht. Vor allem nicht in der Erziehung der Kinder. Ich bin kein gefühlvoller Backfisch und keine Basardame — was ich mir zutraue, führe ich durch! Sie dürfen sich auf mich verlassen. Sie und —" (die energische, gepflegte Handschuhhand des Fräuleins legte sich auf die zwei mageren gefalteten) „sie hört, was ich verspreche. Ich gelobe es!"

Und dann geschah etwas Außerordentliches, völlig Unvorhergesehenes, am wenigsten von ihr selbst vorgesehen. Angesichts dieses schwerfälligen und hilflosen Vaters, ihrer bescheiden abwartenden Kinder, bückte sich Agathe Klemm, die Frauenrechtlerin, und küßte die harte, müde Arbeitshand der Toten, der Schwester.



Digitized by Google

Prinz Heinrich von Bayern

Gefallen am 8. November 1916

Von Kapitänleutnant d. R. Dr. Glatzer-Kiel

Es geht ums letzte Heldenringen;
Noch einmal zeigt den alten Mut,
Ihr Kämpfer, Höchstes zu vollbringen,
Setzt ein den letzten Tropfen Blut!
Ob Königskinder, hocherkoren,
Ob niedrig und gering geboren,
Ob Hermelin, ob Arbeitskleid,
Euch alle ruft der letzte Streit —
Vorwärts!

Vereist der Steg, das Wams zerschlissen —
Rings Schroffen, Abgrund, Alpenhöhn —
Vom scharfen Grat der Fuß zerrissen —
Vom Roten-Turm-Paß heult der Föhn!
Drei Wochen lang ein stürmend Hasten;
Der schmutz'gen Hütte kärglich Rasten
Beut Obdach einem Fürstensohn —
In Kriegsnot sein Palast und Thron!
Vorwärts!

Da bleckt der Bayernleu die Zähne,
Er wittert heute guten Fang;
Und wohlig schüttelt er die Mähne —
Die Luft durchschwirrt's wie Eisenklang:
„Heut' sitzt er fest in unsern Pranken,
Heut' gibt's kein Weichen, gibt's kein Wanken!
Heut' reift zur Frucht die Drachensaat:
Rumänen-‚Treue', Blutverrat!
Vorwärts!" —

„Noblesse oblige" — seine letzten Worte

„Brigade Epp, zum Flankensturme,
Ihr ‚Leiber', dort zur Höh' hinauf,
Auf der Poiana Klippenturme
Der Preis winkt eurem Siegeslauf!
Jetzt Späher vor, lugt scharf umher,
Wo ihn verbirgt das Felsenmeer,
Dem heute unsre Rechnung gilt,
Den Wortbruch ziert als Ehrenschild!
Vorwärts!" —

Jetzt kein Besinnen, kein Erschauern!
Der ‚Leiber' Führer stürzt voran,
Wo Tod und Hölle ihn umlauern,
Mit ‚seinen Buben' auf dem Plan ...
Des Monte Sates eis'ger Wall,
Er wurde ihm zum Ehrenmal!
Excelsior! Schönster Kriegertod
Für Deutschlands heil'ges Morgenrot! —
„Vorwärts!"

Excelsior! Wie am Himmelssaume
Uns grüßt der Sonne scheidend Licht,
Die Heldenstirn im Fiebertraume
Ein sieghaft Lächeln mild umflicht:
„Noblesse oblige!" — dies Adelszeichen
Wird nie an deinem Bild erbleichen!
Die Grabschrift deiner eignen Hand
Wahrt treu dir Volk und Vaterland!
Vorwärts!

Excelsior! Deutscher Fürst und Held,
Aus Wittelsbachs Geschlecht entsprossen,
In fremder, kalter Bergeswelt
Dein Blut, so jung dahingeflossen,
Es netzte uns die Friedenssaat!
Dein lichter Geist wies uns den Pfad,
Dein Aar empor zum Äther stieg:
Er führt dein Volk zum deutschen Sieg!
Vorwärts!



Digitized by Google

Die kranken Invaliden und das Kapitalabfindungsgesetz

Von Dipl.-Ing. E. Schlunck

Das neue Kapitalabfindungsgesetz ist erlassen worden aus dem Bestreben heraus, den Kriegsbeschädigten durch Kapitalisierung eines Teils ihrer Rentenbezüge ein kleines Kapital an die Hand zu geben, mit Hilfe dessen es ihnen möglich ist, sich ein eigenes Heim auf eigener Scholle zu begründen oder schon in ihren Händen befindlichen Grundbesitz durch Abstoßung darauf lastender Schulden zu festigen. Unsere Kriegsbeschädigten sollen die Möglichkeit haben, Besitz zu ergreifen von dem Grund und Boden des deutschen Vaterlandes, den sie unter Hintansetzung ihres eigenen Lebens und ihrer Gesundheit verteidigt haben.

Das Kapitalabfindungsgesetz sieht nun nicht eine Kapitalisierung der Rente vor, sondern eine Kapitalisierung der Kriegszulage und Verstümmelungszulage. Die Kriegszulage wird nun in einer Höhe von jährlich 12 × 15 = 180 ℳ, die Verstümmelungszulage in einer Höhe von jährlich 12 × 27 = 324 ℳ kapitalisiert. Die Höhe der Kapitalisierung richtet sich nach dem Alter, je jünger ein Kriegsbeschädigter ist, desto höher ist der Kapitalisierungsfaktor; so erhält er im Alter von 21 Jahren bei Kapitalisierung der Kriegszulage das 18½fache des jährlichen Betrages, also 3330 ℳ, bei Kapitalisierung der Kriegszulage und Verstümmelungszulage zusammen 3330 + 5994 = 9324 ℳ; im Alter von 30 Jahren das 16¼fache, also bei Kapitalisierung der Kriegszulage 2925 ℳ und bei Kapitalisierung der Kriegszulage und Verstümmelungszulage 2925 + 5265 = 8190 ℳ.

Aus dieser kurzen Aufstellung geht klar und deutlich hervor, daß ein Invalid, der eine Verstümmelungszulage bezieht, bei der Kapitalisierung eines Teils seiner Bezüge ein bedeutend größeres Kapital in die Hand bekommt, als der Invalid, der nur die Kriegszulage kapitalisieren lassen kann. Nun liegt es mir natürlich fern, etwa diesen Vorteil dem Verstümmelten, der durch den Verlust eines Gliedes schwer getroffen ist, nicht gönnen zu wollen, ich möchte aber doch in Erwägung ziehen, ob nicht ein kranker Invalid, ein mit einer Lungentuberkulose oder mit einem Herzklappenfehler heimgekehrter Krieger, schwerer an seiner Erkrankung zu tragen hat, als ein im Gebrauch eines Armes oder Beines nur behinderter Kriegsbeschädigter; jedenfalls hat jener draußen im Felde mindestens ebensoviel gelitten wie dieser, auf die Dauer seines Lebens aber wird er wohl mehr zu leiden haben, da sich letzterer durch Gewöhnung über den Verlust eines Gliedes hinwegsetzen kann, ersterer aber höchstens mit zunehmendem Alter eine Verschlimmerung seines Leidens zu befürchten hat.

Vor allen Dingen aber wird der Verstümmelte in den meisten Fällen einer seiner Verstümmelung angepaßten Tätigkeit dauernd und zuverlässig nachgehen können, während der an Lungentuberkulose oder durch einen Herzklappenfehler Erkrankte sehr von dem wechselnden Zustand seiner Krankheit abhängig ist und seine

Digitized by Google

Arbeit jedenfalls häufig auf kürzere oder längere Zeit unterbrechen muß. Ein Verstümmelter wird demnach immerhin bei geeigneter Verwendung in allen möglichen Betrieben sein Unterkommen und seinen regelmäßigen Verdienst finden können, während ein kranker Invalid bei der Wahl des Betriebes erstens infolge seines Zustandes sehr vorsichtig sein muß, um sich dabei nicht noch kränker zu machen, dann aber auch nicht mit einer regelmäßigen dauernden Durchführung seiner Arbeit rechnen kann.

Hieraus geht hervor, daß vor allen Dingen einem kranken Invaliden durch Ansiedlung die Möglichkeit gegeben werden muß, sich einen möglichst selbständigen Erwerb unter gesunden Lebensverhältnissen zu schaffen.

Die Kolonisation der an Lungentuberkulose Erkrankten ist ja schon lange vor dem Kriege als außerordentlich wichtig für die gesamte Volksgesundung erkannt worden; welcher Segen ließe sich durch Ansiedlung dieser kranken Kriegsinvaliden schaffen, sei es durch Ansiedlung als Landwirt oder auch als selbständiger Handwerker auf dem Lande. Hier würde er wieder in selbständiger Tätigkeit in frischer Luft und in gesunden, hygienisch einwandfreien Wohnverhältnissen ein schaffensfroher Mensch sein können, ohne hier Gesunde zu gefährden, wie in der engen, dumpfen Luft der Arbeitsstätte der Großstadt.

Wie für den lungenkranken, so ist natürlich auch für den herz- und nervenkranken Invaliden die Ansiedlung auf dem Lande ein äußerst dankbares Mittel, um ihnen eine gesunde, nervenstärkende Tätigkeit zu geben und sie wieder so zu lebensfrohen Menschen zu machen. — Natürlich soll auch der Segen des eigenen Besitzes, der Arbeit auf eigener Scholle dem Verstümmelten weiter zugute kommen, sein Recht auf Besitzergreifung des teuer verteidigten Bodens soll nicht geschmälert werden; der kranke Invalid, der den Segen der Ansiedlung aber noch nötiger braucht, sollte unter gleich günstigen Bedingungen wie der Verstümmelte dazu gelangen können!

So sehr das Kapitalabfindungsgesetz im ganzen mit Freude zu begrüßen ist, in dieser Beziehung läßt es eines vermissen: das Mitgefühl mit dem großen Heer der aus dem Kriege mit einem inneren Leiden heimgekehrten Krieger.



Notturno · Von Richard O. Koppin

Am Himmel steigt mit breiter Wolkenschleppe
Die Nacht empor auf scheuen Sammetsohlen —
Nur überm Kirchturm blinkt ein Stern verstohlen
Hernieder auf die braune Heidesteppe.

Irrlichter springen auf, verlöschen wieder —
Ein unstet Flackern in dem Nebelraume —
Und schlafgestört schlägt über mir im Baume
Ein großer dunkler Vogel sein Gefieder.



Digitized by Google



Heroenkultus

Gegen die Ausmünzung flüchtiger Ansichten und gelegentlicher Äußerungen großer Männer zu einseitig parteiischen Werktagszwecken wendet sich Richard May in der „Vossischen Zeitung“:

Man hat den Wert eines Zitates oft bestritten. Gewiß mit Recht — zitieren soll nur der, der liebevoll die ganze Persönlichkeit bis in ihre letzten Regungen verfolgt und begriffen hat. Jedes dieser geflügelten Worte ist sonst wurzellos, aus seinem Zusammenhang herausgerissen und nicht selten geradezu widersinnig. Bei einem Künstler läßt sich das leichter begreifen. Dort fühlt auch der Fernstehende, daß nicht jeder Ausspruch, jede Handlung seiner Werke zugleich eine Offenbarung seines Wesens sein kann. Das ist ja gerade das Überragende am wirklich großen Künstler, daß er sich in jede Lage, in jede Person hineinzudenken weiß, daß er den Widerspruch im eigenen Wesen auf Spieler und Gegenspieler künstlerisch verteilt. Er vermeidet eben jene Einseitigkeit, die der Zitierende liebt. Soll man wirklich daran erinnern, daß Shakespeare seine letzten Wahrheiten oft genug durch den Narren verkünden läßt? In jede geistige Arbeit fließt etwas von dem Geist der Zeit hinein, und die eigne Entwicklung des Schaffenden prägt sich erst in der fortlaufenden Kette seiner Werke aus. Beim Politiker steht die Allgemeinheit diesem Entwicklungsprozeß zumeist ratlos gegenüber. Man empfindet nicht klar genug, daß ein Staatsmann, ein Feldherr niemals als etwas Vollendetes sofort in die Erscheinung treten kann, daß auch er etwas Werdendes, sich Gestaltendes ist. Man zieht nicht von seinem Tun und Lassen ab, was in den Problemen liegt, mit denen er ringt. Man vergißt die Opfer an Überzeugung, die er oft genug dem eignen Empfinden in hartem Kampfe abtrotzt. Gerade darin liegt die Unsicherheit des Zitierens, daß man jede Tat, jeden Ausspruch als etwas in sich Abgeschlossenes betrachtet und dementsprechend wertet. Der Junker im ersten Preußen-Parlament und selbst der Frankfurter Bundestagsgesandte v. Bismarck sind, um ein Beispiel zu erwähnen, nicht dieselben wie der Kanzler, der auf dem Berliner Kongreß den Vorsitz führt.

Im Privatleben mögen die falschen Berufungen auf unsere Großen hingehen, obwohl sie auch dort recht häufig verzerrt erscheinen, — *in der Politik werden sie zur Gefahr.* Man kann nicht von der Grenze der Tyrannenmacht und von den unveräußerlichen Rechten reden, die unzerbrechlich wie die Sterne sind, wenn man nicht auch die Worte des Sapieha aus dem Demetrius-Fragment hinzufügt: „Mehrheit ist Unsinn, Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.“ — Man beruft sich gern auf Uhlands „In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt, drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht“ und vergißt, daß Uhland dabei ständische Rechte der württembergischen Verfassung im Auge hatte. Wir hörten einst

Digitized by Google

von amtlicher Stelle das Wort Bismarcks von den gottgegebenen Abhängigkeiten. Als ob sich darin die Lebensanschauung eines Mannes offenbarte, der niemals eine Abhängigkeit schweigend hingenommen hat. Genau so einseitig war es, seine Aussprüche gegen die Präventivkriege und von der Vorsehung, der man nicht in die Karten sehen könne, in Beschlag zu nehmen. Als ob Bismarck nicht drei Kriege diplomatisch vorbereitet hätte, wobei er sich zum Segen Deutschlands mehr auf seine Vorsicht als auf die Vorsehung verließ.

Es ist gegenwärtig ein beliebtes Spiel geworden, bei der Erörterung der Kriegsziele und dem großen Fragenkomplex der Neuorientierung das Mögliche und Unmögliche zu zitieren. Oft genug enthält die Auswahl eine unbewußte Unwahrheit. Mit Worten läßt sich eben trefflich streiten. Die Schatten des eisernen Kanzlers, des großen Preußenkönigs, des Schlachtendenkers Moltke, Clausewitz' und vieler anderer werden heraufbeschworen ... Gewiß verrät sich in der ständigen Berufung auf Männer, deren Wert allgemeine Geltung gewonnon hat, ein Zug zur Dankbarkeit, den man nicht mißachten soll. Aber gerade ein richtig verstandener Heroenkultus, gerade die Ehrfurcht vor diesen Männern sollte verhindern, daß sie einseitig oder gar unrichtig zitiert werden. Das Bild verzerrt sich vollends, wenn einzelne Blätter tagtäglich Zitate aus der politischen Literatur der Gegenwart und Vergangenheit abdrucken. Gewiß, sie wirken überzeugend, aber doch nur so lange, als der Gegner nicht eine für sich ebenso günstige Aufstellung gemacht hat. Und möglich ist das immer. Denn das ist ja eben das Wesentliche in der Politik, daß sie keine für alle Zeiten und Völker allgemein gültige Leitsätze aufstellt, daß sie, die Kunst des Möglichen, im steten Wandel ist. Auch auf dem politischen Schachbrett sind immer neue Kombinationen möglich, und es verrät eine gefährliche Engherzigkeit, für Regelloses Regeln aufstellen zu wollen. Der Gegner von gestern ist der Geschichte oft genug der Verbündete von morgen gewesen, und Bundesgenossen-Kriege — der letzte war der Zweite Balkankrieg — gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Die Probleme wechseln, und gerade das ist das Kennzeichen des überragenden Staatsmannes, daß er auf veränderte Fragen eine veränderte Antwort gibt. Wenn irgendwo, ist in der Politik Verharren Verhängnis. Das soll gewiß keine Befürwortung gewissenlosen Schwankens sein. Es gibt Richtlinien, an denen man festhalten muß, wenn man selber die Treue halten will. Aber die Wege, die zu einem Ziele führen, sind zahlreich. Wenn der eine versperrt ist, stehen andere offen. Das hat jeder unserer großen Politiker bewiesen, und deshalb ist es so töricht, das Mittel, das ihm unter gewissen Voraussetzungen den Erfolg verbürgte, nun als das einzig richtige zu verkünden.

In dem großen Einlauf politischer Schriften, die in diesem Jahr erschienen sind, habe ich zwei vermißt: „Bismarck, der Annexionist" und „Bismarck, der Pazifist". Mit einigem Geschick waren beide zu schreiben. Deshalb sollte man endlich davon Abstand nehmen, mit dem einen den anderen niederzwingen zu wollen. Auch in der Politik gilt das selbstbewußte und doch verantwortungsvolle „Selbst ist der Mann".



Die Seele des Japaners

Besondere Anregungen wird man den Aufzeichnungen von Editha de Lalande („Die Japaner, wie ich sie kennenlernte") in den „Süddeutschen Monatsheften" zu danken haben. Lassen sie uns doch vielfach die Seele des Japaners in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als in dem wir sie zu sehen gewohnt sind.

Editha de Lalande hat sich dreizehn Jahre in Japan aufgehalten, wo ihr Mann als Privatarchitekt, später als Ratgeber der Regierung tätig war. Jetzt, nachdem sie seit einem Jahre wieder in Deutschland lebt, fühlt sie sich gedrängt, dasjenige der Öffentlichkeit mitzu-

Digitized by Google

teilen, was sie über die Psyche des Japaners zu sagen hat: „Ich fühle mich hierzu ganz besonders gedrängt, weil ich bisher kaum einen Menschen traf, von dem ich hätte annehmen können, daß er in der Lage wäre, etwas annähernd Sachkundiges über die Psyche des Japaners zu sagen. Die meisten Europäer, wenn sie auch jahrelang im Osten gelebt haben, machen ihre Studien bei den untersten Schichten des Volkes, denn in gute Kreise zu kommen ist für einen Ausländer in Japan ungeheuer schwierig, ja fast unmöglich. Und über den Charakter eines Volkes zu urteilen, von dem man wenig mehr kennt als die unteren Schichten, wäre nicht richtig. Jene wenigen Diplomaten aber, die dort vorübergehend in der guten Gesellschaft Zutritt erlangen, kennen die Sprache des Landes nicht und haben besonders darum wenig Gelegenheit, das Volk kennenzulernen, weil ihr Verkehr mit diesem nur ein offizieller ist.

Als ich seinerzeit nach Japan kam, war ich jung genug, um mit Leichtigkeit die Sprache zu erlernen und mir dadurch sehr bald das Vertrauen der Bevölkerung zu erringen; der Japaner ist an und für sich sehr verschlossen, dem Europäer aber bringt er ein ganz besonderes Mißtrauen entgegen. Hierzu ist er wohl größtenteils auch berechtigt, denn in der Tat nehmen fast alle Ausländer im Verkehr mit dem Ostasiaten eine überlegene Miene an. Oft genug läßt man die Japaner fühlen, daß sie ihre Kultur dem Westen verdanken, und das beleidigt nicht nur ihren Stolz, sondern verletzt auf das empfindlichste ihr sehr stark ausgeprägtes Taktgefühl und nationales Empfinden.

Nach ihren Begriffen von guter Erziehung ist der Europäer in ihren Augen kein sehr vornehmer Mann, da er es nicht versteht, *seine Gefühle zu verbergen*, was beim Japaner einen groben Verstoß gegen die gute Sitte bedeutet. Um so empfindlicher werden sie durch die Wahrnehmung berührt, daß diese Leute des Westens es scheinbar wagen, verächtlich auf das asiatische Volk herabzusehen. Meine dortigen Erfahrungen bestätigen, daß sie ein gewisses Recht haben zu solcher Annahme. Legten die Europäer die taktvolle Klugheit der Japaner an den Tag und unterließen es, darauf hinzuweisen, daß die gelbe Rasse dem Auslande ihre Kultur verdankt, so würde sich sehr bald ein ganz anderes Verhältnis zwischen den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten anbahnen. Der Japaner weiß ganz genau, woher ihm seine Zivilisation kommt, doch er liebt es nicht, unausgesetzt daran erinnert zu werden, und da er im gleichen Falle niemals so handeln würde, darf man es ihm nicht verdenken, wenn er sich verletzt fühlt. Diese Fähigkeit, seine Gefühle zu verbergen, empfinden und bezeichnen wir beim Japaner als Falschheit. Wer das Volk und seine Sitte genauer kennt, der weiß, daß diese vermeintliche Falschheit nichts weiter ist, als ein übertrieben feines Taktgefühl. Es wird immer nur das gesagt und getan, was den anderen nicht verletzten könnte, man spricht eben nur liebenswürdige, angenehme Dinge. Ein Schaden erwächst hierdurch für niemanden, denn ein Japaner kennt die Moral seines Volkes und weiß, was er von alldem zu halten hat. Mit dem Europäer steht es freilich anders. Er kann seiner Erziehung gemäß den Japaner nicht begreifen.

Für einen feinsinnigen Menschen lebt es sich gut im Lande der aufgehenden Sonne. Überall begegnet er freundlichen Gesichtern, hilfsbereiten Menschen und einem großen Kunstsinn bei allen Schichten des Volkes, der sich in jedem kleinen Gegenstande des Hausgerätes bei vornehm und gering verrät. Ein großer, einheitlicher Zug von Harmonie durchströmt das sonnige Land mit seiner lachenden, schönheitsdurstigen Bevölkerung. Wohltuend berührt auch die sprichwörtlich gewordene ostasiatische Ruhe. Im ganzen Lande gibt es *kein einziges Sanatorium für Nervenkranke*, weil dort nervöse Leute nicht zu finden sind. Den Begriff, daß Zeit Geld bedeutet, kennt man nicht, dahingegen ist Ruhe die erste Bürgerpflicht....

Für mein Gefühl hat der Deutsche, trotz einiger wesentlicher Verschiedenheiten, gerade mit dem Japaner soviel gemeinsame Charaktereigenschaften, wie mit keiner anderen Nation. Zum Beispiel sind beiden Völkern gemeinsam eigen: die große Vaterlandsliebe — der Mut —, die Tapferkeit und die todesverachtende Aufopferungsfähigkeit für Kaiser und Reich. Dann starker Familiensinn, verbunden mit großer Liebe zu Kindern. Und drittens eine gewisse Genti-

Digitized by Google

mentalität, ein tiefer Hang zur Natur und Poesie. Ganz besonders treten letztere Eigenschaften bei den Frauen zutage, die unendliche Ruhe um sich verbreiten. Nie wird man an ihnen eine hastige Bewegung beobachten. Selbst wenn ihre Pflichten und Arbeitskreis noch so groß sind, still und lautlos erledigen sie ihre Geschäfte. Kommt der Mann nach des Tages Arbeit in sein friedvolles Heim zurück, so empfängt ihn lächelnd sein anmutiges Weib. Heiter plaudernd richtet sie ihm die Mahlzeit und ist immer nur von der einen Sorge erfüllt, ob sie alles zur Zufriedenheit ihres Herrn bereitet habe. So sehr die japanische Frau ihr Glück darin findet, sich dem Manne zu fügen und für ihn zu sorgen, so nimmt sie doch nicht die abhängige Stellung ein, die man ihr in Europa zuspricht. Der japanische Mann achtet seine Frau so hoch, daß er nur seinen allerbesten Freunden gestattet, in seinem Hause zu verkehren. Hat er sonst irgendwie Verpflichtungen gegen andere Menschen, so macht er diese im Teehause oder sonst einem öffentlichen Lokale ab. In der Familie eines Japaners zu verkehren, gilt als sehr große Ehre. Und Europäern wird eine solche nur selten zuteil. Ich weiß, welch tiefen Eindruck es auf meinen Mann machte, als er zum ersten Male vom Grafen Terauchi, dem damaligen Kriegsminister, jetzigen Ministerpräsidenten, in seine Privatwohnung eingeladen wurde. Nicht nur dessen Frau, sondern sogar die alte Großmutter war zum Empfange meines Mannes zugegen, was für japanische Verhältnisse eine nicht hoch genug einzuschätzende Ehre bedeutete. So wenig die Stimme der japanischen Frau an die Öffentlichkeit dringt, so regiert sie doch durchaus im Innern ihres Hauses, und der Ton zwischen den beiden Gatten ist auf beiden Seiten respektvoll und absolut kameradschaftlich. Die Macht freilich, die die Japanerin ausübt, liegt in ihrer weiblichen Sanftmut und dem scheinbaren Sich-fügen und nicht in der Betonung des Gleichberechtigt-sein-wollens.

Ja, welche Poesie geht von der japanischen Frau aus, Harmonie verbreitend, wo immer sie ist. Wie ein ewiger Frühling wirkt sie. Und selbst wenn Wolken aufziehn an ihrem Himmel, sie bleibt sich immer gleich in ihrer weichen, stillen Art. Unendlich rührend aber ist sie als Mutter. Wie oft schaute ich zu, wenn an heißen Sommertagen japanische Mütter in stundenlanger Geduld auf den Matten vor ihren Kindern knieten, um durch Fächeln die Hitze und die Moskitos zu vertreiben.

Da ich mich mit meinen Gedanken so oft in Japan, im Paradiese der Kinder, befinde, so ist es mir Bedürfnis, ein wenig über die wahrhaft ideale Stellung zu sprechen, die das Kind dort einnimmt. Zumal da die Erziehungsbegriffe der Japaner in großem Gegensatze zu den unsrigen stehen.

Wenn man den charakteristischen Zug des japanischen Volkes hervorheben wollte, so müßte man von der Vergötterung des Kindes sprechen. Es ist rührend, wieviel Geduld und Opferfähigkeit Eltern dort leisten können. Da wird das eigene Interesse völlig hintenangesetzt. Bei Tag und Nacht ist Mutter sowohl wie Vater stets bereit, dem Kinde zu dienen, und jede einzelne zu verrichtende Pflicht ist eine Quelle immer neuer Freuden. Erzogen, in unserem Sinne, wird das japanische Kind überhaupt nicht. Man läßt es sich einfach entwickeln, ganz nach seiner Individualität. Egoismus sowie Unarten werden als selbstverständlich vorausgesetzt, ja gar nicht als solche empfunden. Stellt man über diesen Punkt als Europäer zuweilen verwunderte Fragen, so begegnet man nur erstaunten Blicken und der verständnislosen Antwort: Aber es ist doch ein Kind! Kann solch ein Wesen denn anders sein? Es ist doch ein eigner, freier Geist mit allen Bedürfnissen eines solchen, der sich uns und den Dingen gegenüber nach seiner Art zur Geltung bringen muß. Da wird keine einzige selbständige und selbstbewußte Regung unterdrückt. Nur im Unterwerfen der Eltern unter den Willen des Kindes lernen diese das Dienen. Am Beispiel der Eltern allein wird ihnen der Begriff des Gehorsams und des Sich-fügens verständlich. Der japanische Erzieher läßt tatsächlich dem Kinde jeglichen Willen, trotzdem aber gibt es in Japan durchschnittlich kaum unartige Kinder. In den ersten drei bis vier Jahren ihres Lebens sind sie kleine Tyrannen, mit Einsetzen der Vernunft aber haben sie

Digitized by Google

sich zu selbständigen Geschöpfen entwickelt. Man sollte es kaum glauben, wie artig und verständig kleine japanische Kinder sind, sobald sie diese anfängliche eigensinnige Periode, in der sie allein herrschen, überwunden haben. Ich hatte immer den Eindruck, als ginge diesen Kindern der Begriff oder der Reiz des Sich-widersetzens verloren, oder vielmehr als lernten sie ihn nie kennen, dadurch, daß die Eltern sich stets auf ihrer Seite zeigen. Von der frühesten Kindheit an herrscht zwischen Eltern und Kindern ein durchaus kameradschaftliches Verhältnis, bei dem sich erstere im Nachgeben und liebender Güte wahrhaft erschöpfen, und das führt mich zum zweiten hervorstechendsten Charakterzuge dieses Volkes, nämlich zu der unbegrenzten Ehrfurcht und Verehrung der Alten.

Von dem Moment an, wo das Kind erwachsen ist, gilt seine ganze Sorge den Eltern. Die meisten Männer arbeiten dort nur bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Von da an werden sie von ihren Kindern erhalten, von denen jedes einzelne, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechts, zum Lebensunterhalte der Eltern beisteuert. In fast allen Fällen wohnen die Eltern beim erstgeborenen Sohne, und falls dieser gestorben ist, beim nächstfolgenden. Vor Weib und Kind gilt die Sorge zunächst immer den alten Eltern, nach deren Wünschen man sich in allem richtet. Ja, Eltern- und Kindesliebe regieren in Japan. Sie ist nicht anerzogen, sondern entspringt dem Gefühle der Dankbarkeit der Eltern gegen das Kind und des Kindes gegen die Eltern. Zuerst sind die Eltern für die Kinder da, später ist es umgekehrt....

Jahrelang hatte mein Mann dem japanischen Volke seine besten Kräfte zur Verfügung gestellt, ohne dafür mehr als einen ideellen Vorteil zu erzielen. Nun endlich, Mitte des Jahres 1914, trat der eigentliche Lohn für seine jahrelange aufopferungsvolle Tätigkeit an ihn heran, und zwar mit einem jährlichen Gehalte von 48000 ℳ.

Solche Beweise des Vertrauens erwies man einem deutschen Architekten vier Wochen vor Ausbruch des Krieges, eines Krieges, in dessen Verlaufe sehr bald die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern gelöst werden sollten. Die Stimmung in Japan also zu jener Zeit war keinesfalls eine deutschfeindliche. Mit wirklicher Bestürzung nahm das Volk die Nachricht von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern auf. Man fügte sich murrend den Notwendigkeiten, die das Bündnis mit England brachte und erstarkte im Hasse gegen dieses Volk, dessen Zwange man sich aus finanziellen Rücksichten fügen mußte. Japan war abhängig von England durch die große Anleihe, die es im Russisch-Japanischen Kriege gemacht hatte, und konnte sich nur durch Tilgung dieser Schuld loskaufen. So willigte es ein, an der Seite seines Gläubigers gegen das von ihm geschätztere Deutschland zu kämpfen und entledigte sich dadurch des größten Teiles seiner Schulden, die es als Kriegsanleihe bei England kontrahiert hatte, und die ihm jetzt gutgeschrieben wurden. Es ist dem japanischen Volke — bis auf wenige deutschfeindliche Ausnahmen — schwergefallen, seine Pflicht England gegenüber zu erfüllen, das es haßt, wie kein zweites Land.

Für meinen Mann aber lösten sich alle Komplikationen, in die er gekommen wäre, durch einen Herzschlag, der seiner von tausend Empfindungen hin und her gerissenen und gequälten Seele die Ruhe gab. In geradezu ergreifender Weise beklagte man in Tokio seinen Tod, der hohe Staatsbeamte, die sich der Hitze wegen auf ihren Gütern befanden, in die Residenzstadt zurückrief, wo sie mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Diesem schmerzlichen Ereignisse verdankte ich das fast tägliche Zusammensein mit den einflußreichsten Männern Japans, die mir mit ihren Beileidsbezeugungen immer wieder ihr großes Bedauern über die politischen Entscheidungen ihrer Regierung aussprachen. Doch nicht nur aus den mir direkt gemachten Äußerungen japanischer Würdenträger und Männer des Volkes ersah ich die anhaltende deutschfreundliche Gesinnung, sondern oft genug fand ich Gelegenheit, den Gesprächen fremder Menschen, teilweise hoher Offiziere zu lauschen, die immer in Tönen höchster Bewunderung des deutschen Heeres und seiner Fortschritte auf dem Kriegsschauplatze gedachten. Wie oft machte ich die Beobachtung bei meinen Abschiedseinkäufen in Tokio — wenn von meiner Nationalität

Digitized by Google

die Rede war, daß ein freundliches Aufleuchten und doppelte Liebenswürdigkeit in den Mienen der Verkäufer sich ausprägte.

So schied ich Ende des Jahres 1914, mit dem Eindruck, ein Land zu verlassen, das mir verwandt war und immer bleiben würde, und das dem deutschen Volke trotz aller Wirrnisse freundlich gesinnt war und ist."

Die Beobachtungen der Verfasserin sollen in ihrem Werte nicht gemindert werden. Wir haben indessen schon Erfahrungen machen müssen, die uns nicht wachsam genug erhalten können: So sei es denn erlaubt, auch hinter die obigen Aufzeichnungen das eine oder andere bescheidene Fragezeichen zu stellen.

Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen

Die Zahlen unserer amtlichen deutschen Kriminalstatistik reden für jeden Vaterlandsfreund über die Kriminalität unserer Jugendlichen eine furchtbar ernste Sprache. Trotz aller angestrengten Liebestätigkeit, der Berufsvormundschaft und der in wohl fast allen deutschen Großstädten eifrigst tätigen Zentralen für Jugendfürsorge, trotz der Fürsorgeerziehung und der Jugendgerichte gelang es leider nicht, den Strom der strafbaren Handlungen unserer Jugendlichen einzudämmen. Immer mehr schwoll er an. Während im Jahre 1882 allein in Preußen wegen Verbrechen und Vergehen 30719 Jugendliche im Alter von 12 bis 18 Jahren verurteilt wurden, stieg diese Zahl ein Menschenalter später, im Jahre 1912, auf nicht weniger als 54949 und wuchs bis zum Ausbruche des Krieges noch immer weiter. In diesen wahrhaft erschreckenden Zahlen sind die Straffälle von bloßen Übertretungen noch nicht einmal mit enthalten, die mitgeteilten Ziffern würden sich sonst mindestens um das Dreifache vermehren. Ein großer Teil der Verurteilten, reichlich 17 %, ist bereits vorbestraft.

Idealisten unter den Beurteilern glaubten, daß mit dem Kriegsausbruch und durch ihn auch auf diesem so äußerst wichtigen Kulturgebiete eine gewaltige Besserung eintreten werde, auch unsere deutsche Jugend könne sich unmöglich — so meinte man optimistisch — den gewaltigen versittlichenden Wirkungen des Weltkrieges verschließen, Ehrgefühl, Vaterlandsliebe und strenge Rechtlichkeit, kurz alle guten Seiten der menschlichen Natur würden zweifellos die allgemeine Begeisterung und die große Not unseres Vaterlandes auch bei den Jugendlichen wachrufen. In der Tat: die ersten Kriegsmonate schienen höchst erfreulicherweise diesen optimistischen Beurteilern auch recht geben zu wollen. Zu Hunderten und Tausenden strömten 17- und 18jährige als Kriegsfreiwillige zu den Fahnen, zahlreichen Fürsorgezöglingen gelang es unter großen Bemühungen, bei irgendeinem Truppenteil auf ihre inständigen Bitten hin eingestellt zu werden, und zum großen Teil bewährten sie sich durchaus und errangen sich sogar wegen Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz und andere Auszeichnungen, selbst zu Unteroffizieren und anderen Vorgesetzten wurden sie nicht selten befördert. Je länger aber der Weltkrieg dauerte, um so mehr verschwanden leider auch bei unseren Jugendlichen seine die Seele erneuernden und aufbauenden Wirkungen, der Alltag mit all seinen Reizen und Verlockungen für wenig gefestigte Seelen unserer kriminell gefährdeten Jugendlichen trat leider wieder in seine Rechte. Bereits nach den ersten drei Kriegsmonaten etwa setzte eine ganz erhebliche Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen so gut wie ausnahmslos in allen deutschen Großstädten ein. Daran kann nach der umfassenden Umfrage der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge — ihre Ergebnisse bearbeiteten Ruth von der Leyen und Elsa von Liszt in den „Mitteilungen der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge", Jahrgang X, Nr. 6, S. 5 f. — und angesichts des wahrhaft erdrückenden Materials, das neuestens der Frankfurter Amtsrichter und bekannte Kriminalpolitiker Dr. Hellwig in seinem ganz ausgezeichneten, erschöpfenden


Digitized by Google

und grundlegenden Werke „Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen", 282 S., 1916, Verlag des Waisenhauses, Halle a. d. S., Preis 6 M — beibringt, gar kein Zweifel mehr bestehen. Das stärkste Kontingent stellen die 12—14jährigen Knaben, ganz naturgemäß, denn gerade bei ihnen sind die Hemmungsvorstellungen schon an sich auch im Frieden am schwächsten entwickelt, die älteren Jahrgänge, vom 16. Jahre an, namentlich die 18jährigen, sind an sich schon gereifter, widerstandsfähiger und stehen zum großen Teile bereits unter der Fahne. Höchst bemerkenswert ist es, daß nach allen bekanntgewordenen Berichten die Kriminalität der Jugendlichen in den kleinen Städten und namentlich auf dem flachen Lande weit günstiger ist, als die Kriminalität in den Großstädten. Auch hier bewährt sich das Land als der Jungbrunnen an sittlicher Kraft und Gesundheit für unser ganzes Volk! Wir können sogar annehmen, daß während des Krieges die Straffälligkeit der Jugendlichen dort auf dem Lande gegenüber den Friedenszeiten nicht unerheblich abgenommen hat. In den Kleinstädten und Dörfern bildet eben glücklicherweise die Familie noch eine natürliche, nicht nur sittliche, sondern auch wirtschaftliche Einheit, der halbwüchsige Junge hat keine Gelegenheit, wie das Großstadtkind müßig in den Straßen umherzustrolchen, tüchtig muß er der Mutter in der ländlichen Wirtschaft helfen, um für den eingezogenen Vater möglichst Ersatz zu bieten, 9—10jährige führen hier nicht zu selten schon Pferd und Kuh, den Segen geregelter Arbeit lernen sie am eigenen Leibe kennen im Interesse der eigenen Häuslichkeit. Der verwahrlosende Müßiggang der Stadtjugend bleibt ihnen erspart. Aber selbst da, wo sie keine Arbeit verrichten, fehlen die Verlockungen der Großstadt gänzlich, es fehlen die wahrhaft volksvergiftenden Schundfilms, die Schundliteratur und die lockeren Vergnügungsstätten wie Variétés, Tingeltangels und ähnliche Laster- und Pesthöhlen mehr. Ein jeder kennt jeden, die Beaufsichtigung ist eine ganz andere als in den Großstädten! Höchst bemerkenswert ist es weiter, daß die Zunahme der Kriminalität sich nur auf das männliche Geschlecht erstreckt, das weibliche hat nicht an Straffälligkeit, wohl aber leider in ganz bedenklichem Maße an sittlicher Verwahrlosung zugenommen. Sehr viele Dienstboten wurden — und zwar gerade in den ersten Kriegsmonaten — entlassen, nicht minder viele wurden durch die vielen Militärpersonen — ein recht trauriges Kapitel — verführt, manche Industrien gingen, namentlich beim Kriegsbeginn, sehr zurück und mußten ihre weiblichen Arbeitskräfte entlassen. So nahm, namentlich in Berlin, aber auch in zahlreichen anderen Großstädten, die offene und heimliche Prostitution wahrhaft unheimliche Dimensionen an. „Alle Anstalten für Mädchen sind überfüllt, es ist fast unmöglich, die älteren Mädchen unterzubringen", so lauten die Berichte übereinstimmend.

In den mannigfachsten Formen tritt die Kriminalität der Jugendlichen in die Erscheinung. Recht bemerkenswert ist es aber, daß die Eigentumsvergehen in ganz ungemeiner Mehrheit überwiegen. So waren nach dem Bericht des verdienstlichen Berliner Jugendrichters Köhne in der „Deutschen Juristenzeitung", 1916, S. 1068 f. vor dem Jugendgericht Berlin-Mitte (dem größten ganz Deutschlands) von den im Jahre 1915 insgesamt angeklagten 1072 Jugendlichen nicht weniger als 543 wegen Diebstahls, 147 wegen Unterschlagung und 34 wegen Betrugs belangt. Die Roheitsdelikte treten ganz in den Hintergrund, nur 22 Anklagen wegen Körperverletzung und 6 wegen Hausfriedensbruchs, ebensoviel wegen Beleidigung und nur 1 wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt waren dort erhoben. Nicht weniger als 1018 von den 1072 wurden verurteilt. Die Bestrafungen wegen Gewerbsunzucht der 12—18jährigen Mädchen stieg an dem einen Berliner Jugendgericht von 90 im Jahre 1914 auf 104 im Jahre 1915, die Fälle, in denen die Fürsorgeerziehung notwendig wurde, verdoppelten sich sogar im gleichen Zeitraume, sie stiegen von 135 auf 273 (!!)

Die Erscheinungsformen der Delikte der Jugendlichen im einzelnen sind derartig unendlich mannigfach, daß wir es uns versagen müssen, so reizvoll die Schilderung wäre, auf sie hier des näheren einzugehen. Nur gelegentlich der Besprechung der Ursachen der Straffälligkeit der Jugendlichen bietet sich Gelegenheit, ganz kurz darauf hinzuweisen.

Digitized by Google

Recht umfangreich ist der Kreis von Ursachen, der die gesteigerte Kriminalität hervorgerufen hat und noch hervorruft, wir können sie wohl zusammenfassend in zwei große Gruppen: wirtschaftliche und nichtwirtschaftliche, zusammenfassend einteilen. Zu dieser Gruppe gehört namentlich auch die ungemein starke Reizung der jugendlichen Phantasie durch den Krieg. Die Lektüre der Kriegsberichte, der Greueltaten der Russen in Ostpreußen und der belgischen Bevölkerung wirken vergiftend auf das Gemüt der Jugendlichen ein, mit Aufbietung aller nur möglichen oder auch unmöglichen Mittel versuchte man an die Front zu kommen, zahlreich stahlen die Jugendlichen Geld und Sparkassenbücher, um sich Fahrkarten zu kaufen, Abenteuerlust verleitete sie, den Eltern oder Lehrherren zu entlaufen, um an die Front zu gelangen und sich dort irgendwie nützlich zu machen. Verweigerung der elterlichen Genehmigung zum Eintritt in das Heer führte öfter zu Diebstählen, um die Mittel zur heimlichen Entfernung zu gewinnen. Prahlerei und Ruhmsucht haben manche Entgleisungen auf dem Gewissen. Zahlreich stahlen Jugendliche Uniformen — insbesondere von Offizieren — und Eiserne Kreuze, um damit angetan sich zu brüsten und auch Schwindeleien zu begehen. Die starke jugendliche Spielsucht, die fast alle menschlichen Vorkommnisse, auch die ernstesten und schwersten, im Spiele nachzuahmen und selber mitzuerleben trachtet, spielt eine große Rolle; mit Messern, selbst mit heimlich gekauften Luftpistolen gehen die glühend erhitzten Knaben aufeinander los. „Ein solcher Knabe, der sich durch Roheit auszeichnete und stets im schwarzen Schnürrock umherlief, hieß in seinem Stadtviertel nur der ‚schwarze Husar'. Und wenn die überschäumende Tatkraft sich im gegenseitigen Kampfe nicht völlig erschöpfen kann, so entstehen Banden zur gemeinsamen Ausführung von Einbrüchen und anderen Straftaten, die Kraft, Mut und Geschicklichkeit erfordern, mit romantischen Namen, wie ‚schwarze Hand' usw. Dabei spielen Hammer, Meißel und Dietrich eine verhängnisvolle Rolle." (Köhne: Die Jugendlichen und der Krieg, „Deutsche Strafrechtszeitung", 1916, S. 14.) Der durch die starken Einberufungen der Schutzleute notwendig stark geminderte Polizeischutz begünstigt dieses gemeingefährliche Treiben in hohem Maße, die Entdeckungsgefahr ist weit geringer wie in Friedenszeiten. Dazu kommt — und darauf ist m. E. das Hauptgewicht zu legen —, daß die erzieherischen Einflüsse, je länger der Krieg fortdauert, immer mehr und mehr abgeschwächt werden: Die immer mehr fortschreitenden Einberufungen der älteren und ältesten Landwehr- und Landsturmjahrgänge haben die Väter der gefährdeten Jugendlichen zu Hunderttausenden und Millionen ins Feld geführt, die Mütter sind notgedrungen, um einigermaßen die Kosten für die so sehr verteuerte Lebenshaltung zu erschwingen, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl aller Fälle den ganzen Tag über in Fabriken oder sonstigen Außenbetrieben tätig, kommen sie abends erschöpft und ermüdet nach Hause, so fehlt ihnen Zeit und Kraft, um mit dem nötigen Nachhalt erzieherisch auf die Kinder einzuwirken. So wie so ist schon in Friedenszeiten ihre mütterliche Autorität über die halbreifen Knaben nur recht schwach entwickelt, mehr noch lassen sie die Mädchen über sich gelten. Auch die Schul- und Lehrzucht ist naturgemäß verringert, reichlich 60 % aller Lehrer stehen im Felde, ihre Stellen sind entweder unbesetzt oder werden größtenteils durch junge Mädchen verwaltet, die sich gegenüber dem meistens recht schwer zu bändigenden Jungenmaterial nicht immer genügend zur Geltung zu bringen verstehen. Manche Schulen haben sogar ganz geschlossen werden müssen, in fast allen ist die Zahl der Unterrichtsstunden herabgesetzt worden. Auch recht viele Lehrherren sind eingezogen, die „Frau Meisterin" besitzt nicht den genügenden Einfluß oder hat das Geschäft ganz schließen und den oder die Lehrlinge entlassen müssen. Die Phantasie und der Tätigkeitsdrang unserer Jugendlichen ist irregeleitet und oft bis auf einen wahren Fiebergrad erhöht durch den verpestenden Einfluß der üppig ins Kraut geschossenen „Kriegsschundliteratur" und der „Kriegsschundfilme". Recht verhängnisvoll hat auch der Amnestieerlaß" für die Jugendlichen vom 4. August 1914 gewirkt. Mußte sich früher der verurteilte Jugendliche erst durch besonderes Wohlverhalten während längerer Zeit der ihm in Aussicht gestellten Begnadigung würdig erweisen, und wurden so die Hemmungs- und Besserungs-

Digitized by Google

vorstellungen und -bestrebungen mächtig bei ihm gefördert, so fielen diese bei der schrankenlosen allgemeinen Begnadigung für die straffälligen Jugendlichen vollkommen weg. Die wirtschaftlichen Ursachen sind wesentlich: die Arbeitslosigkeit bei Beginn des Krieges, und im spätern Verlaufe ganz im Gegenteil die reichlich hohen, oft übermäßig hohen Löhne, die mitunter auf 50, ja selbst 70 (!) Mark in der Woche stiegen. So wird bei vielen sittlich nicht gefestigten Naturen eine gewisse Großmannssucht großgezogen, der Jugendliche, der früher als Lehrling höchstens 4—5 ℳ in der Woche bekam, versteht nicht mit dem Gelde umzugehen. „Das Geld wird vielfach ins Wirtshaus getragen und ist da bald verschwunden. Man hält Freunde und Freundinnen frei und spielt den großen Herrn. Manch einer nimmt sich auch ein eigenes Zimmer, um der mütterlichen Aufsicht mehr zu entgehen, er macht Mädchenbekanntschaften und kommt mehr und mehr auf die schiefe Bahn.“ (Elsa v. Liszt a. a. O.)

Vielfach wurden auch im späteren Verlauf des Krieges, in Ermangelung älterer geschulter Arbeitskräfte, den Jugendlichen wichtige Vertrauensstellungen, etwa als Ausläufer, Einkassierer, Postaushelfer usw. anvertraut, denen sie einfach nicht gewachsen waren. Zahlreiche Veruntreuungen, Diebstähle und Unterschlagungen, auch Betrügereien — man denke insbesondere an die Entwendung von Liebesgaben — erklären sich so.

Die Mittel zur Bekämpfung dieser erschrecklichen, mit der Fortdauer des Krieges immer mehr steigenden Straffälligkeit müssen wir — darin stimmen fast alle berufenen Beurteiler, wie namentlich Köhne und Hellwig, überein — in erster Linie nicht so sehr in einer Vermehrung der Strafrechtsbestimmungen, als vielmehr in einer großzügigen Verbrechensbekämpfung suchen. Nicht mehr Strafrecht, sondern mehr Verbrechensbekämpfung tut uns bitter not! Eine wahre Fülle von Verwaltungsmaßregeln aller Art muß einsetzen, Kirche, Staat und Gemeinden wie private Fürsorgevereine müssen sich gleichmäßig um die Seele des Kindes bemühen und sie rein zu erhalten versuchen. Die intensivste Erziehungsarbeit auf allen Gebieten muß geleistet werden, jetzt während des Krieges und nach ihm erst recht, noch weit mehr als früher! Am besten müßte ein einheitliches Deutsches Reichsgesetz die wichtigsten Schutzbestimmungen für die Jugendlichen zusammenfassen. Ganz und gar aber wird sich — darauf weist Hellwig in seinem Buche mit Nachdruck hin — das Strafrecht nicht entbehren lassen. Die Freiwilligkeit allein tut es nicht, zu groß sind die Interessen der an einer — sei es nur seelischen — Ausbeutung der Jugendlichen interessierten Volksschichten. Man denke nur an das Alkohol- und Tabakkapital, an die Fabrikanten der Schundliteratur, Schundfilms, sowie an die Besitzer der Variétés, Tingeltangels und anderer zweifelhafter Vergnügungsstätten. Diese Kreise werden sich schon dem auch für die Friedenszeit so sehr segensreichen gänzlichen Verbot des Alkoholverkaufs und der Abgabe von Zigarren und Zigaretten wie auch von Schundliteratur an Jugendliche ebenso zu widersetzen versuchen, wie der Einschränkung des Besuchs von Kinos und Tingeltangels. Ungemein segensreich haben in dieser Hinsicht die Verordnungen der meisten stellvertretenden kommandierenden Generäle bei uns gewirkt, sie sind u. E. geradezu bahnbrechend für den Gesetzgeber der Zukunft, sie bergen köstliches Gut in sich zum Heil unserer gefährdeten Jugend. Dieses dürfen wir nach dem Friedensschluß nicht einfach über Bord werfen. Alkohol, Nikotin, Schundfilms und Schundliteratur sind wie Opium für die jugendlichen Seelen und Körper, diese vier großen Gefahren unseres Volkes wollen wir wenigstens unseren Jugendlichen fernhalten! Das können wir aber in ausreichendem Maße nur durch ein Reichsjugendgesetz. Beibehaltung verdient auch der von den meisten unserer stellvertretenden kommandierenden Generäle verfügte Sparzwang für unsere Jugendlichen. Mehr wie höchstens 75 ℳ monatlich braucht auch der 17- oder 18jährige nicht für sich. Alles, was darüber hinausgeht, wäre an den gesetzlichen Vertreter, den Vater abzuführen, und bei seiner notorischen Liederlichkeit oder Unzuverlässigkeit für den Jugendlichen auf ein Sparkassenbüchlein der betreffenden Gemeinde vom Unternehmer einzuzahlen. Erst mit erreichter Volljährigkeit wäre dann das Guthaben an den jungen Arbeiter aus-

Digitized by Google

zuzahlen. Der Vater ist schon nach heutigem Rechte zur mündelsicheren Einzahlung des Lohnes verpflichtet.

Wie es nach dem Kriege mit der Kriminalität der Jugendlichen bei uns werden wird? Wir wissen es nicht. Aber eine ganze Reihe von Gründen berechtigen uns zu der Hoffnung, daß mit dem Wegfall der meisten Gründe für die hohe Kriegskriminalität der Jugendlichen diese selbst erheblich sinken wird: Die erziehlichen Einflüsse können sich wieder geltend machen, die Väter und Lehrmeister kehren zurück aus dem Felde, die Schulzucht wird straffer, die Kriegserregungen und Kriegsversuchungen haben aufgehört, die gewaltig hohen Löhne fallen weg, die ins Ungesunde, fast Ungemessene, zum mindesten gesundheitgefährdende Mütter- und Frauenarbeit hört dann — hoffentlich wenigstens — auf, der Polizeischutz ist im alten Umfang wiederhergestellt.

Ehrenpflicht jedenfalls für uns alle ist es, uns während des Krieges für das leibliche und geistige Wohlergehen eines jeden gefährdeten deutschen Kindes mitverantwortlich zu fühlen, wir sind es ihren Vätern, die für uns Daheimgebliebenen in den Schützengräben leiden und sterben, schuldig, daß ihre Kinder, während sie unverdrossen monate-, ja jahrelang ihre harte Pflicht tun, unversehrt an Leib und Seele zu tüchtigen Staatsbürgern heranwachsen. Die Väter, die in heißem Ringen um ihr Vaterland ihre Pflicht mit dem Tode besiegelten, hinterließen uns ihre Kinder als teures, heiliges Vermächtnis. Die Erkenntnis tut uns bitter not: „Jedes deutsche Kind ist eines jeden Deutschen Kind", wie Hellwig a. a. O. S. 276 so schön sagt, sie muß zur Richtschnur für unser Handeln werden.

Landrichter Dr. jur. und phil. Bovensiepen



Wie übersetzt man Fremdwörter?

Ueber diese Frage unterrichtet auf Grund eigener Tätigkeit Justizrat Dr. Karl Friedrichs in der „Deutschen Revue":

Es gibt natürlich Wörter, denen in fremden Sprachen genau entsprechende Wörter von ganz gleichem Begriff gegenüberstehen. Dazu gehören z. B. „vis major", „force majeure" und „höhere Gewalt" und viele philosophische und technische Fachausdrücke, aber gerade die Wörter des täglichen Lebens gehören in den seltensten Fällen hierher. Wie einfach erscheint uns z. B. das Wort „Brot"; und doch ist es nicht ohne weiteres in das Französische zu übersetzen, denn das Wort „pain" hat einen ganz andern begrifflichen Umfang. Wir denken etwa an den Ausdruck: „pain d'épice", den wir etwa mit Leb„kuchen" zu übersetzen haben, und an pain à cacheter, das wir mit Oblate oder Mundlack, aber nicht mit Siegel„brot" wiedergeben. Auch handelt es sich nicht um eine Mehrheit von Begriffen, wie bei dem Wort Marquise, das zwei voneinander vollständig getrennte Begriffe (Edeldame und Sonnendach) umfaßt, sondern es ist ein einheitlicher Begriff, unter dem der Franzose auch Dinge versteht, die nicht unter den deutschen Begriff Brot fallen. Umgekehrt ist es für den Franzosen, namentlich für den Katholiken, unverständlich, wenn Mephisto im „Faust" dem verstorbenen Schwertlein die Worte in den Mund legt:

„Erst Kinder und dann Brot für sie zu schaffen
Und Brot im allerweitesten Sinn."

Wenigstens liegt mir eine Übersetzung vor, in der es heißt: du pain, il en fallait beaucoup; der Übersetzer hat also die Anspielung auf die Luthersche Erklärung zur vierten Bitte des Vaterunsers weder erkannt noch verstanden.

Digitized by Google

Daher gibt uns das Wörterbuch nur eine Hilfe für die Übersetzung, etwa das, was man ein heuristisches Prinzip nennt, aber niemals die Übersetzung selbst. Denn diese ist nur dem möglich, der den Sinn und Zusammenhang der zu übersetzenden Sätze vollkommen versteht und außerdem die Sprache, in die er übersetzen soll, ganz beherrscht. Die Übersetzung eines Dichtwerkes ist gut, wenn sie die Stimmung und die allgemeine Anschauung wiedergibt, ein ängstliches Kleben am Begrifflichen kann ein Fehler sein. Deswegen geben die Übersetzungen Luthers die dichterischen Stellen des Alten und des Neuen Testaments richtiger wieder als die begrifflich genaueren Übersetzungen seiner gelehrteren, aber trockeneren Nachfolger. Bei andern Vorlagen kommt es aber um so mehr auf die begriffliche Genauigkeit an. Man muß den Leuten von heute aufs Maul schauen, wie der alte Luther, aber es kommt nicht nur auf die Kunstsprache der einfachen Handwerker an, von denen Luther sich belehren ließ, sondern auf alle Wissensgebiete.

Ich habe mich nie auf das Wörterbuch verlassen, sondern ich suchte mich bei allen nicht ganz einfachen Stellen mit der Sache selbst vertraut zu machen. Wenn z. B. von einem Strafverfahren in Frankreich die Rede war, habe ich die Französische Strafprozeßordnung durchstudiert, bis ich feststellen konnte, um welchen Vorgang es sich handelte, und habe dann diesen Vorgang mit den Ausdrücken der Deutschen Strafprozeßordnung wiedergegeben, und danach spreche ich entweder von einem Urteil, durch das der Angeklagte freigesprochen wurde, oder von einem Beschluß, durch den er außer Verfolgung gesetzt wurde, oder von einer Verfügung, die das Verfahren einstellte. Ebenso habe ich französische und deutsche Abhandlungen über den Bau des Eiffelturms, über die Werkzeuge und die Arbeitsweise der Steinmetzen in Altägypten und ähnliches durchgesehen, und oft verbrauchte ich mehrere Stunden oder gar mehrere Tage, um einen einzigen Ausdruck zu ermitteln, selbst wenn es sich um eine kurze Bemerkung handelte, die für das Ganze keine entscheidende Bedeutung hatte. Dies war mir möglich, weil ich damals im Vorbereitungsdienste stand; meine Zeit wurde durch meine Dienstverrichtungen nicht völlig in Anspruch genommen, ich wurde außerdem nicht mit der Fertigstellung der Übersetzungen gedrängt und war auch nicht auf die Vergütung angewiesen.

Aber wer für den Bedarf des Tages arbeitet und außerdem auf den Verdienst angewiesen ist, kann eine solche peinliche Sorgfalt nicht anwenden. Darüber wollen wir uns nicht täuschen. Unser Nachrichtenwesen würde arg rückständig bleiben, wenn man mit der Veröffentlichung einer jeden Nachricht aus dem Auslande solange warten müßte, bis es dem Übersetzer gelungen wäre, eine durchaus tadellose und den höchsten Anforderungen entsprechende Übersetzung herzustellen. Den überpeinlichen Maler Protogenes mußte sein Kollege mahnen, die Hand vom Bilde zu nehmen und es fertig sein zu lassen. Unter unsern heutigen Malern sind viele, die diesen Rat nicht mehr nötig haben oder ihn allzu gut befolgen; aber dem Mann, der für die Tagespresse schreibt, wird es täglich und stündlich von dem Drucker, dem Verleger und dem Leser zugerufen. Und in vielen Fällen wird der Wahrheit weniger geschadet, wenn der Übersetzer ein fremdes Wort stehen läßt, als wenn er ein Wort wählt, das zwar der deutschen Sprache angehört, von dem er aber nicht sicher weiß, ob es in dem gegebenen Zusammenhang denselben oder annähernd denselben Sinn hat wie das Wort der Vorlage. Er muß es natürlich nicht so arg machen wie jener Diplomat, der in einem englisch-französischen Handelsvertrag den Ausdruck droit de timbre (Stempelsteuer) mit duty on timber (Bauholzzoll) wiedergab, er muß z. B. auch wissen, daß das französische Wort amphibie nicht das Amphibium, sondern die Robbe bezeichnet, ebenso daß fantaisie nicht die Phantasie, sondern die Laune, und clavier nicht das Klavier, sondern nur dessen Tastatur, außerdem aber den Schlüsselbund bedeutet, aber die Eile kann vieles entschuldigen und sogar rechtfertigen, was an sich nicht wünschenswert ist.

Auch bei der Verdeutschung der Fremdwörter, die uns im Handel und Verkehr, im häuslichen und geselligen Leben noch immer umfluten, gelten die Erfahrungen, die bei der

Digitized by Google

Übersetzung zusammenhängender Texte gemacht werden. Das Finden eines richtigen Ausdrucks verlangt oft eine große Kunst, verbunden mit umfassenden wissenschaftlichen Kenntnissen, und ist nicht von heut auf morgen zu erzwingen, und auch hier ist in vielen Fällen nicht ein Wort, sondern ein Gedanke zu übersetzen. Das Fremdwörterbuch kann uns dann etwas nützen, wenn es mit vollem Verständnis benutzt wird. Um es verwerten zu können, muß man sich vorher genau darüber klar sein, was im einzelnen Falle mit dem betreffenden Worte gemeint ist. Man hat neulich spottweise einer fremdwörterscheuen Hausfrau die Worte in den Mund gelegt, ihre Magd solle die Markgräfin aufziehen, die Eifersucht herunterlassen und die Pförtnerin ausklopfen. Dieser Scherz hat vielfach in den Kreisen meiner Freunde Entrüstung erregt, sogar die amtliche Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins hat sich ergrimmt darüber ausgesprochen; das war meines persönlichen Erachtens überflüssig, denn der Witz trifft weder die Bestrebungen der Sprachreinigung noch ihre Mittel; aber es kann uns ständig in Erinnerung halten, daß es nicht darauf ankommen kann, irgendwie zu übersetzen, sondern richtig zu übersetzen, und daß wir unsere Arbeit nicht fördern, wenn wir dem Unkundigen eine Wahl überlassen, die er nicht richtig treffen kann, und ihm ein Hilfsmittel in die Hand geben, das er nicht richtig benutzen kann. Und wenn gar in einem Fremdwörterbuch Dutzende von Übersetzungen für einen und denselben Ausdruck zur Verfügung gestellt werden, so ist auch den Gebildeten nicht damit gedient.

Man muß vor allen Dingen nicht glauben, daß der Gebrauch der Fremdwörter stets mit Bewußtsein geschehe. Goethe hat einmal gesagt: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.“ Und dies Wort gilt auch von dem Fremdwörtergebrauch. Ich erinnere mich, wie ich einmal auf einer Reise einem Wirte vorhielt, daß er sein Haus doch für vornehme Besucher eingerichtet habe und doch so viele französische Wörter brauche. Der Mann antwortete treuherzig und freundlich, er habe keine französischen Wörter gebraucht und war höchst überrascht, als ich ihm sagte, daß seine Tête de veau en tortue und seine Omelette aux fines herbes à la maître d'hôtel usw. französische Ausdrücke seien. Überall wird man finden, daß der Ungebildete (d. h. der nicht fremdsprachlich Gebildete) die ihm anerzogenen Wörter braucht und dabei keine Ahnung oder wenigstens keine klare Vorstellung davon hat, ob es Fremdwörter sind; für ihn sind die von den Gelehrten vorgeschlagenen Ersatzwörter die eigentlichen Fremdwörter, die er nicht kennt und an die er sich nur unter dem Drucke der geistig Überlegenen gewöhnt, mit gutem Willen, aber mit demselben Gefühle, mit dem wir uns an neue Schuhe, an Kriegsbrot und an fleischfreie Wochentage gewöhnen.

Die Speisekarten und ähnliche Preisverzeichnisse, in denen sich die Wörter einzeln und nicht im Zusammenhang eines ganzen Satzes aufgezählt finden, lassen eine Wortübersetzung zu, und man kann mit einem Verdeutschungswörterbuch oder einer Verdeutschungsliste etwas erreichen, nur wird es bei längeren Verzeichnissen notwendig sein, sie nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen, weil das Nachschlagen nach dem Abc eine gewisse Bildung und große Übung verlangt, aber außerdem muß für jeden zusammengesetzten Ausdruck die entsprechende Verdeutschung gegeben werden; es genügt nicht, wenn man den Beteiligten überläßt, sich die Wendungen selbst zusammenzusetzen. So kann ein und dasselbe Grundwort je nach den hinzugefügten Bestimmungswörtern bald diese, bald jene Übersetzung verlangen, und unter Umständen ist es wegzulassen, wenn im Deutschen ein andrer, selbständiger Ausdruck, sei es auch nur mundartlich oder landschaftlich, in Gebrauch ist.

Wo es sich aber nicht um reine Wörterverzeichnisse handelt, genügt es nicht, dem Geschäftsmann zu sagen, wie ein fremdes Wort überhaupt übersetzt werden kann. Vielmehr muß man ihm bestimmt angeben, welche Übersetzung gerade in dem gegebenen Zusammenhange die tauglichste ist; man muß ihm nicht Wörter geben, sondern Worte.

Zu diesem Zwecke haben wir im Düsseldorfer Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins Briefe entworfen, die an den einzelnen Geschäftsmann gerichtet werden, und

Digitized by Google

in denen ihm unter ausdrücklichem Hinweis auf sein Ladenschild, seine Anzeigen und Preisverzeichnisse angegeben wird, wie jedes einzelne Wort zu übersetzen sei. Da kann es denn vorkommen, daß für dasselbe Wort an verschiedenen Stellen desselben Schriftstücks verschiedene Übersetzungen vorgeschlagen werden müssen. So stand in einer Anzeige mehrmals das Wort „Konfektion". An der einen Stelle mußte es mit „Kleidung" übersetzt werden (der Zusatz „fertige" war wegen des Zusammenhanges zu entbehren), an der andern Stelle mit „Machart". Infolgedessen konnten dem Betreffenden nicht nur das Wort, sondern die betreffenden Satzteile vorgehalten werden. Wenn solche Übersetzungen Anklang finden und durchdringen, so wird es den Beteiligten später selbst ganz unglaublich vorkommen, daß beide Begriffe früher einmal durch dasselbe Wort ausgedrückt gewesen sind.

Diese Briefe haben bis jetzt guten Erfolg gehabt, weil wir mit der äußersten Vorsicht nur solche Vorschläge machen, die jedem Leser ohne weiteres verständlich sind. Neben den unvermeidlichen dummdreisten Antworten, auf die man gefaßt sein muß, haben wir auch dankbare Anerkennung gefunden, und die Empfänger haben unsern Rat befolgt, sobald die Abwicklung der laufenden Anzeigenaufträge es zuließ. Auch außerhalb Düsseldorfs sind unsre Vordrucke von andern Zweigvereinen übernommen und je nach der Sinnesart der betreffenden bald höflicher, bald eindringlicher gefaßt worden. So hatte ich kürzlich eine innere Genugtuung und stille Freude, als mir ein Berliner Herr in einer Versammlung die Vorzüge und Wirksamkeit des neuesten Werbemittels rühmte, dessen man sich in Groß-Berlin bediene und dabei einen Briefvordruck aus der Tasche zog, der unserm Düsseldorfer Entwurf nachgebildet war.

Die Einzelarbeit ist mühevoller als jede andere Tätigkeit, aber sie ist unentbehrlich, wenn wir unsre Sprache endlich einigermaßen reinigen wollen. Aber sie kann es nicht allein machen. Die Arbeit in öffentlichen Schriften, Anschlägen und Versammlungen ist als Vorarbeit unentbehrlich. Denn sie ist notwendig, um das Gewissen wachzuhalten. Die einzelnen Zuschriften würden wirkungslos bleiben, wenn die Empfänger nicht das Bewußtsein haben und dauernd behalten, daß die Zuschriften von der Überzeugung weiterer Kreise, nicht nur der Gebildeten, sondern des ganzen Volkes getragen sind.

Für den Schriftsteller sei noch folgendes bemerkt: Bei dem ersten Entwurf kann es notwendig sein, zunächst einmal den geläufigsten Ausdruck hinzuschreiben, damit der Fluß der Gedanken nicht unter dem Suchen nach Worten leidet. Auch der Maler oder Bildhauer wirft zuerst seine Gestalten hin, wie er sie im Kopfe hat, und legt erst dann den Maßstab an, um Fehler zu erkennen, und arbeitet, wenn es nötig ist, einen neuen Entwurf aus. So wird auch der Schriftsteller erst bei der Durchsicht auf die Sprachreinheit achten können, die sich nicht nur auf die Vermeidung von Fremdwörtern beschränkt. Da handelt es sich auch darum, das Wort an die Spitze des Satzes zu stellen, durch das der Übergang vermittelt oder die Aufmerksamkeit des Lesers in die richtigen Bahnen gelenkt wird. Da müssen Beifügungen in Nebensätze, Nebensätze in Hauptsätze verwandelt, lange Hauptsätze zerlegt, kurze Sätze zusammengefügt und nachträgliche Einfälle an die Stelle gebracht werden, in die sie nach dem Zusammenhange gehören. Auch die Vermeidung eines Fremdwortes kann den Umbau eines ganzen Satzes nötig machen, und oft bekommt auf diese Weise der ganze Gedanke eine Klarheit und Schärfe, nach der der Verfasser das erstemal vergeblich gesucht hatte. Je fremder einem das Geschriebene entgegentritt, desto unbefangener steht man ihm gegenüber und desto erfolgreicher ist die Durcharbeitung.



Digitized by Google

„Majestät“ und „Allerhöchstderselbe“

Fremdwörter, schreibt J. John im „Vortrupp“, merzen wir aus, und die Behörden unterstützen diese Bestrebung lebhaft. Sollen wir aber nur das fremde Wort, die unschuldige Buchstabenreihe, verbannen, und nicht vielmehr den fremden Geist? Bei einem Fremdwort kann der beste deutsche Geist sein; das haben Goethe, Schiller und Bismarck bewiesen. Umgekehrt kann in echt deutschen Lautgruppen ein fremder Sinn walten. Übertriebene Höflichkeit, Devotion und Byzantinismus haben in Verbindung mit der deutschen Pedanterie unsere Sprache schwerfällig und steif gemacht. Es ist ein Fluch, daß die neuhochdeutsche Sprache aus einer Kanzleisprache hervorgegangen ist — wie man weiß, hat Luther das kursächsische Aktendeutsch seiner Bibelübersetzung zugrunde gelegt. Sollen wir nicht unserer Sprache behilflich sein, das schwere, verschwitzte Brokatkleid der umständlichen Höflichkeitsformeln wieder abzustreifen, damit sie den leichten, festen Gang der älteren deutschen Sprachen, des Althochdeutschen und des Mittelhochdeutschen, oder des Gotischen bekomme? Vielleicht gelingt das nie. Einzelne Schnörkel abzuwerfen, läge jetzt aber in unserer Macht; wir brauchten nur zu wollen. Es sind die Schnörkel, die gemacht werden, wenn von unserm Kaiser oder von anderen Fürsten die Rede ist.

Der einfache Sinn sagt: „Der Kaiser ist heute hier angekommen; er wird morgen weiter reisen.“ Gott behüte, wie respektlos, sagt der Byzantinismus und macht einen krummen Buckel, es muß heißen: „Seine Majestät der Kaiser ist ... — „ist?“ aber nein doch; wie darf man von einem so hohen Herrn in der Einzahl sprechen! Zwar hat Wilhelm II., der mit Verachtung auf alle krummen Buckel in seinem Reiche sieht, selber schon längst den majestätischen Plural aufgegeben; er sagt stolz und frei „ich“, wenn er von sich redet, nicht „wir“. ... Die sprachliche Höflichkeit beschränkt sich zuweilen nicht auf die Person; der Diener war gut erzogen, der da sagte: Des Herrn Baron Pferd sind gesattelt. „Der Herr Doktor wurden da katechisiert“ — wir kennen den dienstbeflissenen Schelm, der das sagt. Aber die Lakaienseele ist völlig frei von Schelmerei; sie ist nur dienstbeflissen, und sie nimmt die Sache sehr ernst. Mögen Seine Majestät der Kaiser in der Einzahl von sich (oder von ihnen?) sprechen; der Lakaienseele ziemt zu sagen: Seine Majestät der Kaiser sind, Seine Majestät haben ... Ich habe diesen Unsinn in unzähligen Manuskripten geändert, die mir unter die Hände kamen, und ich habe mich oft gewundert, wie doch unzweifelhaft gebildete Leute so wenig Sprachgefühl und Geschmack haben. Also der echte, rechte Hofmann spricht: „Seine Majestät der Kaiser sind hier angekommen“, und nun könnte er fortfahren: er reist morgen weiter. Aber was ist denn das? „Er“? Wer ist „er“? Wie kann man einen Kaiser „er“ nennen! Das tut man doch überhaupt nicht, wenn man von jemand spricht; das ist viel zu kurz und zu grob. Es muß „derselbe“ heißen. Aber das sagt man ja auch von Hans und Franz, wenn derselbe denselben verklagt hat und dieselben eine Vorladung vors Gericht bekommen. Was ein Kaiser tut, ist immer das Höchste; was sage ich, das Allerhöchste! Der Kaiser — um Gottes willen — Seine Majestät der Kaiser haben nicht nur allerhöchst und allergnädigst geruht, in unserer Stadt Aufenthalt zu nehmen, sondern Allerhöchstderselbe (mit großem A) reisen morgen weiter. So ist es richtig, und nun kann sich der gequälte Sprachgenius die Schweißperlen von der Stirn trocknen; die Zeremonie war sehr anstrengend.

„Die aufgedunsene Ausdrucksweise unserer Höflinge und Geschäftsleute“ nennt es Jakob Grimm, der Sprachgewaltige. Diese und andere Verschnörkelungen unserer Rede sind keineswegs urdeutsch. Erst in den letzten Jahrhunderten ist unserer Sprache so schändlich Gewalt angetan worden. Vieles werden wir ja bis ans Ende der Zeiten schleppen müssen. Ob es gelingen wird, das „Sie“ der Anrede zu verdrängen? Gewiß spricht auch vieles dafür; anderseits hat diese Form doch auch den großen Vorzug, feine Unterscheidungen

Digitized by Google

des Gefühls zu gestatten. Das „Du“ ist wirklich schlicht und schön und herzlich; aber gerade darum möchte man es nicht zu jedem sagen.

Wenn es heute aber irgend jemand gibt, von dem sich unser Gefühl nicht durch die Sperren und Drahtverhaue sprachlicher Höflichkeitsformen getrennt wissen möchte, so ist es unser Kaiser; man hat die Empfindung, zu dem Kaiser „du“ sagen zu müssen. Ebenso wie der Kaiser sagte: „Ich kenne keine Parteien (also auch keine Stände) mehr, sondern nur noch Deutsche“, muß jeder einzelne von uns sagen: „Ich weiß nichts mehr von Ew. Majestät; ich kenne Allerhöchstdenselben nicht mehr, ich kenne nur noch den einen großen Deutschen — Heil Kaiser dir!“ So redete der alte Franke herzlich mit seinem König: „heil wis chuninc, heil du herro, liop truhtin, edil franko!“

Aus der mannhaftesten Sprache, der deutschen, ist allmählich ein solches Ergebenheitsgemurmel geworden, daß der Deutsche den traurigen Ruhm genießt, die steifste Sprache zu haben. Jakob Grimm sagt: „Unsere Hof- und Geschäftssprache ist dahin gebracht, daß sie im Angesicht und im Kreis der Fürsten nirgends mehr natürlich reden darf, sondern ihre Worte erst in die verschlingenden Fäden unablässig wiederholter und schon darum nichtssagender Präfixe und Superlative einzuwickeln gezwungen ist. Alle daraus entspringenden Redensarten wären geradezu unübersetzbar in die französische und italienische Sprache, welche, nachdem einmal die Majestät angeredet ist, immer einfaches ‚elle‘ oder ‚ella‘ folgen lassen: das kann uns den Prüfstein für unseren Mißbrauch abgeben. Sonst in Europa haben lediglich die vom deutschen Zeremoniell abhängigen oder angesteckten Höfe in Holland, Dänemark und Schweden mehr oder weniger genau, ein ‚hoogstdezelve‘, ‚allerhöistdensamme‘, ‚allernådigst‘ nachgeahmt. Gewiß aber würde die Weisheit des Fürsten gepriesen werden, der seine Aufmerksamkeit auf den Ursprung und Zweck dieses leeren, seiner selbst wie unsers Sprachgenius unwürdigen, eher chinesischen als deutschen Gepränges richtend, es auf immer verabschiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unserer Vorzeit, soweit es noch angeht, zurückholt.“

Es ist ein untrügliches Zeichen der Bildung, wenn jemand die überkommenen leeren Titel und Formen vermeidet und dennoch versteht, in den unverkünstelten Ausdruck, den er dafür wählt, alle die Achtung und Ehrerbietung zu legen, auf die der Angeredete Anspruch hat.



Zur Charakteristik des Zaren Nikolaus

Als Gesandter der nordamerikanischen Union in Petersburg von 1892 bis 1894 hatte Andrew White Gelegenheit, den damaligen Thronfolger und jetzigen Zaren Nikolaus zu beobachten. In seinen Erinnerungen „Aus meinem Diplomatenleben“ (Leipzig 1906, soeben in zweiter billiger Ausgabe erschienen) berichtet White zunächst, was er von kundiger Seite über Nikolaus gehört:

Der Hauptzug seines Charakters sei absolute Gleichgültigkeit seiner Umgebung gegenüber, gleichviel ob Menschen oder leblose Gegenstände. Er habe trotz seiner großen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit noch nie in seinem ganzen Leben irgendeine tiefere Gemütsbewegung verraten. Diese Behauptung wurde durch alles, was White bei Hofe an dem Thronfolger zu beobachten Gelegenheit hatte, nur bestätigt. Teilnahmslos schien er bald hier bald dort umherzugehen, wobei er in freundlicher Weise bald mit dem einen, bald mit dem anderen sprach, wenn ihm Reden gerade bequemer als Schweigen schien, im übrigen jedoch absolut gleichgültig gegen alles war, was um ihn her vorging. Nach seiner Thronbesteigung sagte jemand, der mehrfach Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten und in solchen Dingen ein Urteil besaß: „Er kennt weder sein Land noch sein Volk, und wenn es nicht unumgänglich notwendig ist, geht er nicht aus dem Hause.“


Digitized by Google

Anläßlich der gewalttätigen Russifizierung Finnlands urteilte White über den Zaren noch schärfer.

„Der jetzige Herrscher, ein Schwächling auf dem Throne, läßt, weil er indifferent, sorglos und absolut unfähig ist, die Zügel der Regierung fest in seine Hand zu nehmen, die reaktionäre Partei seiner Umgebung willkürlich schalten und walten. Seine Dynastie, vielleicht gar er selbst, wird die Folgen zu tragen haben, das kann ich ihm prophezeien ... Daß die Strafe auch Nikolaus II. und sein Haus treffen wird, ist nur zu sicher.“

Diese Voraussage machte White noch vor dem russischen Feldzug gegen Japan. An einer anderen Stelle anerkennt er den guten Willen des Zaren mit dem Hinzufügen: „Aber die Gleichgültigkeit gegen seine ganze Umgebung, die in jeder seiner Handlungen zutage trat, seine Energielosigkeit auch gegenüber den selbstverständlichsten Angelegenheiten, die dem Wohle seines Landes galten, vor allem aber seine Nachgiebigkeit gegen die Vergewaltigungen der baltischen Provinzen und des Großfürstentums Finnland riefen die Überzeugung in mir wach, daß seine Willenskraft niemals ausreichen würde, der mächtigen Strömung, die von der gewalttätigen Kriegspartei seines unermeßlichen Reiches ausging, Widerstand zu leisten.“

White hat nur zu richtig prophezeit.



Die Zensur vor hundert Jahren

Im Volke ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Zensur vor hundert Jahren, also zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel schärfer gehandhabt wurde als jetzt. Daß dies nicht der Fall ist, zeigen die folgenden Aussprüche von Regenten, leitenden Staatsmännern und Gelehrten der damaligen und der vorhergehenden Zeit.

Friedrich der Große: „Der Berliner Zeitungsschreiber soll unbeschränkte Freiheit haben, in dem Artikel Berlin zu schreiben, was er will, ohne daß er zensiert werden soll.“ — „Müßte man nicht verrückt sein, um sich einzubilden, die Menschen hätten zu einem ihresgleichen gesagt: Wir erheben dich über uns, weil wir die Sklaverei lieben, und geben dir Gewalt, unsere Gedanken nach deinem Willen zu leiten? Sie haben im Gegenteil gesagt: Wir haben dich nötig, um die Gesetze aufrechtzuhalten, welchen wir gehorchen wollen, um uns weise zu regieren, um uns zu verteidigen. Übrigens fordern wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest.“ — „Ohne die Freiheit, zu schreiben, bleibt der Verstand im Finstern, und alle Enzyklopädisten und die berühmtesten Staatsmänner dringen darauf, daß die Presse frei, und jeder, was ihm seine Denkungsart gibt, schreiben können.“

Sein Minister Hertzberg (Staatsminister von 1763 bis 1791) sagt: „Jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, innere Stärke und Gerechtigkeit gründet, gewinnt mehr als er verliert, wenn er sie ans helle Tageslicht bringt; die Publizität ist nur für solche Staatsverwaltungen gefährlich, welche finstere und unterirdische Schleichwege lieben.“

Kaiser Joseph II.: „Kritiken, die keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, sind nicht zu verbieten, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auch auf diesem Wege zukommen.“ — „Wer mich und meine Handlungen tadelt, zeigt die gute Absicht, mich zu belehren und besser zu machen. Sollte er dabei den schuldigen Respekt aus den Augen setzen, so mag ihm dies der guten Absicht wegen verziehen werden.“

Charakteristisch ist es, daß sich die „neuen“ Könige von Bayern und Württemberg in besonders liberalem Sinne an ihr Volk wandten.

König Maximilian von Bayern: „Freiheit des Gewissens, Freiheit der Meinungen,

Digitized by Google

Freiheit des Wortes sind die unerläßlichen Bedingungen einer guten Verfassung; es sind die Grundzüge der Verfassung, die Wir aus Unserm freien Entschlusse euch geben."

König Friedrich von Württemberg: „Wir wollen der freien Mitteilung der Gedanken und Ansichten keine andere Schranken als die durch das Gebot der Gesetze bedingten entgegensetzen." (Der Ausdruck ist allerdings recht dehnbar!) „Es ist daher erlaubt, alles ohne Zensur drucken zu lassen und alles Gedruckte zu verbreiten, was nicht durch Gesetze für ein Verbrechen oder Vergehen erklärt wird."

Auch in Dänemark zeigte sich hinsichtlich der Freiheit der Presse eine durchaus freisinnige Auffassung.

Der dänische Staatsminister Graf Bernstorff sagte: „Preßfreiheit ist ein großes Gut, der Segen seines weisen Gebrauchs wiegt den Schaden seines Mißbrauchs bei weitem auf. Sie ist ein unveräußerliches Recht jeder zivilisierten Nation, durch dessen unverletzte Bewahrung eine Regierung sich selbst achtet und des vollen Vertrauens der Nation sich würdig zeigt."

Graf A. P. Bernstorff trat besonders kraftvoll für die Preßfreiheit ein und war darum und wegen seines musterhaften Privatlebens außerordentlich beliebt; sein Sohn C. G. Bernstorff, welcher von 1818 bis 1831 preußischer Minister war, hatte lange nicht die Begabung des Vaters und schloß sich ganz der Metternichschen Reaktion an.

König Christian VIII.: „Es ist der unparteiischen Untersuchung der Wahrheit ebenso nachteilig als der Entdeckung verjährter Irrtümer und Vorurteile hinderlich, wenn redlich gesinnte, um das allgemeine Wohl und Beste ihrer Mitbürger beeiferte Patrioten durch Ansehen, Befehle und vorgefaßte Meinungen abgeschreckt oder behindert werden, nach Einsicht, Gewissen und Überzeugung zu schreiben, Mißbräuche anzugreifen und Vorurteile aufzudecken."

In freiheitlichem Sinne sprachen sich auch Freiherr von Gagern und Minister Ancillon über die Preßfreiheit aus. Freiherr von Gagern war auf dem Wiener Kongreß Gesandter der Niederlande und drängte später im Deutschen Bund auf die politische Einigung der deutschen Nation. Ancillon stand in dem Ruf eines gewissen Liberalismus und hatte, wie der nachfolgende Ausspruch zeigt, in seinen jüngeren Jahren durchaus liberale Ideen; er war aber durchaus unselbständig und schwankend, so daß er als Minister die Geschäfte in ganz reaktionärem Sinne leitete.

Freiherr von Gagern: „Wie kann die freie Presse gefährlich werden? Törichte Äußerungen werden ohnehin verlacht, falsche berichtigt und strafbare bestraft."

Ancillon: „In uneingeschränkten Monarchien weit mehr als in repräsentativen Verfassungen ist Preßfreiheit zulässig und notwendig, um der Regierung manche nützliche Wahrheit näher zu bringen, die Verwaltung zu beleuchten und den Beschwerden und Wünschen des Volkes Luft zu machen und Berücksichtigung zu sichern."

Die Bestrebungen der Minister Stein, Hardenberg und Schön sind zu bekannt, um hier besonders angeführt zu werden.

Nicht nur die Herrscher und leitenden Staatsmänner der damaligen Zeit traten für die freie Presse ein, sondern auch die großen Geschichtschreiber und Philosophen, so Johannes v. Müller, Frommann, Krug u. a.

Johannes v. Müller, Geheimer Kriegsrat und Historiograph, gest. 1809: „Die Wohlfahrt der verschiedenen Länder und die geistige Entwicklung der Völker standen stets in genauem Verhältnis mit der größeren oder geringeren Freiheit, welche man der Presse ließ."

Frommann im „Deutschen Staatsarchiv": „Wenn man dem Streben entsagte, die öffentliche Meinung durch die Zensur zu beherrschen, würde die Stimme der Presse auch dann Gewicht haben, wenn sie für die Staatsgewalt spricht, was jetzt nur in sehr untergeordnetem Grade der Fall ist."

Krug, der im Jahre 1804 Nachfolger von Kant in Königsberg wurde, schreibt in seinem „Philosophischen Handwörterbuch": „Preßfreiheit ist eine Tochter der Denkfreiheit, nämlich der äußeren, die auch Sprech- und Schreibfreiheit ist. Denn wo volle Denkfreiheit stattfinden

Digitized by Google

soll, da muß auch jeder die Befugnis haben, unter eigener Verantwortlichkeit seine Gedanken mittels der Buchdruckerpresse bekanntzumachen."

Damals war also für die Freiheit der Presse ein großes Verständnis vorhanden. Später trat unter besonderer Beeinflussung des Fürsten Metternich ein starker Rückschlag ein; die liberale Presse wurde überall geknechtet und mundtot gemacht. —

Bei den betreffenden Aussprüchen ist selbstverständlich zu berücksichtigen, daß es sich dabei um die Friedenszensur handelt. Daß die Zensur in militärischen Dingen, des Auslandes wegen, augenblicklich voll berechtigt ist, bestreitet wohl niemand; dagegen ist, wie ein nationaler Redner letzthin im Reichstag betonte, die jetzige politische Zensur allmählich unerträglich geworden, so daß hier unbedingt eine Änderung eintreten muß. C.



Hammer und Harfe

Die folgenden Gedichte sind einem Büchlein „Hammer und Harfe" von Otto Michaeli (Stuttgart 1916, Verlag von Greiner & Pfeiffer, gebd. 2.50 ℳ) entnommen. Sie zeugen für sich selbst.

Der Braut des Helden

Du gabst ihm, Schönste, alle Süße.
Du warst sein Traum bei Tag und Nacht.
Er fühlte deines Herzens Grüße.
Du warst sein Frieden in der Schlacht.

O klage nicht um seine Wunde!
O weine nicht um seinen Tod!
Denn deinen Kuß auf seinem Munde
Schied selig er ins Morgenrot.

Blind

Es liegt ein deutscher Krieger darnieder wund und blind,
Weil ihm die beiden Augen vom Feind zerschossen sind.

Er weiß es nicht, der Arme; es wähnt sein müdes Hirn,
Der Schuß hab' ihm getroffen die Schläfe nur und Stirn.

Er fleht zum Arzt: „Wohl weiß ich, was Krieg für Arbeit macht,
Daß Ihr, mich zu verbinden, nur Zeit habt bei der Nacht.

O teurer Herr! Verbindet mich nur ein einzig Mal
Bei Tag, daß ich mag schauen nur einen Sonnenstrahl!"

* * *

Ihr Schwestern und ihr Brüder, ihr Kinder hört mich an,
Warum ich euch gesungen das Lied vom blinden Mann!

Weil bis zu dieser Stunde wir alle selber blind,
Der goldnen Friedenssonne beraubt und unwert sind.

Solang ein Volk noch schändet des süßen Friedens Licht,
Ist alle Welt geblendet und sind wir sehend nicht.

Hilf Gott, daß fremder Frevel vor deutscher Kraft zerbricht,
Daß Deutschlands Heilandsstärke den Völkern bringt das Licht!

Digitized by Google

Allerseelen 1914

Belgische Küste. Der Kriegslärm gellt.
Seevögel schreien und jagen.
Brennende Städte. Zerstampft das Feld
Von Reitern und Rossen und Wagen.

Vom Schwarzwaldkirchlein frommes Geläut.
Still glühen vorm Altar die Kerzen.
Ihr unsere Helden, o haltet heut'
Heimkehr in unseren Herzen!

Hans Thoma zum 75. Geburtsfeste

Aus deutschen Wesens Grunde,
O greiser deutscher Held,
Erschufst du uns gesunde
Und starke Schönheitswelt.

Reich' uns, du Mann der Klarheit,
Aus deiner Künstlerschaft
Den Talisman der Wahrheit,
Der Treue und der Kraft!

Wohl mag dich heut' bedrücken
Der Schmerz um Deutschlands Not,
Da ringsum uns im Rücken
Neid, Haß und Lüge droht.

Wenn bald die Siegeslieder
Durch deutsche Gaue gehn,
Wird auch dein Werk man wieder
Mit reinrer Seele sehn.

Dann schlingt die Friedensfeier
Auch dir ums Haupt den Kranz,
Du, unsrer Kunst Befreier,
Geliebter Meister Hans!

Mein deutsches Volk und Land

Dem Jesusknäblein gleich, mein deutsches Volk und Land,
Verheißner Zukunft voll, ruhst du in Gottes Hand.
Trau' ihm und deiner Kraft! Wenn Gottes Richtspruch fällt,
Beugt einst vor deiner Pracht anbetend sich die Welt.

Vor einem Feldkreuz

Wir gingen oft an deinem Kreuz vorüber.
So mancher hat kaum nach dir hingesehn.
Gleichgültig sahn wir dein verstummtes Flehn,
Kaum wurden Blick und Herz dabei uns trüber.

Wir mußten deine Martern erst durchgehn
Und mühsam uns der Gegenwart entwinden,
Um deiner Leiden Tiefe zu empfinden,
Um deines Schmerzes Wesen zu verstehn.

Nun leben wir dein Leiden täglich mit.
Der Erde Schönheit hängt am Kreuz zerschunden.
Die Menschheit blutet aus Millionen Wunden,
Sie fühlt zu spät, warum ihr Heiland litt.

So ward der Wunder größtes uns beschieden,
Dein steinern Leid uns menschlich nahgebracht.
Und wir empfinden deines Wortes Macht:
Der Erde schönstes Kleinod ist der Frieden.



Digitized by Google

Kosmische oder nationale Kunst?

In einer Auseinandersetzung über „Geistige Fremdherrschaft" im „Volkserzieher" macht Professor Ludwig Gurlitt einige Anmerkungen, die auch an dieser Stelle Beachtung verdienen:

Die Gesetze alles Lebens wirken im Geistigen ebenso wie im Materiellen. Man kann eine Pflanze veredeln, aber nur mit Aufpfropfung von Reisern verwandter Art, Apfel auf Apfel, Birne auf Birne, aber nicht Orange auf Pflaume. Alles gesunde Leben muß bodenständig sein, muß seine Kraft aus den Wurzeln schöpfen, seinen Nährstoff aus dem Mutterboden. Was anders wächst, getrieben durch künstliche Nährstoffe, das mag zwar durch herrliche Blüten blenden, aber Bestand hat es nicht. Die gequälte Natur rächt sich durch Unfruchtbarkeit. Deshalb soll der Künstler nicht bloß fragen, was gefällt? sondern auch und vorerst: was verspricht Bestand? Bestand hat aber allein das Bodenständige, das im Volksgefühl Wurzelnde. Das Volk, das schließlich doch in allen Fragen der Kunst die letzte Instanz ist — das Volk in seiner Gesamtheit, nicht der gerade einflußreichste, vorlauteste und anspruchsvollste Kunstkritiker — das Volk gibt sein Urteil ab und belohnt den Künstler durch Gunst oder Ungunst, durch Nachfolge oder Vergessen.

Die Befürchtung, daß dem Genius der Spiritus ausgehen könnte, liegt bei keinem Volke ferner als bei dem unserigen. Unsere geographische Lage und unsere Geschichte haben dafür gesorgt, daß wir in geistige Vereinsamung und Verkümmerung nicht geraten können: es liegt Kultursamen in unserem Volke zum Überfluß: es gilt nur, ihn zur Reife kommen zu lassen. Bisher hatte die rein deutsche Kunst, soweit sie den engen politischen Verhältnissen entwuchs, notwendig auch etwas Enges, Schrullenhaftes, Spießbürgerliches in ihrer äußeren Erscheinung, dabei aber doch schon das wesentlich Deutsche: die Tiefe der Empfindung und das Echte der Gesinnung. Ich nenne als Vertreter dieser Kunst Namen wie Jean Paul, der niemals über die Grenzen seines Volkstums hinausgeschaut hat, Peter Rosegger, von dem das gleiche gilt, auch Mörike; von den Malern besonders Moritz von Schwind, Ludwig Richter, Leibl und Spitzweg. Auch Goethe hat sich am tiefsten mit den Dichtungen in die Herzen des deutschen Volkes hineingesungen, die am freisten blieben von fremden Einflüssen, mit seinen an das alte deutsche Volkslied anklingenden lyrischen Gedichten, mit dem ersten Teil des Faust, mit Götz und dem Wilhelm Meister. Seine antikisierenden Dichtungen und die nach französischem Muster geschaffenen blieben in ihrer Nachwirkung fast auf die oberen Zehntausend beschränkt. Von Schiller liebt das Volk am meisten die volkstümlichen Werke, den Tell, Wallenstein, die Glocke; mit der Braut von Messina blieb er unverstanden, und auch die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart blieben in ihrer Wirkung zurück. Das doch gewiß nicht, weil es ihnen an dramatischer Kraft und an dichterischer Meisterschaft gebricht, sondern eben nur deshalb, weil die Stoffe als fremde empfunden werden.

Nach meiner Überzeugung muß das deutsche Volk fähig sein, sich eine nationale Kunst zu schaffen, und dahin müßte das einmütige Streben aller derer gehen, die von Natur den Führerberuf in sich tragen. Sie werden aber diese Nationalkunst, nach der sich schon zu Lessings Tagen alle guten Deutschen sehnten, nie und nimmer erreichen, wenn sie fortfahren, fremden Idealen und fremden Ausdrucksformen nachzujagen. Man kann es in einer fremden Sprache nie zur wahren Meisterschaft bringen; es hat auch noch nie einen Dichter gegeben, der es in einem fremden Volke mit dessen Sprache zu starkem Einfluß gebracht hätte. Was von der Sprache gilt, das gilt von jeder Kunst: französische Kunst wird auch auf deutschem Boden, von deutschen Künstlern aufgenommen und frei weiterentwickelt, französischen Beigeschmack behalten und dadurch im Volke auf Mißbehagen stoßen. Das rein Technische mag Gemeingut der Kulturvölker werden; das Geistige aber, das, was erst das Wesen des Kunstwerkes ausmacht, muß


Digitized by Google

jedes Volk ihm aus dem Eigensinn einhauchen. Wenn es wahr ist, daß jedes echte Kunstwerk ein Seelenbekenntnis des schaffenden Künstlers ist, so muß jede wahrhaft nationale Kunst auch das Seelenbekenntnis des Volkes sein, aus dem es hervorwächst. Ich weiß wohl, daß man früher viel für eine kosmopolitische Kunst geschwärmt hat und seinen Stolz darin fand, für die „ganze Welt" zu schaffen; aber ich glaube und hoffe, daß dieser Rausch verflogen ist. Die Menschheit ist keine Einheit: sie empfindet nicht einheitlich, und deshalb kann es für sie auch keine gemeinsame Kunst geben. Die Menschheit ist gebildet aus Völkern und Rassen, und sofern diese, und in dem Grade, wie diese zu einer geistigen Einheit geworden sind, in demselben Grade werden sie fähig, das Höchste in der Kunst zu leisten. Das Höchste aber ist: Seelenbekenntnis eines Volkes zu sein.

Wo aber bleibt da die kosmische Orientierung?

Friedrich Hebbel hat einmal das tiefe Wort gesprochen: „Ein jeder Mensch trägt das ganze Weltall." Das heißt: jeder steht im Mittelpunkt der Welt, jeder ist ein Teil ihrer Unendlichkeit und nimmt somit an ihrer Unendlichkeit teil, jeder ist Gottes, jeder an sich schon „kosmisch". Ich brauche meinen Garten nicht zu verlassen, um in lebendigste Beziehung zum All zu treten. Über mir leuchtet die Sonne Homers, über mir wölbt sich der sternenbesäte Nachthimmel, und zu meinen Füßen liegen Steine, die von Millionen Jahren erzählen; in dem Blatt, das ich vom nächsten Busche pflücke, in dem Grashalm der Wiese stecken Geheimnisse und Schönheiten, mit denen kein Weiser zu Ende kommt. Kurz: ich kann, wenn ich sonst das Zeug dazu habe, mich auch zu Hause kosmisch orientieren. Sokrates war doch gewiß kosmisch orientiert, hat aber Athen nur einmal als Soldat bei einem kleinen Feldzug verlassen, verlassen müssen; Kant ist nie über das Stadtgebiet von Königsberg hinausgekommen. Beide trugen eben die Welt in sich und ebenso die griechischen Künstler, die heute noch das Entzücken aller Künstler und Kunstsinnigen sind: aus der Enge ihrer heimischen Verhältnisse heraus entwickelten sie ihren Sinn für das Unendliche, für das Tiefste, Unaussprechliche.

Den heutigen Künstlern droht viel mehr die Gefahr der Zersplitterung, der Entwurzelung, der Zerfahrenheit, als eine Gefahr der zu starken Versandung in ihrer eigenen, engen Heimat und Natur. Je tiefer sie werden, je mehr sie ihre Kraft sammeln auf den engeren Kreis ihrer Nationalität und Heimat, um so kosmischer werden sie empfinden und schaffen. Die Wunder der Welt tun sich dem sinnenden, ruhigen Betrachter eher auf, als dem, der die Welt durcheilt und überall zu Hause sein will. Das Vollendetste schufen — und das ist doch wohl das durchschlagende Argument — Völker und Menschen, die ganz im Heimischen wurzelten: ich nenne die Bibel, Homer, Sophokles, die Kunst des Phidias, Praxiteles und aus der neuen Welt — Rembrandt. ...



Die Neubelebung der deutschen Kriegsschaumünze

Die Geldmünze kann ihrem Wesen nach kein Kunstwerk sein, so künstlerisch geartet sie auch sein mag. Diese künstlerische Artung dankt sie dem Entwurf; für die Ausführung aber stellt die Verwertung des Geldes kunstfeindliche Bedingungen. Das einzelne Stück darf keine individuellen Züge tragen. Die Herstellung muß deshalb so mechanisch wie möglich geschehen, damit die denkbar höchste Gleichheit aller Stücke einer Geldsorte verbürgt wird. So nur ist die „Echtheit" des Geldes im Sinne des Verkehrsmittels nachzuprüfen. Das Geld wird deshalb „geprägt". Die Herstellung der Prägestempel selbst, wie die nachherige Prägung lassen keine künstlerischen Eingriffe zu.

Digitized by Google

Die Gier nach Ruhm, wie das Bedürfnis der Ehrung haben aber zu allen Zeiten nach dem künstlerischen Ausdrucksmittel verlangt. Wenn ein Herrscher Geld mit seinem Bildnisse prägen läßt, so ist das nur ein Zeichen seiner Macht. Natürlich sind auch hier bei der Prägung des Bildnisses, wie in der ganzen Anordnung der Münze, der Schrift große künstlerische Abstände möglich. Aber als Kunstwerk können wir die einzelne Münze nicht würdigen; das kommt eigentlich schon in ihrem feststehenden Preise zum Ausdruck, der ein Materialwert ist. Gewiß ist es vorgekommen, daß einzelne verdiente Feldherren oder Staatsmänner dadurch „geehrt“ wurden, daß Münzen mit ihrem Bilde geprägt wurden; aber die Ehrung lag dann darin, daß mit ihrem Bildnisse etwas geschah, was in der Regel nur denen von Herrschern zuteil wurde. Soll die Ehrung aber mit den Mitteln der Kunst erreicht werden, so ist das mit der geprägten Münze unmöglich; an ihre Stelle tritt die Schaumünze.

Im Gegensatz zum geschnittenen Prägestempel gewährt der Guß die Möglichkeit, allen Feinheiten des in Wachs oder Ton modellierten Urbildes nachzugehen; außerdem hat der Künstler es in der Hand, das gegossene Stück selber nachzuarbeiten. Nun fällt auch der schroffe Gegensatz zwischen glatter Fläche und dem aus ihr gehobenen Bilde. Auch diese Fläche selber ist modelliert, und das Bild wächst aus ihr heraus; ebenso die Schrift.

Die Medaille bietet so viele künstlerische Möglichkeiten, daß ihr rasches Emporblühen zu einem der wichtigsten Zweige der Kleinplastik um so begreiflicher ist, als sich damit noch viele andere Absichten erfüllen lassen. Als etwa um 1440 der Maler Vittorio Pisano (genannt Pisanello) seine ersten Schaumünzen geschaffen hatte, bedurfte es nur weniger Jahre, um im Italien der Renaissance die bis heute nicht übertroffene Hochblüte der Medaillenkunst herbeizuführen. Die zahlreichen Fürstengeschlechter in den kleinen Staaten, die Gewalthaber der Städte, siegreiche Heerführer sahen in diesen Schaumünzen ein treffliches Mittel zur Verherrlichung ihrer Person und ihrer Taten. Die Künstler wetteiferten in der Fähigkeit des glücklichen Herausarbeitens der Bildnisköpfe, wie in der Erfindung mythologischer und symbolischer Szenen, die den Anlaß der Prägung kündeten oder den Inhalt eines Lebenswerkes zu verdichten strebten.

Auch unser Deutschland hat, vor allem im 16. Jahrhundert, die Medaillenkunst gepflegt. Neben die Fürsten traten die Städte, und es gibt kaum ein wichtiges Ereignis, kaum eine bedeutsame Persönlichkeit, von der nicht in einem solchen kleinen Kunstwerke Kunde übermittelt wäre. Im Zeitalter des Absolutismus beherrschen dann wieder die Fürsten ausschließlicher die Bildnisseite, so daß ihr Bildnis selbst auf jenen Medaillen erscheint, die eines Ereignisses gedenken, an dem sie persönlich gar nicht näher beteiligt waren.

Es ist selbstverständlich, daß damit die geistige Bedeutung der Schaumünze sinkt, damit natürlich auch die Teilnahme für sie und fast in gleichem Maße ihr künstlerischer Wert. Ganz entschieden liegt der Antrieb zur Pflege der Medaillenkunst im Verlangen der Allgemeinheit. Die Medaille stellt ein in der Plastik allein dastehendes Mittel dar, ein Kunstwerk von Originalwert in beträchtlicher Anzahl zu verbreiten. Außerdem trägt die Medaille in sich einen starken Geistes- oder Gemütswert. Sie hat einen noch außer ihr liegenden Inhalt durch ihren Erinnerungsgehalt. Auch das ist ein urvolkstümlicher Zug in allem Verhältnis zur Kunst. Ich will das Gedächtnis eines Mannes, einer Tat ehren, will es mit sichtbaren Zeichen mir bewahren und erhalten. Die Schaumünze ist dazu das Mittel. Es ist darum natürlich, daß innerlich sehr erregte und äußerlich stark bewegte Zeiten, vor allem aber solche, in denen beides zusammentrifft, das Verlangen und die Pflege der Medaille steigern. Den auffallendsten Beweis dafür haben wir im Deutschland vor hundert Jahren. In der Zeit der Freiheitskriege und der unmittelbar vorangehenden Jahre bewirkte dieses starke Verlangen sogar die Erfindung einer neuen Technik. Auch damals wurde die Bronze für Kriegszwecke verlangt, aber dank seiner Armut war Deutschland besser für ihren Ersatz gerüstet, als wir. Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts war der Eisenguß in Schwung gekommen. Zunächst war er vom raffinier-

Digitized by Google

ten Luxus gepflegt worden, drüben in England, das vor allem Kameen in Eisenguß nachbildete und diese in ihrem Metallwert unscheinbaren Stückchen durch kostspielige Fassungen zu begehrten Schmuckstücken machte. Im armen Deutschland war man froh, auf so billige Weise zu einem hübschen Schmuckstücke gelangen zu können. Man ließ die kostbaren Umrahmungen weg und hielt sich an den Eisenguß. Die Billigkeit des Materials aber weckte nun die allgemeine Besitzfreude, und in einer Unzahl wurden damals außer köstlichen Schmuckarbeiten aller Art Medaillen von Landesherren, bekannten Staatsmännern, Heerführern, Dichtern und Schauspielern gegossen; ja die eigene Porträtmedaille wurde zu einem sehr verbreiteten Besitz.

Die Medaillenformereien entwickelten unter dieser eifrigen Nachfrage eine sehr leistungsfähige Technik, deren Erzeugnisse in der Zeit der Freiheitskriege auch geradezu zum symbolischen Formausdruck des Zeitinhalts wurden. Der Eisenguß ist damals zu einem vollwertigen künstlerischen Ersatz des Bronzegusses geworden. Die Bildhauerschule der Schadow und Rauch betätigte sich in ihm; technische Schwierigkeiten schienen nicht mehr vorhanden. Es ist eigentlich unbegreiflich, daß im 19. Jahrhundert noch einmal eine derartige Fähigkeit verloren gehen konnte. Als man wieder wohlhabender wurde, war einem das Eisen wohl zu bescheiden, und die für den Eisenguß entwickelte Technik wurde für den Bronzeguß fruchtbar gemacht. Als billiges und sehr bequemes Ersatzmittel, das den betrüblichen Vorzug hatte, mehr scheinen zu können, als es wirklich war, trat ihm der Zinkguß an die Seite, und als 1848 die Berliner Manufaktur erstürmt und dabei die Rezeptbücher und Modelle vom Pöbel zerstört wurden, empfand man den Schaden gar nicht. Hatte doch schon zehn Jahre vorher die Berliner Gießerei ihre Bestände versteigern müssen, da selbst bei billigstem Angebot sich keine Abnehmer mehr gefunden hatten. Heute stehen wir staunend vor den Eisengußleistungen jener Zeit und bemühen uns, wieder hinter die Legierungen zu kommen, die jene köstlichen Ergebnisse ermöglichten.

Denn auch wir leben wieder in einer Zeit, in der das Verlangen nach der Schaumünze aufs stärkste erregt ist. Glücklicherweise auch die Möglichkeit, ihm genugzutun. Es gibt eigenartige Wechselbeziehungen zwischen künstlerischer Leistungsfähigkeit und dem Kunstverlangen der Allgemeinheit. Die Fäden führen hin- und herüber, und es ist oft schwierig festzustellen, wo sie ursprünglich angeknüpft sind. Jedenfalls läßt sich, gerade soweit der Begriff der Gebrauchskunst reicht, für die Anregungsquelle keine allgemein gültige Regel aufstellen. Für das Genie liegt der Fall ganz anders. Die Kunst des Genies ist so neu, daß sie immer viel früher geschaffen wird, als ein Bedürfnis nach ihr vorhanden sein kann. Die Wirksamkeit des Genies kann aber das Verlangen nach Gebrauchskunst außerordentlich stark beeinflussen, und man möchte oft sagen, daß im großen Haushalt der Kunst den Talenten die Aufgabe zufalle, die Edelmetalle, die das Genie in seinen Werken zutage fördert, in Kleingeld auszumünzen vom Goldstück der kunsthandwerklich erstklassigen Arbeit bis zur Pfennigware des Schundes.

Doch so fesselnd eine Untersuchung über diese Wechselbeziehung wäre, wir dürfen ihr hier nicht nachgehen. Es bleibt die auffallende Tatsache, daß während im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts das Verlangen nach Schaumünzen so außerordentlich verbreitet war, daß ein einziger Künstler wie Leonhard Posch allein in Berlin etwa tausend Medaillen geschaffen hat, die drei Kriege, in denen unser Deutschland aufgebaut wurde, nach dieser Richtung völlig unfruchtbar geblieben sind. Dabei ließen die Größenverhältnisse der damaligen Kriege das Herauswachsen von Heroengestalten in ganz anderem Maße zu, als unser jetziger Krieg mit seinen nach jeder Richtung hin ungeheuren Maßen. Der alte Kaiser im Kreise seiner Paladine, alle im Strahlenkranz höchster Volkstümlichkeit, dabei eine seltene Vereinigung auch körperlich eindrucksvoller Gestalten, — man sollte meinen, es hätte alle Künstler reizen müssen, das seit über vierhundert Jahren übliche Mittel der Schaumünze auszunutzen, um dem Volke diese geliebten und verehrten Männer zu verewigen, wie umgekehrt aus der Allgemeinheit das Verlangen nach solchen feinen Kunstwerken hätte laut werden sollen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Rudolf Küchler: Die Trauer um die gefallenen Krieger



Hermann Hahn: Das Bekenntnis zum Deutschtum, Rückseite der Münze auf H. St. Chamberlain



Georges Morin, Rückseite der Münze auf den Landwirtschaftsminister Frhrn. v. Schorlemer-Lieser



Hans Schwegerle: Die Schlacht in Lothringen, Rückseite der Münze auf Kronprinz Rupprecht von Bayern



W. Eberbach: Der Britenschreck



W. Eberbach: Der jüngste Grenadier

Digitized by Google

Nichts davon ist geschehen. Es sind einige staatliche Münzen auf die Ereignisse geprägt worden, das ist alles. Das private Bedürfnis nach dem Bildnis wurde durch Lithographien, Öldrucke befriedigt, das öffentliche Verlangen mit jener Unzahl von Denkmälern erfüllt, für die die Stadtplätze unseres Vaterlandes nicht ausreichten, und die für das künstlerische Empfinden der Heutigen zum großen Teil ein Gegenstand peinlicher Verlegenheit sind. Die Kunst der Schaumünze, wie die Liebe zu ihr, schien in Deutschland so erstorben, daß Alfred Lichtwark, der doch ein Quellsucher nationaler Kunstkräfte zu sein glaubte, auf deutschem Boden die Wünschelrute in seiner Hand nicht zucken fühlte. Erst der Besuch einer Ausstellung französischer Gußmedaillen hatte ihm die Augen für die Bedeutung dieser Kunst und ihren derzeitigen Tiefstand in Deutschland geöffnet. Auch in diesem Falle, wie für unsere „Literaturrevolution“, bewirkte die mangelnde Kenntnis der eigenen Vergangenheit, daß man aus der Fremde einführen zu müssen glaubte, was wenige Jahrzehnte zuvor im eigenen Lande viel reicher und ursprünglicher gewachsen war. Geht doch die neue französische Schaumünzenkunst auf einen Deutschen zurück, eben jenen oben genannten Leonhard Posch. Er wurde 1807 nach Paris verschleppt — die Franzosen „annektierten“ nicht nur Kunstwerke, sondern auch Künstler — und mußte bis 1813 daselbst arbeiten. Zahlreiche Modelle mit den Köpfen französischer Generale sind erhalten. Erst 1814 erschien die erste Gußmedaille von David d'Angers, auf den die Franzosen die Erneuerung ihrer Medaillenkunst zurückführen. So verschieden sie in der ganzen künstlerischen Art ist, bleibt sie in der Sache doch abhängig.

So etwas ist traurig; aber vielleicht hat dieses betrübliche Verkennen deutschen Könnens sogar sein „Gutes“ gehabt. Die Hypnose, der unsere Künstler wie vor allem unsere zahlungsfähigen Kunstfreunde erlegen waren, alles Heil von Frankreich zu erwarten, hat eine erneute Pflege der Schaumünze bei uns in Deutschland eher ermöglicht, wenn man dafür das französische Vorbild aufstellen konnte. Der Hinweis auf eine urdeutsche Vergangenheit wäre weit weniger zugkräftig gewesen. Es tut uns sehr gut, uns immer wieder diese beschämenden Tat sachen zu Gemüte zu führen, weil man bei uns immer allzugern bereit ist, die Gefahren der internationalen Kunstsimpelei zu verkennen.

Jedenfalls hat in den letzten fünfzehn Jahren die Pflege der Schaumünze in Deutschland außerordentliche Fortschritte gemacht, wenn sie auch weit davon entfernt war, eine nationale oder, wie ich hier lieber sagen möchte, eine Volks-Angelegenheit zu werden. Es ist vielmehr ein Luxusbetrieb geblieben, ob er in freier künstlerischer Tätigkeit oder aus privatem Auftrage geübt wurde. Ihre eigenartige kunstsoziale Aufgabe kann die Schaumünze aber gerade dadurch erfüllen, daß sie keine Luxuskunst zu sein braucht, daß ihre Erzeugnisse und damit wertvolle Originalkunst geradezu Allgemeingut werden können. Soll man nicht sagen: werden müssen, wenn die Schaumünze überhaupt ihre innerste Aufgabe als Gedenkmünze erfüllen soll? Es liegt etwas Journalistisches in diesem Kunstzweig. Ich möchte die Schaumünze dem Zeitgedicht, dem gezeichneten „fliegenden Blatt“ zur Seite stellen. Sie muß beim Künstler aus dem starken Augenblickserleben geboren werden und ist dank der raschen Herstellungsmöglichkeiten imstande, zu einer Zeit ins Volk zu dringen, wenn die in ihr gewürdigten Ereignisse noch im vollen Erleben stehen. Das monumentale Denkmal kommt hinterher und muß seiner ganzen Natur nach dem augenblicklichen Zeitlichen entrissen, eine Verdichtung ins Überzeitliche sein. Die Gedenkmünze im Gegenteil soll ganz in der Zeit haften, sie kann nicht nur eine Erinnerung, ein Gedenken an ein Zeitereignis, sondern auch eine Zeithilfe werden.

Damit diese Erkenntnis sich Bahn brechen, vor allem aber damit sie in die Tat umgesetzt werden konnte, bedurfte es eines Anlasses, der das Verlangen nach Schaumünzen volkstümlich, der die Schaumünze zu einem Volksbedürfnis machte. Diesen Anlaß gab der jetzige Krieg, der das Volk als Ganzes und jeden einzelnen in ihm zu einem Mitleben und Mitleiden zwingt, wie nichts zuvor, der es außerdem auf einmal zustande gebracht hat, daß über alle sozialen, geistigen und seelischen Klüftungen hinweg die Gesamtheit ein gleiches Erleben hat. Das ist

Digitized by Google

im Goetheschen Sinne eine künstlerische „Gelegenheit“ von unerhörter Gewalt. Kein Künstler, der überhaupt Mensch ist, dem ein Tropfen deutschen Blutes in den Adern rollt, vermag sich diesem Erleben zu entziehen, wenn er wahrer Künstler ist, wenn also seine Kunst ihm Ausdruck seines Lebens ist, wenn sich ihm sein Erleben in Kunst umsetzt. Gewiß brauchen seine Werke nicht äußerlich die „Gelegenheit“ zu verraten, aber innerlich müssen sie irgendwie von ihr erfüllt sein. Ein Wilhelm Raabe konnte sich gegen 1870 verkapseln. Heute wäre es ihm unmöglich, dazu dauert der Krieg auch viel zu lange. Aber über dieses innere Miterleben hinaus steht unser aller ganzes Dasein derartig mit auf dem Kampfplatze, daß es seltsam zugehen müßte, wenn es den Künstler nicht drängte, irgendwie mit seinem Schaffen an den Ereignissen der Stunde teilzuhaben.

Wir haben es erlebt, daß selbst Max Liebermann, der in allen seinen theoretischen Auslassungen eine Trennung zwischen Maler und Mensch forderte, der vom Maler lediglich den Niederschlag der Erregungen seiner Netzhaut verlangte, sich zu Illustrationen der Kriegserlebnisse gedrängt fühlte. Er suchte also auf einmal seelischen Inhalt, geistige Mitteilung, Aussprache gemütlichen Erlebens. Alle Theorien brachen unter der Wucht des Erlebens zusammen. Und wenn es auch nicht möglich ist, den zeichnerischen und malerischen Expressionismus von seiner verstandesmäßig gewollten, theoretisch konstruierten Entstehungsgeschichte zu befreien, so verschafft ihm doch die jetzige Notwendigkeit, einem mit den Sinnen nicht mehr faßbaren Erleben irgendwie Gestalt zu geben, nachträglich innere Lebensmöglichkeiten, die ihm verstatten, eine „natürliche“ Erscheinung zu werden, sobald sich Künstler finden, die ehrlich und stark genug sind, sein Wesentliches nicht in einem vorgefaßten Formprinzip zu sehen. Es muß auch den Plastiker drängen, in seinem schweren Material irgendwie die „Gelegenheit“ zu nutzen und sich dadurch, wie Goethe es nannte, vom Erleben „frei zu dichten“. Die Mitteilungsform der Schaumünze drängt sich dem Plastiker auf. Das Publikum seinerseits verlangt von der Kunst die Auslösung der Zeitspannung. Auch die Kunstempfangenden brauchen die Befreiung durch das Kunstwerk, und sie kann ihnen nur werden durch ein Kunstwerk, das des Geistes der Zeit voll ist. Denn nicht durch Ausweichen wird dieses furchtbare Erleben erträglich, sondern nur durch ein Hindurchkämpfen. Die Erlösung kann nur in der Auslösung des Erlebten erfolgen.

Auch praktisch ist beim Publikum die Einstellung auf die Schaumünze gegeben. Die Neubelebung dieser Kunst in den letzten Jahren ist bereits in breiten Kreisen fühlbar geworden. Die Ausstellungen zum Gedächtnis von 1813 haben die alte Eisengußmünze in neue Erinnerung gebracht. Die Mode des Biedermeierstils hat die Erinnerung an jenen alten Familienbesitz und die damaligen Kunstgewohnheiten wachgerufen. Von Anfang an sind in diesem Krieg die alten „Vivatbänder“ wieder aufgelebt; allzu betriebsam industriell, wie es leider nun einmal unserer Zeit anhaftet. Bezeichnenderweise ist auch die Medaillenkunst sofort mit Kriegsausbruch, zumal seitdem der eine Volksheld Hindenburg erstand, industriell ausgemünzt worden.

Da war zum Glück eine Stelle vorhanden, die die ganze Bedeutung der künstlerischen Gelegenheit erkannte und auszunutzen verstand. Es ist wohl vor allem den Bemühungen des Direktors des Königlichen Münzkabinetts im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, Geheimrat Professor Dr. Julius Menadier, zu danken, daß sich die „Freunde der Schaumünze“ in Deutschland und Österreich zum Zwecke einer ausdrücklich volkstümlichen Schaumünzenkunst zusammenschlossen. Das Gebiet wurde ganz weit umschrieben. Der Krieg, die Heerführer voran, aber auch die Staatsmänner zu Hause, der Leiter des Bankwesens wie der Eisenbahn, ferner Männer der Wissenschaft, Frauen, die sich hervorragend an den großen Liebeswerken betätigten, dann auch die Ereignisse an sich, bedeutende Schlachten, einprägsame Vorfälle, nicht zuletzt der größte Held dieses Krieges: das Volk.

Auf einzelne der Schaumünzen will ich in diesem Zusammenhang, bei dem es mir darauf ankam, das Grundsätzliche herauszuarbeiten, nicht eingehen. Selbst in der Wahl der Abbildungen liegt kein Werturteil. Erwähnt sei nur die Erweiterung des Darstellungsgebietes

Digitized by Google

durch die den Feinden gewidmeten Spottmünzen, die, der deutschen Art entsprechend, nicht eigentlich karikieren, sondern Ausdruck des Zornes, des Ingrimms und der Verachtung sind, und durch die eigenartigen Totentanzdarstellungen des Heilbronners Walter Eberbach.

Das ganze Unternehmen entsprang weit über die Betonung im Aufrufe hinaus sozialem Fühlen. Man wollte Künstlern Beschäftigung geben, man wollte auch den Reingewinn zugunsten der Kriegsbeschädigten verwerten. Das Bedeutsamste war, daß man bei den Verbreitungsmöglichkeiten dieser Kunst sozial gedacht hat, indem man für die Münzen Verkaufspreise festsetzte, die dem Wohlhabenden den Erwerb in größerer Zahl, aber auch dem Unbemittelten ohne allzu schwere Opfer den Gewinn eines besonders lieben Stückes ermöglichten. Ein halbes Hundert Künstler sind dem Aufrufe gefolgt, über hundertfünfzig Schaumünzen sind bereits geschaffen worden. Damit steht das ganze Unternehmen in der Ausdehnung ohnegleichen in der Geschichte da. Darüber hinaus ist der Gedanke, Originalkunst ins Volk zu tragen, sie aus dem Volksempfinden und -bedürfen heraus erstehen zu lassen, in neuerer Zeit sicher noch nie mit so gesunder Selbstverständlichkeit in die Tat umgesetzt worden.

Es ist ganz selbstverständlich, daß unter einer so großen Zahl von Münzen auch manches Minderwertige sich befindet. Vieles hält einen anständigen Durchschnitt, eine ganz beträchtliche Zahl von Stücken steht weit darüber. Aber selbst wenn das künstlerische Ergebnis viel schlechter wäre, das Unternehmen bliebe nicht minder begrüßenswert, und nicht auf jene, die es ins Leben gerufen, fällt die Schuld, wenn nicht alle Hoffnungen sich erfüllen sollten, sondern auf jene Künstler, die sich davon fernhalten. Es gibt solche; ja Künstler von klingendem Namen sind als Gegner des ganzen Unternehmens aufgetreten, dem, obgleich es durchaus privater Natur ist, der Name des Leiters und die Sammelstelle des Königlichen Münzkabinetts von vornherein ein gewisses fast amtliches Schwergewicht verliehen.

Ich verstehe einen solchen Widerstand nicht. Richtet er sich gegen die Qualität der Leistungen, so haben es ja die Protestler in der Hand, diese Qualität zu erhöhen, indem sie selber eifrig mitarbeiten. Richtet er sich aber gegen die ausgeworfenen Künstlerhonorare, derart, daß die Träger berühmter Namen für den hier gewährten Ehrensold nicht arbeiten zu können glauben, oder befürchten diese Herrschaften, daß ihnen durch dieses Unternehmen „die Preise verdorben“ werden, so zeugt das von einem solchen Verkennen aller höheren kunstsozialen Verpflichtungen, daß sich die Protestler damit selber ein vernichtendes Urteil sprechen. Für viele Künstler bedeuten die hier möglichen Honorarsummen in dieser Zeit eine Hilfe; den sonst weit besser bezahlten und gutgestellten Plastikern aber müßte es eine freudige Pflicht sein, dieser Zeit mit ihrer Kunst zu dienen. Das eine ist jedenfalls heute schon sicher: was hier mit frischem Wagemute unternommen und mit vornehmster Zurückhaltung des Auftraggebers in voller Achtung künstlerischer Freiheit durchgeführt worden ist, bildet einen Markstein, wenn nicht in der Kunst der Schaumünze an sich, so doch in ihrem Verhältnis zum Erleben unseres Volkes und ihrer Stellung im Kunstleben dieses Volkes.

Karl Storck



Halbes „Jugend“ als Oper

Es bleibt dabei, für die Theaterpraxis ist die Opernfrage zuallermeist eine Textbuchfrage. Man braucht das Wort „Dichtung“ gar nicht zu bemühen. Die wesentlichen Eigenschaften, die einem Operntext die Theaterwirkung verbürgen, sind mehr theatertechnischer Art. Wir sehen es am besten bei Verdi, dessen Opern der mittleren Periode trotz übelster Geschmacklosigkeiten bis auf den heutigen Tag wirksam bleiben. Gewiß, ihre Lebenskraft liegt in der Musik, aber das Textbuch hilft trotz allem bedeutsam mit. „Troubadour“ (bei aller Verworrenheit der Verwechslungsgeschichte), „Rigoletto“, „Traviata“

Digitized by Google

zeigen sofort faßbare Charaktertypen, die innerhalb des Werkes keine psychische Entwicklung durchmachen, sondern ihr Gefühl ausleben. Zustände, nicht Entwicklung.

Die Oper verhält sich zum Musikdrama, wie die Sinfonie alten Stils zu der Beethovens. und zur nachfolgenden sinfonischen Dichtung. Je schärfer das äußere Gefüge der Handlung herausgearbeitet ist, um so deutlicher heben sich die verschiedenen Seelenzustände der Charaktere ab, um so rascher ist das ganze geistige Gewebe zu erfassen. Damit wird der Mensch frei für den Ohrenschmaus, zu dem ja noch in der Oper von je die Augenweide durch die Ausstattung hinzugekommen ist.

Die paar Ausnahmen, die die Musikgeschichte in den größten Meistern der Gattung aufstellt, bestätigen die Grundregel. Da ist das Wunder Mozart. Ein Shakespeare der Musik; er will nicht mit Hilfe der Oper Musik machen, sondern laßt Menschen sich ausleben. In unendlich höherem Maße als Verdi individualisiert er musikalisch. Jede seiner Gestalten spricht ihre eigene Musiksprache. Dadurch verpflanzt sich das Charakteristische aus der Handlung in die Musik. Die Musik illustriert nicht mehr die Handlung, sondern diese ist eine Verdeutlichung der Musik. Es bewahrheitet sich zum einzigen Male in der Oper Schopenhauers Gleichstellung der Musik mit der „Idee“, während die dramatische „Handlung“ der Mozartischen Oper das äußere „Abbild“ dieser Idee vermittelt. Deshalb könnte man bei Mozart immer an Stelle der einzelnen Person das Ding an sich stellen. Es ist nicht Don Juan Tenorio, sondern das Don Juaneske, das Prinzip der Mannesverliebtheit, das sich ausspricht. In „Figaros Hochzeit“ steigert sich diese Genialität zu dem unvergleichlichen Maße, daß jeder der darin auftretenden Gestalten nur als eine Verkörperung des Urtypus der betreffenden Menschengattung, dieser menschlichen Möglichkeit, ist. Auf diese Weise erhalten wir statt einer Handlung das Leben selbst, das in seinen Urquellen aufgedeckt wird.

Dann sind noch Gluck und Wagner. Jener erkennt die Möglichkeit der Seelendramatik und vermag die Spannung darzustellen, die in der Steigerung und steten Vertiefung eines Gefühles liegt. Der „Orpheus“ ist dafür besonders bezeichnend, wenn ganze Szenen gewissermaßen als Rondoarie aufgebaut sind, bei der ein immer wiederkehrender Gesangsteil durch die dazwischenliegenden Rezitative zu immer stärkerer Spannung geführt wird. Wagner ist und bleibt ein Fall für sich, möglich und notwendig durch die eigenartige Veranlagung seines Genies, so seltsam es klingen mag, die letzte Steigerung aus dem deutschen Urbegriff Lied, bei dem auch Wort und Melodie, Dichtung und Musik nicht zwei Künste, sondern e i n Ausdrucksmittel darstellen.

In hunderterlei Abstufungen stehen die vielen anderen zu diesen Urgenies des musikalischen Dramas, zu dem noch von anderer Seite her aus dem Volkswesen heraus weitere Hilfskräfte hinzugebracht werden. Beim Italiener die melodisch geschwungene, zur Geste drängende Rede des Rezitativs, beim Franzosen die beschwingte Rhythmik der bewußt spielenden Lebenskunst (darum auch Tanz), beim Deutschen die lyrische Einstimmung der ganzen Umwelt ins eigene Gefühl, so daß die ganze Welt zum Mitklingen (συμφωνία Sinfonie) gebracht wird. Aber allen diesen Künstlern, mögen sie an sich noch so begabt sein, ist gemeinsam, daß die Form der Oper für sie keine zwingende Notwendigkeit ist, sondern nur eine besonders willkommene Gelegenheit zur Musik.

Nur so ist es erklärlich, daß weitaus die größte Zahl von Opern auf Textbücher geschrieben werden, die für den kritischen Blick von vornherein nicht lebensfähig sind. Der Komponist ist gewissermaßen mit Musik angefüllt und sucht ein Objekt, an das er sie hängen kann. Das Dramatische ersteht nicht als Notwendigkeit seines Schaffens, sondern sein schöpferischer Drang benutzt ein ihm dargebotenes, in dramatische Form gebrachtes Gerüst, um sich daran auszutoben. Daher kommt es, daß wir bei neun Zehntel aller Opernkomponisten aus der Wahl ihrer Texte ein künstlerisches Menschentum nicht herauslesen können. Es fehlt nicht nur der innere Zwang, sondern zumeist auch die äußere Logik. Man hat das Gefühl der Zufälligkeit. Selbst bei einer

Digitized by Google

so ausgeprägt musikalischen Vollblutnatur, wie Richard Strauß, ist es immer weniger möglich, aus den von ihm vertonten Texten einen anderen Persönlichkeitsgehalt herauszubringen, als allenfalls den der starken Reizsamkeit durch künstlerische Geistströmungen. Und einen Urdramatiker, wie Verdi, sehen wir sich kritiklos auf die ihm dargebotenen Texte stürzen. Er braucht sie ja nicht, um sich selbst mit dramatischen Vorstellungen anzufüllen, sondern nur als ein Mittel, das in ihm überreich quellende dramatische Leben loszuwerden.

Wo eine solche musikalische Urkraft und derart quellender Reichtum nicht vorhanden ist, wo dem Musiker die Textdichtung doch erst die eigentliche Schaffensanregung bringt, wird für das rein praktische Gelingen einer bühnenmäßigen Oper das Textbuch erst recht ausschlaggebend. Wir haben dafür ein beredtes Beispiel in Eugen d'Albert, der eigentlich mit stets gleichbleibendem musikalischem Vermögen seine lange Opernreihe geschaffen hat, aber durch die Verschiedenartigkeit der Textbücher zu den verschiedensten Stilformen geführt wurde. Bei diesen Komponisten hat man oft das Gefühl wie bei den Architekten im letzten Drittel des abgeschlossenen Jahrhunderts: die verschiedenen Stilformen liegen vor ihnen zur Wahl da, sie greifen jeweils die heraus, die verstandesmäßig zu der gestellten Aufgabe am besten paßt. Leider nur fehlt immer das ursprünglich Persönliche und ganz Eigenartige. Alle unsere Künstler leiden unter dem zu reichen Wissen, der zu ausgiebigen Kenntnis des bereits Vorhandenen.

Auch Ignaz Waghalter, dessen dreiaktige Oper „Jugend" am 17. Februar im Deutschen Opernhause zu Charlottenburg aufgeführt wurde, zeigt in jeder seiner bisherigen Opern ein anderes Gesicht. „Der Teufelsweg" war ganz veristisch, „Mandragola" versuchte mit starker Hinneigung zur Operette die komische Oper zu treffen, sein neuestes Werk ist durchaus lyrisch und wohl am stärksten beeinflußt durch die lyrische Kunst Puccinis. Es spricht für Waghalter als Musiker, daß er trotzdem nicht als Nachschreiber wirkt. Ohne von ausgeprägter Eigenart zu sein, musiziert er doch aus eigenem Sing- und Spieldrang heraus, und dieser Natürlichkeit, dieser eigenen Musikfreudigkeit ist es wohl auch zu danken, daß in dieser Oper „Jugend" trotz der Gleichförmigkeit der musikalischen Aufgabe und des Mangels an dramatischer Fortbewegung Langeweile nicht aufkommt. Auch ist hier ein von selbst quellendes Musizieren. Dieser Mann braucht sich nicht zu zwingen und zu quälen; andererseits bietet er, wenn er auch hier und da die Trivialität nicht scheut, doch aus reichem Kunstwissen heraus gediegene technische Arbeit, die freilich nicht zureicht, um Altbekanntem durch die Form der Darbietung neue Reizkraft zu verleihen. Das zeigte sich, wenn man an die Goldschmiede- und Ziselierkunst Humperdincks dachte, besonders im zweiten Akt bei der Verwendung alter Volks- und Kinderlieder.

Was aber Waghalter ganz abgeht, ist eigentliches dramatisches Empfinden. Er macht nur in einem Falle den Versuch zu charakterisieren, und hier geschieht es mit schmerzlich äußerlichen Mitteln bei der im Gesamtbilde ganz fremd wirkenden, aus Puccinis Toscawelt herübergeholten Farbe für den verblödeten, halb tierischen Amandus. Ansätze zu einer Dramatik im höheren Sinne zeigt nur der gut aufgebaute Schlußgesang Annchens, wenn sie im Bestreben, ihren Fehltritt begreiflich zu machen, aus der anfänglichen Zerknirschung zum Kampf um ihr Recht ans Leben und zur Anklage gegen den fanatisch die Entsagung verlangenden Gregor sich steigert. Aber es sind doch nur Ansätze, und gerade in dieser Schlußszene hätte sich ureigenste Musikdramatik zeigen lassen, mit ihren Kräften, die das bloß gesprochene Schauspiel für solche rein seelischen Entwicklungsgänge nicht zur Verfügung hat.

Denn dieses eine müßte doch nun wenigstens bei der Umgestaltung einer wertvollen dramatischen Dichtung zu einem Operntext erreicht werden, daß die der Musik besonders zugänglichen dramatischen Momente herausgearbeitet würden. Das hat der Textdichter in diesem Fall nicht begriffen, auch er faßt seine Aufgabe ganz äußerlich auf und hat deshalb die Musik der Umwelt, die im gesprochenen Drama wertvolle Stimmungsfaktoren abgibt, hier in die Oper hineingetragen, wo sie die Musik der Innenwelt, auf die es doch dabei allein ankommt, abschwächt. Im übrigen hat Hans Richard Weinhöppel den Gang der Handlung aus Halbes

Digitized by Google

Drama ganz getreu übernommen. Daß er die sprachlich gut gefügte Prosa des Urbildes in wenig erfreuliche Verse umgoß, gehört auch zu den äußerlichen Verschlechterungen, die das Opernbuch fast als Regel mit sich bringt. Schlimmer ist, daß die notwendige Verkürzung des ursprünglichen Wortlautes hier auf Kosten der zahlreichen kleinen Stimmungsfarben vorgenommen werden mußte, die einen Hauptreiz der Dichtung Max Halbes ausmachen. Unentschuldbar und die Meinung von Waghalters dramatischem Empfinden überhaupt stark herabdrückend ist ein eigentümlicher Eingriff, den sich der Komponist gestattet hat. Aus dem Kaplan hat er einen Lehrer Gregor gemacht. Die Verminderung der äußeren Wahrscheinlichkeit mag man noch in Kauf nehmen, so störend es für jeden schärfer Zusehenden ist, daß das stete Ein- und Ausgehen des Lehrers im Pfarrhause ohne besondere Begründung unbegreiflich ist, während sie beim Kaplan sich von selbst versteht. Schlimmer ist die psychologische Brüchigkeit, die dadurch ins Ganze hineinkommt. Der Kaplan als Fanatiker des Aufopferungsgedankens ist verständlich, gerade weil er auch der Beichtiger Annchens ist. Aber wie kommt der Lehrer dazu, des herangereiften Mädchens Seelenberater zu sein?

Von der Musik der Umwelt habe ich oben gesprochen. Wenn ins gesprochene Drama ein bekanntes Lied auf natürliche Weise hineingelegt werden kann, so gewinnt der Dichter dadurch ein lyrisches Stimmungsmoment von schlagsicherer Wirkung. Die großen Dichter freilich haben auch dafür keine Anleihe gemacht. Shakespeares Herzog sagt zwar, er möchte Lieder hören, wie sie die Wäscherinnen singen. Aber Shakespeare dichtet diese Volkslieder dann doch aus Eigenem, ebenso wie die Weisen seiner Narren. Genau so hat es Goethe in seinem „Faust“ gehalten, ob es sich um ein Tanzlied oder um Gretchens Spinngesang handelt. Große Dichter haben hier die Gelegenheit gesehen, neue Lieder ins Volk zu tragen. In unendlich höherem Maße müßte der Opernkomponist eine solche Gelegenheit wahrnehmen. Denn bei ihm kommt hinzu, daß die bereits fertigen Tongebilde, die er hereinholt, Fremdkörper sind. Das bekannte Lied, das im Schauspiel gesungen wird, wirkt als aufgesetztes Licht; das bekannte Lied, das in die Oper hineingetragen wird, ist ein aufgesetzter greller Flicken.

Ich weiß, es gibt ein dagegen sprechendes Beispiel: Humperdincks „Hänsel und Gretel“. Aber ganz abgesehen davon, daß hier Meisterstücke der orchestralen Untermalung geliefert sind, ist es hier auch gelungen, diese Lieder zu einem wesentlichen Bestandteil des Dramatischen an sich zu machen. Waghalter läßt Annchen in ausgiebiger Breite das die schon etwas rührselige Stimmung nun ganz ins Sentimentale hinunterdrückende „Lang, lang ist's her“ singen, und spielende Kinder bringen eine ganze Reihe von Kinderliedern. Von allem andern abgesehen, kann ich gar nicht begreifen, wie sich ein Komponist diese günstige Gelegenheit entgehen lassen kann, zu versuchen, ein eigenes neues Lied auf diese Weise ins Volk zu tragen. Die Lage ist denkbar günstig. Es ergibt sich ganz natürlich, daß der alte Pfarrer von seiner Nichte den Vortrag eines Liedes wünscht; es ist also in der Oper die nicht gerade häufige Gelegenheit geschaffen, ein völlig in sich geschlossenes Lied vorzutragen. Vom kunsterzieherischen Standpunkte ist solch ein Fall gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Es werden bei uns ja keine guten neuen Lieder wirklich volkstümlich, weil uns das Verbreitungsmittel von der Bühne herab abgeht, das vom Singspiel Hillers an über Mozarts „Zauberflöte“ bis zu Lortzings und Marschners Opern das beste Verbreitungsmittel für neue gute Musik gewesen ist. Heute nutzt nur noch die Operette diese Gelegenheit, und sie nutzt sie für die nach Text und Musik gleich öde Schlagerware. Man braucht sich doch nur vorzuhalten, daß jetzt die musikalische Bereicherung, die jeder unbedingt sicher schwarz auf weiß aus der Aufführung nach Hause tragen konnte, das Lied „Lang, lang ist's her“ ist. Ich würde über eine sonst im Spielplan unhaltbare Oper glücklich sein, wenn aus ihr ein neues gutes Lied ins Volk hinausgetragen würde. Hundert alte Opern, die als Ganzes längst vergessen sind, leben durch solche einzelne Stücke noch heute und tragen heute noch künstlerische Frucht.

Karl Storck

Digitized by Google

Der Umgang mit Goethe

Ist es wirklich wahr, daß sich an diesem 22. März Goethes Todestag schon zum fünfundsiebzigsten Male jährt? Welcher Deutsche ist lebendiger, als er, dessen Meinung für jeden uns heute treffenden Anlaß wir zu ergründen suchen, der als Kronzeuge dienen muß bei jeder Frage, die uns heute aufstößt! Ich glaube doch nicht, daß noch ein anderer Dichter der Weltliteratur auch nur innerhalb der Grenzen seines Volkstums eine derartige Geltung erlangt hat, wie sie Goethe weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus zugestanden wird. Wir haben bei ihm den einzig dastehenden Fall, den vielleicht am reichsten veranlagten Menschengeist fast Tag für Tag in seinem Werden, Denken und Handeln beobachten zu können. Wir erfreuen uns nicht nur der Ausstrahlungen dieser glänzenden Leuchte, die unser Dunkel erhellt, wir sehen auch, wie sie selbst aus allen Zeiten und allerorten die Kräfte in sich sog, mit denen sie das nie verlöschende Licht speiste.

Ich will die Lächerlichkeiten der Goethephilologie nicht beschönigen, ihre Kleinlichkeit nicht verhüllen. Aber die ganze Erscheinung wäre doch nicht möglich, wenn nicht eben ein unvergleichlicher König dort gebaut hätte, wo jetzt die vielen Kärrner zu tun haben. Andererseits schleppt eben doch auch noch der bescheidenste dieser Kärrner etwas von jenem Material herbei, aus dem der König den Wunderbau seiner selbst errichtet hat. Denn darin liegt ja das letzte Geheimnis dieses einzigartigen Reizes, den Goethe ausübt, daß seine Werke, so reich und vielfältig sie sind, doch zurückstehen hinter seiner Persönlichkeit. Wie er selbst wurde, wie er mit früh erwachtem Bewußtsein sich selbst zum Schönheitsgebilde schuf, bleibt sein größtes Werk.

Aller Genuß eines Kunstwerkes ist seine Nachschöpfung durch den Genießenden, und so ist es begreiflich, daß gerade die Beschäftigung mit der Person Goethes, die Einstellung seiner Erscheinung in alle möglichen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart, diesen besonderen Reiz ausübt, um so mehr, als dieses Kunstwerk „der Mensch Goethe“ mit seinem Tode auseinanderfiel und nun von jedem der eigenen Art nach wieder neu gestaltet wird. Je nach der Zeit, in der wir an diese Arbeit gehen, je nach dem Orte, von dem aus wir sie unternehmen, fällt sie verschieden aus.

Darum liegt auch der höchste Gewinn, den wir von Goethe haben können, weniger in der einmaligen eindringlichen Beschäftigung mit seinen Werken, als im steten Umgang mit ihm. Die Persönlichkeit dieses Mannes ist so rund, er kann das Horazische „Nichts Menschliches ist mir fremd“ in so eigenartigem Sinne auf sich selbst anwenden, daß kaum eine Frage auftauchen kann, zu der Goethe nicht irgendwann und irgendwie Stellung genommen hätte. Und mag man sich dann noch so gegensätzlich zu seiner Meinung verhalten, die eigentümliche Natürlichkeit seines Wesens, die dem Greise zur Weisheit des Alters, dem Scharfblick des Mannes, der Leidenschaftlichkeit des Jünglings auch die Naivität des Kindes gab, bringt immer größten Gewinn.

So erscheint mir als echte Festgabe ein Buch, das diese Art des Umgangs mit Goethe ganz eigenartig begünstigt, wenn es auch zunächst sich gar nicht so ansieht. Es ist das „Goethe-Handbuch“, das Dr. Julius Zeidler in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgibt, dessen erster Band in der J. B. Metzlerschen Buchhandlung in Stuttgart erschienen ist (geh. 14 ℳ, geb. 16 ℳ). Hier ist der Gedanke verkörpert, „die Goethesche Welt lexikographisch, in alphabetischer Folge nach Stichworten geordnet, darzustellen und das Wissen um Goethe, sowie den Stand der gegenwärtigen Goetheforschung ebenso wiederzugeben, wie ein systematisches Bild der gesamten Goetheschen Geistes- und Kulturwelt zu vermitteln. Es ist so, dank der Arbeit einer nicht geringen Zahl von Goetheforschern, ein Werk entstanden, das nicht nur als Nachschlagebuch für den Goethefreund, sondern auch als rasches Orientierungsmittel für den Goethegelehrten und den Literarhistoriker überhaupt dienen will. Vor allem ist das Goethe-Handbuch als Ergänzung zu jeder Goethe-Ausgabe gedacht“.

Digitized by Google

In den drei geplanten Bänden werden etwa zweieinhalbtausend Stichworte behandelt werden: zunächst alle Werke Goethes selbst, dann alle mit ihm zu verknüpfenden biographischen Gegenstände, alle Persönlichkeiten, mit denen er irgendwie in Beziehung stand, alle politischen und historischen Ereignisse, sowie Personen, die sich in seinem Leben wirksam erwiesen haben, geschichtliche Ereignisse und Epochen, die geistig und künstlerisch mit ihm in Verknüpfung gebracht werden müssen; ferner alle sachlichen Beziehungen zu Wissenschaft, Kunst und Philosophie, Literatur und Musik, Natur, Naturwissenschaft und Technik. Seine Verbindung mit Orten, Gegenden und Landschaften, seine Reisen werden verarbeitet; seine Stellung zur Philosophie, zu Weltanschauungsfragen sowie sein Verhalten in rein menschlichem Sinne werden dargelegt, und zwar alles das aus Goethes Werken selbst heraus. Für die sachliche Gediegenheit der einzelnen Artikel bürgen die Namen der Verfasser. Durchweg ist auch eine gut lesbare Mitteilungsform erreicht.

So ist das Buch. Was es einem wird, liegt ganz bei seinem Benutzer. Vielen mag es nur rein wissenschaftliche Dienste leisten, bei manchen die arg verbreitete Goetheheuchelei noch fördern. Ich meine aber, es läßt sich als ein ganz ausgezeichnetes Mittel zum inneren Umgang mit Goethe ausnutzen, das den Vorzug hat, durch die steten genauen Hinweise auf die meist benutzten Goethe-Ausgaben immer wieder zu seinen Werken selbst zu führen. Wir wollen es als ein gutes Zeichen annehmen, daß ein solches Buch im dritten Kriegsjahr erscheinen konnte.

In diesem dritten Kriegsjahr hat auch der „Goethe-Kalender" sich wieder eingefunden, der in den zwei ersten ausgeblieben war (Dieterichsche Verlagshandlung, Leipzig; 2 ℳ). Es ist wieder von Karl Schüddekopf herausgegeben und macht den Versuch, Goethes Verhältnis zum Kriege auf Grund seiner eigenen Äußerungen zu schildern. Da Goethes Leben selber in eine außerordentlich kriegerische Zeit fällt, findet sich trotz seiner unkriegerischen Natur eine ganze Masse Material zusammen. In seiner Kindheit leuchtet die Gestalt Friedrichs d. Gr. „Dichtung und Wahrheit" berichtet anschaulich von den zwiespältigen Wirkungen, die der große Preußenkönig auch abseits auslöste. Die „Campagne in Frankreich" und „die Belagerung von Mainz" erhalten aus gleichzeitigen Briefen eine wertvolle Ergänzung. Dann aber ist aus den Dichtungen Goethes selbst alles zusammengetragen, worin die dichterische Gestaltung der Erscheinung des Krieges und seines Erlebens angestrebt wird. Und so recht Goethe hatte, wenn er sich am Ende seines Lebens Eckermann gegenüber dagegen verwahrte, daß er die Freiheitskriege nicht mit Liedern begleiten mochte, da er damals im Zimmer gesessen, bewährt sich doch auch hier die glänzende Fähigkeit, sich in ein Vorgestelltes hineinzuleben. Denn wie Goethe in der Campagne in Frankreich einmal von sich sagt, er war „ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zu Verwegenheit aufrief". — Der Kalender ist mit acht Tafeln geschmückt, die zum erstenmal die Aquarelle des Engländers Charles Gore und des weimarischen Malers G. M. Kraus wiedergeben, die Goethe in der „Belagerung von Mainz" rühmend erwähnt. —

Noch sei auf ein Buch hingewiesen, das als guter Wegweiser zur Beschäftigung mit dem Menschen Goethe dienen kann. Es betitelt sich: „Ein Leben" und bringt Goethes Leben und Wirken in Urkunden, die von Professor Dr. G. Zellweker zusammengestellt sind (Leipzig, Johannes M. Meulenhoff; geh. 1,90 ℳ, geb. 2,70 ℳ). Fünfzehn Schattenrisse vermitteln zu Eingang des Buches Goethes äußere Erscheinung zu den verschiedenen Zeiten seines Lebens. Dann folgen in zahlreichen Auszügen aus den Werken, vor allem aber aus den Briefen und Gesprächen, auch in vielen Berichten über ihn Urkunden, die sein Wachsen und Vollenden veranschaulichen. Den Beschluß macht Carlyles Wort bei Goethes Tod, das auch heute noch, 75 Jahre später, der beste Vorsatz ist, den man fassen kann: „Möchte ein jeder angeloben, mit der Treue sein kleines Werk auszuführen, mit welcher der Abgeschiedene sein großes tat, nicht für einen Tag, sondern für die Ewigkeit, und möchte ein jeder leben, wie er es riet und gebot: nicht bequemlich im Halben und Scheinenden, sondern resolut im Ganzen, Guten und Wahren."

St.

Digitized by Google

Zu den Bildern und Noten

Weite Kreise, zumal der Künstlerschaft, beschäftigen sich mit der Frage, wie die äußeren Zeichen der Ehrung unserer gefallenen Krieger künstlerisch zu gestalten seien. Auf die eine und andere bedeutsame Veröffentlichung haben auch wir schon hingewiesen. Das dabei geäußerte Bedenken, es möchten die Lösungen dieser Aufgaben vielfach dem eigentlichen Erleben zu fremd sein, ist mir besonders lebhaft aufgestiegen angesichts der tief ergreifenden Wirkung des auf dem Titelbilde des vorliegenden Heftes wiedergegebenen deutschen Soldatenfriedhofs auf dem Gefechtsfelde Lukowisko-Krzewica. Ich kann mir gar keine Form denken, die eindringlicher, als diese aus den Bedingungen des Tages und Ortes herausgewachsene, von dem furchtbaren Geschehen zu künden vermöchte. In der weiten öden Ebene, in der sich die einzelnen lebenden Menschen verlieren, auf einmal eine kleine Totenstadt, in der dicht gedrängt die Gefallenen beisammen liegen. Aus dem gleichmäßigen Flachland ein Stück Erde herausgeschnitten, rasch abgesteckt zu einem sonst unerhörten Zwecke. Es sollte da wirklich keiner Steinmauer bedürfen; die heilige Scheu wird auch künftige Geschlechter vor jeder Verletzung dieses Bodens bewahren. Und ein wie tief erschütternder Gegensatz zwischen dem hochragenden starren Kreuze und dem windgebogenen Bäumchen, das, so armselig zerzaust es auch sei, doch immer noch Leben ist. Möchten wenigstens solche Stätten, die die Kameraden ihren Toten errichtet haben, so erhalten bleiben und nicht nachträglich „künstlerisch“ verbessert werden. Derartige Gräberstätten wirken wie Volkslieder, an denen nachträglich ebensowenig herumgebessert werden sollte, wie an einer solchen getreuen Naturskizze, die für unsere Abbildung zur Vorlage diente.

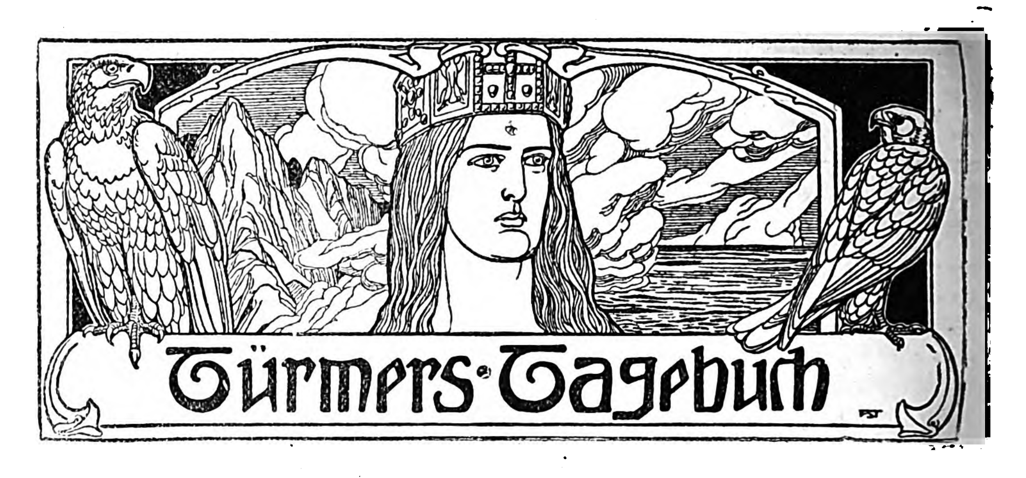
Von **Ernst Otto**, der sie geschaffen, haben wir schon im ersten Februarheft ein Bild aus Kurland gebracht. Der Künstler, der auf der Berliner Akademie hauptsächlich als Schüler Eugen Brachts herangereift ist, erfreut sich eines bedeutenden Rufes als Jagdmaler. Als solcher ist er vor allem Heimatkünstler, Darsteller der Mark und ihres Tierbestandes. Doch hat ihn die Freude am edlen und starken Wild auch auf größere Studienreisen nach Schweden, Norwegen, Rußland, dann wieder ins deutsche und schweizerische Gebirge geführt. Die stärkste Liebe aber blieb trotz allem den stillen Forsthäusern der Heimat. Der Krieg, auch der moderne, scheinbar so ganz der Maschine verfallene, hat Beziehungen zum Weidwerk genug, daß man es dem Maler nachfühlen kann, wie seine Schaffenskraft auflebte, als er im Osten als Kriegsmaler zugelassen wurde. Er hat reichgefüllte Mappen nach Hause gebracht, aus denen wir noch das eine oder andere Stück werden zeigen können. Und mitgebracht hat er, wie alle, die unsere Feldgrauen beobachten konnten, neben der Bewunderung für ihre Pflichttreue die gesteigerte Liebe zur deutschen Volksart. Gerade auch dem Künstler ist es eine beglückende Genugtuung, wie tief im einfachen Volke das Bedürfnis nach Kunst wurzelt. —

Elisabeth Brauers Lied ist einer Reihenfolge von fünf Passionsgesängen nach biblischen Worten entnommen, die außer dem hier veröffentlichten „Gethsemane“ noch eine „Kreuzigung“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Es ist vollbracht“, und „Ruhe sanft“ enthält. Die ernsten, tief empfundenen, ganz schlicht gehaltenen Gesänge eignen sich besonders zum Vortrage bei kirchlichen Andachten. (Leipzig, C. F. W. Siegels Buchhandlung; 1,20 ℳ und 80 ₰ die einzelne Nummer.)

Für kirchliche und private Gedächtnisfeiern empfehle ich auch eine neue Schöpfung der Künstlerin, den „Nachruf einer deutschen Mutter an ihren gefallenen Sohn“. So viele haben erlitten und empfinden, was Frau Martha Martius in ihren Versen ausspricht, die in der wohlgetroffenen musikalischen Einkleidung manchem tröstende Erleichterung bringen können. (1 ℳ. Zu beziehen von der Komponistin, E. Brauer, Lahr i. B.) St.



Digitized by Google



Der Krieg

Unter stürmischem, am Schluß immer wieder sich erneuerndem Beifall sprach der Reichstagsabgeordnete Dr. Wildgrube auf der 22. Generalversammlung des Bundes der Landwirte („Deutsche Tageszeitung“, Nr. 96):

„Unser Friedensangebot hat eine zwiefache Ablehnung erfahren durch die direkte Antwort an uns vom 5. Januar und durch die Antwort des Zehnverbandes auf den Vermittlungsvorschlag Mister Wilsons. Aus beiden Dokumenten spricht der unstaatsmännische Fanatismus des heißblütigen Plebejers Lloyd George. Wir wollen es Gott auch in dieser Stunde danken, daß er einen blindwütigen Deutschenfresser gerade zur rechten Zeit zum Regenten von England gemacht hat. Wer weiß, ob wir sonst nicht noch immer über unser Friedensangebot auf Treu und Glauben verhandelten, während die Munitionsläger an der Somme, die Getreidespeicher Englands und die Kohlenschuppen Frankreichs und Italiens sich bis zum Überlaufen gefüllt hätten. Zu dem naiven Optimismus von der Standhaftigkeit unserer politischen Leitung im Notenwechsel dürfen wir doch alles Vertrauen haben! Aber der Kaiser und die Oberste Heeresleitung, sie schlugen in diesem gefährlichsten Moment des ganzen Krieges den diplomatischen Tintendeckel, man darf auch sagen undiplomatischen, mit dem Schwerte zu. Damit war die Situation gerettet. Niemals in seiner ganzen Geschichte ist das deutsche Volk gemeiner geschmäht, als in den beiden Zehnverbandsnoten. Ausdrücklich verbittet man es sich bei Mister Wilson, daß er die edlen serbischen Königsmörder und die dreifach geheiligte Kulturnation der ‚Baralong‘mörder mit diesem Deutschland auf denselben moralischen Standpunkt stelle.

Geduldig hat unser damaliger bester Freund Wilson diesen Verweis eingesteckt. Als Zionswächter für Humanität — das ist neuerdings ein Ausdruck der ‚Frankfurter Zeitung‘ — und Professor für weltpolitische Boxermethodik, möchte ich sagen, hatte er inzwischen seine Entgleisung gewiß schon selbst eingesehen. Niemals auch ist dem deutschen Volke so schamlos, so frech, so teuflisch hohnvoll seine Daseinsberechtigung abgesprochen, der Wille zu seiner restlosen Ver-

Digitized by Google

nichtung ihm so erbarmungslos ins Gesicht geschleudert worden. Der Wille unserer Feinde ist, uns territorial an allen Grenzen zu berauben, politisch zu zerschlagen und zu entrechten, wirtschaftlich in jedem Betracht auf englische Sklavenration zu setzen, kulturell uns dem geistigen und seelischen Siechtum zu überliefern. Und das wagt man uns in dem Augenblick zu bieten, da Hindenburg die Unerschütterlichkeit aller unserer Fronten weit in Feindesland verkündigt, da Mackensen und Falkenhayn uns Rumänien zu Füßen geworfen und das Tirpitzsche U-Boot unter Scheers Kommandogewalt erstmalig 400000 Tonnen in einem Monat versenkt hat.

Da muß irgend etwas nicht in Ordnung sein. Da muß der Feind in der Verstiegenheit seines Wahnsinns noch mit irgendeinem Hilfsfaktor rechnen, den er glaubt dienstbar machen zu können, und dieser Hilfsfaktor muß irgendwo in deutscher Schwäche liegen. Ich will keine Namen nennen, sondern nur — das ist doch erlaubt und sachlich — an einen typischen Vorgang erinnern, an das amerikanische Handelskammerbankett nach Ablehnung unseres Friedensangebots. Aus der Schwäche heraus, die sich in dieser Veranstaltung offenbarte, war der deutsche Verständigungsgedanke geboren, der dieselbe historisch-politische Unschuld verriet, wie das unheilvolle Wort vom Unrecht gegen Belgien. Wer sich mit England verständigen will, der muß England zunächst niederschlagen oder zum mindesten es auf die Knie zwingen. Wer das nicht will, muß den phantastischen Entschluß fassen, sich von England erwürgen zu lassen. So liegt die Notwahl und nicht anders.

Man hätte meinen sollen, daß der Verständigungsgedanke ein für allemal den Abschied erhalten hätte. Selbst der ‚Vorwärts‘ schrieb, unter dem Eindruck der Verbandsnote an Wilson, sie sei eine neue Kriegserklärung, man glaube Deutschland einzuschüchtern und so gefügig machen zu können. ‚Man vergißt dabei,‘ fuhr der ‚Vorwärts‘ wörtlich fort, ‚daß die Nachgiebigkeit der deutschen Regierung eine Schranke finden müßte, an dem Willen des Volkes.‘ Jetzt wäre jedes Wort, das in seiner Wirkung darauf hinausläuft, den Verteidigungswillen des deutschen Volkes zu erschüttern, ein Verbrechen an diesem Volke.

Für das deutsche Volk sind die Würfel gefallen im Sinne der endgültigen Verabschiedung der Wahnidee vom Verständigungsfrieden. Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg hat allen Halbheiten, allen Phantastereien, allen Entwürdigungen ein Ende gemacht. Zwei Jahre lang ist bei uns ein Kampf um die Befreiung der U-Boot-Waffe geführt worden. Er hat das einige deutsche Volk des 4. August 1914 in zwei Heerlager gespalten. Diesem Kampf ist ein deutscher Held zum Opfer gefallen, der Schöpfer und Organisator unserer Flotte und im besonderen auch der Schöpfer des deutschen U-Bootes. Das beleuchtet die schicksalsvolle Schwere dieses Kampfes. Wir gedenken des Helden Tirpitz auch in dieser Stunde mit der liebenden Bewunderung und Dankbarkeit, die ihm gebührt als dem treubewährten Gehilfen seines Kaiseradmirals und dem Wegbereiter des Sieges über England. Gestützt auf seine Autorität, weiter auf die des Großadmirals von Köster und darüber hinaus wohl der ganzen aktiven und inaktiven Flotte

Digitized by Google

hat das eine Heerlager der Kämpfer unentwegt gerufen nach dem schrankenlosen Einsatz unserer herrlichen U-Boot-Waffe. Es hieße die Wahrheit verschleiern, hier nicht das nationale Verdienst der ‚Deutschen Tageszeitung' festzustellen und ihres tapferen, genialen Mitarbeiters, des Grafen Ernst zu Reventlow.

Rückschauende humanitäre Sehnsucht taugt zu politischem Handel wie die Mondscheinsonate zur Schlachtmusik. Den Rechtsbruch, die Treulosigkeit, die Brutalität des englischen Gegners: dies sehen unsere Gegner als stilistisches Requisit an; unser wehleidiges Bedauern — schon als ein Eingeständnis unserer Schuld. Haben wir denn an dem ‚Unrecht' gegen Belgien noch immer nicht genug? Seit England durch seine Novembererklärung 1914 den völkerrechtlich anerkannten Grundsatz der effektiven Blockade aufhob und an seine Stelle den der erweiterten Seesperre gesetzt hat und die Neutralen sich dem gefügt hatten, seitdem waren wir berechtigt und verpflichtet, dasselbe zu tun.

Von dem Augenblicke an durfte auch das zarteste Kulturgewissen über die Rechtsfrage des U-Boot-Krieges beruhigt sein, um sich nur noch zu stellen auf den Standpunkt der Zweckmäßigkeit und der Machtentscheidung.

Im weiteren Verlauf des Krieges hat England allmählich das ganze Seerecht den Haifischen vorgeworfen, es seiner teuflischen Kriegsgier nach der militärischen und wirtschaftlichen Erdrosselung Deutschlands erbarmungslos untergeordnet. Da ist dann keine Zeit mehr zum Greinen im Gedanken an ein früheres humaneres Zeitalter der Kriegführung, da denkt der Mann nur an die deutschen Kinder, die nach Brot schreien, an die furchtbaren Opfer, die wir dem englischen Moloch zurzeit schon gebracht haben, an die Tausende von Helden in den eisigen Schützengräben, die alle wieder einmal nach Hause wollen — und sie wollen als Sieger heimkehren, die sie heute sind, — nicht auf den elenden Verständigungskrücken, die Herr Wilson für sie bereit hat (Beifall und Händeklatschen). Hier liegt die Richtschnur für den handelnden Staatsmann und für die Interpreten seiner Gedanken. Alle anderen führen abwegig in Deutschlands Verderben, ermangeln auch der rechten Tiefe und heißen Liebe zu unserem geliebten Volke. Gott und dem Kaiser aber sei es gedankt: der uneingeschränkte U-Boot-Krieg erschüttert die englische Volkswirtschaft und die ganze englische Kriegswirtschaft der Entente in ihren Fundamenten. Die Morgendämmerung, die uns die Friedenssonne bringen soll, hebt an ...

Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg hat uns noch eine besondere Freude gebracht: die diplomatische Niederlage unseres Freundes Wilson! Diese Freude ist auch rein menschlich so echt, daß man darüber zeitweilig den ernsten politischen Hintergrund vergessen könnte (Zustimmung und Heiterkeit), und da nun auch Mr. Gerard sein Berliner Spionagebureau geschlossen hat, atmet das deutsche Volk erleichtert auf, befreit von dem fürchterlichen amerikanischen Alpdruck (Händeklatschen). Voraussetzung ist allerdings, daß Mr. Gerard vor Friedensschluß nicht wieder auf der Bildfläche erscheint. Der Aufenthalt dieses Mannes am Sitz der deutschen Regierung, der intime Verkehr der verantwortlichen Männer mit ihm, seine heuchlerischen Freundschaftsbezeugungen, während sein Herr und Meister Wilson uns mit unverschämten Noten

Digitized by Google

niederboxt — das alles war zur quälenden Pein für uns geworden; noch quälender war unsere Pein, als Gerard auf dem historischen Handelskammerbankett den Reichskanzler seinen Freund nannte. Das war derselbe Gerard, der einige Tage zuvor in Kopenhagen erklärt hatte: ‚Sollte es zur Ablehnung des Wilsonschen Friedensangebotes der Friedensvermittlung kommen, so darf Deutschland daraus nicht etwa das Recht herleiten, nunmehr den rücksichtslosen U-Boot-Krieg zu beginnen.‘ In diesem Punkte bleibe es gebunden an die Versprechungen, die es Amerika gemacht hat. Sollte Deutschland dennoch sich über diese Bedingungen hinwegsetzen wollen, dann wird Amerika, gestützt auf seine gewaltige Stahlindustrie und im Vertrauen auf die unverlorene angelsächsische Zähigkeit das zu tun wissen, was es seinem Interesse und seiner Ehre schuldig ist. Ein altes deutsches Sprichwort sagt: Wie der Herr, so ’s Gescherr. Wilson jenseits, Gerard diesseits des Ozeans, der große drohende Mann ...

Amerika trägt die Verantwortung für die entsetzliche Dauer des Krieges. An den Händen seines Friedenspräsidenten klebt das Blut Zehntausender deutscher Familienväter, auf Amerika lastet die ungeheure Schuld, der der Begriff ‚Neutralität‘ zum geheiligten Stichwort wildester Börsenspekulation geworden ist, daß das Wort vom Völkerrecht zur vergifteten Waffe von Heuchlern und Mördern geworden ist. Es hat seinen ganzen ungeheuren wirtschaftlichen Apparat auf die kriegsindustriellen Bedürfnisse der Entente eingestellt und umgestellt. Granaten, Geschütze, Flugzeuge, U-Boote und U-Boots-Zerstörer samt der nötigen Besatzung, Rohstoffe jeder Art und Menge, alles hat es unseren Feinden geliefert. Dadurch hat es den frühzeitigen militärischen Zusammenbruch Englands und seiner Sklaven verhindert. Den Goldstrom, der als Gegenwert seine Banken überschwemmte, hat es zu Kreditoperationen benutzt, um dadurch den finanziellen Zusammenbruch der Entente zu verhindern, und wir wurden — und das ist das Tollste — an das Narrenseil des Völkerrechts gebunden, um alle diese feindseligen Handlungen, diese ganze todbringende Satanei als amerikanische Neutralität zu verschlucken. Ich glaube, ich spreche aus Ihrer aller Seele, wenn ich sage: Niemand hat bei uns das Bedürfnis gehabt, leichtfertig oder überhaupt mit Amerika anzubinden. Die Torpedierung des gewaltigen Granatendampfers ‚Lusitania‘ war unser Recht und unsere Pflicht! Und wer auch hierzulande vor dem Jammer über die ertrunkenen amerikanischen Frauen und Kinder nicht zur Anerkennung unseres Rechtes kommen kann, der denke zunächst an die deutschen Frauen und die deutschen Kinder, die wir vor der Witwen- und Waisenschaft durch amerikanische ‚Neutralität‘ zu schützen haben (stürmische Zustimmung); wenn er diese heiligste Pflicht in unserem nationalen Daseinskampfe bedenkt, dann wird der verwirrte Kopf ihm wohl zurechtgerückt werden.

Niemand also hat bei uns das Bedürfnis gehabt, mit Amerika anzubinden. Aber ebenso gering ist auch das Bedürfnis gewesen, uns am Narrenseil des Völkerrechts von Amerika erwürgen zu lassen. Dazu fühlten wir uns nicht ohnmächtig genug, unter dem siegenden Arme Hindenburgs, unter dem leuchten-

Digitized by Google

den Sterne Scheers, der über dem Skagerrak strahlt, und in dem felsenfesten Glauben an unsere Seelöwen, die Tirpitzschen U-Boote. (Stürmisches Bravo.) Wir kannten die Größe der amerikanischen Machtmittel; die amerikanische Armee, wenigstens im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung, gehörte noch nicht dazu, — aber wir kannten auch die Grenzen der amerikanischen Machtmittel, und diese liegen vor dem Aktionsradius unserer U-Boote. Wir hören nunmehr von einer Verstopfung der amerikanischen Eisenbahnen, von einer Überfüllung der amerikanischen Häfen. Mögen sie ersticken an ihrem Reichtum, damit Deutschland, unser heißgeliebtes Vaterland, wieder Atem bekommt.

Hinter diesen Bergen an Kriegsmaterial nun ist Mr. Wilson seit einigen Wochen verschwunden. Er sitzt da auf seinem großen Speicher mitten zwischen Recht und Wirtschaft, zwischen Humanität und Granaten ...

In ‚L'Éclair' vom 3. Februar d. J. hat einer der angesehensten Journalisten Frankreichs, Ernest Judet, die Frage aufgeworfen: Ist Wilson sentimental? — eine Frage, die überflüssigerweise auch bei uns — ich meine mit Beziehung auf Wilson — aufgeworfen ist. Leider erfuhr sie bei uns in gewissen Organen eine andere Antwort als bei dem Franzosen. Dieser kommt auf Grund diplomatischer Enthüllungen, veröffentlicht in der ‚Revue des deux Mondes' von der Frau des früheren amerikanischen Gesandten in Mexiko, zu dem Urteil, daß Wilson bezeichnet werden müsse als ein harter und herzloser Mensch; ohne jede Regung von Menschlichkeit verfolgt er seine selbstsüchtigen Zwecke, und wenn er auch dabei ganze Staaten und ganze Völker niedertreten und vernichten müsse. Ohne einen Krieg zu erklären, konnte er die härtesten Mittel benutzen. ‚Wer von einem sentimentalen Wilson spricht,' sagt Judet wörtlich, ‚kann dies nur ironisch meinen.' Die Wahrheit dieser französischen Charakteristik haben wir zwei Jahre lang am eigenen Leibe erfahren. Nun aber wollen wir, daß unter allen Umständen, praktisch im Geiste dieser Erkenntnis unseres Feindes Judet, mit Mr. Wilson und Amerika verfahren werde. Es ist uns amtlich wiederholt versichert worden, daß es nun keinen Zweck mehr für uns habe, auch daß wir über die verhängte Sperre mit Amerika nicht mehr verhandeln könnten. Aber so tief eingefressen ist das Mißtrauen des deutschen Volkes, daß völlige Beruhigung noch immer nicht eingetreten ist. Es gehen neuerdings wieder Meldungen durch die Presse, die diesem Mißtrauen neue Nahrung geben ... Es berührt mehr wie sonderbar, daß gerade jetzt ein Mitglied der Berner amerikanischen Gesandtschaft nach Wien versetzt worden ist, um die dortige amerikanische Botschaft zu verstärken. Wilson rechnet also mit einer erhöhten Tätigkeit und dementsprechend erhöhten Geschäftslast im uns verbündeten Wien nach Abbruch der Beziehungen mit uns. Sonderbar, höchst sonderbar! Nach einem Washingtoner ‚Times'-Bericht vom 4. Februar hat Wilson ausdrücklich das Verbleiben des k. k. Botschafters in Washington gewünscht, damit der Präsident ‚einen gewissen Einfluß ausüben könnte, u. a. auf die Gefangenenbehandlung durch die Zentralmächte, und um mit seiner Hilfe auch sonst bei passender Gelegenheit auf andere Weise Gutes zu tun'. Nun, wenn Mr. Wilson so sehr der Friedenspräsident ist, der Zionswächter für Humanität so besonderes Interesse daran hat, die Gefangenen-

Digitized by Google

behandlung zu beobachten und zu kontrollieren, dann wird er ja auch den Weg zu finden wissen, wo das am dringendsten not tut: in Frankreich!

Das auffälligste Ereignis aber war das Vermittlungsangebot des Dr. Ritter, des schweizerischen Gesandten in Washington. Aus dem deutschen amtlichen Bericht darüber geht hervor, daß wir Dr. Ritter unsere Bereitwilligkeit erklärt haben, die Verhandlungen wieder anzuknüpfen, falls unsere Seesperre aus den Diskussionen ausgeschaltet und die direkten Beziehungen zwischen uns und Washington wieder hergestellt würden, d. h. daß Mr. Gerard nach Berlin zurückkehrt. Über den möglichen Empfang können wir uns nach den feierlichen Vorgängen auf dem Berliner Bankett eine annähernde Vorstellung machen.

Das deutsche Volk hat keine Sehnsucht nach Herrn Gerard. Wenn unsere Staatsmänner noch irgendeinen Wert darauf legen, in diesen Schicksalszeiten im Einverständnis mit der deutschen Volksseele zu leben, so bemühen sie die Herren Gerard und Wilson nicht weiter. Amerikas Hauptinteresse, schrieben die ‚Financial News' am 6. Februar, gelte der Beendigung des U-Boot-Krieges: demgegenüber wollen wir laut unsere Stimme erheben, daß unser Hauptinteresse der schnellen Beendigung des ganzen Krieges durch den U-Boot-Krieg und der Niederwerfung Englands gilt. Dabei darf uns Amerika nicht im Wege stehen, weder in Berlin noch in Wien noch irgendwo sonst auf der Welt. Wir dringen auf Klarheit und Wahrheit; auch um der Sicherung unserer Kriegsziele willen müssen wir auf unbedingte diplomatische Befreiung von Amerika dringen. In seinem tiefsten Grunde ist dieser Krieg ein Kampf zwischen der Freiheit Deutschlands und dem Vernichtungswillen, der ihm durch die angelsächsischen Weltherrschaftspläne droht. Der Streit über die Frage, wer schließlich die Lunte an das Pulverfaß gelegt hat, ob das Rußland mit seiner frühzeitigen Mobilmachung gewesen ist, ist ganz sekundärer Natur. Unser Feind ist der englische Imperialismus, der seit einem Vierteljahrhundert planmäßig daran gearbeitet hat, das englische Mutterland und alle Kolonien wirtschaftlich, politisch und militärisch fest zusammenzuschließen, also ein gewaltiges geschlossenes Weltreich zu schaffen, das über die konzentrierte Kraft eines Viertels der Menschheit gebietet. Neben einer solchen Macht ist kein Raum mehr auf der Erde für ein Deutschland, das nach eigenem Recht, nach eigenen Bedürfnissen, nach eigenen Kulturidealen leben will.

Wie England imstande ist, wenn es not tut, ganze Völker vom Erdboden verschwinden zu machen, darüber hat uns einer der größten Vorkämpfer des englischen Imperialismus, Sir Charles Dilk, in seinem Werk ‚Problems of Greater Britain' im Jahre 1868 belehrt, worin er sagt: ‚Niemand als wir hat es so gut verstanden, andere Nationen zum Aussterben zu bringen.' Gegen dieses England also gilt es in erster Linie unsere Kriegsziele zu fassen und zu sichern. Der Macht begegnet man nur durch die Macht, und darum sind alle unsere Kriegsziele ausschließlich unter den Gesichtspunkt der Machterweiterung zu rücken. Wir brauchen eine Stärkung unserer Macht in Europa und in der Welt, und zwar eine Stärkung unserer militärischen, unserer politischen, unserer wirtschaftlichen und

Digitized by Google

unserer finanziellen Macht. Die Seele aller Macht aber ist der Landbesitz, und darum brauchen wir Landzuwachs sowohl im Westen wie im Osten als auch in Übersee.

Das wichtigste Gebiet, von dem wir nicht lassen können und wollen, liegt vor den Toren unseres Erzfeindes, also vor der Küste Englands. Es ist Belgien. Flandern sei der Siegeslohn für 1917, das hat uns Tirpitz kürzlich zugerufen, und es ist tatsächlich die Losung des ganzen deutschen Volkes. Wir haben auch nur die Wahl, Belgien mit seiner flandrischen Küste unter unseren Einfluß zu bringen, oder es den Engländern ganz zu überlassen. Ein neutrales Belgien, selbst nach den abgegriffenen belgischen Begriffen vor dem Kriege, gibt es für die Zukunft nicht. Entweder erstreckt sich die deutsche Machtsphäre künftig über Antwerpen nach Zeebrügge und Ostende, oder die englische Grenze wird von Calais bis unter die Tore von Aachen vorgerückt, d. h. bis in die bedrohlichste Nähe unserer nationalen Waffenschmiede in Essen. Es erübrigt sich jedes weitere Wort über die eiserne Notwendigkeit der Angliederung Belgiens an den deutschen Reichsverband; die industriellen und handelswirtschaftlichen Gesichtspunkte und die finanziellen Gesichtspunkte treten ebenbürtig neben die strategischen und politischen. Die rheinisch-westfälische Industrie braucht für die gesteigerten Anforderungen der Zukunft den belgischen Rohstoffbereich, wie das Saarrevier das französische Erzbecken braucht. Ebenso können wir Hamburg und Bremen nicht konkurrenzfähig erhalten neben einem englischen Antwerpen, namentlich nicht, seit es deutscher Ingenieurkunst gelungen ist, das Problem der Abbaufähigkeit der belgischen Kohlenfelder zu lösen, die unmittelbar vor den Toren von Antwerpen liegen. Und sie werden von sachverständiger Seite auf 40 Milliarden geschätzt, ein Beitrag zu der Möglichkeit, zur Kriegsentschädigung zu kommen.

Was unsere Strategen im übrigen für die künftige bessere Sicherung unserer Vogesengrenze zu fordern haben, ebenso wie für die im Osten, dürfen wir vertrauensvoll denen überlassen. Sie werden gegen politische Bedächtigkeit schon ihren Mann zu stehen wissen.

Der Landerwerb im Osten ist durch drei Gesichtspunkte bedingt. Einmal durch die Notwendigkeit der Schwächung des russischen Volks- und Reichskörpers, weiter durch die nationale Forderung der Befreiung zum mindesten der Balten, und endlich auf Grund der Erfahrungen, die wir mit dem englischen Aushungerungsplan gemacht haben. Dieser letztere Gesichtspunkt ist unbedingt in den Vordergrund zu rücken. Unsere ganze Zukunft schwebt trotz all unserer Siege, trotz eines im übrigen siegreichen Friedensschlusses völlig in der Luft, wenn wir unser tägliches Brot nicht auf heimischer Scholle bauen. Dazu soll ein deutsches Kurland und ein deutsches Litauen, unbeschnitten durch großpolnische Begehrlichkeit, also einschließlich Grodno und Wilna, uns ihren fruchtbaren Boden hergeben.

Der Kampf zwischen deutscher nationaler Freiheit und englischer Welttyrannei ist mit diesem Kriege in sein erstes Stadium getreten. Wann der zweite

Digitized by Google

Waffengang folgen wird, das liegt im Dunkel der Zukunft, daß er aber kommen wird, liegt heute schon am hellen geschichtlichen Tage. Dann wird England noch gewaltiger gerüstet, aber mit derselben teuflischen Grausamkeit seinen Aushungerungsplan wieder aufnehmen. Der hungrige Magen der heutigen stahlgehärteten, aber ihr alles aufopfernden Generation ruft den Verantwortlichen zu: Schließet keinen Frieden, ohne im weiten Osten die deutsche Magenfrage der Zukunft, die elementarste Frage unseres nationalen, staatlichen und menschlichen Daseins gesichert zu haben ...

Ich habe so ernst zu Ihnen gesprochen, wie die Stunde es gebietet. Eisern ist die Zeit, und eisern rollen noch die Würfel. Ich habe politisch gesprochen; hätte ich militärisch gesprochen, dann wäre jeder Ton gestimmt gewesen auf das hohe Lied des Sieges ... Der politische Siegesmorgen aber scheint noch nicht angebrochen ..."

Es ist unendlich zu bedauern, daß solche Bekenntnisse, wie sie in dem letzten Satze enthalten sind, heute, nach zweieinhalb Kriegsjahren, schon aus Gründen politischer Ehrlichkeit ausgesprochen werden müssen, — wundern darf man sich darüber nicht. Und leider wird den in allerweitesten Kreisen nun einmal herrschenden Zweifeln und Befürchtungen immer wieder neue Nahrung zugeführt. Da hörte man nach den wiederholten feierlichen Erklärungen über unseren ungehemmten, durch keinerlei Rücksichten auch nur einzuschränkenden U-Boot-Krieg von einem Telegrammwechsel zwischen Berlin und Washington, der über die Schweiz ging und als Vermittlungsversuch dieses Staates gedeutet wurde. Indessen hat der Schweizer Bundesrat ausdrücklich erklärt, daß der Gesandte der Schweiz in Washington, auf dessen Initiative der Schritt zurückgeführt wird, dazu nicht befugt war. „Obwohl", bemerkt die „Kreuzzeitung", „die Angelegenheit Unklarheiten aufweist, und obwohl in unserer amtlichen Mitteilung vom 13. Februar dazu bereits von ‚gewissen Zugeständnissen (!) auf dem Gebiet des amerikanischen Personenverkehrs' gesprochen wurde, widerstrebt es uns, über mancherlei andere in dasselbe Gebiet fallende Mitteilungen ausführlicher zu reden. Die Triumphartikel der englischen Presse über diesen Schweizer Vermittlungsversuch, die sofort sagten, Deutschland gebe ja wieder nach, müssen unserer Regierung zeigen, daß jetzt, nach der Entscheidung des 31. Januar und nach dem Abbruch der Beziehungen, unbedingt alle Unklarheiten und Mißverständnisse, alle Gefahren der Mißdeutung auf das äußerste vermieden werden müssen. In der furchtbar ernsten Zeit, in der wir stehen und kämpfen, ertragen Volk und Heer bei uns schlechterdings nicht auch nur das geringste Schwanken, nicht die Besorgnis vor Schwächeanwandlungen und unzeitigem Entgegenkommen. So sehr die entschiedenen Erklärungen am 13. und 14. Februar, daß es im U-Boot-Krieg kein Zurück gebe, daß dieser jetzt im vollen Gange sei und unter keinen Umständen eingeschränkt werden würde, zu begrüßen waren, — die Öffentlichkeit muß es als auffällig empfinden, wenn zweimal binnen 24 Stunden der offizielle Apparat in Bewegung gesetzt wird, um die Sorge vor neuen Verhandlungen mit Wilson nicht aufkommen zu lassen. Amerika kann machen, was es will

Digitized by Google

es gibt hier kein Zurück mehr, und der Kaiserliche Befehl an die Marine vom 1. Februar hat das letzte Siegel darauf gedrückt!"

Und doch noch zum amerikanischen das dänische Zwischenspiel! Auf alles andere war man wohl eher gefaßt, als auf dergleichen! „Hatte nicht", fragen die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 94), „der Staatssekretär Zimmermann selber öffentlich ausgesprochen: ‚Es gibt kein Zurück'? Und konnte uns nicht trotzdem in den letzten Tagen aus Dänemark Kunde kommen, daß unsere Diplomatie darum verhandelt habe, den Engländern zwei Milch- und Butterschiffe aus Esbjerg wöchentlich zuzugestehen — gegen irgendwelche Gegenzugeständnisse, von denen wir annehmen müssen, daß es Gegenzugeständnisse für Dänemark sein sollten, denen die Engländer widerrechtlich einen ganzen Haufen von Schiffen in den britischen Häfen festhalten? Die Engländer würden mindestens einen Teil dieser Schiffe doch nicht weglassen ohne die Verpflichtung, eine oder zwei Kohlen- oder Warenfahrten für England zu machen. Und man wolle ermessen, welch einen Rattenschwanz von Ausnahmen und Durchbrechungen der U-Boot-Sperre sich dadurch schon allein auf dem Gebiet des dänisch-englischen See- und Handelsverkehrs schließen würde. Danach aber würde Holland, würden Norwegen und Schweden kommen und ihre Anträge stellen — und aus Freundschaft für die Neutralen, ja, nur um sie von einigen widerrechtlichen englischen Gewalttaten zu befreien, würden wir dann in der Rolle der ewigen Loyalität zum Schaden unseres U-Boot-Krieges und unserer Lebensmittelpolitik dastehen.

Wir denken doch: Jetzt geht es ums Ganze. Den neutralen Nachbarn dürfen wir gewiß freundlich begegnen. Aber wir sind der Meinung, daß ihnen in dem bestehenden beschränkten Warenaustausch schon jetzt reichlich viel geboten wird, und daß ‚realpolitische' Staatsmänner mehr Lebensmittel und wichtigere Lebensmittel von unseren Nachbarn herausgeholt haben würden. Immer wieder müssen wir darauf zurückkommen, daß wir uns schon vor einem Jahre jede Kakao-Zufuhr aus Holland haben durch den Niederländischen Überseetrust absperren lassen. Wer ferner war nicht erstaunt, als der Staatssekretär Dr. Helfferich vor kurzem erzählte, daß wir im letzten Jahre vor dem Kriege an Norwegen 418000 Tonnen Kohlen geliefert hätten gegenüber 4 Millionen Tonnen im letzten Kriegsjahre? Jeder wird sich gefragt haben: Und dann erhalten wir nur 15 v. H., nur 10 v. H. oder auch letzthin gar 0 v. H. der norwegischen Seefische? Je mehr man eindringt in unsere Lieferungen an Verbündete und Neutrale, um so mehr erstaunt man, daß wir nicht mehr an notwendiger Kriegsorganisation, mehr an Einfuhr fremder Lebensmittel zu uns, mehr an einer wahrhaft neutralen Haltung der neutralen Presse uns gegenüber (auch beispielsweise in der Schweiz) durchsetzen. Zwischen Waggonmangel, Kohlenzufuhrunmöglichkeit und Absperrung von fremden Lebensmittelmärkten wird der deutsche Reichsbürger dergestalt der Packesel für die ganze Welt, der neben den größten Kriegsopfern die schwersten Kriegsnöte und Entbehrungen unter einem manchmal dann allzu bequemen Anruf seines Idealismus zu tragen hat.

Digitized by Google

Wir halten uns für verpflichtet, zum Ausdruck zu bringen, daß jenes dänische Zwischenspiel, das tatsächlich wieder nur am Hochmut und an der Hartnäckigkeit der Engländer gescheitert ist, in weitesten Kreisen des Landes einen niederdrückenden Eindruck hervorgerufen hat, daß es den soeben hergestellten allgemeinen Burgfrieden in Sachen von Kriegs- und Kanzlerpolitik bedroht und daß es auch die ersten Keime neuer Erwartungen vom Auswärtigen Amte auszureuten droht.

Man vergleiche nur, wie England Anleihen, Kohlenlieferung und Frachtraumgestellung selbst von seinen Verbündeten ausnutzt, um seinen Willen durchzusetzen, um die Kriegführung zu verschärfen und die Kriegsorganisation zu verbessern. Welche ungeheuren Erfolge es für seine Politik und Wirtschaft aus den Neutralen herausgeholt hat — davon wollen wir ganz schweigen. Gerade aber bei Dänemark liegt doch die Sache für uns so, daß wir durch die denkbar schärfste U-Boot-Sperre es den Dänen ganz unmöglich machen müssen, nach England noch ferner Lebensmittel zu liefern, daß Dänemark dann an England sein ‚Wir können nicht' erklärt, und daß wir uns dann bereit zeigen, zu den englischen Preisen (dabei fahren wir noch gut) ihnen alle die leicht verderblichen Waren abzunehmen.

Gegenüber Dänemark hat das brutale England ja auch gar keine kolonialpolitischen Daumschrauben, wie gegenüber Holland. Seinen westindischen Besitz hat Dänemark an Uncle Sam abtreten müssen. Und die Verbindung zwischen Dänemark und Island hat England ja bereits ebenso widerrechtlich wie gewaltsam unterbrochen. Ein paar dänische Schiffe hat es in seinen Häfen; gut — dafür erhält sich Dänemark die übrigen Schiffe, die nun nicht mehr für England Bannwaren fahren können, am Leben für die viel günstigere Zeit nach dem Kriege."

Auf jeden Fall, stellt die „Deutsche Tageszeitung" fest, würden die von uns in Aussicht gestellten Zugeständnisse eine grundsätzliche Durchbrechung der Seesperre um England bedeutet haben, die außerdem nicht nur für sich, sondern noch weit mehr wegen der Konsequenzen für andere Neutrale überaus bedenklich gewesen sein würde. „Hier handelt es sich um keine Frage eines Mehr oder Weniger, sondern nur um ein Entweder—Oder. Nur wenn die Welt von der unbeugsamen Entschlossenheit Deutschlands überzeugt wird, keine Zugeständnisse irgendwelcher Art mehr zu machen, sondern den U-Boot-Krieg wirklich ganz uneingeschränkt durchzuführen, kann er die notwendige politische wie militärische Wirkung für uns haben. Jede Abweichung von dem mit dem 1. Februar beschrittenen Wege müßte deshalb für das deutsche Volk den Anfang vom Ende bedeuten. Man darf wohl dringend hoffen, daß mit dieser dänischen Episode jede Gefahr einer solchen Abweichung endgültig vorüber ist."

Nicht umsonst hat während der Kriegszeit eine Richtung, die allezeit mehr „Verständnis" für die Bedürfnisse des Auslandes hat, als für die Bedürfnisse der Heimat, eine ganz außerordentliche Rührigkeit entwickelt. „Nie", so äußern sich die „Leipziger Neuesten Nachrichten", „hat es uns, auch in den maßgebenden Kreisen nicht, an Leuten gefehlt, die ‚moralische Eroberungen' für wichtiger hielten als die Eroberung von ‚Faustpfändern', die vom ‚Wohlwollen' der Neutralen

Digitized by Google

für uns mehr erwarteten, als von der rücksichtslosen Anwendung aller Kräfte und Kampfmittel. Seit über 30 Monaten nun leben wir inmitten einer uns feindseligen Welt; aber der Gedanke an diese bitterharte Tatsache ist manchem immer noch unerträglich. Die an dieser Zeitkrankheit leiden, hungern nach Zustimmung von irgendeiner Seite, und dies krankhafte Bedürfnis verleitet sie immer wieder zu der falschen Annahme, durch gedämpfte Anwendung der Mittel, durch schonende Kriegführung möchte am Ende doch noch irgend jemandes Wohlwollen zu erwerben sein ... Die zuversichtlichen Meldungen aus Kopenhagen über das weitgehende ‚Verständnis', worauf man in Deutschland gestoßen sei, erfüllen uns mit Besorgnis. Wäre es nicht besser, sich auch hier ‚ehrlich zu dem zu bekennen, was wir brauchen'? Den Neutralen zu erklären: Wir brauchen die Seesperre gegen England und wir werden sie daher so erbarmungslos durchführen, wie wir können; seht zu, wie ihr euch damit abfindet? Der ‚Zustimmungshunger' käme dabei freilich nicht auf seine Kosten. Die Neutralen würden lästerlich schimpfen. Dagegen sollten wir nun nachgerade abgehärtet sein. Und da es ein Zurück doch nicht gibt, so wäre es schon folgerichtiger, die Neutralen erführen gleich, woran sie sind. Schon damit auch wir beizeiten erführen, woran wir mit ihnen sind."

Es ist oft zum Heulen, wenn gute Leute, aber schlechte Musikanten durch ihr eifriges Bemühen, jeden festen Entschluß, jede willensstarke Tat zu durchkreuzen, sich geradezu selbst vor den Kriegswagen spannen und dadurch genau das Gegenteil von dem wirken, wofür sie vermeintlich „kämpfen": immer wieder fortgesetzte Kriegsverlängerung. Welche unsäglichen Opfer hat diese politische Narretei schon gefordert! Dabei bekommt es diese holde Einfalt noch fertig, die, die mit entschlossenem Tatwillen dem Kriege ein möglichst schleuniges Ende bereiten wollen, als Friedensfeinde zu bezichtigen! Es ist aber nicht immer nur liebe Einfalt, die solches unternimmt, auch — wohlberechnete Arglist bedient sich der bewußt falschen Anschuldigung, um ihre Zwecke bei denen, die nicht alle werden, zu erreichen ...

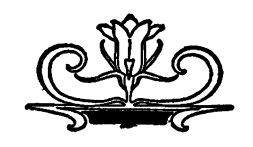
Heute kann man erfreulicherweise auch in Blättern von der „Richtung" des „Berliner Lokal-Anzeigers", kann man im roten „Tag" Bekenntnisse finden, wie die folgenden des Professors Dr. R. Jannasch: „Nur durch die Seesperre erhalten wir die Gewähr, daß Herz, Hirn und Magen unserer Feinde gelähmt werden. Nur wenn England unter Not und Sorge gesetzt wird, kann mit Erfolg auf ein Ende des Krieges losgesteuert werden. Diese Überzeugung ist es, welche die deutschen Führer, an erster Stelle Hindenburg, zur Seesperre überzugehen veranlaßt hat. Nur wenn wir uns für den Krieg mit allen Mitteln gegen England einsetzen, jeder Zickzackkurs vermieden wird, kann der Friede in Sicht kommen. Wenn leitende Staatsmänner das Wort gesprochen haben: ‚Es gibt kein Zurück mehr', so haben sie nur dem Wunsche Ausdruck gegeben, den das ganze deutsche Volk seit Jahren tief empfindet, einem Wunsch, dessen mangelnde Erfüllung es schon bitter genug bisher empfunden hat."

Aber — keine Ungeduld! mahnt zur guten Stunde die „D. T.": „Niemand erwartete und konnte erwarten, daß der uneingeschränkte U-Boot-Krieg sich

Digitized by Google

als maritime Bartholomäusnacht von heute auf morgen abspielen werde. Alle wissen, daß es sich um einen zähen und mächtigen Gegner handelt, für den alles auf dem Spiele steht, und der deshalb alles aufbieten wird an Kräften und Mitteln, was er, seine Bundesgenossen, Gehilfen und Vasallen besitzen. Wir stehen auch heute noch am Anfange des Unterseebootskrieges, und zwar in jedem Sinne: nicht nur der Zeit nach, sondern auch seiner Intensität und seinen Wirkungen nach. Das liegt sowohl im Wesen dieser Kriegführung, als nicht zum wenigsten auch in der Entwickelung der Jahreszeit. Unsere Gegner nun haben das größte Interesse daran, diese Lage der Dinge anders darzustellen, insbesondere glauben zu machen, daß nach einer kurzzeitigen Anstrengung nichts mehr bei dem U-Boot-Kriege herauskommen werde, infolge der Abwehrmaßnahmen und progressiv wachsender Verluste an Booten. Admiral von Capelle hat daraufhin im Ausschusse gesagt, es läge bis jetzt keine Veranlassung vor, mit dem Verluste auch nur eines einzigen U-Bootes zu rechnen. Sollten aber in der Folge Verluste kommen, so würden sie an der Intensität und Wirksamkeit des U-Boot-Krieges nichts ändern, denn man kann versichert sein, daß die Berechnungen dieser ganzen Kriegführung einen genügenden Prozentsatz an Abgängen von vornherein mit einbezogen haben.

Die englischen Darstellungen verfolgen in der Hauptsache wohl drei Zwecke. Einmal sollen die Neutralen ermutigt werden, ihre Schiffe herauszuschicken, dann sollen die Bevölkerungen Großbritanniens und seiner Bundesgenossen beruhigt werden, und schließlich will man auf die deutsche Regierung und Bevölkerung wirken, damit sie glauben, daß der Zweck des U-Boot-Krieges nicht erreicht werden könne und man sich wieder unter amerikanischen Druck stelle und womöglich gänzlicher Depression anheimfalle. Vom britischen Standpunkte aus gesehen sind diese Wünsche und ist die für sie angewandte Taktik sehr begreiflich. Aus diesem Grunde ist das fortwährende Zusammenrechnen von veröffentlichten Schiffsversenkungen in der deutschen Presse nicht zu empfehlen, denn es macht den Eindruck der Ungeduld und damit der Besorgnis, ob alles wirklich so gehe, wie man gehofft habe. Die authentischen Zahlen können erst nach Rückkehr aller draußen gewesenen Unterseeboote durch ihre Meldungen erhalten werden. Diese Ergebnisse sind aber vollständig und wirklich einwandfrei. Warten wir sie immer in Ruhe und mit Vertrauen ab!“





Einigkeit und Vertrauen

Der Schmied schmiedet das Eisen, so lange es heiß ist. Der Arzt schneidet die Eiterbeule, bevor das Gift ins Blut zurücktritt, und — freut sich über den günstigen Fall. Der Volksfreund reicht seinem Volke den Trank der Wahrheit, wann sie ihm zu Häupten steht, und wartet nicht, bis das Grau des Alltags das Feldgrau verscheucht.

Darum kann auch die bitterste Erkenntnis in bitterster Stunde die Einigkeit eines Volkes niemals beirren; nur in dieser, noch gesteigerten Erkenntnis gemeinsamer Not fester zur Gottes- und Selbsthilfe zusammenschmieden.

Darum ist auch ein geheischtes, ein aufgeredetes, nicht erworbenes, nicht freudig vorausgetragenes Vertrauen nur eine Morphiumspritze in der Hand eines Kurpfuschers. Und „hieße er Magister, hieße Doktor gar!"

Gr.

*

Wie das so kam ...

Seitdem wir uns zu dem großen Entschluß aufgerafft haben, schreibt Heinrich Rippler in der „Tägl. Rundschau", „glaubt man bei den Neutralen wieder an uns, rechnet man wieder mit der Möglichkeit, daß nicht Deutschland, sondern England bei diesem letzten Ringen auf dem Platze bleiben werde, sagt man sich leise von dem Glauben, daß Deutschland gegen das allmächtige England und alle ihm Verbündeten doch nichts ausrichten könne, los. Die Sprache in der neutralen Presse ist seit der Ansage und Durchführung des hemmungslosen Tauchboot-Handelskrieges nicht feindlicher geworden, trotzdem die neutralen Länder unter ihm schwer leiden, sondern achtungsvoller gegen uns und kritischer gegen England. Die neutralen Länder sehnen sich nach Beendigung des Krieges und fallen dem zu, von dem sie annehmen, daß er den letzten Schlag führen könne. Bisher baute die überwiegende Mehrheit Neutraliens auf England; nunmehr ist man zweifelhaft geworden. Man sieht Deutschlands festen Willen, die Erfolge seiner Waffe und die Ohnmacht Englands und wird bedenklich oder doch wenigstens zurückhaltend."

Aber noch etwas Schöneres:

„Ein Mitglied der amerikanischen Botschaft gestand uns einmal zu, daß Wilson, Lansing und Gerard vermeinten, bei Deutschland alles durch Bluff erreichen zu können." Sehr schmeichelhaft für — „Deutschland".

*

Noch immer nicht gelernt!

Im Tagebuch dieses Heftes wird eine Rede des Reichstagsabgeordneten Dr. Wildgrube auf der Generalversammlung des Bundes der Landwirte wiedergegeben. In dieser Wiedergabe fehlen einige Bemerkungen über die Bereitwilligkeit des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza — unmittelbar nach Erklärung des ungehemmten U-Boot-Krieges — mit Amerika zu verhandeln. — Die fehlenden Bemerkungen fehlen — aus Gründen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat sich für „autoritativ" gehalten, dem Ab-

Digitized by Google

geordneten Dr. Wildgrube folgendes „Zeugnis“ ins „Dienstbuch“ zu schreiben:

„In der gestrigen Versammlung des Bundes der Landwirte hat der Abgeordnete Dr. Wildgrube an zwei Reden des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza eine Kritik geübt, die sachlich ohne Berechtigung ist und schon deshalb scharf zurückgewiesen werden muß. Herr Dr. Wildgrube hat aber auch nicht berücksichtigt, daß die politische Leitung unserer Bundesgenossen in ihren Handlungen und Entschlüssen die volle Unabhängigkeit besitzt, die der Gleichberechtigung unter den verbündeten Mächten entspricht. Keinem deutschen Politiker steht ein Rügerecht gegen den ungarischen Ministerpräsidenten zu, und die schuldige Rücksicht auf einen der getreuesten und erprobtesten Staatsmänner wird außer acht gelassen, wenn jemand es unternimmt, ihm in öffentlicher Versammlung ebenso haltlose wie ungehörige Vorhaltungen zu machen. Wir bedauern daher auf das lebhafteste die Äußerungen, die der Abgeordnete Dr. Wildgrube getan hat.“

Dazu schreibt nun wieder die „Deutsche Tageszeitung“ (Nr. 99) der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ins — „Dienstbuch“: „sie scheine noch immer nicht gelernt zu haben, mit der Autorität, die ihr in solchen Dingen zustehen sollte, so umzugehen, daß diese Autorität gestärkt und nicht geschwächt wird. Der Abgeordnete Dr. Wildgrube hat dem ungarischen Ministerpräsidenten keine ‚Rüge‘ erteilt, wohl aber gewisse Bedenken und auch eine Kritik ausgesprochen. Das zu tun, steht jedem Politiker frei; es kann nur verlangt werden, daß er, ganz besonders natürlich in dieser Kriegszeit, nicht die durch naheliegende Rücksichten gebotenen Grenzen überschreitet. Ob das in diesem Falle geschehen sei, darüber werden auch manche, die in der Sache mit dem Abgeordneten Dr. Wildgrube nicht übereinstimmen, anderer Ansicht sein als die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘; und das Urteil des Regierungsorgans verliert gerade in diesem Punkt etwas an Gewicht, weil es sich selber in der Form vergreift. Es wäre nach allem wohl zweckmäßiger gewesen, wenn die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ keine in der Form verfehlte ‚Rüge‘ sondern nur die sachlichen Bedenken ausgesprochen hätte, die zu äußern jedermann für ihr gutes Recht halten wird.“

*

Die geographische Lage

Die „D. T.“ bedauert, daß in Ungarn die Führerschaft Großbritanniens nicht so erkannt und so bezeichnet werde, wie es dem Wesen der Dinge entspricht. Das sei ja bis zu einem gewissen Grade begreiflich und ergebe sich schon aus der geographischen Lage Ungarns:

„Gleichwohl muß man vom reichsdeutschen Standpunkte nicht nur, sondern auch vom österreichischen und vom ungarischen wünschen, daß solche Erkenntnis Platz greife. Graf Tisza hat die Bemerkung gemacht: Man führe diesen Krieg ‚zur Rettung unseres angegriffenen Lebens. Wir werden ihn gegen jeden führen unter allen Umständen so lange, aber auch nicht eine Minute länger, als zur Rettung unseres Lebens, unserer Sicherheit und unserer Existenzinteressen notwendig ist‘. Diese Wendungen sind an und für sich gewiß einwandfrei, aber allgemein gehalten und nicht nur dehnbar, sondern je nach dem politischen Standpunkte auch verschieden zu beurteilen. Dieser Gedanke drängt sich um so mehr auf, als Graf Tisza nur die Angriffslust Frankreichs und Rußlands erwähnt hat, aber nicht den großbritannischen Vernichtungswillen, der sich freilich in erster Linie gegen das Deutsche Reich und die Türkei wendet. Ungarn gegenüber befleißigt sich die britische und französische Presse dauernd eines überredend versöhnlichen Tones.

Der Deutsche Kaiser hat anläßlich seiner neulichen Anwesenheit in Wien einem Schriftsteller gegenüber die Wendung gebraucht, daß nicht nur Deutschland, sondern auch die europäischen Neutralen mit auf dem Boden der europäischen Festlandsinteressen dem Angelsachsentum gegenüber ständen.

Digitized by Google

Die Interessen der Bundesgenossen lassen sich vielleicht auf dem Papier trennen, aber nicht in Wirklichkeit."

Auch Ungarn wird durch seine geographische Lage vor dem englischen Großbetrieb nur so lange geschützt, als es einer siegreichen „Entente" (ob das heute — nicht in alle Ewigkeit — wohl England ist?) nicht einfiele, nach Zerschmetterung Österreichs und des Deutschen Reiches, Ungarn als Tauschobjekt an Rußland auszuliefern. England hat mit Tauschobjekten schon in ganz anderen geographischen Lagen gehandelt. Und je billiger das Objekt zu haben war, um so besser. Eigentlich durfte es nichts kosten.

Damit soll nicht gesagt sein, daß England darauf angewiesen wäre, Ungarn nur an Rußland zu verkaufen, oder Rußland in Tausch zu geben. Aber darüber darf man in Ungarn ohne Sorge sein: England selbst würde Ungarn nicht annektieren.

*

Vor Tische las man anders

Im roten „Tag", der Beilage zum offiziösen schwarzen „Tag" oder „Berliner Lokalanzeiger", darf sich Professor Dr. R. Jannasch, wie folgt äußern:

„Die Erfahrungen mit Nordamerika und mit der schillernden, chamäleonartigen Politik Wilsons, die diesen zum Kommanditisten Englands stempelt, konnten nicht den mindesten Zweifel bestehen lassen, daß schließlich mit einer Kunktatorpolitik gebrochen werden mußte, welche den Krieg und seine Entscheidung in unbegrenzte Bahnen oder auf einen toten Strang schob. Das war es ja, was England und seine Verbündeten anstrebten. Auf diese Weise sollten wir und unsere Verbündeten der militärischen wie wirtschaftlichen Auszehrung anheimfallen, und Mr. Wilson war bewußtermaßen der Förderer dieser Politik. Je weniger widerstandsfähig wir, um so schwächer und jämmerlicher wurden auch unsere Gegner. Das war willkommenes Wasser auf die Mühle, die sich in Washington drehte, und jeder schlaue Yankee verstand diese Politik, diese Politik, diese echt amerikanische, populäre Politik, welche die Union als Herrscherin des Erdballs bereits in der Nähe erblickte.

Und das alles war so billig zu erlangen, auch eventuell ohne Krieg, in der Hoffnung, daß die Zentralstaaten durch die Abberufung der Gesandten und Konsuln sich bluffen ließen! Auch wenn es wirklich zum Kriege käme, so brauchte Amerika auf längere Zeit hinaus seine vorläufig geringe militärische Kraft nicht voll zu entwickeln, könnte die Hauptarbeit unsern bisherigen Gegnern überlassen. Alles ganz nach englischem Vorbild, was nun freilich bereits erheblich verblaßt ist: business as usual, d. h. Abbruch der Beziehungen oder Kriegszustand, soweit das eine oder das andere paßt!

Daß die Auszehrungs- und Schwindsuchtspolitik uns nicht länger nasführen durfte — sie hat es schon lange, über Gebühr, getan — war verständlich. Es mußte damit aufgeräumt werden. Haben wir den Hilfsdienst bis zum letzten Mann und bis zur letzten Frau organisiert, um der friedensphilosophischen Reden Wilsons halber, hat unser Volk 2½ Jahre Ströme Blutes vergossen, gehungert, gefroren und sonst geduldet, seine Ersparnisse geopfert, um weiterhin ruhig zuzusehen, wie die Amerikaner unseren Feinden Munition, Waffen, Nahrungsmittel liefern, dabei für Neutralität schwärmen und sich den Beutel füllen? Dann doch lieber zum entscheidenden Kampfe drängen, in welchem zunächst die Nordamerikaner nicht mitzuwirken in der Lage sind. Können sie uns überhaupt durch ihre überpfiffige Politik mehr schädigen, als durch ihre zweideutige Neutralität?"

Die Leser werden sich lebhaft erinnern, daß diese Auffassung und Beurteilung unserer Amerikapolitik seit Jahr und Tag im Türmer vertreten worden ist, soweit es die äußeren Umstände uns irgend gestatteten. Denn es ist noch gar nicht lange her, da wurde in den Blättern mit der Orientierung des „Berliner Lokal-Anzeigers" das genaue Gegenteil gepredigt und galt jedes kritische Wort gegen Wilson und seine Union als sträfliche Ketzerei,

Digitized by Google

wenn es überhaupt ausgesprochen werden durfte. Es hat also eine völlige, hoffentlich aber auch nachhaltige „Neuorientierung" stattgefunden, was nur zu begrüßen ist. Aber erstaunlich ist es doch, wie über Nacht sich Meinungen ändern können, die gestern abend noch mit Motorbetrieb jede andere dröhnend zu zerstampfen drohten. Gr.

*

Diplomatischer „Schutz" der Auslandsdeutschen

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 20. Februar ds. Js. sagte der Abgeordnete Dr. Beumer:

„Unsere Ausfuhr werden wir nach dem Kriege uns wieder erobern, wenn unsere Diplomatie nicht wieder in die alten Fehler verfällt. Diese Fehler lassen drei Erklärungen zu: Entweder haben sie ihre Aufgabe nicht erfüllen können — das darf ich nicht annehmen, weil man doch die klügsten Leute zu Diplomaten macht (Heiterkeit) —, oder sie haben es nicht gewollt — das wäre sehr schlimm —, oder sie haben es nicht gedurft auf höheren Befehl — und das wäre das Allerschlimmste. Gegen alle Verleumdungen Deutschlands in der ausländischen Presse haben sich diese hochmütigen Herren ablehnend verhalten, als sie von Industriellen und Kaufleuten darauf hingewiesen wurden, die Sache richtig zu stellen. Erfahrene Journalisten müßten hier zur Mitarbeit herangezogen werden, da sie doch in erster Linie dazu befähigt sind. Leider besteht an den maßgebenden Stellen vielfach nicht mehr die Wertschätzung der Auslandsdeutschen, wie sie unter Bismarck vorhanden war. Was soll man dazu sagen, wenn in einer offiziellen Antwort darauf hingewiesen wird, daß doch alle Deutschen, die sich einen Wirkungskreis im Auslande geschaffen haben, das nur hätten tun können mit der Gewißheit, daß sie im Falle eines Krieges aus der neuen Heimat ausgewiesen werden würden. Sie sind ja nicht einmal rechtzeitig gewarnt worden! Der deutsche Gesandte in England wußte ja am 2. August noch nicht, daß irgendwelche Verwicklungen kommen würden. Bismarck dachte anders. Als ihn bei der Besitzergreifung von Angrapequena der Abg. Bamberger auf die Schwierigkeiten hinwies, im Falle eines Krieges den Auslandsdeutschen den nötigen Schutz zu gewähren, da war es ihm, wie er später einmal geäußert hat, nicht möglich, auszusprechen, daß das Deutsche Reich zu hilflos, zu arm, zu schwach dazu sei. Er habe nicht den Mut gehabt, eine solche Bankerotterklärung auszusprechen. Das ist die Art eines selbstbewußten Reichskanzlers. Die Grundlage eines Staates bildet der staatliche Egoismus, nicht die Romantik."

*

„Um die Wünsche der Neutralen zu erfüllen"

hat England die neue Verschärfung der Seesperre gegen die Neutralen befohlen. Die „Kreuzzeitung" hält dieses Mittel („Stirb, Vogel, oder friß!") für eine Verzweiflungstat, die deutlicher als alles andere beweise, welche ungeheure Wirkung der ungehemmte U-Boot-Krieg auf England auszuüben beginne. Aber England-Amerika kommt — um „Menschlichkeit" — nie in Verlegenheit: nur aus Entgegenkommen gegen die Neutralen, nur um ihren Wünschen zartfühlend zuvorzukommen, tut es noch ein Übriges zu all den andern Wohltaten für die Neutralen.

„Es handelt sich hier nicht so sehr um eine wirksamere Unterbindung etwaiger neutraler Zufuhren nach Deutschland, als vielmehr um eine neue Gewalttat gegen die Neutralen. Stellte schon die letzte Bunkerkohlenverfügung, nach der neutrale Schiffe nur dann auf die Versorgung mit Heizmitteln in englischen Häfen rechnen durften, wenn sie sich zu Fronfahrten für England bereit finden lassen, einen unerhörten Eingriff in die Rechte der Neutralen dar, so setzt die neue Verfügung den Vergewaltigungen der neutralen Schiffahrt, die sich England und seine Verbündeten im Laufe des Krieges haben

Digitized by Google

zuschulden kommen lassen, die Krone auf. Die englischen Maßnahmen bedeuten nichts mehr und nichts weniger als die Verhängung der Sperre über alle neutralen Länder. England droht alle neutralen Schiffe, die nach oder von einem Hafen fahren, von wo aus es möglich ist, feindliches Gebiet zu erreichen, ohne vorher einen Hafen des Vierverbandes anzulaufen, aufzubringen und ohne Ausnahme als Bannware führend anzusehen. England will also die neutralen Schiffe, die es unter den gegebenen Verhältnissen begreiflicherweise vorziehen, die englischen Gewässer zu meiden, zwingen, seine Häfen anzulaufen und sich damit in die Gefahrzone der deutschen Seesperre zu begeben. Außer dem Nebenzweck, die neutralen Schiffe nach Möglichkeit ihrer wertvollen Ladung zu berauben, läuft die englische Maßnahme in der Hauptsache darauf hinaus, ihren Frachtraum festzuhalten, zu beschlagnahmen und in den englischen Frondienst zu zwingen, denn sind die Schiffe erst einmal in den englischen Häfen, so ist England in der Lage, im Tausch für Kohlen oder Proviantlieferung die Forderung an die Schiffe zu stellen, Zwangsreisen für England zu unternehmen, ohne daß sie das Recht und die Möglichkeit der Ablehnung haben. Auf diese Weise glaubt England der immer drohender werdenden Frachtraumnot abzuhelfen. Und alle diese Maßnahmen trifft England, wie Lord Cecil versichert, um die Wünsche der Neutralen zu erfüllen. Also bedeuten die Schwarzen Listen, die Handelsspionage, die Beschlagnahme der Briefpost ein Entgegenkommen Englands den Neutralen gegenüber!"

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" — sagt Goethe. Das ist England — bei Strafe! — immer gewesen und wird's so lange bleiben, als ihm kein ebenbürtiger Machtwille diese — heute — auch von ehrlichen Neutralen längst durchschaute Maske in Fetzen vom Gesicht herunterhaut!

„Im bisherigen Verlaufe des Krieges haben die neutralen Staaten, geblendet durch die Seemacht Englands, fast ausnahmslos dem englischen Druck sich gefügt. Die neutralen Mächte haben es nie für angebracht gehalten, der englischen Willkür energischen Widerstand entgegenzusetzen. Aller Voraussicht nach wird es auch dieses Mal nicht anders sein, und es ist damit zu rechnen, daß sie auch die neuen englischen Beschränkungen ohne einen Erfolg versprechenden Protest hinnehmen werden, wenn auch die Erbitterung über das Vorgehen Englands im Wachsen begriffen scheint."

Was sind — ohne deutsche Unerbittlichkeit — neutrale „Erbitterungen"? So wohlfeil, wie deutsche moralische „Entrüstungen"! — Ja, wenn unsere großen Tatmänner überall nach dem Rechten sehen könnten! Aber die haben schon Übermenschliches — weit über ihr eigenes, unerhörtes Reich — errungen. Das weiß jedes deutsche Kind, — Vater und Retter heißen sie dem ganzen deutschen Volke, ob es nun die Feder, den Hammer, den Pflug führt oder das Schwert. Aber sie haben noch ein anderes Schwert aus Alberichs Zauber erlöst, das Schwert, das, bald verscharrt, stählernes Siegessingen nun in uns allen wieder erklingen läßt. . . .

Und doch altgewohnte Zwischenspiele, klapperbeinige Totentänze — der hemmende, lähmende Zweifel —, Mehltau, der auf die kaum erst wieder frostentspannte Flur fallen muß? — Weil auch dieser neue Wein durch die alten Schläuche gehen muß? Ja, muß denn dieser allzu seßhafte „Erdenrest, zu tragen peinlich", aller sieghaften Urkraft bleibend sich ankleben? Wird der Wein um des Weines oder um des Schlauches willen gekeltert? Um — die Wünsche der „Neutralen" zu erfüllen? Gr.

Noch immer „Hoffnungen"?

Durch Wolffs Telegraphen-Bureau ward uns kundgegeben, daß die amerikanischen Mitglieder der Besatzungen des seinerzeit eingebrachten englischen bewaffneten Dampfers „Yarrowdale" freigelassen worden sind. Man hat ihre „ausnahmsweise Freilassung schon vor längerer Zeit beschlossen". Es ist, so meint die „Deutsche Tageszeitung" vom

Digitized by Google

22. Februar ds. Js., nicht ganz ersichtlich, warum man sie dann nicht gleich entlassen hat, denn, wie auch die Mitteilung hervorhebt, mußten sie von Rechts wegen als Kriegsgefangene behandelt werden. „Die Mitteilung gibt als Grund an, daß die Leute nicht gewußt hätten, daß sie in Deutschland als Besatzung eines feindlichen Handelsschiffes, als Kriegsgefangene, behandelt werden würden. Dieser Grund würde die Auffassung voraussetzen, einmal, daß solche Erklärungen glaubwürdig seien, und dann, daß man nur das Recht habe, solche Gefangene als Kriegsgefangene zu behandeln, welche mit fröhlichem Freimute versichern, daß sie genau über die Folgen ihrer Handlungen unterrichtet gewesen seien. Wir bekennen, daß uns die Logik der Begründung der Freilassung nicht schlüssig erscheint. Nach zahlreichen Berichten der ausländischen Presse ist seit Einbringung dieser Leute von seiten der Vereinigten Staaten ein starker Druck wie es scheint auch mit Androhung der Kriegserklärung auf die deutsche Regierung ausgeübt worden.

Der Schluß der Mitteilung nun fällt aus ihrem sonstigen Rahmen heraus, denn er hebt hervor, daß die deutschen Schiffe in Amerika nicht beschlagnahmt und ihre Besatzungen nicht interniert seien. Nachdem man das erfahren habe, seien die Yarrowdaleleute freigegeben worden. Auch die Logik eines solchen ‚Ausgleichsverfahrens' entzieht sich unserem Verständnis: die Yarrowdaleleute wurden mit Recht als Kriegsgefangene behandelt, die deutschen Dampfer und ihre Besatzungen wären gegen alles Recht beschlagnahmt bzw. interniert worden. Eine Beschlagnahme und Internierung der deutschen Handelsschiffe und Mannschaften kann in Zukunft jeden Augenblick und bei jeder Gelegenheit von seiten der Vereinigten Staaten vorgenommen werden, während die Yarrowdaleleute, einmal freigelassen, nicht mehr erreichbar sind. Alles in allem bedeutet mithin die Freilassung der Leute ein unter amerikanischem Drucke erfolgtes, durch amerikanisches Verhalten sachlich keineswegs begründetes deutsches Entgegenkommen. Hoffen wir, daß es die Hoffnungen rechtfertigen werde, welche anscheinend darauf gesetzt werden."

Von den „Hoffnungen" auf Amerika — hofften wir nun wirklich endlich kuriert zu sein. Es scheint aber, wir bedürfen noch einer Nachkur. — Herr Gerard ist nicht umsonst so lange als Botschafter des neutralen Herrn Wilson in Berlin geblieben; nicht umsonst hat er den Herrn Reichskanzler „seinen Freund" genannt und sicher hätte er sein Spionagebureau am Sitz der deutschen Regierung noch lange nicht geschlossen, wenn nicht höhere Gewalt dazwischen gefahren wäre. Gott sei Dank haben wir noch einen Kaiser, Gott sei Dank haben wir noch auch Hindenburg und Ludendorff.

*

Unter dem Schutze des neutralen Sternenbanners

Der berüchtigte Renegat Weil, der sich in England den seine ganze Persönlichkeit so treffend bezeichnenden Namen: Wile beigelegt hat, hat bei Gelegenheit eines in London in der „Aeolian Hall" Ende Januar d. J. gehaltenen Vortrags über das Thema: „Deutschland — — gestern und heute", einige gerade jetzt recht wichtige Mitteilungen über die Zahl der Amerikaner, die als Freiwillige im englischen Heere dienen, gemacht.

Wenn auch der ganze Mr. Weil nur aus Schwindel besteht, so liegt doch gerade hier kein Grund vor anzunehmen, daß er auch diesmal wieder „wiled", zu gut deutsch: betrogen habe, denn die von ihm genannte Zahl stammt, wie er besonders hervorhebt, nicht von ihm, es ist eine amtliche Schätzung! Er sagte mit einer Verbeugung vor dem stammverwandten Amerika, man schätze die Zahl der bei den englischen Truppen auf den verschiedenen Fronten gegen die Mittelmächte kämpfenden Amerikaner auf rund eine Viertel Million.

Und alle diese Leute sind ebenso wie die ungezählten Massen von Waffen und Mu-

Digitized by Google

nition unter dem Schutze der neutralen Flagge Amerikas herübergekommen und wehe, wenn einem dieser Tramps auf seiner Fahrt nach England ein Haar gekrümmt worden wäre! Denn die amerikanische Regierung antwortete auf die deutsche Note vom 4. Mai mit einer neuen Note vom 10. Mai, die mit dem folgenden Satze schloß: „Um jedoch die Möglichkeit eines Mißverständnisses zu vermeiden, teilt die Regierung der Vereinigten Staaten der Kaiserlichen Regierung mit, daß sie keinen Augenblick den Gedanken in Betracht ziehen, geschweige denn erörtern kann, daß die Achtung der Rechte amerikanischer Bürger auf der hohen See von seiten der deutschen Marinebehörden in irgend einer Weise oder in geringstem Grade von dem Verhalten irgend einer anderen Regierung, das die Rechte der Neutralen und Nichtkämpfenden berührt, abhängig gemacht werden sollte. Die Verantwortlichkeit in diesen Dingen ist getrennt, nicht gemeinsam, absolut nicht relativ."

Als jetzt die deutsche Regierung, genau nach ihrem s. Z. ausdrücklich vorbehaltenen Rechte, diesen ständigen Neutralitätsbrüchen und Völkerrechtsverletzungen durch Eröffnung des neuen U-Boot-Krieges ein energisches Halt! gebot, da ließ der „Friedens-Präsident" seine Maske fallen und bekannte sich offen als Parteigänger der englischen Gewalt- und Piraterіepolitiker. Wir haben das nicht anders erwartet! Unsere U-Boote werden, außer der Lebensmittelzufuhr und den Munitions- und Waffensendungen, in Zukunft auch die Reisen solcher „Neutraler" — ganzer und halber — zu verhindern haben und wissen. Je energischer das geschehen wird, desto näher sind wir einem siegreichen Ende dieses uns so frevelhaft aufgezwungenen Krieges. F. K.

*

Zureden hilft —?

Heringe sind heute für uns ein seltener Leckerbissen. Brot, Fleisch, Butter u. a. bekommen wir regelmäßig, wenn auch nicht „verwöhnten Ansprüchen genügend", zugeteilt — Heringe nicht. Und dabei ist in Holland ein riesiger Vorrat dem Verderben ausgesetzt. Wie aus dem Haag gemeldet wird, dürfen die Heringe nicht nach Deutschland, können aber nur schwer irgend anderswo hingebracht werden, und in Holland selbst können sie nicht verbraucht werden. Der Vorrat beläuft sich auf Zehntausende von Tonnen, und wenn die Regierung nicht schnell Mittel ergreift, diesen Vorrat dem Verbrauch zuzuführen, so geht er verloren. Die „Magdeburgische Zeitung" redet nun den Holländern gut zu:

„Von deutscher Seite kann man da den Neutralen nur raten: Schickt alles nach Deutschland! Ihr seid durch vertragliche Abmachungen an England gebunden, das nicht zu tun? Narren! Hat England euch eine, aber auch nur eine Abmachung gehalten? Es will euch nicht geben, worauf ihr rechtlichen und verbrieften Anspruch habt, für alles forderte es eine Gegenleistung, die zugleich eine Parteilichkeit gegen Deutschland ist. So sind eure Bindungen ohnehin ungültig, weil sie gegen die guten Sitten verstoßen. Aber ihr fürchtet seine Rache? Ihr braucht sie nicht zu fürchten. Es will euch nicht nur nichts mehr liefern, es kann es gar nicht, dafür sorgen unsere U-Boote, die jedes aus englischem Hafen fahrende Schiff versenken. Und meint ihr, seine Dreadnoughts würden vor Amsterdam oder Kopenhagen erscheinen wie einst Nelsons Geschwader? Sie werden nicht, sie verstecken sich in den geheimsten heimischen Buchten aus Furcht vor dem Sieger von Skagerrak und seinen U-Booten! Ihr seid also weder moralisch noch physisch mehr unter seiner Fuchtel. Warum also wollt ihr eure wirtschaftlichen Nöte vermehren, indem ihr eure Produkte in Lagern und auf den Hafenstaden verderben laßt? Ihr seid in einem Notstande und kommt mit jedem Tage tiefer in ihn hinein, derweil ihr die Möglichkeit habt, ihm zu entgehen. England kann euch nichts, Deutschland kann und ist gewillt, euch wenigstens das Notwendigste zu geben, und euch für gutes Geld abzukaufen, was ihr eurem Peiniger liefern solltet, damit — er

Digitized by Google

euer Tyrann bleiben könne! Narren noch einmal, wenn ihr schwankt und zaudert! Eure Freiheit des Handels und Handelns, die England euch mit glatten Worten verbürgte, und die es schamlos vergewaltigte — ihr könnt sie nur erhalten, wenn die deutschen U-Boote den Hunger in England erzeugen. Und jetzt habt ihr die Möglichkeit, ein bescheidenes Teil dazu beizutragen. Wollt ihr euch die Schicksalsfrage versagen? Wir schaffen's auch ohne euch, aber eure Kinder und Enkel werden euch verspotten, wenn ihr das Gebot der Stunde nicht erkennt!"

Das Magdeburger Blatt hat ja so recht! Aber recht haben allein hilft manchmal so wenig wie Zureden allein. So ganz einfach, wie die Magdeburgerin sich das vorstellt, liegt die Sache doch nicht. Erst die Holländer (wie alle anderen Neutralen auch) überzeugen, daß wir auch wirklich nicht nur die Macht haben, sondern auch den unerbittlichen Willen, die eiserne Entschlossenheit, die zähe Ausdauer, unsere Macht in Taten umzusetzen, wie die Engländer, — das würde den Neutralen mit viel weniger Recht und Zureden eingehen. Und — wir hätten die Heringe.

Aber schon eine gute — Kaufmannspolitik der „Zentral-Einkaufs-Gesellschaft", und wie die Ämter alle heißen, hätte Rat schaffen können. Manche Neutralen würden sich vielleicht gar nicht so einseitig auf England haben festlegen lassen, wenn wir selbst nur — in jeder dieser Hinsichten — besser beraten gewesen wären. Das sollte eigentlich nicht erst gesagt zu werden brauchen — denn in diesem Punkt herrscht heute noch ungetrübter Burgfrieden. Gr.

*

Blumen und Geschenke

Unser Botschafter in Wilsons Vereinigten Staaten, der Herr Graf Bernstorff, hat sich für seine — Verabschiedung in ergreifender Weise bedankt. „Man kann nicht sagen," meint Graf Reventlow, „daß die Veröffentlichung seines von Freundschaft überfließenden Herzens in den gegenwärtigen Augenblick hineinpaßt. Der bisherige Botschafter betont zwar, daß er sich nur an seine persönlichen Freunde wendet. Aber wenn das der Fall war, so hätte sich dieser Erguß wohl unter Ausschluß der Öffentlichkeit vollziehen lassen. Daß die Worte des Botschafters tatsächlich aber nicht nur den persönlichen Freunden gegolten haben, geht aus dem Satze hervor: ‚Ich hoffe, daß der Krieg vermieden werden und die alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bald wiederhergestellt werden.' Die Beziehungen sind durch den Präsidenten Wilson abgebrochen worden, und zwar unter Umständen und in einer Weise, daß man diese Abschiedsworte des bisherigen deutschen Botschafters nicht als am Platze bezeichnen kann. — In einer ‚letzten Antwort an das amerikanische Volk' dankt Graf Bernstorff noch für Blumen und Geschenke. Sind er und seine Gattin denn vom ‚amerikanischen Volke' beschenkt worden? Es will uns scheinen, als ob der ehemalige Botschafter nicht ganz über das richtige Augenmaß verfüge. Aber rührend sind und bleiben diese Kundgebungen —: ‚Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!'"

*

Die verkannte Italia

Der Petersburger Berichterstatter des „Giornale d'Italia" beklagt mit begründetem Schmerze, daß Italien in Charkow schnöde verkannt werde. Ganz gemein ist er nur zu oft gefragt worden: „Wie konnten die Italiener als Verbündete Österreich-Ungarns diesem in den Rücken fallen?" Der Berichterstatter meint, bei solchen Fragen könne man schwermütig werden. Es sei auch bedauerlich, daß man außerhalb von Petersburg nichts von Italien wisse. Für die Provinz existiere Italien so gut wie gar nicht, und man stelle es kaum höher als Portugal.

Es ist nicht zu unterschätzen, daß die öffentliche Meinung in Rußland über Bündnispflichten immerhin doch noch anständiger denkt, als die italienische Kultur — und das muß man aus italienischem Munde hören? Armes — „Portugal"! Gr.

*

Digitized by Google

Diplomatisches

Bei dem Rücktritt des Herrn de Claparède von dem Berliner Gesandtenposten hat der eidgenössische Bundesrat für rätlich erachtet, einstweilig und für die Dauer der schwierigen Zeitlage keinem der Herren aus der Diplomatie, sondern einen persönlich als tüchtig bekannten Mann, den bisherigen Präsidenten der schweizerischen Bundesbahnen, Dr. Haab, nach Berlin zu senden. Mitbestimmend hierfür war, daß sich die Schweiz schon in der Person des römischen Gesandten, des ebenfalls nicht aus dem diplomatischen Dienst hervorgegangenen Herrn von Planta, eines Vertreters von verlässiger Klugheit und Energie erfreut, wie man sie braucht, wenn die Diplomatie in die Lage kommt, politische Aufgaben zu erfüllen. —

Sehr hübsch war, was im Türmer Heft 10 S. 692 von dem Herrn v. Flotow und seiner Abwesenheit vom Amtssitz während der bedenklichsten Zuspitzung der Marokkokrisis erzählt wurde. Die „persönliche Abwesenheit“ ist übrigens darin typisch, daß sie sich auch in die Sphären der „Berufs“-Konsuln und der Generalkonsuln erstreckt.

In den unbeschreiblich gescheiten Mitteilungen, die unser exmittierter Gesandter in Athen, Graf M., über die Minister dort und den König Konstantin einem Journalisten der dänischen „Nationaltidende“ machte, erwähnte er auch, als die Aufforderung der Entente, Athen zu verlassen, an die deutsche Gesandtschaft erging: „Ich selbst war nicht anwesend.“ „Das Personal verweigerte die Annahme des Schreibens.“ Demnach ist das „Personal“, wenn doch niemand weiter vorhanden ist, als geschult genug zu betrachten, daß man ihm in kritischen Angelegenheiten die selbständige Behandlung nicht bloß tatsächlich, sondern fortan auch formell überlassen könnte.

Wahrhaftig, wir brauchen Neuorientierung. Und wir mögen dafür von der auch hier, wie in allem, bewährten Klugheit der Berner Regierung den richtigen Fingerzeig entnehmen. Seit dem Januar ist uns die große Hoffnung aufgestiegen, daß vielleicht nun Muck und Verstand in die auswärtige Politik des Deutschen Reiches kommen sollen. Drum aber auch fort mit Lemuren, die da nur im Wege stehen. Raus mit den Unnützlichen, raus da aus dem Haus da, „wo der Zimmermann das Loch gelassen hat“ — sagt eine volkstümliche Redewendung. F.

*

Brot, Schwamm und Harfe

Wieder einmal (zu Kaisers Geburtstag) preist ein deutscher Diplomat, Gesandter in S., Europiens „gemeinsames Kulturleben“, bejammert den „Bruderkrieg“ (!), hofft von dem „europäischen Gefühl“, preist die „Entwicklung Europas“ und die „Entwicklung der Menschheit“. Kultur ist sehr schön, aber es gehört zu ihr auch geistige Klarheit. Wir wollen nicht dahin sinken, daß wir ihr Wort unnützlich im Munde führen, ähnlich den Politikern der Franzosen, Italiener und Portugiesen, die, je unwissender und ungebildeter sie persönlich sind, desto blaueren Dunst von der Zivilisation zu reden pflegen. Wir danken überhaupt für diese Brüder. — Mitten im letzten, höchsten Krafteinsatz des Krieges, der um unser Dasein geht, ziemt es sich nicht, von der gemeinsamen Kultur zu flennen. Die europäischen Brüder haben uns Hunnen öffentlich infamiert und aus der Kulturmenschheit ausgestoßen; da muß dann an sichtbaren Stellen ein bestimmter Takt vorhanden sein, der auch den falschen Anschein vermeidet, als möchte man sich schon wieder anwinseln. Nebenbei besoldet bisher noch immer das Deutsche Reich diese Herren als „Vertreter“ und nicht Europa oder das „Berliner Tageblatt“.

Zur Kultur gehört auch, daß man das Notdürftige von den Lehren der Geschichte weiß. Nie haben sich Völker redlichere und selbstlosere Mühe um die Kultur gegeben, als die Ostgoten und die Wandalen, und solange ihre Reiche blühten und stark waren, sind sie darin staunend und bewundernd anerkannt worden. Die Wandalen haben so rechtschaffen den Augiasstall der römisch-afrikanischen Provinzverhältnisse gesäubert, daß selbst die Verbissenheit konfessioneller Feindschaft die römi-

Digitized by Google

schen kirchlichen Schriftsteller nicht hindert, an diesen germanischen Arianern eine ungekannte Reinheit und ihnen natürliche sittliche Strenge zu rühmen. Daß man in Rom die antiken Skulpturen banausisch-gleichgültig in die Katapulten lud, während sie ein Geiserich als Kunstwerke schätzte, ist die ungefähre Parallele dazu, wie die Deutschen den Reimser Dom kunstwissenschaftlich behandelt haben und die Franzosen ihn militärisch benutzten. — Daß es noch heute Italiener gibt, ist das alleinige Werk Theodorichs des Goten — und leider das einzige, das er hinterlassen hat. Mit einer Tatkraft ohnegleichen hat er das durch den überseeischen Korn-Großhandel verödete Italien regeneriert, entsumpft, bewässert, neu besiedelt, das bei Nichtstun und Staatsalmosen verkommene großstädtische Proletariat aufs Land hinausgeführt, Bauern- und Handwerkerstände anstatt der Sklavenindustrie des Latifundienkapitalismus erneuert, ein physisch und sittlich schon sterbendes Volkstum wieder auf die Beine gebracht. — Politisch sind Goten wie Wandalen beide an ihrer nationalen Knochenerweichung zugrunde gegangen, dadurch, daß sie für *ihre* Zukunft das Richtige versäumten, daß sowohl ihre Handlungen wie ihre verhängnisvollen Unterlassungen immer nur demütig hoffend auf den Beifall derjenigen zielten, die bloß auf den Augenblick lauerten, sie zu verderben: der römischen Hasser dieser für sie lächerlichen großherzigen Germanen und der arglistigen oströmischen Politik. Hätten sie für sich gesorgt, für ihre eigenen Reiche und Völker, so spräche die Welt heute anders von Goten und Wandalen, die nun wohl für alle Ewigkeit mit einer der verlogensten und schändlichsten von allen unausrottbaren Verdrehungen beladen bleiben.

Ed. H.

*

Für unsere Gegner

Lange Zeit haben die Ententegenossen auch in der Richtung sich der bedrohten Zivilisation angenommen, daß sie das geknechtete Deutschland von seinem inneren Despotismus loskämpfen wollten und gegen diesen die übrige Welt beschützen mußten. Selbst ihnen hat denn doch angesichts der Haltung der Deutschen dieser Vorwand allmählich zweifelhaft werden müssen, und es war still davon geworden. Da kommt ihnen denn wieder einmal (Anfang Februar) das „Berliner Tageblatt" zu Hilfe, indem es von der „Misère unserer innerpolitischen Verhältnisse" spricht und damit sein erneuerndes Petroleum auf die Lampe füllt, die bis an den Rand des Krieges die Kritiklosigkeit der außen wohnenden Völker über die in Deutschland grassierenden Zustände erleuchtend aufzuklären liebte.

Man sage uns unter unsern Gegnern irgendeine Nation, mit der wir hinsichtlich der innerpolitischen Verhältnisse tauschen möchten. Nur in einer Beziehung hat das Blatt recht, wenn es sagt, daß unsere Misère es zur Folge hat, auch die Besserung der außenpolitischen Verhältnisse zu erschweren. Das geschieht durch die fortgesetzte und anscheinend in ihrer Dreistigkeit ununterdrückbare *Irreführung der Auslandsmeinung*. Nicht von Misère sprach Treitschke, er nannte es mit deutschem Wort, was unser Unglück sei. —f—

*

Gesund und ... militärfrei

Im „Zeitungs-Verlag", der Zeitschrift des Vereins der deutschen Zeitungsverleger, findet sich folgende Anzeige (Personen- und Ortsnamen sind weggelassen):

Gesucht von Kreisblatt, plt. (unfern ...) redaktionell vielseitig gebild., sehr fleiß., *alleiniger Redakteur*, flotter *Telephonstenograph*, unverbrauchte, frische Kraft, *Buchdruckfachm.*, heimisch in der mod. Propag., befäh., b. weit. Ausbau d. Bl. sachkund. mitzuwirk. — Beding.: *Bestgeordn. Famil.*- u. *Vermög.-Verh.*, *gesund*, solid, ehrenh., *militärfrei*, wirklich vielseit. geb. Redakteur. Kath. berücks. Ausführl. Angeb. m. Bild, Zeugn., Refer., Anspr. vermitt. ...

Gesund und ... militärfrei! Wo sind heute die gesunden und dazu militärfreien Männer? Es kämen allenfalls Männer über 45 Jahre in Betracht. Die wird der Herr Verleger aber nicht im Auge haben; denn er rechnet ausdrücklich auf eine „unverbrauchte, frische Kraft". Es will scheinen, als ob der

Digitized by Google

Herr Verleger, der einen gesunden und militärfreien Redakteur sucht, nicht mit dem richtigen sozialen und nicht mit dem richtigen vaterländischen Zeitgeist gesalbt sei, sonst würde er schon mit einem weniger als gesunden und militärfreien Redakteur vorlieb nehmen, sintemal der von ihm gesuchte Redakteur eine ganze Reihe löblicher Eigenschaften und Fertigkeiten mitbringen soll, der Herr Verleger aber die Entsoldung eigenartigerweise verschweigt. A. G.

*

Die entschleierte englische Sphinx

Der ehemalige Präsident der französischen Republik Fallière hat sich zum Professor an der Sorbonne Edmond Delhart über die Aussichten Englands im Weltkriege mit einer Klarheit ausgesprochen, die manchem Deutschen manche Enttäuschung hätte ersparen können:

Nur eine Niederlage Deutschlands würde England in die Lage versetzen, alle Versprechungen zu erfüllen, die es eingegangen ist. An die Macht Englands, an seinen Kredit klammern sich die kleinen Staaten, die ihre Existenz für die Entente in die Wagschale geworfen haben. Ein verlorener Krieg streicht Englands Flagge von den Meeren, und darum ist es leicht zu verstehen, daß England mit dem ganzen Aufgebot seiner ungeheuren Machtmittel diesen Krieg führt... Der ganze kunstvolle Bau des englischen Weltstaates muß in sich zusammenfallen, wenn ihm ein Eckstein des Fundaments entzogen wird. Dieser Eckstein ist der Glaube der Welt an Englands Unbesiegbarkeit. Ein nicht gewonnener Krieg ist für England ein verlorener Krieg. Nach einem ersten großen Erfolg, er braucht noch nicht entscheidender zu sein, wird Englands Sprache in der Friedensfrage versöhnlicher klingen. England würde mehr als sein Nationalvermögen verlieren, wenn es einen Frieden schließen müßte, der ihm von dem deutschen Sieger diktiert würde, denn alle Verbündeten Englands und alle seine Schuldner würden dann aus eigener Machtvollkommenheit das Guthaben Englands aus dem Buche ihrer Staatsschulden streichen. Verliert England diesen Krieg, dann hat es ebenso viele Feinde, wie es gegenwärtig Freunde besitzt. Darum muß England siegen, vielleicht würde sogar der Schein des Sieges genügen."

Englands Macht ist groß, aber seine größte, seine kniefällig angebetete Macht ist der Glaube an seine Macht.

*

Veränderte Wahlrechte

Von neuem drängen Stimmen vor, die schon vor der Kriegsbeendigung eine Neuformung des preußischen Wahlrechts, als ob es nichts Eiligeres gäbe, wünschen.

Machen sich denn diese Leute gar nicht klar, in welche ganz unübersehbaren Verhältnisse in jeglicher Hinsicht wir nach dem Krieg eintreten werden? Daß es geradezu verbrecherisch wäre, in diese Aufgaben und Schwierigkeiten, die an die Einigkeit, Klarheit und Festigkeit der Führung die allerhöchsten Anforderungen stellen werden, auch noch ein Experiment hineinzuwerfen, über dessen gewagten und problematischen Charakter jedenfalls kein Zweifel ist? Ed. H.

*

Familienarchive

In Stolpe a. d. O. sind beim Brand des Schlosses der Familie v. Buch Urkunden zerstört worden, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen. Sollte dies beklagenswerte Ereignis — das es auch bleibt, falls die älteren Bestände historisch schon verwertet waren — nicht den Anlaß geben, solche Familienarchive den besser gesicherten Staatsarchiven in Verwahrung zu geben? Auch für Archivalien kleinerer Gemeinden würde sich das empfehlen. H.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

